Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Einundachtzigster Band.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
1912

Inhalt.

Die Zukunft.

Berlin, den 5. Oktober 1912.

Moritz und Rina.

Kressin, Wenzeslaus 1912.

Allergroßmächtigster!

Sie war also hier. Ganze elf Tage lang. Bestand, mit fast zärtlich klingendem Eigensinn, darauf, gerade jetzt zu kommen; unbelohnt über Stoppeln zu wandeln. Daß ich dem verwöhnten Ding die Klitsche lieber mit Garben und Sonne, Korn- und Mohnblumen gezeigt hätte, kannst Dir denken. Seit Juli war mit Wetter ja aber nicht besserer Staat zu machen als in Preußen mit dem allerwerthesten Hollweg. Und das Mariellchen schrieb sich, von Giger aus Sils, vom Lido aus dem Excelsior Palace (wollte sich wohl erst die fürs Land passende Schminke holen), die Finger wund. Landschaftansichtkarten, Lebensansichtbriefe. Sie habe nie begriffen, wie Herbst trüb stimmen könne. (Mit neunzehn Lenzen ich auch nicht; heute dicht bei Fritz Schiller: „Wenn die Blätter fallen in des Jahres Kreise, wenn zu Grabe wallen entnervte Greise...“ Long ago, seit der baltische Kandidatus uns zwei Taugenichtsen die Chorlieder aus der Apfelsinenstadt einpaukte!) Wachsende Sehnsucht, der von ihrem Otto so innig verehrten Mutter, in deren inneren Widerstand sie sich „einfühlen“ könne, endlich ein Wenig näher zu kommen. Kannst nix machen, Kaiserliche Hoheit! Am Ende will man Eine, die der Herr Sohn und Majoratserbe als Hausmutter kiest, doch mal etwas ausführlicher beschnuppert haben. Also! Ganz leicht war mirs nicht; schon weils ihr hier sein mußte wie bei armen Verwandten, die der Wohlerzogene, natürlich, nicht merken läßt, daß er ihre Dürftigkeit spürt. Was aber thäte man

nicht für einen Bengel, den man bebend durch Masern, Keuchhusten, Scharlach bugsirt hat und der Einem ein Vierteljahrhundert lang Licht und Luft war? Dein Schwager: Lustige Person im Vorspiel zur Logirbesuchskomoedie. Trotz Zipperlein mobil wie ein Eichhörnchen zwischen Brutnestern; treppauf, treppab. Umräumen; Sofa, beste Lampe, Gummiwanne; sogar seine höchsteigene Cigarrensortimentstafel mit rasend vornehmem Aufbau (von Deiner, meiner Lotte) in Toilettetisch umgarnirt; weil meiner und der von Miezchen zurückgelassene nicht nobel genug. Hast Worte? Wärs nach ihm gegangen, wir hätten fix noch Elektrizität und anderen Komfort der Neuzeit geleistet. Da zeigte Deine Schwester aber die Pommernborsten. C'est à prendre ou à laisser, scheint ihr. Der Versuch, unseren Aufwand dem der nouvelles couches, der neuen Gentry, wie der Allergroßmächtigste jetzt gern sagt, anzupassen, müßte doch kümmerlich mißlingen; uns obendrein ins Gelächter bringen. Nicht um Venedig sammt allem Zerbrechlichen von Murano. Damit die Leute sagen, jetzt komme Geld ins Haus und die Herrschaft habe sich einen Rippenstoß gegeben, um Wohlstand zu heucheln? Danke. Wie wir sind, müssen verbraucht werden. Marie Luise (so was scheint man in dieser berliner Schicht jetzt zu tragen; wohl frei nach Auguste Victoria; da mein Junge nach Bismarck, nicht nach Bonaparte, heißt, braucht er keinen Neipperg zu fürchten) rückte bei strömendem Regen ins Quartier; auf durchweichten Wegen, die nicht gerade süß dufteten. Mit Schimmeln von Adolf eingeholt. (Der die ganze Zeit dann flott, wie ein Tanzlieutenant, auf den Beinen war, den Galanten alter Schule flaggte und sich ungeheuer niedlich machte; ohne übrigens, wie Wahrhaftigkeit zu erwähnen zwingt, geschmacklos zu werden. Gute Kinderstube verwächst sich eben nicht ganz.) Ist auch bei ihr fühlbar. Nur zwei Koffer: ich athmete auf. Ziemlich geräumige allerdings; hatte aber Schlimmeres gefürchtet. Nichts Seidenes (von außen), kein extravaganter Hut; höchstens Teagown zu sehr nach Rue de la Paix riechend. Offenbar sorgsam für neue Verwandtschaft („Milieu" heißts, glaube ich, in Eurer Sippe) ausgesucht. Ondulation, Parfum, Manucure nicht irgendwie auffällig. Der erste gute Eindruck (berliner März) durchaus bestätigt. Nicht, was Lebchen „netts Mädel" nennt und die Mutter für Ottochen geträumt hatte; nicht so kräftig im Knochenbau und Seelenscharnier, so ganz unser Schlag. Doch ein-

fach und auf ihre Art fein. Was Bismarck donnemals bei Kronprinzens beseufzte und wir zu beseufzen erst in der kühlen Grube aufhören werden, ist hier erfreulichere Wahrheit: das Blut der Mutter, aus gutem evangelischen Haus, ist stärker als des Herrn Papas. Nach dem Diner de rigueur (mußten sie ja den Spitzen vorstellen) allgemeine Befriedigung; nicht nur gemimte. Unser Klüngel hatte wahrscheinlich, nach allem Getuschel, ein übles Judenfrüchtchen aus dem östlichsten Westen erwartet. Davon hat sie nun, dem Himmel sei Dank, keine Faser. (Sollte unser Fürst auch mit dem Nutzen der Rassenkreuzung, den er etwas sehr gestütlich ausmalte, im Recht bleiben? Das walte Gott!) Anfangs ein Bischen zu oft „entzückt“ von allem durch Regensträhnen Erblickten; alles Ländliche zu „interessant“ gefunden und mit dem Gesinde intimer, als Unsereins liebt. Fast so leutsälig wie, vor den Besuchen Königlicher Prinzen und des allerchristlichsten Kardinals, der Kohlenseigneur, dem der entschüchterte Kutscher schließlich „bummeliges Fahren“ vorwarf. Aber sie merkte es bald, gab sich mehr Haltung (auch für sie wars ja höllisch schwer) und nach dann erlangter Sicherheit ging Alles glatt. Selbst mit dem schwierigen Pastor, der das Bedürfniß, der künftigen Patronin die Nieren zu prüfen, nicht unterdrücken konnte und nach einem, zu meinem Entsetzen, sehr länglichen Gespräch mit wolkenlos strahlendem Antlitz auf mich los stürzte. Das sei ja eine gar herrliche Blüthe in Gottes Gärtlein; aus der Tiefe seines zuvor, wie er als aufrechter Mann bekennen müsse, einigermaßen geängsteten Hirtengemüthes müsse er gehorsamsten Glückwunsch zu dieser Brautwahl abstatten; etc. pp. Nicht unwichtig, weil überall Mitesser und sonst des Gemunkels kein Ende. Ihr Wissen hats ihm angethan. Von Augustinus bis zu Nitzsch und den Neusten fest beschlagen und nicht etwa von dem läulich gräulichen Herrn Harnack aus Laodicaea angefärbt. Muß mein Vorurtheil über die „gebildeten“ Weiber in die Mottenkiste? Alle Achtung vor dem Wissensschatz der Kleinen (die mindestens um einen Kopf länger ist als Deine Ergebenste). Philosophie, Germanistik studirt; und Naturkunde I^a (nach dem Begriff agrarischer Unschuld). Nie das landläufige Gänschengeschnatter; redet nur, wenn was zu sagen hat. Dabei bescheiden und mädchenhaft. Unwillkürlich fragt man sich, wie mit solcher Geistesmitgift geworden wäre; ob man das Gebresten einer tristen, von Bruders liebloser

Bequemlichkeit angestifteten Ehe nicht leichter getragen hätte. Und fängt zu begreifen an, was den Sohn einer Preußin in Feuer bringen konnte. Ich kenne ihn und war nie blind für die Mängel von mir Geborener. Zu kaufen ist er nicht. Hätte immer auskömmlich zu leben und würde nicht für eine Million, si le coeur ne lui en disait, den Daumen drehen. Daß mans ihm zutrauen, sein sauberes Herzenskleid mit dem Verdacht schmählicher Geldheirath beklecken werde, gab mir vor Ostern den Knacks. Wer sein Mädchen nah gesehen hat, glaubts nicht mehr; nicht mal die in Fleisch und Bein wandelnde Bosheit. Keine beauté, zu seinem Glück auch nicht du diable; lang und schmal, gepflegt und trainirt, außer den angenehm braunen Augen nichts über die Fräuleinnorm und wohl nur für Pommern von fremdartigem Prickel. Aber in dem ganzen Gewese ist eine schöne Harmonie; und wenn das Luischen (bin nicht für Doppelnamen) warm geworden ist, transpirirt eine stolze, nicht im Mindesten eitle Selbstsicherheit, von der ich noch bessere Ernte hoffe als von allem aus Universität und Seminar Eingebrachten (das in den hellsten und in den finstersten Stunden eines Weiberlebens doch nicht mehr nützt als dem einsam Schiffbrüchigen eine Kravattenperle). Mit Dieser kann der Junge (dems, Du weißt, unentbehrlich ist) sich aussprechen; in jeder Stimmung; in jeder wird sie ihn verstehen. Trügt mein altes Auge nicht, sogar in der borussischen, die an dem Kleinen, wie, öfter, an einer wehrlosen Greisin, so gern und so eklig höhntest. Starr war ich, da merkte, wie genau sie in unser Leben, in adelige Verkehrssitte eingeweiht sei. Ottos Erzieherleistung? Nein: der Herr Geheime Kommerzienrath hat seit Jahren eine ganze Milchstraße von militärischen und civilen Junkern, mit Neunzackigen und Wirklich Geheimen Excellenzen drunter, im Haus und die Tochter war auf einem Halbdutzend märkischer Güter Gast, hat in Schlesien Jagden mitgeritten und bei Deutschen Botschaftern, nicht nur bei Tropengesandten, Cotillon getanzt. Weiß in allem Höfischen deshalb mehr Bescheid als eine loin du bal verrunzelte Pommeranze. Alles, was in Berlin, München, Wien, in Nauheim, Korfu, Homburg passirt ist, hat sie am Schnürchen. Zwei Königlichen Hoheiten de notre crû vorgestellt und in huldvolle Gespräche gezogen (Hofberichtsstil). Weil sie nicht prahlt und protzt, kams erst langsam heraus; ohne Apparat: wie Alltägliches, das man nicht zum Ereigniß aufbauscht. Und

mein unmodern frisirtes Gehirn hatte sich eingebildet, ihr den Unterschied zwischen berliner und sigmaringer Hohenzollern erklären und sagen zu müssen, daß hier, wenn von Fürstenberg geredet werde, nicht der Bankfürst gemeint sei. (Adolf meint freilich, auch Max Egon, den Immermitreisenden, müsse man so tituliren; „gehört zu den Sorgenkonten der Deutschen Bank." Dieser Landwehrmajor erhält sich die böse Zunge bis ins Psalmistenalter.) Hätte mich als Oberhofmeisterin bis auf die Knochen blamirt. Tip Top; jeder Zoll Marie Luise. Daß die berühmte „Auffrischung" der Hofgesellschaft schon so weit gediehen, die Schranke zwischen Adel und Handel heute so leicht zu überklettern sei, hatte ich nicht in Albträumen geahnt. Gut, daß Robert von der Normandie mit seinem nur im Kloster frommen Helenchen nicht mehr über Eure Hofbühne spukt. Das Gold ist uns längst nicht mehr Chimaere. Kannst lachen. Doch mir nicht die Frage verdenken: Wo leben wir?

In der besten aller vorhandenen Welten, flötet Einer, der, wenns noch heute bei uns nach Christengebot zuginge, mein Herr sein sollte (dem Hofmeister des kleinen Candide sonst aber nicht sehr ähnlich sieht). Fletscht alles plombirt übrig Gebliebene und weist mich an die Zeitungen „unserer" (als ob er, selbst in Königs Rock, je auch nur anderthalb Stunden lang konservativ gewesen wäre!) Partei; nur, versteht sich, weil er sicher ist, daß mir dann die knusprigste Gans verpfauche. Die Schreiberei geht wirklich über die höchsten Akazien. Das über Internationales (danke gehorsamst für Belehrung, daß so, nicht „Auswärtiges" zu nennen) Ausgehökerte, selbst wenn altadelige Namen drunter stehen, so dämlich, frech und ekelhaft, daß man die Scham aus dem Affenhaus zurückflennen möchte. Kommt wohl meist aus der Schwabendestillation in der Wilhelmstraße. Baltisch-Port ein Triumph; Zürich-Bern: zwei Triumphe. Dreibund (zum unwiderruflich vorletzten Mal, wie in good old colonial time Barnays und Haases auf den Zetteln stand) so fest, daß überhaupt nicht mehr fester werden kann. Nächsten Donnerstag Heilige Alliance der drei Kaiser, unwiderstehlich nach Beitritt der Bersaglieri und anderer Appeninenhelden. Daß der Zar, gestern angeblich mit Haut und Haar sous le charme von S. M., einen Herrn Poincaré, Advo- und Demokraten, wie ein gekröntes Haupt empfängt, mit ihm den antideutschen Marinevertrag beplaudert, ihm als Manövergast den

Großfürsten Nicklas schickt, der dann in Lothringen, dicht an unserer Grenze, Arm in Arm mit dem General Joffre das Jahrhundert Blüchers und Bismarcks in die Schranken fordert, während seine liebe Frau, in veilchenfarbiger Paquinrobe, mit dem Operngucker nach Metz hinüberäugt, sich von herbeigelaufenen Unterthanen des Deutschen Kaisers bekränzen und anhimmeln läßt und vor dem geschätzten Ohr der Menge allerlei unpassende Fragen stellt: thut nichts. Gar nichts, daß Alles, in West und Ost, gegen uns einig scheint und in Balmoral, indessen wir in selbst möblirter Lügenhölle schmoren, die Erde vertheilt wird. Alles in schönster Ordnung; denn (schreiben sie) Rußland liegt ja in Ohnmacht, England hat weder Geld noch Matrosen und Frankreichs Flotte ist nicht mal einen Schuß ihres elenden Pulvers werth. Der Schwindel erinnert mich immer wieder an den neunundsechziger Winter, wo uns zwei Grünlingen der Vater in Paris täglich aus den Zeitungen vorlas, das Kaiserreich Louis Napoleons sei der Friede und seine Weltherrschaft habe nirgends einen Feind zu fürchten. Je ne dérage plus; und kann nicht fassen, daß Heydebrand nicht mit Keulen dazwischenfährt. Heißt, konservativ sein, das Miserabelste mit Lob hudeln, dann danke ich für Backobst und Klöße. Sind für unsere Sache denn nur manierliche Esel zu miethen, die vor Wonne grunzen, wenn ein Staatssekretär ihnen das Fell gekraut hat? Entweder wissen die Leute nicht, was vorgeht: dann sollten sie die geehrte Sprechanstalt unter Verschluß halten und den rechten Arm in Bandage tragen. Oder sie zeugen bewußt für Unwahres: dann gehören sie, als Landesverräther, ins Kriminal. Uns, als Partei, Stand oder, wie Du spöttelst, Kaste, bringt, in jedem Fall, der Quatsch um Ehre und Reputation: die Puten grinsen ja, wenn man ihnen von Erfolgen unserer Politik zu erzählen wagt. Das, scheint mir, hats überhaupt noch nicht gegeben; wenigstens nicht bei uns. Was für Leute saßen sonst an der Spritze! Roon, beide Bronsart, Robert Puttkamer, Fritz und Botho Eulenburg (NB: Phili, der chronisch Todkranke, überlebt Alle, Feind und Freund!), Stephan, Paul Hatzfeldt, Maybach, Lucius, der Kultus-Goßler, Miquel: Das wog auch, wenns blank, ohne Ministerkittel und Orden, auf die Wage kam. Heute? Minister und Staatssekretär: zieht nur noch bei Schreibern und Laffen. Abgehärtete denken wie der alleweil lustige Prinz, der einem Be-

stöhner unseres inneren und äußeren Jammers mit der Frage ins Gesicht sprang: „Glaubten Sie denn allerunterthänigst, daß die Addition von Nullen eine kaufkräftige Summe ergeben werde?“

Indem ich Dieses niederschreibe (auf den Tag heute siebenmal fünf Jahre, seit gemeinsam im „Faust“, mit Döring und Berndal, schwelgten) und den mit der Zunge tollkühnsten Prinzen erwähne, fühle einen anderen Krötenbiß im Herzen. Daß zwischen altem und jungem Hof der Himmel nicht immer dragonerblau ist, kann ein greiser Preußenmensch jetzt an der vierten Generation erleben. Friedrich Wilhelms „Elise“ und die Prinzessin von Preußen, Augusta und die Tochter der alten Vicky, Kronprinz Fritz und Prinz Wilhelm: ganz richtig hats nie geklappt; und wie tief der Groll manchmal saß, beweist der Brief, den der stumme Kaiser über seinen Aeltesten an Bismarck schrieb (und über den vielleicht auch, wie über den dritten Band von „Gedanken und Erinnerungen“, Guido Henckel das Verfügungrecht hat). Wer alt wird, lernts verstehen. Der Ungeduld wird das Warten schwer, Geschichtenträger belauern jedes Wörtchen: da hagelts Piquirstoff. Unterschied nur, daß früher die Schlossen im engsten Kreis blieben, heute ins Weiteste prasseln. Seit Mai endet der Tratsch nicht. In meiner Stube verbitte ich mirs; merke aber, daß selbst hier die verlorene Ecke gut informirt ist; über Heirathwünsche, Kommandokonflikte, heiklere Szenen, sogar über Hollwegs nauheimer Sendung und Zwiesprache mit dem Glocken-August. Geht Keinen an. Aber man erfährt zu viel. Citirt schon unter dreißig Augen. „Bin jetzt erst recht im Bild Roosevelts, der mal sagte, seine Tochter sei schwerer zu regiren als die Vereinigten Staaten.“ Noch das Harmloseste. Daß der Kronprinz nach der Parade wieder den Hauptapplaus hatte und viermal auf die Rampe mußte (oder: konnte?), wurde balkendick unterstrichen. Und wenn schon der Preßbengel anfängt, sich darüber zu wundern, daß S. M. durch Potsdam fährt, ohne seiner Schwiegertochter mündlich zum Geburtstag zu gratuliren, hats mindestens Elf geschlagen. Sieht denn August Eulenburg, sicher noch der Klügste unter Oberchargen, Kabinets und Adjutantur, nicht die Nothwendigkeit, alle Fensterritzen zu verkitten und die Wetterrouleaux runterzulassen? Ist ja ärger als vor dem Windmond von 1908. Von ewigem und nie grundlosem Gerede wird auch wasserdichter Royalismus schließlich durchlöchert wie

mit Stadtchlor ausgebeizte Wäsche. Ziehst die Brauen bis an die Wölbung, wo einst die Haare lieblich kastanienbraun flatterten, und ächzest: Ein leidig Lied! Stimmt, Herr Brander; sorgt nur, in Eurer Zeche lustiger Kasinogesellen, für schimmelpilzdichten Zustand: dann brauchen anständige Leute es nicht zu singen. Könntest wissen (müßtest!), daß auf meiner Lippe nicht Klatschlied, sondern Trauerkantate. Die in den Wunsch ausklingen soll, daß J. M. nicht ernstlich krank ist, sondern nur, wie „Marie Luise", dans le mouvement, von den Zuverlässigsten („Superlativ oft weniger als Positiv": unser Fürst) hörte, durch allerlei Gefühlsaffektion in diesem launischen Frühling und trübsäligen Sommer gelitten hat. Mit einer so treuen Mutter ginge ich bis hinter Tilsit, nicht nur in die Vendée, wo sichs ja viel behaglicher als mit „Ihm" leben läßt.

In Preußen, schriebst mir vor Sonnenuntergang, kommt immer wieder, selbst wenn Geld allein zu regiren scheint, der Tag, wo die Stimmung des kleinen Landadels wichtig wird. Avis au lecteur; tröstlicher: gehörst zum kleinsten, kannst, unisono mit anderem Heerdengethier, also wichtig werden. Sind Euer Liebden im Recht (Zweifel wäre Babyloniersünde), dann wette für übermorgen auf den wohlthätigen Krach. Zwischen Weichsel und Elbe (weiter westlich sind die Gefühle in Aktien angelegt) riechts nicht mehr nach Hochzeitkuchen. Seit 88 (fast schon ein Vierteljahrhundert! Dein Schwager will für die Dauer des Jubiläums zu Feueranbetern auswandern, weil „durch Orgien des Byzantinismus tobsüchtig würde und in die Gummizelle käme"; und ich trage den Namen dieses Zeitgenossen), seit dem Tode des alten Herrn ist mir, wie dem unappetitlichen Schulterküsser aus der Polakenoperette, „Manches schon passirt, aber so Etwas noch nie"; an verbissener Wuth. Nicht etwa nur über Junkerhetze und Fleischnothgebrüll, woran man nachgerade, bei über die Puppen wachsendem Bier- und Schnapsverbrauch, steigendem Preis für Miethe, Feuerung, Schule, Stiefelsohlen und Bouillontopf, gewöhnt ist wie an Michaelisnebel. „Ueber Allem muß ich mir beklagen", sagte das geflügelte Hausmädchen, als es in Karzin bramsig den Dienstschein nebst Führungzeugniß verlangte. Ueber Allem. Alle denken so. Und das Jätmesser, mit dem ein Gutwilliger dem Unkraut an die Wurzel könnte, ist dick verrostet. Welcher Morgen lacht uns denn mit einer Kunde an, die das gläubige Herze wärmt?

Der Krückstock des Blinden fühlt, trotz allem Geschwafel, daß wir draußen in jedem Spiel Schwarzer Peter werden. Behandlung hinnehmen, die vor dem Jahr der drei Achten der Frechste uns nicht zugemuthet hätte und gegen die unsere p. t. Alliirten unsanft aufmucken würden. Wenn (knirscht der mir von Dir Spendirte, der nur an Abstinenztagen ganz vaterlandlos ist) „das Großfürstenpärchen sich bei Trient oder Triest mit einem Italienergeneral so mausig gemacht hätte, wäre Franz Ferdinand explodirt und in Petersburg, Rom und Cetinje Fraktur geredet worden". Wir? Werden nicht müde, uns dem kalten Nachbar anzubiedern. Der achte große Schwabe soll ja noch vor erlangter Bettschwere Jedem erzählen, daß er Rußland in der Westentasche habe. Mit der unverschämtesten Deutlichkeit wird überall betont, daß man den Krieg gegen die berliner Macht vorbereite; und wir sind, wie verprügelte Dorfbälge, selig, wenn ein Anderer auch einen Nackenschlag einheimst und unser Mamelukenchor jauchzen darf: „Etsch! Dem gehts nicht besser als uns." Und drinnen? Hast mit unserer Kaste nicht viel im Sinn; mußt aber zugeben, daß sie ererbtes Gefühl für das zum Regiren Nöthigste hat. Wer aus Berlin zurückkehrt, ringt die Hände. Versumpft wie Kartoffelfeld nach der Augustüberschwemmung. Nirgends Gedanken, Wille, Muth; der Mahner wird mit Wenn und Aber gefüttert, artig ersucht, die Rücksicht auf die „Oeffentliche Meinung" nicht zu vergessen, oder hört, wie vom Kellner im überfüllten Biergarten: „Nicht mein Tisch!" Immer in Angst, beim nächsten Schritt ins Fettnäpfchen zu treten und die Escarpins ausziehen zu müssen. Deshalb geschieht auch nichts als das Subalternste und der alte Respekt hängt in den Binsen. Wenns anders wäre, müßte man staunen. Wie das Haupt, so die Glieder. Kannst mir verrathen, was dieser Herr Hollweg, der nommé Bethmann, eigentlich treibt? Las, daß er auf Korfu, im Taunus, in Holstein, Rußland, Bayern, Oesterreich, Ungarn „weilte", auf Jagd ging und sich an Minister birschte; las eine Depesche, die, weil dem anderen Globetrotter entgangen sein könnte, für Dich abschrieb. An den Prinzregenten Luitpold (der seitdem offiziell an Greisenbeschwerden laborirt): „Eure Königliche Hoheit bitte ich beim Scheiden aus Eurer Königlichen Hoheit unvergleichlich schöner Sommerresidenz, wo es mir vergönnt war, mit meiner Frau einen leider so kurz bemessenen Erholungurlaub zu-

zubringen, in treuster Verehrung meine ehrerbietigste Huldigung darbringen und nochmals meinen tiefgefühltesten Dank für die so überaus gnädige Jagdeinladung nach Linderhof für den Monat Oktober ausdrücken zu dürfen. Eurer Königlichen Hoheit unterthänigster Diener Von Bethmann-Hollweg." Kanzler des Deutschen Reiches. Ich mußte Baldrian nehmen und war doch unfähig, Adolfen zur Ordnung zu rufen. Der gab seinem Affen Zucker. „Der verwunschene Kanzleirath, wie er im ältesten Possenbuch steht. Warum denn unvergleichlich? Sogar Shakespeare, Bismarck, dreiundneunziger Pommery und die Braut unseres Jungen kann man anderer Herrlichkeit des Himmels und der Erde vergleichen. Was, Mannesseele, ist Korfu, so Dich das nette Berchtesgaden unvergleichlich dünkt? Der Kanzleirath kann nie Distanz halten. Treuste Verehrung, ehrerbietigste Huldigung, tiefgefühltesten Dank (tiefstgefühlten würde der bessere Klippschüler stammeln), überaus hohe Gnade, unterthänigster Diener: weil ihm erlaubt worden ist, auch fern von der Heimath ein paar Böcke zu schießen." Und so weiter im Rüpeltext; Melodie leider paßlich. Als ich den Pelz von der Zunge hatte, schmeckte sie erst den Stoßseufzer über den „leider so kurz bemessenen Erholungurlaub". Korfu, Kiel, Baltisch-Port, Petersburg, Moskau, Berchtesgaden, Gastein, Wien, Buchlau, dazwischen Hohenfinow: kurz bemessen. Schön. Mancher lernt wieder hoffen, wenn gewiß, daß Huckebein nicht „Regirungsgeschäfte erledigt". Dann regnete es Bilderchen. Ein grauer Kreisfütterabend wurde durch die Zwerchfellgewitter aufgelichtet, die über das buchlauer Bild hindröhnten. In allen Saalecken herumgereicht und in Schlückchen, wie uralter Port, genossen. Der (im Ernst) Unvergleichliche im streifigen Ulster, mit Schnürstiefeln, gekrämpten Beinkleidern, Stehkragen, steifem Melonenhut, Stutzerstock in der Linken, beide Arme in spitzem Winkel, vom Filzrand bis unters Kinn in Lächeln verklärt: der richtig gehende Weltmann und Diplomat. Kinder! Ist nicht wenigstens ein Ausfuhrverbot zu erreichen? Im Achilleion blieb Heiterkeit doch in der Familie. Spaß bei Seite: Kannst mir erklären, warum S. M. diesen von Gott und Menschen Verlassenen hält, der ihm hundertzehn Röthelste und drei Dutzend schwerster Schlappen eingebracht hat?

Daß ihn der eben so lange Marschall nun nicht mehr beerben kann, schafft mir freilich kein Herzeleid. Hatte natürlich mehr Grips und, nachgerade, Erfahrung; aber der geborene Intrigant und

eigentlich nur im Schaumschlagen groß. Was jetzt über ihn gedruckt wird, geht auf keine Preiskuhhaut. Unser größter Diplomat und Staatsmann (dann können wir einpacken); unersetzlicher Verlust; Talent und Charakter gleich riesig. Nachbarin, Euer Spucknäpfchen! Wenn nur Bismarckhasser so über den Mann schrieben, der unserem Fürsten das Abscheulichste angethan hat und noch Häßlicheres anthun wollte (Tausch & Co.), würde begreifen. Aber auch Federhelden, die Jahre lang den Ehrgeiz hatten, von Friedrichsruh zu ressortiren. Erinnerst Dich, wie dort die Frau seines badischen Landsmannes und großherzoglichen Mitgünstlings sagte: „Caprivi ist nur dumm, aber Marschall ist gmoi“? Und wie der Fürst, dessen Vornehmheit sonst überderbe Ausdrücke nicht liebte, dem Wuthwort Flügelchen gab? Hundertmal dort citirt. Und jetzt wird aus dem Biebersteiner (der, weißt noch, vor Italienern J. M. „L'Empereuse“ nannte und selbst in allen Botschaften le ministre étranger aux affaires hieß) ein Titan zurechtgewalzt. Dieser Mortimer starb seinem Ruhm sehr gelegen. In London (war, in Parenthese, die verwaiste Schwester nicht im Besitz des zuverlässigsten Röhrchens, als sie im März weissagte, sein Erbe werde dem geräuschvoll ideenlosen Wangenheim zufallen?) wurde von ihm, nach der täppischen Anfangsreklame, mindestens erwartet, daß er, mit Siebenzig, die späte Flitterwöchnerin Britania in ein dreieckiges Verhältniß kosen werde. Schöner Gedanke. Als er, nach ein paar Wochen erster Orientirung und letzter Aufplusterung, in Urlaub ging, war die Karre schlimmer verfahren als je unter Metternich. Der Herr Grey scheint jetzt ja alle Fäden in den Fingern zu haben. Miezens Marinegemahl meint, Krieg sei unvermeidlich und 1913 werde eine putzige Waterloofeier bringen. Seit acht Jahren habe diese Botschaft so oft gehört, daß der Glaube sacht ins Brunnenloch abgerutscht ist. Und wenns Puff und Knuff regnet: wir kriegen nicht. Werde meinen Einzigen nicht wieder im Waffenrock sehen. Auch gut so. Zwischen Weihnacht (der Geheime Kommerzienrath müßte die Laubhütte dem Christbaum vorziehen; will aber nicht) soll Hochzeit sein. Hier, hoffe ich; möchte nicht den halben Thiergarten mit Ordenbehang und rundem Ausschnitt genießen. Der Junge hat die Klinke zum achten Himmel in der Hand. Bis über beide Ohren verschossen; und begeistert von Unabhängigkeit seines Handelns in großen, interessanten Geschäften, bei denen, schreibt er immer, das Geldverdienen durchaus nicht, wie

Mutter fürchtete, die Hauptsache sei. Pourvu que cela dure! Dann hat wenigstens er eines Tages Nutzen von der „herrlichen neuen Entwickelung“, die uns Landmenschen nur genommen, noch nie gegeben hat. Will mich gern dann bescheiden, wenn sein Erstes nicht aus schlechterem Brennholz als der Vater; und die Mutter, trotz fremdem Blut. Daß ichs nun sagen darf, ist in dunkler Zeit Nothlämplein, dessen Leuchten tröstet. Alter lehrt ducken. Lebewohl, Lieber; wo der holde Knabe auch weile. Sicher Nordsee; sicher, wie der unweisere Wotan, unbeweibt selig. Vergiß mein nicht auf der Lebenshöhe! Aus verregnetem Thal grüßt schwesterlich, preußisch

Rina.

Noordwijk aan Zee, Werders Einzugstag 1912.

Mater Mariana!

Oder: Seraphica! Oder: Ewiger Wonnebrand, glühendes Liebeband! Oder: Ops! (Was, wie kein Sterblicher besser als Dein Adolf weiß, die Urgöttin eines, wegen Geschäftsaufgabe, jetzt geschlossenen Antiquitätenhimmels bedeutet.) Oder wie es Euch ansonsten gefällt. Für die von Fortunen begnadete Mama zweier Marien (der zweiten hat mein Prophetengemüth raschen Einzug ins Mutterherz vorausgesagt) schien das Marianische mir am Besten zu passen. Lasse auf Wunsch aber mit mir handeln. Zu unbändig froh, um die liebe Seele in Stacheldrähte zu gittern. Warum? Weil die letzte Vollmondnacht über jede Vorstellung schön war. An Wetterlamento hast auch wohl genug; deshalb nur: so oft Regen wie für den Adler des Götterpapas Leber (à la Prométhée) auf dem Menu. Und Nordküstenregen; den man, ganz wie den excellenten Hollweg, erlebt haben muß, um ihn für möglich zu halten. Auch sonst viel Aehnlichkeit: zäh, langweilig, im Genick eben so lästig wie an den Hacken, aufreizend und doch Schickung von oben. Braun triefender Strand, graugrünes Meer, der geehrte Himmel ein nasser Sack und eine Hundekälte, daß Eisbären sich Sweater kaufen und beglaubigte Lappen katholisch werden mochten. Liebermann, ders noch nicht ist, aber „schon“ (denkt der Allerhöchste Friedensherr) Senator, membre de l'Institut Doktor gar und, was viel mehr sagen will, ungefähr der einzige Gemssohn, den Rinuschka, seit den Netzflickerinnen, ins Herzensschränkchen befördert hat, zog mit einer besonders feinen Herbsternte ab und ihm folgte schnell, was unter schwarzweißrother Fahne das

rosige Licht zu athmen pflegt. Fast alle Strandhäuschen wurden vernagelt. Nur ein paar mobile Donnen von Klärchens Stamm blieben, trotz Regen, Sturm, Hagel. (Will, weil Deine Puschel gern streichle, verrathen, daß auch hier des Mannes zu wenig ist und daß rechts vom Greis im Silberhaar ein Meisje den Besen führt, das, mit seinem Zauskopf und Prachtgebiß dem ältesten Beelzebuben einen Sünderbraten ablachen könnte, und daß links eine Mefrouw wohnt, die in Weiß, Roth, Hell- und Dunkelblau, Wolle, Leinen, Voile, Spitzen, Cape oder Regenmantel gleich lecker aussieht, 's ist jammerschade, sang, um die Zeit des moskauer Brandes, die Meersberg in Kantschukows Lager.) Trost in Himmelsthränen waren mir Bäder und Bilder. Jedes Bad ist, noch zwischen Quallen und Muschelgestöber, ein Erlebniß. Und Niederlands Malerkunst beglückt nach jedem Wiedersehen tiefer. Diesmal hat mich, den Rembrandts Admiralswitwe, Homer und König Saul flinker noch als Nachtwache, Anatomie und Tuchmachergilde zum schwärmenden Knaben verjüngen, Jan Vermeer am festesten Band. Diesem Delfter fehlt ja die mächtige Wunderpfote des Haarlemers Hals; subtilere Zeichnung, feinere Nerven für Seelen- und Farbenvaleur gabs nie. Seine Mädchen und seine Architektur: schlicht goethisch; seine Kuppelszene (lohnt die Reise nach Dresden reichlicher als die Puttenmadonna) bester Wilhelm Meister. Habe geschwelgt. Als hier nur noch Oranje boven, kam auch Frau Sonne. Hitzig war sie nicht; eine kühle Matrone, der man aber nachlechzte, wenns nach Fünf eisig pfiff. Und der Mond rundete sich; wie der heilig bleiche Leib einer Mythenfürstin, der von Menschheitsehnen trächtig ist und in die Welttrauernacht einen Phosphoros gebären will. Der ganze Hofstaat in Gala; des Nordlandheliands Einzug zu feiern; Antike und Moderne, Aphrodite und Berenike, Wagen und Widder. Als ich um Elf von den florentinisch sanft blinkenden Dünen an den Strand lief, wars, als habe für diese Weihnacht eine göttlich verschwendende Hand Milliarden japanischer Kirschblüthen über Meer und Erde gestreut. Links, von Scheveningen, und rechts, von Jimuiden, flammten die Drehfeuer auf. Als winkten Goldbäche: Lasset uns, Silberströme des gestirnten Himmels, der in weißem Feierkleid prangenden Urelemente, lasset in Eure Jubeleinheit auch uns verfließen, daß wir nicht, wie in kalter Taghelle die von Gold Glitzernden, einsam frösteln, wenn dem All sich neue Glaubenshoffnung entbindet! Das Phantastischste, was sich träu-

men läßt. Prosperos Küste in Hochzeitnachtstimmung. Und auf Meilen kein Hominingestank. Alles im Bettchen. Erst gegen Eins zog ich die Decke übers Kinn. Durchkühlt und feucht wie ein Bahrtuch. Doch in mir kicherten alle guten Puppenstandsgeister. Der nächste Morgen goß aus Kannen. Da kam Dein Brief.

Regen? Unsinn! Mir funkelt ja Alles. Und sämmtliche Traumdeuter sprechen: Da ists nun. Der Dir (das beinahe, wie Berchtesgaden, unvergleichliche Lottchen nimmts nicht übel) auf Erden Liebsten ward neue Pflicht, ihr also neues Glück, geboren. Deshalb, nach der Wehenqual, das himmlisch-irdische Nachtfest, ohne Sirenen und Galatee (Mefrouw träumt von Velourshüten, Dantonjabots und Haagsche Hopjes), doch unter freundlicher Assistenz von Psyllen, Marsen, Doriden. „Leih uns, Luna, Licht und Schatten, Klarheit diesem Jugendflor! Denn wir zeigen liebe Gatten unserm Vater bittend vor.“ Halleluja! Oder, falls zu hebräisch: Hurra! Ich bin bereit, dafür einzutreten, daß eine übersinnlich-sinnliche Spektakeloper, weil darin das Abendmahlssakrament in eine Theaterszene ausgestanzt ist, nie auf ein von den Wahnfriedhofpfaffen nicht eingesegnetes Theater kommen dürfe. Bereit, Berchtolds Reden ins Politische zu übersetzen und Alfred Kiderlen fürs Weltpräsidium der Guttempler zu empfehlen. Ich will auf heliotropfarbiger Strickleiter in den Mond klettern und nach der Rückkehr vom speilustigsten Krater alle Berichte lesen, die Herr Solf über seine weltgeschichtlichen Reisen von sich giebt. Trotz dem Winterfahrplan will ich die Reiche Jesu und Satans absuchen, um dem General Booth ins linke Ohr zu flüstern, daß ihn an der Spitze der Heilsarmee nur der Wirkliche Geheime Dernburg ersetzen könne (an dem jedes andere Unternehmen sich den Magen verdürbe und der drum im dritten Jahr schon, auch hierin Unikum, seinen Stellunghunger zu Markte trägt). Soll ich in einem Leitartikel beweisen, daß der König dem Preußenstaat durch den Erwerb und Ausputz des Achilleions mehr nützt als durch Kauf und Kultur schwarzweißen Oedlandes und daß der Große Fritz, wenn ihm nicht der thörichte Einfall gekommen wäre, in den Siebenjährigen Krieg zu ziehen, sicher in jedem Lenz auf Korfu residirt hätte? Wird besorgt. Trübsal aber fürs Erste nicht mehr geblasen.

Wochen lang blies ich nicht, nein: posaunte. Alle Resignation, Skepsis, Pomadigkeit zum Teufel; und, by Jove, nicht ohne Grund. Denn unser Znstand ist allgemach skandalös geworden.

Die sanfte Luna und die auch in Wonne wilde Reinette hatten mir die Schleimhaut der Seele kurirt. Und seit ich dann die von Oeffentlicher Meinung gedeckte Marschall-Tafel sah, knuffte ich mich in das Gelübde, über mit der res publica (Adolf ist als Dolmetsch vereidet) Zusammenhängendes mich niemals hienieden noch aufzuregen. Daß ichs brechen werde, ist gewiß; wärmt in Unwetter aber wie eine Flanellbinde. Darfst nicht etwa, dieses Pimpelbildes wegen, vermuthen, der redliche Tom sei, zur Seite den wärmenden Ofen, nicht mehr abgehärtet. Zehn Minuten nach Sieben in Toilette des Schöpfungtages am Strand; und gegen alles Oeffentliche durch Hornhaut gefeit. Keine Wimper hat über dem Auge gezuckt, das las, welche enormen Kerle Albert Traeger, Emil Jakob, Martin Kirschner waren; Leute, deren Anblick nur der Zweifel überlebte, ob sie zu den knapp Mittelmäßigen oder zu den Unmöglichen zählten. Das ist des Landes der Brauch, dachte man; schnaubte die Nase und entspeichelte sich mit standesgemäßer Diskretion. Jetzt hat mein Hirnthürchen ins Schloß geschnappt. Marschall als großer Staatsmann, dem das Vaterland noch Aeonen lang dankbar sein muß, als Bismarckschüler, keuscher, von Intriguen umbrandeter Charakter, als Befehder Philis, als selbstlos, mit Bewußtsein, in den Sielen Verröchelnder, der, statt seine behaglichen Schachpartien mit Allah und dessen Bazarpropheten weiterzuspielen, pro patria sich in die londoner Nesseln setzt: „Liebeken, Das is mich zu theuer!" Wenn vom siebenten vorchristlichen Saekulum und von einem Sekretär des Jimmu Tenno die Rede wäre, ließe die Narretei solcher Geschichtschreibung sich begreifen. Was seit 1890 in und für Berlin geschah, sollten Einzelne wissen. Nee! So der Presse beliebt, wird aus dem Püstrich ein Gott und aus Baubo eine flecklose Jungfer. Wie wars denn? Zwei Fritzen, der Großherzog und Holstein, heben den badischen Staatsanwalt a. D. zu höheren Sphären. Als Herbert erklärt hat, er stehe und falle mit seinem Vater, schnellt Marschall aus der Versenkung auf die Zinne des Auswärtigen Amtes. Bismarck, der ihn als Bundesrathsmitglied, konservativen Schutzzöllner und andächtigen Tischgast kennt, fragt, ob er ihn wenigstens parlando ins laufende Geschäft einführen, über den Vermögensstand informiren solle; und erhält (der Vater, nicht der Sohn) die Antwort: „Danke". Ob dem Neuling nicht vor dem unbekannten, vielfach coupirten Gelände bang sei. „Noi. Das Auswärtige

war ja stets meine Passion. Ich bin ohne Sorge.“ Wie oft hats der Fürst erzählt! Sein Schlußwort war: „Dann kann ich nur gratuliren. An der Spitze des auswärtigen Dienstes ohne Sorge zu sein, ist ein Glück, das ich in dreißig Jahren nicht oft geschmeckt habe.“ Stelle Dirs vor: der (bleiben wir simpel) an Erfahrung und Erfolg reichste Staatsmann der Erde bietet sich, gratis und franko, als Einpauker an, hat immerhin Mancherlei mitzutheilen, wird aber abgewiesen. Weil die Stimme von oben also befohlen hat. Da weder der Troupier noch der Staatsanwalt im Internationalen Weg und Brücke kennt, weiß Bismarck, daß sie unter Druck gerathen werden; und spricht zu Henckel: „Das Wichtigste wäre jetzt, Holstein mit Anstand aus dem Amt zu entfernen; mit seiner Personalkenntniß, Unermüdlichkeit und kombinatorischen Anlage hätte er die vorgesetzten Dilettanten bald in der Tasche; und so brauchbar er im wichtigsten Stalldienst ist, so gefährlich wäre er als Kutscher. Ausführung oft prima, Leitung nicht diskutabel.“ Holstein will nicht weiter avanciren, aber auch nicht von der über fast Alles geliebten Arbeit scheiden; merkt, wie tief, als der Kaiser ihn in den engen Cirkel laden will, sein Staatssekretär die Lippe hängen läßt; und beschließt, nie bis an die Rampe vorzutreten. Recherche de la paternité bliebe fruchtlos. Auf Marschalls Schuldkonto stehen die ärgsten Fehler. Er kündigt den Russen die Assekuranz; ficht (sehr geschickt übrigens), weils in Rohnstock gefordert worden ist, für Handelsverträge, die Stadt und Land in unheilbaren Haß verhetzen, den Landwirthebund zum Lehnsherrn alles ganz oder halb Konservativen machen und mit Mühe und Noth weggeschafft werden; weckt, durch unbedachte, aber befohlene Reden, in England den Verdacht, daß wir in ihr Transvaalgehege wollen, und läßt in seinem Zimmer von Paul Kayser die Depesche an Paul Krüger redigiren, die alles anglo-deutschen Unheils Mutter wird und von der S. M. sich schließlich vor Rhodes entschuldigen muß. Auch die dritte crux, Politisirung der Bagdadbahn, ist ja sein Werk. Da Alles schief geht, wird er rabiat. Kommt, wegen des Militärstrafprozesses, mit Bronsart, wegen der Glissirungen seiner Preßmenschen mit dem inneren Köller in Konflikt. Und holt, schon in extremis, zu einem Hauptschlag aus. S. M. hat ihn, nach so viel Enttäuschung, dick, mag ihn in keinem Sinn mehr riechen und verkehrt wieder nach der Konvenienz mit Friedrichsruh. Trotzdem, rechnet Marschall, fiele ein Stein vom majestätischen

Herzen, wenn Bismarcks als Brunnenvergifter entlarvt werden könnten; und Einer, dem solche Rechtfertigung des Uriasbriefes gelänge, wäre nicht abzusägen. Wie Carmens Toreador, siegesbewußt, muthvoll die Brust, zieht der Freiherr von Bieberstein, von allem Federvieh freudig umgackert, in den Kampf. Wider den Knaben Leckert, den Spitzel Lützow, den Kriminalkommissar Tausch? In jeder Kleinkinderbewahranstalt wird mans gern glauben. Der Staatssekretär, den Bismarck vor jedem Ohr schroff, oft sogar allzu verächtlich, getadelt hatte, war eisenfest in die Ueberzeugung verbissen, daß hinter den Schächern Herberts Vater stehe, der die Kleinen von den Seinen zur Trübung aller Wässerchen benutzt habe. Ein politischer Kopf hätte gefühlt, daß man selbst einen so schäbig gewordenen Reichsschöpfer nicht an den Pranger bringen könne, ohne das Reich bis in die Wurzel zu schädigen. Der richtige Prokurator läßt die Welt untergehen, um im letzten Abendscheine noch „seinen" Verbrecher ans Messer zu liefern. Fiat justitia! Nur aus der Juristenkurve seines Hirnes sind mildernde Umstände für Marschall zu holen. Er „flüchtet in die Oeffentlichkeit." (Auf der Flucht hatte die Nachbarschaft bisher Deutschlands Geschäftsinhaber nie gesehen.) In der Enge des moabiter Zeugenzimmers zeigen die vorgeladenen preußischen Minister ihm die Kehrseite. Mit Philipp Eulenburg, der ihn nicht auf Boettichers Stuhl abschieben und im A A beerben wollte, ist er noch auf gutem Fuß. Ergebniß des europäischen Riesenskandals: der des Meineides angeklagte Kommissar wird, von bürgerlichen Geschworenen, freigesprochen; er hat niemals mit Bismarck, recht oft aber mit Alfred Waldersee und nicht ganz selten mit Philippo Eulenburg zu thun gehabt. Die sind, Beide, verwundet; der General (der nicht vor die Schranke kam) schwer, der Botschafter (dessen Eid geschworen sein wollte) einstweilen nur leicht. Außerdem wird festgestellt, daß Homunkulus Leckert wirklich vollbracht habe, den armen Chlodwig, Kanzler des Deutschen Reiches, am Waschtisch zu interviewen. Alles rast. Darum ein halbes Dutzend Gelber Jacken vor der Jury. Statt das Schlammgerinnsel im Stillen wegscheuern zu lassen? Darum mußte Waldersees Kapitalanlage in der Firma Normann-Schumann enthüllt, Nikolais Toast und Wilhelms Ohrenschmerz weitschweifig beschwatzt werden? Auch als Kriminalist hat Marschall nun seine Schlappe. Die Kreuzer nicht durchgebracht, den Britenleun am Schwanz gekitzelt, schmierigen Staub aufgewir-

belt, drei Günstlingen Schrammen gekratzt und dem Sachsenwald-mann in neue Glorie geholfen: viel auf einen Schlag. Er kann, nach solcher Leistung, solchem Zusammenbruch im Gerichtssaal, nicht Träger des Verkehrs mit den fremden Mächten bleiben; und bei der Vorstellung, ihn loszuwerden, blüht Hohenlohe in Frühlingsgefühl auf. Ade. Nicht: a. D. Marschall geht, Boetticher folgt; und Köller liest unter rothem Eildepeschenstreif: „Die Kerls sind weg. Nun können Sie wiederkommen."

So (ich hätte viel mehr grobe Fehler einkerben können) wars. Auch in Konstantinopel anders als in der Legende. Marschall hat unverdrossen gearbeitet, viel gelernt und ist ein tüchtiger Geschäftsmann geworden. Hat sich nach und nach sogar die Griffe angeeignet, mit denen Abd ul Hamid zu Nachgiebigkeit zu massiren war. Alles half ihm hier; auch, was im Westen Hemmniß gewesen wäre. Daß er so lang war und sich zu den meisten Fezschädeln herablassen mußte; daß er in Reden und Rauchen nicht eher ein Ende fand als der Teppichhändler, der seinen Smyrna theuer an den Mann bringen will; seine Schwerfälligkeit („er kann sich nie schnell wenden", seufzte Holstein, sein Lehrer, der den ekstatisch nach Bagdad starrenden, im Haag mit den Franzosen flirtenden Zögling nicht mehr zärtlich ansah); der eingeborene Trieb zu Versteckspiel und Intrigue. Tout et le reste. Ein Hexenmeisterstück kam dennoch nicht heraus. Meist Empusenkram in verblüffender „Aufmachung". Von Radowitz (der bis an die Pforte des Algesirasjahres eine viel feinere Nummer des selben Fadens lieferte) war der Nimbus vorbereitet und jedes bewohnbare Schlupfloch aufgewühlt. Marschall kam mit der Sichel, nicht mit Saatkörnern. Und hinter ihm standen: das Deutsche Reich, der Deutsche Kaiser, die Deutsche Bank. Daß er mit solchem Stammkapital in drei Lustren ein paar nette Abschlüsse machte, war schließlich nichts Ungeheures. S. M. (dessen willigstes und biegsamstes Werkzeug er auch am Bosporus, wie im Kasus Krüger, in Sachen der Russen-, Sansibar- und Handelsverträge, stets war und dem jeder dieser Politik gebührende Applaus, von Rechtes wegen, zufallen müßte) galt damals den Türken als der im Ernst Allergroßmächtigste, der dem Islam neue Blüthe anheizen, Russen und Engländern sammt dem griechischen Larissa-Schwager den Imperatordaumen aufs Auge drücken, die Südslaven in Raison bringen, dem Sultan Kreta und Arabien retten, Egypten zurückgeben werde. Daß

sein Botschafter, der mit solchen Bonbons winken durfte und wo stärkere Beschwörerkunst nöthig war, die Siemens, Gwinner, Helfferich an die Nibelungensafes kommandiren konnte, alle Thüren offen fand, brauchten wir nicht auf dem Bauch zu bestaunen. Obendrein kam Alles ganz anders. Der Glanz des blonden Islamschützers bleicht in Marokko: zuerst unantastbares Land und souverainer Sultan, dann der Sultan vom Thrönchen gefegt und Frankreich als Protektor. Abd ul Hamid fängt zu ahnen an, daß ihm geschehen könne, was dem Schäker und Radfahrer Abd ul Aziz geschah; und seine Ahnung wird Wahrheit: England nützt die Zeit russischer Ohnmacht, um Wilhelms erhabenem Freunde die Annehmlichkeit einer Luftveränderung und Liegekur (mit Damenbedienung) zu verschaffen. Unser kaiserlicher Bundesgenosse nimmt Bosnien und die Herzegowina, unser (bis auf Weiteres noch) königlicher Tripolitanien und die Kyrenaika. Der aufs Moskowiterauge gedrückte Daumen dreht sich in den Handteller, dem er reife Pflaumen einschütteln sollte, und pollice verso sieht der Augustus den hastig entfetteten Türkenleib sacht verbluten. Der Traum vom deutschen Oberkhalifen ist ausgeträumt und die schreibende und schwadronirende Osmanenjugend murrt, Marschall rieche allzu sehr nach den Kochtöpfen der hamidischen Giftmischeraera. Trotzdem ihm das Alter schon die Knochen weicht und die Adern mit Kalk stopft, tummelt der Morsche sich früh und spät; macht Besuche, angelt nach neuer Freundschaft, schreibt Berichte (seine Force: alles Erlebniß wog er immer nur nach der Tauglichkeit für den nächsten Bericht an die „maßgebende Stelle“), organisirt, in mündlichem und schriftlichem Verkehr mit Licht- und Schwarzalben der Presse, seinen Ruhm. Quält sich, wie ein fahl gewordener Jockey, vor den Tribünen fit zu scheinen. Vergebens. Wo, armer Yorik, sind nun Deine Schwänke? Wo Deine Ränke, Odysseus von Pera? Ich las, er sei übervoll von „bedeutenden Ideen“ gewesen. Danach schmachtet das bethmännisch dürre Vaterland; und bedauert deshalb inniglich, daß die Gefäße, in die solche Ueberfülle sich ergoß, nichts davon ausschwitzen. Marschalls offizielle „Ideen“ kennen wir; auch des Botschafters. Der Bagdadbahnbau als Haupt- und Staatsaktion, nicht als nüchternes Bankgeschäft (für das man eines Tages ja doch in allen Kapitalistenländern das Geld zusammentrommeln mußte). Folge: der Russe fürchtet die Sperrung seines Zukunftweges an eine eisfreie Küste, Frankreich

das Schwinden seines selbst vom Pfaffenfeind Gambetta sorgsam gehegten Ansehens als des Orientchristenpatrons; England verrennt sich in den Wahn, daß wir à tout prix eine trockene Straße nach Indien suchen; und die zimmerreinen Balkanfürsten stecken die Köpfe zusammen und überlegen, ob sie, wenn auch Deutschland nun noch von dem abgeriebenen Turbankuchen mitessen wolle, sich nicht schleunig verbünden müßten. Des Kaisers Reise gen Damaskus, die Rede an Saladins Grab, wo er sich den treuen Freund aller Mohammedaner, also auch der indischen und russischen, nennt: wieder eine bedeutende Idee Marschalls. Der Neid muß ihm lassen, daß er betriebsam, innerlich an die Türkei akklimatisirt und im Kleinen geschickt war. Nur, wo es galt, mit unwahrscheinlicher Sicherheit auf der falschen Seite. Er setzte die ganze Barschaft auf die eine Karte Abd ul Hamid: und fühlte nicht in den Fingerspitzen, daß sie nicht mal mehr den nächsten Stich machen konnte. Später hielt er Mahmud Schewket für höchsten Trumpf: und verlor den Einsatz an Albions Kiamil. Er witterte nicht, daß seinem Sultan die Sonne untergehe, noch, im letzten Frühjahr, daß der Jungtürkenkonvent abgehaust habe. Er wollte durchaus nicht, daß wir im bosnischen Streit für Oesterreich optirten, und hätte, wenn nicht der Novembersturm vorangegangen und Bülow stramm geblieben wäre, die maßgebende Stelle vielleicht ins Wanken gebracht. Er verbürgte sich dem Großwesir für die friedliche Absicht der Italiener und überredete den (auch mit Eitelkeit zu hoch belasteten) Kriegsminister, seinen Spezi Schewket, aus Tripolis den Gouverneur und die besten Truppen heimzurufen. Das ist Geschichte; erweisliche. Der letzte Streich schlug dem Faß den Boden aus. Der „große Botschafter“ mußte gehen. Mußte; im Bereich der Hohen Pforte war er unmöglich. Noch einmal ist der Kluge klug genug, nicht klug zu sein: mit dem Rauch seiner Cigarette bläst er die Kunde aus, daß er das Rezept für den Friedensschluß in der Tasche habe und bis übermorgen die wieder jung gewordenen Alttürken, durch die Rückgabe von Benghasi, beschwichtigen werde. Im Juli. Wir haben Oktober. Ade. Wieder nicht: a. D. Weil eine bunt gesprenkelte Minirerschaar ihn für den Kanzlerposten empfahl, wurde der fast Amortisirte, englischem Wesen Weltenferne nach London gelobt. Er nahm an. Warum nicht? Von Kings Croß ists nach der Wilhelmstraße näher als von Konstantinopel; kann man Kiderlen (die Beiden liebten einander wie Hund und Katze) also auch leichter

Knüppel zwischen die nicht mehr ganz sicheren Beine werfen. Sieht, tertio, nach Beförderung, nicht nach Bankerot, aus. Und wird nach vielem Lärm nichts: Metternichs, Tirpitzens, des Hohenfinowers oder des Schwaben Schuld. Das Preßkonsortium macht Alles (sogar, wie wir jetzt sehen, Paradebetten für Gigantenformat). „Wer immer strebend sich bemüht, Den können wir erlösen.“ War aber der Abschied von Stambul nicht wie der von Berlin? Sturz mit Fallschirm. Emsig eingeübte Lobgesänge auf einer Brandstatt, von der (poor Bülow weiß davon ein Lied) kein Schnitter schnell wieder ernten kann. Der Inhalt dieses Lebens? Sein Nutzen fürs Reich? Die Lücke, die es läßt? Bethmann und Kiderlen können nachts ruhiger schlafen und bei Tag ungestört den absurden Plan eines Dreikaiserbündnisses bebrüten. In der Türkei sind wir, als unsichere Kantonisten, tiefer als je im Wurstkessel. Der Balkanbund will Ereigniß werden. Ferdinand, Georg und Peter machen ihre Heere wider Mohammed mobil.

Was draus werden kann? Draußen stürmts; durch klappernde Fenster sehe ich eine Schaumfluth, die in der nächsten Stunde Philemons dünnes Hüttchen überschwemmen, verschlingen kann. Doch drüber ist Sonne. Und in mir der silberne Abglanz unverlierbaren Mondnachtglückes. „Storm“: seufzt die Hausbesorgerin, die den Mann und zwei Jungen in drei Heringfischerbooten draußen hat. „Orlog“: jubilirt der Depeschenausträger, der am Liebsten mit der bulgarischen Bauernarmee gegen den Großtürken zöge. Sturm und Krieg: juble mit Wilhelminchens Postvasallen, Preußin! Das brauchen wir träg Gewordenen, nur noch von Geldgier Gerüttelten. Wolltest wissen, weshalb S. M. noch immer Sanctum Theobaldum hält? Einfach: um frechen Nachbarn und schlotternden Freunden zu beweisen, was dieses Deutsche Reich (das nicht sein, sondern unser, nur in solchem Sinn auch sein ist) ohne Lähmung und Kraftschwund vertragen kann. Alle Fehler, die Menschenwitz zu erklügeln vermochte, sind, überall, gemacht (fehlt, höchstens, noch, daß wir den Römern auf den Leim einer Mittelmeergarantie kriechen): und wir leben kräftig; strotzen, mit der kläglichsten Ministerkohorte, die je ein Auge in Mitteleuropa erblickt hat. Der Beweis ist gelungen; der schwärzeste Qualmschwaden hinter den geduldigen Deutschen. Neue Pflicht fordert uns. Dein Fall. Jauchze, tapferes Herz!

Moritz.

Pestballade.

Aus seiner Stadt im Thale, gefolgt von ihrem Hohn,
Ist Giambattist, der Düstre, feig vor der Pest geflohn.
Warf fest ins Schloß die Thore: „Daß Keiner draus entweicht
Und, mit der Pest im Leibe, mir nach zur Höhe schleicht!“

In sein Kastell Buino, das grau wie rings der Stein
Auf ödem Felsen starrte, zog er am Abend ein;
Gianetto sein Begleiter. „O, hier behagt mirs sehr!
Her traut sich nicht das Leben und auch die Pest nicht her!

Nun hör' mich an, Gianetto! Du steigst empor zum Thurm,
Spähst nieder auf die Straße! Naht wer, so läute Sturm!
Wir wollen keine Gäste, daß uns die Pest nicht find't;
Du bürgst mit Deinem Leben, Du und Dein Weib und Kind!“

Gianetto stieg zum Thurme, beim Wein saß Giambattist.
Er zechte bis zum Morgen und freut sich seiner List.
„Das wär' ein Jubel drunten, stieg' mir die Pest aufs Dach!
Ich will Euch schon beweisen, daß ich als Letzter lach'!“

So wich die Nacht dem Tage nun schon ein drittes Mal.
Da irrt sein Blick hernieder im fahlen Morgenstrahl.
Ein Reiter auf der Straße! „O fauler Hund, Gianett!
Du schläfst wohl auf dem Thurme! Dir schaff' ich bald ein Bett!

Ihr Knechte alle, nieder, verrammelt mir das Thor!“
Dann mit den Knechten steigt er den steilen Thurm empor:
„Den Schuft will ich erschlagen! Ich droh' nicht blos, Ihr wißt!“
Er faßt den Dolch. Laß stecken! Zu spät, Herr Giambattist!

Gianetto auf dem Boden. Herr Giambattist erblaßt,
Er hat den Kaltgewordenen jähzornig angefaßt;
Gebrochne Augen starren ihn leer, verloren an,
Gedunsne blaue Lippen! Das hat die Pest gethan.

Der Troß entflieht. Die Thüre zum Lugaus schließen sie.
Bei seinem toten Knechte sinkt Giambattist ins Knie.
Er reckt den Arm. Ein Geier erhebt sich. Welch ein Graus!
Der wird bald wiederkehren zum geilen Leichenschmaus . . .

Prag. Hugo Salus.

Entartung.

Früher, sobald wir uns begeistert,
Wurden wir durch die Vorschrift gemeistert:
„Bilde, Künstler, rede nicht!
Nur ein Hauch sei Dein Gedicht!"
Manchen, die uns damit mißhandelt,
Hat sich die Vorschrift bös verwandelt:
„Rede, Künstler, denke nicht!
Nur ein Schwall sei Dein Gedicht!"

München. Frank Wedekind.

Die Nacht der Entscheidung.

Am frühen Morgen wachte Frau Barbara an ihrem Kummer auf. Gestern abends waren ihre Mutter und ihre Schwester bei ihr gewesen. Ihr Mann hatte es so toll mit schlechten Frauen getrieben, daß sich jetzt die Oeffentlichkeit mit ihm beschäftigte. Ihre Mutter war gestern zu ihm aufs Bureau gegangen, um ihm ins Gewissen zu reden, und hatte dann mit ihr gesprochen. So könne Das nicht weiter gehen; sie sei immer zu gut und schwach mit ihm gewesen, müsse nun aber andere Saiten aufziehen. Danach hatte die Schwester sie vertraulich auf die Seite genommen. Wie sie denn zu ihrem Manne sei? Solch ein feuriges Temperament wie Dessen verlange mehr von seiner Frau als stille Hingabe an Mann und Kind. Temperament müsse sie zeigen. Was der Mann zu Haus finde, suche er nicht draußen; und Dergleichen mehr.

Frau Barbara war, wie immer, wenn man von diesen Dingen mit ihr sprach, ein Wenig erröthet und hatte gesagt, sie wolle Solches gar nicht hören; sie wisse, was sie von sich und von ihrem Mann zu halten habe, und Das genüge ihr. Aber diesmal hielt man ihr die Beweise unter die Nase; und die Kinder wüchsen heran und das Vermögen werde vergeudet. Und ob man gleich keinen Entschluß aus ihr herausbrachte: als sie allein war, brach doch der Schmerz schwarz über sie herein; und sie war ihm hilflos ausgeliefert.

Im Fremdenzimmer war sie zu Bett gegangen, ohne den Mann zu erwarten. Sie weinte still und heiß in ihre fremden Kissen und vermeinte, niemals mehr fröhlich in ihrem Leben lachen zu können, das sie ringsum sich geschaffen hatte. Nun wußte sie auf einmal nicht mehr, ob sie es denn auch richtig geführt habe. Und so stark und mit inniger Gewalt war sie ihm hingegeben, daß sie nur leiden, aber nicht streiten konnte.

Jetzt war sie also wach und klar und hell am dunklen Morgen und der Kummer hatte alle Thore aufgerissen, daß sie direkt in die Ursachen des Lebens blicken konnte mit lichtbeschwingten, traurigen Augen des Schmerzes.

Eine Nacht war gewesen, wo sie vielleicht anders hätte werden können; für ihr ganzes Leben.

In ihrer Hochzeitnacht war sie plötzlich, in tiefer Dunkelheit, aufgewacht. Als sie die Augen aufschlug, war sie voll eines prickelnden, heißen Lebens, in dem alle Sinne spielten. Ihr schien, die Lust, von der sie eben erwacht, sei nur der Anfang eines Buches, das mit fliegenden Sinnen durcheilt werden müsse. Eine treibende Unruhe hieß sie aufstehen, ans Fenster treten und auf die Dächer der Stadt schauen, die, in glänzendes Mondlicht getaucht, unter ihr lagen. Ein unerhörtes, neues Leben voll Gier und Kraft schien im Dämmern vor ihr und in ihr zu spielen; und plötzlich trieb es sie vor den Spiegel, daß sie sich sehen wollte. Aber als sich eben das Elektrische Licht entzündet und ein paar dunkle Augen in einem bleichen Gesicht gesehen hatte, lachte in der Ferne Jemand höhnisch, laut; und ihr junger Mann drehte sich im Schlaf um.

Da hatte sie das Licht rasch wieder ausgedreht und war in den hintersten Winkel des Gemaches geflüchtet, zitternd von Angst und Schrecken. Doch Alles war ruhig geblieben. Wohin hätte sie Das wohl geführt, wenn sie Dem nachgegangen wäre, damals?

Als sie sich wieder ins Bett gelegt hatte, waren ihr die Kinderaugen ihres kleinen Bruders zuerst eingefallen; dann, wie ihr Mann um sie geworben hatte; ihr Vater, die Mutter.

Jetzt fühlte sie wieder deutlich, wie ihr in jener Nacht gewesen war. Ein Schneefall weicher, schwerer Flocken war über sie gegangen und hatte sich tief in sie gesenkt. Eingehüllt in dieses schwere Gefühl, wachend und doch von den Düften dumpfen Fühlens wie von Schlaf umweht, hatte sie gelegen, bis ihr Mann erwacht war. Da hatte sie gemerkt, wie er sich Dem gebeugt hätte; wie gern er ihr eine stille Herrschaft einräumte. Es war ein Glück, das sich weit ausdehnte und sich doch nie verlor.

Ihr Vater war tot, ihre Mutter hatte sie gescholten, ihr Mann betrog sie, ihr Bruder war ein verdorbener Junge geworden.

Sie war erröthet, hatte von Alledem nichts wissen wollen; Alles in ihr war von selbst immer wieder in das dunkle Fühlen zurückgekehrt. Es hatte ihr Würde und Stärke, Achtung bei den Kindern und in der Gesellschaft, Heiterkeit und Freude wie reiche und süße Stunden des Glückes geschenkt. Es schien in ihr verborgen; nur zu athmen brauchte sie tief: da umwehte es sie.

Sie erinnerte sich, wie oft sie den Klagen der anderen Menschen mit einem erstaunten Lächeln gelauscht, wie dieses Fühlen ihr leicht, was Andere aufwühlte und zerstörte, vom Leibe geschoben hatte. Wo war es jetzt? Hatten die anderen Menschen Recht? Hätte sie damals

den anderen Weg gehen sollen? Oder hätte sie Mann und Welt ein absichtvolles Wollen entgegensetzen müssen?

Jetzt machte dies Fühlen sie schwach und elend; sie wußte nicht, wie sie ihrem Mann und der Welt noch begegnen solle. Und ein Schauer überlief sie wie ein Bangen vor dem Tod. Begann hier schon das Ende des Lebens? Sie erhob sich, schlüpfte in ihr Morgenkleid und ging mit ihrem schweren, schönen Gang durch den im Dunkel des Wintermorgens liegenden Korridor in das Eßzimmer.

Bevor sie eintrat, vernahm sie die lärmenden Stimmen ihrer Kinder, die sich zum Aufbruch nach der Schule richteten. Da vermochte sie nicht einzutreten; ihr erhobener Fuß senkte sich nicht und ihre Hand, die die Klinke der Thür gefaßt hatte, konnte nicht zudrücken.

Sie ging stumm zurück, woher sie gekommen war, und setzte sich, als sei sie erstarrt, auf das Bett. Ihr war, als sei ihr die eigenste Liebe zu Kind und Mann genommen und aus ihr herausgesetzt; und dafür müsse sie nun all ihr Lebtag eine plumpe und häßliche Lüge festhalten.

Da fiel ihr plötzlich das jüngste Töchterchen ein, das noch im Wickelkissen war. Sie fuhr in einer wilden Empfindung auf und rannte ins Kinderzimmer.

Das Kindermädchen hatte das Kleine gerade gebadet und auf dem Wickeltisch auf ein Kissen gelegt, wo es mit den runden Beinchen strampelte. Das Mädchen beugte sich über das Kind, hatte es in beiden Händen, schüttelte es und gab ihm zärtliche Ammenworte.

Die Mutter stürzte auf das Kind. „Fort!“ rief sie dem erschreckten Mädchen zu; „hinaus!“ und deutete nach der Thür. Als das bestürzte Ding sich entfernt hatte, beugte sich die Mutter über ihr Kind, vergrub ihr Gesicht in den kleinen Leib und brach in einen Strom von Thränen aus.

Dann nahm sie es auf den Schoß und betrachtete es mit überströmenden Augen. „Ach,“ sagte sie, „Dich kann ich noch lieben; aber was nützt es Dir, Du armes kleines Mäuschen? Nun bist Du doch nichts Anderes als ein Kind des Schmerzes und Dir wäre besser, Du wärest nicht geboren!‘

Das Kindermädchen in seinem Schrecken war inzwischen zu dem Herrn gelaufen, um zu erzählen, wie seltsam die gnädige Frau gewesen sei. Der kam in Angst langsam zur Thür herein.

„Barbara,“ sagte er (und als er sie so sitzen sah, quoll dem stolzen und schönen Mann das Wasser zusammen), „Du bist doch immer das Gute für mich gewesen; sei mir jetzt nicht so, ich bitte Dich!“

Da erhob sich Frau Barbara und schwankte. „Nimm das Kind,“ sagte sie, „ich lasse es fallen.“

Langsam strömte wieder dies Fühlen in ihr auf; sie erröthete und sagte nach ihrer Gewohnheit: „Ich weiß, was ich von Dir und von mir zu halten habe“. Und nach einer Weile sagte sie mit einem tiefen Seufzer: „Wir Frauen lassen uns so gern betrügen!“

München. Hermann Horn.

Der Klausner.

I.

Der Klausner betete vor Tagesweben:
„Mein Gott, Du hast mein Mahl mit Salz beschenkt,
verweigre nicht die Schmerzen meinem Leben.

Doch von den Schmerzen, die zum Guten lenkt
des Himmels milde Göttlichkeit hienieden,
erspare mir den argen Schmerz, der denkt.

Sonst, wie Du fügst, sei mir fortan beschieden
mit dem, der denkt, auch noch der Schmerz, der schreit;
weil sich im Unmuth das Gedankenschmieden

wie das Gewitter in dem Blitz befreit."

II.

Er bat zur Mittagszeit: „Mein Gott, es bliebe,
daß mir getrost der Feind auf leisen Zehen
die nackte Weiblichkeit ins Antlitz triebe.

Ich würde denken, wenn sie stumm vergehen,
daß ich nicht weniger in Wirklichkeit
die nackten Schatten hätte schwinden sehen.

Zwei schwarze Mächte sind in uns im Streit:
der Schein des Traumes und der Schein vom Ding;
doch dieser hüllt den Blick in Dunkelheit

und jener labt Den, der zur Ruhe ging."

III.

Des Abends sprach er: „Dir, mein Gott, gefiel,
daß ich, Dein Diener, im Ermessen frei,
obschon versucht, nicht in Versuchung fiel.

Mit bittrer Qual kamst Du dem Herzen bei
und mich bedünkt, daß schon ein Michvergessen
nun aller Wonnen allerschönste sei.

Des Menschen Kind wird nimmer selig, dessen
Gefühle zitternd ihren Traum beneiden,
in Furcht und Sehnsucht immer unermessen.

Einst war mir so. Nun kann ich still verscheiden."

IV.

Und als der Klausner sanft sein Auge schloß,
sieh da: des müden Lebens süßer Schlummer
ihm durch des Herzens hohle Kammern floß.

Doch aufgerüttelt (auf dem Spiegel stummer
Gewässer trug ein Segelboot ihn leicht)
rief er: „Gieb mir, mein Gott, gieb mir den Kummer,

gieb mir den Traum zurück! Der Schmerz, der weicht,
ist, was den Menschen überaus beglückt;
doch liebt er ihn, der einer Blume gleicht,

die dann blos duftet, wenn er sie gepflückt."

Giovanni Pascoli (gestorben am sechsten April 1912).
Deutsch von Benno Geiger.

Meine Gedichte.

Im Sommer schrieb ich nie ein Gedicht. Das Blühen und Prangen war mir zu sinnlich. Ich war traurig im Sommer. Mit dem Herbst kam eine Melodie über die Welt. Ich war in den Nebel, in die früh schon beginnende Dunkelheit, in die Kälte verliebt. Den Schnee fand ich göttlich, aber vielleicht noch schöner und göttlicher kamen mir die dunklen, wilden, warmen Stürme des Vorfrühlings vor. Im kalten Winter glänzten und schimmerten die Abende bezaubernd. Die Töne thaten es mir an, die Farben redeten mit mir. Ich brauche kaum zu sagen, daß ich unendlich einsam lebte. Die Einsamkeit war die Braut, welcher ich huldigte, der Kamerad, den ich bevorzugte, das Gespräch, das ich liebte, die Schönheit, die ich genoß, die Gesellschaft, in welcher ich lebte. Es gab nichts Natürlicheres und nichts Freundlicheres für mich. Ich war Commis und sehr oft ohne passende Stelle. Das paßte mir. O die reizende träumerische Schwermuth, das wonnige Verzagen, die himmlisch-schöne Muthlosigkeit, die gesellige Trauer, die süße Härte. Ich liebte die Vorstädte mit den vereinzelten Gestalten der Arbeiter. Die verschneiten Felder sprachen mich vertraulich an, der Mond schien mir auf den gespenstisch weißen Schnee niederzuweinen; die Sterne! Es war herrlich. Ich war so fürstlich arm und so königlich frei. Ich stand in der winterlichen Nacht, gegen den Morgen, am offenen Fenster und ließ mir das Gesicht und die nur mit dem Nachthemd bedeckte Brust anhauchen vom eisigen Athem. Und dabei hatte ich die sonderbare Einbildung, daß es glühe rund um mich. Sehr oft warf ich mich, in dem entlegenen Zimmer, das ich bewohnte, auf die Knie und bat Gott um einen hübschen Vers. Dann ging ich zur Thür hinaus und verlor mich in die Natur. Robert Walser.

Banken und Bergwerke.

Die deutschen Bankiers und Finanzmänner waren in München zu frisch, fromm, fröhlichem Thun vereint; haben in aller Eile ein Bischen Geschichte gemacht und sind dann wieder nach Haus gefahren. Hinter ihnen blieb die tröstende Gewißheit, daß die Gedanken leicht bei einander wohnen, doch hart im Raume sich die Dinge stoßen. Wirklicher Legationrath Professor Dr. Helfferich, Direktor der Deutschen Bank, der orator laureatus des Bankiertages, sagte, daß die Großbanken nicht so größenwahnsinnig seien, sich für die Stützen der gesammten Volkswirthschaft zu halten. Geheimer Kommerzienrath Hermann Frenkel von der Firma Jacquier & Securius hielt für möglich, daß die 230 Depositenkassen Berlins noch Zuwachs bekommen, meinte aber, trotzdem dürfe man die Bedeutung der Privatbankiers nicht gering schätzen. Geheimer Oberfinanzrath von Lumm, Mitglied des Reichsbankdirektoriums, mahnte die Banken wieder, nicht zu viel Kredit zu geben. Das catonische Ceterum censeo. Die Reichsbank wünscht die Stärkung der Barreserven und damit die Förderung der finanziellen Bereitschaft der deutschen Banken. Der Präsident der Seehandlung, Excellenz von Dombois, wehrte sich gegen den Verdacht, die Königlich Preußische Staatsbank sei nicht liquid genug. Der Präsident der Preußischen Centralgenossenschaftkasse, Geheimrath Heiligenstadt, nannte seine Anstalt das Bankinstitut mit der größten Liquidität und erwähnte die Klage der Genossenschaften darüber, daß die Depositenkassen gewisser Banken ihre Agenten bis in die Häuser schicken. Auf diese Weise seien den kleinen Genossenschaften 200 Millionen Mark entzogen worden. (Warum haben sie es nicht eben so gemacht wie die Banken?) Schließlich wurde erklärt, daß die Ursachen der hohen Ansprüche an die Reichsbank „in der Entwickelung der deutschen Volkswirthschaft liegen, die in ihrer Gesammtheit gesund und erfreulich ist und die allein Deutschland die Möglichkeit giebt, die schweren allgemeinen Lasten zu tragen“. Und die praktische Folgerung aus der angeblich zu großen Belastung der Reichsbank? Vervollkommnung der Zahlungmethoden; Beseitigung des Checkstempels; Vermehrung des Goldbestandes; Verbesserung der „Kassenliquidität“ und Erhöhung der Giroguthaben bei der Reichsbank; Anpassung der öffentlichen „Finanzgebahrung“ an die Bedingungen einer wirksamen Bereitschaft. Theorie und Praxis. Jene giebt Alles zu, was man gerade haben will. Diese sträubt sich gegen jeglichen Zwang zu der einzig denkbaren Reform: der Einführung größerer Guthaben bei der Reichsbank. Nur ja keine Reglementirung! Ueber die Höhe der Einlage muß „von Fall zu Fall“ entschieden werden. Das heißt natürlich: Alles bleibt beim Alten. Sei ruhig, lieb Vaterland!

An der Börse ist inzwischen Kohle und Eisen wieder Trumpf geworden. Der Phoenixabschluß mit der von 15 auf 18 Prozent erhöhten Dividende war eben so wirksam wie das Resultat der Harpener Bergbaugesellschaft (9 gegen 8 Prozent bei 23,62 Millionen Bruttogewinn

gegen 21,38). Und die Ankündung neuer Aktien beim Bochumer Gußstahlverein war eine kleine Sensation; denn im Machtbereich der Familie Baare wird konservative Finanzpolitik getrieben. Keine Expansion; keine Agiotage. Das Stammkapital ist über 30 Millionen nicht hinausgekommen (die letzte Kapitalserhöhung um 4,80 Millionen war 1910 erfolgt) und soll durch die neue Emission auf 36 Millionen gebracht werden. Die Selbstkosten will man durch technische Verbesserungen herunterdrücken. Das ist der springende Punkt. Eine verständige Finanzpolitik kann nur auf den Ausgleich der Lasten gerichtet sein, die Neigung zeigen, in ein Mißverhältniß zum Bruttogewinn zu gerathen. So ists überall; und der kluge Mann sorgt vor, daß ihm die Herstellung des Gleichgewichtes zuletzt nicht unmöglich wird. Der Bochumer Verein hat seine Dividende für 1911/12 von 12½ auf 14 Prozent erhöht; und die Börse bewerthet die Aktie mit 240 Prozent. Das giebt eine Rente von 5,8 Prozent, mit der die Bochumer noch zu den gut verzinslichen Industriepapieren gehört. Harpener und Gelsenkirchener geben nur 4½ Prozent Zinsen; Deutsch-Luxemburg giebt dagegen fast 6 Prozent. Deutsch-Lux ist eins der wenigen Bergwerkpapiere, die seit Jahresanfang am Kurs nicht gewannen, sondern verloren; 13 Prozent. Die Börse hat also das letzte luxemburgische Finanzgeschäft noch nicht verdaut. Ende Mai wurde, wie bekannt, das Aktienkapital (um 30) auf 130 Millionen erhöht. Zur Durchführung des großen Erweiterungprogrammes und zur Beseitigung der schwebenden Verbindlichkeiten waren 45 Millionen nöthig. Das ist nicht gerade wenig, wenn man sich den Wunsch der Barreservisten als Pendant denkt. Die Industrie frißt eben die Barreserven auf; sie kann nicht anders, wenn sie gedeihen will. Daß Deutsch-Lux für 1911/12 wieder 11 Prozent Dividende zahlen werde, war damals schon sicher. Für 1912/13 sind 20 Millionen mehr zu verzinsen; und 11 Prozent Dividende erfordern ein Plus von 2,2 Millionen. Wird die Konjunktur sich der erhöhten Produktion gewachsen zeigen? Immer kommts darauf an, daß die in Betriebskapital umgewandelten Bargelder sich aus Eigenem erneuern. Die Börse hat eine gute Witterung für Proportionen: Deutsch-Lux mit 130 Millionen Aktienkapital und 11 Prozent Dividende hat einen Aktienkurs von 184; Gelsenkirchen mit 180 Millionen Stammkapital und 10 Prozent Dividende einen Kurs von 215. Ginge es nach der Dividendenhöhe, so stünde Deutsch-Lux vor Gelsenkirchen.

Das Kohlensyndikat hat einen Bericht erstattet, der die kühnsten Erwartungen nicht weit hinter sich läßt. Fast die ganze Monatbetheiligung des August konnte verkauft werden, während der August 1911 eine Absatzquote von nur 82½ Prozent sah. So war es möglich, die Betheiligung für Kohlen auf 100 Prozent zu erhöhen. Eine Rekordleistung. Die giebts auch bei der Roheisenproduktion, wo seit März eine Serie von „noch nie dagewesenen" Ziffern erschienen ist. In den ersten acht Monaten des Jahres waren 11,38 Millionen Tonnen (gegen 10,26 Millionen) produzirt worden; und das Jahr 1912 wird eine

Gesammtmenge von 16½ Millionen Tonnen aufweisen. Das Produkt Roheisen ist ein wichtiger Werthmesser für die wirthschaftliche Leistung und die Qualität des Nationalvermögens. England und die Vereinigten Staaten sehen deshalb mit Unbehagen, wie das deutsche Roheisengewerbe in den letzten Jahren aufgeholt hat. Der Ausfuhrüberschuß wird, nach den Ergebnissen seit Neujahr, gewiß 5½ Millionen Tonnen betragen; abermals ein Maximum. Wer zweifelt am Wohlwollen der Berggeister? Auch den Schlesiern gehts gut. Die Aktie der Donnersmarckhütte ist auf 333 Prozent geklettert und hat zum ersten Januarkurs 25 Prozent angesetzt. Von der Laurahütte wird ein guter Jahresabschluß erwartet; die Dividende, die im vorigen Jahr 4 Prozent betragen hatte, wird auf 6 geschätzt. Die Aktie der Bismarckhütte aber, die im letzten Jahr dividendenlos blieb, steht auf 157. Kein übler Kurs für ein ertragloses Papier. Hohenlohe, Oberbedarf, Caro-Hegenscheid melden reichliche Beschäftigung. Bei Caro wird von einer Kapitalserhöhung gesprochen und man bringt damit die Aktienhausse in Zusammenhang. Das Papier ist von 81 rasch in die Höhe gestiegen; denn zur Ausgabe neuer Stücke ist, wenn man nicht Vorzugsaktien wählt, der Parikurs Vorbedingung. Die Spekulation neigt in jedem Fall einer optimistischen Weltanschauung zu und läßt nicht die kleinste Gelegenheit vorüber, sich mit neuem Stoff zu versehen. Wem graut vor der Götter Neide? Wir haben ein Roheisensyndikat und einen Stahlwerkverband: zuverlässige Stützen. Merkwürdig, daß man sich der Erneuerung des Stahlverbandes und der Erörterung, die sich daran knüpfte, kaum noch erinnert. Wie lange ists denn her? In der Nacht vor dem ersten Maitag wurde der neue Verband geschaffen. Zu Freudensalven war kein Anlaß. Was da entstand, war nur die Hälfte des alten Kartells. Allerdings die bessere Hälfte, da der andere Theil niemals ganz syndizirt werden konnte. Halbzeug, Formeisen, Eisenbahnoberbaumaterial sind dem Stahlwerkverband geblieben; Stabeisen, Bleche, Walzdraht, Röhren wurden frei. Daß die Beseitigung des Zwanges in der Produktion nicht fühlbar wird, wenn der Nachfrage kaum genügt werden kann, ist erklärlich. Die Syndikate wären überflüssig, wenn die Möglichkeiten stets den Umfang der Produktion hinter sich ließen. Aber es giebt Tage der Noth, des Waarenüberflusses, des Preissturzes, des Wettbewerbs bis aufs Messer. Da braucht man Nothhelfer; braucht man die Herstellung und Verkauf regelnden Kartelle. Nun fehlt ein Verband für wichtige Fabrikate der Eisenindustrie und man weiß nicht, wie sich die Dinge in voller Freiheit abspielen werden, wenn erst einmal die Konjunktur verdämmert.

Manche Leute glauben, sie müsse ewig währen. Die Trustwerke würden natürlich leichter mit schlechtem Wetter fertig als die Hersteller von Spezialitäten, die sich ihre Fabrikation „rein“ erhalten haben. Bei den Großen wird nur das Riesenmaß des Betriebskapitals und der technischen Leistung Schwierigkeiten machen. Der Umfang der drohenden Ueberproduktion läßt sich an der Ausgiebigkeit der fabrika-

torischen Fähigkeit messen. Ob es gelingen wird, die gefährliche Eventualität durch Herstellung von Einzelverbänden für die B-Produkte zu bannen? Die Erfahrung ermuthigt nicht zu bejahender Antwort. Stabeisen, Bleche, Röhren waren für die Dauer nicht zu syndiziren. Besonders schlimm ging es mit der Stabeisenkonvention; da wars nicht einmal möglich, die Preise zu binden. Daß die Chancen sich noch nicht gebessert haben, lehrt das Schicksal des Walzdrahtverbandes, dessen Erneuerung sehr zweifelhaft ist. Vielleicht wirds am Ende friedlicher, als man glaubt; nur sollte der vorsichtige Rechner den schlechteren Ausgang in den Kalkul stellen. Da die Möglichkeit einer Arbeitstheilung nicht besteht (Werke wie Gelsenkirchen, Deutsch-Lux, Phoenix haben sie ja beseitigt), so bleibt in Tagen des zügellosen Wettkampfes jedes Unternehmen auf die eigene Kraft angewiesen. Die Schlesier, mit ihren primitiveren Lebensbedingungen, haben schon versucht, sich auf eine Verfassung festzulegen, die eine Theilung der Fabrikation verbürgen soll. Zuletzt bemühte sich die Oberschlesische Stahlwerkgesellschaft, die vier Großbetriebe (Bismarckhütte, Kattowitzer Bergbaugesellschaft, Oberschlesische Eisenbahnbedarfgesellschaft, Oberschlesische Eisenindustriegesellschaft) umfaßt, solches Programm aufzustellen. Obs heute noch erreichbar ist? Die Laurahütte ist ihre eigenen Wege gegangen, die sie ans Ziel einer Großwerkstatt nach westfälischem Muster führten. Andere Gesellschaften suchen sich der Trustmode anzupassen.

Und wie stehts mit dem Kohlensyndikat? Ist die Erneuerung gewiß oder will man sich Zeit lassen, nachdem der Stahlverband einmal in Sicherheit ist? Die Reinen Zechen wünschen schnelle Entscheidung, weil die Hüttenzechen eine erstaunliche Vitalität zeigen und über Nacht stärker werden. Unter dem geltenden Syndikatsvertrag, der 1904 in Kraft getreten ist, hat die Kohlenproduktion der Hüttenzechen sich von knapp 13 auf 27 Millionen Tonnen erhöht; im selben Verhältniß ist die für den Selbstverbrauch bestimmte, also syndikatfreie Kohlen- und Koksmenge gestiegen. Da den Hüttenzechen unbenommen ist, ihr Privilegium weiter „auszubauen“, so lockern sich die Syndikatfesseln für sie immer mehr. Die Verbindung der Bergbaugesellschaft Neu-Essen mit dem Kölner Bergwerkverein, die jüngst Ereigniß wurde, ist als eine „vorbereitende Handlung“ für die Erneuerung des Syndikates anzusehen. Die Aktie des Kölner Bergwerkvereins gehört zu den schwersten Papieren des Bergwerk- und Hüttenbereiches; ihr Kurs ist: 530. Im Januar 1912 schloß sich der preußische Staat mit seinen Gruben im Ruhrbezirk dem Kohlensyndikat an, zunächst allerdings nur für ein Jahr. Die weitere Entscheidung wird von dem Verhalten der Saargruben abhängen; denn die Betheiligung des Fiskus am Kohlensyndikat wird erst wirklich wichtig, wenn der Staat mit seinem ganzen westdeutschen Grubenbesitz dem Verband beitritt. Vorbedingung eines erneuerten Abkommens wäre die Einigung zwischen dem Fiskus und den Außenseitern in Saarabien. Wird die Verbindung des Staates mit dem Kohlensyndikat fest, dann darf es hoffen. Glückauf! **Ladon.**

Fleischnoth.

Aus Sachsen erhielt ich den folgenden Brief:

Viel ist schon über die Frage geschrieben worden, wie der Fleischtheuerung abzuhelfen sei. Die meisten Artikel dienen parteipolitischen Interessen. Wie mir scheint, müßte die Frage lauten: Wie kann dem Fleischmangel abgeholfen werden, ohne den Landwirth, den Viehzüchter, zu schädigen? Deutschland ist beinahe auf allen Seiten von Feinden und Neidern eingeengt und steht vielleicht am Vorabend eines großen Krieges. Die Grenze nach Oesterreich kann uns für die Fleischversorgung nichts nützen, denn dort ist das Fleisch noch theurer als bei uns (was leider der Oeffentlichkeit nicht deutlich und energisch genug zur Kenntniß gebracht wird). Auch in Oesterreich hat man angefangen, argentinisches Fleisch einzuführen. Viel Erfolg hat man aber damit nicht gehabt. Das Publikum mochte das neue Fleisch nicht. Die Einkreisung unseres Vaterlandes macht uns zur patriotischen Pflicht, unseren Bauernstand in jeder Weise zu stärken und seine Arbeit produktiv zu gestalten; denn bald kann der Tag kommen, wo Deutschland gezwungen sein wird, sich aus sich selbst heraus zu ernähren, weil die Zufuhr vom Ausland abgeschnitten ist. Deshalb dürfen wir uns freuen, wenn unsere Regirungen den Bauernstand eben so in Schutz nehmen, wie sie bemüht sind, für den Arbeiter- und Privatbeamtenstand zu sorgen. Wir wollen nicht auf einer Stufe mit England stehen, das im Fall eines Krieges in der fürchterlichen Gefahr schwebt, sehr schnell sämmtliche Vorräthe an Lebensmitteln aufgezehrt zu haben, sobald die Zufuhr von außen auch nur für ein Weilchen stockt. Die Frage sollte für uns also nicht sein: „Wie wird das Fleisch billiger?“ Sondern: „Wie müssen wir leben, um mit dem uns zur Verfügung stehendem Quantum Fleisch auszukommen?“ In den meisten Zeitungartikeln wird dem Volk der Glaube suggerirt, daß es ohne täglichen Fleischgenuß nicht gedeihen könne. Sollte die liberale Presse die Macht und Intelligenz, über welche sie verfügt, nicht lieber anwenden, um das Volk über eine rationelle Lebensweise zu belehren?

Ich bin unter armen Arbeitern aufgewachsen. Da gabs nicht jeden Tag in der Woche Fleisch, sondern oft genug nur dickes Gemüse mit etwas Fettüberguß. Sonntags wurde ein Pfund gehacktes Pferdefleisch geholt und mit Schweinefleisch zusammen in die Pfanne gethan. Das gab dann „Deutsches Beefsteak“. Ich bin trotzdem gesund und kräftig geblieben und weiß noch heute, wie mirs damals geschmeckt hat. Ich habe in Frankreich Jahre lang mit Arbeitern gegessen, die reichlich verdienen und nicht sparsam sind. Doch sah ich sie selten etwas Anderes als gekochtes Rindfleisch essen; aber kein Arbeiter wäre vom Tisch aufgestanden, ohne zuvor einen Teller Gemüse (besonders gern weiße Bohnen), eine Schüssel Salat und ein Stück Käse gegessen zu haben. Dazu bringt sich Jeder sein Weißbrot, meist ein Pfundstück, selbst mit und ißt es ganz auf. Solche Mahlzeit kostete:

Rindfleisch (mit Bouillon)	40 Centimes
Gemüse (ein Teller extra)	10 Centimes
Salat	20 Centimes
Käse	15 Centimes
Brot	10 Centimes
	95 Centimes = 76 Pfennige.

Dazu kam 1/4 oder 1/2 Liter Wein zu 20 (40) Centimes oder 16 (32) Pfennigen. Ich kann versichern, daß die Leute satt waren und nicht nach ein paar Stunden schon wieder das Bedürfniß hatten, zu essen. Und an vielen Tagen der Woche wurde das Rindfleisch durch andere Gerichte ersetzt: Kaninchen, Ragout, gebratene Heringe, Stockfisch, Kabeljau, Weißfisch. An Abwechselung hats niemals gefehlt.

Wie viele Deutsche essen sich aber an Gemüse, Salat, Käse und Brot satt? Fleisch und wieder Fleisch: Das ist die Losung. Selbst im Speisewagen giebt es gewöhnlich zwei warme Fleischgänge und dann kommt zum Salat noch einmal kalter Aufschnitt. Im belgischen oder französischen Speisewagen ists anders. Man kann darauf rechnen, daß von drei Gängen einer Fisch oder Omelette, der dritte Geflügel oder Wild ist. Das Gemüse läßt der Deutsche oft auf dem Teller. Salat wird in einem lächerlich kleinen Näpfchen servirt. Das Brot wird oft gar nicht angerührt und kommt deshalb auch nur in winzigen Stückchen auf den Tisch. Und wie viele Arbeiter- und Mittelstandsfamilien sehen überhaupt jemals Fisch auf ihrem Mittagstisch? Höchstens einmal (an einem Waschtag oder Sonnabend) einen marinirten Hering mit Kartoffeln. Diese Menschen wissen nicht, daß ein Fischgericht oft viel schmackhafter ist als das minderwerthige, zähe Fleisch, das sie jeden Tag essen wollen. Warum, statt ellenlange Artikel gegen die Fleischtheuerung zu schreiben und künstlich zornige Unzufriedenheit im Volk großzuziehen, belehrt man die Leute nicht, welcher Nährwerth im Gemüse enthalten ist und wie man es recht schmackhaft bereiten kann? Ich erwähne nur: Milchreis, Milchhirse, Kartoffelkäulchen, Eierkuchen, weiße Bohnen, Erbsen, Linsen. Vielen Familien und Gasthäusern sind die letzten drei Gemüse beinahe unbekannt; man muß nach dem Norden kommen, um sich einmal an Löffelerbsen mit Schweinsohren und Speck zu delektiren, nach Frankreich oder Ungarn, um ein gutes Gericht weißer Bohnen zu bekommen. Trotz unserer gerühmten Schulbildung wissen die Meisten nicht, daß Hunderte von Millionen unserer Mitmenschen überhaupt kein Fleisch essen; zum Beispiel: die buddhistischen Inder, die an Rassenschönheit sogar die Germanen übertreffen (dort giebt es keine Schmeer- oder Bierbäuche). Warum wird verschwiegen, daß fast alle Sportathleten heute Vegetarier und Temperenzler sind? Ich will hier nicht etwa für den Vegetarismus eintreten (denn ich bin für gemischte Kost), aber die Thatsache beweist doch, daß der Nährwerth des Fleisches nicht unersetzlich ist.

Von dieser Erkenntniß ist bei uns in den Restaurants, wo Arbeiter und kleine Angestellte ihr Mittagessen zu sich nehmen, nichts zu

merken. Gebratenes Fleisch, auch wenn es noch so schlecht ist, wird unter dem Namen Beefsteak oder Schnitzel bevorzugt. Rindfleisch mit Gemüse wird wenig oder gar nicht gegessen, trotzdem es viel schmackhafter ist. Einen Teller Gemüse „extra" zu bestellen, fällt Keinem ein; auch Salat oder Obst wird kaum gefordert. Nachher heißts: „Das Essen ist ja so furchtbar theuer!" Oft aber werden mehrere Glas Bier getrunken, obwohl eins vollauf genügen würde, den Durst zu stillen. Mancher spart am Essen, um das Geld zu vertrinken. Mancher gut situirte Ehemann giebt mehr für sein Bier aus als seine Familie, Frau und drei Kinder, zusammen mit ihm für Fleisch. Die Frau weiß nicht, wie sie sich noch mehr einschränken solle, aber der Herr Gemahl trinkt am Stammtisch seine sechs bis zwölf Glas importirten Biers. Das einheimische schmeckt ihm nicht; auch ists zu billig.

In den letzten fünfzig Jahren sind die Preise für Butter, Eier, Milch so ziemlich um das Doppelte gestiegen, die Einkommen nicht; und doch findet man heute an diesen Preisen nichts mehr auszusetzen. Ist da zu verwundern, wenn sich das Fleisch in dem selben Maß vertheuert? Man öffne ruhig die Grenzen dem argentinischen und anderen Fleisch; es wird im Verhältniß zu unserem einheimischen, frischen Fleisch nicht billiger werden als die Margarine im Verhältniß zur Butter. Unser Fleisch wird trotzdem seinen Preis beibehalten, genau so, wie die Butter, trotz der Margarine, nicht billiger geworden ist. Das ist ja auch ganz erklärlich. Die Produktion kann mit dem Konsum nicht gleichen Schritt halten. Und wie man in vielen Speisehäusern statt der Butter längst Margarine verwendet, wird man später vielleicht argentinisches Fleisch verbrauchen, ohne daß unsere Fleischpreise deshalb herabgehen. Ich habe Jahre lang in London in den billigen Kosthäusern importirtes Fleisch gegessen und kann aus Erfahrung versichern, daß es niemals frisch geschlachtetes Fleisch ersetzen wird. Man ißt es, weil mans essen muß, weil man eben unter den gegebenen Verhältnissen kein besseres bekommen kann, und man gewöhnt sich schließlich daran. Aber frisches Fleisch ist anders. Heute würde ich viel lieber Reis (dessen Nährwerth bei uns noch nicht richtig eingeschätzt wird) essen als argentinisches Fleisch. Dem Deutschen aber wird Tag vor Tag gesagt, ohne reichliche Fleischnahrung könne er nicht gedeihen. Weil man diesen Glauben braucht, um die Agrarier als Volksfeinde hinzustellen.

Wenn der Industriearbeiter von Fleischnoth und Fleischtheuerung spricht: hat er eine Ahnung, wie es seinem Bruder auf dem Lande geht, wie oft der Landarbeiter Fleisch genießt und wie hart er arbeiten muß? Und ist er schwächlicher als der Städter? An dem Tag, wo der Landarbeiter die selben Ansprüche an das Leben stellt wie der Industriearbeiter, wird das Fleisch noch viel theurer werden. So theuer wie Bier ists noch lange nicht; doch in Deutschland wird viel mehr Bier getrunken als Fleisch gegessen. Und das „starke Geschlecht" ist der Schuldige. Wenn die deutschen Männer nicht mehr Fleisch äßen und Bier tränken als die deutschen Frauen, dann gäbe es keine Fleischnoth.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 12. Oktober 1912.

Film.

Paul und Eduard.

„Wer von Gott die Herrschermacht empfangen hat, ist verpflichtet, unermüdlich für das Wohl seines Volkes zu sorgen. Die Berechtigung der Staatsformen, in die sich die einzelnen Völker geschickt haben, will ich nicht erörtern. Wir wollen gemeinsam versuchen, der Welt die Ruhe zurückzubringen, die sie braucht und die des Ewigen unwandelbares Gesetz empfiehlt. Daß ich Frankreich als Republik anerkenne und mich mit ihrem Haupt in Gespräche einlasse, giebt mir die Möglichkeit, Oesterreichs, Englands und Preußens Ausdehnungdrang zu hemmen, der das friedliche Behagen der Völker noch ärger stört als der Umsturz, dessen Schauplatz Frankreich war und ist. Ich schenke einer Hydra das Leben, damit nicht ringsum neue schuppige Ungethüme entstehen. Rußland und Frankreich sind durch so ungeheure Raumstrecken getrennt, daß sie einander nie schaden, durch einträchtiges Handeln aber die anderen Mächte an der Stillung ehrgeizigen Machtgelüstens hindern können." Sprach der zweite Nikolai so zu Felix Faure? Nein: Kaiser Paul zu Bonaparte. Der hat, auf dem Weg nach Egypten, die Jakobinerflagge vor Malta gezeigt; und damit den Briten ein Warnungsignal zugewinkt. Diese alte Melita, Karthagos Stützpunkt einst, dann Roms ostmediterranische Flottenstation, müssen sie haben. Im Herbst 1800 ist die

Johanniterinsel des Leun Beute. Unerträglich (heult Paul); diese Spitzbuben bereiten sich, das Türkenerbe in ihren breiten Schnappsack zu stecken. Und er beräth mit Rostoptshin den Plan, in Indien den Engländern die Machtquellen abzugraben. Unerträglich (knirscht Bonaparte); wider diese Räuberhorde muß ich den Nordlandsbären in den Kampf hetzen. Und er besinnt, schon 1801, den franko-russischen Bund, der dem Erdkreis die pax gallica aufzwingen könne. Was ist ihm noch Kaiser Franz? Ein Monarchenbild aus dem überheizten Ehrensaal eines Museums. Den Zaren, der ihn gestern den korsischen Usurpator gescholten hat, will er, muß er jetzt für sich gewinnen und an ein festes Halfterband knüpfen. Flink hat er selbst sich in den Wahn überredet, daß nur durch solche Verknüpfung die Ruhe Europas gesichert sei. „Alle im Mittelmeer und im Schwarzen Meer interessirten Mächte müssen wünschen, daß Egypten uns bleibe. Bald wird der Suezkanal fertig sein, der das Mittelmeer dem Indischen Ozean verbindet. Rußland ist unser bester Freund. Schon zittert der Brite. Wir behalten Egypten, besetzen Madagaskar, herrschen in Mexiko, auf den Antillen und Guayana; sind unwiderstehlich." Bis in die Dämmerung des Tages, der den vom tollen Paul, dann vom sanften Schwärmer Alexander begünstigten Traum in den moskauer Flammen verlodern sieht. Drei Jahre danach funkelt an Alexanders, Franzens und Friedrich Wilhelms Finger das Zeichen legitimer Verlobung: der Weihring der Heiligen Alliance. Als das Jahrhundert ins zweite Viertel tritt, herrscht in Peters Stadt ein treuer Mann; endlich wieder ein Mann. Einer, der die Willenswurzel nicht von den Nerven entkräften läßt. Nikolai Pawlowitsch hat Mancherlei, auch in London, versucht; doch im Innersten nie an seiner Pflicht gezweifelt, den Briten die Weltherrschaft zu wehren. Die scheint ihnen seit Trafalgar gewiß. Noch ist kein zu starkem Handeln fähiges Deutschland (Der es schaffen soll, lernt bei Plamann just Brutus und Tell als gemeine Mörder hassen); und Frankreich ist zu völlig von Rachsucht geblendet, um zu erkennen, daß es nur im Bund mit Fritzens Staat die zur Umgrenzung britischer Machtgier nothwendige Kraft finden könne. (Anfang und Ende des neunzehnten Jahr-

hunderts stehen unter dem selben Fatum: England erstarkt, weil Frankreich und Preußen durch Feindschaft geschieden sind.) Nikolai läßt sich von Brunnow als das Oberhaupt eines Dreibundes feiern, der in Orienthändeln freilich versagen müßte und dem es in Wien und Berlin an moralischem Muth fehlt, der immerhin aber die Seemächte den Willen der konservativen Festlandsreiche respektiren gelehrt habe. Läßt sich vom Grafen Nesselrode als neuen Heiland vergotten. „Die Macht Eurer Majestät hat die Griechen vor der Egypterplage bewahrt, Türken und Perser gezüchtigt, dem unheilvollen Bündniß des liberalen England mit dem Frankreich der Julirevolution die Wirkensmöglichkeit gekürzt. Eurer Majestät wichtigste Sorge galt dem Osmanenreich. Wo die Verfallssymptome sich zu solcher Fülle häuften, durfte der Weise sich nicht zu einer Territorialbürgschaft verpflichten. Stets aber haben Sie sich für die Integrität der Türkei eingesetzt und mit russischen Truppen sie am Bosporus (gegen Ibrahim Pascha) vertheidigt. Nur zum Schein ist der von England und Frankreich so heftig bekämpfte Vertrag von Hunkiar-Iskelessi vernichtet worden. Der neue, von allen Mächten anerkannte Vertrag, der fremden Kriegsschiffen die Dardanellen schließt und uns gegen jeden Angriff von der Seeseite sichert, verewigt in anderer Form das Wesen des alten Abkommens. Die erfreulichste Folge der Orientkrisis war aber die Auflösung des anglo-französischen Bundes, der nur unter dem Namen einer entente cordiale noch ein Weilchen hinkümmern konnte." 1850; im November. Drei Jahre gehen, noch vier Monde leuchten und blassen: da liest Nikolai die Kriegserklärung der wieder geeinten Westmächte (in deren Lager bald auch Oesterreich abschwenkt). Ehe Friede wird, stirbt der harte Gossudar; und über sein Grab hin hallen, nach drei Lustren, Gortschakows Worte: „Der Krimkrieg und der Pariser Friede von 1856 waren die ersten Schritte auf dem Weg zu all dem Unheil, dessen verhängnißvolle Folgen wir jetzt in dem wankenden Erdtheil sehen." England ist übermächtig, Preußen eines wehrhaften Reiches scharfe Spitze geworden; Pauls Hoffnung begrub der Malakowthurm.

Vor einundzwanzig Jahren ist sie aus der Steingruft auf-

erstanden. Frankreichs Macht, hatte, nach Bismarcks Entlassung, Alexander der Dritte an den Rand eines Ministerialberichtes geschrieben, darf nicht vermindert werden. Als Admiral Gervais aus Kronstadt heimgekehrt ist, unterzeichnen in Paris Mohrenheim und Ribot den franko-russischen Bündnißvertrag; und nach einer Anstandspause holt General Boisdeffre aus Petersburg die Militärkonvention. Marine? Daran denkt man noch nicht. Das Deutsche Reich ist nur auf dem Festland gefährlich zu verwunden; und gegen Britaniens Armada kämen die vereinigten Schaukelkasten der nations amies et alliées doch niemals auf. Die Genossen des neuen Bundes fühlen (Frankreich in Tunis, Marokko, Senegambien, Dahomey, Siam, China; Rußland in Persien, Afghanistan, Tibet, im Mongolen- und Mandschurenland) die Schlagkraft der Löwentatze; können aber nur einmal hoffen, die königliche Bestie hinter Eisenstäbe zu pferchen: und der Weg in diese eine Gelegenheit wird ihnen von Berlin aus gesperrt. Freiherr von Marschall hat im Reichstag gerufen, Deutschland habe in der Südafrikanischen Republik das selbe Recht wie England und könne nicht erlauben, daß die Selbständigkeit dieser Republik angetastet werde. Danach und nach der Depesche an Krüger schien ein antibritischer Dreibund der Mächte möglich, die den Frieden von Shimonoseki durchgedrückt hatten. Irrthum. Deutschland zeigt zum ersten Mal, daß seinem Wort, dem lautesten, nicht die That folgt und daß ein Land, dem es mit der Zunge die Integrität verbürgt, auf Helferhandeln nicht rechnen darf. Deutschland läßt die pariser und petersburger Bündnißvorschläge in London denunziren: enttäuscht Frankreich und Rußland und bleibt, als Burenfreund, Türkenprotektor und Begünstiger des russischen Dranges in die Mandschurei, den Briten dennoch verhaßt. Herr Delcassé, dem die blinde Wuth unserer Dreyfusmannschaft auf den Stuhl des deutschem Wesen freundlicheren Herrn Hanotaux geholfen hat, erblickt keine Wahlmöglichkeit: um nicht, trotz dem Pakt mit Rußland, ohnmächtig zu scheinen, muß er sich mit England verständigen. „In der weiten Welt sehe ich nirgends zwei Länder, die so auf einander angewiesen sind wie Frankreich und Eng-

land“: spricht Eduard der Siebente; später (zu Loubet): „Daß die Freundschaft unserer Länder sich fest einwurzle, ist mein heißester Wunsch.“ Achter April 1904: entente cordiale. Juni, Juli, August 1905: Flottenverbrüderung in Algier, Brest, Portsmouth. Gemeinsamer Groll schlägt von der franco-anglaise zur franco-russe die Brücke. Rußland ist an der Peripherie und im Centrum geschwächt; und das Deutsche Reich baut seit 1906 mit kaum noch bedächtiger Schnelle Dreadnoughts. Eduard weiß, wohin er gelangen möchte. Sein Vertrauensmann Sir Donald Mackenzie-Wallace muß in Algesiras mit dem Russen Cassini die Frage erörtern, auf welchem Pfade dieses Ziel zu erreichen wäre. Zeichen und Wunder werden sichtbar: Rußland unterstützt am Bosporus Englands Anspruch im Fall Tabah; drei russische Panzer ankern vor Portsmouth. Im März 1907; am dreißigsten August wird der anglorussische Vertrag (über Persien, Afghanistan, Tibet) unterzeichnet; am zehnten Juni 1908 ist Eduard in Reval und zwei Tage danach hören wir, daß Iswolskij und Hardinge „auch über Indien und Makedonien ganz einig sind.“ Britanien, Frankreich, Rußland. Noch immer scheints nicht genug. Die Triple-Entente sucht der Triple-Alliance die Genossen und Freunde abzufangen. Im Januar 1902, als Delcassé und Prinetti schon den accord fertig hatten, der den Franzosen Marokko, den Italienern Tripolis sichern sollte, ließ England noch merken, daß es eine Römerexpansion nach Tripolitanien nicht dulden werde; ein Jahr danach, ehe Eduard nach Neapel ging, hatte es Italiens „Recht“ auf Tripolitanien und die Kyrenaika anerkannt. Zwischen London und Rom ists nun wie zwischen London und Tokio: das Bündniß währt fort, doch seine Spitze richtet sich in West nicht gegen Frankreich, in Ost nicht gegen Rußland. Der Rest? Oesterreich-Ungarn und die Türkei. Mit Oesterreich war England bis in die Tage der Annexion Bosniens fast immer in Eintracht; das Mürzsteger Programm (Lamsdorff-Goluchowski) wurde in der Foreign Office gelobt, der Zwist über die makedonische Finanzkontrole verhallte schnell und schon 1909 wurde leis wieder versucht, in Wien die gelockerten Fäden fester zu ziehen. Die Wellensittiche Crozier und Cartwright

wußten genau, daß ihnen nicht mehr die Aufgabe zufiel, Oesterreich gegen Rußland zu stacheln. Je herzlicher der Verkehr der beiden Ostreiche wird, desto tiefer sinkt für Habsburg-Lothringen der Werth des Bundes mit Deutschland. Dem sind in der Türkei, seit auch Mahmud Schewket entthront ward, alle Stützen weggebrochen. Entschlüpft ihm noch Oesterreich, dann ists allein. Und nur hinter diesem Ziel ist Europas Ruhe vor Störung sicher. Paul Petrowitsch war ein irrer Tropf. Auch von einer Hydra droht Lebensgefahr. Der einen die Köpfe zu mähen, muß jedes Schwert aus der Scheide. Rostet der Stahl, so ersetzt ihn fürs Erste wirksam noch List.

Grey und Sasonow.

„Natürlich ist Ihr Marinevertrag mit Frankreich zunächst nur fürs Auge der Galerie berechnet. Das ist aber nicht unwichtig. Der Urgroßvater Ihres erhabenen Herrn hat, als Brunnow ihn bei einem Whig-Ministerium vertrat, eingesehen, daß die Verkehrsformen der Staaten nicht mehr von deren Interessen, sondern von Oeffentlicher Meinung bestimmt werden. Daß deutscher Hochmuth das Abkommen als ein Gaukelspiel verhöhnt, zeigt dennoch nur, wie schnell man drüben verlernt hat, politisch zu denken. Was die Republik von Brest nach Toulon schickt, ist ja nicht ersten Ranges; mit uns (die den Bestand dort stärken, nicht, wie Schafsköpfe glauben, noch schwächen) zusammen wird sie mächtig genug, um jeden Gegner unschädlich zu machen. Hauptsache ist aber die Demonstration, daß die Wehrgemeinschaft sich nur gegen Deutschland und dessen Genossen richtet. Davon verspreche ich mir Allerlei. Wir sind ziemlich stark. Seit Sie mit dem Fürsten Katsura ins Reine kamen, reicht unser Concern vom Weißen bis ans Gelbe Meer. Japans Freundschaft bietet uns vierfache Assekuranz: Ihnen in der Küstenprovinz und hinter dem Baikal, uns gegen den Hindu und den Yankee. Doch wir brauchen Gewißheit, werden von Hoffnung nicht satt und möchten uns noch nicht mit Finanzzöllen und allgemeiner Wehrpflicht bepacken. Wer noch zaudert, soll endlich erkennen, daß die Sache jetzt ernst wird; daß

nach Agadir die Welt nicht mehr aussieht wie zuvor. Wir wissen nun, was zu thun ist, wenn der Deutsche die Stirn furcht und wie ein drohender Wütherich die Augen rollt. Aus der Triple-Entente ist ein Dreibund geworden, der einen viel größeren Erdtheil beherrscht und fester ist als der ältere. Warum sind wir 1908 nicht vorwärts gekommen? Weil wir Beide, Rußland und Britanien, den Türken, so lange ihre Jugend lebensfähig schien, schmeicheln und Iswolskijs Privatärger über Aehrenthal heirathen mußten. Vorbei. Von Amtes wegen müssen wir weiterfaseln, die Türkei sei ‚eine europäische Nothwendigkeit'; denn theilen wir heute, so klafft zwischen Ihnen und Oesterreich gleich wieder ein Zwiespalt auf und verschlingt die Wünsche, an deren Erfüllung unsere Zukunft hängt. Wir müssen Italien durch neue Wohlthat verpflichten und Oesterreich vor die Frage stellen, wem es nützt, wenn es, selbst ungefährdet, für den deutschen Balkanrivalen ins Feuer geht. Italien käme mit seinem Athem zwar noch leidlich über den Winter und Frühling; sehnt sich aber nach Frieden. Die Türken würden ihn gern gewähren (über die Bedingungen ist man im Wesentlichen ja längst klar), wenn nicht jeder Pfortenhüter das Odium scheute, mit dem neue Gebietshingabe ihn bedroht. Dem vereinten Druck unserer Botschafter kann, wie der Zweibund Sinoview-O'Connor in der Oase Tabah bewiesen hat, kein Osmanenkabinet widerstehen. Drücken wir aber allzu kräftig, dann fällt der listenreiche Urgreis Kiamil (oder verduftet freiwillig), das Chaos kehrt wieder und wir Beide sind die Erzfeinde, die den Verzicht auf die Syrtenländer erzwungen haben. Wer den Knoten mit leiser Hand löst, handelt klüger als Einer, der ihn mit schartigem Messer durchschneidet. Und wir haben Glück: gerade in diesen schönen Spätherbsttagen, die uns als Gäste meines Königs in Balmoral sehen, zeigt uns der liebenswürdige Graf Berchtold den Zipfel, der eine gefahrlose Lockerung erwirken kann. Der Minister Franz Josephs hatte schon im August von ‚Autonomie' gesprochen, eine Botschafterkonferenz empfohlen und angedeutet, daß die Hohe Pforte die im dreiundzwanzigsten Artikel des Berliner Vertrages umschriebene Pflicht endlich auf sich nehmen und die nur den Kretern bewilligte Selbstverwaltung

in allen Provinzen sichern müsse. Den ungarischen Delegirten hat er, während wir am Tisch Seiner Huldvollen Majestät speisten, den Balkanstatus dann pechschwarz gemalt. Absicht (er war lange in Petersburg, stand mit dem von Ihnen verehrten Herrn Iswolskij noch nach dem buchlauer Gewitter gut, weiß, was unsere Gemeinschaft vermag, und will nicht am Leitseil der berliner Dilettanten marschiren) oder Zufall: wir dürfen uns freuen. Sein Wort hat die glimmende Hoffnung der vier Balkankönige geschürt (vielleicht, um die in Kroatien, den Magyaren zu Liebe, geärgerten Südslaven zu trösten); wenn wir auch nur mit halber Lungenkraft in die Funken blasen, flackerts auf. Das Wuthgeschrei des Balkanbundes übertönt die schwachen Geräusche des libyschen Krieges; die im Herzen gefährdete Türkei kann ihren letzten afrikanischen Besitz den Italienern lassen. Die haben dann, was sie so lange begehrten; merken, daß sie Ihnen und uns Alles, dem deutschen Bundesgenossen nichts danken; um seiner Einfalt eine im internationalen Arbitragegeschäft verwerthbare Mittelmeerbürgschaft abzupressen, thun Giolitti und San Giuliano dann wohl noch ein Weilchen, als sei die Intimität mit Frankreich zerstört; grinsen aber durch die Larve und vergessen in der Mummenschanz nicht, wo, im Bereich welches Europäerlagers, ihr Weizen allein blühen kann. Was meinen Sie? Römer und Türken kommen zugleich aus der Klemme. Den Balkanbrand spritzen wir, wann es uns paßt, schnell nieder; Kiamil muß irgendein altes Reformprogramm für Makedonien aus der Rumpelkammer vorkramen und Reschids bewährten Kniff mit dem Hattischerif von Gülhane wiederholen. Ferdinand und Georg, Peter und Nikita stecken dann das Schwert vergnügt in die Scheide zurück. Und wir können auf eine Machtprobe pochen, wie Europa im Frieden noch keine sah. Die muß auch auf Oesterreich wirken. Wozu braucht es die pfiffigen Konkurrenten, die sich so stolz mit ihrer ‚schimmernden Wehr‘ brüsten, wenn es ungefähr auf der mürzsteger Basis mit Ihnen einig wird und das alte Freundschaftband mit uns erneut? Wir Zwei machen in Osteuropa das Wetter. Was Deutschlands Thorheit vor einem Jahr versäumt hat, können wir thun: in Rom

den Verzicht auf nahe Balkanaktion durchsetzen und (trotz den während der letzten Manöver gehaltenen und verheimlichten italophoben Reden) Oesterreich mit Italien versöhnen. Berchtold ist willig; hat, weil er Kiderlens Freude an jeder Kollegenschlappe kennt, den Berlinern von seinem Türkenplan keine Sterbenssilbe gesagt und wird noch im Oktober mit Victor Emanuel und Giolitti plaudern. Unter dem Eindruck unseres friedlichen Sieges. Wird er richtig behandelt, dann giebts bald, neben dem nordischen Phantom, nur einen Dreibund; den mächtigsten (auch Spanien haben wir sacht nun an Frankreich gekittet), den die Geschichte kennt. So muß es werden; weil es nur einen allen Großmächten gefährlichen Feind giebt: das Deutsche Reich, das, mit den Waffen des Händlers und des Kriegers, erobern oder im Fett ersticken muß. Was uns so lange getrennt hat und was Sie von Oesterreich fern hielt, ist dagegen Bagatelle. Sie möchten die Mongolei? Gern; wenn Sie uns freies Spiel in Tibet gönnen. Eine gesicherte Machtzone in Persien? Mit Vergnügen; wenn uns der Golfbezirk bleibt. Auch die Opposition (deren Unterhaushaupt ich deshalb herbat) wird einsehen, daß wir, die Land genug haben, unseren eitlen Herzen einen Stoß geben müssen, um die Gewißheit zu erlangen, daß Sie im Nothfall mindestens ein Halbdutzend deutscher Corps an der Grenze zurückhalten und mit Ihrer Baltenflotte den Feind in der Ostsee belästigen. Ists Ihnen recht, dann ziehen wir jetzt auf dem Balkan die Zündschnur."

Theobald.

Nicht die dunkelste Ahnung von den Zusammenhängen noch gar vom Zweck der diplomatischen Rekognoszirung. Jeden Sonntag in Hohenfinow. Vor der Abreise nach Bayern (wieder zu „leider so kurz bemessenem Erholungurlaub") eine höchst offiziöse Erklärung, die als Stümperwerk in keinem Operettenländchen zu überbieten ist und deren jeder Deutsche sich, wie eigener Schmach, schämen müßte. Zum Erbarmen schlecht stilisirter Schwatz, der die Türken nicht trösten kann und die Balkankönige mit Grobheit be-

wirthet. Sonst? Nichts. „Die Diplomatie des Deutschen Reiches ist eifrig und erfolgreich bemüht, die Einigung Oesterreichs mit Rußland zu beschleunigen.“ Das Dümmste und zugleich Ueberflüssigste, was sie in diesem Augenblick zu thun vermag. Der Herr Kanzler, der Herr Staatssekretär rührt nicht einen Finger, um die deutsche Finanzwirthschaft vor einer Börsenpanik zu bewahren, die uns wieder, wie im Agadirsommer, als Hasenfüße vor Europa blamirt. Heiterkeit ringsum. Deutschland ist ausgeschaltet; merkt nicht einmal, wie schlau manövrirt wird, ihm die Gefährten von der Seite zu locken. Im April 1854 rieth der beim Bundestag bevollmächtigte Herr von Bismarck-Schönhausen seinem König, sich durch die Aufstellung eines Heeres von zweihunderttausend Mann „zum Herrn der gesammten europäischen Situation zu machen“. Als Träger der preußischen Politik in Frankfurt konnte er sich „einer Beschämung und Erbitterung nicht erwehren“, wenn er sah, „wie wir jede eigene Politik und jede selbständige Ansicht opferten, von Posten zu Posten zurückwichen und unter dem Druck der Inferiorität, in Furcht vor Frankreich und in Demuth vor England, im Schlepptau Oesterreichs Deckung suchten“. Er wollte die Gelegenheit nützen, „um uns und die preußische Politik aus der sekundären und, wie mir schien, unwürdigen Lage herauszuheben“. 1854. Jetzt geben wir für Wehrzwecke alljährlich anderthalb Milliarden aus: und sind, wo wir anno Olmütz waren. Weil wir die unfähigsten, an Willen und Schöpfergedanken ärmsten Geschäftsführer haben. Weil das Bischen Hirnschmalz nur der Absicht dienstbar gemacht wird, der Nation Tag vor Tag einzureden, Alles sei herrlich bestellt und der Himmel über ihr hell. Ermannt sich nicht Einer von Denen, auf die Wilhelm hört, deutlich dem Deutschen Kaiser zu sagen, daß wir mit solchem Kanzler weder in den Krieg ziehen noch dem Riesenbluff trotzen können, der vor dem letzten Mittel der Könige und der Völker morgen versucht werden soll?

Theodor Gomperz.

Wieder ist einer der Gelehrten alten Schlages dahingegangen, die bei strengster Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit in ihren Facharbeiten doch nicht dem eng umgrenzten Spezialistenthum verfallen sind, das bei der fortschreitenden Differenzirung der wissenschaftlichen Arbeit immer mehr das unvermeidliche Los des Forschers zu werden droht. Naturforscher wie Helmholtz, Dubois-Reymond und der, zu unserer Freude, noch lebende Ernst Mach, Mediziner wie Rokitansky, Meynert und Billroth, Historiker wie Ranke und Mommsen, Philologen wie Bonitz und Usener, Theologen wie Adolf Harnack sind von ihren Fachstudien zu allgemeinen Anschauungen aufgestiegen, haben in politischen, kulturellen, künstlerischen und erziehlichen Fragen das Wort ergriffen, wendeten sich oft an das gebildete Publikum Europas; und so sind viele ihrer Werke zum wesentlichen Besitzstand der deutschen Nationalliteratur geworden. In diese Kategorie von Männern gehört auch Theodor Gomperz. Als klassischer Philologe war er stets von peinlichster Gründlichkeit. Das Kleinste schien ihm nicht zu klein, jeder Buchstabe in den Herkulanischen Rollen, auf deren Entzifferung er so viel Kraft und Zeit verwendete, jedes Blättchen in der Sammlung von Papyrus-Urkunden, die den Namen des Erzherzogs Rainer trägt, konnte Gegenstand seiner eingehenden und oft langwierigen Untersuchung werden. Dabei aber hielt er stets den Blick auf das Ganze des Alterthums nicht nur, sondern auf die Gesammtkultur der Menschheit gerichtet, und indem er bei den griechischen Denkern die Gedanken aufsuchte, die in ihrer Weiterentwickelung die moderne Wissenschaft hervorgerufen und befruchtet haben, lehrte er uns, wie man aus dem Alterthum die Gegenwart und aus der Gegenwart das Alterthum zu verstehen vermöge.

Für das gebildete Publikum Europas ist Theodor Gomperz zunächst der Verfasser der „Griechischen Denker“. Dieses Werk hat seinen Namen weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinausgetragen und sichert ihm eine lange Dauer. Gomperz schildert hier drei Jahrhunderte (600 bis 300 vor Christus) schöpferischer Geistesentwickelung, die sich in solcher Fülle und Mannichfaltigkeit nicht mehr wiederholt haben. In diesem Zeitraum hat das unvergleichlich begabte Griechenvolk, abgesehen von den unsterblichen Werken der Dichtkunst und Bildhauerei, die noch heute ihre lebendige Wirkung üben, die Grundlegung aller abendländischen Wissenschaft hervorgebracht. Daß die griechische Philosophie nicht nur die Probleme aufgestellt hat, mit denen wir heute noch ringen, sondern auch eine

ganze Reihe von Denkmitteln geliefert hat, mit denen wir täglich und stündlich operiren (Wirklichkeit und Möglichkeit, Stoff und Form, Substanz und Kausalität), habe ich schon oft hervorgehoben. Aber auch in den einzelnen Wissenschaften ist es nicht anders. Je genauer uns die Philologen mit der Geschichte der griechischen Mathematik, der griechischen Medizin und Physik bekannt machen, desto deutlicher wird, daß Griechenland dem wissenschaftlichen Denken der Menschheit nicht nur die wichtigsten Stoffe, sondern auch die wirksamsten Methoden gegeben hat.

Diesen Eroberungzug des menschlichen Geistes in seinen Anfängen zu schildern, hatte für Gomperz einen besonderen Reiz. Zwar waren die Lehrmeinungen, die Systeme, die Weltanschauungen und die Schulen der griechischen Philosophen schon mehrfach aus den Quellen gesammelt und ausführlich dargestellt worden. In den Werken von Ritter, Brandis, Zeller und Ueberweg lag das Material geordnet und gesichtet vor. Viele kleinere, für populäre Zwecke bestimmte Darstellungen ermöglichten auch dem Laien, sich über Sokrates, Platon und Aristoteles rasch zu orientiren. Gomperz aber wußte, daß diesem oft behandelten Stoff noch ganz neue Seiten abzugewinnen seien, und so ging er denn in einem bereits vorgerückten Alter daran, in der Darstellung der „Griechischen Denker“ die Summe seiner Lebensarbeit zu ziehen.

Die Vorbereitung dazu war bei ihm eine besonders glückliche, gründliche und vielseitige. An den Herkulanensischen Rollen und an den Papyrus-Urkunden hatte Gomperz seine angeborene Kombinationengabe zu einer hohen Meisterschaft entwickelt, die ihn befähigte, verstümmelte Texte zu entziffern und zu ergänzen und so aus Bruchstücken ein Ganzes zusammenzuschauen. Die zahlreichen Beiträge zur Kritik und Erklärung griechischer Schriftsteller, die meist in den Schriften der Wiener Akademie der Wissenschaften erschienen und jetzt unter dem Titel „Hellenika“ in zwei stattlichen Bänden gesammelt vorliegen, zeigen dem Fachmann, wie souverain Gomperz das griechische Schriftthum beherrschte und wie tief er in die Sprache und in den Geist des Hellenenthumes eingedrungen war. Damit hatte sich Gomperz das philologische Rüstzeug angeeignet, das für eine Darstellung der griechischen Philosophie zwar unentbehrlich ist, aber durchaus nicht dazu ausreicht. Viel wichtiger und namentlich für das Unternehmen des Werkes bestimmender war die gründliche und zugleich eigenartige philosophische Bildung, die Gomperz mitbrachte. Er war vor Allem bei den Engländern und hier besonders bei den zwei Mills, Vater und Sohn, in die Schule gegangen. Als junger Student stieß er, wie er selbst er-

zählt hat, in der Bibliothek des Juridisch-Politischen Lesevereins auf das psychologische Werk James Mills „Analysis of the Phaenomena of the human mind“; und diese von jeder Metaphysik freie, auf dem Prinzip der Assoziation-Psychologie beruhende Darstellung des Seelenlebens wurde für seine ganze Denkrichtung maßgebend. Vom Vater James Mill ward Gomperz, wie er in seinen „Essays und Erinnerungen“ selbst mittheilt, auf den berühmteren Sohn John Stuart Mill geführt, dessen System der induktiven Logik ihn begeisterte. Er begann sofort, das Werk zu übersetzen, und war mit der Arbeit schon 1854 (als Zweiundzwanzigjähriger) fertig geworden, konnte sie jedoch erst viel später publiziren. Die Uebersetzung vermittelte ihm die Bekanntschaft mit dem Verfasser, den er sein Leben lang verehrte und liebte. Gomperz hat John Stuart Mill zweimal in England besucht, hat mit ihm die österreichischen Alpen durchwandert, eine deutsche Gesammtausgabe seiner Werke veranstaltet und ihm nach seinem 1875 erfolgten Tod einen Nachruf gewidmet, der zu dem Schönsten gehört, was von Gomperz, und zu dem Besten, was über John Stuart Mill geschrieben wurde. Man findet diesen prächtigen Aufsatz jetzt mit Anmerkungen in den „Essays und Erinnerungen“.

Die Denkweise der beiden Mills kam der Richtung entgegen, die dem Geist des jungen Philologen von Haus aus kongenial war. Gomperz ist strenger Empiriker. Er will sich nicht vermessen, hinter die dem Menschen allein zugängliche Erscheinung in das unerforschliche Wesen der Dinge vorzudringen. Ihm genügt, die dem Menschen gegebene und deshalb für ihn allein wichtige Welt der Erscheinungen (Phaenomene) zu verstehen. Es scheint, daß er für diese philosophische Denkrichtung zuerst den Ausdruck „Phaenomenalismus“ geprägt hat. Gomperz hat ferner das tiefe Bedürfniß, die Entwickelung des Menschengeistes psychologisch zu verstehen, und ist der Ansicht, daß dazu die Gesetze der Vorstellung-Assoziation das sicherste Mittel sind. Hier war vielleicht eine Schranke seines Könnens. Die moderne Seelenkunde hat nämlich erwiesen, daß die zu Tage tretende Verkettung der Vorstellungen ein Oberbau ist, der von tief unten wirkenden Kräften und Trieben getragen und geformt wird. Für die Erforschung der griechischen Philosophie war jedoch gerade der von Gomperz gewählte Standpunkt besonders günstig.

Da sein Interesse anders gerichtet ist als das der meisten anderen Philosophie-Historiker, so sieht er Dinge, die den Anderen entgehen. Ihn interessirt nicht in erster Linie die logische Struktur eines philosophischen Systems. Er findet seinen Ehrgeiz nicht da-

kin, Lücken aufzusuchen, auf Widersprüche hinzuweisen und sie dann dialektisch wegzudisputiren. Gomperz will vielmehr erkunden, aus welchen psychologischen und historischen Bedingungen das Weltbild eines großen Denkers zu verstehen sein könnte. Er will die Persönlichkeit erfassen, die Seele des Philosophen erschließen: und betitelt deshalb sein Werk nicht „Griechische Gedanken", sondern „Griechische Denker". Außerdem ist er sorgsam bemüht, die Fäden zu ziehen, die das antike Denken mit der modernen Wissenschaft verbinden, und weiß dabei mit besonderer Meisterschaft in den offensichtlichen Verfehlungen die fruchtbaren Gedankenkeime zu entdecken, die sich später zu wahren und bedeutenden Erkenntnissen entwickeln. Ein besonders interessantes und lehrreiches Beispiel bietet in dieser Beziehung seine meisterhafte Darstellung der pythagoreischen Astronomie.

Fast sechzig Jahre war Gomperz alt geworden, als er mit der Veröffentlichung seines Lebenswerkes begann. Als im Jahr 1891 die erste Lieferung erschien, wurde sie für Wien wenigstens ein literarisches Ereignis. Ludwig Speidel, der damals schon selten schrieb und noch seltener Bücher besprach, berichtete darüber in einem geistvollen Feuilleton der „Neuen Freien Presse" und Billroth sagte zu Freunden, daß ihm seit zwanzig Jahren kein so bedeutendes Buch untergekommen sei. Langsam schritt die Arbeit vorwärts. Ich erinnere mich noch lebhaft daran, wie ich die einzelnen Lieferungen, die der Verfasser mir zu senden so freundlich war, mit großem Genuß verschlang und mit Spannung der nächsten entgegensah. Nach mehr als vier Jahren war der erste Band vollendet und die eben so gelehrten wie interessanten Anmerkungen gaben Aufschluß über Manches, das im Text blos angedeutet war. Dieser erste Band ist das Glanzstück des ganzen Werkes geblieben. Hier treten uns die Denkergestalten eines Anaximander, Heraklit, Xenophanes und Protagoras (Gomperzens Liebling) mit so plastischer Anschaulichkeit entgegen wie in keiner anderen Darstellung. Wir lernen aber nicht nur die philosophischen und religiösen Strömungen kennen. Gomperz führt uns auch die Geschichtschreiber Herodot und Thukydides vor und zeigt, wie sich die historische Auffassung allmählich vertieft. Besonders interessant und lehrreich ist das Kapitel über die Aerzte, wo der intime Kenner der unter dem Namen des berühmten Hippokrates überlieferten Schriftsammlung den meisten Lesern ganz Neues bietet. Gomperz hat herausgefunden, daß es im alten Griechenland zwei verschiedene Schulen von Aerzten gab. Die eine wollte ihre Kunst auf philosophische Hypothesen über die Natur des Menschen gründen und danach das Heilverfahren einrichten. Gegen

diese Methode treten energisch die strengen Empiriker auf, die eindringende Beobachtung, weitgehende Individualisirung verlangen und das Hauptgewicht auf das Sammeln eigener und die Benützung älterer Erfahrungen legen. Von den moralischen Forderungen, die die ärztliche Gilde an ihre Mitglieder stellte, giebt uns eine sehr alte Eidesformel Kunde, die zeigt, welche Verpflichtung jeder Lehrling, der in die Genossenschaft eintrat, auf sich nehmen mußte. Er mußte schwören, Gift auch Denen nicht darzureichen, die ihn darum bitten, den Frauen kein Abortivmittel zu verabfolgen, und die Kastration auch dann nicht vorzunehmen, wo Heilzwecke sie zu erfordern scheinen. Schließlich gelobt er, sich jedes, zumal des erotischen Mißbrauches seiner Stellung Freien wie Sklaven beiderlei Geschlechtes gegenüber zu enthalten und über alle Heimlichkeiten, von denen er in der Ausübung seines Berufes oder auch sonstwo Kunde erhält, unverbrüchliches Stillschweigen zu bewahren. Gomperz hat hier zum ersten Mal die medizinische Literatur der alten Griechen für die Darstellung ihrer Geistesentwickelung herangezogen und wir wollen hoffen, daß der von ihm gewiesene Weg auch von Anderen betreten werden wird.

Im zweiten Band hat mich die Darstellung des Sokrates besonders gepackt. „Das Seltenste aller Phänomene ist ein ungewöhnlich mächtig arbeitendes Herz, das seine ganze Triebkraft dazu verwendet, den Kopf kalt zu erhalten, einem Dampfkessel vergleichbar, der ein Eiswerk in Betrieb setzt.“ „Man hat Benjamin Franklin einen Enthusiasten der Nüchternheit genannt. In weit höherem Maße gilt diese Bezeichnung für Sokrates. Die seine mächtige Persönlichkeit beherrschende, bis zur Lust am Martyrium gesteigerte Leidenschaft gilt der Klärung des Intellekts. Er hat nach Reinheit der Begriffe gedürstet, mit der selben Inbrunst, mit welcher ein mystischer Schwärmer nach der Vereinigung mit der Gottheit lechzt.“ Schon diese einleitende Charakteristik des einzig dastehenden Mannes ist wahr und tief. Sie erklärt sein Wesen und seine weltgeschichtliche Wirkung. Aber auch der geschichtliche Sokrates in seiner historischen Bedingtheit kommt zu seinem Recht. Durch ein sehr geschickt zusammengestelltes Gespräch eines Atheners mit einem Fremden weiß Gomperz die Verurtheilung des Sokrates historisch und psychologisch vollkommen begreiflich zu machen.

Dagegen hat mir die den Helpttheil des zweiten Bandes füllende Darstellung Platons eine Enttäuschung gebracht. Zwar findet man auch hier viel Schönes und Richtiges (die Darstellung der Ideen- und Seelenlehre Platons und besonders die Charakteristik seiner Altersperiode). Doch dem Verfasser ist etwas Merkwürdiges

begegnet. Während er die Vorsokratiker aus ihren fragmentarischen Ueberresten zu neuem Leben zu erwecken verstand, so daß sie uns als lebendige Gestalten entgegentreten, zerfällt ihm das vollständig auf uns gekommene schriftstellerische Werk Platons in eine Anzahl von Dialogen. Gomperz bemüht sich zwar, auf dem festen Grund sorgfältiger philologischer Forschung die philosophische Entwickelung Platons darzustellen. Man bekommt auch bei wiederholtem Lesen ein Bild dieser Entwickelung. Nicht deutlich und lebendig genug aber sieht man Platon selbst. Vielleicht liegt die Ursache in der Eigenart des Verfassers. Gomperz hat als strenger Empiriker kein innerliches Verhältniß zu Platons mystisch angehauchter und religiös gefärbter tiefgründigen Metaphysik; und dem liberalen Politiker, der nie mit des Lebens Noth zu kämpfen hatte, fehlt, wie ich glaube, das Organ für Platons radikale Utopien und für seinen gewaltigen Sturmlauf gegen die Vermögenungleichheit. Vielleicht ist auch die schriftstellerische Anordnung hier nicht so glücklich wie im ersten Band. Gomperz verweilt meiner Meinung nach zu lange bei den einzelnen Dialogen und erschwert dadurch den Ueberblick und den Durchblick. Windelband zeigt in seinem kleinen Buch über Platon (in Frommans „Klassiker der Philosophie") gewiß nicht die intime, umfassende, vor der Bearbeitung immer wieder aufgefrischte Vertrautheit mit dem Originaltext, wie sie dem Kenner auf jeder Seite der „Griechischen Denker" entgegentritt, aber in seiner Darstellung ist Plato als Lehrer und Schriftsteller, als Philosoph und Sozialpolitiker, als Theologe und Prophet markanter und geschlossener herausgearbeitet.

Wesentlich anders steht Gomperz zu Aristoteles, dessen Seele und Werk er uns im dritten Band erschließt. Dem großen Schätzer der Thatsachen, dem „baumeisterlichen Mann", der in unermüdlicher Beobachtungluft Natur und Menschen kennen zu lernen und das massenhaft angehäufte Wissen zu ordnen und zu verarbeiten bemüht ist, bringt er volles Verständniß und starke Sympathie entgegen. Trotzdem geht Gomperz mit dem „Meister Derer, die da wissen", oft sehr streng ins Gericht. Gomperz wirft dem Stagiriten mit Recht vor, daß er manche schon vor ihm errungene richtige Erkenntniß (zum Beispiel: die heliogenteische Weltanschauung und die Funktion des Gehirnes als Denkorganes) nicht gelten ließ und durch seine Autorität lange Zeit um ihre Wirkung gebracht hat. Dabei entwirft er aber ein treffendes Bild von Aristoteles als Naturforscher mit seinen großen Vorzügen und nicht geringen Schwächen. Eben so eingehend bringt er die Logik, die Psychologie, die Sitten- und Staatslehre, die Theologie, Metaphysik und Aesthetik

zum Ausdruck und zeigt uns den wirklichen Aristoteles, wie ihn bisher nur Wenige kannten. Vielleicht ists nicht unnütz, darauf hinzuweisen, daß die Kenntniß der thatsächlichen philosophischen und wissenschaftlichen Leistungen des Aristoteles und ihre gerechte historische Würdigung erst durch die philologische Forscherarbeit des neunzehnten Jahrhunderts in Angriff genommen und noch lange nicht erreicht ist. Im Mittelalter war Aristoteles in allen weltlichen Wissenschaften und vielfach auch in der philosophischen Theologie unbedingt Autorität. Diese Stellung behauptete er in Deutschland bis zum siebenzehnten, in England bis zum achtzehnten Jahrhundert; und die neuscholastische Bewegung in der Katholischen Kirche ist bemüht, diese Geltung auch heute noch zu erhalten. Man berücksichtigte dabei jedoch immer nur die Grundlehren des Philosophen, hatte gar keinen Anlaß, sich mit allen Einzelheiten abzugeben, und noch weniger, seine Forschungmethoden zu untersuchen. Dies konnte erst geschehen, als seine autoritative Stellung erschüttert war. Jetzt erst konnte die unbefangene Forschung einsetzen; und sie hat die Arbeit mit größter Energie in Angriff genommen, aber noch nicht vollendet. Gomperz that einen großen Schritt vorwärts. Wir dürfen jetzt sagen, daß Aristoteles in der Logik und Psychologie, auf einigen Gebieten der organischen Naturwissenschaft, besonders der Zoologie und vor Allem in der Wissenschaft vom Staat bahnbrechend gewirkt, auf anderen Gebieten, wie in der Poetik und Rhetorik, werthvolle Anregungen gegeben hat, namentlich aber (was Gomperz nicht genug hervorhebt) der Schöpfer einer Reihe von sehr wichtigen Denkmitteln geworden ist. Dagegen hat er in der Astronomie und zum Theil auch in der Physik die wissenschaftliche Entwickelung mehr gehemmt als gefördert. Anfangs hatte Gomperz die Absicht, in seinen „Griechischen Denkern“ auch die hellenistisch-römische Periode darzustellen. Bei der Vollendung des dritten Bandes (1909) stand er aber schon im siebenundsiebenzigsten Lebensjahr. Das bewog ihn, das Werk abzuschließen. Dennoch ists kein Torso geblieben, sondern schildert eine der fruchtbarsten Perioden der menschlichen Geistesentwickelung bis zu dem Punkt, wo mit der Spezialisirung der wissenschaftlichen Arbeiten eine neue Epoche beginnt.

Für die große Zahl der Gebildeten, so sagte ich, ist Theodor Gomperz vor Allem der Verfasser der Griechischen Denker. Für den kleineren, aber darum nicht kleinen Kreis seiner Schüler, Freunde und Bekannten war er mehr. Wir bewunderten in ihm den feinsinnigen und zugleich überaus gründlichen Philologen, den warmen Verehrer und energischen Vertheidiger der klassischen Studien. Wir erfreuten uns an dem weltmännisch gewandten, phi-

losophisch geschulten, ganz ungewöhnlich universell gebildeten Gelehrten, der über wissenschaftliche, literarische und kulturelle Fragen geistvoll und anregend zu plaudern wußte. Alle diese Eigenschaften wurden besonders in kleinen wissenschaftlichen Cirkeln sichtbar. In der Philosophischen Gesellschaft trat er manchmal als Vortragender, öfter als Redner in der Diskussion auf und wußte immer Neues und Anregendes vorzubringen. Besonders genußreich waren aber die Abende im Philologischen Verein „Eranos“, zu dessen eifrigsten Mitgliedern Gomperz zählte. Wenn er da über ein neues Buch, eine neue Inschrift, einen Papyrusfund oder über ein neuentdecktes Philosophenfragment sprach, kam seine eben so vielseitige wie intime Kenntniß des Griechenthumes, sein phänomenales Gedächtniß, sein kritischer Blick und seine Schlagfertigkeit zur Geltung und bereitete allen Zuhörern einen ganz besonderen Genuß. Gomperz arbeitete in der Regel langsam und hat sich mit seinen „Griechischen Denkern“ vielleicht sogar zu viel Zeit gelassen. Mitunter aber, wenn ein neuer Fund ihn anregte, konnte er durch eine geradezu erstaunliche Schnelligkeit überraschen. Als 1891 die Schrift des Aristoteles vom Staat der Athener in einem egyptischen Grab aufgefunden und von Kenyon zum ersten Mal publizirt wurde, hielt Gomperz, nachdem die Texte erst seit zwei Wochen in Wien eingetroffen waren, in der Juristischen Gesellschaft einen Vortrag, in dem er das Werk von allen Seiten behandelte. Der Vortrag erschien dann in der „Deutschen Rundschau“ und wurde in der Gelehrtenwelt allgemein als das Beste bezeichnet, was über dieses alte und neue Buch geschrieben worden war.

Gomperz gehörte zu den immer noch wenig zahlreichen Philologen, die sich mit Völkerkunde beschäftigen und deren Ergebnisse zur Aufhellung antiken Geisteslebens benutzen. Er hielt sich dabei an die anthropologische Schule der Engländer und stützte sich mit Vorliebe auf die Arbeiten Edward B. Tylors. Die meiner Ansicht nach tiefer grabende Betrachtungweise der französischen Soziologen von der Schule Durckheims ist ihm unbekannt geblieben. Er hätte sich jedoch schwerlich mit dieser Methode befreundet. Denn obwohl er in sozial wirkenden Wohlthätigkeitvereinen gern mitthat und sich an den wiener Volksbildungbestrebungen auch aktiv, durch volksthümliche Vortrags-Cyklen betheiligte, so konnte er doch aus der individualilistischen Lebensanschauung, die ihm im Blut lag und die er überdies durch den Verkehr mit seinen englischen Freunden gefestigt hatte, niemals ganz heraustreten.

Die „Griechischen Denker“ hatten das Interesse für die Persönlichkeit des Verfassers in weite Kreise getragen. In sehr dankenswerther Weise kam Gomperz diesem Umstand entgegen und gab

in dem 1905 publizirten Bande „Essays und Erinnerungen“ eine allerdings nur kurze, aber inhaltreiche Darstellung seines Bildungganges, die auch als Beitrag zur Kulturgeschichte der vierziger und fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts werthvoll ist.

Er war am neunundzwanzigsten März 1832 in Brünn geboren worden und stammte aus einer wohlhabenden und angesehenen Judenfamilie, deren Mitglieder in der Großindustrie und in der Finanzwelt hervorragende Stellen eingenommen haben und noch einnehmen. Bis etwa zum dreizehnten Jahr hatte Gomperz, wie er selbst sagt, ein inniges Verhältniß zu der angestammten Religion. Dann aber hat ihn der augustiner Chorherr Franz Bratranek zwar nicht zum Katholizismus, wohl aber zum vollständigen Freidenkerthum bekehrt. Das Sturmjahr 1848 hat Gomperz bereits mit vollem politischen Bewußtsein durchlebt. Zweimal ist er mit den brünner Studenten nach Wien gezogen und war vom Freiheitstaumel ganz berauscht. Aber schon im Februar 1849 urtheilt er in einigen mitgetheilten brieflichen Aeußerungen über die ganze Bewegung und ihre Folgen mit erstaunlicher Besonnenheit und Voraussicht. An der wiener Universität ließ sich Gomperz als Jurist immatrikuliren, hörte aber daneben philologische, philosophische, mathematische und naturwissenschaftliche Kollegien. Seine Studien fanden keinen formellen Abschluß. „Unmerklich ging der Student in den Privatgelehrten über, um so unmerklicher, als sein Kollegieneifer bald erkaltet war und er die Bücherei dem Hörsaal vorziehen gelernt hatte. Ein bestimmtes Lebensziel stand mir nicht vor Augen. Die Konkordatszeit war angebrochen und hatte dem Juden die akademische Laufbahn wieder verschlossen. So stand mein Jünglingsalter unter dem Druck der Aussichtlosigkeit, die nicht mit Mittellosigkeit gepaart war. Weder der Sporn der Hoffnung noch jener der Entbehrung drückte meine Weichen. Was Wunder, daß ich einigermaßen lässig meines Weges zog? Auch ermangelte ich nicht eines Gefühles sicheren Selbstvertrauens, das mich am schließlichen Erfolg niemals zweifeln ließ. Widerstrebende Stimmen meines Inneren beschwichtigte ich gern durch das humboldtische Verspaar: ‚Suche nicht ängstlich die Bahn, sie hierher zu lenken und dorthin; Lieblicher krümmt sich des Bachs weltengeschlängelter Pfad.‘“

Der geschlängelte Pfad führte ihn auf ein Jahr nach Leipzig, wo er mit Gustav Freytag, Julian Schmidt, Theodor Mommsen und Otto Jahn bekannt wurde und eine Weile die „Grenzboten“ redigirte, dann nach Paris, wo er Littré kennen lernte und sich an der Fürsorge für die Witwe Auguste Comtes betheiligte. Vorher hatte er schon in der Schweiz und in den österreichischen Alpen hohe Berge bestiegen; er steht in Anton Ruthners Glocknerbuch unter

den ersten zwölf Ersteigern des Großglockners verzeichnet. Von seinen Reisen nach England, wo er außer John Stuart Mill auch George Grote und Herbert Spencer kennen lernte, habe ich schon gesprochen. Nach Italien führte ihn mehrfach seine Beschäftigung mit den Herkulanensischen Rollen und diese Studien halfen ihm schließlich in die akademische Laufbahn. Im Jahr 1867 habilitirte er sich in Wien für klassische Philologie, wurde bald darauf Professor und hat mehr als dreißig Jahre an unserer Universität als anregender Lehrer gewirkt. Die autobiographischen Aufzeichnungen reichen nur bis zur Habilitation. Gomperz hat zwar eine Fortsetzung in Aussicht gestellt, aber nicht mehr zu liefern vermocht.

Ich habe Gomperz dreißig Jahre lang gekannt. Gemeinsame wissenschaftliche und kulturelle Interessen führten uns oft zusammen und so konnte ich seinen Aufstieg vom Fachphilologen zum weltberühmten Verfasser der „Griechischen Denker" beobachten und verfolgen. Eine wichtige Etape auf diesem Weg war das Buch „Die Apologie der Heilkunst", das mich bei seinem ersten Erscheinen lebhaft interessirte. Gomperz behandelt darin eine in der unter dem Namen des Hippokrates überlieferten Sammlung medizinischer Schriften auf uns gekommene kurze Rede „über die Kunst", in der das ärztliche Gewerbe gegen seine Angreifer vertheidigt wird. Schon als junger Mann hat sich Gomperz für dieses Schriftchen erwärmt. Er erkannte früh, daß hier eine Sophistenrede vorliegt, und glaubte, aus einigen darin ausgesprochenen philosophischen Ansichten schließen zu dürfen, daß der berühmte Sophist Protagoras ihr Verfasser sei. Dieser Gedanke war für Gomperz der Anlaß, sich Jahrzehnte lang mit dem Studium der alten medizinischen Literatur der Griechen zu beschäftigen, und diesem Studium verdanken wir das zuvor gerühmte Kapitel der „Griechischen Denker" über die Aerzte. Erst im Jahr 1890 trat Gomperz mit seiner Hypothese hervor und gab in dem erwähnten Buch die kleine Schrift mit deutscher Uebersetzung und ausführlichem Kommentar heraus. Ich habe das Werk in der damals von Otto Braun redigirten Münchner „Allgemeinen Zeitung" angezeigt, auf seine Bedeutung hingewiesen und bin dadurch auch zu eigenen Studien über Protagoras angeregt worden. Gomperzens Ansicht, daß Protagoras der Verfasser sei, hat nicht die Zustimmung der Fachgenossen gefunden; aber auch wenn man davon absieht, bleibt doch die „Apologie der Heilkunst" ein Muster philologischer und philosophischer Interpretation, das für Studirende vorbildlich werden sollte. Man findet hier schon die selbe psychologische Behandlungart und die selben Hinweise auf die Beziehungen zur modernen Wissenschaft, die in den „Griechischen Denkern" so anregend und so genußreich wirken.

Gomperz hat sich bis in sein hohes Alter eine bewunderns-werthe körperliche und geistige Frische zu bewahren vermocht. Wie oft habe ich in den letzten Jahren gestaunt, wenn er aus einem wissenschaftlichen Verein, dessen Sitzungen sich mitunter bis gegen Mitternacht hinzogen, ganz unbegleitet wegging und zur Heimkehr nicht etwa einen eigenen Wagen, sondern die „Elektrische“ benutzte. Seine Konstitution war sehr kräftig. Sicher aber hat auch die Viel-seitigkeit seiner Interessen dazu beigetragen, daß seine Arbeitfreu-digkeit und seine wissenschaftliche Genußfähigkeit ihm so lange er-halten blieb. Er war kein Freund des Spezialistenthumes, wenn er auch dessen Nothwendigkeit in gewissen Grenzen einsah. Bezeich-nend für seinen Standpunkt ist eine Bemerkung am Schluß seiner Lebenserinnerungen. Gomperz erzählt da, wie er zusammen mit Wilhelm Scherer an einem Sonntagvormittag den genialen Ge-hirnforscher Theodor Meynert, der damals noch Prosektor war, in seinem Laboratorium aufsuchte und sich an dessen immer neuen Ent-deckungen erfreute. „Bei diesen Erinnerungen,“ fährt er fort, „drängt sich uns die Wahrnehmung auf, daß die „specialité dis-persive“ (um einen Lieblingausdruck Comtes zu gebrauchen) seit-her, vielleicht mehr zum Heil der Wissenschaft als ihrer Pfleger, gar erhebliche Fortschritte gemacht hat. Damals hat die Gemein-samkeit der Interessen in Wien wenigstens noch Viele vereinigt, von denen und von deren Nachfolgern jetzt fast jeder seinen engum-hegten Sonderpfad wandelt.“

Ich halte mit Gomperz das zu weit getriebene Spezialistenthum in der Wissenschaft für eine Gefahr. Unsere Kultur muß leiden, wenn die wissenschaftlichen Forscher den Zusammenhang unter einander verlieren oder wenn sie gar zu Arbeit- und Rechenmaschinen her-absinken. Jeder Mann der Wissenschaft sollte nie vergessen, daß er zum Führer der Menschheit berufen ist. Jeden Augenblick sollte er sich ferner der Thatsache bewußt bleiben, daß die Wissenschaft dem Leben zu dienen berufen ist, dessen Inhalt sie zu bereichern und dessen Glücksmöglichkeiten sie zu vermehren bemüht sein muß. Diese Wendung zum Leben sollte Alle, die durch Vermehrung des Wahr-heitschatzes das menschliche Leben zu fördern berufen sind, verbin-den. Gomperz zeigt uns an einem bedeutenden Beispiel, daß strengste Gründlichkeit mit weitem Blick und mannichfachsten Interessen ver-einbar ist. Möge sein Andenken uns mahnen, daß es der letzte und der höchste Zweck der Wissenschaft bleiben muß, die Humanität her-aufzuführen, und daß jeder Forscher einem Thiasos, einem geweih-ten Verein angehört, der aus allen Wahrheitsuchern und Men-schenfreunden besteht.

Wien. Professor Dr. Wilhelm Jerusalem.

Agrippa von Nettesheim.*)

Agrippa von Nettesheim wurde in Köln am Rhein im Jahre 1486 geboren. Sicherheit haben wir nicht einmal über seinen richtigen Namen; wahrscheinlich ist, daß auf dem Titelblatt allein der ersten Ausgabe seines Bekenntnißwerkes mehr Lügen über seine Persönlichkeit beisammen stehen, als man selbst einer Vertheidigungrede gestatten dürfte. Er nennt sich da Heinrich Cornelius Agrippa von Nettesheim, nennt sich einen Mann von glänzendem Adel, einen Ritter, einen Doktor beider Rechte; bei anderer Gelegenheit hat er sich als einen Doktor der Theologie und wieder als einen Doktor der Medizin eingeführt. Es wird später manche Bemerkung überflüssig machen, wenn gleich hier auf der Schwelle der Charlatan in seiner ganzen Lügenhaftigkeit erkannt wird.

Wahrscheinlich hieß er Heinrich Cornelis; den Familiennamen latinisirte er nach der Sitte der Zeit zu Cornelius und auf der Schule fügte er wohl (wieder nach der Sitte der Zeit) die Bezeichnung Agrippa hinzu, was ursprünglich an die Vaterstadt Köln (lateinisch: Colonia Agrippina) erinnern sollte; da aber Agrippa der Name eines sehr berühmten alten Römers war, so mochte es der Eitelkeit unseres Agrippa schmeicheln, vermuthen zu lassen, daß er von diesem alten Römer abstamme. Er wurde allgemein Agrippa genannt und auch seine Söhne noch nannten sich nach diesem (wir könnten sagen) Schriftstellernamen. Den noch volleren Adelsnamen von Nettesheim hat er sich zuerst auf den Titeln seiner größeren Werke beigelegt; wir wissen nicht einmal,

---

*) Der unermüdliche Verlag von Georg Müller in München hat sich zur Herausgabe einer „Bibliothek der Philosophen“ entschlossen, deren äußerer und innerer Zurichtung man den Zweck anmerkt, mit dem Besten, was Philosophie je irgendwo schuf, über den Zunftbereich hinaus auf die Schaar der Gebildeten, der Leute von ästhetischem Bedürfniß und Geschmack zu wirken. Für den Ernst des Unternehmens, für die Gewißheit, daß es nie in Spielerei und Verniedlichung entgleisen werde, bürgt der Name des Leiters: Mauthners (der mit anderen Mitteln, auf ungeradem Weg, nun das große erkenntnißtheoretische Werk seiner „Kritik der Sprache“ weiterführt). Er selbst giebt den fünften Band heraus, der noch im Oktober erscheinen und den Titel tragen soll: „Die Eitelkeit und Unsicherheit der Wissenschaften und die Vertheidigungschrift von Agrippa von Nettesheim“. Mit welchem fröhlichen Ernst Mauthner das Bild Agrippas gezeichnet, mit welcher feinen Frische und Buntheit ers gemalt hat, lassen die Bruchstücke, die hier veröffentlicht werden, ahnen. Doch eben nur ahnen. Man muß den ganzen Aufsatz lesen, um zu empfinden, welches Portrait hier Einem gelungen ist, der als Mann der Wissenschaft Künstler blieb. Halten die nächsten Bände sich diesem Niveau nur nah, dann ist von der „Bibliothek der Philosophen“ manche Freude zu hoffen.

worauf sich der Ortsname bezieht. Auf den Adel seiner Familie fängt er allmählich schon 1526 an, anzuspielen, und seine Ahnen werden, wenn man ihm glauben soll, von Jahr zu Jahr adeliger; es besteht wohl kein Zweifel daran, daß er bürgerlicher Herkunft war.

Ins Groteske geht die sich ebenfalls mit den Jahren steigernde Berufung auf seinen persönlichen oder Militäradel, auf seine Ritterschaft, die er auf dem Schlachtfeld als Lohn für seine Heldenthaten errungen haben will. In diesem Fall möchte man fast glauben, der Lügner habe seine eigenen Lügen geglaubt; der Schwindel wäre sonst selbst für das sechzehnte Jahrhundert zu unverschämt gewesen. Und ich lasse in diesem Zusammenhang ganz beiseite, daß Agrippa sich einmal so weit vergißt, mit der Bezeichnung für Ritter (miles oder eques auratus) so zu spielen, als ob er, der Vagant, Ritter des Goldenen Vlieses gewesen wäre. Aber er ist auch niemals zum Ritter geschlagen worden, weder vom Kaiser Maximilian noch von einem anderen Fürsten. Auch Soldat oder gar Offizier ist er wohl im Ernst niemals gewesen. Nur gerieth er in die Kriegsunruhen (in Italien, zur Zeit der Kämpfe zwischen dem Kaiser und Franz dem Ersten von Frankreich) persönlich hinein, leistete in seiner Phantasie wichtige militärische Dienste und lebte sich später als Professor und als Arzt immer mehr in die Rolle eines ehemaligen Kriegshelden hinein. Wenn man es so liest, wie Agrippa (1526) einem hohen Herrn brieflich vorjammert, er sei vordem ein Ritter gewesen und jetzt zum königlichen Dreckfresser (Leibarzt) geworden, so möchte man nicht für möglich halten, daß Agrippa nicht nur die Ritterschaft, sondern auch seine Militärdienste einfach erfunden hatte.

Eben so schlimm steht es, wenn man die formelle Berechtigung ins Auge faßt, um den dreifachen Doktorgrad, den er sich nicht allein auf Büchertiteln, sondern auch (1532) in einer amtlichen Eingabe an die Regentin der Niederlande beigelegt hat. Sich um diese Zeit noch einen Doktor der Medizin zu nennen, war eine um so größere Frechheit, als ihm damals, eben weil er nicht der Medizinischen Fakultät angehörte, die Ausübung der ärztlichen Praxis schon verboten worden war; zu seinen Gunsten mag aber erwähnt werden, daß der Mangel medizinischer Studien ihn weder gehindert hat, viele Jahre lang in der Schweiz, in Frankreich und in den Niederlanden die ärztliche Kunst seiner Zeit auszuüben, in Freiburg (Schweiz) die ausdrückliche Erlaubniß dazu zu erhalten und in Lyon sogar die Bestallung eines Leibarztes der Königin-Mutter zu erringen. Ich brauche wohl nicht hervorzuheben, daß Agrippa auch ohne Doktortitel ein eben so guter Arzt sein konnte wie seine berühmtesten Zeitgenossen; seine Kenntnisse waren auch auf diesem Gebiet erstaunlich, und da er als Alchimist die Chemie seiner Zeit gründlich studirt hatte, dürfte er sogar, wie mir auch sein Rezept gegen die Pest zu beweisen scheint, zu den Aerzten des sechzehnten Jahrhunderts gehört haben, die man damals modern nannte. Nur freilich durfte er nicht behaupten, er habe rite den medizinischen Doktortitel erworben.

Und noch Eins hätte zu Gunsten Agrippas angeführt werden können, wenn seine Vertheidigung nicht durch sein fast gewerbmäßiges Schwindeln so überaus schwer gemacht würde. Das geistige und überhaupt das öffentliche Leben Europas war damals noch nicht, wie heute, unter Polizeiaufsicht gestellt; man konnte auch ohne Examen Gelehrter, Feldherr, Staatsmann werden. Doch Agrippa hatte es in seiner Jugend, auf der Universität von Köln, nur bis zu dem Grade eines Magisters der Freien Künste gebracht; wir würden es wissen, wenn er später Doktor der Rechte oder Doktor beider Rechte geworden wäre; wir können (trotzdem sein ausgebreiteter Briefwechsel nicht in der besten Ordnung vorliegt) sein Leben in Frankreich und in Italien genau genug verfolgen, um sagen zu können: Er hatte in Paris eben so wenig Zeit für das Studium der Jurisprudenz, wie später in Italien Zeit bleibt für die angeblichen Kriegsdienste. Es ist richtig, daß Agrippa Aemter übernommen hat oder zu übernehmen suchte, für welche man heute das Assessorexamen gemacht haben müßte; einer seiner Ruhmestitel, die Rettung der angeblichen Hexe, ist eine That, die dem Juristen Agrippa allein gelingen konnte. Nur: Doktor der Rechte ist er nicht gewesen. Auch Doktor der Theologie ist er niemals. Das hat er auch nicht einmal ausdrücklich behauptet; trotzdem durfte er sich rühmen, einmal für kurze Zeit Mitglied eines Konzils gewesen zu sein.

Die weltberühmte Universität von Paris hat Agrippa allerdings besucht. Er hielt sich aber zu kurze Zeit dort auf, als daß man glauben könnte, er habe in Paris regelrechte Studien getrieben und sie abgeschlossen. Er war ungefähr zwanzig Jahre alt, als er sich nach Paris begab. Wir sind nicht genau darüber unterrichtet, was der Jüngling daselbst getrieben hat; da er aber schon sehr bald darauf durch magische Schriften bekannt wird, so muß er sich eben in Paris besonders auf die okkultistischen Wissenschaften verlegt haben. Nur von der Astrologie wissen wir, daß er sich sowohl ihre wissenschaftlichen Grundlagen als die Technik ihres Schwindels bereits in Köln angeeignet hatte; die Annahme liegt sehr nah, daß sein faustisches Streben, das Unwißbare zu erkennen, ihn nun nach den sogenannten hermetischen Schriften greifen ließ; er selbst citirt Albertus den Großen.

Vielleicht ähnelte aber schon der Jüngling mehr dem historischen Faust, dem Hochstapler, als dem Faust der Dichtung. Agrippa gründete schon auf der pariser Universität einen Geheimbund, dessen Mitglieder, durch einen Schwur verpflichtet, einander zu unerhörten Erfolgen helfen wollten. Die Mittel scheinen außer Astrologie und Magie auch noch die Geheimwissenschaften der Kabbala und der Alchimie gewesen zu sein. Wir kennen die Namen einiger der Freunde; wir können einige ihrer Briefe lesen; aber wir werden niemals erfahren, ob Agrippa noch an diese Geheimwissenschaften glaubte oder ob ihm schon damals der Okkultismus gerade recht war (wie später so oft), mit Hilfe der Magie reiche Gimpel zu fangen. Wahrscheinlich kam er über diese Gewissensfrage selbst nicht zu völliger Klarheit; er war der Sohn einer Zeit, die nichts und Alles glaubte.

Agrippa reiste um das Ende des Jahres 1507 nach Köln, weil hier irgendeine Fortune zu winken schien; als aus der Sache nichts wurde, kehrte er nach Paris zurück und stürzte sich dort mit einigen Bundesbrüdern in ein Abenteuer, von welchem wir eine Menge romanhaft ausgeschmückter Züge erfahren, nicht aber Das, um was es sich eigentlich gehandelt hat. Die jungen Leute ließen sich offenbar anwerben, irgendein Schloß in Spanien, am Südrande der Pyrenäen, das von Rebellen genommen worden war, für den König oder sonst wen wiederzugewinnen. Das Schloß wurde wirklich gewonnen, einerlei, ob durch Kanonen oder durch magische Künste; dann aber wurden die jungen Sieger von den wüthenden Bauern belagert, bewiesen nicht eben kriegerische Fähigkeiten, zogen sich zunächst in einen entlegenen Felsenthurm zurück und flüchteten von dort; Agrippa war es, der mit einer seiner vielen Künste einem Knaben das Aussehen eines Aussätzigen gab, in welcher Maske der Bursch das Lager der Bauern passirte und aus einem nahen Kloster die Mittel zur Flucht herbeischaffen ließ. Die jungen Leute, jeder auf seine Rettung bedacht, scheinen sich getrennt zu haben; Agrippa vagirte, immer wieder von neuen Hoffnungen getrieben, über Barcelona nach Neapel, von dort zurück nach Frankreich, nach Avignon, nach Lyon, endlich nach Dôle, wo ihm für kurze Zeit das Glück günstig schien. Er war nicht zu schüchtern, es schnell bei der Stirnlocke zu fassen.

Wenn Agrippa während der spanischen Expedition nicht ohne Geld gewesen war, so ging es jedenfalls auf der Flucht bald aus. Er mußte in Valencia die Pferde verkaufen und kam in Frankreich mit leerer Börse an. Er warf sich sofort wieder auf die Goldmacherkunst; wir dürfen aber annehmen, daß er sich das nöthige Gold nicht direkt in seiner Alchimistenküche herstellte, daß er vielmehr auf recht indirektem Wege durch seinen Ruf als Wundermann seine Bundesbrüder und wohlhabende Leute zur Hergabe von Geldmitteln bewog. Sein Ansehen bei den Genossen des Geheimbundes war groß; die jungen Leute rühmen sich, für ihn in die Trompete gestoßen zu haben. Der Glaube an seine Zauberkünste und der wirkliche Zauber, der von seiner Persönlichkeit ausgegangen sein mag, erklärt es, wie jetzt der dreiundzwanzigjährige Abenteurer, später oft genug der reifere Mann ohne Titel und ohne Mittel, Zutritt zu ansehnlichen Stellungen erlangte, deren Vortheile ihm dann jedesmal durch viele schlimme und einige gute Eigenschaften verloren gingen.

... Die Stadt Dôle war für die politische Geographie jener Zeit nicht unbedeutend: der Sitz einer Universität, die Stätte eines Parlaments, die Hauptstadt des Herzogthums Burgund; dieses Herzogthum war, mit den Niederlanden vereinigt, einem jungen Prinzen zugefallen, dem Prinzen Karl von Luxemburg, der später Kaiser Karl V. hieß. Als Agrippa sich in Dôle niederließ, war Karl erst neun Jahre alt und noch unter doppelter Vormundschaft: in Spanien und in Deutschland; Burgund und die Niederlande wurden noch zu Deutschland gerechnet: und

so stand die Hausmacht des jungen Herrn unter der Regentschaft seiner Tante, der Prinzessin Margarete von Oesterreich, um deren viele Ehen wir uns hier nicht zu bekümmern haben. Erwähnt sei nur, daß sie als dreijähriges Kind dem französischen Dauphin angetraut worden war, der sie aber nachher nicht heirathete, daß sie als siebenzehnjähriges Mädchen einem spanischen Prinzen durch Prokuration angetraut wurde und daß sie auf der Seereise zu diesem zweiten Gatten, in äußerster Sturmgefahr, ein voreiliges Epigramm verfaßte, das ungefähr den Sinn hatte: Zweimal verheirathet und als Jungfrau gestorben.

Margarete hatte also literarische Interessen und Das genügte für Agrippa, um seine Hoffnungen auf diese Fürstin zu setzen. Während er in Dôle, immer noch im Geheimbunde mit seinen Freunden, sich mit alchimistischen Charlatanerien abgab, schrieb er die erste der Schriften, die uns von ihm erhalten geblieben sind: „Ueber den Adel und die Ueberlegenheit des weiblichen Geschlechtes"; das Büchlein ist so paradox, daß es in der Sprache unserer Tage recht gut den Titel führen könnte: „Ueber den Schwachsinn der Männer". Agrippa geht von dem Gedanken aus, daß Gott Männlein und Weiblein ursprünglich dem Körper nach ungleich, sonst aber gleich geschaffen habe, ohne Unterschied an Seele, Vernunft und Hoffnung auf ein ewiges Leben; nachher hätten aber die Männer Alles verdorben. Nicht Eva war die Verführerin, sie wurde vielmehr von Adam verführt. Männer haben den Heiland gekreuzigt. In allen Gaben des Geistes und des Körpers ist der Mann geringer als die Frau; natürlich, denn Gott hat ja die Frau später geschaffen als den Mann und erst bei seinem zweiten Werk sein Meisterstück gemacht. Diese Paradoxien werden mit Beispielen aus der heiligen und aus der profanen Geschichte belegt und mit einem Cynismus vorgetragen, der selbst im sechzehnten Jahrhundert doch nur in lateinischer Sprache möglich war.

Die närrische Schrift war für die Prinzessin Margarete bestimmt und wurde wohl sehr früh aus diesem Grunde ins Französische übersetzt; Margarete verstand nicht Latein. Gedruckt wurde das Büchlein in beiden Sprachen erst zwanzig Jahre später, als Agrippa schon ein berühmter Schriftsteller geworden war.

Nun wissen wir wieder nicht, welcher Gunst er es im Jahre 1509 verdankte, an der Universität von Dôle öffentliche Vorlesungen halten zu dürfen: ob sein Ruf als Kenner der Kabbala, ob der Dank der Regentin, ob am Ende gar das Pochen auf seine soldatischen Thaten ihn förderte. Nach dem Gegenstande seiner ersten Vorlesungen und nach der fast zu gleicher Zeit begonnenen Arbeit an seinem großen okkultistischen Werk sollte man fast glauben, daß sein Ruf als Magier ihm zumeist geholfen habe. Er las über „Das wunderthätige Wort" von Reuchlin, das fünfzehn Jahre früher erschienen war und in einem wüsten Durcheinander christlichen Glauben, neuplatonischen Mystizismus und kabbalistische Buchstabenspielereien zu vereinigen suchte. Die Kämpfe Reuchlins um die Benutzung der kabbalistischen Juden-

bücher waren damals noch nicht ausgebrochen. Die Schrift „vom wunderthätigen Worte“ galt bei den wundersüchtigen Zeitgenossen für ein Meisterwerk geheimer Wissenschaft. Wenn wir es heute lesen, glauben wir einen Chor von hunderttausend Narren sprechen zu hören. Das hebräische Alphabet soll uns alle Geheimnisse der Natur und des Uebernatürlichen deuten. Drei Buchstaben bilden den Namen des Urgottes, vier Buchstaben den Gott des alten Bundes (Jehova in der hebräischen Schreibung), fünf Buchstaben den Namen Jesus; das Buchstabenzeichen des Kreuzes, der griechische Buchstabe T, ist das tiefste Geheimniß. Mit Hilfe dieser Buchstaben kann man alles Verborgene erkennen und wohl auch Zauber wirken.

Agrippa hatte bei seinen Vorlesungen über die kabbalistischen Träumereien Reuchlins großen Zulauf. Das Blatt wendete sich aber schon zur Fastenzeit 1510, als ein Franziskaner zu Gent, in Gegenwart der Regentin, gegen den „judaisirenden Ketzer“ Agrippa zu predigen anfing; unmittelbar vorher hatte der Sturm gegen Reuchlin selbst begonnen: die Verfolgung aller jüdischen Bücher, der Antrag auf ihre Verbrennung; nach der Anschauung der Zeitgenossen war diese Judenhetze in Szene gesetzt worden, um den Juden Geld abzupressen. Man weiß, mit welcher Tapferkeit der Streit um die Judenbücher von Reuchlin und seinen humanistischen Freunden ausgefochten wurde. Agrippa gehörte nicht zu den Tapferen. Wir wissen nicht, ob ihn in Dôle eine augenblickliche Gefahr bedrohte; wir wissen nur, daß er nach England entfloh und von London aus eine wüthende Streitschrift gegen den Franziskaner richtete. Unklug und jähzornig warf er dem Gegner unchristliche Gesinnung vor und bekannte sich, wie auch noch später, da er bereits lebhafte Sympathien für Luther und die Reformation geäußert hatte, zum katholischen Glauben.

Während seines Aufenthaltes in Dôle hatte Agrippa auch die Arbeit an seinem großen magischen Werk begonnen, das jedoch (wie gesagt) erst viel später, zu gleicher Zeit mit dem Bekenntnißbuch veröffentlicht werden sollte; Agrippa schickte der Buchausgabe wie eine postume Empfehlung seinen Briefwechsel mit dem berühmtesten Okkultisten der Zeit voraus, mit dem Abte Tritheim, der fünfzehn Jahre vor der Ausgabe des Buches gestorben war; die Briefe sind von 1510.

Während seines kurzen Aufenthaltes in England mag Agrippa, vielleicht durch die Angriffe der Geistlichkeit erschreckt oder sonst durch äußere Anregungen bestimmt, theologische Studien getrieben haben, wobei nicht unbemerkt bleiben darf, daß er allerlei Fragen der Kirchengeschichte und wohl auch die fragwürdige Beschäftigung mit (durch die Namen Gottes auszuübenden) Zaubereien zu seiner Theologie rechnete. Noch im Jahr 1510 sehen wir ihn dann in Köln, wo er, wieder unter großem Zulauf, bunte theologische Vorträge hielt, die er selbst in barbarischer Gelehrtensprache als ein theologisches Quodlibet ankündigte. Sollte er die Absicht gehabt haben, durch solche Thätigkeit die Würde eines Doktors der Theologie zu erstreben, so hat er sein Ziel jedenfalls nicht erreicht. Den Abenteurer treibt es bald aus seiner Va-

terstadt fort und die nächsten sieben Jahre (1511 bis 1518) lebt Agrippa im nördlichen Italien. In diesen Jahren will er dem Kaiser Maximilian wichtige Kriegsdienste geleistet haben, will er zum Ritter geschlagen worden sein; wir können aber seine Erlebnisse in Italien hinlänglich genau verfolgen, um zu dem Schlusse zu gelangen: die Kriegsdienste Agrippas sind eitel Flunkereien. Vielleicht hat Agrippa dem Kaiser wirklich irgendwie andere Dienste geleistet: als theologischer oder politischer Agent; vielleicht hat er eben nur, im Mittelpunkt kriegerischer Unternehmungen, nachträglich der Phantasie nachgegeben, in der dankbarsten und bestkostümirten Rolle aufzutreten, in der eines für seine Großthaten belohnten Offiziers. Wir sind in der Zeit, die der Schlacht von Pavia vorausgeht. Um jeden Flecken in Norditalien wird in Scharmützeln und Schlachten gekämpft. Vom italienischen Standpunkt aus sieht man außer Venedig und Mailand auch noch eine Menge kleinerer Staaten und Herren um jeden Fußbreit des Landes raufen; vom europäischen Standpunkt aus sind die Gegner der Deutsche Kaiser und der König von Frankreich. Wir wären nicht in Italien und nicht im sechzehnten Jahrhundert, wenn nicht die Bündnisse der kleinen und der großen Mächte von Jahr zu Jahr und noch öfter sich verschöben und wenn nicht die Beziehungen zum Papst von Fall zu Fall Einfluß hätten auf die weltliche Politik. Frankreich war damals wieder im Streite mit dem Papst und die Einberufung des Konzils von Pisa scheint ein Versuch gewesen zu sein, die Unabhängigkeit der französischen Kirche vom Päpstlichen Stuhl durchzusetzen, ein Konzil zum Verbündeten des Königs von Frankreich zu machen. Das Konzil sollte ein neues Schisma herbeiführen.

Agrippa will nun auch an diesem Konzil theilgenommen haben. Das Konzil tagte zuerst im November 1511 zu Pisa, bald darauf in Mailand und schon im Frühjahr 1512 in Lyon; nach den Briefen und ihren Daten kann Agrippa höchstens an den Sitzungen in Mailand theilgenommen haben; wir sind aber schon geneigt, auch die Berufung auf diese ehrenvolle Stellung für Flunkerei zu halten. Vielleicht war er nur in der Nähe des Schauplatzes, so wie ihm die Nähe des Schauplatzes genügte, um sich kriegerischer Heldenthaten zu rühmen.

Vielleicht aber auch hat Agrippa sich irgendwie mit seiner Feder in den Dienst des Päpstlichen Stuhls gestellt, der just damals mit der kaiserlichen Macht gegen Frankreich zusammenging; vielleicht denkt Agrippa an diese Art von Diensten, wenn er später so bombastisch an die Leistungen erinnert, für welche das kaiserliche Haus ihm verpflichtet sei. Jedesfalls darf nicht verschwiegen werden, daß ein Aktenstück aus dieser Zeit, unterschrieben vom Kardinal Bembo, im Namen des Papstes den Eifer Agrippas für die Katholische Kirche anerkennt und den guten Agrippa dem Lieben Gott warm empfiehlt. Es ist möglich, daß dieser Lohn der Bedeutung der Dienste entsprach.

Sicherer bezeugt ist ein Versuch Agrippas, sich durch äußerlichen Pomp und durch die Reklame seiner Freunde an der Universität von Pavia Anhang zu verschaffen; der Versuch mißglückt zunächst, weil die

Zeitläufte zu unruhig sind. Pavia ist die Stadt, auf welche sich die von allen Seiten bedrängten Franzosen zurückziehen; und Agrippa, der zum Ritter geschlagene Offizier, der aber rauhe Berührungen mit der Soldateska nicht liebt, beeilt sich, die bedrohte Stadt zu verlassen.

Einige Briefstellen lassen vermuthen, daß er nun in Italien wieder, wie vorher in Frankreich, seinen Lebensunterhalt als Alchimist erwarb. Wollen wir unsere Kenntniß aber nicht durch gewagte Vermuthungen ergänzen, so müssen wir eingestehen, daß wir über seine nächsten beiden Lebensjahre nicht viel mehr wissen als seine Aufenthaltsorte und die Thatsache, daß er sich damals zum ersten Mal verheirathete.

Ich möchte die eben so gründlichen wie unfruchtbaren Untersuchungen über die Namen der drei Frauen Agrippas, über die Zahl und die Namen seiner Kinder, über deren Geburt- und Todesdaten nicht vermehren; ich wüßte nicht zu sagen, was dabei und bei ähnlichen Forschungen philologisch geschulter Biographen für das Verständniß der Wesensfragen bedeutender Männer herauskäme. Ich möchte mich darauf beschränken, gleich hier zusammenzufassen, was wir über das Geschlechtsleben Agrippas sicher wissen. Es verdient gleich hervorgehoben zu werden, daß dieser Abenteurer, im Gegensatz zu anderen Vaganten und Humanisten, keine Spur eines lüderlichen Liebelebens hinterlassen hat. Er scheint seinen beiden ersten Frauen ein guter und treuer Ehegatte gewesen zu sein und beidemal den Versuch gemacht zu haben, eine bürgerlich behagliche Existenz zu gründen. Seine erste Frau war eine Italienerin von guten Sitten, die dann in Frankreich durch ihr hübsches Gesicht und durch ihre fremdartige Tracht auffiel; er mag sie wenige Monate vor der Schlacht von Marignano geheirathet haben, also zu Anfang des Jahres 1515; sie schenkte ihm ein Söhnchen und starb zu Metz im Jahre 1521. Wenige Monate später nahm Agrippa in Genf eine zweite Frau, eine sehr schöne Französin von achtzehn Jahren; sie scheint aus gutem Haus gewesen zu sein; Agrippa deutet einmal in gewohnter Ruhmredigkeit an, die Regentin der Niederlande habe diese seine zweite Frau irgendwie in ihre Dienste ziehen wollen. Sie gebar ihm fünf Kinder und starb im Sommer 1529 zu Antwerpen an der Krankheit, die man damals die Pest nannte und gegen die der Arzt Agrippa so vorzügliche Rezepte besaß. Von der dritten Frau wissen wir nur, daß Agrippa sie zu Mecheln nahm und sie kurz vor seinem Tode verließ oder sich von ihr scheiden ließ. Eine ausführliche Lebensbeschreibung müßte bei der Thatsache verweilen, daß Agrippa sich jedesmal, wenn eine Ehe geschlossen oder durch das Schicksal getrennt wurde, gerade in kritischen Vermögensverhältnissen befand, wie fast zu jeder anderen Zeit. Agrippa war nicht Ritter; aber Widersacher, Weiber, Schulden wurde er nie los.

Um die Zeit seiner ersten Eheschließung gelang es dem Unermüdlichen, an der Universität von Pavia Fuß zu fassen. Einige Worte seiner Antrittsrede lassen mich vermuthen, daß er in der Uniform eines Offiziers oder sonst in ungewohnter Kleidung vor seinen Hörern erschienen sei. Wieder beruft er sich auf seine kriegerischen Thaten; er

ist Soldat gewesen und ist jetzt Professor, denn dieses Amt ist ehrenvoll und bringt Gewinn. Den Gegenstand seiner Vorlesungen bildeten okkultistische Schriften und vielleicht auch die phantastische und mystische Logik, zu welcher er ungefähr um diese Zeit die Lullische Kunst umzugestalten suchte. Als infolge der Kriegsläufte die Universität Pavia noch im Jahre 1515 verödete, fand Agrippa einen Unterschlupf bei dem Marchese von Monferrat, dem er empfohlen war und dem er seine neusten kabbalistischen Schriften mittheilte oder versprach. Auf Kosten des Marchese lebte er zwei Jahre lang in Casale mit Weib und Kind; die Mittel oder die Großmuth des Marchese scheinen aber nicht ganz Agrippas Wünschen entsprochen zu haben; denn er sucht während dieser Zeit immer wieder anderswo Geld oder Protektion, beginnt 1517 abermals ein Vagantenleben, das ihn für kurze Zeit nach der Universität von Turin verschlägt, schreibt oder veröffentlicht dort auch eine Lobrede auf den Herzog von Savoyen, ohne den gehofften Erfolg, knüpft in Genf Unterhandlungen an und nimmt endlich zu Anfang des Jahres 1518 den Antrag an, als Rechtskundiger in den Dienst des Magistrats von Metz zu treten.

Als juristischer Beirath oder als Festredner, man weiß nicht recht; jedesfalls war er zunächst froh, ein kleines Amt gefunden zu haben; daß er die Stadt nach Jahr und Tag, da er sie wieder verlassen muß, mit einem Fluch bedenkt, hat nicht viel zu sagen; Agrippa hat jede Stätte seines Wirkens, jedes Haus eines Brotgebers beim unfreiwilligen Abschied verflucht. Unmöglich ist es nicht, daß dem Vaganten, der sieben Jahre lang in Italien ein so freies Leben geführt hatte, die strengeren Beamtenpflichten in der pruden Patrizierstadt von Anfang an zuwider waren.

Man beachte auch die Jahreszahl 1518; 1517 hatte durch Luther stürmisch die Bewegung begonnen, die man die Reformation nannte und nennt. Agrippa war Theologe und Ketzer genug, um auch in der alten deutschen Reichsstadt, die jetzt vielfach von ihrem Bischof abhing und von Mönchen wimmelte, an der Reformbewegung lebhaften Antheil zu nehmen.

In seiner Weise. Die theologischen Fragen interessirten ihn mehr als die politischen Folgen; und auch in den theologischen Fragen war Bekennermuth seine Sache nicht. Weder in seiner Vaterstadt Köln noch in Lothringen schien die Sache des Protestantismus zu siegen. Luther wird 1521 auch von der Universität Paris verdammt. Und später noch bleibt das offizielle Frankreich der Reformation feindlich, trotzdem die schöngeistige Umgebung des Königs mönchfeindlich und lutherfreundlich ist und trotzdem sich der König mit den protestantischen deutschen Fürsten gegen den Deutschen Kaiser verbündet, seinen alten Rivalen. Am Rhein, an der Mosel, wie in Frankreich fehlt es für einen Sieg der Reformation an den beiden Bedingungen: der Habgier weltlicher Fürsten und der religiösen Leidenschaft der Bürger. Die Gelehrten des Westens scheuen sich, für Luther entschieden Partei zu ergreifen. Sie sehen und verurtheilen die Mißbräuche in der Kirche, aber sie

wagen nicht, sich von der Kirche zu trennen. So Erasmus, dessen Vorsicht man heute so gern für geistige Ueberlegenheit über Luther ausgeben möchte; so Montaigne, dessen Unterwerfung unter die Kirche man recht unlogisch mit seiner berühmten Skepsis erklären will.

Auch Agrippa war nicht ohne Skepsis, auch Agrippa war mehr vorsichtig als tapfer; aber seine natürliche Heftigkeit, sein geradezu voltairischer Haß gegen die Mönche (diese „Pest der Kapuzenträger“, die er alle verbrennen möchte) verführen ihn zu Aeußerungen, die ihn bereits in Metz und später noch oft als einen Vertheidiger von Luther erscheinen lassen. Er stand in lebhaftem Verkehr mit solchen katholischen Geistlichen, die innerlich der Reformation zugeneigt waren; er sandte ihnen Schriften Luthers zu, die er sich in drängenden Briefen aus Basel erbeten hatte. Er lebte und starb in der Katholischen Kirche, er ließ es sich angelegen sein, für seine verstorbene erste Frau Messen lesen und ein frommes Gelübde seiner zweiten Frau vollführen zu lassen: aber in den beiden Hauptpunkten der neuen Lehre, in der Gnadenwahl und in der Frage der Willensfreiheit, war er ein Lutheraner. Sein okkultistisches Hauptwerk beschäftigt sich, begreiflicher Weise, nicht mit so kleinen Angelegenheiten, wie es die einer positiven Religion sind; aber in seinem skeptischen Hauptwerk hat er sich an vielen Stellen zu Luther bekannt, mit kecken Worten, die denn auch (1531) zu einer Verurtheilung des Buches durch die Sorbonne geführt haben und die darum in späteren Ausgaben des Werkes (wahrscheinlich erst nach dem Tode Agrippas) weggelassen worden sind. Es soll nicht vergessen werden, daß Agrippa Luther den „unbesiegten Ketzer“ nannte.

...Ich habe in meiner Darstellung nichts verschwiegen, was den Charakter des Charlatans und Abenteurers Agrippa unerfreulich macht; im Vergleiche zu dem klugen Erasmus, der in den Geisteskämpfen der Zeit immer den besten Männern überlegen war und dennoch in der entscheidenden Stunde jedesmal versagte, war der jähzornige, rachsüchtige, draufgängerische Agrippa dennoch der liebenswerthere Mann. Aber das letzte Urtheil über Agrippa, wenn denn schon über eine historische Persönlichkeit geurtheilt werden soll, wird sich nicht allzu weit von dem Verdikt des sorgsamen und klugen Jakob Brucker entfernen dürfen: „Alle seine Gaben verderbte und schändete, ihm zu seinem eigenen Unglück, sein verderbtes Herz, welches über die tumultirenden Begierden nicht Meister werden konnte. Daher war er unbeständig, ruhmredig und prahlerisch, heftig in Worten, zumal gegen Diejenigen, welche ihn beleidigt hatten, und auch in den desperatesten Umständen voll Rachgier.“ Und auch für meine Erinnerung, daß Agrippa den großen Skeptikern nicht zuzurechnen sei, möchte ich mich auf das Zeugniß Bruckers berufen: „Die ihn wegen seiner Satire über die Eitelkeit der Wissenschaften zu einem Skeptiker machen, haben weder seine Absicht in diesem Buch noch die Zeit, da es geschrieben worden, genugsam erwogen.“

Meersburg. Fritz Mauthner.

Chinesische Anleihen.

Die chinesische Finanzpolitik ist seit etwa zwei Jahren von der durch die Bankiers gezogenen Linie abgebogen; seit dem Tage, da der finanzielle Dreibund England, Frankreich, Deutschland „ergänzt“ wurde. Zuerst kam Bruder Jonathan. Bei der 1910 abgeschlossenen Anleihe für den Bau der Eisenbahn Kanton-Hankau drängte er sich in das alte Syndikat und erzwang einen Platz. Schon damals hieß es, die Erweiterung der Bahnkonzession sei nicht im Interesse Chinas, sondern zum Besten des neuen Konsortialen erfolgt. John Pierpont Morgan und seine newyorker Firma haben sich der chinesischen Angelegenheiten mit bekanntem Eifer angenommen und die Regie des ersten großen Finanzgeschäftes des neuen Viermächtebundes, der Währunganleihe von 1911, geführt. Die 200 Millionen Mark sollten für die Geldreform und für die wirthschaftliche Förderung der Mandschurei verwandt werden. Die Revolution vernichtete diesen Plan und seitdem ist das „große Syndikat“ nicht über Experimente hinausgekommen, während die Außenseiter fast immer Glück hatten. Eine belgisch-englische Gruppe, vertreten durch die Banque Sino-Belge, schloß im März 1912 einen Geldhandel mit Yuanshikai ab und in den leeren Staatssäckel floß 1 Million £. Nach dem Yankee kam der Russe. Der Viererzug setzte sich gegen die Eindringlinge in Bewegung, erreichte aber nur, daß Rußland sich von den Outsiders lossagte und zur alten Partei übertrat. China pumpte überall, wo es eine Quelle fand. Oesterreichische Bankiers gaben, zum Besten der Skodawerke, zweimal Vorschuß; die Firma Diederichsen & Co. in Shanghai, die Vertreterin der Rheinischen Metallwaarenfabrik, besorgte mehrere Millionen; und das Haus Carlowitz & Co., das die Aktiengesellschaft Friedrich Krupp vertritt, lieh 6 Millionen Mark. Aus der G. m. b. H. der vier Großmächte wurde bald eine sechsgliedrige Genossenschaft. Denn dem Dollar und dem Rubel folgte der japanische Yen. Der Bund der sechs Nationen erbot sich, dem chinesischen Reich die Riesensumme von 1200 Millionen Mark (nur Rußland hatte 1906 noch mehr bekommen) zu schaffen. Daß Russen und Japaner, um zu zahlen, ihren Beitrag selbst erst bei Frankreich und England borgen müßten, störte das Vergnügen nicht.

Aber Jungchina sollte den stolzen Nacken unter das Joch einer internationalen Finanzkontrole beugen. Diese Bedingung wurde abgelehnt. Nun sollte die chinesische Regirung das Salzmonopol als Unterpfand geben, die Art der Geldverwendung nachweisen und sich verpflichten, ohne Genehmigung des Konsortiums kein Finanzgeschäft zu machen. Prosit! Die chinese government reorganisation loan blieb auf dem Papier. Die „Nation“ erhob sich gegen die fremden Eroberer und verwarf alle Bedingungen. Die Großmächte, hieß es, haben uns einen viel höheren Betrag aufgedrängt, als wir brauchen. Ein chinesisches Blatt sagte: „Rußland und Japan bestehen auf der Kontrole der Ausgaben, um zu verhindern, daß China seine Armee neu organisire, und

um uns jedes Mittel der Vertheidigung zu entziehen". Die chinesische Regirung vereinbarte die neue Anleihe mit einem Syndikat, an dessen Spitze die Maklerfirma Birch Crisp & Co. in London steht. Von einem Gesammtbetrag von 10 Millionen £ (angeblich hat der chinesische Finanzminister niemals mehr gefordert, auch nicht, als man ihm 60 Millionen £ bot) wurden 5 zur Zeichnung aufgelegt. Ueberwältigend war das Resultat nicht, da 60 Prozent des Betrages von den Banken übernommen wurden. Der Preis der neuen fünfprozentigen Chinesen war 95. Die Bedingungen sind aber natürlich bequemer als die von den Großmächten verlangten. Eine internationale Aufsicht soll erst geschaffen werden, wenn die als Sicherheit verpfändeten Resteinnahmen aus der Salzsteuer (3,60 Millionen £) nicht pünktlich eingehen.

China hat jetzt also 89 Millionen Mark. Das ist etwa das Doppelte der Vorschüsse, die von den Outsiders gewährt wurden. An volle Rückzahlung ist aber nicht zu denken. Bleiben die Beträge, die das Sechsmächtesyndikat vorgeschossen hat. Diese kleinen Flickdarlehen (etwa 30 Millionen Mark) müssen getilgt werden, weil die alten Bankiers gekränkt sind. Was dann noch bleibt, könnte für die „Reorganisation" des Staatswesens verwendet werden. Für ein Werk, dessen Kosten auf 1200 Millionen Mark geschätzt worden waren, sollen nun 150 Millionen ausreichen. Und die Staatsbilanz des neuen Finanzministers bringt ein stattliches Defizit: mindestens 300 Millionen Taels oder 820 Millionen Mark. Diese Summe setzt aber voraus, daß die Einnahmen (300 Millionen), mit denen das Budget für 1912 rechnet, wirklich vorhanden sind. Sonst ist die Unterbilanz noch viel größer. Mit dem Geld, das die chinesischen Staatsmänner aus London bekommen, werden sie die Welt nicht aus den Angeln heben. Die neue Regirung muß deshalb versuchen, den Kredit, den ihr Birch Crisp & Co. erschlossen haben, weiter auszunutzen. Ob der Bund der Finanzgrößen je wieder aufleben wird? Yuanshikai und sein englischer Berather Dr. Morrison haben still gearbeitet und die Pause, die zwischen dem letzten Seufzer des Sextetts und dem jüngsten Anleihegeschäft lag, thätig ausgefüllt. England hat sich nicht ernstlich gewehrt. Die Hongkong and Shanghai Banking Corporation, die Repräsentantin Britaniens im chinesischen Wirthschaftbereich, ist bei dem neuen Handel übergangen worden, während andere Citybanken sich dem Konsortium anschlossen. Sir Edward Grey soll die Aufnahme Rußlands und Japans in den Vierbund gefördert haben. Diese beiden bösen Buben haben aber mit ihrem politischen Programm dem Finanzsyndikat das Geschäft verdorben; man wußte in Peking zu gut, daß sie sich ins Fleisch des neuen Staatskörpers einnisten wollen. Im londoner Auswärtigen Amt that man gekränkt; aber die Forderung des Mister Crisp, ihm schriftlich zu bescheinigen, daß das Geschäft gegen englische Staatsinteressen verstoße, wurde nicht erfüllt. Konnte Sir Edward Grey das gewünschte Attest ausstellen? Der Handel des Mister Crisp ist ja nicht gegen, sondern für die englischen Staatsinteressen. Wer Geld bringt, führt die

Braut heim. Und wenn die londoner City den Geldmangel Chinas klug ausnützt, so ists ein Konkurrentenstück, dem nur der geschlagene Rivale nachweinen darf. Den Fehler, Russen und Japaner ins Konsortium aufzunehmen, haben die Yankees mitgemacht; sie glaubten, den Ehrgeiz der Zwei besser überwachen zu können, und vergaßen, wie der chinesische Nationalkonvent über Petersburg und Tokio denkt.

Man wird wieder einig werden. Bisher hat China seine Zinsen prompt bezahlt; aber der gute Ruf darf nicht durch unkluge Pumpwirthschaft aufs Spiel gesetzt werden. Die neue Republik braucht große Summen; ob die londoner City allein das Nöthige liefern kann, ist fraglich. Vermag sie es, dann ist kein Zweifel mehr daran möglich, daß die englische Staatsmacht, unsichtbar, hinter ihr steht. Ladon.

Sonnenrotation.

In dem Heft vom achtundzwanzigsten September stand eine Erwiderung auf meinen in Nummer 49 der „Zukunft" über „Das Problem der Sonnenrotation" veröffentlichten Aufsatz. Dem aufmerksameren Leser, der meinen Aufsatz kennt, wird sofort aufgefallen sein, wie durchaus unaufmerksam der Verfasser, Herr Dr. Schoy, über meine Ausführungen hinweggelesen hat. Nämlich über ihre Hauptsache. Ueber die so großes Aufsehen erregende, vom Direktor Stephani in Kassel photographisch festgestellte Thatsache, daß die Flecke nur auf abgewandter Seite der Sonne entstehen. Ich hatte zu allem Ueberfluß noch darauf hingewiesen, daß auch die Astronomin Mistreß Maunder bereits 1908 unbeanstandbar und über jeden Zweifel sicher nachgewiesen hat, daß die Sonnenflecke nur auf abgewandter Seite der Sonne entstehen. Da nun aber eine direkte oder indirekte verschiebende Einwirkung der Erdbahn auf den Entstehungort der Flecke ausgeschlossen ist, da ferner die ostwestliche Oberflächenströmung mit einer ad hoc von den Fachleuten ins Auge gefaßten einjährigen Rotationperiode der Sonne sich nicht vereinbaren läßt, so ist eben ein Umlauf der Erde um die Sonne ausgeschlossen. Das Verhältniß von Sonne und Erde, das Herr Dr. Schoy am Schluß seiner Zeilen noch berührt, ist nicht minder unaufmerksam ins Auge gefaßt. Denn ist die Erde Centralkörper, so sind ja alle durch die Parallaxenrechnung gewonnene Werthungen für die Sonne und die kosmischen Körper sofort illusorisch geworden, da die Parallaxenrechnung bekanntlich des Durch- beziehungweise Halbmessers einer Erdbahn bedurfte, der in Wirklichkeit aber nicht vorhanden ist. Also ist noch gar nichts über die Größe der Sonne ausgemacht und das Größenverhältniß von Sonne und Erde erst zu ermitteln. Wahrscheinlich ist die Sonne ungleich kleiner, als man bisher annahm.

Weimar. Johannes Schlaf.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 19. Oktober 1912.

Dies illa.

Panik.

In hunderttausend Deutschen ist, wie in Shakespeares dickstem Ritter, die Gier größer als das Vermögen. Hunderttausend Deutsche wollen scheinen, was sie nicht sind: reich; oder wenigstens „wohlhabend“. Wollen stolzirend erzählen, daß sie im August in Sankt Moritz oder Madonna di Campiglio, im September in Biarritz oder Blankenberghe waren; der neidischen Nachbarschaft sich im Automobil zeigen, im eigenen oder in einem gemietheten, das sie, weils ihre Mittel erlauben, Stunden lang warten ließen; im Winter zehnmal zwanzig besternte, bebänderte Herren nebst dreißig bis unter die Achselhaare entblößten Damen in ihrem „Heim“ füttern (auf ausgeliehenen Goldstühlchen, mit herbeigefahrenen, flink aufgewärmten Speisen, vor denen der Eisblock mit dem Caviarhaufen nicht fehlen darf); die den upper ten Zugehörigen mimen, also auch in ausgetrommelten Konzerten und Theatervorstellungen auf den theuersten Plätzen thronen; ein Tag und Nacht in Seide und Spitzen gewickeltes, nach Korylopsis riechendes Mädchen mit französischem Bett und Opalampel halten oder einem Tenor, Seiltäufer, Bretterromeo, Ringkämpfer Miethe, Kleidung, Feinfutter bezahlen; und sich, wenn sie nicht etwa im Gestrüpp ihres Lebensschleichpfades die Ehrenrechte verloren haben, einen Orden oder Titel, nach dem Tariffatze, kaufen. Ist die Schaar Derer, die das dazu nöthige Geld haben, so groß, wie der Arglose glauben muß, der in

deutschen Hauptstädten die Fülle der Automobile, der geputzten Kinder und mit Sammet, Pelz, Juwelen aufgedonnerten Weiber, den Prunkapparat des Wintervergnügens sieht und, während durch die Blätter der bourgeoisen Meinungplantagen das Sturmgeheul über den hohen Fleischpreis schrillt, von Sachkundigen hört, daß im berliner Palais de danse an manchem Abend tausend Flaschen Sekt getrunken werden? Nein, die Schaar ist viel kleiner, als sie flüchtigem Hinblick scheint. Von Müllers raunen Meyers, von Meyers schmälen Müllers: „Die Leute leben über ihre Verhältnisse." Müllers und Meyers sind, Beide, im Recht. Hunderttausend „leben über ihre Verhältnisse". Die würden nur schmalere Wohnung, kargere Kost, simplere Ergötzung gestatten. Beamtengehalt oder Geschäftsertrag, vier oder gar drei Prozent aus den von der Frau ins Eheverließ gebrachten Konsols: damit sind kaum die Theaterabende (mit Reiher, Stola, Autos, Atzung im Kaiserhof, bei Adlon oder auf Max Egons Esplanade) zu decken. Doch liegt nicht ringsumher schöne grüne Weide? „Plutussohn hat durch Hansa sein Glück gemacht und Professor Haustausch an Waffen und Munition ein Vermögen verdient. Beide meinen, noch sei Zeit, ein Bischen zu kitzeln. Gefährlich? Mehr als an Reichsanleihe, die, auf Krücken, unter 78 steht, wird man daran auch nicht verlieren; und hat wenigstens Chancen. Warum soll ich aus Liebe geheiratet haben?" Er kitzelt. Fortuna wirft ihm, die Schamverletzung zu rächen, ein paar Bläulinge mit berlinisch erbärmlichem Bild und dem Gekritzel der Reichsbankdirektoren hin: und hat ihn nun am Ohrläppchen. Er spekulirt. Macht Termingeschäfte. Kauft mit dem Gelde der Bank, in deren Stahlkammer sein Mitgiftrest liegt, Aktien, die er, wenn sie um zehn Prozent gestiegen sein werden, sicher verkaufen wird und dann doch behält, weil ein neuer Tip ihm verrathen hat, daß „die Sache erst anfängt". Eine Weile gehts. Plötzlich fühlt Herr von Gwinner wieder einmal den Drang, seinen Namen zu plakatiren, und kündet, ohne auf seiner Höhe sich um die im Thal greifbaren Thatsachen zu kümmern, dem Erdkreis, die Konjunktur neige dem Ende zu. Oder der Reichsbankpräsident (Herr Havenstein: eine im Mai erfrorene Hoffnung) sucht den Mangel an fruchtbaren Gedanken dadurch zu verbergen, daß er in dem Augenblick, wo auch der anständige Kapitalist, der Löhner eines ums Doppelte

zu großen Beamtenheeres, an seinem Anlagepapier Freude erleben könnte, unkluge, nach Preßbeifall haschende Warnungen ins Land schickt und draußen die Meinung nährt, die Mär von deutschem Wohlstand sei Lug und Trug. (Das wäre, selbst wenn er nie übertriebe, nicht seines Amtes. Er ist nicht der Wortführer noch reicher, schon rückständiger und den Großbanken drum neidischer Privatbankiers. Darf sich den Aktienbankleitern nicht vorgesetzt wähnen. Die soll man einsperren, wenn sie mit fremdem Geld leichtsinnig wirthschaften; aber nicht, wie ungezogene Jungen, öffentlich rüffeln. Daß die sonst Breitspurigen, um den Excellenzenklüngel nicht zu verärgern, sichs gefallen lassen, schändet die ganze Kaste. Auslachen müßten sie den leistunglosen Magister lobesam; ihm auf offenem Markt zurufen: „Wir haben für Deutschlands Industrialismus, Lebenskraft, Weltstellung in einem Jahrzehnt mehr gethan als Sie in Ihrem langen Leben und unser Geschäft schon verstanden, ehe Freund Kreuzwendedich Sie in die Seehandlung lotste, aus der Sie nichts Rechtes zu machen wußten. Sorgen Sie für Ihren Kram, der viel schlechter als unserer aussieht, und verderben Sie, im Bund mit eitlen Phrasiern und untüchtigen Erben, uns nicht die fürs solideste Geschäft nöthige Stimmung.“) Der gemeinschädliche Unsinn des Einen, die bramsige Rüge des Anderen erwirkt eine Baisse. Verhallt aber schnell. Schlimmer wirds, sobald das Kriegsgespenst umgeht. Wer seine Aktien nicht bezahlt hat, also auch nicht auf beliebige Zeitdauer behalten kann, muß fürchten, in der ihm unbequemsten Stunde von dem Gläubiger gemahnt, zur Zahlung (des Preises oder des Kursverlustbetrages) gedrängt zu werden: und giebt deshalb lieber schon in der ersten Spukdämmerung den Auftrag zum Verkauf. Hunderttausend handeln so. Und hat das Massenangebot unbezahlter Aktien jähen Preissturz erzwungen, dann werden auch die im Besitzrecht wohnenden Aktionäre ängstlich, werfen die über Nacht um ein Drittel entwertheten Effekten von sich: und eine Papierlawine rollt ins Bodenlose. Jeder Wirthschaftwerth schrumpft. Weil Hunderttausend „über ihre Verhältnisse gelebt haben“.

Die Handelszeitungen (die in Berlin freilich nur Börsenzeitungen sind) könnten helfen. An jedem Abend müßten, an jedem Morgen ihre Leiter zu den Kunden von sauberem Wirth-

schaftwandel sprechen: „Ihr habt Aktien gekauft, weil Ihr die Gesellschaft, die sie ausgab, für gesund, klug regirt, ertragsfähig hieltet. Das bleibt sie; mögen in Ostasien, Nordafrika, in der Türkei die Völker noch so ungestüm aufeinanderschlagen. Schmälert in der AEG, in Harpen, Gelsenkirchen, Haspe der Umsatz sich um ein Beträchtliches, weil die Balkanwenzel gegen den Schattensultan Krieg führen? Und leidet eine Gesellschaft, in der Euer Geld mitarbeitet, in währender Kriegszeit: über ein Kleines erholt sie sich. Dürft Ihr, als Mitbesitzer, das Leid dadurch mehren, daß Ihr der Kränkelnden Euer Geld entzieht? Wartet geduldig; erleichtert nicht, durch die Beschleunigung des Kursfalles, einem schatzsüchtigen Vorstand den Entschluß, bei der nächsten Gewinnvertheilung zu knausern. Lasset Pumpspekulanten, Ultimohändler, hoc genus omne bluten, bis Zunge und Zahnfleisch erbleicht. Gehts Euch an? Ihr könnt warten: wartet; so meidet Ihr schmerzhaften Verlust und reißet nicht alle Nationalbilanz für Monde in Wirrniß. Schlottert auch nicht, wenn Ihr lest, was in Wien und Paris geschah. Oesterreich-Ungarn ist eine Balkangroßmacht, der Schottenring eine schlüpfrige Gegend, Frankreich mit Türken-, Serben-, Griechen-, Bulgarenpapieren bis an den Schlund vollgestopft. Da schoß der Schreck aus dem Grund fester Verpflichtung. Bei uns ist er ein Popanz. Und ein Ochs, wer an solchen Tagen ungenöthigt die von Lüdrianen ins Sinken gebrachten Aktien verkauft." Das würde, nach und nach, nützen. Thun es die Herren Redaktoren? Mancher möchte vielleicht; scheut aber des Chefs Zorn mehr als Jahwes oder der Monismuspfaffen. Nur keine Verantwortlichkeit auf sich laden: Erstes Gebot ein Lehrbuch des Börsenpiloten. „Wenn wir vom Verkauf abrathen und der Kurs danach noch viel elender wird, kommen ganze Stöße grober Abonnentenbriefe vors Auge des Alten, das uns vom Thrönchen dann in den Wurstkessel weist. Um solchem Schicksal auszubiegen, wimmern wir ja fast täglich, jahrein, jahraus, Alles sei überzahlt, der Himmel umwölkt, des Pharaos magere Kuh dicht vor der Stallthür. Habt Ihrs niemals gemerkt? Kommen Niederschläge: wir sind schön heraus. Hebt sich die Kurve noch höher: die Vorwürfe hageln nicht und wir freuen uns mit flach gefurchter Stirn. Die Ordre lautet: Unter allen Umständen ist darauf zu achten, daß

unsere Kundschaft, Inserenten und Abonnenten, nicht durch die Befolgung eines im Blatt gegebenen Rathes Geld verliere; sonst läuft sie uns weg und denkt obendrein noch, wir seien fürs Animiren gemiethet worden.“ Habt Ihrs nie gemerkt? Nie, wer im eigentlichen Sinn die Zeitung redigirt? Dann seid Ihr würdig, die Schauergeschichten von Panik und Deroute zu schlucken und durch albern hastige Angstverkäufe Euch die Silvesterbilanz zu schimpfiren.

Dramatis personae.

Wie kindisch wirkt, wie niedrig zielt der Gassenhohn über das kleine Montenegro und seinen König! Daß der im Balkanbund Winzigste den Angriff begann, war natürlich verabredet worden. Wenn ein Türkenheer nordwärts gelockt werden konnte, wurde den Bulgaren und Serben die Arbeit erleichtert; wenn es, vor der Unterzeichnung des Tripolisfriedens, nah an Cetinje, zwischen Antivari und Cattaro, kam, konnte mindestens Victor Emanuel sich freuen. Dessen Schwiegervater, König Nikolaus, ist tapfer, eitel, pfiffig; Held, Narr und Schlaukopf; ein Balkanbjörnson, der nicht den Wuchs des Aulestaders hat, doch eine betastbare, versetzbare Krone trägt. Reden, Dramen, Hymnen und anderes Patriotenspektakel: die czernagorische Majestät geruht, Alles selbst zu machen; und ihr Machwerk steht über unserem „Großen König“ („Alles für die Firma!“) Ein Prachtkerl, der in seine Welt paßt und den der stämmig stille Zar Alexander zwar nie als einzigen, oft aber als liebsten, zuverlässigsten Freund begrüßt hat. Mit oder ohne Verabredung: daß der Knirps, fürs Erste allein, den Türken zum Kampf herausheischte, war eine Heldenleistung, die jeder Mann rühmen muß. Und an der Nikas Selbstgefühl sich bis zum letzten Wank rösten wird. „Da Alle zauderten, schlug ich los.“ Südslavenbefreier. Achill und Nestor, Odysseus und Homer von einer Haut umspannt. Ein kleines Volk stürzt sich, den Glauben, die Rasse zu wahren, aus freiem Willen in Lebensgefahr: und in Deutschland, hundert Jahre nach Scharnhorst, York, Schill, öffentlich Meinende rülpsen ihm Spottlieder nach. Nase zu; weiter. Der verschlagene Profitwitterer Georgios, der als Hellene vermummte Däne, wird glimpflicher behandelt. Bei uns; zu Haus

kennt Jeder die schöne Maske. Sechsmal vom Volkswillen ersucht, den Thron Agamemnons zu räumen: sechsmal geblieben, weil nur der mit Gewalt Weggejagte das Recht auf den Ruhesold, das von den Großmächten dann fällige Reugeld, hätte. Da er von Manierlichen nicht abzuschütteln ist, läßt man ihn hausen; spricht von ihm aber wie von dem lästigsten Kostgänger. Der Serbenpeter sogar wird sanfter angefaßt als sein Schwiegerpapa in Cetinje. Ließ ja auch nur die angenehmen Zeitgenossen Alexander und Draga töten, verpflichtete sich durch Namensunterschrift, keinem der Totschläger je ein Härchen zu krümmen; und ist seitdem von Gottes Gnade König. Die stärkste und am Besten gedrillte Claque hat Ferdinand, Zar der Bulgaren (auch der in Makedonien, unter der blutrothen Türkenmondsichel, schmachtenden, versteht sich). Koburger: also außen kalt, beweglich, changeant in Wollen, Haltung, Huld und Ton, nach langer Leutsäligkeit hochfahrend, mit der inneren Möglichkeit zu schroffster (also löblichster) Brutalität. Vielleicht kein Kongoleopold noch ein King Edward; doch ein kluger, anmuthig gebildeter Herr, ein ungemeines Herrschertalent in der Hülle eines mit Buchwissen und Lebenserfahrung gepolsterten Plauderkünstlers. Und das Wichtigste: sehr reich. Ein russischer Corpsführer, der sich zu den Befreiern Bulgariens zählte, pflegte zu sagen: „In Balkanstaaten, wo Alles, bis ins Ministerzimmer, Trinkgeld ersehnt, ist ein reicher Regent allmächtig." Ferdinands Schatulle erlaubt jeden Aufwand; würde sogar Vergeudung erlauben. Drei Aussprüche des noch unter Gichtqual zäh Aufrechten. „Jeder Monarch muß heutzutage Komoediant sein. Die Kollegen werden schauen: ich bin der für Schauspielerei begabteste." „Wenn mir beschieden wäre, meine Regirung ohne Glanz und Glorie zu enden, müßte ich wünschen, nie nach Sofia gekommen zu sein." „Ich werde mich für den Frieden einsetzen, so lange ichs vermag, ohne täglich einen Mordanfall fürchten zu müssen." Selbstverspottungsucht, Ehrgeiz, mißtrauische Vorsicht; ein kühles Herz, das ein Föhn aus Phantasieland für Minuten in Hitze wirbelt; nicht verwegen, nicht kriegerisch, aber in persönlicher Deckung manchmal kühn. Koburger. Der Blousenkönig Leopold, Prinz-Gemahl Albert, Fritzens Vicky und deren Aeltester sind ihm verwandt. Die Bulgaren, denen er viel

erarbeitet hat, schätzen seine Verwalterkunst und Unterhändlerlist sehr hoch ein; und würden ihn aus Slaveninbrunst anbeten, wenn er zum Rock auch das Wesen des Soldaten hätte, ein Tröpfchen vom Blut des nur physisch tapferen Battenbergers. Träumt er jetzt von der Sonne, die ihn in Glanz und Gloria des Generalissimus nach Sofia heimkehren sieht?

Von den vorn mitwirkenden Ministern hat nur einer Haltung und, ohne Riesenmaß, ansehnliches Format: Sir Edward Grey. Der hält keine Reden, schreibt keine Artikel, brüstet sich nicht mit Philosophie oder Historie, birscht sich nicht an junge oder alte Potentaten heran, trabt nicht mit der Yeomanry durch die Straßen. Ist gar nicht eitel; nie auf Applaus erpicht. Er weiß, was er wollen muß, und ertastet, furchtlos, doch stets behutsam, in schwierigem Gelände nicht allzu selten den Weg, der ans Ziel des Wunsches führen kann. Seit er den stuttgarter Ikarus („Jammer genug!“) nicht nur mit blanker Klinge aus dem Feld geschlagen, sondern danach vor allen Unbefangenen ins Unrecht gesetzt hat, nennt die Zunft ihn Meister. Auch in diesem Herbst hat er leise, gründlich, klug und beinahe unsichtbar gearbeitet; rechts Kitchener, links Nicolson als Berather. Allerliebst, wie er, der den Gesammtplan langsam mit Reifen und Dauben gedichtet hatte, in der ersten Ausführungstunde verschwand (und von pariser und berliner Dummköpfen den faulen Schlingeln gebührenden Tadel ins Quartalszeugniß bekam). Ob er bis ans Ende durchhalten darf, ist abzuwarten. Sonst? Das Unzulängliche wurde Ereigniß; in West und Ost. Poincaré: tüchtiger Civilanwalt; ein lothringischer Kempner, der im Barreau zwischen Waldeck-Rousseau und Briand gesessen, in den Kammern Barrès und Clemenceau, den Großneffen der Hirtin von Domremy und den Urkelten, bestaunt hat und sich so fest ins Vertrauen seiner Landsleute betten möchte, daß er ein möglicher Erbe des Herrn Armand Fallières wird. Durchaus geschickt zu Parteivergleichen und Gesellschaftverträgen; doch ohne Phantasiekraft und eingeborenen Sinn für das politisch Nothwendige, für Resonanz und optische Fernwirkung. Mit Formeln, meint er, mit bedächtig erwogenen conclusions ist Alles zu machen; und verliert den Faden, wenn in seine langen, mit „attendu que“ beginnenden Perioden von Podgoritza her die Kanonen hineinböllern. Giolitti

(San Giuliano ist nur Handlanger und „nachgeordnete Instanz“): Fra Diavolo als Exzellenz; der auf die Höhe gelangte, mit Gipfelehren geschmückte Bandit, der, weil ers „nicht mehr nöthig hat“, die Flamme ins Vaterland schlagen läßt. Nett, wie er jeden Familienzank mit den Parisern ausnützt, um in der Spree eine Mittelmeerbürgschaft zu erködern (mit der er dann in Frankreich wieder den Bündnißpreis steigern könnte). Hinter der Talleyrandlarve steckt aber nur ein Fouché, dessen Kinderstube vom Nachhall des Borgiaruhmes bebte nnd der seinem Bonaparte (Crispi) das Räuspern und Spucken abgeguckt hat. Sasonow: ein kleiner Mann; kränklich behender Tshinownik; Anbeter, Echo und, wo es irgendwie geht, Rächer Iswolskijs (der ihn, wie Bülow den Bethmann, als unschädlich Scheinenden vorschob). In Petersburg ohne Ansehen; viel zu schwach, um gegen die montenegrischen Großfürstinnen (Militza, die in Spiritismus, Anastasia, die in Franzosenrevanche macht) und deren Popen, Nacktbüßer, Bademeister und Damentröster aufzukommen; nicht einmal so robust, daß er den Panslavisten mit dem Germanennamen Hartwig, der dieser Hofclique in Teheran und Belgrad sich mit täppischem Uebereifer empfahl, in Demuth zu ducken vermochte. In vollen Zügen schlürft der daheim Dürstende drum im Ausland die Wonnen der Hohen Excellenz. Ist jedem Photographen und Interviewer willig zu Dienst, täuscht sich, vor Linse und Tintenstift, mit fast gortschakowischer Selbstzufriedenheit über seines Liebreizes Fülle und dünkelt sich einen Gewaltigen, wenn er dreißigmal zwischen der ersten und der letzten Theekonfiture eines Tages den ranzigen Schwatz von der Erhaltung des status quo und dem einmüthigen Willen zur Lokalisirung des Balkanbrandes von sich gegeben hat. Ungefähr so redet, freilich seltener, auch Graf Berchtold (der Europen noch den Befähigungnachweis schuldet). Auch, wie Sasonow, nicht zuversichtlich, in Willen und Muth stählern genug, um Alles auf eine Karte zu setzen. Auch, wie der Russe, im Strudel zweier unvereinbaren Hofströmungen. Er ächzt unter der Last aehrenthalischer Mißgriffe (verfrühte, unentgeltliche Hingabe des Sandschak, verspätetes Trachten nach Rußlands Versöhnung); unter der launischen Tölpelei der berliner Sozien (die ihm vor einem Jahr Italiens Balkanverzicht auf dem Präsentirbrett bringen, damit den aus

allen Näthen platzenden Dreibund fürs Nächste festigen konnten und ihn jetzt mit der posener Enteignung, wider das seinem Vorgänger in den Handkoffer gepackte Versprechen, den Polenklub, vor unerhört hohen Militärforderungen, im Tiefsten verstimmen); hat aber auch eigene Fehler zu bestöhnen. Er durfte den magyarischen Vettern und Freunden nicht, als Applausvorschuß, die Diktatur in Kroatien gewähren, die das ganze Südslaventhum vor den Hitzkopf stieß und gegen Oesterreich aufstachelte; durfte noch weniger, neben einem wunden, aus zerschnittenen Wurzeln blutenden Türkenreich, Beusts Zufallswort von der wünschenswerthen „Autonomie“ osmanischer Provinzen wiederholen, ohne dessen fernste Folgewirkung besonnen zu haben. Trotz schüchterner Deutung und zaghafter Einschränkung (die dem Herrn des Ballplatzes den Nimbus bleichten): dieses Wort ward zur Lunte, die den lange gespeicherten Zündstoff in rothes Geflacker auflodern ließ. „Wehe! Wehe! Beide Theile stehn in Eile schon als Knechte völlig fertig in die Höhe! Helft mir, ach, Ihr hohen Mächte!“

Desiderata.

Sind diese hohen Mächte noch mächtig? Nein, lautet das rasche Urtheil der Galerie; Wochen lang haben sie sich vergebens um die Friedenswahrung gemüht, in Sofia, Athen, Belgrad, Cetinje kein Gehör gefunden und ihr Prestige so geschwächt, daß sie einem christlichen Sieger die Beute nicht mehr aus den Fängen zerren könnten. Dieses Urtheil wäre gerecht, wenn das Mühen ernsthaft gewesen, die „Willenseinheit“ nicht nur, dumme Passanten zu schwichtigen, ins Schaufenster gelegt worden wäre. Begreift Ihr, nach allem Geschwätz, noch immer nicht, worum sich der Streit dreht? Um Lebensfragen germanischer und slavischer Zukunft. Verlegenheit der Türkei: Gelegenheit der Balkanstaaten. Griechenland erstickt in der Schmach, wenn ihm nicht endlich Kreta zugesprochen wird. Bulgarien (dessen deutscher König, mit koburgischer mimicry seiner Umwelt angepaßt, den Slavendrang ans Ziel führen möchte und von Deutschen dafür noch bejauchzt wird) braucht einen stattlichen Fetzen aus der Nordflanke Makedoniens. Die Serben müssen aus einer Klemme, in der ihre

Wirthschaft dorrt, ans Meer; und Nikita würde mit dem Eidam Peter gern den Sandschak theilen. Gemeinsam ist allen Vieren der Trieb, die Schande der Türkenherrschaft vom Haupt ihrer Brüder zu schütteln. Solches Herzensbedürfniß der Kleinen bringt die Großen nicht in Feuer. Der Türke kann auf keine Kulturleistung pochen; sein Land ist verwahrlost, sein Staatshaushalt erbärmlich, seine Politik von Bummelstudenten geleitet (die jetzt, nach einem Einbruch in den Ministerrathssaal, auch das Postulat schärferer Friedensbedingungen ertrotzt haben); weder sinnliche noch übersinnliche Werthe hat er je geschaffen. Aber Frankreich hat ihm vier Milliarden geborgt und darf ihn, so lange er in Europa athmet, der Schuld und des Christenprotektorates wegen nicht allzu rauh anpacken. Italien will die Adria umklammern oder sich im Aigaiermeer Stützpunkte sichern. Rußland strebt aus dem Käfig des Schwarzen Meeres in eisfreie Weiten; und würde durch einen ihm unterthanen Bund starker Südslavenstaaten zum Herrn Osteuropas. Da dräut der Anfang vom Ende habsburgischer Großmacht (auch deutsch-österreichischer Handelsexpansion, die ein von Rußland geschirmter Balkanbund ins Läppergeschäft einschränken würde); deshalb ist, was jetzt auf dem Spiel steht, für Habsburg hundertmal wichtiger, als der Wechsel der Firmentafel in Bosnien war, und wir verlieren Oesterreich, wenn ihm der geringste Zweifel an berliner Bündnißtreue das Blut vergiftet. Aergste Gefahr: England will (weil es wollen muß) Deutschlands Genossen in seinen Concern ziehen und sich, in Egypten oder Arabien, einen Khalifen schaffen, mit dessen Stimme es auf seine indischen Mohammedaner einwirken kann; muß also, ohne die Absicht zu entschleiern, neue, empfindliche Schwächung der Türkei wünschen. Einzige Friedenshoffnung: Rußland ist mit seiner Rüstung noch so tief im Rückstand, daß es um jeden erschwinglichen Preis zwei Friedensjahre erkaufen müßte. Und wem lächelt, noch einmal, die Gunst der Konjunktur? Dem Deutschen Reich. Im Feld und im Kongreßpalast kann es siegen. Nur nicht: mit Bethmann.

Die Frauenfrage in Kamerun.

Auch Kamerun hat seine Frauenfrage, freilich die Frauenfrage der primitiven Länder, die sich nicht aus einem Ueberfluß an weiblicher Bevölkerung und Arbeitkraft ergiebt, sondern aus einem Mangel. Noch ists nicht lange her, seit als heiliges, selbst von der Wissenschaft verfochtenes Dogma galt, daß die weiße Frau in den Tropen fast völlig steril sei und schon deshalb nicht dorthin auswandern dürfe. Wie weit sichs dabei um bequeme Vermuthungen, wie weit um Thatsachen handelt, ist nicht ganz leicht zu entscheiden. Sicher ist, daß der kameruner Weiße in den ersten Jahrzehnten der Kolonie sich fast ausschließlich mit schwarzen Frauen beholfen hat.

Die Mannesabstinenz ist in den Tropen ein Traum, dessen Verwirklichung weder möglich noch nützlich ist. Das heiße Klima peitscht und erregt die Sinne in einer daheim ganz unbekannten Weise. Auch hat der dort unten Jahre lang einer Aufgabe lebende Weiße durch sein schwarzes Weib allerlei wirthschaftliche Vortheile, die dem Ledigen versagt bleiben. Der Kaufmann, der tief im Busch, oft viele hundert Meilen von der Küste und viele Tagereisen vom nächsten Weißen entfernt, seinen Geschäften (meist dem Gummihandel) nachgeht, hat in seinem Weib, wenn er es leidlich anständig behandelt, eine Gehilfin, die nicht nur seine Sachen in Ordnung hält, sondern auch auf seine schwarze Dienerschaft (Koch, Jäger, Boy) ein Auge hat und ihn vor deren Betrügereien wirksamer schützt, als er selbst vermöchte. Hat sie Zuneigung zu ihm gefaßt (die will auch hier erst errungen sein), so steht sie ihm in Noth und Gefahr, wie sie das Leben im Busch mit sich bringt, zur Seite und widmet ihm, ist er krank, die opferwilligste Pflege. Aus solchen Erlebnissen wird, wie sich verstehen läßt, dann manchmal ein stärkeres, innigeres Band, als es sonst zwischen den beiden so verschiedenwerthigen Rassen zu bestehen pflegt. Ich habe an der Küste manchen Kaufmann aus dem Inneren getroffen, der nach mehrwöchiger Trennung die lebhafteste und aufrichtigste Sehnsucht nach seiner schwarzen „Mammi“ äußerte und nicht um die Welt eine weiße für sie eingetauscht hätte.

Der oft gehörten Behauptung, daß die Negerin nicht treu sein könne und den weißen Herrn und Gebieter regelmäßig mit einem seiner Boys betrüge, wird von anderer Seite durchaus widersprochen; vermuthlich ist es damit ungefähr so wie bei uns: die Untreue auf der einen zieht leicht die Untreue auf der anderen Seite nach sich. Das in der Wildnißfreiheit, entlastet vom Druck der Kontrole, oft ins Ungemessene anschwellende Herrengefühl des Europäers läßt ihn eben hier und da die Rücksicht vergessen, die er auch einer schwarzen, für ein paar Hundert Mark gekauften Frau schuldig ist. Wer für ein paar Lappen bunten Tuches, für Glasperlen und Tand jedes Weib haben kann (der Weiße ist hier ja der ehrfürchtig umdienerte Aristokrat), Der unterliegt gern dem Kitzel, die von der Klugheit gezogene Grenze zu

überschreiten und Haremsgewohnheiten anzunehmen. An den vielbeschrienen Negerruch, den auch ich nicht abstoßend finden konnte, gewöhnt er sich merkwürdig schnell; eben so an die unserem Schönheitideal weltenferne Gesichtsbildung; und wenn er nur ein leidlich guter Erzieher ist, so hilft sorgsame Pflege des Haupthaares, das im Gegensatz zu den manchmal ungeheuren Negerfrisuren (schon wegen der Ungeziefergefahr) kurz zu tragen ist, der Hände und Kleidung schließlich ein Wesen schaffen, mit dem sich wohl ein gewisser Grad vertrauten Zusammenlebens rechtfertigen läßt.

Manche Eigenschaft freilich kann mit bestem Willen nicht aberzogen, manche Fähigkeit nicht anerzogen werden. Nie wird ein Weißer sich seine Kost von dem schwarzen Weibe bereiten lassen; nimmt er doch einmal aus ihrer Hand ein Gericht, so ists eine Ehre für sie und wird als solche gewürdigt. Auch die von Klima und Rasse bedingte größere sexuelle Begehrlichkeit der schwarzen Frau gehört hierher. Wer die geschlechtlichen Gewohnheiten der Neger kennt, wird verstehen, daß der an mäßigere Kost gewöhnte Europäer bei einer gleich starken Bethätigung bald in einen Zustand der Erschöpfung verfallen muß, der sich als wesentlicher Faktor zu den anderen schwächenden Momenten wie Malaria, Ruhr und sonstigen Krankheiten gesellt.

Die größten Schwierigkeiten aber liegen wohl noch auf anderen Gebieten. Da ist zunächst die Gefahr der Verniggerung. Der Europäer ist gewöhnt, seinem Weib einen wesentlichen Einfluß auf sein Handeln, seine ganze Lebensführung zuzugestehen; überträgt er diese Gewohnheit (wozu er unwillkürlich neigt) auf die bei ihren Rassegenossen hauptsächlich als Last- und Arbeitsthier betrachtete Negerin, so sinkt er hinab und nähert sich ihrem Niveau, da ja in solchen Bündnissen immer der Tiefere den Höheren hinabzieht. Das Herrenthum der weißen Rasse sinkt, der Respekt der Schwarzen, ohne den eine rechte Kolonisation nicht denkbar ist, verschwindet. Ich habe Bilder gesehen, auf denen der weiße Mann in der Haltung eines selbstzufriedenen Familienvaters, mit Frau und den Halbblutkindern, dargestellt ist. In der Wirklichkeit liegt die Sache so, daß er, kommt ein Weißer zu Besuch, seine schwarze Frau verstecken muß, wenn er nicht Anstoß erregen will. Auch rechtlich kam es oft zu allerlei Mißhelligkeiten. Daß die Regierung diese Uebelstände zu beseitigen strebt, ist begreiflich.

Leider ist mit der weißen Kulturrasse nicht nur der Alkoholismus ins Land gekommen, sondern auch das Heer der Geschlechtskrankheiten. Besonders die Küste ist in einem erschreckend hohen Grade verseucht und selbst im Inneren giebt es heute Stämme, in deren Gebiet die Geschlechtskrankheiten furchtbar verbreitet sind. Die Folge ist natürlich, daß es schon schwer ist, ein gesundes schwarzes Weib zu finden. Nur wers ganz jung kauft, kann hoffen, ungefährdet zu sein.

Man möchte nun möglichst viele weiße Frauen im Tropengebiet ansiedeln; in den letzten Jahren ist es beinahe schon Mode geworden, daß der weiße Beamte, der gutgestellte Kaufmann seine Frau mit hin-

ausnimmt oder doch nachkommen läßt. Die Zahl der weißen Frauen ist denn auch nicht gering; sie wird auf etwa Zweihundert geschätzt, wovon allein auf Duala und Umgegend etwa achtzig, auf Kribi (Südkamerun) und Umgegend etwa vierzig kommen. Die Küstenstriche sind also bevorzugt. Ob die weiße Frau in den Busch passen würde, ist mindestens fraglich. Und schon haben sich Stimmen erhoben, die gegen eine weitere Einwanderung weißer Frauen energisch protestiren zu müssen glauben. Warum? Ist dieser Protest berechtigt?

Die Europäerin erschlafft in den Tropen, bei ihrer zarteren Konstitution, noch schneller als der Mann. Sich wirthschaftlich zu bethätigen, zu kochen, im Haushalt zu arbeiten, wird ihr schon durch das Klima unmöglich gemacht. Sie ist auch meistens ganz unvorbereitet für die besonderen Verhältnisse des Landes; denn schließlich ist Tropenwirthschaft etwas Anderes als heimische Wirthschaft. Keine Haushalt- oder Oekonomieschule giebt es bis jetzt, die ihr die Anfangsgründe beibrächte. Lächelt man nicht, wenn man an Bord des Woermanndampfers sieht, daß eine junge Ehefrau vierundzwanzig Gepäckstücke für ihren Aufenthalt in den urwaldhaften Pflanzungen von Südkamerun mitnimmt, Gepäckstücke, in denen sich eine vollständige heimische Aussteuer birgt, die ihr sicher in kürzester Frist von den Eingeborenen gestohlen wird?

Steril sind nicht alle Frauen in den Tropen. Ich habe selbst in den Küstenorten eine ganze Reihe junger Mütter mit ihren Kindern gesehen; muß allerdings bemerken, daß sie alle, Mutter wie Kind, dem Blick des Arztes wenig Erfreuliches boten. Die fahle Tropenfarbe hatten Alle; sie gleichen Pflanzen, die im Keller aufgekümmert wurden. Recht groß ist denn auch die Sterblichkeit der Kinder in den ersten Jahren. Haben sie aber diese Zeit überwunden, so können sie ganz gut heranwachsen und sich entwickeln; um so besser freilich, je öfter und für je längere Dauer sie das heimische Nordlandsklima aufsuchen. Das älteste Kind, das ich sah, war zehn Jahre alt.

Der weißen Frau wird in Kamerun besonders verdacht, daß sie so hohe Ansprüche mitgebracht habe. Diese Klage habe ich immer wieder gehört. Der Europäerin fällt es ungemein schwer, ihre Ansprüche an die Ritterlichkeit des Mannes den veränderten Verhältnissen anzupassen. Der Pflanzer, der sich nicht in aufgekrämpten Aermeln, mit offener Hemdbrust, an den Eßtisch setzen kann, fühlt sich nicht wohl; dem gestärkten Oberhemd und dem schwarzen Anzug aber sind die Tropen, weiß Gott, nicht eben günstig. Das Hemd wird sehr bald „schwach“ und der Gehrock schimmelt in der Regenzeit so leicht und gründlich, daß wohl kein Weißer die mitgebrachten Anzüge bei seiner ersten Heimfahrt noch benutzen kann.

Die weiße Frau ist gerade im „Affenland“ Kamerun dem Mann eher eine Last als eine wirkliche Gehilfin und Stütze. Sie will hofirt sein und ist durch Klima und Anlage verhindert, Werthe zu schaffen, die über solche Schattenseiten hinwegsehen ließen. Deshalb wird die

weiße Phase des Frauenthums, wie ich annehmen zu müssen glaube, wohl nicht von sehr langer Dauer sein. Der Europäer wird zu dem alten Modus zurückkehren: zu der bequemeren und nützlicheren schwarzen Frau. Staat und Gesetzgebung werden bald genöthigt sein, der gern umgangenen Frage jeder tropischen Kolonie, der Bastardfrage, eine ausreichende Antwort zu suchen.

Alt-Strelitz. Oberarzt Dr. Georg Lomer.

Theaterelend.

Das Ende des Sommers brachte zwei Zusammenbrüche: im Theater des Westens stürzte unter Gepolter und starker Rauchentwickelung das Bühnenhaus zusammen und das Haus mußte geschlossen werden. Kurz zuvor hatte Herr Alfred Halm, wie man im Theaterjargon zu sagen pflegt, „umgeschmissen". Sein Zusammenbruch erfolgte leise, allmählich; er wollte nicht viel Aufhebens davon machen. Aber seine Direktion war für die berliner Theatergeschichte der letzten Jahre wichtig. Als Regisseur und Künstler ist er überschätzt worden. Die Meisten sahen in ihm einen Bühnenleiter von Idealismus, Phantasie und schlechtem Geschäftssinn. Diesen Mangel mag er gehabt haben. Ein Reinhardt ist er jedenfalls nicht. Höchstens ein recht tüchtiger Arbeiter, der sich an der Spitze eines mit reichen Mitteln arbeitenden Stadttheaters gut ausnehmen würde. In den wenigen Jahren, in denen er das Neue Schauspielhaus selbständig und unter eigener Verantwortlichkeit leitete, hat er es auf über 600000 Mark Schulden gebracht. Bedenkt man, daß er eine durchschnittliche Jahreseinnahme von 550000 Mark erzielte und daß sein Etat kaum viel über 600000 Mark betragen hat, so fragt man erstaunt, woher die Schuldenlast kam.

Der selbe Fall ergab sich beim Zusammenbruch des Herrn Morris in der Kurfürstenoper. Er hatte mit 220000 Mark baren Geldes angefangen, von denen 110000 Mark für Kautionen verbraucht wurden. Immerhin waren ihm 110000 Mark geblieben. Er bekam ferner von Freunden 40000 Mark unter sehr günstigen Bedingungen für den Betrieb und hatte zu Beginn eine Abonnementseinnahme von über 50000 Mark in der Tasche. Sein Etat betrug 70000 Mark im Monat. Die Einnahmen der ersten Monate bewegten sich zwischen 50000 und 60000 Mark. Das Unternehmen sah also gar nicht übel aus und man konnte höchstens vermuthen, daß sich die 150000 Mark Betriebskapital bald auf 100000 Mark reduziren würden. Das wäre gar nicht schlimm gewesen, da die Erfahrung lehrt, daß die erste Saison in einem neuen Hause selten günstig verläuft. Doch kam nach drei Monaten

schon die Katastrophe. Die baren Mittel waren aufgezehrt und die Schulden betrugen über 200000 Mark. Die Kautionen waren verbraucht, Gagen zum Theil nicht bezahlt und Betheiligungen im Betrag von 50000 Mark, für welche die doch unbedingt nöthigen Dekorationen und Kostüme geliefert waren, konnten von ihren Inhabern abgeschrieben werden. Zweifellos hat weder Halm noch Morris Gelder bei Seite gebracht. Keiner von ihnen ist als heimlicher Krösus von dannen gezogen. Irgendwo aber muß das Geld geblieben sein. Wo? Das ist das Interessante an diesen Zusammenbrüchen. Für Leute, die das Theatergeschäft als Kunst betreiben, ergeben sich aus solchen Vorgängen prachtvolle Probleme.

Einst gründete man ein Theater, wenn man wenigstens ein paar Tausend Mark eigenen Kapitals hatte und wenn man sich im Bühnenbetrieb als Künstler oder Literat bewährt und geschäftlich einigermaßen informirt hatte. Außerdem mußte man ein gewisses Führertalent haben. Vor etwa zehn Jahren begann in Berlin die Entartung des Direktorenamtes. Junge, unerfahrene Schauspieler oder Unternehmer, die statt der Klugheit höchstens Durchtriebenheit, statt geschäftlicher Praxis äußerste Skrupellosigkeit, statt positiver Kenntnisse schwadronirende Großsprecherei mitbrachten, wollten den Herrn Direktor spielen. Die Gelder, über die sie selbst verfügen sollten, lockten sie aus den Taschen harmloser Kunstbanausen. Nicht jeder in den letzten zehn Jahren aufgetauchte Bühnenleiter paßt unter alle Kategorien dieser Schilderung. Aber es giebt leider nur sehr wenige, die nicht mindestens einen der gerügten Mängel aufweisen. Man braucht als Theaterdirektor kein Genie, kein Schlachtendenker und kein Krösus zu sein. Aber man muß unter allen Umständen, persönlich und geschäftlich, seinen Mann stellen können.

Auf dem Untergrund der direktorialen Unzulänglichkeit wurde nun der klägliche Prunkbau des großstädtischen Bühnenunternehmens aufgeführt. Er glich den unzähligen Häusern im Westen Berlins. Schlechtes Material, Protzenthum, Verzerrung (statt der Verzierung). Die neuen Männer brachten nur selten ein festes Programm. Ihre Unternehmungen waren nicht aus dem Bedürfniß der Zeit oder des städtischen Lebens herausgewachsen, sondern einem Zufall, einer Spekulantenlaune, einem Anfall von Großmannssucht entsprungen. Es gab Leute (ich wage nicht zu sagen: giebt), denen es eigentlich nur darauf ankam, in den Zeitungen genannt zu werden, mit sonst anspruchsvollen Bühnenkünstlerinnen leichter und billiger in Verkehr zu treten, in einer luxuriösen Wohnung (möglichst mit Diener) zu hausen und im Auto herumzufahren. Wenn nicht von Allen, die Einfluß haben und es ernst mit dem Theater meinen, gegen diese Kunstpiraten vorgegangen wird, dann werden wir in jedem Jahr mindestens einen großen Zusammenbruch erleben.

An drei Hauptübeln krankt heute unser Theater. Das erste möchte ich die Industrialisirung nennen. Freilich ist die Bühne nicht nur mo-

ralische Anstalt; jedes Theater beruht auch auf geschäftlichen Voraussetzungen. Aber das Geschäft ist dabei, die Kunst aufzusaugen. Direktoren von der geschilderten Sorte sehen nur auf ihren eigenen Vortheil und erleben dabei oft, daß sie selbst in die Grube fallen, die sie der Kunst gruben. Eigenes Geld besitzen sie nicht, und da fremdes Geld für Theaterunternehmungen schwer zu haben ist, so versprechen und gewähren sie den Geldgebern unmäßige materielle Aequivalente oder holen sich das Geld aus den Kreisen, die am Theater interessirt sind. Nun liegt in der Thatsache, daß man von Einem, der an dem ganzen Geschäft ein Interesse nimmt, sich Mittel zur Verfügung stellen läßt, an sich weder was Unehrenhaftes noch was Schädliches. Das Eine oder das Andere entsteht aber in dem Augenblick, wo eine pekuniäre oder ideelle Abhängigkeit geschaffen wird oder die Mittel des Theaters durch Betheiligungen geschwächt werden. Wenn ein Direktor Mitglieder, die er sonst nicht oder nur mit kleiner Gage engagirt hätte, trotzdem oder mit einer höheren Gage anstellt, so belastet er seinen Etat unnützlich; und wenn er unfähige Mitglieder beschäftigt, ruinirt er sein Unternehmen künstlerisch und geschäftlich. Aber mit der unerfreulichen Betheiligung von Bühnenangestellten ist das Kapitel der Zwangsbetheiligungen (so möchte ichs nennen) noch nicht abgeschlossen. Da ist der Kostümlieferant als Gesellschafter oder Geldmann interessirt und er verlangt große Bestellungen oder berechnet höhere Preise. Da sind die Unterpächter als Geldgeber herangezogen und sie suchen ihr Risiko durch billigere Pachten auszugleichen. Da geben Schriftsteller Darlehen, damit der Direktor ihr schlechtes Stück aufführe. Am Schlimmsten aber ist die Abhängigkeit vom Verleger, gegen die bisher noch niemals energisch vorgegangen wurde. Die „Lex Sliwinski“ ist eine lex imperfecta geblieben. In Berlin sind von 19 Privattheatern jetzt thatsächlich 6, also 33⅓ Prozent, unter die Abhängigkeit von Verlegern gerathen. Die kontroliren das Repertoire und geben die Stücke ohne Rücksicht auf Kunst und höheren Geschmack. Sie fragen nicht einmal nach dem Erfolg; den glauben sie machen zu können. Berlin ist zur Versuchsbühne für die Provinz geworden. Wenn der Verleger einem bekannten Autor einen größeren Vorschuß gegeben hat, so muß das Stück in Berlin, ohne Rücksicht auf den Besuch, zum Zugstück gemacht werden: und die gläubige Provinz erwirbt es, weils in der Residenz (die schon in so vielen Beziehungen keine Hauptstadt des Deutschen Reiches mehr ist) allabendlich gespielt wurde oder wird. Auch die Dichterschaft hat sich mehr und mehr vergeschäftlicht. Gegenüber dem berechtigten Wunsch aller schaffenden Künstler, die wirthschaftlichen Folgen der Produktion selbst zu bestimmen und möglichst viel Vortheile daraus zu erzielen, ist die traurige Thatsache festzustellen, daß wir Autoren haben, die gar keine sind. Es giebt bekannte Lustspieldichter, die sich ihre Ideen und ihre Dialoge von anderen Leuten, talentvolleren, aber ärmeren, anfertigen lassen und mit dem erkauften Werk unter ihrem Namen sehr gute Geschäfte machen. Der Abgefundene muß

froh sein, wenn er noch Prozente bekommt. Mancher ist so schlau, daß er die Ideen an der einen, den Dialog an der anderen Stelle arbeiten läßt. Wir haben Komponisten, denen nie Etwas eingefallen ist, die sich Einfälle kaufen oder stehlen und die sich die Instrumentation irgendwo herstellen lassen. Jeden, der all diese Verhältnisse täglich überschaut und durchschaut, packt ein tiefer Ekel vor unseren Theaterverhältnissen. Er hat nur die Genugthuung, festgestellt zu haben, wohin oft die Hunderttausende geflossen sind, deren Verschwinden sich manche Leute so gar nicht erklären können.

Bei solchen Gelegenheiten fragt man sich, wozu wir eigentlich eine Theaterpolizei haben. Die Censur dient nur noch dazu, einige Direktoren, die sonst wegen Erregung öffentlichen Aergernisses bestraft werden müßten, vom strafrechtlichen Dolus zu entlasten. Im Uebrigen aber ist bisher zur Beseitigung der Mißstände nichts geschehen. Die entscheidenden Personen sind (nach meiner ziemlich langen Erfahrung) liebenswürdige, kenntnißreiche Männer, die das Beste wollen. Ihre Thätigkeit bewegt sich jedoch in einer ganz falschen Richtung. Nach der Auffassung unserer Theaterpolizei könnte man meinen, daß in der Reichsgewerbeordnung, der die Bühnen unterstehen, nur von Schauspielern die Rede sei. Der Schauspieler ist das Schoßkind der Behörde. Der Gagenetat bildet die Grundlage zur Feststellung der Sicherheit des ganzen Unternehmens. Nach diesem Etat wird das Betriebskapital bemessen, wird der Sperrfonds bestimmt; wenn es schief geht, wird zunächst die Bezahlung der Gagen verlangt und über Zusammenbruch und Tod des Direktors hinaus vom Eigenthümer und neuen Direktor verlangt, daß er das vorhandene Personal, und sei es einäugig und verkrüppelt, behalte. Dieses Handeln und Fordern kommt aus falscher Auffassung der Kontrolpflicht. Die Polizei soll im weitesten Umfang die Solidität des Theatergeschäftes untersuchen. Sie muß ein möglichst großes Betriebskapital verlangen und sich überzeugen, daß es vorhanden und bereit ist. Für unzulässig und unpraktisch dagegen halte ich das Verlangen der Hinterlegung eines Sperrfonds. Im Gesetz ist er nicht vorgesehen; da wird nur verlangt, daß der Direktor seine finanzielle Zuverlässigkeit erweise. Damit hat aber eine Kaution zur Sicherstellung von Gagen, die Bevorzugung eines Faktors im Bühnenbetriebe, nichts zu thun. Dieser Sperrfonds belästigt den Direktor, weil er ihn zwingt, ein größeres Kapital für die Dauer festzulegen, statt es dem Bühnenbetrieb zuzuführen, und hat noch keinen mittellosen Unternehmer von der beabsichtigten Gründung abgeschreckt. Das Aufbringen des Sperrfonds führt bei Leuten dieser Art höchstens zu unsolider Geldaufnahme und Gewinnbetheiligung. Mit welchem Recht aber wird die Uebernahme der Schauspieler von der nächsten Direktion verlangt? Wenn der Sperrfonds die Mitglieder schon für zwei Monate schützt und ihnen dadurch die Möglichkeit giebt, sich ein neues Engagement zu verschaffen: warum soll der neue Leiter dann noch die alten Verträge für ein Jahr halten? Mancher Direktor ist zusammen-

gebrochen, weil er schädliche Mitgliederverträge gemacht, weil er für Jahre hinaus unfähige Darsteller mit theuren Gagen verpflichtet hatte. Diese schlechten Spieler muß nun der Nachfolger, wenn er eine Konzession bekommen will, für ein Jahr weiterschleppen. Der Vorgänger hat vielleicht Herren und (namentlich) Damen, weil sie oder ihre Freunde sich mit Kapital an seinem Unternehmen betheiligten, mit hohem Gehalt engagirt. Diese unnützlichen und theuren Mitglieder muß der Nachfolger nun behalten: und durch solche Zahlungpflicht wird sein Etat so belastet, daß er brauchbare, seinen Repertoireplänen unentbehrliche Schauspieler nicht mehr anzustellen vermag. Dann hat er vom ersten Tag an die Lebensgefahr im Haus.

Was berechtigt gerade den deutschen Schauspieler vor allen Schauspielern der Welt und vor allen deutschen Arbeitern zu solchem Privilegium? Genügt denn die Thätigkeit der Bühnengenossenschaft nicht und spricht die Lebenshaltung unserer Schauspieler wirklich für die Nothwendigkeit solchen Schutzes? Wichtiger als der Schauspieler ist für das Theater der Schriftsteller. Der aber wird gar nicht geschützt. Der Direktor schließt die Verträge und zahlt keine Tantiemen. Kein Sperrfonds schützt den Mann, der sein Bestes hergab und einem Direktor und dessen Schauspielern Monate lang ein gutes Leben ermöglichte. Der Direktor bricht geschäftlich zusammen. Dann bildet sich die berühmte Gesellschaft mit beschränkter Haftung, die von nichts weiß und keine alten Verträge anerkennt. Die Schauspieler werden übernommen. Der Verleger und sein Autor sehen der ekelhaften Schiebung zu und gehen leer aus. Sie hatten auf die Aufführung bestimmt gerechnet, hatten andere Dispositionen vielleicht unterlassen; das Stück kommt, weils nicht aufgeführt wird, in Mißkredit. Doch kein polizeiliches Machtgebot schützt diese Menschen, unter denen doch nicht nur Millionäre, sondern auch arme Teufel sind, die Etwas können. Wenn die Polizei die Schauspieler schützt, so muß sie auch die Autoren schützen. Die sind des Schutzes mindestens eben so würdig.

Der dritte Uebelstand? Er entsteht durch die Art, wie die Presse sich mit dem Theater abfindet. Die Berichterstattung verflacht mehr und mehr. Ein Versenken in das Kunstwerk ist Ausnahme. Die Oberflächlichkeit, die das Werk eines begnadeten Dichters und eines geschäftigen Possenschreibers an der selben Stelle und mit der selben Ausführlichkeit behandelt, verdirbt den Geschmack des Publikums, das wie ein großes Kind zu leiten ist. Allzu oft muß auch gefragt werden, ob manche Kritiker, nach ihrer ganzen Stellung und ihren Beziehungen, ihrem Bildungsgrad und ihrer Erfahrung, die geeigneten Persönlichkeiten sind, um über Künstler zu Gericht zu sitzen. Auch davon muß einmal gesprochen werden. Denn nur rückhaltlose, unerschrockene Offenheit kann uns von dem traurigen Theaterelend befreien.

Dr. Max Epstein.

Die Wanderung.

Es war einmal eine junge und sehr schöne Prinzessin. Ihr Fuß war behend, ihr Athem herb, ihr Haar kühl, ihr Herz voll Muth, ihre Seele schlummernd und heiter. Wenn sie ritt, umfing sie den Leib des Pferdes mit den langen schlanken Beinen, denn sie hatte die Kleider der Knaben angethan und glich ihnen sehr. Warf sie sie ab und sprang nach der Hitze des Rittes in den kühlen See inmitten der Gärten, so meinten die schnellen Fische, bei ihnen schwimme ein Knabe, und nur die älteren und klügeren bemerkten die kleinen vorspringenden Brüste der Vierzehnjährigen, wie sie dem kargen Leibe erwuchsen. Reiten und Schwimmen: Das war ihre Lust. Schwamm sie zu lange hin und wieder, dann rief die Stimme der sorgsamen Hüterin durch die Gebüsche: „Violante!“ Und manchmal rief selbst die Königin, ihre Mutter, die nach ihr forschte und sie nicht fand, laut durch die Gärten: „Violante!“ Dann antwortete die klare Stimme der Prinzessin: „Ich suche Dich!“ Denn so war ihre Weise, Antwort zu geben.

Als Violante erwuchs und ihre Nächte nicht mehr eines Kindes waren, begann sie, zu träumen, und immer, wenn sie erwachte, fühlte sie, sie sei jünger als Jene, die sie im Traum gewesen. Mit dem Lachen der Frühe erzählte sie der Hüterin, was Verworrenes sie behalten, und breitete es vor ihr aus; wie die Kaufleute aus dem Osten die verschlungenen Muster ihrer Teppiche, wenn sie vor dem Thron der Königin erschienen.

Aber eines Morgens, da die Hüterin dem Bett nahte, der jungen Prinzessin die Chokolade zu reichen, geschah ein großes Unglück. Ein Schreck machte die Hüterin so sehr erbeben, daß brechend das Porzellan am Boden zerschellte; aber zugleich erscholl ihr Schrei. Schwarz ergoß sich die Chokolade über das weiße Linnen, aber zugleich fielen Violantes Thränen darauf. Denn Violante, erwachend, hatte die Welt des Traumes in ihrem Blicke bewahrt und Traum und Blick mochten wohl aufsteigen aus tiefen Gründen, so daß die Hüterin vor solchem Blick zu Tode erschrak. Die Prinzessin aber, auf der Schwelle jener anderen Welt, mit Klirren und Wirren vom Tage empfangen, verwirrt an Leib und an Seele, war zum ersten Mal in solche Thränen ausgebrochen, die keine Ursache haben und darum kein Ende.

„Was träumte Euch, schönste Prinzessin?“ rief da nach einer Weile stummen Schreckens die Hüterin.

„Ein wunderbarer Traum,“ sagte Violante sehr leise; „und ich zögere, ihn Dir zu erzählen; denn diesmal weiß ich ihn genau.“

„Nennt Ihr ihn wunderbar: o Prinzessin, was war es dann, das Euer Auge so tief beschattete und Euch zum Licht erwachen ließ, Welten fernen Dunkels im Blick? Warum weint Ihr, da Ihr so wunderbar geträumt?“

„Weint mein Auge?“ fragte die Jugendliche, indem sie sich auf den spitzen Ellbogen stützte und sann. Doch da sie sich lange nicht regte,

ward von Neuem die Hüterin besorgt und rief, wie um sie abermals zu wecken: „Violante!"

Da aber, beim Klang ihres Namens, sprang die Prinzessin auf, drängte sich nah an Jene und rief laut und fast drohend: „Wie nennst Du mich?"

„Violante! Wie anders sollt' ich Euch nennen?" Da riß sich plötzlich das Mädchen los, warf flüchtig Kleider über sich und nackten Fußes entsprang sie der zitternden und rufenden Hüterin.

Weit im Rücken lag ihr das Schloß, lagen die Gärten und die Ställe, die Eltern und die Diener, die Seen, die Pferde. Violante schritt durch Wälder, in denen sie ein Zauber vor den hundert jagenden, reitenden, laufenden Boten verbergen mochte, die der König, ihr Vater, in großer Bestürzung ausgesandt, sie zu suchen.

Als sie einer kahlen und harten Felswand gegenüberstand, legte sie die Hände hohl vor den Mund und rief: „Wie ist mein Name?" Aber das Echo gab nur leise zurück: „Name". Da rief sie aufs Neue und stärker: „Heiße ich Violante?" Aber das Echo gab nur leise zurück: „Violante". Da fiel sie auf die jungen und spitzen Knie und rief mit einer hellen und dennoch klagenden Stimme:

Der Du mich, die Träumende, gerufen
Mit dem Namen, der mich süßer dünkte
Als ein Pferd, das sprang, ein See, der blinkte,
Mild wie Schlaf, doch dröhnend wie von Hufen:
Ach, Du raubtest mit des Traumes Binde
Mir des Namens himmlisches Gedächtniß!
Sprich, wo such' ich Deines Traums Vermächtniß,
Daß ich meinen Namen wiederfinde?

Und indem die Knieende die Arme hob und bittend zum Himmel streckte, blieb sie eine Weile unbeweglich, als harrte sie eines Zeichens.

Da sprang ein Reh über den Pfad, von Osten gen Westen eilend, und rasch wie das flüchtige Thier sprang Violante auf und folgte dem Boten nach Westen, um den Namen wiederzufinden, der süßer war als ein Pferd und ein See, den Namen, mit dem sie die Stimme im Traum gerufen und der der Erwachenden entfallen war.

Noch war es klarer Vormittag; da traf Violante auf die Hütte eines Einsiedlers. Er war jung und bleich; in die Kutte gehüllt, saß er auf einem alten Stein, auf den Knien hielt er ein gelbes Buch, darin las er gesenkten Blickes. Als ihn das wandernde Mädchen gewahrte, sprang sie auf ihn zu, stand dicht vor ihm still, drückte das Buch herunter, faßte ihn bei den Schultern und rief: „Mönch, sprich, Mönch, sprich: wie ist mein Name?"

Der junge Mann, von solcher Schönheit aus stillen Gebeten gerissen, ward roth und bleich, wollte sie sacht mit den Händen entfernen, doch blieb er wie ein Getroffener unbeweglich, denn Hand und Arm gehorchten nicht mehr einem Willen, der nach wenigen Sekunden erlosch.

„Wie ist mein Name, Mönch?" rief Violante noch einmal, doch

leiser und mit einem Blick voll Trauer und voll Wollust nach dem Tode. Denn von einer Sekunde zur anderen glaubte sie es gewisser: er allein, zu dem sie das flüchtige Thier geleitet, der einsam saß und nicht einmal den Namen kannte, mit dem man sie vierzehn Jahre lang am hellen Tage gerufen, er mußte ihn kennen, den Namen des Traumes, der süßer war als ein Pferd und ein See.

„Heißest Du Ursula?“

„Nein,“ rief sie laut, besorgt, durch fremden Namens Klang die ferne Erinnerung völlig zu verlieren.

„Elisabetha?“

„Nein,“ rief sie wieder und drückte in Ungeduld seine Schultern, als könnte sie ihm das Zauberwort entpressen.

„Nun: Martha?“

„Nein!“

„Agnes? Theresa? Caecilie?“

„Nein, nein, nein!“ rief die Prinzessin und warf sich mit heftigem Weinen an seinen Hals.

Da der Mönch sie so in seinen Armen hielt, erwachte er zum ersten Mal. Er war ein Jüngling und verschmachtet, sie war ein Mädchen und lief ihm zu. „Vater, Sohn und alle Heiligen,“ betete eine letzte Pflicht in ihm. „Ein Wunder!“ erklang es gleich darauf laut in ihm. „Versuchung!“ flüsterte die Stimme der Lehre ersterbend. Dann trug er auf Armen, die ihm wunderbar erstarkten, das schöne Mädchen auf sein Lager.

„Was thust Du?“ rief Violante.

„Deinen Namen will ich ergründen,“ sprach der Erhitzte.

„Weißt Du ihn nicht von Ewigkeit, in Deinem Drängen wirst Du ihn nicht finden,“ sang Violantes Seele. Aber ihr Mund sprach nur noch leise: „Ach, was thust Du?“

„Deinen Namen, Deinen Namen muß ich suchen, Dein Geheimniß muß ich suchen, ans Licht Deinen Schatz oder ich will in Deinem Schatz versinken!“

Wie eine einzige unverhoffte Welle aus ruhendem Spiegel hatte sich der Jüngling aufgebäumt und über die Ertrinkende geworfen. Als seine Kutte Beide verhüllte, hörte Violante in weiter Ferne, einem verklingenden Hifthorn gleich, mit einem Mal die Stimme wieder, die im Traum ihren Namen gerufen; noch hörte sie, wie die Stimme begann, den nämlichen Namen zu formen: aber zu wild brauste über ihr Welle und Sturm und verschlang in den Wettern die ferne Stimme.

Nieder sank der Mönch. Sie aber erhob sich, bleich und bitter.

Es war um die Stunde des Mittags, denn auf dem braunen Scheitel der Wandernden spiegelte sich der Glanz des Gestirnes. Da traf Violante, die lief und lief, immer gen Westen, auf eine lachende Runde, die zechte und sang am Waldrand.

Die jungen und frohen Kumpane hatten das laufende Mädchen erblickt, blaß und springend, mit Augen, die suchten, und Gliedern, die

brachen. Sie traten ihm in den Weg und nahmen es beim Arm, hoben sein Kinn und riefen: „Jungfrau, wohin so schnell? Was suchst Du?“

„Meinen Namen,“ sagte Violante und sah sie an.

Da sprang ein gar großes Gelächter auf und Einer fragte: „Hast Du vergessen, wie man Dich taufte?“

Sie aber, unkundig, gab hastig zurück: „Wohl weiß ich, wie meine Mutter mich rief. Doch Jener, der im Traum mich rief, ließ einen anderen Namen mich erlauschen, und seit ich erwachte, kann ich ihn nimmer finden. Nun muß ich ihn suchen; nun muß ich ihn suchen.“

„Traumdeuterei ist uns fern!“ rief da Einer. „Doch hätt' ich Dich, reizende Jungfrau, zu nennen, ich nennte Dich Röslein!“

„Röslein!“ lachte der Chor.

Ein Zweiter rief: „Wunderhold!“

„Wunderhold!“ brauste der Chor.

Ein Dritter rief: „Braunlocke!“

„Rothmund!“ „Einfalt!“ „Spitzknie!“ „Zwillingbrüstlein!“ Es rief und rieth und lachte und immer dröhnte der Chor.

Da stand Violante, die wandernde Prinzessin ohne Schuh, roth übergossen, und rief mit Beben: „Laßt mich fort!“

Aber Einer nahm sie vertraulich beim Arm und führte sie seitwärts in die Gebüsche; und während die Anderen lachten und drohten, flüsterte er in ihr feines Ohr: „Jungfrau, ich will Dir den Namen nennen, komm mit mir, komm, ich find' ihn Dir aus! Du aber thu, wie ichs Dich heiße.“

Und da sie ihm forschend ins Auge sah, schaute ein guter und heller Blick sie an. Da vertraute und folgte sie ihm. Doch als er sich über sie warf wie der Mönch, war es zu spät, und als er sie an sich riß, schloß sie die Augen und hatte Acht auf die Stimme, und als er ihr nahte, erklang aus weiter Ferne, einem verklingenden Hifthorn gleich, die Stimme des Traumes und hub an, den Namen zu singen, der süßer war als ein Pferd und ein See, und um ihn endlich, endlich zu vernehmen, drängte sie den stürmenden Mann von ihrer Brust. Der aber schüttelte sie nur heftiger und nahm sie; und die Wellen verschlangen die Stimme des Traumes.

Dann sank er nieder. Sie aber erhob sich, bleich und bitter.

Die Schatten wuchsen, es wuchs ihre Müdigkeit. Als Violante weiter gewandert war, immer gen Westen, gelangte sie an den Fuß eines Hügels. Oben aber blinkte ein weißes Haus. Und als die Erschöpfte den Hügel erklommen, stand sie davor und sah eine goldene Pforte; schöne Säulen trugen das Dach. Da dachte die Prinzessin an das Schloß ihres Vaters; das war wohl prächtig und riesengroß, doch minder feierlich als dieses.

„Tritt ein!“ rief eine Stimme; und sie trat ein. „Was begehrst Du?“ fragte die Stimme; und im selben Augenblick trat ihr ein Mann entgegen, von edler Haltung, in schönem Gewand, mit Blicken, feurig und weise.

„Wasser!“ sagte Violante.

„Du bist schön,“ sagte der Herr des Hauses, „ich will Dir Wein reichen.“ Dann füllte er eine bleiche silberne Schale mit dunklem Wein und unsichtbare Genien, die über ihm schwebten, sangen ihm schmeichelnd ins Ohr: „Fülle, Prangender, fülle mit starkem Blute die Bleiche an!“

Sie aber vernahm ihn nicht, den Gesang, sie ergriff die Schale, bleich wie sie selbst, trank und röthete sich.

„Wer bist Du?“ sprach da der Herr des Hauses, „Du scheinst barfuß, eine Bettlerin und bittest um Wasser. Wein aber muß ich Dir reichen, denn Du dünkst mich eine Prinzessin, wie sie die Lieder preisen, und eine große Frage magst Du im Herzen hüten.“

„Wer verrieth Dir Das?“ sprach Violante und bebte.

„Mein Genius,“ erwiderte der Herr des Hauses und küßte ihre Stirn. „Komm und durchschreite die Gärten mit mir.“

Sie schritten durch ebene, klare und kühle Wege, Hand in Hand, die wandernde Prinzessin ohne Schuh und der schön gewandete Herr des Hauses. Steinbilder blickten aus dem Lorber, Cypressen aber schwiegen über den Steinbildern.

„Wer bist Du?“ fragte Violante leise.

„Ein Dichter,“ erwiderte der Freund.

„Bist Du ein Dichter,“ rief da Violante und legte ihre zweite Hand auf seinen Arm, „und gab Dein Genius Dir ein, zu ahnen, wer ich sei: nun, so sprich und erlöse mich von aller Ungeduld und allem Zweifel der Seele. O, rufe Deinen Genius und sprich: Wie ist mein Name?“

„Dein Name?“

„In dieser Nacht,“ fuhr Violante fort (und ihre Stimme schien dem Geheimniß nachzuhauchen) „rief mich im Traum eine Stimme mit einem Namen, der süßer war als ein Pferd und ein See. Nenne, o nenne mir den Namen des Traumes!“

Da blickte der Dichter lange auf die Prinzessin. Dann sagte er mit dunklem Ton:

> Du bist nicht Jungfrau mehr. An Deine Küsten
> will ich mit stummem Muth getrieben werden
> und so, entrückt dem Genius der Erden,
> im Wahne fiebernd zwischen Licht und Lüsten,
> wenn anders mir die Götter Gnade reichen,
> erstammle ich Deines tiefsten Wesens Zeichen!

Und sie folgte ihm in ein purpurnes Gemach. Der Dichter senkte sich über sie, wie die Nacht sich über die Hymnen der Dichter senkt, sie aber ließ es willig geschehen.

Denn wieder lauschte sie auf jenen Ton und wieder nahte, einem verklingenden Hifthorn gleich, von fern die Stimme des Traumes. Mächtiger aber brauste des Mannes Gewalt über ihr und mit Entsetzen fühlte sie den Augenblick nahen, in dem jener Name leise ertönen, zum dritten Mal aber überdröhnt werden könnte.

Verwandelt war die feierliche Schönheit des Dichters, seine Locken brandeten, sein Mund bebte, ein Bündel Blitze stob aus ihm, und als die ferne Stimme eben anhub, aufs Neue den Namen zu formen, da rief der Dichter plötzlich, indem er sich schüttelte, laut, steil und kriegerisch: „Violante!“

Dann sank er nieder. Sie aber erhob sich, bleich und bebend.

Nun war es Abend. Röthlich sank die Welt dem Schlummer zu. Violante ging, ermüdet und gelassen, athmend und ohne Gedanken durch einen Weinberg. Mit flacher Hand strich sie über breite hellgrüne Blätter und träumte von den Gefilden der Schatten. Blau und schwer hingen die Trauben von den stützenden Stämmen nieder; sie aber sah die Trauben nicht.

Da trat auf ihrem Weg plötzlich ein wunderbarer Mann auf, als wäre er aus der Erde getaucht. Sein langer Mantel war dunkelblau wie die Trauben, sein bleiches Antlitz kühn und weise. Er hatte keine Jahre. In den Händen trug er nichts, aber am linken Arm hing ihm ein geflochtener Korb, von Trauben voll, und zuweilen brach er mit der Rechten noch eine Traube und legte sie zu den anderen.

Violante schauerte; wie in Ehrfurcht sprach sie, als sie einander trafen, ganz leise: „Guten Abend!“

„Guten Abend!“ sagte die Erscheinung, aber im selben Augenblick war die Wanderin auf die Knie gesunken und rief: „Herr meines Traumes, Deine Stimme kenne ich wieder. Noch einmal, o noch einmal den süßen Namen nenne mir, sprich ihn aus, Herr meines Traumes!“

Da blickte er sie an mit langem Sinnen. Dann brach er eine dunkelblaue Traube; die reichte er ihr stumm.

Sie aber pflückte, den Blick auf ihn gerichtet, langsam eine große Beere, führte sie an den Mund und trank ihren Saft.

Ein Lächeln wie von Genien zog über ihr Antlitz, das älter schien und reifer als zuvor: denn nun, beim Saft der dunkelblauen Traube, vernahm sie den Namen wieder, des Traumes Namen, um den sie gewandert war. Und sie antwortete, wie ehedem, wenn sie vom Schloß gerufen ward, doch leiser und mit einem süßen Ton: „Ich suche Dich.“

Dann sank die Prinzessin dem Tod zu Füßen.

Halensee. Emil Ludwig.

Zeus, um die Mitte zu finden vom Erdkreis, den er beherrschte,
Wußte den sinnigsten Rath; kindliche Dichtung erzählts:
Adler, ein Paar, von Morgen den einen, den andern von Abend,
Ließ er fliegen, zugleich, gegen einander gekehrt.
Wo sie alsdann, gleichmäßiger Kraft mit den Fittichen strebend,
Trafen zusammen, da fand, was er verlangte, der Gott.
So, wo die Weisheit sich und die Schönheit werden begegnen,
Stellet den Dreifuß keck, bauet den Tempel nur auf! (Mörike.)

Der verschlossene Garten.

I.

Das Thor des alten Gartens steht verschlossen,
Verschlossen seit wie lang? Wer mag es sagen?
Die Jahre sind darüber hingeflossen
Mit ihrem Strom von trüb und dunklen Tagen.

Auch Sonnenschein ist drüberhin gegangen,
Doch ist er kaum durchs Blätterdach gedrungen,
Denn auf dem Grund vom Bambusgang, dem langen,
Stehn Blumen wirr verwildert und verschlungen.

II.

Dort auf dem Rasen Hyazinthenkissen,
Des Frühlings erstes duftiges Geschenk,
Und auf die Gräser nicken die Narzissen,
Dicht an des Epheu schattendem Gehäng.

Am Eingang zwei Cypressen schlank und grade
Bewachen diese totenstille Welt,
Und schläfrig von der steinernen Estrade
Ein Brunnen in sein Muschelbecken fällt.

III.

Und durch den Lorber tief im Grunde blaut
Das Meer im Flimmer seiner sammtnen Wellen,
Die an dem Fels mit seltsam fremdem Laut
Seit Ewigkeiten schäumen und zerschellen.

Es sprüht der Gischt hinauf die steile Wand,
Um sinkend, fallend, ebbend zu verrinnen,
Und knirschend rollt er Steine auf den Strand —
Ein mühevolles, fruchtloses Beginnen.

IV.

Der Garten steht in seinem Märchentraum,
Als wüßt' er nicht, wovon die Wellen rauschen,
Und nur die Blüthen vom Magnolienbaum
Grüße mit ihrem Heimathwinde tauschen.

Im Abendspiegel goldig ruht das Meer,
Die letzte Welle ist am Fels verronnen;
Der Garten hat sich weich und düfteschwer
In seine Stille wieder eingesponnen.

V.

Einst schritt die Sehnsucht hier auf hellen Wegen,
Den Blick hinaus weit auf das Meer gewandt;
Dem goldnen Süden träumte sie entgegen
Und nach der Sonne streckte sie die Hand.

Und abends sieht sie von dem Felsenhange,
Wie rings das Meer im Purpurglanz zerfließt,
Und bei der Fischer fernem Klaggesange
Sich ihre Hand im Schoße betend schließt.

VI.

Dann ist die Liebe durch den Park gegangen,
Das Antlitz blühend wie ein Frühlingstag;
Die Hände nach den schönsten Rosen langen
Und strahlend ihr das Meer zu Füßen lag.

Und durch die Büsche klangen süße Worte —
Auf jungem Haupt der Maienblüthenkranz —
Ein Jubeln überall — die offne Pforte
Stand feierlich in Licht und Sonnenglanz.

VII.

Dann kam das Glück mit leisen, leisen Schritten,
Im Silberkleid, die Rose überm Ohr;
Und wo der Fuß im Gras dahingeglitten,
Da brechen Blumen tausendfach hervor.

Von Apfelblüthen stäubt der weiße Regen
Und auf den Wegen bebt die Sonnenluft;
Der Garten strahlt dem Himmelslicht entgegen
In Gluth und Glanz und Frühlingsmorgenduft.

VIII.

Der Garten lag in lichtem Sonnenfrieden
(Wer weiß es noch, wie manche Jahre lang?)
Und jeder Abend schenkt den selig Müden
Segnend des Tages letzten Feierklang.

Und kleine Füße trippelten im Garten,
Ein weißes Kleidchen und ein Lockenhaupt,
Und Kinderhände können kaum erwarten,
Bis sie vom Baum die erste Frucht geraubt.

IX.

Dann schritt die Trauer durch die dunklen Gänge
Mit langsam schwerem, leer verlornem Blick;
Längst sind verhallt die Feierglockenklänge,
Nur kalter Marmor weiß noch von dem Glück.

Und durch den Garten rauscht ein udmpfes Schweigen,
Es ist, als gingen alle Blumen ein;
Und trübe tropft der Regen von den Zweigen
Und müd ins müde, graue Meer hinein.

X.

Dann kam ein fremder Gast. Mit dumpfen Schritten
Schlurft er daher durchs herbstlich rothe Laub;
Es hat sein Fuß nichts Blühendes gelitten,
Sein Blick ist Grauen und sein Athem Staub.

Er hauchte Blindheit auf die hellen Räume
Und warf die Läden einzeln klirrend zu.
Er schloß das Thor . . . Und alle Blumenträume
Deckt nun für immer grabesstille Ruh.

XI.

Geliebte; siehst Du dort die Sense stehen,
Das Zeichen, das der Fremde ließ zurück?
Gieb mir die Hand und laß uns Beide gehen
Zurück ins Leben und in unser Glück.

Der Garten rauscht geheimnißvoll und trübe
Aus seiner Stille dumpfe Grüße her . . .
Komm! Unsre Segel golden schwellt die Liebe
Und uns zu Füßen glänzt das blaue Meer.

Hamburg. Theodor Suse.

Selbstanzeigen.

Neue Gedichte. Verlag von Georg Müller in München.

Wer bist Du?

Du Wesen, das sich stets in neue Schleier hüllt
und aus sich selber schattenhaft verdunkelt,
dem eignen Dunkel dann wie Licht entquillt
und hüllenlösend auf sich niederfunkelt;

das noch als Wolke Trauer hingebreitet
und schon, vom Graugeweb verborgen dicht,
sich wandelnd als Traum-Freude weiterschreitet —
wer bist Du, Schmerz-um-Lust, Dunkel-um-Licht?

Sonnenfinsterniß im Frühling.

Die Sonnensichel schwebt in grauem Raum.
Die Luft ist dämmerstill. Ein Tagermatten
senkt seine Schleier um den Himmelssaum.
Fahl, wie im Mondlicht, steht der Blüthenbaum.
Halbsonnen schimmern in den Blätterschatten.

Herbstabend.

Herbstlicher Dämmerungwald, der feuchtschwarz starrt.
Ein Weg voll Moderlaub. Und ringsum Höhn,
die dunstverschwommen durch die Stämme sehn.
Raumrunde, die das Ohr mit Lauten narrt.

In das Erdgrauen, das des Schlummers harrt,
läuten die Thäler Nacht. Die Schritte gehn
verschwundenen Weg. Kaum Wipfel sind zu sehn.
Still. Stille wird zu dunkler Gegenwart.

Begegnung.

Stocktastend kam den Weg, den ich schritt,
an der Mauer ein Blinder mir entgegen,
stand auf dem Pflaster und lauschte dem Tritt,
der neben ihm mit harten Schlägen,
ein Bündel Laute, vorüberglitt.

Der Mann tappte weiter die sonnige Wand
und wußte, daß Jemand rückschauend stand
— denn jetzt wars still, er hörte nichts:
es schwieg auf dem Stein des Trittes Geklopf.
Mißtrauisch spähte sein Hinterkopf
statt des erloschenen Gesichts.

Die Dämmerung.

Zwischen den Dächern dunkelt das Blau
über Firste, Dachrinnen, Essen
windstill hin. Vom Licht schon vergessen
ist der Gasse steinernes Grau.

Doch in Thordunkel stehn helle Frauen,
Frauen lehnen aus Fenstertiefe heraus.
Heimkehrende bringen das Ergrauen
des Landes. Da schwinden sie Haus für Haus.

Vierzeiler.

Seinen Weg geht jeder Tag,
jeden mußt Du neu beginnen.
Immer läßt die Nacht zerrinnen,
was geschaffen vor Dir lag.

Was Du Dir ganz errungen hast,
sinkt aus der Hand als schwere Erdenlast.
Es schwebt nicht mehr traumleicht vor Deinem Blick.
Irden wurd' es — und fällt der Erde zurück.

Was uns bleibt? Der Traum von Stunden,
die ein ganzes Leben waren,
und das Werk von schweren Jahren,
die wie eine Nacht entschwunden.

Zeitlose Ewigkeit war einst Dein Traum.
Längst wurdest Du Zeit und wanderst durch den Raum.
Du weißt, Dein Weg ist nur ein kurzes Stück,
Dein Ziel der Abend. Doch Dein Schritt ist Glück.

München. Wilhelm von Scholz.

Die Geschlechtswaffen in der Liebe und in der Moral. Ernst Hofmann & Co. in Berlin.

Mein Buch ist eine Kampfschrift. Der Verfolgungsucht der Geschlechtsmoralisten setzt mein Buch die Forderung nach mehr Aesthetik entgegen. Die möglichst allgemeine Bethätigung einer ästhetischen Sexualethik wird in meinem Buch als Kulturglück gewürdigt. Ich erkläre dort die rein animalische Liebeauswahl für überwindlich, sobald das ästhetisch bewußt Erworbene in ihm unbewußt weiterwirkt. Mein Buch schildert den Lebenswerth ästhetischer Selbsterziehung, die veredelte Phantasiekraft des Geistes und der Sinne, die den idealen Schönheitrausch der Liebe erzeugt. Ich versuche die Beweisführung, daß es mehr schönfühlende Männer giebt als ihnen ebenbürtige Frauen, daß

noch zu vielen Frauen die ästhetische Wahrnehmung fehlt, die Gefühlsempfängniß für die innere Form eines Menschen anderen Geschlechts, für das geistig und sinnlich Verfeinerte an ihm. Ich sehe darin eine Folge der Jahrtausende alten sozialen und psychischen Unterthänigkeit der Frau. Das mangelnde Verständniß des Weibes, daß die Liebe auch ein ästhetisches Erlebniß sein kann, gilt mir als ein Hauptunterschied zwischen weiblicher und männlicher Liebe. In systematischer Untersuchung behandle ich die Seelen- und Körperprobleme der Erotik und ihre Beurtheilung durch die herrschende Moral, auch in der Literatur. Mein Buch ist eine scharfe Abwehr der übersittlichten Zuchtmeister echter Literatur, der Scheinheiligkeit in jeder Gestalt. Meine Kritik geht von dem Standpunkt aus, daß in unserer Epoche naturwissenschaftlicher Erkenntniß die Geschlechtsliebe als eine Seligkeit des Selbstgefühls wohl anerkannt werden darf, als das angeborene Menschenrecht jeder gesunden Natur aus Fleisch und Blut. Welche gesellschaftlichen Hindernisse einer allgemeinen Veredlung der Geschlechtswahl noch entgegenstehen, wird von mir ausführlich dargelegt. So lange in zahlreichen Menschen der ästhetische Wille noch beschränkt ist, wird in ihnen das Geschlechtsthier stärker sein müssen als ihre feinere Menschlichkeit und so lange bleiben Dirnenhäuser das kontrolirbarste Uebel; für ihre humanste Einrichtung habe ich praktische Vorschläge gemacht. Mein Buch möchte dazu beitragen, daß das Seelenelend eines verhäßlichten und verkümmerten Geschlechtslebens in nicht zu ferner Zeit gemildert sein wird. **Georg Keben.**

Edelinge. Drei Novellen. Gideon Karl Sarasin in Leipzig.

Mein Verleger hätte meine Kinder am Liebsten umgetauft und wenigstens aus der längsten der Novellen gern einen Roman gemacht. Er behauptete nämlich, nur das „Ave Maria“ sei im engeren Sinn eine Novelle, ein Geschehniß oder Erlebniß. „Adel“, die dritte des Bandes, umfasse die Tragoedie eines ganzen Frauen- und Lebensschicksals; und vollends die erste, „Auf Moorgrund“, die am Tiefsten schürfe, gehe nach Stoff, Form und Umfang weit über den Rahmen der Novelle hinaus. Ich bin anderer Ansicht. Jeder Dichter gießt an Leben und Weltempfinden in die Form, was er als inneres Gut bei sich hat und abgeben kann, und wenn die überlieferte Form für die Quantität und Qualität des Stoffes zu schwach oder zu eng ist, dann sprengt, dann weitet er sie und baut sich eine neue mit der Kraft und dem Recht des Schaffenden. Ich hätte das innere Wesen der Novellen vielleicht noch durch das Beiwort „heroische“ kennzeichnen können. Aber mein Gefühl war dagegen, das Menschenthum, das mir nur schöne Natur und geistige Gesundheit und Kraft ist, durch die Marke „heldenmüthig“ anzupreisen und auf einen Sockel zu stellen.

Wandsbeck. **Paul Schulze-Berghof.**

Balkan.

An die ersten Oktobertage wird man in der berliner City noch lange zurückdenken. Der berühmte Börsencynismus, der sich aller Sorgen in einem Witz entledigt, war schon beim ersten Kriegsalarm weggeblasen. Als die Mobilisirung des Balkans gemeldet wurde, griff eisiger Schrecken den Helden der Burgstraße ans Gebein: sie rissen sich die Engagements vom Leibe, um die arme Seele zu retten. Auch das Publikum verkaufte in blinder Hast. Ob die Banken die Gelegenheit benutzten, nicht ganz taktfeste Kunden abzuschütteln, war nicht festzustellen. Daß Bergwerk- und Schiffahrtaktien ärger litten als Balkanpapiere, zeigt, wie verrückt Alles war. Die HAL-Aktie verlor am ersten Tag 13 Prozent. Dabei sind die Chancen des überseeischen Verkehrs besser denn je; und ein Balkankrieg würde sie nicht verringern. Gelsenkirchen fiel um 16 Prozent: als ob die deutsche Bergwerkindustrie Schaden hätte, wenn Türken, Bulgaren, Serben sich blutige Köpfe holen. Die berliner Börse hat seit 1909 Hausse; der Umsatzstempel brachte 1909: 19¾ (nach 10¾), 1910: 22¾, 1911: 24¾, 1912 bis Ende August: 16,40 (gegen 16¾) Millionen. War die Herrlichkeit aus Pappe? Zuerst konnte mans glauben; bis die guten Geister wiederkehrten und nach dem Schlachtfest der neue Auftrieb begann. Daß der schwärzeste Tag auf den ersten Oktober fiel, war ein besonderes Pech. Die Ultimoengagements waren erledigt; neue Kauforders lagen noch nicht vor. Der Strom der zu verkaufenden Papiere ergoß sich also, durch keinen Damm gehalten, auf den Markt. Nun hieß es: „Das Fehlen einer Contremine war schuld an dem Kladderadatsch“. Aber gab es im Bereich einer tief wurzelnden Haussestimmung Möglichkeiten für Baissespieler? Sie fehlten, weil kein Raum für sie war. Als der Terminhandel verboten war, hieß es, man müsse ihn wiederherstellen, weil die Kurse sich nicht ausgleichen könnten, wenn das Gegengewicht der Contremine fehle. Nun lebt der Ultimoverkehr wieder; aber die Baissiers striken noch immer. Am Tag vor der Deroute hatte ein ziemlich stark engagirter Spekulant sich „glatt gestellt“. Als man ihm am nächsten Tag, der ihm, wäre er noch engagirt gewesen, beträchtliche Verluste gebracht hätte, zu der klugen Vorsorge gratulirte, rief er empört: „Wenn ich gefixt hätte, wäre heute ein Vermögen verdient! Ihr gratulirt?“

Die Hohe Finanz griff nicht in den ersten Wirrwarr ein. Durfte mans ihr verübeln? Nach den pädagogischen Versuchen, denen sie seit Monaten ausgesetzt ist, mußte sie ruhig zusehen, wie das schönste Agio zum Teufel ging. Liquidität ist die Hauptsache. Und in Kriegszeiten ist bares Geld das einzig Wahre. Die Banken hielten sich streng an das Dogma von den Barreserven, als sie ihre Effektenportefeuilles nicht zum Asyl für Obdachlose machten. Die berühmten Zwischenbilanzen stehen im Zeichen schwindender Liquidität. Die letzten Abschlüsse zeigten wieder eine Verschlechterung des Verhältnisses zwischen realisirbaren Werthen und Verbindlichkeiten; und der Kredit, den das Bör-

sengeschäft beanspruchte, hatte noch immer 1044 Millionen (bei acht berliner Banken) festgelegt. Die Bankherrscher können ihr Geld in kurzfristigen Geschäften zu guten Zinsen verwerthen; und die Effekten sind um so reizvoller, je niedriger ihr Kurs ist. Dann kauft man, bei Gelegenheit, billig ein und setzt später zu hohen Preisen wieder ab. Daß die Reichsbank ohne Diskonterhöhung über den Quartalswechsel gleiten konnte, wurde als Symptom strafferer Organisation im Kreditbezirk angesehen. Die Börse kam bald wieder zur Besinnung. Aber sie hatte ihr schlechtes Gewissen verrathen. Sind die Haussepositionen stark genug, um einer neuen Springfluth Stand zu halten? Jetzt ist natürlich eine Contremine gelegt worden. Die politische Krisis wird nicht so bald aus der Rechnung verschwinden und giebt den Baissiers einen Boden, auf dem sie stehen können. Zu bedenken ist ferner die unbesiegbare Vorliebe des Publikums für die Aktie. Kein gutes deutsches Anlagepapier hat aus dem ersten Sturz der Dividendenträger Nutzen gezogen. Die dreiprozentige Reichsanleihe senkte sich auf 78½ Prozent und blieb da, während Türken, Bulgaren, Serben sich erholten. Vierprozentige deutsche Hypothekenpfandbriefe: 96,10! Da die ersten Banken täglich kündbares Geld mit 3 Prozent verzinsen, so läßt man, was aus Verkäufen erzielt wurde, bar liegen; deutsche Renten will man nicht. Lieber Vogtländische Maschinenfabrik. Diese Aktie hatte einen höchsten Gipfel von 890 Prozent erreicht. Man rechnete auf eine beträchtliche Erhöhung der Dividende. Aber es kam anders: die Dividende bleibt, wie sie war (30 Prozent). Enttäuschung. Der Kurs purzelte in die Tiefe; und die Aktie hatte in wenigen Tagen 100 Prozent (1000 Mark, also ihren Nominalwerth) eingebüßt. Auf 630 stand sie noch immer in einem Mißverhältniß zur Dividende, die eine Rente von nur 4¾ Prozent gewährt. Aber der Kurs kletterte wieder in die Höhe und hatte bald vom Verlust fast 40 Prozent wiedergewonnen. Das geschah mitten im Kriegslärm; während deutsche Renten fielen.

Wenn die Balkanländer Krieg führen, ist das Geld nicht Chimaere. Die Türkei, Bulgarien, Serbien, Griechenland sind (durch ihre Anleihen) Schuldner der europäischen Großmächte. Das Schicksal der Zinscoupons ist also für den ganzen Erdkreis wichtig. Im Osmanenreich regirt die Administration de la Dette Publique Ottomane, der durch das Muharremdekret bestimmte Einkünfte für den Schuldendienst verpfändet sind. Gefährdet wäre sie nur, wenn die Türkei von der Landkarte Europas verschwände; und selbst dann müßten die Nachfolger wohl das Erbe der Dette Publique übernehmen. Die reformirte Türkei wollte, in ihrem stolzen Selbstbewußtsein, keine Finanzkontrole. Die Zollanleihe des Jahres 1911, die 11 Millionen türkische Pfund betrug und von der etwa 10 Millionen an die Türkei ausgezahlt worden sind, verkündete den Sieg des jungtürkischen Stolzes über die Geschichte. Die französische Osmanenbank war abgesetzt worden. Freilich nur auf Zeit. Durch den Krieg gegen Italien kam sie wieder zu Ehren. Sie gab einen Vorschuß von 4 Millionen Pfund und erklärte sich (im Mai

1912) zur Uebernahme einer Anleihe von 10 Millionen bereit. Und im Herbst sollte eine Summe von 5 Millionen Pfund zur Bestreitung der „Staatsnothwendigkeiten“ aufgebracht werden.

Der erste Staat, von dem man nach der Mobilmachung hörte, er habe sich nach Geld umgesehen, war Bulgarien. Das neue Königreich, dem der kluge Enkel Louis Philippes einen fühlbaren Elan gegeben hat. Das Werk sollte durch die Konvertirung der alten sechsprozentigen Bulgaren gekrönt werden, die wie ein störender Schatten in den Lichtkreis der neuen Zeit hineinfallen. Die Mittel sollte eine Anleihe von 180 Millionen Francs liefern, für die deutsche, französische, österreiche und englische Banken sich interessirten. Was aus diesem schönen Plan werden wird, ist die Frage. Ein Vorschuß von 25 Millionen wurde vor der Krisis noch erreicht. Weitere Versuche blieben erfolglos. In Paris wurde die bulgarische Regirung abgewiesen; und das Gerücht, daß die Russische Staatsbank der Bulgarischen Nationalbank einen Kredit von 25 Millionen Francs eröffnet habe, wurde schleunig dementirt. Eine internationale Finanzkontrole giebt es in Bulgarien nicht. Die Auslandanleihen der letzten Jahre sind nicht leicht erlangt worden. Für eine 4½prozentige Anleihe von 100 Millionen Francs (1909) verweigerte die französische Regirung die Cote in Paris, weil keine Spezialsicherheit gestellt war. Die Anleihe sollte dann in Deutschland eingeführt werden, stieß aber auch hier auf den Widerstand der Regirung. Erst im November 1911 wurde die Zulassung an die hamburger Börse genehmigt. Spät kam sie; doch sie kam.

In Serbien wird, seit 1895, der Dienst der auswärtigen Schuld durch die Autonome Monopol-Verwaltung kontrolirt. Bevor es zu dieser Einrichtung kam, mußten die Besitzer serbischer Staatspapiere eine Zwangskonversion hinnehmen. Die Monopolverwaltung ist nicht eine Instanz zu internationaler Aufsicht; ihre meisten Mitglieder sind Serben. Trotzdem haben Serbiens Finanzen uns seit 1895 keine Sensationen mehr geboten. Wie es im Krieg würde, weiß man nicht. Die Berliner Handelsgesellschaft, der Doyen für die serbischen Anleihegeschäfte, erklärte, daß weder in Serbien noch in einem der anderen Balkanstaaten der Coupon bedroht sei. Die letzte große serbische Auslandsemission betraf die 4½prozentige steuerfreie Goldanleihe von 1909 im Betrag von 150 Millionen Francs. Davon entfielen 37½ Millionen auf Deutschland. Aus dieser Anleihe bestehen noch ansehnliche Guthaben. Die Franzosen waren lange ungemein stolz darauf, daß sie deutsche Finanzinstitute aus dem Besitz von Balkanpapieren gedrängt haben. Ein kluger Leiter des berliner Auswärtigen Amtes hätte ihnen die Freude an diesem Besitz jetzt tüchtig versalzen.

Der schwächste unter den Bundesgenossen ist das Königreich der Hellenen (Montenegro zählt nicht mit, weil es keine geregelte Finanzwirthschaft hat), das Land der Staatsbankerote. Unerreicht ist Hellas als Sieger über die Gläubiger. Eine Rekordleistung war das Abschlachten der Zinscoupons auswärtiger Anleihen im Jahr 1893. Da-

mals wurden 70 Prozent vom Werth des Zinsscheines einfach gestrichen; und so ists im Wesentlichen geblieben. Seit dem Krieg gegen die Türkei (1898) herrscht eine internationale Kontrole, der gelungen ist, die Quote der Zinsen etwas zu erhöhen. Aber die Folgen der alten Schande sind noch immer sichtbar. Die Gläubiger Griechenlands können nur hoffen, daß ein günstiger Stern ihnen die Millionen wiederbringt, die sie verloren. Der Krieg ist keine Chance. 4940 Millionen Francs betragen die Staatsschulden des Osmanenreiches und seiner drei Hauptgegner; und die Summe der jährlichen Zinsen umfaßt 200 Millionen Francs. Was wird der Krieg davon vernichten?

Der Werth des deutschen Außenhandels mit dem Balkan betrug 1911 etwa 420 Millionen Mark; vom Gesammtumsatz, der auf 19000 Millionen gestiegen ist, nur 2¼ Prozent. Allzu beträchtlich ist also der Antheil des Handels nicht, der unter direktem Einfluß des Konfliktes steht. Rechnet man die Summe ab, die auf Rumänien entfällt, so bleiben nur 220 Millionen übrig. Das Moldaukönigreich ist der wichtigste und zahlungfähigste Kontrahent Deutschlands auf dem Balkan. Wie weit der Waarenaustausch zwischen diesen beiden Partnern beeinträchtigt wird, läßt sich noch nicht voraussehen. Die Ausfuhr der Balkanländer umfaßt hauptsächlich landwirthschaftliche Produkte, während Deutschland Maschinen, Metall- und Textilwaaren, Chemikalien, Waffen, Munition einführt. Daß der Getreidehandel, für den der rumänische Weizen und der russische Roggen von Bedeutung ist, durch kriegerische Verwickelungen gestört würde, ist sicher. Die Sperrung der Dardanellen während des Tripoliskrieges hat sich stärker fühlbar gemacht, als die kurze Dauer des Hindernisses vermuthen ließ. In den Handelsbilanzen der Balkanländer werden, durch die Verringerung des Waarenaustausches zwischen den Staaten, natürlich auch Veränderungen entstehen, die auf die Zahlungbilanz zurückwirken. Das läßt sich nicht durch ein einfaches Rechenexempel darstellen; denn das Maß der Vernichtung hängt von der Dauer des Krieges ab. Die Größe der wirthschaftlichen Werthe ist immerhin eine Bürgschaft gegen internationale Konflikte. Man setzt die Leistung einer ganzen geschäftlichen Epoche nicht leicht aufs Spiel. Wer aber damit rechnet, daß sich für die Störung des Handels auf den Balkanmärkten ein Ausgleich in beträchtlichen Bestellungen von Kriegs- und Eisenbahnmaterial bieten wird, muß überzeugt sein, daß diese Waaren auch bezahlt werden. Wie es damit gehen könnte, zeigt das Moratorium in Bulgarien; für drei Monate sind alle Zahlungverpflichtungen aufgehoben. Die Banken haben ihre Schalter geschlossen; und die fremden Kaufleute mögen zusehen, wie sie zu ihrem Geld kommen. C'est la guerre!

Die berliner Großbanken beurtheilen die wirthschaftlichen Folgen eines Balkankrieges nicht pessimistisch. Sie glauben, daß die „Konjunktur“ Alles besiegen werde. Als die Börse ihre gute Laune wiedergefunden hatte, machte sie den Witz: „Man wird einige Vorschüsse wechseln und dann wird Alles in Akkorden ausklingen“. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 26. Oktober 1912.

Unser auswärtiger Dienst.*)

Parlament, Presse und Publikum gefallen sich seit einiger Zeit in heftigem Tadel unserer internationalen Vertretungen. Man macht sie für unsere vielen Mißerfolge haftbar und übersieht dabei, daß ein Diplomat nur ein ausführendes Organ ist, der den aus der Centrale kommenden Befehlen unweigerlich nachzukommen hat. Wer leitet denn unsere äußere Politik?

In Preußen=Deutschland hat sich nach altem Herkommen der Träger der Krone großen Einfluß auf die auswärtigen Dinge zu sichern gewußt. Wir sehen hier also das Ideal der Lehre vom persönlichen Regiment verwirklicht. Darf man sich dieses Zustandes freuen? Der Krone muß zweifellos die letzte Entscheidung in allen wichtigen auswärtigen Fragen, in rein politischen und den jetzt nicht minder wichtigen handelspolitischen, vorbehalten bleiben. Diese Ingerenz der Krone darf aber nicht in das Detail gehen, wie es zum Schaden der Interessen des Landes und der Allerhöchsten Person bei uns zu sehen ist. Der Träger der Krone kann nicht Fachmann sein; auch für ihn hat der Tag nur eine bestimmte Arbeitstundenzahl. Bei dem beständigen Aufenthaltswechsel, den der Monarch liebt, bei seiner steten Beanspruchung durch Repräsentation, militärische Dinge, Vergnügungen (wozu dann noch regelmäßige, lange Wochen dauernde Reisen ins Ausland kommen), ist eingehendes Studium der fast immer sehr verwickelten auswärtigen Verhältnisse überhaupt

*) Von einem im Ausland lebenden Deutschen, dessen Beobachtung (aus, wie der Leser bald merken wird, mild blickendem Auge) in den heute mehr als je nothwendigen Rath mündet, für Mißgriffe nicht stets die Außenposten, sondern zunächst die berliner Centralleitung, von der die Instruktion kommt, verantwortlich zu machen.

nicht möglich. Für die durch die räumliche Trennung verhinderte Fühlung mit Kanzler und Staatssekretär des Aeußern bieten die diplomatischen Reisebegleiter, höhere Aktuare, keinen Ersatz. Leichter erscheint die Entscheidung in Personalfragen; scheint, sagen wir: denn auch hier gehört eine Vertiefung in Einzelheiten zur richtigen Beurtheilung des Einzelnen. Auch dazu fehlt materiell die Zeit; weil die Entscheidungen aber trotzdem (und oft nach ganz einseitiger Information) erfolgen, so sehen wir auch in personalibus meist Mißgriffe. Dem Gang unserer auswärtigen Politik fehlt die nöthige Stetigkeit und Folgerichtigkeit; er ist überreich an schädlichen Plötzlichkeiten.

Wer, wie der Schreiber dieser Zeilen, persönliches Regiment und den Glauben an besondere göttliche Erleuchtung heute nicht für zeitgemäß hält, muß die Verantwortlichkeit da suchen, wo sie zu finden ist: beim Reichskanzler. Unbillig wäre es, von Bismarcks Nachfolger das Genie Bismarcks zu verlangen, das in der auswärtigen Politik seine höchsten Triumphe feierte. In das von dem Schöpfer des Reiches gesammelte Kapital an Ansehen und Vertrauen legte die Aera Caprivi sofort eine große Bresche. Der alte kluge Staatsmann, der des Generals Erbschaft übernahm, flickte Manches wieder aus und erwarb sich gerade in internationalen Dingen mehr Verdienste, als die Menge glaubt. Der rasche Niedergang begann erst unter Hohenlohes geistreichem, aber allzu leicht schwankendem Nachfolger. Ihm gelang es, Jahre lang Hof, Parlament und Oeffentliche Meinung über die wirkliche Lage der Dinge hinwegzutäuschen. Die unter Bülow ausgestreute Saat kommt jetzt zur Reife. Jedenfalls müssen dem fünften Kanzler und seinem Staatssekretär für Auswärtiges, als Erben sine beneficio inventarii, mildernde Umstände zugebilligt werden, zumal (allerdings nicht ohne Schuld des energielosen Kanzlers) die zuvor geschilderten Eingriffe einer unverantwortlichen Stelle in alter Schädlichkeit fortdauern.

Der Träger des höchsten Reichsamtes ist in der alltäglichen Beamtentour des inneren Dienstes zu seiner Würde emporgestiegen. Uns scheint, daß ihm noch immer viel zu viel vom Verwaltungsbeamten anklebt und daß er sich nicht genug als Politiker und verantwortlichen Staatsmann fühlt. Die Verfassung bekleidet ihn mit einer Autorität, die er unter Umständen rücksichtlos bei Krone und Parlament einsetzen müßte. In ganz anderer Lage ist von vorn herein der Staatssekretär des Aeußern; er ist nicht Minister, sondern nur „nachgeordnete Stelle“, ergo hat er zu gehorchen; oder er fliegt. Und doch untersteht dem Staatssekretär der ganze Dienst des aus-

wärtigen Ressorts. Ohne verantwortlich zu sein, ohne durchgreifen zu können, in „gottgewollter Abhängigkeit“ den oft plötzlich wechselnden Direktiven von nichtfachmännischer Seite ausgesetzt, wird er nur zu leicht als Sündenbock in die Wüste geschickt; wenn Dinge, die er nicht abändern konnte, schief laufen. Geht es aber einmal gut, so heimsen schnell andere Stellen Lohn und Beifall ein. In richtiger Erkenntniß dieser Diskrepanzen ist denn auch vielfach die Forderung aufgestellt worden, nur einen Fachdiplomaten zum Kanzler zu machen, dem zu gelegentlicher Aushilfe und Vertretung ein Vertrauensmann und ehemaliger Kollege zur Seite steht. Das hört sich ganz nett an; kann aber eine relativ kleine Carriere, wie die diplomatische, stets einen geeigneten Kanzler auf Lager haben? Können nicht auch Situationen entstehen, wo nur ein Finanzfachmann, ein Sozialpolitiker oder ein überragender Parteiführer Kanzler werden darf? Der Fehler liegt weniger an den Personen als am System. Bismarck schnitt sich für die eigene gigantische Größe die Stelle des Kanzlers in Germanien zu; da es nie oder wenigstens so bald nicht wieder einen zweiten Bismarck geben wird, müßten logischer Weise die Funktionen des einst von ihm verwalteten Amtes getheilt werden. Vor Allem müßte an die Spitze der deutschen Diplomatie ein geschulter Fachmann als Reichsminister treten, dem alle Einzelheiten überlassen bleiben und der auch für die Durchführung der von Krone, Kanzler und Ministerrath gebilligten Maßregeln verantwortlich wäre. Heute weiß der Chef einer Mission nie genau, wer in Berlin gerade Koch und wer Kellermeister ist; sicher fährt nur Einer, der sein Schifflein immer in der am Hof wehenden Windrichtung steuert. Hausandachten, byzantinische Reden und reger Kirchenbesuch gelten als erprobte Mittel zu schleunigem Avancement. Nach altem, bewährtem Bülow-Rezept müssen überhaupt von den auswärtigen Vertretern die Dinge nicht so geschildert werden, wie sie wirklich liegen, sondern, wie man sie in Berlin zu sehen wünscht.

Unsere Diplomaten müßten nicht Menschen sein, wenn sie sich nicht, mehr oder weniger, dem neuen und neusten Kurs anzupassen suchten. Immerhin giebt es auch hier Männer; und es ist ungerecht, über unser gesammtes Diplomatencorps so den Stab zu brechen, wie es jetzt fast täglich in allen Parteilagern geschieht. Eben so ungerecht ist es, die adeligen Diplomaten ganz besonders haftbar zu machen. Was ist denn überhaupt heutzutage der Adel? Er wird nach Laune und Gunst von allen möglichen Potentaten an Groß und Klein verliehen, wie sie einen Kronen-, Löwen- oder Adlerorden verleihen. Ein Blick ins Staatshandbuch genügt dem

einigermaßen in den Registern unseres Adels Bewanderten, um zu konstatiren, daß mindestens die Hälfte unseres diplomatischen Personals guten alten Bürgerhäusern oder bisher ganz unbekannten Familien von nouveaux riches angehört. Wenn sich unser Staatswesen und Volk auch immer mehr demokratisirt (richtiger: plutokratisirt), so weiß doch jeder Kundige, daß alten und neuen Adel eine hohe Scheidewand trennt. Man darf auch den Sprossen einer Kreuzfahrerfamilie nicht tadeln, wenn er sich dagegen wehrt, mit den Freiherren von Schoen, Heyl und Speck in einen Topf geworfen zu werden. Seine Haltung wird um so schroffer ablehnend sein, je ärmer er ist; er kann dann nur noch auf sein altes Schild als den letzten Rest des einstigen Ahnenglanzes pochen. Ein kluger Diplomat (er lebt nicht mehr) hat mir oft gesagt, gerade bei seinen vornehmen Geschlechtern angehörigen Berufsgenossen habe er fast durchweg den Muth zu eigener Meinung und zu deren Vertretung nach „oben" gefunden. Uebrigens entstammten auch die besten Diplomaten der Bismarckzeit alten Adelsfamilien: die Reuß, Schweinitz, Hatzfeldt, Holstein, Münster, Hohenlohe. Daneben wußte der große Staatsmann freilich auch bürgerliche Talente im auswärtigen Dienst nutzbar zu machen: wie die Bucher, Busch, Brauer, Schloezer, Raschdau. Freilich war dabei Tradition (und namentlich auch Wunsch des alten Kaisers), daß die wichtigeren Posten, wenn es irgend ging, mit Trägern edler Namen besetzt wurden. Das Vaterland ist mit diesem System nicht schlecht gefahren. Bei gleicher Intelligenz und gleicher Vorbildung wäre auch heute noch der vornehmere Bewerber vorzuziehen, schon weil er durch seine Herkunft vielerlei Beziehungen und Verbindungen hat, die gerade im diplomatischen Dienst vom größten Nutzen sein können. In der Gesellschaft aller Hauptstädte (der republikanischen fast noch mehr als in denen alter Monarchien) findet der Träger eines historischen Namens oder ein Graf aus altem Hause sofort alle Thüren offen, während ein homo novus, obscura gente natus, er mag noch so tüchtig sein, sich den Eintritt in manche Salons erkämpfen und den Nachweis seiner Gentleman-Eigenschaft erst erbringen muß. Nach und nach beginnt freilich, von vielen Souverainen und anderen Hochbetitelten geradezu gefördert, das Mammon-System in Hof- und Diplomatie sich einzubürgern. Geld, viel Geld: Das allein wird noch respektirt. Doch bleibt erst abzuwarten, ob unsere neuen, der Putokratie zugehörigen Diplomaten Das leisten werden, was, trotz allen Schwierigkeiten, vor der Aera ihrer Gunst geleistet wurde. Vielleicht übernehmen sie die alten Traditionen von Pflichttreue, Vaterlandliebe und Zuverlässigkeit, die im

diplomatischen Corps Deutschlands, wie in allen anderen Beamtenkörpern, bisher hochgehalten wurden. Die Zufuhr frischen Blutes kann unserer etwas verknöcherten Bureaukratie nur nützlich sein. In der diplomatischen Laufbahn dürften künftig überhaupt nur Herren mit großem Vermögen möglich werden, denn das Leben in den Großstädten wird immer theurer und überall werden früher ungeahnte Ansprüche an Repräsentation und Gastlichkeit gestellt.

Wenn wir von unserem auswärtigen Dienst sprechen, so dürfen wir die Kanzleibeamten nicht vergessen. Nach ihrer Vorbildung, sozialen Stellung und Arbeitleistung darf man sie nicht den Subalternen zuzählen. Sie sind in einer Mittelstellung, deren Sonderheit auch in den Titeln, Gehältern und Orden zum Ausdruck kommt; mehr noch in dem Vertrauen, das ihnen, oft als Trägern wichtiger Staatsgeheimnisse, vom Ministerium und von den einzelnen Chefs entgegengebracht wird. Der Durchschnitt dieser Beamten, die durchweg dem kleinen und mittleren Bürgerthum entnommen werden, zeigt oft die löblichste Tüchtigkeit und immer eine (durch den meist langjährigen Aufenthalt an dem selben Ort erworbene) genaue Lokalkenntniß. Der Kanzleichef einer Botschaft ist dem Feldwebel in unserem Heer zu vergleichen; wie diese „Compagniemutter“ für den Dienst kaum minder wichtig ist als der Hauptmann, so läuft durch die Hand des Kanzleichefs der ganze Geschäftsbetrieb einer Mission. Er muß alle Akten gründlich kennen, Journalisten und andere Vertrauensmänner an der Hand haben, mit den Sektionchefs und Dezernenten der einzelnen Ministerien Fühlung halten und in alle Sättel gerecht sein. Das diplomatische Personal einer Botschaft, das, schon seiner Ausbildung wegen, oft wechseln muß, kann auf all diesen Gebieten, in all diesen Winkeln gar nicht Bescheid wissen; dazu gehört lange Eingewöhnung und eine Konzentration auf ein begrenztes Feld, die dem mit der Repräsentation, dem Verkehr mit dem Hof, den Kollegen, den Spitzen der Gesellschaft des fremden Reiches belasteten diplomatischen Beamten der Botschaft unerlangbar ist. Wer arbeitet, wer immer bereit steht, hat Einfluß. Deutschland hatte kluge Botschafter, die nichts ohne Rücksprache mit ihrem Kanzleichef ausführten und ihre Meinung oft der besseren einer bewährten „Säule der Mission“ unterordneten. So kommt in unserem auswärtigen Dienst, mehr als in dem irgendeiner anderen Großmacht, auch das unbemittelte, aber tüchtige Bürgerthum zu gehöriger Geltung.

Summa Summarum: unsere Diplomatie kann sich noch immer neben der anderer Staaten sehen lassen. Richtig mag ja sein, daß heute Mancher Botschafter oder Gesandter wird, den Bismarck nie

aus dem Dunkel kleiner Verwendung gezogen hätte. Die Gegenwart aber möge sich dankbar der Vergangenheit und der großen Verdienste erinnern, die sich viele Diplomaten der bismärckischen Zeit um das Vaterland erwarben. Neben die Großväter treten jetzt Enkel; und wir dürfen hoffen, daß in dem Nachwuchs unseres auswärtigen Dienstes tüchtige Menschen sind. Adelig, frisch übergeadelt oder schlicht bürgerlich: mit welchem Prozentsatz jede dieser chinesischen Kategorien in der Mischung vertreten ist, kann Denen gleichgiltig sein, die ihr Urtheil nur auf die Leistung gründen.

Wermuths Aufgabe.

Die berliner Stadtverordnetenversammlung hat allzu oft die Neigung gezeigt, in hohe und höchste Kommunalstellungen Staatsbeamte „mit Rückgrat" zu berufen: Männer, die Konflikten mit Vorgesetzten nicht ausgewichen sind. Herr Reicke hatte als Konsistorialrath Reibungen (allerdings recht gelinde) mit der Kirchenbehörde und wurde alsbald Bürgermeister von Berlin. Und auch bei der erfreulichen Wahl von Wermuth entschied schließlich, daß er vor Kanzler und Bundesrath Standhaftigkeit bewiesen und sich geweigert hatte, feierlich verkündete Grundsätze preiszugeben. Alle früheren Erfolge Wermuths, seine langjährige Thätigkeit in der inneren Reichsverwaltung und an der Spitze des Schatzamtes, hätten allein ihn schwerlich auf den Sessel des Oberbürgermeisters von Berlin geführt, wäre er in Eintracht und Frieden aus seinem Staatsamt geschieden. In dieser Vorliebe der berliner Stadtverordneten für Konfliktsopfer liegt unbestreitbar etwas Rührendes; freilich auch eine leise Komik. Da kommt ein atavistischer Rückstand von Märzstimmungen zum Ausdruck; ein Rest von Bürgertrotz und Männerstolz, den man zwar selber kaum noch hat, aber bei Anderen ganz gern sieht, das letzte Bruchtheilchen von Kampfluft der bürgerlichen, städtischen Selbstverwaltung gegen den Staat, dessen Vertreter immer noch gefürchtet und als Gegner betrachtet werden, wie einstens der friderizianische Steuerkommissar, der die verschüchterten, verarmten Städte drangsalirte. Und doch können diese Staatsvertreter kaum verbindlicher, konzilianter, höflicher auftreten als heute, zum Beispiel, der berliner Oberpräsident von Conrad und sein Adjutant, der sachliche, kluge und immer liebenswürdige Oberpräsidialrath Graf Rödern. Auch dem intelligentesten, lernbegierigsten Auslän-

der wäre der (nur aus unserer Geschichte und unserem politischen Elend zu erklärende) Gegensatz, der in Deutschland zwischen Staat und Gemeinde klafft, nicht begreiflich zu machen; kein Verstand eines Fremden könnte je etwa erfassen, daß ein Polizeipräsident neben einem Bürgermeister und des Oefteren gegen ihn besondere Wohlfahrt- und Sicherheit-Interessen zu schützen hat, zu deren Schutz der Gemeindechef offenbar nicht geeignet ist. Ein durch und durch unsinniger, blöder, meist heimlicher, nur manchmal offener Kampf wird zwischen dem Staat und den städtischen Gemeinden in Deutschland täglich und stündlich ausgefochten; ungezähltes Papier wird vollgeschrieben, Geld und kostbare Zeit werden diesem Unfug geopfert. Plectuntur Achivi; der Bürger, der bauen, eine gewerbliche Konzession haben will, leidet unter diesem Zwiespalt, der auch die öffentlichen Interessen gefährdet. Gerade in Berlin blüht dieses Unwesen mehr vielleicht noch als anderswo; und man kann nicht einmal behaupten, daß die staatlichen Organe hier die Schuld tragen. Ein kleinbürgerlicher, mißtrauischer und rechthaberischer Geist hat lange in den Bureaux der berliner Kommune geherrscht; oft schien man städtische Freiheiten zu schützen, während man doch nur sich schwach fühlte oder kleine Eitelkeit fütterte. Und diese ständigen Reibungen zwischen Staat und Gemeinde, von denen nur in seltenen Fällen Etwas in die Oeffentlichkeit dringt, sind um so wunderlicher, als sie gepaart sind mit heißer Sehnsucht der Bürger nach guten Beziehungen zu eben dieser Staatsgewalt, die doch nun einmal die Macht in Händen hat und ihre Sonne nur über Gerechte scheinen zu lassen gewillt ist. So mischte sich ja auch in der Begrüßungrede des Stadtverordnetenvorstehers das Lob wermuthiger Mannhaftigkeit mit der Hoffnung auf dessen gute Beziehungen „nach oben“. Beseitigen lassen sich diese unerfreulichen Zustände, durch die eine echtdeutsche Abneigung vom Staat immer wieder genährt wird, wohl nur, wenn eine durchgreifende Verwaltungreform den Gemeinden und deren Oberhaupt die uralten, durch eine unselige Entwickelung gekürzten Rechte wiedergiebt.

Immerhin wird der Konflikt viel von seiner Schärfe verlieren, wenn der richtige Bürgermeister da ist; hier hängt fast Alles von der Persönlichkeit ab, von ihrer suggestiven Kraft, ihrer diplomatischen Klugheit, ihrer durchgreifenden Energie. Vor dem seiner Kraft bewußten Bürgermeister großen Stils pflegen nicht nur Polizeipräsidenten, pflegen auch Regirung- und Oberpräsidenten die Segel zu streichen, wenn es hart auf hart geht. Männer von dem Wuchs des danziger Oberbürgermeisters Leopold von Winter (des bedeutendsten kommunalen Verwaltungbeamten, den Preußen her-

vorgebracht hat; darum hat ihn die dankbare Nachwelt auch schon beinahe vergessen) haben nicht nur die eigene Stadt, sondern das Bürgerthum der gesammten Provinz hinter sich und sind in ihrer amtlichen und sozialen Stellung den obersten staatlichen Spitzen ebenbürtig. Braucht man an Wiens genialen Bürgermeister Lueger zu erinnern, dem nicht nur Wien, dem ganz Oesterreich zujauchzte und neben dessen Macht und Einfluß die der Minister nur schattenhaft wirkte? Vielleicht steckt in dem Niedersachsen Adolf Wermuth Etwas von dieser ins Norddeutsche transponirten Kraft, vielleicht ist er berufen, in der Reichshauptstadt jenen selbstbewußten Bürgergeist zu erwecken, der nicht im bedientenhaften Schimpfen, nicht im kleinbürgerlich-afterdemokratischen Behaben und Protestiren seine Stärke sucht, sondern durch die eigene Wucht und Schwere wirkt und imponirt. Gewiß wird auch heute schon viel selbstlose, stille und treue Arbeit in Berlin geleistet; aber dem ganzen Kommunalleben fehlts hier an Rhythmus und Schwung, an Einheit und Größe. Und Wermuth scheint neben seiner großen Arbeitkraft und Erfahrung, seiner Frische und Energie zum Glück auch noch eine starke Dosis diplomatischer Verschlagenheit in sich zu haben, die ihm in den unausbleiblichen Konflikten hoffentlich den Sieg verleiht; er hat diese Begabung oft, namentlich bei den Verhandlungen mit Witte über den russischen Handelsvertrag, bewährt, zu denen ihn Bülow nach Norderney rief. Diese Mischung der Gaben kann ihm helfen, die erste ihm gestellte Aufgabe zu bewältigen: Wiederherstellung des geminderten Ansehens der berliner Kommunalverwaltung in der Oeffentlichkeit. Nur eine Kommune, deren Haupt in solchem Ansehen steht, daß selbst der Mächtigste sich hüten wird, es anzutasten, kann erwarten, ihren Weg unangefochten zu gehen, ihre Verhandlungen mit den verschiedensten Ressorts in Ehren und mit Erfolg zu führen.

Die zweite Aufgabe wäre dann: Wiederherstellung der Autorität nach innen. Eine Stadt, in der die Stadtverordnetenversammlung dominirt, ist auf die Dauer zu ungemeiner Leistung eben so wenig fähig wie etwa eine Großbank, die vom Aufsichtrath geleitet wird. Und in Berlin herrscht seit Jahren, eigentlich seit dem Tode Forckenbecks, die Stadtverordnetenversammlung; nicht der Magistrat und erst recht nicht der Oberbürgermeister. Dieser Zustand hatte sich in den letzten Jahren sichtlich verschlimmert und manchmal geradezu groteske Formen angenommen; der Magistrat und seine Mitglieder fühlten ihre sekundäre Rolle und haben sie laut und leise oft genug beklagt. Raubt aber schon kleineren oder mittleren Städten die Schwerfälligkeit des kommunalen Apparates

allzu viel Kraft und Zeit, wirkt sie schon da lähmend auf die Initiative und Arbeitfreudigkeit, so wird sie in der Großstadt, gar in des Reiches Hauptstadt, die ihren weltstädtischen Charakters sich so gern rühmt, in dem Augenblick besonders unheilvoll, wo der Schwerpunkt verrückt ist. Man darf nicht vergessen, daß Steins Städteordnung (sicher eins der weisesten Gesetze Preußens) aus einer Zeit stammt, in der selbst Berlin, nach den jetzt geltenden Begriffen, nach eine bescheidene Mittelstadt war. Sähe heute der Freiherr vom Stein die Vormänner im Rothen Haus agiren: er würde nicht säuberlich mit ihnen verfahren. Der größte Theil ihres Thuns und Treibens paßt nicht im Mindesten zu dem Geist der Städteordnung Steins: das ganze politisch-fraktionelle Getriebe, die Klüngelei, das Phrasenwesen, der unernste parlamentarische Aufputz. Hier muß eine eiserne Faust zugreifen, die auf den Kopf gestellten Dinge zurecht zu rücken; und Berlin hofft, daß der neue Herr diese Faust hat, wenn er sie auch vielleicht noch eine Weile unter einem Sammethandschuh verbergen wird. Der Magistrat und sein Leiter müssen wieder die Zügel in die Hand nehmen und die Stadtverordneten in die ihnen vom Gesetz zugeschriebene Stellung verweisen; nicht aus Herrschsucht, sondern zu Nutz und Frommen der Reichshauptstadt. Und jeder Sachkenner weiß: wenn nur erst einige eitle oder ehrgeizige Wortführer zur Raison gebracht sind, ist die überwiegende Mehrzahl der Stadtverordneten, die doch im Grunde ordentliche, tüchtige Männer zu sein pflegen, heilfroh, endlich wieder der Führung eines überragenden Kopfes folgen zu dürfen. Auch in der eigentlichen Verwaltung wird der neue Chef noch recht viel zu bessern finden; es fehlt an Einheit eben so wie an klar erkannten und der Mühe lohnenden Zielen; die Ressorts arbeiten an einander vorbei; Hochbau und Tiefbau, Technik und Justiz, hohes und niederes Schulwesen: nirgends die unentbehrliche Einheit im Wollen und Vollbringen. Das Stadthaupt muß sich selbst erst die Waffen schmieden, mit denen es in den Schlachten siegen kann. Wenn Wermuth Das vermag, wird der Bürger Berlins wieder mit wirklichem Stolz auf sein Rathhaus blicken, das lange nur mit leisem Spott genannt wurde.

Aber (so höre ich fragen) rechtfertigt denn die großartige Entwickelung Berlins mit seinen gewaltigen Instituten und Schöpfungen aller Art so herbe Kritik seiner Kommunalverwaltung? Kommt Wermuth nicht in einen großartigen Betrieb, hat er es nicht selbst laut anerkannt? Darauf ist zu antworten, daß das Wachsthum Berlins, wo Intelligenz und Reichthum des ganzen Landes zusammenströmen, eben so wenig auf das Konto der städtischen Ver-

waltung zu verbuchen ist, wie etwa Handel und Industrie ihre Blüthe der preußischen (nachbismärckischen) Regirung verdankt. Auch wenn wir davon absehen, daß diese neuberliner Entwickelung auf höchst wichtigen Gebieten recht unerfreulich ist, daß auf Schritt und Tritt schwere Sünden der Verwaltung sich vor das Auge drängen, daß es an jeder Weite des Blickes, an ästhetischer Empfindung, Voraussicht und Kritik oft genug im Rothen Haus gemangelt hat: wo in Deutschland, von Königsberg bis Mannheim und von Hamburg bis München, fehlen denn diese technischen Schöpfungen heute noch? Und sind die Leistungen der Staatsbauverwaltung, der Eisenbahnen, der Provinzen und Kreise, der großen Korporationen, vor Allem aber der Privaten nicht mindestens auf dem selben Niveau? Was mit Methode, Organisation und Geld gemacht werden kann, Das wird heute in Deutschland überall gemacht; und meistens besser und schöner als in Berlin. Mich hat der selbstgefällige Stolz gewisser Stadtoberhäupter auf ihre neuen Rathhäuser und [illegible]häuser, auf ihre Schulen, Theater, Stadthallen immer etwas seltsam gedünkt. Du lieber Gott! Mit der Hilfe tüchtiger Techniker, aus dem Säckel der Steuerzahler läßt sich das Alles ohne besondere Intelligenz schaffen; und wäre es nicht am Ende verständiger, statt immer wieder Kranken-, Irren- und Arbeithäuser zu bauen, die Quellen dieses Elends nach der Menschenmöglichkeit zu verstopfen: der Alkoholpest entgegen zu wirken und gesunde, tüchtige Menschen heranzuziehen, die unter menschenwürdigen Bedingungen wohnen, sich nähren und kleiden können? Hier ist der Lorber zu holen, nur hier, nicht aus Prachtbauten und Luxusanstalten. Der Oberbürgermeister von Ulm, der vorbildlich und erfolgreich sich seit Jahrzehnten um die Probleme der Bebauung, Behausung und Ernährung bemüht hat, steht hoch über manchem betriebsameren Großstadtkollegen, der in allerlei Firlefanz seinen brennenden Ehrgeiz zu kühlen sucht.

Daß in positiver, vorbeugender Kommunalpolitik Berlin weniger geleistet hat als andere deutsche Großstädte, darüber ist kein Zweifel möglich; und diese erweisliche Thatsache kann durch höflich anerkennende Worte einer Reisekommission eben so wenig aus der Welt geredet werden wie durch eine Komplimentirung, die der neue Herr, weil er klug ist und seine Leute kennt, nicht sparen durfte. Er braucht die gute Stimmung dieser Leute. Denn er hat eine Riesenarbeit vor sich, dieser neue Bürgermeister, der uns einstweilen recht gefällt; und herzliche Segenswünsche aller guten Berliner begleiten ihn auf seinem schweren und dornenvollen Weg.

Richard Witting.

Monistische Sonntagspredigten.

Trop mauvaise literature pour être une bonne religion: so urtheilte anno 1844 Frau Emile de Girardin über gewisse philosophische Produktionen ihrer Zeit. Wir Deutschen besitzen seit Schopenhauer und Lotze literarisch werthvolle philosophische Werke; und auch Ostwalds (im leipziger Akademischen Verlag erschienene) „Monistische Sonntagspredigten“ können sich in der Literatur sehen lassen. Religion wollen sie nicht sein; die religiöse Erbauung zu ersetzen, wird ihnen ja, freilich nur in einem sehr kleinen Kreis, gelingen. Vielem, was der berühmte Chemiker darin sagt, stimme ich bei. Auch ich verehre das Alte nicht darum, weil es alt ist (unter allen ethischen Typen ist mir der chinesische am Meisten zuwider), und theile nicht die bei Orthodoxen und Konservativen übliche allzu hohe Schätzung der Tugend des Gehorsams; Schillers Kampf mit dem Drachen ist mir von der Knabenzeit bis heute anstößig gewesen. Sehr gesund ist den Hierarchen der Nachweis, wie sehr sie ihre eigenen Leistungen für das Wohl der Menschheit über-, die der anderen Kulturmächte unterschätzen und wie häßlich es von ihnen ist, daß sie „das Urgrauen“ in der Gestalt des Höllenglaubens zur Befestigung ihrer Herrschaft mißbrauchen (was übrigens von den schlichten Seelsorgegeistlichen nicht gilt; sie handeln darin bona fide, da sie selbst an die Hölle glauben). Die Definition: „Wahrheit ist, was uns die Zukunft vorauszusagen gestattet“, charakterisirt richtig die exakten Wissenschaften, aber sie darf nicht auf alle Wissensgebiete ausgedehnt werden. Die Ergebnisse der Geschichtforschung lassen sich nicht durchs Experiment und durch das Eintreffen des Vorhergesagten prüfen; und doch wäre es ungerecht, ihr darum den Charakter einer Wissenschaft abzusprechen. Vortrefflich sind die Regeln, die Ostwald für die Arbeitökonomie und für das Streben nach Glück aufstellt; doch haben weise Menschen sie schon vor Jahrtausenden befolgt. Glücklich bist Du, wenn Dein Wille geschieht, und er geschieht immer, wenn er mit dem Willen Gottes übereinstimmt: Das habe ich Jahrzehnte vor der Ausbildung der energetischen Theorie meine Schüler bei der Erklärung der Dritten Bitte des Vaterunsers, des Achten Kapitels des Römerbriefes, des Dritten und Vierten Kapitels des Galaterbriefes gelehrt. Der Wille Gottes, mit dem der gläubige Christ seinen eigenen Willen in Einklang zu bringen strebt, ist eben der die soziale Ordnung begründende vernünftige Weltwille. Ein bekannter Goethespruch, den sich Ostwald aneignet, ist dahin zu korrigiren: Wissenschaft und Kunst können unter Umständen die Reli-

gion ersetzen; genauer: wer, wie Ostwald, frei von leiblichen und seelischen Gebrechen, von keinem schweren Unglück heimgesucht, in erfolgreicher Thätigkeit, in einer glücklichen Ehe volles Genügen findet, Der bedarf weder der Religion noch einer sozialistischen Utopie. Das höchst anregende Buch Seite vor Seite kritisch zu analysiren, wäre mir Genuß; doch dabei würde ein zweites Buch herauskommen; hier kann und muß nur gegen die Voraussetzungen Verwahrung eingelegt werden, von denen diese Predigten ausgehen.

In zwei Aufsätzen habe ich nachzuweisen versucht, daß Ostwalds energetischer Imperativ „Vergeude keine Energie" nicht allgemein anwendbar ist, weil höhere Kultur und Menschenglück mehr auf der Bethätigung als auf der Ersparung von Energie beruhen. Naturenergien wie Nahrungmittel, die ein anderer Mensch brauchen kann, zu vergeuden, verbietet das christliche Gewissen, aber seine eigene körperliche und geistige Energie zu verschwenden, darin finden der Sportsmann, der Verliebte, der opferwillige Menschenfreund, der Ehrgeizige, der vom Thätigkeitsdrang Besessene ihr Glück, ein nicht immer sündhaftes Glück. Wenn meine Aufsätze nicht schon zu lang gerathen wären, würde ich diese Ansicht noch mit dem Sexualleben illustrirt haben. Das Thier geht geraden Weges auf das Ziel los. Welche Umwege macht dagegen der Mensch! Mephistophelisch ausgedrückt: „Was hilfts, nur gerade zu genießen? Die Freud' ist lange nicht so groß, als wenn Ihr erst herauf, herum, durch allerlei Brimborium, das Püppchen geknetet und zugericht." In edler schillerischer Auffassung: „Da faßt ein namenloses Sehnen des Jünglings Herz." Ohne diese Um- und Irrwege fiele die Hälfte der poetischen, Unterhaltung- und Theaterliterautr, also ein beträchtliches Stück Kultur, hinweg (Ostwald selbst rechnet neunzig Prozent, ohne daran zu denken, daß es sündliche Energieverschwendung ist, was dieser Literatur den Stoff liefert). Und dann noch die wirthschaftlichen Erwägungen, die Rücksichten auf Eltern, Verwandte, auf das qu'en dira-t-on, die gesetzlichen Hindernisse, die sich vor dem Ziel aufthürmen! Da bereitete es mir denn eine von Schadenfreude nicht ganz freie Genugthuung, zu sehen, wie Ostwald (in der „Zukunft") an diesem kitzlichen Punkt sich selbst widerlegt, indem er aus seiner Theorie seinen Verstand Folgerungen ziehen läßt, die sein Herz und seine Vernunft (er ist ja ein fein gebildeter und edler Mensch) ohne Zweifel verwerfen. An Gretchens Untergang soll die Kirche schuld sein. Aber die Kirche hätte mit Vergnügen ihren Segen gegeben, wenn Faust die niedrig Geborene zur Frau Doktor erhoben und mit ihr ein Dutzend Fäustlein in die Welt gesetzt hätte. Nichts und Niemand ist schuld

als der Herr Doktor, der genießen will, ohne Pflichten zu erfüllen. Und weil Das allgemeine Männerart ist, darum hat die Weisheit, die im Menschengeschlecht, ihm selbst unbewußt, waltet, bei allen Völkern, von den sogenannten Naturvölkern höchstens die allerrohesten ausgenommen, aus Fürsorge für die Arterhaltung den Geschlechtsverkehr an Regeln gebunden. Und selbst, wenn es, solchen Regeln nach, zur Ehe kommt („mit dem Gürtel, mit dem Schleier"): war der schöne Wahn, oder die Begierde ohne schönen Wahn das Einzige, was für ein Weilchen band, fehlen die mancherlei Rücksichten und das christliche Pflichtgefühl, dann beginnen alle die „Eheirrungen", welche die Hälfte von den fünfzig oder neunzig Prozent mit Stoff versorgen; und es ist noch sehr fraglich, ob die Beseitigung aller gesetzlichen Schranken die Zahl der tragisch verlaufenden Konflikte nicht vermehren, statt vermindern würde. Ein Sexualreformator der wilden Sorte empfiehlt die Rückkehr zur schönen Freiheit der Griechen. Nun, die Freierliebchen der Odyssee hatten die Sache „mit der selben Unbefangenheit behandelt wie etwa Essen und Trinken"; Telemach aber meint, sie hätten sein Haus geschändet und dürften darum keines reinen Todes (καθαρῷ θανάτῳ) sterben. Er knüpft sie auf. „Wie ein fliegender Zug der Drosseln oder der Tauben oft in die Schlinge einstürzt, die aufgestellt im Gesträuch ist, also hingen sie dort aneinandergereiht mit den Häuptern, zappelten dann mit den Füßen ein Weniges, aber nicht lange." Thomas von Aquin begründet die Nothwendigkeit der Monogamie als einer Naturordnung mit dem Hinweis auf solche Thiere, die, wie die Singvögel, monogam leben, weil bei ihnen zur Aufzucht der Jungen beide Eltern zusammenwirken müssen; das Menschenjunge brauche viele Jahre lang beide Eltern. (Nebenbei: Ostwald theilt den viel verbreiteten Irrthum, die Katholische Kirche erkläre den Geschlechtsverkehr an sich für sündhaft; in den Werken der eben genannten höchsten theologischen Autorität dieser Kirche habe ich keine Spur solchen Aberwitzes gefunden). Im Christenthum kommt zur Fürsorge für die Nachkommenschaft noch der Schutz der Frau hinzu. Abweichend von Heiden und Mohammedanern, bei denen die Frau als Sache behandelt wird (in dem von Ostwald belobten Japan hat kürzlich die Polizei die Aufführung von Sudermanns „Heimath" erst nach der Umdichtung des Schlusses gestattet: Magda muß reuevoll zur Pflicht des kindlichen Gehorsams zurückkehren), erklärt die Katholische Kirche, daß die Ehe geschlossen werde durch die Willenserklärung beider Nupturienten, und sie hält an dieser Auffassung des Wesens der Ehe, die dem verfeinerten ethischen Empfinden un-

serer Zeit entspricht, mit solcher Strenge fest, daß ihr Tridentisches Dekret mit der Verurtheilung Aller beginnt, welche die bis dahin ohne Einwilligung der Eltern heimlich und formlos geschlossenen Ehen ganz junger Personen für ungiltig erklären. Nicht um die Ehe von ihrem Segen abhängig zu machen, sondern, um dem Unheil zu steuern, das aus dem überhandnehmenden Unfug der klandestinen Ehen entsprang, hat sie, nachdem die lutherischen Obrigkeiten schon vorangegangen waren, eine Form für die Beurkundung des Personenstandes eingeführt. Nicht als Segner, sondern nur als vornehmster der drei Zeugen fungirt, so weit die Giltigkeit der Ehe in Betracht kommt, der parochus proprius, wie Jeder weiß, der Manzonis Promessi Sposi gelesen hat, und nach wie vor dem Tridentinum gelten dem Theologen, der die Ehe im scholastischen Schema der Sakramentenlehre unterzubringen hat, die Brautleute als die Spender (ministri) des Ehesakraments (Ich habe diesen Sachverhalt schon einmal in der „Zukunft" dargelegt, um das illoyale Verhalten der deutschen Bischöfe bei der Einführung der Civilehe zu beleuchten.)

Wer den aussichtlosen Versuch macht, die menschlichen Dinge in eine physikalische oder biologische Theorie zu zwängen, Der muß eben beim wichtigsten Stück Wirklichkeit, beim Menschenthum, vorbeisehen. Nach dem Glauben des Monistenpredigers war am Anfang das Chaos der chemischen Elemente. Aus ihm sind die organischen Gebilde hervorgegangen, die sich durch Anpassung vervollkommnen; der Mensch thut Das nach einem bewußten Plan; nicht sowohl sich der Natur, als die Natur seinen Bedürfnissen anpassend, ist er darauf bedacht, seine Zukunft immer glücklicher zu gestalten. Seine Selbstvervollkommnung beginnt mit der Religion, unter deren Leitung er allmählich die Stufe des wissenschaftlichen Denkens erklimmt. Ist sie erreicht, so leistet die Wissenschaft mehr als die Religion, die den Anhänger an die Denkweise ihres Stifters bindet und auf der von ihm erreichten Kulturstufe festhält, während die Wissenschaft, durch neue Erkenntnisse und Erfahrungen unaufhörlich sich selbst korrigirend, ohne Unterlaß fortschreitet. Darum führt auch die Wissenschaft die Geister zu immer höherer Einheit und Einigkeit zusammen, während die Religion sie mehr und mehr entzweit. Nur ein Unehrlicher kann sich heute noch zur Wissenschaft und zugleich auch zum Offenbarungsglauben bekennen. Die richtig verstandene (gemeint ist die im Sinne Darwins verstandene) Entwickelung liefert sichere wissenschaftliche Wahrheiten und vernichtet alle Mystik. (So pflegt Ostwald die Metaphysik zu nennen. Mystik ist aber etwas ganz An-

deres. Ich bin Metaphysiker, habe aber keine Spur mystischer Anlage und verabscheue die Pseudomystik, die seit einigen Jahrzehnten, zum Theil in der Maske der Wissenschaft, unter dem Namen Okkultismus ihr Unwesen treibt.) Die religiöse Mystik ist pessimistisch und läßt das Menschengeschlecht von einem vermeintlichen Paradies rückwärts in immer ärgere Schlechtigkeit und Unglückseligkeit gerathen, weil die bisherigen Lehrer der Menschheit alte Männer waren und der Greis als laudator temporis acti, se puero, den Verlauf der Weltgeschichte verkehrt sieht. Die Wissenschaft dagegen ist optimistisch und muß es sein; gelingt es ihr doch, die Menschen stetig besser und glücklicher zu machen.

Diese Gedankenreihe läßt eine Menge Wirklichkeiten unbeachtet; unter anderen diese: daß die größten Denker aller Zeiten die Entstehung schöner, zweckgemäßer Gebilde, gar eines Kosmos unzähliger solcher Gebilde, durch zufällige Anpassungen, ohne leitende Intelligenz, nicht zu denken vermochten; daß, wie Lotze zeigt, die psychischen und die physikalischen Vorgänge unvergleichbar und, wie die Erkenntnißkritik zeigt, körperliche Dinge ohne wahrnehmende Seelen oder Geister undenkbar sind, daß demnach der Materialismus, der das Geistige aus dem Körperlichen hervorgehen läßt, unhaltbar ist. (Ostwald gesteht zu, daß die Unvergleichbarkeit ein unwiderleglicher Einwand gegen den atomistischen und mechanistischen Materialismus sei, und sucht die Schwierigkeit mit seinem Energismus zu heben; vergebens: denn die energetischen Erscheinungen haben mit Empfindungen und Vorstellungen eben so wenig Aehnlichkeit wie die mechanischen und die Molekularbewegungen. Als Funktion des Gehirns kann der Geist nur unter der Bedingung gedacht werden, daß das Gehirn Werkzeug eines Geistes zur Erzeugung von Wahrnehmungen und Vorstellungen in geschöpflichen Seelen ist.) Ferner: daß gründliche Geschichtkenner in der Totalität des mit der ethischen Prophetenreligion im achten Jahrhundert vor Christus beginnenden und bis heute fortwirkenden Christenthums eine Veranstaltung Gottes zum Heil der Menschheit sehen, die Offenbarung genannt werden darf, weil erst nach Jahrtausenden die Wahrheit mancher seiner Lehren, der Segen mancher seiner Institutionen durch Wissenschaft und Erfahrung deutlich erkannt wird. (Die Totalität, sage ich, weil viel Einzelnes preisgegeben werden muß; daß das paulinische Erlösungdogma nur als Symbol haltbar ist, habe ich oft erwähnt und seine endgiltige kirchliche Fassung be- und verurtheile ich ganz so wie Ostwald.) Daß unzählige ehrliche und verständige Menschen bekennen, entweder in der äußeren Führung ihres Lebensganges

oder in inneren Einwirkungen oder in Beidem Gott erfahren zu haben. Daß die richtigen Grundsätze wissenschaftlicher Forschung lange vor Darwin von den großen Astronomen, Physikern, Mathematikern, Philosophen der neueren Zeit festgestellt worden sind und daß gerade die Entwickelunglehre darwinischen Gepräges den soliden Boden strenger Wissenschaftlichkeit verlassen hat, indem sie Hypothesen für Thatsachen ausgiebt und die Thatsachenlücken ihrer Schlußketten mit Phantasiegebilden ausfüllt; eine Sünde, der sich Ostwald selbst in seinem eigenen Forschungsgebiet nicht schuldig macht und die er auch, wenn er darüber hinausschweift, zu vermeiden sucht. Endlich, daß gerade auf dem biologischen Gebiet, dem die für Ostwald maßgebende Auffassung der Entwickelung entstammt, die Forscher täglich uneiniger werden.

Was die beglückende Kraft der fortschreitenden Wissenschaft betrifft, so sei nur an die Argumentation Eduards von Hartmann erinnert, der von Ueberschätzung des Alterthums und vom Glauben ans Paradies sehr weit entfernt war. (Der biblische Baumgarten gehört übrigens zu den Offenbarunglehren, deren Wahrheit erst heute deutlich erkannt wird. Denn erst uns ist klar geworden, daß der Mensch die Anfangsstadien seines Daseins nur in einer paradiesischen Gegend, etwa von der Art der Samoainseln, überstehen konnte. Ein Rassentheoretiker, wenn ich mich recht erinnere, Willibald Hentschel, versucht denn auch, nachzuweisen, daß Ozeanien die Urheimath der weißen Rasse sei. Und wenn der Mensch von einem affenartigen Thiere abstammt, dann versteht sich von selbst, daß die Entwickelung zum Menschen nur in einem Obstgarten geschehen sein kann.) Die negative Glücksbilanz Hartmanns lasse ich nicht gelten, aber was er von der Ohnmacht der Kultur, glücklicher zu machen, sagt, ist unwiderleglich. Hat man sich in einer Ueberzeugung und in Grundsätzen, die nicht vom Kulturfortschritt abhängen, die Quelle des Glücksgefühls oder der dieses ersetzenden Resignation oder Hoffnung erschlossen, dann kann man auch der Erleichterungen des Lebens und der Annehmlichkeiten, die der Kulturfortschritt spendet, als willkommener Zugaben dankbar froh werden. Der Preis der steigenden Moralität aber erregt beim Denkenden besonders dann immer Heiterkeit, wenn er ein Zeitungblatt überfliegt. Als Niederschlag der Literatur über diese Frage hat sich ergeben, daß mit wachsender Kultur die Staatsordnung, die gewaltthätige Ausbrüche antiethischer Triebe in Schranken hält, an Festigkeit gewinnt, so daß es heutzutage äußerlich bei uns meist hübsch manierlich zugeht. Was in ungewöhnlichen Situationen möglich ist, hat der Herausgeber der „Zukunft“ neulich erst drastisch

geschildert. Ostwald erklärt solche wilde Eruptionen des Selbsterhaltungtriebes daraus, daß „die am Frühesten erworbenen Eigenschaften in unserem Geist zuunterst liegen und so die Grundlage aller späteren Entwickelung bilden. Je später eine Eigenschaft erworben ist, um so höher und lockerer liegt sie diesen Grundlagen auf und die zuletzt erworbenen Eigenschaften, die das Höchste, Feinste und Schwierigste darstellen, was den Menschen auszeichnet und ihn von den anderen Lebewesen so grundsätzlich unterscheidet, können auch am Ehesten verloren gehen.“ Fürs Individuum mag Das gelten, im Gattungleben verhält sich meiner Ansicht nach die Sache anders. Grundlage alles Ethischen ist der Selbsterhaltungtrieb. Ethisch werden dessen Bethätigungen dadurch, daß das „Selbst“ sich vergeistigt und sozialisirt, daß in Dem, was der Mensch zu erhalten strebt, die ethischen, ästhetischen, gemüthlichen, intellektuellen Besitzthümer seiner Seele mehr und mehr überwiegen und daß ihm das Glück eines oder einiger Nebenmenschen fürs eigene Glücksgefühl unentbehrlich wird. Der Durchschnittsmensch erfüllt nun diese Forderungen der Ethik so lange, wie ihm nicht ein allzu schweres Opfer an leiblichem Behagen zugemuthet wird; jenseits von einer gewissen Grenze versagt seine ethische Kraft, und gehts einem Energischen an Kopf und Kragen, dann fliegt alle Ethik zum Teufel. Ostwald glaubt, das Wachsthum des Ethischen in dem Fortschritt von bestialischer Grausamkeit zu sozialer Gesinnung zu erkennen. Doch erstens sind nicht alle Naturvölker grausam, sondern manche auch gutmüthig; und noch ist nicht sicher, ob man den Kanibalismus als einen Akt der Grausamkeit ansehen darf; die Leutchen haben einander vielleicht blos zum Fressen gern, und das Verspeisen ist am Ende nur ein ungeschlachter Kuß. (Wie der Urmensch ethisch beschaffen war, wissen wir nicht und werden wir niemals wissen, weil er uns keine Dokumente hinterlassen konnte; interessante Phantasiegestalten wie die in Johannes Jensens „Gletscher“ sind eben doch keine Urkunden.) Und was unterscheidet denn die Gesinnung des durchschnittlichen Kulturmenschen von der des Naturmenschen, der nach Ansicht der Entwickelungtheoretiker den Urmenschen nahstehen soll? Aeußerlich ist ja der Unterschied groß. Weil die Obrigkeit Gewaltthaten unterdrückt (mit all den Waffen, die ihr eine von der Wissenschaft befruchtete Technik darbietet) und weil der verweichlichte Kulturmensch leibliche Wunden scheut, ersetzen giftige Zungen und vergiftete Schreibfedern die Giftpfeile und statt mit Keulen erschlägt der stärkere Konkurrent den schwächeren mit kostspieliger Reklame und mit Börsenmanövern. In der Völkerkonkurrenz sind ja die

Waffen der Wilden harmloses Kinderspielzeug gegen unsere Mordmaschinen. Endlich: ist denn Wohlwollen das einzige ethische Gefühl, die einzige ethische Idee? Unter der Einwirkung der immer zahlreicher und mannichfacher werdenden gesellschaftlichen Beziehungen und Kulturthätigkeiten entfaltet sich die ursprüngliche ethische Anlage (nach dem Begriff von Entwickelung, den ich für den richtigen halte, während ihn Ostwald für falsch erklärt) zu einer reichen Fülle von Gewohnheiten des ethischen Denkens, Fühlens und Handelns, und zwar gleichmäßig nach der egoistischen wie nach der altruistischen, nach der sozialen wie nach der unsozialen Seite hin, und die technischen Mittel unserer Zeit dienen den Vertretern aller ethischen Richtungen, dem Börsenjobber und dem Bomben werfenden Meuchelmörder so gut wie dem Philanthropen und dem Patrioten, so daß von einer Gradskala der Sittlichkeit, an der die Entwickelung hinaufklettern könnte, gar keine Rede sein kann. Untersuchen wollen, ob ein Goethe sittlicher sei als ein Kant, ein Kant sittlicher als ein Plato, ein Bismarck sittlicher als ein Caesar: welcher Unsinn! Und auf welcher Stufe der Skala wollte man einen Rousseau unterbringen? Man müßte ihn in Stücke hacken und diese Stücke auf ein Dutzend Stufen vertheilen. Natürlich ist auch die kirchliche Eintheilung der Menschen in Gerechte und Sünder Unsinn, ein um so unverzeihlicherer Unsinn, da gerade Jesus mit diesen zwei Begriffen eine allen Frommen höchst anstößige Umwerthung vorgenommen hat. Sehen wir von Berufsthätigkeit, Aesthetik, Wissenschaft, Zeitanschauungen, Volkssitten und allem Uebrigen ab, was die Ethik wandelt, und fassen wir sie im allerengsten Sinn, so können wir als Gradmesser allenfalls Das benutzen, was man Charakteradel nennt. Der ist aber vom Fortschritt der Wissenschaft ganz unabhängig. Wie es unter gleichzeitig Lebenden edle Tagelöhner und Hochgebildete von schlechtem Charakter giebt (più dotto, più corrotto, was sowohl korrupt wie verschroben bedeuten kann, spricht der Italiener), so finden wir in der homerischen Welt edle, in der heutigen genug unedle Charaktere; in allen Zeiten hats adelige Seelen, Schurken und Schufte gegeben. Auffällig nimmt die Zahl der einander bekämpfenden ethischen Anschauungen und der Gewissenskonflikte zu. Um vom Individuellen abzusehen und nur an große allgemeine Strömungen zu erinnern: welcher Unterschied zwischen den Rassetheoretikern und den Kosmopoliten, zwischen den sozialethischen Anschauungen eines Tille und eines Goldscheid, die sich Beide auf Darwin berufen! Der Kosmopolitismus und die Philanthropie sind aus dem Christenthum geboren, das zwei Jahrtausende lang

die Pflicht der allgemeinen Menschenliebe gepredigt hat. Liebe als Affekt zu gebieten (darin hat Ostwald Recht), wäre sinnlos. Jesus gebietet jedoch nur, so zu handeln, wie der Liebende handelt, in der Voraussetzung, daß die Gewohnheit solchen Handelns allmählich auch Theilnahme am Schicksal des Nächsten dem Herzen entsprießen lassen werde; so zu handeln, gebietet er auch gegen solche Menschen, denen man weder durch Verwandtschaft, noch durch gemeinsame Sprache und Sitte, noch durch ein Interesse, noch durch sinnliche oder geistige Zuneigung verbunden ist. Diese Liebe tritt nun oft genug in feindlichen Gegensatz zum Familiensinn, zur Vaterlandliebe, heute besonders zum nationalen und rassigen Solidaritätgefühl, also zu den Formen des Altruismus, die auf der Natur (Ostwald würde sagen: auf der Entwickelung durch Anpassung) beruhen. Im Juni wurde aus Südwestafrika gemeldet, ein katholischer Pater habe den Deutschen Polsdorf mit einem Bastardmädchen getraut, auf vieles Bitten des Polsdorf, der sich durch seine Wilde Ehe im Gewissen beschwert fühlte, und um der Kinder willen, die dem Verhältniß entsprossen sind; Polsdorf aber habe vom Bezirksamt Rohoboth den Befehl erhalten, sich wieder scheiden zu lassen; sonst würde er ausgewiesen werden. In welcher Richtung soll, nach Ostwalds Wunsch, die Sittlichkeit fortschreiten, in der Polsdorfs und des Paters oder in der des Bezirksamts, hinter dem der Kolonialdirektor und der Reichskanzler stehen? (Das Scheidungsgebot des Bezirksamtes ist sehr spät, also offenbar ungern, nur aus Rücksicht aufs Centrum, dementirt worden.)

Was die großen geistigen Epidemien betrifft, deren schlimmste, das Hexenbrennen, nicht dem fernen Alterthum angehört, sondern unserer Zeit ganz nah liegt, so danken wir der Wissenschaft für Alles, was sie geleistet hat, die Wiederkehr solchen Gräuels bis zur Unmöglichkeit zu erschweren. Doch ist es weniger die Forschung gewesen als die Verbreitung ihrer Ergebnisse durch Schule und Presse, was die Nebel zerstreut hat, in denen das Unheil wucherte; und Beides, die Wissenschaft und ihre Verbreitung, wäre nicht einmal nöthig gewesen, die abendländische Christenheit vor dieser Verirrung zu bewahren, wenn die Maßgebenden vernünftig oder wenigstens nicht böswillig gehandelt hätten. Die Hauptschuldigen waren, abgesehen von dem Papst, der die Hexenbulle erließ, nicht die Theologen, sondern die Juristen. Mochten sie selbst aufrichtig an Hexerei glauben: wären sie verständige und rechtschaffene Männer gewesen, so würde keine einzige Hexe verbrannt worden sein, weil keiner das angebliche Verbrechen auf andere Weise nachgewiesen worden ist als durch ihre und der Zeugen auf der

Folter erpreßten Geständnisse. Daß Vernunft oder Unvernunft, nicht ein bestimmtes Maß von Kenntnissen, in diesen Dingen den Ausschlag giebt, beweist klar der Verlauf der Geschichte. Die kindlichen und zum Theil kindischen Göttergeschichten Homers sind ganz harmlos (Homer ist für die Entscheidung der vorliegenden Frage sehr wichtig; denn in den homerischen Gedichten finden wir bei absolutem Mangel naturwissenschaftlicher Kenntnisse und innerhalb eines geographischen Gesichtskreises von unglaublicher Enge edle Kultur, die Gewohnheit scharfer, richtiger Beobachtung und tiefe Lebensweisheit); Augustin widerlegte im fünften Jahrhundert den astrologischen Aberglauben durch die Erfahrung, im neunten bekämpfte die hohe Geistlichkeit des Frankenreiches nicht die Hexerei, sondern den Hexenwahn. Der aber hat seine Orgien im Zeitalter Newtons und Leibnizens gefeiert.

Recht hat Ostwald, wenn er den erbitterten Kampf des zehnten Pius gegen den Modernismus als die letzten Zuckungen eines zum Tod getroffenen Organismus auffaßt; aber er irrt, wenn er den Offenbarungsglauben für den zum Tod Verwundeten hält. Das Papstthum ist nicht das Christenthum. Seine Haltung ist seit der Reformation im Allgemeinen nicht imposant gewesen, aber niemals hat sie Jeden, der die Verdienste der Katholischen Kirche schätzt, so peinlich berührt wie in den Zeiten der letzten beiden Pius. Die römische Kirche hat die jungen Völker Europas erzogen und sollte stolz sein auf den Ruhm, den sie dadurch erwarb, daß sie, gleich jedem tüchtigen Erzieher, sich selbst überflüssig gemacht hat, überflüssig in Beziehung auf weltliche Kultur und bürgerliche Ordnung. Sie aber jammert unaufhörlich und hinkt den mündig gewordenen und in Selbständigkeit rüstig weiterstrebenden Zöglingen keifend und verdammend, hier und da ratione habita malitia temporum, ein Konzessiönchen machend, nach. Sie müht sich, den Klerus und womöglich auch die Laien von jedem Luftzuge der neuen Zeit abzusperren, versucht, natürlich vergebens, das privilegium fori wieder herzustellen, hat in den atheistischen Staaten Frankreich und Italien die Organisationen der ihr noch treugebliebenen Arbeiter zerstört und wagt, vorläufig noch schüchtern hinter einigen deutschen Fanatikern versteckt, das selbe thörichte Beginnen in Deutschland. Ihr Jammer rührt daher, daß sich die Kultur im Lauf der Zeit differenzirt und daß der Differenzirungsprozeß sie auf ihr eigentliches Gebiet, die Religion, einschränkt. Aber die Religion selbst steht nicht in Gefahr, vernichtet zu werden; in alle Zukunft wird sie die Seele des Kulturlebens bleiben.

Neisse. Karl Jentsch.

Anzeigen.

Anselma Heine: Die Erscheinung. Novelle. Egon Fleischel & Co. in Berlin.

Ein Blatt aus den Memoiren des Marschalls von Bassompière. Der Marschall hat zu der Zeit, da die Pest Paris verseuchte, im Haus einer Kupplerin die Gunst eines jungen reizenden Geschöpfes genossen. Als er zu einer zweiten zärtlichen Nacht in das Quartier ihrer Tante eingeladen worden ist, findet er das Haus verschlossen, von innen her wie von einer Feuersbrunst erhellt. Er erzwingt den Eingang; das Zimmer, zwischen dessen Wänden er sich Lust erwartet, ist verwüstet, Matrazenstroh schwält an der Erde, auf einem rohen Tisch liegen zwei nackte Frauenleichen. Goethe hat die Erzählung dieses Abenteuers in die „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten“ gereiht. Von dort aus hat sie auf Hofmannsthal gewirkt. Auf einem Umweg kam sie zu Anselma Heine und gab den Stoff zu der Novelle „Die Erscheinung“. Auch ihr Konflikt verknäult sich in Paris. Doch zwischen Arnold Riedhammer, dem Ingenieur, den sein Beruf sechs Jahre lang auf den Marschallinseln festgehalten hat, und Frau Johne Steven baut nicht die Sinnlichkeit allein die Brücke. Als er sie im Hafen von Port Said zuerst erblickt, scheint sie ihm, wie eine seltsame Vision, „einer stillen, hohen Meereswelle zu entsteigen“. Auf dem Dampfer, da er und sie, inmitten des Gedränges vielsprachiger Unbedeutendheit, sich im Einklang der Gemüther zu einander finden, erkennt er in ihr die ihm seit Weltbeginnen zugedachte Ergänzung seiner Seele, die Stillung aller Sehnsüchte der Jugend, die dürstend in dem Heim- und Wurzellosen nach Erfüllung schreien. Und er ist ein Kind des zwanzigsten Jahrhunderts, mit seiner Hochwerthung des Individuums. Da ihm Johne, ein Einzel-Ich, zugleich die Duverdoppelung seines eigenen Wesens, kaum zur Lebendigkeit verkörpert, wieder verloren geht, ihm entschwindet, in das Unbegreifliche hinein, in eine Leere, aus der der Wahnsinn nach dem tastenden Gedanken krallt... Wort vor Wort könnte ich den Inhalt der Novelle wiedergeben (bei der Rückerinnerung die kalte Faust des Grauens aufs Neue wieder im Genick), ohne ihre Wirkung abzuschwächen. Denn nicht der Stoff: die Darstellung giebt ihr den Reiz. Die Ausbrüche der Ursprungselemente Wollust und Tod sind zur Verhaltenheit gedämpft, über dem Gewagtesten liegt schleiernd die Scham. Flüchtig wie ein Wolkenschatten zieht das Geschehen an dem Hintergrund der Sensation vorbei, die Wilde Jagd der Geldgier und der Menschenfeindlichkeit, die erbarmunglos ihr Opfer in Verzweiflung hetzt. Ich, für mein Theil, hätte mich gefreut, wäre ein Zeichen Johnes, durch einen Zufall vor Untergang bewahrt, gleichsam aus dem Jenseits, in den Jammer des verlassenen Freundes gedrungen. Anselma Heine wählte einen anderen Schluß. Hart und klar, wie in gewolltem Gegensatz zu der nur andeutenden Feinheit der vorangegangenen Diktion, läßt sie den Polizeibericht zum Leser sprechen. Riedhammer, der aus dem Hinterhalt Gefällte, sieht das Gesicht der mör-

derischen Wahrheit nie. Waidwund und scheu in das Dickicht der Vereinsamung verkrochen, stiert er grübelnd in die Nacht des Räthsels. Drüben in den Tropen mögen sich ihm Sinneswahrnehmung und Wahn oft fieberhaft und unlösbar verworren haben. War es denkbar? Hatte er auch den Zauber dieser Tage nur geträumt? Das Wunder der Umarmung? War sein liebster Mensch, war die Beglückung und der Reiz ihrer Geberde, war Johnes ganze holdselige Fraulichkeit nur eine Täuschung seines kranken Hirns? Eine dem Wüstenstaub entstiegene, in des Irrsinns Nebel zurückgesunkene Erscheinung?

Franziska Mann: Frau Sophie und ihre Kinder. Verlag von Rütten & Löning in Frankfurt.

Die Geschichte der jugendlichen Großmutter Frau Sophie Hein liest sich wie eine lebendige Erläuterung der Theorie von Ellen Key (ihr steht die Verfasserin in Freundschaft und Gesinnung nah) über den Thatenwerth der Liebe. Das Menschenherz, symbolisch als der Sitz der Liebe angenommen, ist, wenn auch in Volt und Pferdekraft nicht abmeßbar, ein Energieherd, wie Dampfkessel und Dynamo. Seine Wärme, in Bewegung umgesetzt, leistet die werthvollste, die idealste Arbeit an dem Wohl des Nächsten. Und wie die Spannung im Innern der Kraftmaschinen die Stromstärke und Dampfentwickelung steigert, so erhöht sich die wirkende Potenz der Liebe an dem Opfermuth, der sich in ihr entzündet. In ihrer Ehe hat Frau Sophie Hein noch auf das Recht ihrer Individualität gepocht; als Mutter folgte sie dem Naturzwang, die Fortsetzung ihres Ichverlangens auf ihr Geschöpf zu übertragen. Erst unter der Last des Unglückes, das die Pflicht für Enkel schwer auf ihre Schultern wirft, wächst sie über kleine Regungen empor. Sich selbst und alle Möglichkeiten neuen Glückes schenkt sie den Waisen, mit einer wissenden Entsagung, die nicht nach Dank und Anerkennung fragt. Schlicht und vornehm, wie sie an den Elternlosen handelt, wird von ihrem Thun erzählt. So entsteht ein feines, zu Nachdenken stimmendes Buch. Eine rührende Gestalt wird vorgeführt, die Unterthanin eines Reiches, dessen Gesetzestafeln ihre neuzeitlichen Schwestern kampflustig zerbrachen. Die Frau, die ihr Eigenleben auslöscht, um der Familie zu dienen, die nichts sein will als eine Zwischenstufe, ein Glied in der Kette der Geschlechter.

Auguste Hauschner.

Reichspetroleum.

Was seit Jahren geplant und vor einigen Monaten angekündet ward, soll Ereigniß werden: ein Reichspetroleummonopol. Die durch Richterspruch zertrümmerte Standard Oil Company soll unter Aufgebot der Reichshoheit in ihre Schranken gewiesen werden. Denn dieser Trust, dessen Aktien niemals höher bewerthet wurden als nach

der „Vernichtung“ (das Stammkapital von 100 Millionen Dollars hat heute einen Werth von vier Milliarden Mark), ist so aktiv wie möglich und hat den Kampf gegen die Königliche Niederländische Petroleumgesellschaft aufgenommen. Die Welt könnte auch ohne amerikanisches Rohöl auskommen; ob das Petroleum aber durch andere Stoffe, wie Spiritus, überall zu ersetzen wäre, ist noch fraglich. Den Yankees hat ihr natürlicher Reichthum die Priorität gesichert; und Rockefeller hat die Chance ausgenützt. Der erste Versuch einer Kontrole ist das deutsche Handelsmonopol. Eine Aktiengesellschaft (mit 60 Millionen Mark Grundkapital) soll unter ständiger Aufsicht des Reiches arbeiten; ein Reichskommissar die Führung der Geschäfte überwachen. Die kaufmännischen Verwalter der Gesellschaft hätten also dem Reich Rechenschaft abzulegen. Das Reich selbst kann nicht Petroleumhandel treiben. Der Kaufmann kommt also zu seinem Recht. Und da Deutschland nicht zu den Petroleumländern gehört, kann es die Produktion (die es nicht besitzt) auch nicht monopolisiren. Der selbe Grund schließt ein Monopol der Verarbeitung aus. Nur der Handel läßt sich organisiren. Das neue Unternehmen wird also den Verkauf des Petroleums auf dem deutschen Markt besorgen. Die Organisation der Standard Oil Co., die verbürgt, daß von der Quelle bis zur Lampe an Rockefeller Tribut gezahlt werden muß, wird aus Deutschland verschwinden, wenn der Monopolentwurf der Verbündeten Regirungen Gesetz wird.

Die wichtigste Frage ist: „Wie wird das Verhältniß zum amerikanischen Oeltrust werden?“ Ihn auszuschalten, ist undenkbar. Die deutsche Regirung ist sich dieser Unmöglichkeit wohl bewußt. Sie sagt, das neue Gesetz solle sich nicht gegen das amerikanische Petroleum richten, sondern nur das Monopol einer einzigen Gesellschaft brechen. Auch sie, die Standard Oil Co., soll aber nicht von der Versorgung des deutschen Marktes ausgeschlossen werden; von der „geschäftsklugen Leitung“ (Rockefeller, der im Allgemeinen durch amtliche Komplimente nicht verwöhnt wird, darf sich für diese Würdigung seiner Qualitäten in der Wilhelmstraße bedanken) des amerikanischen Trusts sei zu erwarten, daß sie „unter Verzicht auf ihr altes Monopol“ ihre Waare an die neue Vertriebsgesellschaft liefern werde. In solcher Würdigung des amerikanischen Vorsprunges liegt ein Zugeständniß der eigenen Schwäche, das vielleicht auf die Rockefeller & Co. ganz anders wirkt, als man sich bei uns vorstellt. Denn die Angabe, „durch Verhandlungen mit den von der Standard Oil Co. unabhängigen Produzenten in Amerika, Rußland, Rumänien und Galizien“ sei festgestellt worden, daß durch geeignete Verträge die für Deutschland erforderlichen Oelmengen zum größten Theil ohne Mitwirkung der Standard Oil zu verschaffen sind“, müßte, um zu überzeugen, durch die Statistik erwiesen sein. Die aber steht noch auf der Seite der Dollarmänner. Amerika produzirte 1911 rund 28½ Millionen Tonnen Petroleum, Rußland 9, Rumänien 1,50, Galizien 1,46 Millionen. Deutschland führte ein: aus Amerika 743000, aus Galizien 14300, Rumänien 49000, Rußland 16000 Tonnen. Der deutsche Konsum hat 1911 also etwa 952000

Tonnen Petroleum vom Ausland bezogen; und 80 Prozent stammten aus dem Bereich der Standard Oil Co. Bisher sind alle Versuche, sich von der Herrschaft Rockefellers frei zu machen, erfolglos geblieben. Das Ende war immer der berühmte Friedensschluß, der die Herrschaft der Standard Oil besiegelte. Wird dem deutschen Gesetzgeber gelingen, was dem Unternehmer versagt blieb? Rockefeller ist auch mit den Outsiders im eigenen Land fertig geworden; und vielleicht bringt das deutsche Reichsmonopol die Konkurrenten gleicher Nationalität einander näher, statt sie zu trennen. Das Schlagwort „deutscher Kampf gegen das amerikanische Petroleum“ könnte chauvinistische Gefühle auf der Gegenseite wecken und im Petroleumlager das Heer einen. Richtig ist, daß die Standard Oil nicht riskiren könnte, die deutsche Vertriebsgesellschaft aufs Trockene zu setzen und sich für den deutschen Markt Ersatz in Südamerika oder Ostasien zu suchen. Die Gegnerschaft der Königlichen Niederländischen schmälert ihre Chancen ohnehin und zwingt sie, Deutschland mit einiger Vorsicht zu behandeln. Nur soll man nicht darauf schwören, daß die Leiter der Vereinigten Staaten den Feldzug für das Antitrustgesetz bis zu einer Begünstigung fremden Eingriffes ausdehnen werden. Vielleicht erblicken sie in dem deutschen Reichsmonopol eine Verletzung ihrer Ehre oder eine Gefährdung der nationalen Güter und richten ihre (durch keinen Handelsvertrag gebundenen) Zollmaßregeln danach ein. Siehe Shermanbill contra Rhedereien!

Im deutschen Petroleumhandel herrscht die Standard Oil mit ihren zahlreichen Ablegern. Die „Ablösung“ dieser (dem Privatmonopol dienenden) Vorposten ist für das Reich keine leichte Aufgabe. In der Begründung des Entwurfes heißt es, nachdem die einzelnen Gebiete, die frei bleiben (Petroleumraffinerie, Handel in Straßentankwagen, Rohölproduzenten, Benzin und andere Mineralöle), genannt sind: „Der Eingriff des Gesetzgebers in das wirthschaftliche Leben wird sich auf wenige Großhandelsgeschäfte in Leuchtöl beschränken, deren sämmtliche Anlagen und Vorräthe übernommen werden, und zwar, falls eine gütliche Vereinbarung nicht zu Stande kommt, im Wege der Enteignung. Die Gesellschaften werden in vollem Umfang entschädigt.“ Die Deutsch-Amerikanische Petroleumgesellschaft in Hamburg, der Concern der Standard Oil Co., ist die wichtigste Großhandelsfirma, die von der neuen Reichsvertriebsgesellschaft übernommen werden muß. Da das Unternehmen sehr gut gearbeitet und bilanzirt hat, wird die zu zahlende Entschädigung nicht gering sein. Bei 9 Millionen Mark Aktienkapital und 5 Millionen Reserven gab es, nach dem letzten Abschluß, 24,17 Millionen Debitoren; die (niedrig zu Buch stehenden) Betriebsanlagen waren auf 11½ und die Transportmittel auf 13,69 Millionen beziffert. Auch die Mannheim-Bremer Petroleum-Aktiengesellschaft, die fast eben so gut ausgestattet ist wie die Deutsch-Amerikanische, gehört zum amerikanischen Oeltrust, dessen deutscher Bereich damit aber noch lange nicht begrenzt ist. Die neue Reichsmonopolgesellschaft wird also große Mittel aufzuwenden haben, um mit den Handelsfirmen amerikanischer Herkunft fertig zu werden. Ob 60 Millionen

reichen? Fraglich; man plant ja sogar einen Betrieb mit eigenen Tankdampfern, um die Unabhängigkeit von der Standard Oil zu sichern.

Die Olex-Gesellschaft, die den Verbindungweg nach Oesterreich bahnt, gehört zum Bezirk der Deutschen Erdöl-Aktiengesellschaft, von der behauptet wurde, sie habe sich durch ein Abkommen mit der Deutsch-Amerikanischen Petroleumgesellschaft zum Kampf gegen das Reichsmonopol gerüstet. Sie hat sich gegen diese Darstellung gewehrt und ihre Befriedigung über die Absichten der Regirung unterstrichen. Besonders wichtig ist, daß der provisorische Vertrag, den sie mit der Standard Oil-Gruppe geschlossen hat, von selbst erlischt, wenn das Reichsmonopol in Kraft tritt. Als dritte Handelsfirma kommt die Deutsche Petroleum-Verkaufs-Gesellschaft in Betracht, die die Europäische Petroleum-Union G. m. b. H. vertritt und zum Petroleumdistrikt der Deutschen Bank gehört. Die Einflußsphären der Großbanken sind nach Gruppen begrenzt, zwischen denen es manchmal Reibungen gab. Und die neue Gründung, an der sich, nach dem Wunsch der Regirung, die gesammte Hochfinanz betheiligen soll, hat verschiedene Spitzen geschärft, die gegen einander gerichtet wurden. Die Deutsche Bank bekannte sich sofort zu dem Monopolplan, der ihrem Petroleumgeschäft guten Nutzen verspricht. Dahinter klafft ein Riß: Diskontogesellschaft, Bleichröder, Dresdener Bank haben ihre Mitwirkung zur Errichtung der neuen Monopolgesellschaft geweigert. Sie halten die Garantien, die für die Unabhängigkeit der Vertriebsgesellschaft geboten werden, nicht für ausreichend, um das Aufkommen jeder Sonderpolitik zu hindern. Keine der großen Finanzgruppen will der anderen den Vortritt lassen; und da eine Parität kaum zu erreichen ist, war der Konflikt vorauszusehen. Natürlich wahren Alle das Gesicht.

Ist das Staatsmonopol der Privatherrschaft vorzuziehen? Ueber diese Frage hilft auch der „sozialpolitische Zweck“ des Reichsmonopols nicht hinweg. Wird es gelingen, die Petroleumpreise so niedrig zu halten, daß die Konsumenten den Unterschied zwischen der Abhängigkeit von der Standard Oil und der gottgewollten vom Reich merken? Die Vertriebsgesellschaft wird in ihrer Preispolitik beschränkt sein; jenseits von der oberen Preisgrenze soll ihr Gewinn sich auf die „landesübliche Verzinsung“ des Aktienkapitals beschränken. Was unter „landesüblicher Verzinsung“ zu verstehen ist, weiß man noch nicht; für die Beurtheilung der Rentabilität einer Aktie ists aber wichtig, die amtliche Norm kennen zu lernen. Der Verdienst der Gesellschaft wird um so größer, je niedriger der Petroleumpreis ist. Den aber bestimmt nicht das neue Reichsunternehmen allein, sondern auch der Weltmarkt. Und schließlich bleibt die Frage zu beantworten: Cui bono? Ist der Kampf gegen die Standard Oil, der Schutz der Konsumenten, die Sozialpolitik oder irgendetwas Anderes die Hauptsache? Um des Prinzips willen setzt man einen großen Finanzapparat nicht in Bewegung; und da ausdrücklich erklärt wird, es handle sich nicht etwa um eine Ergänzung der Reichsfinanzreform, so wird Einem vor der Begeisterung für den neuen Monopolplan am Ende ein Bischen bang. **L a d o n.**

1813.

Ein Festgesang zur Jahrhundertfeier.

I.

Bedrückung.

Die Stimme des Propheten.

Du Menschenkind, so spricht der Herr: das Ende kommt, das Ende über alle vier Oerter des Landes. Das Ende kommt, es kommt das Ende, es ist erwacht über Dich, siehe: es kommt.

Hesekiel, 7, 2.

Die Stimme der Noth.

Brecht auf, Ihr Herzen, ungewohnt, zu klagen,
Ihr Stirnen, lernt Euch neigen,
Ihr Kniee, lernt in Staub Euch beugen,
Lernt, stolze Schultern, Joch und Lasten tragen.

Zu frecher Jugend schielt empor, Ihr Alten!
Die einst so flink im Flüchten,
Sie halten Euch in Knechteszüchten,
Um königlich auf Eurem Erb zu schalten.

Erröthet Eures Wortes und Gewandes,
Uebt kauderwelsche Bitten,
Liebt fremde Ehre, fremd Gesetz und Sitten,
Vergeßt den Namen Eures Vaterlandes.

Die Stimme des Grams.

Tages unbarmherzige Sonnen
Schütteln ihre Feuerbrände,
Ginge alles Licht zu Ende,
Blieb uns ewige Nacht gewonnen.

Nacht des ruhelosen Schlummers,
Jammer schreitet durch die Gassen,
Nacht durchzuckt von Feindes Prassen,
Dämmerung schreckerwachten Kummers.

Blasses, übernächtiges Sehnen,
Menschenbitte, nichtige Worte,
Schließt sich des Gebetes Pforte,
Oeffnet sich das Thor der Thränen.

Die Stimme der Verzweiflung.

Du harter Gott, der von metallnem Thurme
Das All bewachst,
Der trunken von des Schaffens Wirbelsturme
Des Fleisches lachst,

Wir Knechtsvolk dienten Deiner Himmelsehre
Ach, allzu gern;
Sie stampften lästernd Deine Hochaltäre
Und sind die Herrn.

Hast Du dem eitlen Caesar, uns zu richten,
Dein Schwert verliehn?
O laß durch Deinen Donner uns vernichten,
Doch nicht durch ihn.

Geschändet stirbt Dein Volk. Und keine Spende
Des Himmelsborns
Verwäscht die Schmach. Vollende, Herr, vollende
Das Werk des Zorns.

Die Stimme der Rache.

Vom Schwerte gerichtet,
Geblendet, vernichtet,
An Felsen geschmiedet, verblutet die Kraft,
Die Andern im Glanze
Erproben im Tanze
Die schmeidigen Glieder, vom Siege gestrafft.

Empor nun zu Göttern,
Gerechtesten Rettern
Die Zeugen der Unbill, des Frevels und Mords:
Ihr blutigen Splitter,
Ihr Thränen der Mütter,
Zerreißet den Frieden des himmlischen Orts.

Cheruben erbleichen,
Gestirne entweichen;
Das Haupt in blauendes Düster gehüllt,
Sitzt schweigend der Zeuger,
Titanenkraftbeuger,
Bis Stunde und Urtheil und Schicksal sich füllt.

Der Stundenpfeil steiget,
Die Schale sich neiget,
Trompeten erzittern, schon reckt sich der Strahl;
Zerflattert, Ihr Schleier,
Das Heer der Befreier,
Es stürzet und wettert und donnert zu Thal.

Die Stimme des Schicksals.

Erbarmen nicht noch Göttergunst noch Bitte
Versöhnen Dein Geschick;
Uralter Stempel, aus Demant geschnitten,
Prägt Leid und Glück.

Wie lange trübt der dunkle Quell der Trauer
Der Lust den Lebensstrom?
Nur Dumpfheit malt auf leere Nebelmauer
Ihr Schreckphantom.

Getrost hinab die innertiefen Schächte,
Von Finsterniß geschwellt;
Im Mittelpunkt vermählen sich die Mächte:
Recht, Wille, Welt.

LS

II.

Erlösung.

Die Stimme des Propheten.

So spricht der Herr: ich will Euch ein neu Herz und einen neuen Geist in Euch geben und will das steinerne Herz aus Eurem Fleisch wegnehmen und Euch ein fleischern Herz geben. Hesekiel, 36, 26.

Die Stimme der Reue.

Mensch, gedenke Deiner höchsten Stunde,
Heiße alle Erdenstimmen schweigen,
Blicke einwärts, gieb dem Gotte Kunde!

Mensch, bedenke! Nichts ist Dir zu eigen
Als der einige kristallne Spiegel;
Wehe! Wessen Antlitz wird er zeigen?

Mensch! Vom Herzen lösen sich die Siegel
Und Pandorens wirbelnde Gestalten
Oeffnen ihre schillerbunten Flügel.

Mensch! Des trügerischen Schleiers Falten
Hüllen Dir den Blick mit Eitelkeiten,
Bergen Dir der Gottheit ruhend Walten.

Mensch! Vernimm des Geisterreiches Schreiten!
Mensch! Vernimm des Paraklets Befehle!
Mensch! Laß Muth und Furcht und Hoffnung gleiten!
Mensch, o Mensch, gedenke Deiner Seele!

Die Stimme des Opfers.

Durch des Sommers Sternennächte
Lasset Feuerzungen schießen,
Daß der Götter Weihestätte,
Heiliger Gipfel Waldeskette,

Freiheitsdämmerung zu begrüßen,
Sich zum Sternenkranze flechte.
Flammender Opferbrand,
Läutre mein Vaterland.

Himmelan, Du dunkle Säule,
Spende Deine Weihrauchdüfte,
Scheuche, Gluth von reiner Klippe,
Lügengeister, Teufelssippe,
Säubre Felder, kläre Lüfte,
Töte Pestilenz und Fäule
Flammender Opferbrand,
Weihe mein Vaterland.

Tilge, Flamme, was uns zehrte,
Spieltand, den uns Sklaven preisen,
Friß Damaste und Geschmeide,
Hoher Frauen Opferfreude,
Brenne Gold und gieb uns Eisen,
Wir genesen nur am Schwerte.
Flammender Opferbrand,
Rette mein Vaterland.

An der Gluth der Eichenstämme
Zündet Fackeln, schwingt die Gluthen!
Nie mehr, Männer, Knaben, schwört es,
Darf ein Feind, der Rächer hört es,
Hochmuthschwellend überfluthen
Deutscher Grenzen heilige Dämme.
Flammender Opferbrand,
Schütze mein Vaterland

Die Stimme der Sehnsucht.

Blond und stahlblau Korn und Lüfte,
Himmelaugen heiliger Seen,
Dunkler Kiefern Waldesgrüfte,
Blasser Dünen Schaumeswehen,

Harter Boden, harte Herzen!
Mag der Feind sich Sieger wähnen,
Nie gelingt ihm, auszumerzen
Ahnensaat von Blut und Thränen.

Mag der Feind Dich frech betreten,
Adler hissen auf den Zinnen
Ueber schmachbedeckten Städten:
Nimmer wird er Dich gewinnen.

Mußte sich der Mund verschließen,
Daß das Herz umpanzert bliebe,
Endlich darf es überfließen:
Land, mein Land, Du meine Liebe!

Die Stimme der Königin.

Ihr zerbrochnen Mutterherzen,
Die am Kreuzesstamme schauert,
Schwestern tiefster Liebeschmerzen,
Die Ihr um die Knechtschaft trauert,
Junge Seelen, leidgeboren,
Heimathfremd in bangen Tagen,
Kommt zu mir, die auserkoren,
Dreifach Euren Gram zu tragen.

Laßt uns treu dem Gotte danken,
Der uns höchstes Recht gewährte,
Der aus dumpfer Kleinheit Schranken
Uns durch Marterglück verklärte.
Ja, mit Recht sind wir geschlagen,
Selbstsucht darf die Welt bethören,
Wenn die Besten uns verzagen;
Doch die Willkür kann nicht währen.

Gott folgt ewigen Gesetzen.
Mochten Caesars Friedenslügen
Väterbrauch und Recht verletzen;
Keine Erdmacht konnte fügen,

Daß das Wort sich nicht erfüllte:
Demuth nur soll Herrschaft erben.
Da mir Solches Gott enthüllte,
Durfte ich getröstet sterben.

III.

Erhebung.

Die Stimme des Propheten.

Tröstet, tröstet mein Volk! spricht Euer Gott. Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler, daß sie laufen und nicht müde werden, daß sie wandeln und nicht ermatten. Jesaias, 40.

Die Stimme des Gebets.

Unser Vater, Gott der Höhen,
Lenker aller Himmelsheere,
Siehe Tausend vor Dir stehen
Hart gewaffnet, Dir zur Ehre.

Gieb, daß nicht uns Haß und Rache,
Menschenfurcht uns nicht entzweie,
Gieb, daß Deine Gottessache
Unberührte Seelen weihe.

Jeder Strahl aus Deinen Sonnen
Klingt in unsrer Herzen Stille,
Alle Wünsche sind zerronnen,
In uns athmet nur Dein Wille.

Gieb, daß Deines Himmels Feuer
Falschheit, Wust und Dunst zerstiebe;
Härte uns, Du Blitzestreuer,
In dem Feuer Deiner Liebe.

Nicht, um Römerglück zu werben,
Siehst Du unsre Heere schreiten:
Laß uns siegen, laß uns sterben,
Dein der Kranz der Ewigkeiten.

Die Stimme der Jugend.

Standarten und Spiele,
Wie blitzen die Höhn!
Der Herbstwind wie kühle,
Der Morgen wie schön!

Ihr Brüder, uns bindet
Ein königlich Band,
Das Nichtige schwindet,
Wir schützen das Land.

Wie wuchsen im Frieden
Wir träge heran!
Gefahren, sie schmieden
Den Knaben zum Mann.

Nun brausen die Wälder
Dem feurigen Bund,
Bald dampfen die Felder,
Bald donnert der Grund.

Frischauf! Wenn die zweite
Der Sonnen erwacht,
Sie leuchtet dem Streite,
Der herrlichen Schlacht.

Und kauert in Gräben
Und lauert der Tod,
Sprüht Freiheit und Leben
Aus funkelndem Roth.

Die Stimme des Donners.

Im Donner stürzt das Schöpferwort zur Erde,
Das Weltall athmet schwer;
Durch Wirbel zuckt der Flammenruf: Es werde!
Das Chaos ist nicht mehr.

Schon schwingen sich zum Feuerkranz die Sonnen;
In Weißgluthpracht,
In Schattenthälern ist der Tag zerronnen,
Es blaut die Nacht.

Gewaltge Spannung bannt die Firmamente,
Es sprüht der Streit,
Urewiges Hassen sträubt die Elemente,
Die Windsbraut schreit.

Da kracht die Feste, flammt die Atmosphäre,
Der Abgrund stöhnt,
Zurück die Welt ins Chaos und ins Leere!
Und Satan höhnt.

Nun brechen blutige Segensströme nieder
Aus Götterbrust,
Aus höchstem Opfer trinken Welten wieder
Sich Werdens Lust.

Im Rosenlicht verklärt, der Himmelsbogen
Besiegt die Nacht;
Der Heros stürmt, vom Glanz emporgezogen:
Es ist vollbracht.

Vox coelestis.

Gloria in Excelsis Deo et in terra pax hominibus bonae voluntatis. Amen.

Herwart Raventhal.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 2. November 1912.

Reveille.

Ouchy.

An drei Ladenthüren eines holländischen Fischerdorfes klebt der Zettel, auf dem, mit veilchenfarbiger „Salon Ink Extra“, der turko-italische Friedensschluß gemeldet wird. Dicht bei Rembrandts Heimathstädtchen Leiden, dem Wilhelm der Stille, der Schweiger von Nassau-Oranien, vor dreihundertfünfzig Jahren mit seinem tollkühn scheinenden Entschluß zum Deichdurchstich die Nahrungzufuhr sicherte und aus dem Klammerdruck spanischer Belagerer half; wo auf den Trümmern steriler Fremdherrschaft dann, als das Geschenk eines dankbaren Fürsten, die von den Namen Hugos de Groot, Remberts Dodoens, Scaligers und Boerhaaves im Gedächtniß untrennbare Hochschule entstand. Dicht am Alten Rhein; neben einer noch im zweiten Oktoberdrittel von frischem Grün umleuchteten Gotenkirche aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Die Noth und die Pracht Althollands steigt aus der Gruft. Die Hochzeit seiner Kämpfe gegen Philipp und Alba, Cromwell und Karl Stuart, den Roi-Soleil und Condé wird dem Erinnern lebendig. Im haager Binnenhofe fällt das greise Haupt Oldenbarnevelts, das sich aus beinahe bismärckischem Gemüthstrotz in einen Herrnwillen zu recken gewagt hat. Michel de Ruyter läßt seine Admiralsflagge vor der Themsemündung wehen. Wilhelm der Dritte, Oraniens größter Sohn, stürzt den letzten Stuart, dessen Eidam er ist, löst die Briteninsel vom Papstthum, wird, als Statthalter in den Niederlanden, König von England und drängt, mit der vereinten Flottenmacht beider Staaten, Ludwig den Vier-

zehnten bis in den Verzicht des Friedens von Rijswijk. Doch das Bündniß mit dem Leun muß, wie noch jede societas leonina, den Schwächeren enttäuschen. Hollands Nimbus verblaßt, preußische Bayonnettes geleiten den fünften oranischen Willem auf den Statthaltersitz zurück, von dem ein Patriotenputsch ihn gestoßen hat, und der Britenlöwe gebietet mit aiolischer Willkürkraft über die Weltmeere. Hätte der tapfere Schwiegersohn Jakobs des Zweiten, statt die Mehrung seiner Hausmacht und die Ausdehnung der Kirchenreform zu erstreben, die ganze Wucht eigener Kraft und einer Festlandskoalition an die Schwächung Englands gesetzt, dann wäre das Land zwischen Yser und Ems vielleicht noch die Wohnstätte einer Großmacht und das Antlitz Europens sähe anders aus. In der rechten Stunde der rechte Entschluß und die Wahl der tauglichsten Kampfgenossen: daran hängt das Schicksal der stärksten Völker. Schon verdämmert die Vision. Aus dem Nebelstreif, der von ihr bleibt, taucht purpurn aber, wie Sonnennachglanz, die Frage: Wird nicht länger als die Friedensverträge von Westminster, Rijswijk, Breda der in Ouchy vereinbarte Präliminarfriede im Europäerbewußtsein leben, weil er nicht einem einzelnen Staat, weil er dem ganzen Erdtheil ein neues Historienkapitel beginnt? Mit englischer Tinte ward er, auf Maschinenpapier, der Dorfkundschaft emsiger Provinzblätter gemeldet; ein englischer Sieg. „Italien käme mit seinem Athem zwar noch leidlich über den Winter und Frühling; sehnt sich aber nach Frieden. Die Türkei würde ihn gern gewähren (über die Bedingungen ist man im Wesentlichen ja längst klar), wenn nicht jeder Pfortenhüter das Odium scheute, mit dem neue Gebietshingabe ihn bedroht. Doch das Wuthgeschrei des Balkanbundes übertönt die schwachen Geräusche des libyschen Krieges; die im Herzen gefährdete Türkei kann ihren letzten afrikanischen Besitz den Italienern lassen. Die haben dann, was sie so lange begehrten; und merken, daß sie Briten und Russen Alles, dem deutschen Bundesgenossen nichts danken. England will (weil es wollen muß) Deutschlands Gefährten in seinen Concern ziehen und sich, in Egypten oder Arabien, einen Khalifen schaffen, mit dessen Stimme es auf seine indischen Mohammedaner einwirken kann; muß also, ohne die Absicht zu entschleiern, neue, empfindliche Schwächung der Türkei wünschen.“ Das wurde hier gesagt, als der Balkanlärm

anfing. Das war das Ziel Derer, die in glimmende Funken bliesen, bis sie zur Flamme aufprasselten. Nun ists erreicht. Die Studentenhorde, die ins Berathungzimmer der türkischen Minister einbrach, konnte für ein paar Stunden, just so lange, wie ihr Geheul feige Paschas der Ausdruck der Volksstimme dünkte, den Aufschub des Rückzuges ertoben, doch die endgiltige Kapitulation nicht hindern. Von drei Ladenthüren eines holländischen Fischerdorfes grinst der Partezettel, der anzeigt, daß die osmanische Mondsichel (trotz Ferdis Parole wars nie ein Halbmond) von Afrikas Himmel wich. „Gestern, am fünfzehnten Oktober 1912, um sechs Uhr abends ist in Ouchy der Präliminarfriede unterzeichnet worden.“

Für Italien ists keine Kleinigkeit. Und mir scheint ziemlich (nein: unziemlich) thöricht, daß die meisten Zeitungleiter das Ereigniß kaum noch der Rede werth finden und einzelne die „Konzessionen“, die Victor Emanuel dem Khalifen gewährt hat (und, fast alle, in seinem eigenen Interesse gewähren mußte) durch Fettdruck hervorheben, um Herrn Omnes in den Glauben zu lullen, Rom habe im Grunde nichts Rechtes erreicht. Viel. Unverlierbares. Die Schwachheit von Tunis und die Schlappe von Adua sind verschmerzt. Das Trachten, aus Italien, nach dem hübschen Wort des Herrn Charles Loiseau („L'Italie et la question d'Orient“), einen Regenschirm zu machen, den des Besitzers Hand nach keiner Seite hin mehr aufspannen kann, ist mißlungen. Die alte Frage „Andiamo a Tripoli?“ ist glorreich bejaht worden. Nicht eine halbwegs ernsthafte Schlacht verloren; nicht ein Schiff beschädigt. Blut ist geflossen, mancher Jüngling kehrt nie wieder ins Goldorangenland heim und die Staatskasse ist um eine halbe Milliarde ärmer. Haben nicht auch wir jede Kolonie, die dürrste mehr als einmal, mit Blut und mit Gold gedüngt? Ist der Werth Tripolitaniens und der Kyrenaika etwa geringer als des Herero- und Hottentotenbezirkes, der für kurze Abendstunden in Diamantenglanz prunkt? Deutsche Schiffe können, wenn die fratellanza latina und England ihnen die Kohlenzufuhr sperrt, in keine deutsche Kolonie gelangen. Von Katania nach Tripoli ist ein Katzensprung. Das letzte große, Europäern noch nicht unterthane Mittelmeerland. Wenn Frankreich sein nordafrikanisches Reich bis nach Tobruk dehnte, wenn Britanien, um seine Mittelmeerfestungen Gibraltar und Malta zu sichern, für ein Menschenalter (die dann verlängerte

Frist osmanischer Agonie) auf die Türkenseite trat und die Pranke auf den Bombagolf und die Sudabai legte, war den Italern jede nahe Expansion unmöglich und das Ostbecken des Mittelmeeres, das ihre Väter einst mare nostrum nannten, römischem Einspruch geschlossen. Tripolitanien ist eine Wüste? Saharaland; der größte Theil sandig und unbewohnbar. Doch die Zahl und der Umfang der Oasen ist, von Mechya bis nach Kufra, nicht gering; und muß die libysche Wüste ewig wüst bleiben? Moderner Technik bietet der alte Plan, die Sahara zu bewässern, kaum noch abschreckende Schwierigkeit. Der Sudanese ist ein billiger und guter Arbeiter. Und dicht bei Tarabolos-el-Rharb, der Tripolis des Westens, tragen auf dem von Pumpbrunnen und Kanälchen genäßten Saharaboden Pflaumen- und Pfirsich-, Citronen- und Orangenbäume Blüthe und Frucht; spendet das Riesendach eines unübersehbaren Palmenwaldes Schatten; reift Weizen, Gerste, Mais und jede Art europäischen Gemüses. Die Kyrenaika, mit dem (nach Herodots Libyerüberlieferung) durchlöcherten, Regen und Thau schenkenden Himmel, mit dem Grünen Berg (Djebel Akhdar: der Legendenstätte des Gartens der Hesperiden) und dem Rothen Hochland, dessen eisensalzhaltiger Humus die Wachsthumskraft aller Pflanzen ins Subtropische erhöht, ist eine üppige, Europäern wohnliche Ackerbaukolonie. Die Bai von Tobruk, die Schweinfurth für Hafenanlagen eben so günstig fand wie La Valette und Biserta, kann, zwischen West (Marokko, Algerien, Tunesien) und Ost (Balkan, Levante, Egypten, Kleinasien), eine Flottenstation von mitentscheidender Stärke werden. Daß der Sudan früher als Tripolitanien vergeben sein werde, konnte Gerhart Rohlfs nicht ahnen; war er deshalb ein blinder Gimpel, da er den Besitz der Syrtenländer höher als Tunesiens einschätzte? Doch die Wuth der Araber duldet, wie die zärtlichere der Frühlingssonne, nichts Weißes; die dauernde Sicherung der Herrschaft über Libyen ist nie gelungen. Niemals. Nur ist damit nicht bewiesen, daß sie auch dem Maschinengewehr, das in Minuten, ohne das Geräusch einer Gartenspritze zu übertönen, Abertausende hinstreckt, nicht gelingen könne. Schließlich: Italien hatte die egyptische und die tunesische Gelegenheit versäumt; ihm blieb keine Wahl. Was es jetzt erworben hat (die den Türken zugesagte Entschädigungsumme ist ein Pappenstiel und wird obendrein noch in Raten gezahlt), darf kein Nüchterner

eine Kolonie ersten Ranges nennen; auch nicht, wenn in dem franko-italischen Geheimabkommen von 1901 (Delcassé-Prinetti) das Hinterland reichlich bemessen und die Oasenzone von Rhat bis Rhadames ihm zugezählt ist. Für Politik und Wirthschaft des Appeninenreiches wiegt es dennoch ungemein schwer; mögen Kaufleute, die langsichtige Wechsel nicht lieben, im Ton tiefster Verachtung das Geschäft schelten und Meinungmacher wieder, wie anno Marokko, trillern: „Welches Glück, daß Deutschland nicht solche Kämpfe zu führen hat!“ Dieser Kindertext hätte auch auf das Indien der Seapoyzeit und auf die Kapkriege gepaßt. Italiens Volk war nie so einig, von Turin bis nach Palermo von solcher Freude am Vaterlande durchglüht. Victor Emanuel und Giolitti müssen heute thun, als habe der Gedanke an Albanien nicht einmal im Traum ihr Hirn gestreift; noch morgen würde der Verdacht schädlich, daß ihr Streichholz ein Feuer anzünden wollte, an dem in Cetinje der Schwiegerpapa sein Süppchen wärmen kann. Auch übermorgen ist ein Tag. Die Volksphantasie hat neue Nahrung. Bald tost sie ins Blau, aus dem, wie Blinkfeuer, das Lichtbild einer Kaiserkrone funkelt. „Wir sind wieder Römer. Die Herren der ins Lateinerinteresse eingemörtelten Papstkirche. Valona ist unsere nächste Etape. Unser Arm umfängt die Adria. Spitze und Absatz unseres Küstenstiefels sind fortan Roms Hoheitzeichen im Joniermeer.“

Von Tunesien, von Tuareg, vom englischen Sudan aus ist das Syrtenreich leicht zu gefährden. Zwischen Sizilien und der weißen Citadelle von Tripoli liegt Malta; dem Kitchener ein stärkeres Geschwader erwirkt hat. Wer darf, nach einem Blick auf die Karte, wähnen, Italiens Herz müsse vom neuen schnell sich wieder zum alten Dreibund wenden? Rußland hat die Türkei unter dem Druck ängstigender Drohung gehalten. England ihr den Weg durch Egypten, auf dem sie Truppen nach Benghasi schicken konnte, verriegelt und damit ihre Niederlage entschieden; dann auf dem Balkan die Zündschnur gezogen und dem von fünf Heeren bedrängten Sultan den Friedensschluß abgepreßt. Italien wirds nicht vergessen; und ist fürs Erste mindestens, mit noch vergrößertem Besitz offener Küsten, mehr als je zuvor auf Englands Freundschaft angewiesen. Britania triumphans? Die Regie des Staatsstückes lobt den Meister. (Freilich wurde sie von der „Politik“ des Deutschen Reiches erleichtert, deren undurchlotbare Dummheit vor einem Jahr nicht

die Spur alten, neu einstudirten Spektakels witterte.) Niemals, sprach Kiamil Pascha nach der Kriegserklärung der Balkanbundesstaaten, „galt im Osmanenreich England so viel wie heute.“ Nachdem es erlangt hat, daß dieses Reiches Mondsichel vom Himmel Afrikas wich, auf Afrikas Boden für einen neuen Khalifen Raum wurde. Den braucht Britania: ein Glaubenshaupt, das sich nach ihrem Wink neigt oder schüttelt und dessen dem ganzen Islam ehrwürdiges Wort am Nil ihr die Araber, in Indien die sechzig Millionen Mohammedaner in unterthänigem Gehorsam hält. Griff die Behauptung, einem ganzen Erdtheil beginne der Todeskampf der europäischen Türkei einen neuen Historienabschnitt, über den Bereich nachprüfbarer Wirklichkeit nun etwa hinaus? Diese Agonie ist unaufhaltsam. Und Englands Triumph drum noch nicht verbrieft und besiegelt. Darf der Islam sich nicht mehr auf Europens Weide sättigen, dann muß er die Stoßkraft ostwärts wenden; in Asien und Afrika die Gläubigen zur panislamischen Schlacht wider die Rumi schaaren. Weh dann dem Sieger von Ouchy! Die klügsten Briten kennen diese Gefahr; fürchten deshalb das Roma des Osmanenstaates (das der Puseyit Gladstone, einer der unklügsten, herbeifluchen wollte). Ihrer Wünsche Ziel ist eine sieche, von Almosen erhaltene, doch dem Europäerboden nicht völlig entwurzelte Türkei, die den Khalifat auf ihr Erdenrestchen am Bosporus beschränkt. Sie werden weder dem Slaven aus Koburg noch dem Hellenen aus Kopenhagen gern die Stadt Konstantins öffnen.

Kreta.

„Ich wäre dafür, Kreta den Griechen zu geben.“
(Bismarck 1879 zu Odo Russell.)

Die kretischen Seeräuber wurden zuerst vom römischen Imperator, dann vom griechischen Basileus gebändigt und unterworfen. Dem entreißen die Araber die Insel des Minosmythos. Im zehnten Jahrhundert zwingt Nikephoros Phokas, den als schon alternden Soldaten die süße Dirne Theophano, des lakonischen Schankwirthes unersättliche Tochter, auf das vom zweiten Romanos leergelassene Lager gelockt hat, den Islam in den Staub. Als Nikephoros, das Kreuzszepter in der Rechten, in der Linken die Akakia, auf goldenen Sohlen, mit Goldbinden um den Leib, als vergotteter Autokrator durch eine Weihrauchwolke in die Haupt-

straße von Byzanz schreitet, ist der Siegbringer Herr von Kreta. Für ein Vierteljahrtausend gehört die Insel den Griechen. Fällt, als die Kreuzfahrer in Konstantins Stadt eingezogen sind, den Genuesen, dann den Venezianern zu und wird im letzten Drittel des siebenzehnten Jahrhunderts von den Türken erobert. Griechenaufstände, die stets niedergezwungen werden. Ibrahim Pascha siegt über Capo d'Istria. Der Friede von Adrianopel bestätigt die Türkenherrschaft. Als, nach Ottos Entthronung, Prinz Georg von Dänemark zum König der Hellenen gekürt wird (denen England, um der gefährlichen Kandidatur Leuchtenberg-Beauharnais zu entgehen, das Recht auf die Jonischen Inseln zusprechen muß) und eine Nichte des Zären Alexander heimführt, entsteht das Gerücht, Kreta sei der Braut als Mitgift gewährt. Die Gelegenheit scheint günstig. Preußen hat Oesterreich geschlagen und muß sich gegen den pariser Versuch einer revanche pour Sadowa rüsten. Von Mitteleuropa ist also nichts zu fürchten. Alexander darf dem Mann der Nichte helfen. Die Kreter stehen auf, Freiwillige strömen ihnen aus Ost und West zu und in Athen ist das Ministerium Kumunduros bereit, Alles auf ihre Karte zu setzen. Doch die erschreckten Großmächte interveniren, die Hohe Pforte entschließt sich nur zu winzigen Konzessionen und am neunten Januar 1869 verbietet die pariser Botschafterkonferenz den Hellenen, auf Kreta zu landen oder den Aufstand durch bewaffnete Banden zu unterstützen. Auf dem Berliner Kongreß kämpfen Karatheodorij und Mehemed Ali für das Türkenrecht auf die Insel; und sind ihrer Sache sicher, seit sie wissen, daß Beaconsfield zwar „Etwas für Griechenland thun", den Sultan aber nicht zum Verzicht auf Kreta zwingen will. Nach dem Kongreß wird dem Generalgouverneur (Wali) ein christlicher Adjunkt (Muchawir) beigeordnet, ein Theil der Landeseinkünfte für öffentliche Arbeiten reservirt und schließlich bestimmt, daß eine aus 49 Christen und 31 Musulmanen zusammenzusetzende Nationalversammlung, die alljährlich mindestens vierzig, höchstens sechzig Tage berathen soll, Gesetze vorschlage, die der Sultan bestätigen muß, wenn sie in den Rahmen der Osmanenlegislatur passen und die kaiserliche Macht nicht schmälern. Schon diese Klausel macht den kretischen Parlamentarismus zur Posse. Der Wali bleibt Insulartyrann und schaltet hinter dem Ornament einer for show geschaffenen Verfassung nach willkürlichem Ermessen. Wird, nach

neuen Aufstandsversuchen, von Abd ul Hamid 1889 mit noch weiter reichender Macht ausgestattet. Den Kretern gehts jämmerlich. Unter dem Druck der Großmächte bewilligt der Sultan ihnen 1895 einen christlichen Generalgouverneur (Karatheodorij Pascha). Ungern. Als die Musulmanen wüthend aufbrüllen und die Hohe Pforte fragen, ob der Rumi auf der Insel herrschen, ein Christ als Wali mit der christlichen Parlamentsmehrheit regiren solle, finden sie im Yildizpalast einen stillen Helfer. Emin Pascha, der vom Wali unabhängige Truppenkommandant, ruft zu offenem Kampf gegen Karatheodorij, entzieht ihm die Polizeimannschaft und setzt durch, daß der dem Islam verhaßte Mann von Turkhan Pascha abgelöst wird. Straßenputsche. Russische und griechische Konsularkawassen werden gemordet. Wie ein Lauffeuer gehts durch die Insel. Zuerst schicken Frankreich und Italien, dann auch Britanien und Rußland Kriegsschiffe in die Sudabai. Doch der Bürgerkrieg ist nicht mehr aufzuhalten. In den Städten sind die Türken unantastbar; im Gebirg befiehlt die Epitropie, deren Banden, auch als der Sultan neue Truppen geschickt hat, nicht niederzuringen sind. Darf Griechenland müßig bleiben, während die „Schwesterinsel" keuchend um ihr Lebensrecht ringt? In der Weihnachtwoche des Jahres 1895 schreibt Herr Bourée, Frankreichs Gesandter, aus Athen an Berthelot (der große Chemiker leitet unter Bourgeois das internationale Geschäft der Republik), König Georg habe ihm gesagt: „Wenn die Türken wirklich, wie erzählt wird, fünf Bataillone nach Kreta schicken, kann ich für nichts mehr stehen und die Ereignisse müssen ihren Lauf nehmen." Der kluge Paul Cambon (der Bruder des jetzt bei uns akkreditirten) ist in Konstantinopel und schildert Herrn Hanotaux (der Berthelot abgelöst hat) die Möglichkeiten solcher Entwickelung. Schon kämpfen auf Kreta türkische Soldaten gegen griechische Freiwillige. Wie lange kanns dauern, bis überall die Hellenen aufstehen und die Raserei dieses Nationalismus Makedonien ergreift? Europa muß helfen. Europa hilft. Abd ul Hamid verspricht Alles, was von ihm gefordert wird: Amnestie, getreuliche Wahrung der Konstitution vom zwölften Oktober 1878, Ernennung eines christlichen Truppenbefehlshabers. Er kennt seine Leute. Nach kurzer Ruhe kehrt der alte Zustand der Wirrniß zurück und ein schlauer Fischer angelt sich was Schmackhaftes aus der trüben Fluth. Berowitsch Pascha, der

Fürst von Samos, erfährt, als Kommandant, kaum, was vorgeht. Soll die Minorität der Anmaßung einer radikalen Mehrheit geopfert, die mit Türkenblut gedüngte Insel leichtfertig den unreinen Rumi ausgeliefert werden? So fragen die Musulmanen. Doch auch die christlichen Kreter sind nicht zufrieden. Heischen, außer dem christlichen Generalgouverneur, der auch über die Truppen frei verfügen müsse, und der Aufsichtpflicht der Großmächte, die griechische Staatssprache und das Recht, die Einnahmen, nach einem der Pforte zu zahlenden Tribut, nur für die Interessen der Insel zu verwenden. In deren Gebiet wird inzwischen lustig gesengt und gebrannt, geschändet und gemordet. Und der behutsame König Georg, der am Liebsten den Herrgott einen guten Mann sein ließe, kann dem Drang der Oeffentlichen Meinung auf die Dauer nicht widerstehen. Offiziere, Soldaten laufen aus seinem Heer zu den kretischen Rebellen. Kommts zum Türkenkrieg gegen Neuhellas? Noch nicht. Abd ul Hamid läßt sich von dem bittenden, warnenden Wort der Botschafterkonferenz erweichen. Berowitsch Pascha soll fünf Jahre lang Wali sein und, als besondere Auszeichnung, den Rang der Wesire erhalten. Justiz und Polizei werden im Einvernehmen mit der Konsularkommission von Kanea reorganisirt. Was für den Wohlstand der Insel geschehen kann, wird ohne Aufschub geschehen. Jubel in der kretischen Christengemeinde. „Lasset uns, die wir Kinder des selben Landes und an dessen Gedeihen, Christen und Musulmanen, in gleicher Weise interessirt sind, den alten Hader für immer vergessen und, statt einander nach Habe und Leben zu trachten, fortan nur im Wettstreit friedlicher Arbeit noch um den Sieg ringen." So stehts in der Christenproklamation. Endlich Friede auf Kreta. Fromme schluchzen. Die Diplomaten rösten sich am Gefühl ihres Erfolges.

Nicht lange. Drei Tage nach der Proklamation kommt aus Kandia die Kunde von neuem Christengemetzel. Wieder ziehen Türkenhaufen von Haus zu Haus und sichern sich die Herrschaft über die Städte. Wieder fordern sie laut das Recht, nach ihrem Sinn die Insel zu regiren, deren Bevölkerung zu zwei Dritteln doch aus Christen besteht. Und Abd ul Hamid ersinnt eine neue Finte. Um die Insel zu „beruhigen", schickt er Zihni Pascha hin, der, als Großherrlicher Generalkommissar, mehr gelten muß als der Christ Berowitsch; und bald auch an allen Ecken Feuerchen

anzuzünden versteht. Im Januar 1897 Christenverfolgung in Kanea. Der Wali, die Konsuln, die Katholische Mission werden bedroht, die meisten Häuser zerstört, die Christen halbnackt durch die Straßen gescheucht. Auf der Brandstatt fehlts an Brot; nicht ein Bäcker ist dem Tod entronnen. Die Ueberlebenden flüchten ins Gebirg, hissen die Griechenfahne und beschwören die Brüder in Hellas, die Insel zu annektiren. Delijannis verliest im athenischen Parlament die Depesche, in der Generalkonsul Gennadis das hoffnunglose Elend der Christen meldet: und wie ein Mann erhebt sich die Kammer zum Kriegsruf gegen die Türken. Ein Panzer soll hinüber. Und Prinz Georg, des Königs zweiter Sohn, wird mit einer Torpedoflottille die hastig in Smyrna zusammengezogenen türkischen Truppen hindern, auf Kreta zu landen. Am sechzehnten Februar 1897 landet Oberst Wassos dort mit drei Griechenbataillonen und nimmt im Namen seines Königs die Insel in Besitz. Hellas muß siegen. Dreihunderttausend Griechen sind bereit, Konstantins Stadt von der Türkenschmach zu säubern. Der Epirus, Makedonien, Albanien wird aufstehen. Der von Christenblut triefende Abd ul Hamid, den der Brite Gladstone schon vorher einen Mörder, der Franzose Vandal den Rothen Sultan genannt hat, fliegt in die Luft, die armenischen und kretischen Märtyrer werden gerächt und die brünstigen Wünsche endlich erfüllt, die seit den Kreuzfahrertagen auf Europens Gewissen lasten. Wie ein Sauserrausch gehts durch Griechenland; und das Häuflein der Nüchternen wird überheult. Daß die Balkanrivalität keinem Stamm einen Sieg noch gar einen völligen Triumph gönnt, scheint vergessen. Wird den trunkenen Hirnen rasch aber eingehämmert. Fürst Ferdinand von Bulgarien, der weiter sieht als die Haemusvettern, läßt Alexander von Serbien nach Sofia kommen und verabredet mit ihm, was zu geschehen habe, wenn die Griechen nach Makedonien vordrängen. Das Sammlungministerium Simitsch erklärt, bei jeder Aenderung des status quo müsse auch Serbien Konzessionen fordern. Schon glimmts in Makedonien. Schon hetzt der Sultan Albanesenhorden gegen die Griechengrenze. Höchste Zeit für die europäische Löschmannschaft. Salisbury läßt in Konstantinopel herrisch empfehlen, der Insel, unter der Oberherrschaft des Sultans, Autonomie zu gewähren; in Athen, sich mit diesem Erfolg zu bescheiden und die

Truppen zurückzuziehen. Hanotaux schließt sich diesem Vorschlag an und sagt in der Kammer: „La Crête va être remise en depôt par le sultan entre les mains de l'Europe et jouira désormais d'une administration autonome sous la suzeraineté de la Porte.“ In Berlin wird der internationalen Politik vom Kaiser die Richtung gewiesen. Der eilt, als er von dem Griechenvorstoß gehört hat, in jäh aufflackerndem Zorn zu dem Marquis de Noailles, dem Botschafter der Französischen Republik, und ruft, die Großmächte müßten den Piraeus, die ganze Hellenenküste blokiren; Europa dürfe ein Volk nicht schonen, das seinen Nachbar so frivol herausgefordert und den Frieden des Erdtheiles gefährdet habe. (Vier Tage danach ruft er die Märker zum „Kampf gegen den Umsturz“ und spricht den unvergeßlichen Satz: „Dieses Gefecht können wir nur siegreich durchführen, wenn wir uns immerdar des Mannes erinnern, dem wir unser Vaterland, das Deutsche Reich, verdanken und in dessen Nähe durch Gottes Fügung so mancher brave, tüchtige Rathgeber war, der die Ehre hatte, seine Gedanken ausführen zu dürfen, die aber Alle Handlanger seines erhabenen Wollens waren, erfüllt von dem Geist dieses erhabenen Kaisers.“) Griechenland soll seine Truppen zurückziehen. König Georg möchte wohl, darf aber nicht; wäre unmöglich, wenn er wieder nachgäbe. Wird das Versprechen der Autonomie etwa besser gehalten werden als frühere Verheißungen? Sicher nicht. Darf Hellas die christlichen Brüder schutzlos der islamischen Wuth preisgeben? Nein. Man lasse die Insulaner abstimmen; sie werden deutlich sagen, ob sie türkisch bleiben, ob griechisch werden wollen. So laut, daß man sie bis ins Spreeschloß hört. Vorher darf Wassos die Insel nicht räumen.

Britanien hat kaum Zeit, sich ernstlich um Kreta zu kümmern. Kitchener ist auf dem Marsch nach Dongola und Berber; der Sudan wichtiger als das Gekribbel am Strand des Aegeermeeres. Vielleicht läßt sich doch irgendein Vortheil herausschlagen. Die Großmächte blokiren die kretische Küste, um die Landung neuer Truppen (aus Athen und Smyrna) zu hindern, und schicken selbst Kontingente auf die Insel. Die erweisen sich bald als zu schwach; und Salisbury findet, das für den Christenschutz Nöthige sei auch von zwei Mächten zu leisten; sogar von einer. Warum sollen England, Rußland, Deutschland, Oesterreich Soldaten im Archipelagos halten? Seit Karl Martel bei Poitiers die Araber schlug, seit

Karl der Große von Harun al Raschid die Schlüssel zum Heiligen Grabe empfing, ist der Franke im Orient der Westländer, der Christ; das Frankenreich der Wall gegen den Islam. Hat nicht auch die Republik (die schon Gambetta gewarnt hatte, aus der Kirchenfeindschaft einen Exportartikel zu machen) eifersüchtig, noch unter Carnot und Goblet, das Vorrecht ihres Christenprotektorates gewahrt? General Simmons und der Herzog von Norfolk haben Leo den Dreizehnten nicht zu überreden vermocht, in Nordafrika britische Bischofsitze zu schaffen, die der Gerichtsbarkeit des Kardinals Lavigerie, des Primas von Afrika, entzogen wären. Graf Lefebvre de Béhaine, der im Vatikan Frankreich vertrat, hat dem Papst damals ins Gedächtnis gerufen, was die Römerkirche seit den Tagen des Heiligen Ludwig den Franzosen schulde; daß nach dem Berliner Kongreß am Quai d'Orsay für die wirksame Wahrung des Katholikenrechtes der Dank der Kurie ausgesprochen worden sei. Und Leo hat in der Encyklika Aspera rerum conditio alle Missionare angewiesen, in Nothfällen sich stets an Frankreich zu wenden, dessen Orientprotektorat auf unzerreißbaren Verträgen beruhe. Wer im Erdosten der Hort der Christenheit sein will, mag auch auf Kreta für die Glaubensbrüder sorgen. Frankreich soll als Mandatar Europas die Insel besetzen. Wohl ausgesonnen, Marquis Salisbury; wär' der Gedanke nicht so verwünscht gescheit, man wär' versucht, ihn herzlich dumm zu nennen. Frankreich auf Kreta: keine pariser Regirung darf den Briten dann das Recht zur Okkupation Egyptens bestreiten. Das sieht Hanotaux ein und lehnt drum den britischen Vorschlag ab, trotzdem Rußland ihm zugestimmt hat. Die Truppen der sechs Großmächte müssen bleiben. Kreta (so heißts in der Proklamation der vier Geschwaderkommandanten) steht unter Europas Schutz und seine Autonomie ist gesichert. Die Rebellen steigen von den Bergen; und ringsum ist nun Ruhe.

Auf Kreta. Nicht in Griechenland. Das macht jetzt eine unheilvolle Dummheit. Statt mit dem Erreichten mindestens zufrieden zu scheinen und zu thun, als habe sichs wirklich nur um Christenschutz und Autonomie gehandelt, enthüllt es die nationale Selbstsucht. Die heimliche und offene Unterstützung der Kreter hat viel Geld gekostet, das Budget ist in Unordnung und nur ein sichtbarer Sieg des Hellenismus kann das Volk zur Hinnahme neuer Steuerlast bestimmen. Der kühle König ahnt wohl die Ge-

fahr hitziger Politik; würde aber die Dynastie entwurzeln, wenn er allein sich der allgemeinen Volksstimmung entgegenstemmte. Wir Griechen dürfen nicht auf Kreta bleiben? Die Großmächte sperren die Häfen, halten die Insel besetzt? Die Enkel der Philhellenen, die Landsleute Byrons vornan, führen heute das Türkengeschäft? Gut. Den Schlüssel zum Phoinikeremporium können wir ihrer Faust nicht entwinden; aber in Makedonien dem Islam beweisen, daß Hellas noch lebt. Kronprinz Konstantin wird zum Armeeführer ernannt. Der Schwager des Deutschen Kaisers und ein Mann, den schon der Name zum Kreuzzugshelden praedestinirt. Vorwärts! Deus lo vult! So tobts durch die Straßen von Athen. Doch der Herrgott ist noch immer, wie in Fritzens Zeit, bei den stärkeren Schwadronen. Und das Schicksal schreitet schnell. Am zweiundzwanzigsten März haben die Admirale zu Ruhe und Frieden gemahnt. In der fünfundzwanzigsten Märznacht schlachten die durch neue Armeniermorde gereizten Christen in der Moschee von Skutari ein Schwein, malen mit dem Blut des Thieres Kreuze an die Mauern, hängen den Kadaver über die den Betern geweihte Stätte, setzen dem abgeschnittenen Schweinskopf einen Turban auf und lassen ihn in der Mitte des Tempels thronen. In wölfischer Wuth heult der Musulman am nächsten Morgen auf. Ein Gewimmel wälzt sich ins Christenquartier, verwüstet den Friedhof, stampft über die Gräber hin und reißt jedes Kreuz aus der Erde. Der Versuch, die Unruhen lokal zu begrenzen, mißlingt. In Angora und Tokat, in Adana und Caesarea kommts zu ähnlichen Konflikten. Edhem Pascha steht mit hundertfünfzigtausend Mann an der thessalischen Grenze. Sein Heer ist dem griechischen nicht nur an Zahl überlegen. Jeder nicht blinde Diplomat sagt die Hellenenniederlage voraus und Cambon beschwört seinen Kollegen Mawrocordato, in Athen alles zur Vermeidung solchen Schlages irgend Mögliche zu thun. Selbst wenn Konstantin, wider jedes Erwarten, gegen die Uebermacht aufkäme, wäre für Griechenland nichts zu hoffen; die Balkanslaven sind mobilisirt und die Großmächte haben laut erklärt, der Angreifer dürfe aus so frevlem Beginnen unter keinen Umständen Gewinn ziehen. Alles umsonst. Zwei Fanatismen wüthen wider einander; zwei Dynastien fechten für das Ansehen, das ihnen den Thron verbürgt. Am zehnten April überschreiten Griechenbanden die Grenze; bald danach

suchen andere in Thrakien dem Türkenheer die Verbindung mit der Heimath abzuschneiden. Die Hohe Pforte läßt feststellen, daß diese Banden zum größten Theil aus griechischen Soldaten bestehen, von griechischen Offizieren geführt werden: und schickt dem Fürsten Mawrocordato die ihn und sein Personal schützenden Pässe, erklärt dem König Georg den Krieg und giebt Edhem Pascha den Befehl zum Angriff. Die Großmächte bleiben neutral und werden trachten, den Kriegsschauplatz zu verengen. Das Deutsche Reich nimmt die in Griechenland lebenden Türken unter seinen Schutz; für die unter dem „Halbmond“ seufzenden Griechen werden Britanien, Rußland und Frankreich sorgen (die zum ersten Mal, eines neuen Dreibundes Partner, ein Orienthandel vereint).

Rühren die Balkanslaven sich nicht? Ferdinand wäre kein echter Koburger, wenn er je eine günstige Konjunktur versäumte. Da Abd ul Hamid die Hellenen auf dem Hals hat, muß er den Bulgaren in Makedonien, dem Land ihrer Zukunfthoffnung, drei neue Bisthümer und für den Wilajet Monastir eine Handelsagentur gewähren. Auch Serbien sichert sich einen Brocken: das Recht, in den Wilajets Monastir und Saloniki Schulen zu gründen und nach Uesküb, wo bisher ein griechischer Metropolit saß, einen Serben zu schicken. Nun mochte Hellas sein Glück probiren... Vierzehn Tage nach der Kriegserklärung ist das Griechenheer auf ungeordnetem Rückzug aus Larissa. Das auf dem Meer ohnmächtige Osmanenreich ist nur auf dem Land ernstlich angegriffen worden und hat, nach kleinen Schlappen, den Feind auf den Weg nach Pharsalos gedrängt. Wo Julius Caesar im Jahr 48 mit zwanzigtausend Mann die vierzigtausend des Pompejus schlug, flieht Konstantin jetzt vor Edhem Pascha (dessen Strategie und Taktik der preußische General Grumbkow mitberäth). Am sechsten Mai fällt Pharsalos, am achten Velos; am zehnten stehen die Vorposten des Türkenmarschalls auf den Hängen des Othrys. Athen ist bedroht. Ist schon seit dem Türkensieg bei Tyrnawos in wildem Aufruhr. Soll es, im Angesicht des Feindes, die Schrecken einer Commune nach pariser Muster erleben? Georg, der für seinen Thron zittert, hat, wie Könige in Nöthen gern thun, einen Prügelknaben gesucht; und in Delijannis gefunden. Der wird der zum Schloß hinaufbrüllenden Pöbelwuth als Opfer hingeworfen und im Ministerpräsidium durch Rhallis ersetzt. Einen

Helden, der mit gambettischer Energie die letzten Mittel für den Kampf aufbieten und dem Feind nie den Rücken zeigen wird. Neue Enttäuschung. Rhallis besinnt keine Heroenleistung, sondern sucht rasch zu retten, was noch zu retten ist. Und die patriotische Leidenschaft seiner Landsleute (die wohl nicht, wie Fallmerayer meinte, als Slavensprossen anzusehen, immerhin aber durch das von Slaven, Albanesen, Kleinasiaten aller Art ererbte Blut dem brachykephalen Südslaventypus näher als dem Urbild althellenischer Kraft gebracht worden sind) kühlt sich schnell, als die Türkenrache die Hauptstadt umdräut. Europa soll helfen. Europa hilft wieder. Heischt zunächst aber die Rückberufung des Obersten Wassos und seiner Truppe, die Unterzeichnung eines Waffenstillstandes und die Anerkennung der kretischen Autonomie. Am achtzehnten Mai erklärt die athenische Regirung sich dazu bereit. Am einundzwanzigsten giebt der von den Botschaftern bestürmte Sultan den Befehl zur Waffenruhe. Und fünf Tage danach klettert der letzte griechische Soldat vom Kreterstrand in den Kahn; wird die letzte Hellenenkanone nach dem Piraeus verfrachtet. Griechenland ist ruhmlos besiegt. Aber Kreta ist frei.

Frei vom Türkenjoch? Ein frommer Wahn. Am neunzehnten September wird in Konstantinopel der Präliminarfriede ratifizirt. Griechenland muß sich zu einer Kriegsentschädigung von fünfundsiebenzig Millionen Mark verpflichten, auf einige Konsularrechte verzichten, eine den Türken günstige Regulirung der thessalisch-makedonischen Grenze hinnehmen und seine kränkelnde Finanzwirthschaft einer von den Großmächten einzuberufenden Kontrolkommission unterstellen. Denn die Gläubiger des Griechenstaates sind unruhig geworden und wollen sich die Einlösung der Zinscoupons sichern. Diese Bedingungen scheinen dem Volk zu hart und bieten dem ehrgeizigen Delijannis die ersehnte Gelegenheit, sich an Georg und an Rhallis zu rächen. Seine Rügerede bestimmt die Kammer zur Ablehnung des Präliminarvertrages. Rhallis muß dem Kammerpräsidenten Zaimis den Platz räumen. Am achtzehnten Dezember wird der (vierzig Tage vorher schon mit der endgiltigen Unterschrift der Türken und Griechen versehene) Friedensvertrag angenommen. Doch das Land ist zerrüttet; der König verhaßt, Kronprinz Konstantin fast zum Operettengeneral herabgesunken. Beide verstehen, nach kurzer Frist ein Stück der ver-

lorenen Volksgunst zurückzuerobern. Dem König hilft ein Attentat, das seiner Presse erlaubt, ihm die übliche „Unerschrockenheit“ nachzurühmen, dem Kronprinzen eine Denkschrift, die, ohne Beschönigung einer Schwäche, die Reorganisation des Heerwesens fordert. Kreta? Griechenland kann in absehbarer Zeit nichts für die Insel thun. Neun Monate vorher hat Hanotaux im Palais Bourbon gesagt, einstweilen („pour le moment du moins“) könne Griechenland Kreta nicht bekommen. Hätte man in Athen diese Unmöglichkeit erkannt und die Gewährung der Autonomie als einen Erfolg hellenischen Mühens frisirt! Jetzt schwindet die Hoffnung. Georgs Reich blutet aus hundert Wunden; der Weg nach Makedonien ist von Ferdinand verrammelt; das Balkanslaventhum gegen den Hellenismus gewaffnet. Auf Kreta sorgen die von den Großmächten hingeschickten Schutztruppen für äußere Ordnung. Salisbury versucht noch einmal den früher mißglückten Kniff: bietet der Französischen Republik an, einen ihrer Generale zum Wali zu machen. Noch aber sieht der Franzos in den Briten die Danaer, deren Geschenke nie Heil bringen können; und dieses Mißtrauen lehnt das londoner Angebot ab. Wer soll nun Generalgouverneur werden? Ein Belgier, Schweizer, Luxemburger; aus einem politisch da unten nicht interessirten Staat muß er kommen. Bis er gefunden ist, regirt ein von den europäischen Admiralen beaufsichtigter Ausschuß der Nationalversammlung. Steuern, Rechtspflege, Polizei werden reformirt, religiöse und nationale Leidenschaften der Verwaltung fernzuhalten gesucht. Doch in den Hauptstädten sind noch türkische Garnisonen. Dieser Anblick stachelt den Musulmanenmuth. In Kandia werden kretische Christen gemordet. Das ginge ohne Sühne hin; aber auch britische Matrosen verröcheln unter Türkenstreichen. Zornige Beschwerde im Yildizpalast. Wilhelm bereitet sich zur Reise nach Konstantinopel, Jerusalem, Damaskus. In Petersburg hat Felix Faure aus Nikolais Mund endlich die Anerkennung des franko-russischen Bündnisses gehört. England muß, nach Kitcheners Sieg bei Omdurman, auch am Bosporus zeigen, daß es noch lebt, noch zu befehlen vermag. Der Sultan giebt nach; zieht seine Truppen aus Kreta zurück. Und drei Tage vor der Weihnacht übernimmt Prinz Georg von Griechenland, Konstantinchens Bruder, die Regirung.

Ein Grieche Generalkommissar für Kreta; ein Jahr nach dem

Krieg. Ein griechischer Prinz; ein Sohn des Besiegten. Jetzt ist die Insel doch frei? Abd ul Hamid lächelt in seinen Semitenbart. Frei! Er hat 1878 dem Berliner Vertrag zugestimmt, dessen dreiundzwanzigster Artikel mit dem Satz beginnt: „La Sublime-Porte s'engage à appliquer scrupuleusement dans l'île de Crète le règlement organique de 1868, en y apportant les modifications qui seraient jugées épuitables.“ Zwei Jahrzehnte lang hat er sich mit dieser Gewissenspflicht bequem abgefunden. Soll er seiner überlegenen Schlauheit nun etwa weniger fest vertrauen? Nach dem über ein Christenheer errungenen Sieg, den auf dem ganzen Erdrund der Islam wie einen neuen Lenz bejauchzt? Nachdem ein Deutscher Kaiser ihn eben seinen Freund und den würdigen Erben Saladins („eines der ritterlichsten Herrscher aller Zeiten, der oft seine Gegner die rechte Art des Ritterthumes lehren mußte“) genannt, ihm Hilfe zugesagt und erklärt hat, keine Europäermacht habe das Recht, das Osmanenreich zu zerstücken? Der Mann der Armeniermorde und der thessalischen Siege braucht nichts zu fürchten. Lebt in hellerem Glanz als im neunzehnten Jahrhundert je ein Sultan. Ist der glorreiche Padischah, der große Khalif, der dem Islam zu neuer Blüthe hilft. „Den Gläubigen, von denen er den Blick lange abgewendet hatte, läßt der Herr Mohammeds endlich nun wieder sein Antlitz leuchten; die Zeit harter Prüfung ist überstanden und der Tag nah, der dem Islam das Zeichen zum Vormarsch giebt.“ Auf allen Märkten, in allen Kaffeeschänken des Mondsichelbereiches keimt über Nacht solche Zuversicht. Mag Georg getrost in Kanea thronen, Europa wähnen, die Insel sei ihm „remise en dépôt“: Kreta bleibt dem Großherrn. Griechenland ist wehrlos; kann, unter Zaimis, Delijannis, Theotokis, Rhallis, die Parteien nicht einmal zu gründlicher Heeresreform einigen; und bietet, als Michaelowskij in Makedonien das Feuer schürt, dem Sultan, dem Sieger von Larissa, Beistand gegen die Komitatschi und deren bulgarische Helfer an. Die Großmächte haben Anderes zu thun; sind in Asien und Afrika beschäftigt und froh, wenn sie von Kreti und Pleti nichts hören. (Georgs Vorschlag, die Insel dem König der Hellenen zu geben und die Kontingente der Schutzmächte durch griechische zu ersetzen, wird als nicht diskutirbar abgelehnt.) Ein Balkanbund, wie Milan und Georgewitsch ihn träumten, würde erst möglich, wenn das Schisma ge-

schlossen, die griechische der römischen Kirche versöhnt wäre. Das ist fürs Erste nicht zu erwarten. Oesterreich blickt über Mitrowitza hinaus; Rußland will die südwestliche Flanke nicht noch länger im Käfig des Schwarzen Meeres haben; Italien ist nicht satt und schielt nach Albanien und dem Epirus hinüber. Der Nachbar mißtraut dem Nachbar; würde selbst dem verbündeten das Türkenerbe nicht gönnen. Ein Staatenbund, der Griechenland, Rumänien, Bulgarien, Serbien, Montenegro für die Dauer umschlösse, müßte schon seltsam aussehen; und sollte dann noch die türkischen Provinzen Makedonien, Thrakien und Albanien an sein wirres Interessengesträhn knoten? In der Schweiz leben Deutsche, Franzosen, Italiener friedlich neben einander; dem südosteuropäischen Bergland ist solches Idyll so fern wie Birmingham der Utopia des Morus. Wenn auch der Balkan zu einer reichliche Rente abwerfenden internationalen Massenherberge würde, kämen die Rassen und Religionen wohl mit einander aus. Bis es so weit ist, muß man mit Zwietracht, Sektenzettelung und Bandenkrieg rechnen. Hat der Khalif nicht mehr zu fürchten als in der Zeit Franzens des Ersten, des Roi Très-Chrétien, der zum Schutzherrn des Sultans wurde. Mag Christenblut in rothem Strom fließen, mögen ganze Stämme von islamischem Fanatismus ausgerodet werden: die „Integrität des Osmanenreiches“ bleibt Europens Losung. Das weiß der Türke; und thut, vor solcher Zagheit, auch auf Kreta drum, unter dem Griechenprinzen und unter dessen Nachfolger Zaimis, grinsend nur, was ihm das Rasseninteresse befiehlt.

Der Philhellenismus lebt nicht wieder auf; alle Theaterkünste der neuen Athener bringen die Stimmung von Mesolongion nicht mehr zurück. Europa sieht in den Korinthenhändlern, die bei Larissa so hastig auskratzten, nicht die echten Erben der heldischen Männer, die seit den Tagen des Xerxes tapfer gegen Barbarengewalt stritten; antwortet ihnen, die sich auf Perikles und Solon, auf Aischylos und Sokrates, in den makedonischen Wilajets besonders laut auf Philipp und Alexander berufen, höhnisch: Ihr habt allzu große Rosinen im Sack. Das geben sie natürlich nicht zu. „Nur uns Griechen haben die großen Sultane seit des zweiten Mohammeds Zeit als eine Nation anerkannt und geachtet. Nur uns ist zu danken, daß die Christenheit im Osten den Druck des Türkenjoches überlebt hat. Und als den Organisatoren und Er-

haltern des Orientchristenthumes gebührt uns die Herrschaft über die Kirche. Was die Türkei den Slaven bewilligt hat, war mit unserem Blut bezahlt: auf die Kreterrebellion von 1867 folgt die Anerkennung des Exarchates; und der Krieg von 1897 sichert den Bulgaren drei neue Bischofssitze. Die Zunge trügt. Unzählige Bauern, die einen slavischen Dorfdialekt sprechen, sind nach ihrer Abstammung und in ihrem Herzen Griechen; diese slavophonen Hellenen müßt Ihr uns zurechnen. Mußten wir nicht in Makedonien und auf Kreta unser nationales Lebensrecht wahren? Durften wir von dem Boden weichen, auf dem von Alexander bis zu Akritas unsere Heroen gekämpft haben? Nicht unwerth sind wir solcher Ahnen. Wer uns nachsagt, der Hebung des Rosinenpreises gelte unsere Hauptsorge, ist ein Verleumder. Wir haben gegen Türken und Bulgaren gefochten, haben oft genug ihren Drang gehemmt; und werden nicht ruhen, bis kein Christ in Europa mehr einer Türkenbehörde zu gehorchen hat. Denn alle Reformversuche müssen, auch wenn sie in die Wurzeltiefe hinabreichen, fruchtlos bleiben, so lange der Musulman, des Christen unbekehrbarer, unverbesserlicher Feind, in unserem Erdtheil haust." Pompös tönende, Wunder verheißende Sätze. Hätten nur die Griechen nicht in jeder Schicksalsstunde schmählich versagt! Selbst im Lande der Cochrane, Church, Gladstone regt sich für ihre Sache kaum noch Begeisterung. Während das Haupt des der dänisch-glücksburgischen Hellenendynastie nah verwandten Hauses Holstein-Gottorp seinen Krimpalast für den Empfang des Sultans bereitet (und nicht daran denkt, die graeko-slavischen Glaubensbrüder zur Eroberung Kretas zu ermuthigen), überlegt Sir Edward Grey still, wie er seiner Heimath die kretische Sudabai, die vorletzte Etape auf dem wichtigen Weg vom Atlantischen in den Indischen Ozean, erwerben könne. Das, wurde 1909 hier gesagt, „wäre zu erreichen, wenn die Schutzmächte ihre Trüppchen aus Kreta zurückzögen und den türkenfeindlichen Insulanern so das Zeichen zu offenem Aufruhr gäben. Möglich, daß man in Cowes dazu räth. Ein turko-griechischer Krieg, dem der lüstern nach Makedonien lugende Bulgarenzar sicher nicht müßig zusähe, böte einem Britengeschwader den billigsten Vorwand zur Landung in der Sudabai. Das nur von hellenischer Wehrmacht noch geschützte Eiland wäre eine von der listigen Britania leicht zu erraffende

Beute. Nur wird Sir Edward Grey kaum Lust haben, auch das Odium dieses unabsehbaren Handels auf sich zu nehmen. Großbritanien weiß, daß es nur mit mohammedanischer Hilfe Indien zu halten vermag, und wird sich vor offener Kränkung des mit Japan äugelnden Islam hüten." Also auf einem Umweg das Ziel suchen; vor dem Ohr der Osmanenregirung, vor dem Argwohn des in Saloniki tagenden jungtürkischen Jakobinerklubs als Friedensanwalt für den status quo und die ungeschmälerte Suzerainetät des Ostsultans reden und heimlich aus allen erreichbaren Blasbälgen an der Küste des Aegeusreiches das Feuer anfachen. Eine stark armirte Flottenstation in der Sudabai könnte die Landstraße verriegeln, die über Makedonien und Kleinasien einst nach Indien führen soll. An die Möglichkeit solchen Gewinnes darf man beträchtlichen Einsatz wagen. Kreta türkisch: wer weiß, was da unten noch werden mag, wenn Wilhelm und Gwinner so weiterarbeiten. Kreta griechisch: Schwächung der Türkei und Erleichterung britischer Ingerenz. Die Rechnung ist einfach. Nur soll man nicht wähnen, der Philhellenismus sei darin heute noch ein Nenner.

Die Kreter sind längst ungeduldig. Welcher unbefangen Urtheilende wills ihnen verargen? Vor fünfzig Jahren verheißt Gortschakow, damals so ziemlich der in Europa mächtigste Mann, ihnen die Freiheit (die sie nur unter der Hellenenflagge finden könnten). Zwanzig Jahre danach sagt Bismarck, der in drei Kriegen gesiegt und dem Berliner Kongreß präsidirt hat, zu Odo Russell, er sei dafür, gegen kleine Konzessionen in Thessalien und dem Epirus den Griechen Kreta zu geben; dann wäre Südeuropa von einer Reibungfläche befreit und auf der Elendsinsel könnte die säkulare Mißwirthschaft enden. Die Kreter haben das Wort des Deutschen Reichskanzlers, der dem Orient fast schon ein Mythosheld ist, gehört. Hören achtzehn Jahre später aus dem Munde des Ministers Hanotaux, daß ihr Wunsch zwar noch nicht („pour le moment du moins") erfüllt, ihnen aber, wenn sie die Fiktion türkischer Oberherrlichkeit wahren, unbeschränkte Selbständigkeit unter einem griechischen Generalgouverneur gewährt werden könne. Alle Schutzmächte einigen sich auf diese Formel. Prinz Georg ruft griechische Offiziere und Beamte auf die Insel. Erkennt aber bald, daß er ohne festen Zusammenhang mit der hellenischen Heimath gegen den wühlenden Islam nicht auszurichten vermag; beseufzt

die Schwierigkeit seines Amtes, die Unmöglichkeit seiner Stellung und stöhnt am Quai d'Orsay auf: „Ich war den Kretern eine Hoffnung und bin ihnen nun die bitterste Enttäuschung. Unter so widrigen Verhältnissen haben eigentlich nur noch zwei Menschen auf einer Insel gehaust: Bonaparte und Dreyfus." Da ers nicht länger trägt, legt er sein Amt nieder. Vermählt sich der Prinzessin Marie Bonaparte, der Herr Clemenceau erwirkt, daß sie als Altesse Impériale ins Ehestandesregister eingetragen wird, also einen Titel erhält, den sie weder unter republikanischem Gesetz noch selbst unter Louis Napoleon je führen durfte. Warum setzt der Mann des bloc sich dafür ein? Weil er dem König Georg befreundet und auf sichtbarem Posten vielleicht der letzte Philhellene alten Schlages ist. In vielen Artikeln hat er empfohlen, Kreta den Griechen zurückzugeben. Jetzt ist er Ministerpräsident; in Frankreich mächtiger, als Richelieu und Mazarin dort waren (die nicht nur einen feisten Schatten über sich hatten). Jetzt muß den Kretern sich Alles zum Guten wenden. Und Clemenceau trügt die Hoffnung nicht. Als Europa zaudert, den Griechen Zaimis auf Georgs Platz zu setzen, überredet der Kelte den King und die Russen zur Einwilligung. Bald auch zu dem Entschluß, im Juli 1909 die Kontingente aus Kreta heimzurufen und dadurch zu zeigen, daß die Schutzmächte die Insel nicht mehr „in Depot" haben wollen. Hellas jubelt. Endlich schlägt den kretischen Brüdern, die in Neid und Sehnsucht auf Ostrumelier, Bosniaken, Herzegowzen blickten, die Stunde der Freiheit. Die Hohe Pforte darf nicht länger säumen, die Verfassung anzuerkennen, der sie seit zehn Jahren die Sanktion weigert; darf nicht neue Banden waffnen, als die Nationalversammlung erklärt, Kreta gehöre fortan unlöslich zu Griechenland. Clemenceau hat sich jedesmal gefreut, wenn ein Fetzen vom Leib des Großtürken gerissen wurde; war schon deshalb nicht gegen Aehrenthal und Franz Ferdinand mobil zu machen und stand im Verdacht, den Konferenzplan Iswolskijs veröffentlicht und dadurch vereitelt zu haben. Für den europäischen Orient nicht ganz Eduards Mann; für das Ding, das am Aegeischen Meer gedreht werden soll, aber sehr gut zu brauchen. England wird höchst korrekt sein und in Pera und Athen für das Türkenrecht auf die umstrittene Insel sprechen. Frankreich in Athen und Kanea andeuten, daß man sich bei dieser Witterung schon ins Freie wagen könne. Die

Schutztruppen werden heimgerufen. Nächstens, künden die vier großmächtigen Patrone den Kretern, sprechen wir mit dem Suzerain über Eure Verfassung und Freiheit ein ernstes Wort. Nächstens: seit fünfzig Jahren heißts aus irgendeiner Ecke so. Worauf noch warten? Bis wieder Christenblut fließt und das Volksachtel, das an den Koran glaubt, zu neuer Rumihetze aus Smyrna Hilfe wirbt? Jetzt oder nie tagt unserem Eiland die Freiheit. In Kanea und auf den Berggipfeln wird die Hellenenflagge gehißt.

Ein Bischen zu spät. Clemenceau ist nicht mehr Ministerpräsident und Herr Pichon nur ein Kleiner von den Seinen. Der sagt sich: „Erstens brauchen wir Ruhe zu Haus; sonst scheitert die Steuerreform und die Marinekur und mich holt der Delcassé. Zweitens brauchen wir Ruhe in Südosteuropa; sonst brennts eines Tages von der Adria bis an das Jonische, das Schwarze Meer lichterloh und wir können den achtzehn Milliarden, die wir Russen und Türken, Serben und Griechen geliehen haben, durchs Flackerfeuer nachlaufen. Drittens will England offenbar die Annexion, die Osmanenschwächung nicht; und die entente cordiale wäre gefährdet, wenn wir uns auf diesem heißen Boden von unseren Freunden, den Briten und Russen, trennten. Zwar hat Clemenceau manchmal, unter vier Augen, geredet, als wünsche man in London, von der Thatsache der graeko-kretischen Vereinigung überrascht zu werden. Der bleibt aber bis an den Rand des Grabes tête de linotte; hat auch das internationale Geschäft nie gründlich gelernt. In Pera spricht Eduards Botschafter gegen die Annexion; und auf Korfu soll Wilhelm dem Schwiegervater seiner Schwester Sophie diplomatische Unterstützung zugesagt haben. Das muß genügen; über jeden Zweifel hinweg uns die Richtung weisen." Pichons pia anima ist in Bereitschaft, sich den anglo-russischen Wünschen anzupassen. Also: Erhaltung des status quo und Unantastbarkeit des Osmanenreiches. Die von Hanotaux in Umlauf gebrachte Formel. Ob der King damit zufrieden ist? Er hat sich gewöhnt, auch den ärgsten Verdruß hinter den Fettpolstern seines stets munter blickenden Antlitzes zu bergen. Am Bosporus aber schwillt jedem Hähnchen der Kamm. Die Hellenenflagge muß bis morgen vom Stock. Griechenland wird grob koramirt und stammelt, sich zu entschuldigen, es habe weder die Annexion gewollt noch die Anschlußerklärung je als giltig anerkannt. Und der Insel, die von Freiheit träumte, droht, erst recht nun, völlige Vertürkung.

„Am sechsten Augusttag des Jahres 1909 überreicht der Kaiserlich Osmanische Gesandte dem Ministerpräsidenten Rhallis in Athen eine Note, die zwar die freundschaftlich klingenden Erklärungen des nach dem Rücktritt des Ministeriums Theotokis gebildeten Kabinets anerkennt, aber betont, mit diesen Worten sei das Thun und besonders das Unterlassen nicht in Einklang zu bringen. In Makedonien seien hellenische Konsuln, Offiziere (zweihundert), Agenten bemüht, die türkenfeindliche Strömung zu stärken und die dem Sultan Unterthanen gegen ihr Haupt aufzuhetzen. Griechische Offiziere seien mitschuldig daran, daß auf Kreta die blauweiße Hellenenflagge wehe. Wenn die athener Regirung nicht schnell in einer Note erkläre, daß Kreta nicht das Ziel ihres Ehrgeizes sei und daß sie die Agitation der kretischen Christen mißbillige, werde der Vertreter des Sultans einen langen Urlaub nehmen. Die Antwort wurde Herrn Rhallis von den Gesandten der vier Schutzmächte (Großbritanien, Rußland, Frankreich, Italien) diktirt. Sie bestritt jede feindsälige Absicht der athener Regirung und des Griechenvolkes, das sich des kräftigenden Wandels der türkischen Verhältnisse aufrichtig, innig gefreut und niemals versucht habe, aus den Wirren der Uebergangszeit Nutzen zu ziehen. Griechenland sei dem Streben, die Insel Kreta dem Königreich anzugliedern, fern geblieben, werde seine korrekte und loyale Haltung nicht aufgeben, müsse aber die Schlichtung des kretischen Zwistes den Schutzmächten überlassen, deren Obhut die Insel anvertraut sei, und könne nur hoffen, daß Hellenen und Türken einander fortan wieder ohne Mißtrauen betrachten und behandeln werden. In einem der Antwortnote beigelegten Brief an den Osmanengesandten erklärte Herr Rhallis noch, kein dem Hellenenheer angehöriger Offizier weile mehr auf türkischem Boden, den Konsuln sei eingeschärft, sich mit den osmanischen Behörden gut zu stellen, und die auf Kreta Dienst thuenden Offiziere seien, nach dem Gesetz, aus dem Griechenheer geschieden, also der athenischen Disziplinargewalt nicht erreichbar. Diese demüthige Antwort genügte den in Saloniki und Konstantinopel regirenden Herren nicht; trotzdem sie mit dem nach grundlos barscher Koramirung fast allzu artigen Satz schloß: „Nous voulons espérer que ces explications si franches vont dissiper tout malentendu et aideront à inaugurer une ère de relations cordiales et loyales entre le royaume et l'empire pour le plus grand bien des deux États.“ Die athener Regirung solle, so

heischte die Duplik, amtlich erklären, daß sie „an Kreta keinerlei Interesse habe“. Das ließen die Schutzmächte geschehen; obwohl sie selbst, als sie dem Hellenenkönig das Recht zusprachen, einen Kommissar für Kreta vorzuschlagen, unzweideutig anerkannten, daß Griechenland mehr als irgendeine andere Macht an dem Schicksal der Insel interessirt sei. Jetzt? In Konstantinopel kein ernstes Wörtchen; nur die Bitte, geduldig zu warten. In Kanea aber die Drohung: Wenn Ihr nicht selbst flink die Griechenfahne vom Mast gleiten lasset, holen unsere Seesoldaten sie, im Nothfall mit Aufbietung der schärfsten militärischen Machtmittel, herunter.

So handeln die quatre puissances protectrices; dieselben Schutzmächte, die den Kretern völlige Autonomie und griechische Generalkommissare (Georg und Zaimis) verschafft haben. Als Oesterreich-Ungarn die Herzegowina und Bosnien annektirt, Ferdinand das Vasallenband gelöst, Ostrumelien an sich gerissen und den Titel des Zaren der Bulgaren angenommen hat, glaubten auch die Kreter ihre Stunde gekommen. Soll nur für sie der dreiundzwanzigste Artikel des Berliner Vertrages noch gelten, den die Anderen gestern sorglos durchlöchert haben? Am achten Oktober 1908 kündeten sie Europen laut: Von heute an ist Kreta eine Provinz des Hellenenstaates. Und die Schutzmächte? Am dreißigsten Oktober kam ihre Antwort; deren Hauptsatz lautet: „Les puissances protectrices considèrent l'union de la Crète avec la Grèce comme dépendant de l'assentiment des puissances qui contractèrent des obligations avec la Turquie; elles ne seraient, néanmoins, pas éloignées d'envisager avec bienveillance la discussion de cette question avec la Turquie, si l'ordre est maintenu dans l'île et, d'autre part, si la sécurité de la population musulmane est assurée.“ Auf Deutsch: „Wir wollen gefragt sein, werden aber Ja sagen, wenn Ihr Euch hübsch artig verhaltet und uns jetzt nicht stört. Gerade jetzt nicht. Gestern haben unsere Vertreter mit gefurchter Stirn erklärt, das Handeln des Freiherrn von Aehrenthal zersetze den Berliner Vertrag, verstümmele den großen Grundsatz, die Integrität des Osmanenreiches um jeden Preis zu wahren, und Herr Iswolskij hat beantragt, gegen den Trugkünstler von Buchlau vor dem Konferenzgericht das Hauptverfahren zu eröffnen. Wenn wir vor derselben Instanz morgen für Eure Befreiung von den Resten der Türkenherrschaft einträten, müßten wir die Klage gegen Oesterreich zurückziehen oder lächerlich werden. Duldet, geduldet Euch also noch

ein Weilchen!" Abgemacht. Kreta bleibt ruhig. Das Exekutivkomitee, das im Namen (nicht: im Auftrag) des Hellenenkönigs regirt, sichert auch den Mohammedanern Leben und Eigenthum; erfüllt die von den Schutzmächten gestellten Bedingungen. Erlaubt freilich auch, daß in Ost und West der Insel die blauweiße Flagge gehißt wird. Niemand widerspricht. Als der Serbenlärm verhallt, die letzte Guinee in Belgrad für Preßmobilisirung und Straßenspektakel ausgegeben ist, darf man sich der Kreter erinnern. Sie haben gethan, was sie thun sollten; und können jetzt ihren Lohn fordern. Noch ist die Insel „en dépôt entre les mains de l'Europe". Ists nicht mehr, sobald die Briten, Russen, Franzosen, Italiener abgezogen sind. Das geschieht in der letzten Juliwoche. Am sechsundzwanzigsten Juli feiert Kanea den Abzug des Schutztruppenrestes. Durch Myrthengewinde schlingen sich blauweiße Bänder; in blauweißen Lettern grüßt, auf dem Triumphbogen vor der Moschee, die scheidenden Krieger der Dank der freien Nation; im Hafen wird den mit klingendem Spiel abmarschirenden Soldaten von einem Mitgliede des Exekutivkomitees dieser Dank wiederholt; und über der Citadelle weht die Hellenenflagge. Niemand widerspricht. Kein fremder Soldat mehr auf Kreta. Die Schutzmächte haben Griechenland aufgefordert, die zur Organisation der Miliz und der Gendarmerie nöthigen Offiziere hinüberzuschicken. Einverstanden; doch der vorsichtige Rhallis läßt von der Kammer ein Gesetz beschließen, das die in den Kreterdienst tretenden Offiziere aus den Reihen des aktiven Hellenenheeres streicht und ihnen nur, für den Fall der Rückkehr, das Anciennetätrecht sichert. Drei Monate kanns noch dauern, vielleicht noch sechs: dann wird die der Türkei verlorene Insel auch staatsrechtlich dem Königreich Griechenland einverleibt. Die Bereitschaft zu diesem Schritt haben die Schutzmächte gezeigt, als sie die Truppen heimriefen. Da kommt die Türkennote vom sechsten August: und in London, Petersburg, Paris, Rom ist Alles vergessen, was seit zwölf Jahren geschah. Schnell die Griechenfahne vom Mast! Antwort aus Kreta: Der Regirung ist nicht gelungen, das Volk von der Nothwendigkeit solcher Fahneneinziehung zu überzeugen. Dann, liebe Kreter, müssen wieder Kriegskreuzer hin und Schutztruppen ausschiffen. Am sechsundzwanzigsten Juli dampft der letzte Truppentransport mit dem Heimathwimpel aus der Sudabai. Am siebenzehnten August sind dreitausend Soldaten der vier Schutz-

mächte dort zur Landung bereit. Quantilla prudentia mundus regatur: nie ward die Wahrheit des Spottwortes klarer erwiesen.

Um die selbe Zeit erzählte der Kong von Hellas: seines Sohnes Schwager, der Deutsche Kaiser, habe ihm auf Korfu wohlwollende Unterstützung zugesagt und wolle das in Bülows Flötenrede verkündete Prinzip der Enthaltsamkeit jetzt aufgeben. Der Augustmond brachte die Meldung, von Marschall und Pallavicini sei in Athen und Konstantinopel „guter Rath“ gespendet worden. Der war gewiß theuer; half aber nicht. Der kretische Patriot Venizelos wurde griechischer Ministerpräsident. Blieb bedächtig und vertröstete die Heimath auf bessere Zeit. Die wurzellosen, zu ernster Regirungarbeit unfähigen Jungtürken mußten, um nicht von der Fluth verschlungen zu werden, sich auf die Nothschanzen islamischen Dünkels flüchten und konnten für Kreta noch weniger als für Makedonien thun. Zulängliches hätten auch ihre Erben nicht vermocht; selbst mit Kiamils bestem Willen nie den Ausspruch Treitschkes entkräftet: „Die vielverheißene Gleichberechtigung der Rajahvölker muß ein leeres Wort bleiben, weil in einem mohammedanischen Staat die Herrschaft der Gläubigen über die Ungläubigen eben das Wesen der unwandelbaren theokratischen Verfassung ausmacht.“ Schlug den Kretern endlich nun die Freiheitstunde? Venizelos hat die von der Insel Abgeordneten in den Griechenreichstag zugelassen. Er ist ein toter Mann und die Dynastie kann einpacken, wenn die nationale Hoffnung noch einmal enttäuscht wird. Für den Versuch, durch die Hingabe des Eilandes (das sich am siebenten Oktober 1908 den Hellenen verlobt, den für die Trauung zuständigen Beamten aber nirgends gefunden hat) die Athener aus dem Balkanbund zu ködern, ists zu spät geworden. Als Otto von Wittelsbach auf Agamemnons Thron wackelte, schrieb Metternich: „Kein Zweifel kann darüber bestehen, daß Kreta nicht Griechenland einverleibt werden wird.“ Freilich auch an Prokesch-Osten, Oesterreichs Vertreter am Griechenhof, Athen müsse Konstantinopel verschlingen. Richtet England sich aber in der Sudabai häuslich ein, dann stehen die Kreter unter dem Riesenschirm einer christlichen Großmacht. Und dürfen, by Jove, nicht mehr klagen.

Länger warten? Nach den ersten Türkenschlappen ernennt Georg den Christen Dragumis zum Gouverneur; gliedert, ohne die Schutzmächte zu fragen, Kreta Griechenland an. Für immer?

Kreuzzug?

Der Balkanbund sieht noch fleckiger aus als andere Neugeborene; und seine Partner lieben einander fast noch inniger als in Frankfurt einst Berliner und Wiener. Ein bunter Bund. Nicht der von Georgewitsch ersehnte, der unter türkischem Patronat gegen Rußland fechten sollte; nicht ganz so widernatürlich. Haltbarer? Die stärksten Balkanmächte sind draußen geblieben: Oesterreich-Ungarn (das zum Trialismus, zur Abspaltung eines serbokroatischen Königreiches, noch nicht entschlossen scheint) und Rumänien (dessen König jetzt erst, ein Bischen lange nach Plewna, russischer Feldmarschall geworden, das seit 1887 aber der Sache des alten Dreibundes verpflichtet ist und diesen Geheimvertrag gestern noch nicht gekündigt hatte). Wo von den Reibungflächen die Funken aufsprühen, sind Bulgaren und Griechen, Bulgaren und Serben die hitzigsten Gegner; den Tag des Sieges, der Beutetheilung würde ihre Eintracht nicht überdauern. Daß ihre Einfalt bis in die Zuversicht langte, Italien werde, nur um ihren Feind zu beschäftigen, weiterkämpfen, klingt wie unglaubliche Kindermär. Leidige Gewißheit ist aber, daß ihre Anfänge kein Aederchen kühner Größe enthüllten. Ein Vorsprung konnte sie weit bringen; sie zauderten und hatten ihren Kram nicht in Ordnung, obwohl sie ihr Plänchen seit dem Frühjahr besinnen. Nur Montenegro stürmte keck vor; und König Nika war verwegen genug, sich für acht Tage zwanzigtausend Mann und Grenzfestungen anzulügen (die bei Licht als spärlich besetzte Blockstationen erkannt wurden). König Georg muß sich seinem Volk und seinem Rentenanspruch erhalten und bliebe am Liebsten jedem Feld fern, auf dem ein Schuß losgehen könnte. König Peter ist ein Schwerkranker, den nicht nur der Gewissenswurmfortsatz peinigt. Und den Zaren Ferdinand hindert das Zipperlein, ein Pferd zu besteigen; er muß am Krückstock oder im Auto den Generalissimum mimen. Dennoch hat er, als Einziger, in dunkler Zeit uns reine Freude beschert; wer aus diesem Munde den Ruf zum „Kampf des Kreuzes gegen den Halbmond“ vernahm, muß das Leben lebenswerth finden. Selbst wenn ihn dünkt, auch dieser Kluge sei diesmal klug genug gewesen, nicht klug zu sein. Die Losung „Kreuz wider Halbmond“, das Stichwort des Panislamismus, kann selbst von der Lippe eines Koburgers nicht hold ins Britenohr hallen. Sollte sie die Russen herbeiwinken? Die haben Grund,

noch nicht ins Treffen zu wollen; und manche Narbe mahnt sie an die neue Mode, gefährlichen Krieg von Anderen führen zu lassen. Mit Japans Schwert schlug England die Russen, die ihm nun verbündet sind. Warum soll Rußland nicht mit der Wehr der Südslaven die Oesterreicher schlagen und sie, via Bosporus-Saloniki, dann versöhnen? Unser Auge sieht nur markirte Feinde. Habsburgs und Gottorps Adler liegen im Kampf. Die Erben Römischer Kaiser und ans Griechenkreuz geklammerter Palaeologen. Rom und Byzanz: noch einmal unter unserer Sonne. Erst wenn das Schisma der Katholikenkirchen geschlossen wäre, könnte ein Balkanbund werden, den ein Schauerwindchen nicht löst.

„Wenn Serben, Bulgaren, Kroaten in brüderlicher Eintracht miteinander lebten, wenn sie den Werth der Griechen richtig schätzen gelernt und auch diesen Nachbarn die Bruderhand gereicht hätten, dann würde heute anderer Sang von des Olympos stolzer Höhe bis an die Drave schallen. Leider hat im Empfinden der Balkanvölker der Haß gesiegt." Dieser Seufzer kommt aus der Brust Eines, den Nikolaus Petrowitsch, seit dem August 1910 König von Montenegro, in seinem Drama „Die Balkankaiserin" reden und fuchteln läßt. Und die Balkankaiserin Danitsa selbst spricht das Drohwort. „Wir werden der Böse Geist der Türkei sein. An unseren Bergen wird ihre Macht sich brechen. Aus brüderlicher Treue eilen wir jedem stöhnenden Nachbar zu Hilfe und in Ewigkeit währt unsere heilige Losung: Des Bruders Leid vom Bruder gelindert!" Der (nicht von Apollon) gekrönte Dichter, der gern die Maske des Schwärmers vor den Schlaukopf bindet, mag einst gehofft haben, diese Balkanska Tsaritza werde Elena heißen; die Glanzrolle seiner vierten, dem Italerkönig vermählten Tochter zufallen. Denn unter den unzähligen Formen eines Balkanvölkerbundes, die schon in der Lebenszeit des alten Byzanz, dann von Stephan Duchan, von den Milosch, Karageorg, Ypsilanti, im letzten Halbjahrhundert von Garaschanin und Georgewitsch erträumt und (in den Verträgen und Militärkonventionen von 1867 und 68) ertrachtet wurden, war auch eine, die ein neues Oströmerreich schaffen, die Hagia Sophia unter das Savoyerkreuz stellen, den im Quirinal thronenden König zum Kaiser und Bundesprotektor küren und einen Prinzen von Italien zum König eines albano-makedonischen Staates machen wollte. In Racconigi, als Victor Emanuel und Elena im Oktober 1909 den Zaren empfingen, hat

dieses Traumes Gleißen vielleicht das Bewußtsein der zwei in gemeinsamem Haß des Hauses Oesterreich vereinten Monarchen mit einem letzten Strahl geröthet. An welche andere Möglichkeit konnten die Minister Iswolskij und Tittoni denken, da sie den Abgeordneten zuriefen, erst die Zukunft werde die ganze Bedeutung des italo-russischen Einverständnisses entschleiern? Ein Eisenstrang von der Donau bis an die Adria; italische Unternehmer auf dem Skutarisee, im Hafen von Antivari, als Ausbeuter des montenegrischen Tabakmonopols; Elenas Vater, der seines darbenden Landes Leben von Almosen (aus Petersburg und Rom) fristen, die Westhälfte des Sandschaks Nowibazar begehren und in Oesterreich den Erbfeind sehen muß, in den Königsrang erhöht: die Morgenröthe eines lateinischen Balkankaiserreiches? Das würde erst möglich, wenn Habsburg zum Sterben bereit gewesen wäre. Jeder Versuch Italiens, die Straße von Otranto zu überschreiten, stellt Oesterreich-Ungarn vor die Frage, ob es mit dem äußersten Kraftaufwand kämpfen oder auf die Großmachtstellung verzichten wolle. Was wir erblickten, war Abendröthe. Allzu hart stoßen im Raum sich die Dinge, als daß der Oströmertraum morgen Wirklichkeit werden könnte. Und umknotet der Balkanbund der Tetrarchen Ferdinand, Georg, Nikolaus, Peter den Keim des christlich-byzantinischen Reiches, dem nach der Meinung des jungen Soldaten Hellmuth von Moltke die Türkei (der er im Feldzug gegen Mehemed Ali zu helfen versucht hatte) den Platz wieder räumen müsse? Keinem der Vier rollt Kreuzfahrerblut durch die Adern. Keiner gleicht der aus Glaubensinbrunst rein auflodernden Flamme. Sie kämpfen mit fremder Erlaubniß, für fremde Rechnung. Und erhoffen als Siegesfrucht reichliche Konsortialbetheiligung.

Herbstmanöver. Unser Auge erblickt nur markirte Feinde. Und bald beschleicht der Winter auf Schneeschuhen die Balkanhöhen und Albaneralpschluchten. Ist das Deutsche Reich (das ja noch leben soll, trotzdem es bei der Erdvertheilung nicht mehr beachtet wird) gegen jede Fährniß des nächsten Frühlings sicher assekurirt? Mit einer Wehr gerüstet, die nicht „schimmern", die schlagen, treffen, töten soll? Vor den gröblichen Fehlern des vorigen Sommers geschützt? Sein Geschoß von keinem anderen übertreffbar? Die taktische Einheit seiner Flotte verbürgt? Jeder weiche Günstling aus der Führerstellung gestoßen und durch den besten Mann ersetzt? Der Oberbefehl dem Fachkundigsten und zugleich

Kühnsten gewahrt und jede Möglichkeit hemmender Einrede, auch den Thronenden, abgeschnitten? Den Spielern eingeschärft, daß ihr Kopf gefährdet ist, nicht nur der Kragen, wenn sie im Februar noch mit geliehenem Geld engagirt sind? Der Deutsche Kaiser hat wieder „eine Feier von überwältigender Großartigkeit" hinter sich; erzählt wieder von seinen „großen Ahnherren" (diesmal von dem großen Hugenottenführer und dem großen Oranier); meint, trotz Ballin und Nogi, noch immer, daß nur ein strenggläubiger Christ dem König treu sein könne. Anderes erwartet das deutsche Volk von ihm; ganz Anderes. Nicht Worte: That. Nicht Familienlegende: Geschichte. Denn dieses Volkes Frommheit ist nicht eingepökelte Kreuzfahrerinbrunst; ist dem fritzischen Glauben an den mit der stärksten Schwadron reitenden Herrgott viel näher. Und hat theuer erkaufte Losweisheit nicht vergessen. In der rechten Stunde der rechte Entschluß und die Wahl des tauglichsten Kampfgenossen: daran hängt das Schicksal der kräftigsten Völker.

War auch die neuste (und beinahe seltsamste) Rede Wilhelms des Zweiten von der ins Koburgische spukenden Kreuzzugsstimmung gefärbt? Nicht ein Wort nationaler Erinnerung. „Die Treue zum König kann nur auf dem Boden wachsen, wo der Glaube herrscht und die freudige Begeisterung im Glauben an die Persönlichkeit unseres Herrn." Kein Gottloser also, kein „decidirter Nichtchrist" war je einem König treu; und noch zwischen kadiner Kacheln, deren Ankauf ihr den Weihebesuch eines Generaladjutanten eintrug, kann Berlins westlichste Judengemeinde nicht als unbedingt zuverlässig gelten. An einer Küste, auf der weder Bronze noch Marmor von dem Dichter Kleist und dem Staatsmann Stein zeugt, wird dem französischen Admiral Gaspard de Coligny ein Denkmal gesetzt. An einer Jahresneige, wo Geschehensinhalt und Kalender laut an Scharnhorst und Yorck, Schill und Gneisenau mahnen, wird von dem höchsten Kriegsherrn deutschen Soldaten dieser Admiral als Beispiel und Muster vors Auge gestellt. Wird, als wäre es beglaubigte Wahrheit, über sein Thun und Wesen behauptet, was längst als unhaltbar erwiesen ist. Der Deutsche Kaiser meint, Coligny habe stets „seinem himmlischen König die Treue gehalten". Nein: er hat von dem Gott Petri sich zu dem Calvins gewendet. Da ihn der Deutsche Kaiser der Marinemannschaft als Vorbild empfiehlt, muß er glauben, Coligny habe auf dem Meer gefochten. Nein: dieser Admiral ist, wie Offenbachs,

sein Leben lang auf dem sicheren Festland geblieben. Wilhelm sagt, als Kommandant von Saint-Quentin habe Coligny „den Sturm der Spanier glänzend abgeschlagen und seinem Landesherrn Stadt und Festung gerettet.“ Nein: der Sturm gelang; Stadt und Festung wurden (wie jeder Deutsche von Schillers Philipp wissen könnte) von den Spaniern erobert; und von den in Stadt und Festung Feigen war der Admiral der Feigste. Während die Besatzung noch kämpfte, noch mit verströmendem Blute den Stürmern jede Fußbreite des Festungbodens bestritt, schlich Coligny, der Kommandant, ins Lager des Feindes; ließ sich widerstandlos entwaffnen, vom Savoyerherzog ins Antlitz höhnen, in Haft abführen; nannte, um sein Leben nicht zu gefährden, auf dem Schleichweg des Fahnenflüchtlings überall seinen Namen und Titel, damit der ihm feindlich Begegnende sich hüte, ein so edles Wild zu strecken. Nervenbankerot oder der Drang, sich einer größeren Sache zu erhalten? Einerlei: der winselnde Deserteur, der, wie ein gewissenloser Kapitän das sinkende Schiff, als Erster die bedrohte Festung verließ, der Wicht von Saint-Quentin ist unwürdig, deutschen Soldaten ein „Beispiel“ zu sein. Auch die „Treue zum König“, die Wilhelm ihm nachrühmt, hat der als Feldherr immer Geschlagene nur auf seine besondere Weise bewährt: Heinrich dem Zweiten und Karl dem Neunten mit zäher Wucht den Rumpf entgegengestemmt, auf dem das Haupt eines ehrgeizigen Rechners saß, und das Reichswohl, wie ers verstand, in jeder Entschließungstunde über das Interesse des Königshauses gestellt. Nur auf diesem Willenspfad dürfte er uns Vorbild werden; wenn wirs in Stein, Yorck und Bismarck nicht näher und aus reinerem Stoff hätten. War der Zweck der Rede (die gehalten wurde, während Kiderlens vielfarbig livrirtes Gesinde Herrn Poincaré, als dem Erstreber des Orientfriedens, Weihrauch aufqualmen ließ), die Eitelkeit der Franzosen zu kitzeln? Dann ward er verfehlt; Frankreich hat lachend erwidert, es werde gewiß nicht klagen, wenn das deutsche Heer den Ueberläufer von Saint-Quentin zum Muster nehme. Nach den Tagen und Reden von Damaskus und Tanger Kreuzfahrerstimmung? Wir möchten ernsthaft bleiben. Der Kruzifixus schützt sich schon selbst. Nicht ihm: dem Germanenthum dräut Gefahr.

Poscimur.

Ein Graf Bernstorff, der sich mit der Ehrenpflicht, das Deutsche Reich in Washington zu vertreten, weislich bescheiden und

seinen Rechtsanspruch auf einen so wichtigen Posten endlich besser als durch Rednerei erhärten könnte, hat in einer Interview gesagt, der Balkankrieg habe Deutschland in ein freundlicheres Verhältniß zu Frankreich gebracht und manches Mißgefühl aus dem Bewußtsein der Republikaner getilgt. Die Thatsache, daß bedienstete Botschafter für die Presse schwatzen, giebt noch schlimmeres Aergerniß als die andere: daß Leute, die für die Presse geschwatzt oder geschrieben haben, also an eine Zufallsmeinung gebunden sind und nur einen Theil der Schachbrettfelder noch besetzen können, zu Botschaftern ernannt werden. An den washingtoner Speech auch nur ein Abwehrwort zu vergeuden, wäre Müßiggängerthorheit, wenn er sich nicht einer Sperrkette einfügte, über die Deutschlands Wille zur Klarheit abermals stolpern müßte. Ist die Mär von Frankreichs freundlicher Zuneigung etwa auch dem Kaiser aufgetischt worden und hat deshalb Wilhelm, wie Wilhelmine, sich des Franzosenblutes gerühmt, das, von Coligny her, in seinen Adern mitkreise? Aus allen Winkeln wird seit vierzehn Tagen die selbe Tonart gezwitschert, gepfiffen, getrommelt; und in den Pausen angedeutet, übermorgen werde der verkannte Schwabe ein Ding drehen, über das ganz Europa sich nicht weniger wundern müsse als über den von Säufern regirten, von Schürzenjägern geweihten Staat des Studentenliedes. „Vivat Coligny": schallts aus Meyerbeers Hugenottenoper; aus Kiderlens Wilhelmstraße (deren Brunnen auch nicht aus dem Born geschichtlicher Wahrheit schöpft): „Vivat Poincaré!" Der rief die Balkanchristen zur Ordnung (obendrein vergebens: und jede Kollegenschlappe schmeckt unserem Staatssekretär wie der älteste Meukow). Der lockert, weil ihm um die Türkenschuld bang wird, die franko-britische Entente Cordiale, hilft uns in das Dreikaiserbündniß zurück und stärkt es durch das Wohlwollen, am Ende gar durch den Beitritt der Republik. Mit solchen Mätzchen soll dem Helden von Agadir das Amtsleben gefristet werden; das verloren wäre, wenn Deutschland in ihm den Urheber der Türkenkriege von 1911 und 1912 erkannt und die Abschirrung des Mannes gefordert hätte, dessen hemmunglos launischer Thatendrang dem Volkswohlstand in drei Herbstzeiten tiefere Wunden geschlagen hat als in einem Menschenalter je zuvor ein deutscher Minister. Um ihm beizuspringen, bückt sich der Kaiserliche Botschafter in Washington bis in die Kniebeuge. Glauben diese Excellenzen, was sie aussprechen

oder andeuten, dann müßte Stockblindheit sie von hohen Posten ausschließen. Den ruchlosen Wunsch, mit bewußter Lüge die Mitbürger einzulullen, dürfen wir selbst dem Dümmsten der aus der Reichskrippe Gefütterten nicht zutrauen. Rußland und Frankreich können, nicht nur des Geldes wegen, fürs Erste nicht von einander los; wollen auch nicht. Im Zarenreich wäre nur ein Krieg heute populär und der Dynastie nicht schon am Tag nach dem Abmarsch der Kerntruppen gefährlich: der Krieg gegen Deutschland. In der Republik würde Jeder als Memme verachtet, der so bald nach dem Panthersprung die Abkehr von England, die Umkehr zu Deutschland empföhle. Der Lothringer Poincaré, der sich von den Delcassé und Millerand, Barrès und Maurras im Ton, nicht im Wesen seines Patriotismus unterscheidet, mußte für die Türken, die den Franzosen vier Milliarden Francs entliehen haben, mit der Zunge thun, was er vermochte. Daß er von Sasonow, Bertie, Tittoni, Iswolskij und Paul Cambon auf das seit dem Frühjahr Geplante vorbereitet war, kann nur Einer bezweifeln, der noch immer nicht merkt, wie klug für das Spektakel die Rollen vertheilt und eingeübt worden sind. Graf Bernstorff hat ferner gesagt, auf der Balkanhalbinsel werde und müsse der status quo ungewandelt bleiben; und auch damit die Wissenschaft deutscher Diplomatie vor dem Erdrund blamirt: denn diesen Status fraßen noch unter dem Weinmond die Motten. Zaungastberichte „vom Kriegsschauplatz“, die eben so albern wie theuer sind und den Fernblick nur trüben; „bedeutsame“ (und drum telegraphirte) Aussprüche irgendeines Hammeldiebes oder Trinkgeldsuchers von der Unteren Donau; Strohdrusch hochgelobter Diplomaten, die sich unter einem des internationalen Geschäftes unkundigen und dem Herrn des Auswärtigen Amtes deshalb unentbehrlichen Kanzler ihres Daseins laut freuen; ein Bischen Gegrein über das Schrumpfen der (winzigen und oft ertraglosen) Ausfuhr ins Balkangebiet: haben wir zu Allem, was in Südost geschah und wird, sonst wirklich nichts zu sagen?

Handlung wird, nicht Rede, von uns verlangt; That, nicht Anekdote. Im zwanzigsten Jahrhundert hat jeder Feldzug (Transvaal, Mandschurei, Hereroland, Libyen) ehrwürdige Prophetie genarrt. Auch nach Kirkkilisses Fall weiß Keiner, wie der Balkankrieg enden werde. Rußland, das in unfertiger Rüstung und mit brandigen Geschwüren am Riesenleib noch nicht selbst schlagen kann, führt ihn gegen Oesterreich, das seinem Kaiser gern das

Altersleid ersparen möchte, lebend, im Lehnstuhl, vom Heerführerruhm des Herrn Neffen überstrahlt zu werden. Unter englischem Patronat wird er geführt und von zwei Zielen winkt der dem Blick verborgenen Schutzmacht der Siegespreis. Wie dieser Krieg entstand? Nicht im Hirn der vier Balkankartenkönige. Seit 1898 (Wilhelms Reise ins Heilige Land, seine Werberarbeit für die Bagdadbahn, seine Verherrlichung Saladins und Hamids) mußte England fürchten, die stärkste Landmacht wolle ihm nicht nur die Seeherrschaft, sondern auch den Vorrang im Islam entwinden. Die Verständigung über die Flottenrelation blieb, von Bannermann bis zu Haldane, unerlangbar. Die andere Gefahr zu beschwören, schien drum kein Opfer zu schwer. Von 1904 bis 1907 wird Deutschland, das kein Hilfeversprechen einlöst, in Algesiras, Casablanca, Tabah um seinen Orientkredit gebracht. Im Juli 1908 Abd ul Hamid, den Wilhelm Freund genannt hat, entmachtet; sechs Wochen nach Eduards Besuch in Reval, dessen Frucht das anglo-russische Reformprogramm für Makedonien, dessen (gewollte) Folge die türkische Militärrebellion ist. Im Oktober 1909 läßt Italien den von Frankreich und England schon gewährten Besitzanspruch auf Libyen in Racconigi von Rußland acceptiren; und erficht ihm Rechtskraft, als die Fabeldummheit von Agadir die Triple Entente zum Dreibund gefestet hat. Im Oktober 1912 nützen die vier Reguli die Verlegenheit der Türkei. (Noch einmal seis hier betont: Ohne Agadir kein lybischer, ohne den lybischen Krieg keiner im Balkan.) Der Khalif ist in Afrika landlos. Italien an Englands Seewehr gekettet. Der Todeskampf des europäischen Türkenstaates hat begonnen. Daß er nicht kürzer sei als einst im Reich des Basileus von Byzanz, ist Englands Wunsch: denn es kann sich, bis es seinen eigenen Khalifen hat, am Nil und in Indien nur halten, so lange der Islam die Stoßkraft nicht, von Europa weg, ostwärts wendet. Mag der Südost unseres Erdtheiles immerhin slavisch werden, der Schemel zu Rußlands Aufstieg in Uebermacht (der in Ostasien sich unbrechbare Wälle entgegenthürmen). Sputet Euch, schlaftrunkene Staatswächter, in einen neuen Vertrag, der Oesterreich den Weg ins Aigaiermeer sichert. An Eurem Willen zur That hängt das Schicksal Europens und die vielleicht letzte Bürgschaft germanischer Herrenzukunft.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 9. November 1912.

Halali.

Wider den Türken.

Nach der jungtürkischen Revolution vom vierundzwanzigsten Juli 1908, die in der Welt des Westens von lauten Jubelchören begrüßt ward, fand der Leser hier (fast jeder ungern) die folgenden Sätze: „Kann der Khalifat aus dem Westen importirte Latwergen vertragen? Aus Schlössern und Ministerien fliegen Glückwünsche ans Goldene Horn, wo ein Sultan von meuternden Truppen entthront, ein neuer aus dem Prunkkerker auf den Khalifensitz geholt worden ist. Unzufriedene Offiziere sind die Faust, Journalisten das Hirn des neuen Türkensystems. Journalisten, die Jahre lang in London, Paris, Brüssel gefaulenzt oder Aufruhrblätter redigirt, Keir Hardie, Jaurès, Vandervelde als die representative men edelster Menschlichkeit angestaunt haben und froh waren, wenn ein reicher Mann aus Albaner- oder Syrerland sie an seiner Tafel sättigte. Die regiren heute Bajesids und Suleimans Reich. Humaner als Abd ul Hamid? Weniger grausam? Nein. An Wahlschwindel, Sprengeltyrannis und Korruption aller Art haben sie in kurzer Herrschaftzeit das Menschen Mögliche geleistet; und der Aasdunst der von ihnen Gehenkten, Gemetzelten stinkt zur Mondsichel hinauf. Aber sie haben, wie alle Jakobinerenkel, die Oeffentliche Meinung für sich. Und in der Heimath noch die hungernde Hoffnung aller bisher Unbefriedigten. Wird dem türkischen Offizier und Beamten fortan der (viel zu hoch normirte) Sold, von dem er stets nur ein Viertel, höchstens ein Drittel erhielt, vom Staat voll und pünktlich ausgezahlt werden? Darauf rechnet er, fragt nicht, woher das Geld kommen solle, und preist jubelnd drum die Rebellen. Wird der Türke, der im europäischen Theil des Reichsrestes nicht die Mehrheitgewähr hat,

wird der Mohammedaner, der in dem Christen immer einen unreinen, starken und deshalb gefährlichen Feind, in dem Juden gar einen schmutzigen, tückischen Sklaven sah, sich, weil die regirenden Redakteure so heischen, entschließen, Christen und Juden in das Besitzrecht zuzulassen, in dem er so lange allein gewohnt hat? Ihrem Glauben, ihrer Sitte, ihrem nationalen und politischen Anspruch die selbe Raumweite zu gönnen wie den vom Prophetenmantel Gewärmten? Das ist die Hauptfrage. Europa sollte mit der Antwort vorsichtig warten. Mohammed und Robespierre, Koran und Contrat Social: Das giebt keinen Reim. Daß die flinke Modernisirung des Khalifates, einer hochmüthig abgeschlossenen Glaubensgenossenschaft, auf die Dauer haltbar sein werde, ist mindestens unwahrscheinlich. Und dem Deutschen Reich könnte die Demokratisirung des Osmanenstaates eben so wenig nützen wie die ungezügelte Selbstherrlichkeit des Reussenvolkes." Als diese Sätze hier veröffentlicht wurden, gefielen sie kaum Einem vom Dutzend. Die Freiheit hatte ja gesiegt; morgen (wartet nur!) duftet von Ost her der holdeste Lenz. Drei Jahre danach wurde der dem erhabenen Muster des pariser Comité de Salut Public nachgestümperte Ausschuß für Einheit und Fortschritt gesprengt und die Schaar der Streber und Profitjäger vom Zorn der Offizierklubs angeprangert. Schon war zu spüren, daß der libysche Besitz der Türkei, ihre letzte Parzelle in Afrika, gegen Italiens Ansturm nicht zu halten sein werde. Noch aber wirkte der von der trias superflua Goltz-Gwinner-Marschall den Osmanli gewebte Nimbus. Und wieder schüttelte Mancher das Haupt, da er am zwanzigsten Juli 1912 hier Sätze las, die vom Einklang zuversichtlicher Hoffnung schrill dissonirten. „Das verheißene Wunderwerk türkischer Wehrkraft ist nicht Ereigniß geworden. Die Mannschaft empfängt pünktlich Nahrung und Sold. Die Offiziere werden mit Versprechungen gemästet und haben mit Leuten zu thun, die weder für den Wehrdienst gedrillt noch in Ausdauer gewöhnt worden sind. Mit tapferen Kerlen, die ihr Leben wie einen welken Dattelzweig hinwerfen, doch früh erlahmen, wenn der Krieg nicht Glanz und Gewinn beschert. Das schaart sich und läuft wieder auseinander. Schwört heute, auch nach einem in Konstantinopel beschlossenen Waffenstillstand weiterzufechten: und hat morgen, wenn ein Feiertag, eine Privatfehde, ein heißes Mädchen lockt, das Gelübde vergessen. Kiamil, Englands zuverlässigster Lehnsmann, ist, sobald ers sein will, wieder Großwesir. Daß die afrikanischen Wilajets dem Osmanenreich verloren sind, weiß in Stambul der räu-

digste Bettler. Das Gesicht soll gewahrt, der Khalifat vor unheilbarem Schaden geschützt werden. Wann herrscht in einer Kanzlei Europens wieder ein Schöpfergeist, der erkannt hat, daß der Islam in unserem Erdtheil nicht heimisch werden, den reichsten Boden nur verwüsten kann und daß die Stunde schlug, die ihn nach Asien zurückruft? Dort gedeiht er; wird er auch bündnißfähig. Jeder Versuch, die alte Schule der Glaubensgemeinschaft zu sprengen und in der Mummenschanz europäischer Gesittung mitzuhüpfen, mehrt ihm nur die Lebensgefahr. Einst hat er von Niederösterreich bis an die Ukraine, von Budapest bis nach Cerigo dem ganzen Südosten Europas sein hartes Joch aufgezwungen. Wenn das Türkenreich hinter Gallipoli beginnt, können die im letzten Halbjahrhundert erwachsenen Großmächte sich endgiltig einrichten; können auch Oesterreichs und Rußlands gerechte Wünsche Erfüllung finden. Sonst? Der kranke Mann am Bosporus stirbt langsam. Und sein Bett umstehen die Zaghaften, die niemals den Muth zu eigenem Denken in ihr Hirn dringen ließen, und greinen: „Wahrt, um des lieben Friedens willen, den status quo!" Zwanzigster Juli 1912. Bis an den Oktoberausgang hat dieses Gegrein uns umwimmert; erst der Geschützdonner von Kirkkilisse und Lüle-Burgas hats übertönt. Jetzt kennen wir die Gloria der Jungen Türkei; Alle (auch ihre Pensionäre wohl endlich). Der Duft des vor vier Jahren verheißenen Lenzes steigt, wie eines unter faulige Blätter eingescharrten Kadavers, in die von Gier geblähte Nase Europens. Den status quo fressen die Würmer. Wartet abermals ein Weilchen; aus jedem Leitartikel rauschts dann in Posapathetik: „Und jauchzend sieht Europa seinen Feind an selbst geschlagenen Wunden sich verbluten!"

Noch ists nicht so weit; trotzdem Kiamil Pascha geruht hat, auch die sichtbare Würde des Großwesirates auf seine Greisenschultern zu laden. In einer der in Deutschland und draußen am Meisten gelesenen Zeitungen fand ich neulich die Frage, woher der Haß komme, der sich wider die Türkei, trotz ihrer duldsamen, noblen, wohlwollenden Haltung, überall waffne; fand ich den Ausdruck „aufrichtiger Sympathie" mit dem Schicksal der „uneigennützigen" Türken, auf deren staatliche Habe „die Begehrlichkeit einhacke." Ist Denen, die Solches schreiben, die Menschheitgeschichte ein siebenfach versiegeltes Buch? Wissen sie wirklich nicht, was geschehen ist, seit Karl Martell, der Sieger von Tours und Poitiers, um die Mitte des achten Jahrhunderts den ins Frankenreich vordringenden Islam übers Iberergebirg zurückwarf? Daß

Bulgaren, Griechen, Serben auf der Balkanhalbinsel große, blühende, kräftig emporstrebende Reiche hatten, die von 1396 bis 1453 ihnen von den Türken geraubt, die verwüstet, durch Mißwirthschaft und Gräuelherrschaft entwerthet, entwürdigt wurden? Darf der Eroberer, dessen frecher „Eigennutz“ sich nie von Gewissensbedenken ankränkeln ließ, klagen, weil das Schwert zurückzuraffen trachtet, was einst das Schwert stahl? Sind die Bulgaren, Serben, Griechen als eine begehrliche Meute zu schelten, dann trifft die Rüge mit ungeminderter Wucht auch die Preußen, die nicht in Christengeduld trugen, was uneigennützige Gentlemen vom Schlag Ludwigs des Vierzehnten und Bonapartes ihnen aufgepackt hatten. Warum in Westeuropa der Türkenhaß nicht stärker, wilder, wehrhafter geworden, warum er allgemach in freundliche Gleichgiltigkeit eingedröselt ist: nur diese Frage drängt heute sich dem Betrachter auf. Wie eine Räuberbande sind die Türken in Europa eingebrochen; und wie Bluthunde haben sie auf unseres Erdtheiles Boden gehaust. Auf keine Kulturleistung können sie pochen; ihr Land ist verwahrlost, ihr Staatshaushalt erbärmlich; weder sinnliche noch übersinnliche Werthe haben sie, in einem Halbjahrtausend europäischen Hordenlebens, geschaffen. Sie dürfen der Rajah (der Heerde Ungläubiger, der nach islamischer Glaubensvorstellung auch die Christenheit zugehört) nicht ein ihrem gleiches Recht gewähren; dürfen ihr, nach dem Korangebot, niemals die Treue halten. Und sind die Schandthaten völlig vergessen, deren Schauplatz Bulgarien, Armenien, Albanien so oft war? Schwand aus dem Gedächtniß sogar schon, was, unter den Auspizien Djavids, des zu Mohammed bekehrten Judensprößlings, noch im Frühling 1910 türkische Truppen in Oberalbanien und Makedonien an Menschenschändung, Menschheitschande geleistet haben? Da wurde kein Kind, keine Schwangere geschont; wurden harmlos Unschuldige grausam gefoltert. Das waren nicht Ausschreitungen zügellos schweifenden Gesindels. Das war vom löblichen Ausschuß für Einheit und Fortschritt angeordnet und fügte sich paßlich in die alten Methoden islamischer Strafzüge. Und die Völker, die sich gegen solche Schmach, gegen so wölfische Niedertracht bäumen, werden auf deutscher Erde von den Hütern des Verfassung- und Gewissensrechtes „begehrlich“ gescholten. Wenn der Japaner ein von der Weichsel bis an den Rhein reichendes Shintoreich errichtet hätte: wäre der deutsche Stamm, ders duldete, etwa nicht ehrlos zu schimpfen?

Wie der Krieg ende: die Sympathie jedes anständigen, rein-

lichen Menschen (Christen, Juden, Gottlosen) muß mit den Völkern sein, von denen Europa die Tilgung des türkischen Schandfleckes hofft. Auch jedes klugen, der Geschichte nicht ganz unkundigen; denn weder wird uns die Mondsichel Frucht bergende Halme schneiden noch je das schöne, reiche Land, auf dem der Türke als Herrscher die Schenkel kreuzt, dem Ackerbau, dem Gewerbe und Handel lohnen, wie es unter anderen Gebietern vermöchte. Seht, was unter Karol aus der Moldau und Walachei, unter Kallay aus Bosnien und der Herzegowina, unter Ferdinand aus Bulgarien geworden ist: und vergleichet dieser Augenweide den Zustand türkischer Provinzen. Treitschke hat einst geschrieben: „Die Osmanen blieben eine Reiterhorde des Ostens, geschaffen für die Zelte der Wüste, der Kultur gänzlich unzugänglich, bei den anderen mohammedanischen Völkern selbst wegen ihrer Stumpfheit verrufen; sie gleichen jenen harmlosen wilden Hunden, die den Tag über in den Gassen Stambuls schlafen, bei Nacht den Unrath aus den Häusern fressen, aber, sobald man sie ins Haus nimmt, jeder Erziehung trotzen und aus Sehnsucht nach der Freiheit bald dahinsterben." Und der große Preußenmagister aus Sachsen lebte im Glauben einer Zeit, die den Türken leidlich gesinnt war, weil sie darauf schwor, daß die Russen nach dem Besitz Konstantinopels strebten. Dieser Spuk schreckt uns nicht mehr. Was Peter und Katharina träumte, hat schon Nesselrode, der Reichskanzler des nervenlosen Zaren Nikolai Pawlowitsch, als Wahngespinnst erkannt; schon er hat empfunden, daß ein russisches Byzanz nicht zu halten, Konstantins und Peters Stadt nicht von einer Hand zu schirmen sein würde. Im Februar 1830, nach Diebitschs Siegermarsch über den Balkan und dem Friedensschluß von Adrianopel, der den Griechen die Freiheit gab, schrieb er an den Großfürsten Konstantin: „Unser Heer konnte in Konstantinopel einziehen und das Türkenreich töten. Keine Macht hätte sich uns entgegengestemmt, keine nahe Gefahr uns bedroht, wenn wir der Osmanenmonarchie in Europa das Ende bereitet hätten. Nach der Meinung des Kaisers dient aber diese Monarchie, die uns fortan willfährig sein und unsere Wünsche erfüllen muß, dem Interesse Rußlands, seiner Politik und Wirthschaft, besser als jedes neue Gebild, das uns zwänge, entweder unser Gebiet durch Eroberung zu dehnen oder in den zu Erben des Osmanenreiches bestimmten Staaten uns Wettbewerber auf allen Gebieten der Civilisation und Industrie, der Macht und des Reichthums zu züchten. Diesem Grundsatz Seiner Majestät hat unser Verhältniß zur Pforte sich angepaßt."

Deutlicher durfte selbst dieser fest in des Gossudars Gunst sitzende Minister nicht zu einem Großfürsten sprechen, der den aus der Christengeschichte vorschimmernden, von Katharinens apokalyptischer Schwärmerlaune den Moskowitern geweihten Namen Konstantin trug. Nesselrodes nachgeborene Berufsgenossen sollten dem Brief ernstlicher nachdenken als jedem Testament Peters, des dünn gefirnißten Barbaren. Rußland langt nicht nach Konstantinopel; kann heute, im Fünfbund mit England und Japan, Frankreich und Italien, auch ohne Protektoratsrecht auf die Türkei, sogar ohne Befestigung des Nordeinganges zum Bosporus (die das Schwarze Meer vor einem Angriff der Westmächte schützen sollte) auskommen und sich mit der Oeffnung seines Meerkäfigs und dem Sieg des Südslavenbundes begnügen, der ihm der Schemel zum Aufstieg in europäische Uebermacht werden kann. Russenhaß, Russenangst dürfte auch Dem nicht die Stimmung färben, der darüber klar ist, daß Rußland den Sieg, den es, wie jemals ein Verschmachtender einen Quelltrunk, braucht, ohne den es nicht wieder aus tiefer Brust athmen und im Vollgefühl starker Einheit schwelgen kann, auf deutscher Erde suchen wird, sobald es sich bereit glaubt; suchen muß: weil nur diesen Krieg die Volksleidenschaft in lautloser Inbrunst ersehnt. Stark zu bleiben, stärker zu werden, ist unsere Pflicht. Unter keinem Himmel uns in die verächtliche Calibanrolle des Türkenvertheidigers zu ducken. Stambuls wilde Hunde gehören nicht, taugen nicht nach Europa. Lungern hier aber noch, schnappen nach Unrath und schänden das Erdreich, weil England sich am Nil und in Indien nur halten kann, wenn der Islam sich in Europa sättigen darf und nicht gedrängt wird, die Stoßkraft ostwärts zu wenden. Wer hetzt die von Blut und Koth triefenden Rüden in den Bezirk des unersättlichen Britenleun? Marokko, Bosnien, Kreta, Persien, Tripolis, Makedonien, Albanien: nur der Islam hat in diesen Jahren Unruhe gestiftet, den Frieden bedräut. Wer diesen Fieberherd löscht, lebe, und wärs ein Südslave aus Koburg, für Aeonen im Heldenlied. Wer für die Massenmörder am Goldenen Horn, die mit Niedertracht lohnenden Schmarotzer am Leib Europas jetzt noch die Stimme hebt, sterbe schmählichen Tod im Gelächter der wachen Menschheit.

„Wir müssen ein Ende machen“: mit diesem Ruf auf der Lippe sind reiche Bulgaren, Männer in Amt und Würde, aus häuslichem Behagen freiwillig zu Ferdinands Fahnen geeilt. Auch wir mußten längst schon ein Ende machen. Seit zwanzig Jahren ward hier vor dem Popanz der Türkenfreundschaft, die

uns gegen England panzern könnte, gewarnt. Vergebens. Der türkische Schacht, hieß es stets, ist noch nicht ausgeschürft; birgt noch Schätze, die uns in den Schoß reifen. Wie mag Wilhelm, wie Bülow jetzt über Marschalls Berichte und Goltzens Hymnen denken? Marschall hatte Glück: er starb, ehe ruchbar wurde, wie ungeheuerlich der bis über die Hypothekargrenze mit Eitelkeit Belastete das Reich geschädigt habe. „Der Neid muß ihm lassen, daß er betriebsam, innerlich an die Türkei akklimatisirt und im Kleinen geschickt war; nur, wo es galt, mit unwahrscheinlicher Sicherheit auf der falschen Seite.“ Klingt dieser Nachruf (vom fünften Oktobertag) noch heute zu hart? Viel zu mild. Das von diesem Botschafter, den Kindergemüther und Trinkgelderspäher bis ins Blau des Genienhimmels lobten, angerichtete Unheil ist ohne Beispiel in der sonnenlosen neudeutschen Diplomatengeschichte. Da er, der sich für die friedliche Absicht der Italiener verbürgt und empfohlen hatte, den Gouverneur und die besten Truppen aus Tripolis heimzurufen, im Bereich der Hohen Pforte unmöglich geworden war, schlüpfte er, mit der Behendheit der schlausten Riesenratte, aus dem sinkenden Schiff und rettete sich durchs Kanalwasser in das Kellergewölb von Prussia House. Noch wußte man nur, daß Deutschland im Orient machtlos geworden, der Schacht unserer Hoffnung bis auf die Sohle von Britaniens Einfluß durchsickert. war. Im März hatte mich ein Hofmann gefragt, ob ich in Marschall nicht einen möglichen Kanzler sehe. Antwort: „Er sähe auf diesem hohen Sitz nicht so drollig aus wie Sanctus Theobaldus, über dessen gespreizte Hilflosigkeit die Expedirenden Sekretäre lachen, und würde uns schnell von Kiderlen, dem, mit all seinen Talenten, schlimmsten Staatssekretär, den das Reich je gehabt hat, erlösen. Wäre vielleicht aber noch gefährlicher als der dürre Bethmann: weil seine Eitelkeit von der aggressiven Art ist und ihn vor der Fülle der Gesichte leichter als einen trockenen Schleicher in den Entschluß zu Similihandlung stoßen kann. Erstens: beinahe amortisirt; zweitens: Berichter, nicht Mann der That, Journalist, nicht Politiker; ohne das winzigste Schöpfervermögen. Wird aber Einer gesucht, der alle Trommeln rühren, alle Puppen tanzen läßt und Alldeutschland sammt sich selbst bis ins Morgenroth des Schlachttages über jede Gefahr hinweg schwatzt, schreibt, scherzt, qualmt: dann findet Ihr mit tausend Laternen nicht Einen, den die Vorsehung wie Diesen für solches Amt schuf.“ Ihm war die Türkei das Land der Zukunft; in Nöthen Germaniens Hort und Stab. Auch in London wäre der Lebende nun unmöglich. Wil-

helm und Bülow haben Grund, dem Mann der lackirten Berichte zu grollen; ihre ärgsten Rechenfehler hat seine Blindheit erwirkt.

Freiherr Colmar von der Goltz erblickt aus noch hellem Auge den Zusammenbruch seines mühsam ins Morgenland gethürmten Luftschlosses. Bis in den Spätherbst hat er den Herrn des Auswärtigen Amtes alla turca gestimmt. „Weder in Libyen noch gar auf dem Balkan wird der Türke geschlagen; passet auf: wie ein Edelthier den Hornissenschwarm, so schüttelt er all das bunte Kleinzeug ab, das seinen Schellenbaum umsummt.“ Tag vor Tag hörte und las mans; von allen Papierwänden der weiten Scherlei hallte es wider. Die Zuversicht des bewährten Mannes schuf ein Kontagium, das noch in der offiziellen, offiziösen Bespöttelung des Balkanbundes fühlbar war. Alles mußten wir, wenns nach Goltz ging, auf die Türkenkarte setzen. War auch er blind? Hatte das Schauspiel der Herbstmanöver, die vor zwei Jahren siebenzigtausend Mann in der Ebene von Adrianopel vereinten, ihm die Ruhe zu nüchternem Blickmaß geraubt? Der kluge Soldat merkte nicht, daß die schlechten Artikel, die er drucken ließ (und denen nur sein Name Marktwerth lieh), dem Reichsinteresse schädlich waren, und mußte um die Einstellung dieser Thätigkeit ersucht werden. Hat er niemals dem Erlebniß Moltkes im Osmanenheer vor und nach der Niederlage bei Nisib, in ungeblendetem Sinn nachgedacht, nie dieses Hauptmannes Sehnen nach dem Ende des Türkenreiches mitempfunden? Von Allem, was er mit Mund und Feder prophezeit hat, ist nichts Wirklichkeit geworden; bis heute nicht das Allergeringste. Als Instruktor und Reorganisator des Türkenheeres erwarb er Weltruhm. Jetzt läufts auseinander, ist niemals und nirgends zum Aeußersten bereit; und die Zöglinge des Preußen werden von Franzosenschülern geschlagen. Das, heißts ringsum, „ist die Frucht deutscher Erziehung; von ihrem veralteten, verrosteten System war reicherer Ertrag nie zu hoffen. Das von französischen Offizieren ausgebildete, von Schneider aus dem Creuzot armirte Bulgarenheer siegt über Goltz und Krupp.“ Wir dürfen und wollen nicht vergessen, was General von der Goltz, in Praxis und Theorie, für Deutschlands Wehrfähigkeit gethan hat. Ein Patriot und ernster Soldat. Kein politischer Kopf; und dem eben so hoch begabten Robert von der Goltz, den Bismarck rauh aus seinem Weg stieß, in manchem Wesenszug allzu ähnlich. Die berliner Luft hat ihn, der lange dem Sonnenstrahl fern war, verleitet, zwischen Sellerie und Kaffee Vorträge über Argentinien zu halten, mit der Feder eifernd für ein Land

zu fechten, das ihn zum Pascha ernannt und Jahre lang üppig besoldet hat, und ins Staatsmannsgewerbe überzugreifen. Soll er drum als Sündenbock in die Wüste? Sein Schicksal kann dem härtesten Herzen ehrerbietiges Mitleid entpressen. Sein Fleiß, seine Diensterfahrung und gewissenhafte Umsicht haben dem Türkenheer sicher genützt; die pariser Sachverständigen selbst haben 1910 den Fortschritt gerühmt. Wofür aber kämpft dieses Heer? Für einen Islam, der einer Spatzenscheuche gleicht, seit er ins Jakobinerkleid eingeschnürt ward. Für einen Khalifen, der willig nach dem Rhythmus jeder lauten Trillerpfeife hüpft, und dem nach jedem Palastputsch ein neues Läppchen ans Kleid geflickt wird. Für Aberglaubensvorstellungen, die schon verröcheln. Nicht für eine lebensfähige Idee oder sittliche Macht. Als Horde waren die Osmanli stark; als Scheinbild eines Volksheeres sind sie spottschwach. Solchem Heer giebt das Einheitbewußtsein die Wucht. Woher soll es diesen vierzehn Corps kommen, in deren Verbänden der Musulman knirschend neben dem gehaßten Christen, dem verachteten Juden steht? Dieses Heer ist gegen seinen Kriegsherrn, Sultan, Khalifen geführt worden (dem es wider dreisten Bevormundungdrang Hilfe zu bringen wähnte) und hat ihn, Mohammeds Erben, auf Rebellenbefehl eingekerkert. Dieses Heer weiß, daß es höchstens noch zu erhalten, nie wieder zu erobern vermag. Und der gemeine Mann denkt, die Rajah der Slaven, die er oft genug ja gerochen hat, werde ihn nach ihrem Sieg am Ende noch besser behandeln als der Troß, der seit vier Jahren, uniformirtes Gesindel und Bettelstudenten, um die Beute rauft. Eine Armee, der das monarchische Gefühl aus dem Seelenschaft gebrochen ward, die keinen unzersplitterten Islam hinter sich hat, bis ins Jahr 1909 nicht scharf schießen durfte und der das Trostmittel alkoholischer Tränke versagt ist, kann kein Goltz retten. Die braucht, um von der lähmenden Rede ihrer Winkelrobespierre und Gassenmarat zu genesen, einen Bonaparte; mindestens einen Hoche. Gestern hörte sie, daß Mahmud Schewket ein Dieb sei: und soll morgen auf den Wink Torguts Schewket froh ins Feuer? Abd ul Hamid hat seine Leute gekannt. Nur nach seiner Methode waren sie noch zusammenzuhalten und ins Joch islamischen Wollens zu spannen. Seit er hinter Riegeln stöhnt, schleift die Khalifenzier an der Köderruthe der Demagogen durch den Schmutz. Die aus dem Westen importirten Latwergen haben in Osmans Staat schlimmer als die Pest gehaust; ihm jeden Kraftborn heimlich vergiftet.

Wir? Wurden belogen; von Blinden und Tauben mit Nach-

richt bedient. Botschafter, Gesandte, Militärbevollmächtigte, Erste, Zweite, Dritte Sekretäre, Konsuln und Agenten jeglichen Ranges und Kalibers löhnen wir zwischen Wien und Brussa: und erfuhren nichts. Von Italiens, unseres Bundesgenossen, diplomatischer Strategie seit den Geheimverträgen mit Frankreich und England. Von der Zerrüttung der Türkei und der stillen, altpreußischem Muster nachgeahmten Staatsbauarbeit der Bulgaren. Von der libyschen Schwachheit und dem unterirdischen Wühlkampf für den britischen Khalifat. Von dem Frühjahrsbeschluß der vier Balkankönige, vor dem Tripolisfrieden in Makedonien, Albanien, auf Kreta, im Eperus „ein Ende zu machen." Nichts: Nicht einmal Haltbares über die Bewaffnung, Leistungfähigkeit, äußere und innere Bereitschaft der sechs Heere, die seitdem ins Treffen kamen. Und doch herrscht im Auswärtigen Amt ein launischer Tyrann, der lange in Bukarest gesessen, zweimal in Konstantinopel den Biebersteiner vertreten und nur als Balkandiplomat ein Lorbeerreislein gepflückt hatte. Der witterte auch nicht, daß, wie auf das U das W, nach der Ordnung im A B C des Politikers, auf Agadir Tripolis, auf Tripolis der Südslavenaufstand folgen müsse. „Blech! Agadir war eine große Nummer." Im September wurde hier gesagt: „Drinnen wird gelogen; und draußen gewitterts schon. Habet Acht!" Unsinn, brummte es zurück; „Gespensterseherei am hellen Tag. In Afrika läppert die Chose einem für beide Theile faulen Frieden zu und Europa läßt sich die Ruhe um keinen Preis stören." Jetzt? Allen zwischen Wien und Brussa im Reichsdienst Bemühten wäre ein Klimawechsel nützlich. Unserer Wehrkraft eine höllisch ernste, völlig vorurtheillose Prüfung deutschen Geschützmaterials; das beste muß für unser Heer gerade gut genug und die Herkunft gleichgiltig sein. Denen aber, die den Glauben ausbrüllen, Deutschlands Armee sei ein altmodisches rostiges Instrument, ist, morgen noch, mit zornlos fester Stimme von Reiches wegen die Antwort zu geben: „Versuchts!"

Coligny.

Vor acht Tagen habe ich die Rede des Kaisers erwähnt, die deutschen Soldaten den in jeder Hauptschlacht besiegten Feldherrn Coligny, deutscher Marinemannschaft den nie vom sicheren Festland aufs Meer gelangten „Admiral" Coligny als Vorbild empfahl. Diese Rede hat Vertheidiger gefunden. Wer wundert sich darüber? Und wer begreift nicht, daß solche Defensoren, um ihres Strebens Ziel zu erreichen, den Thatbestand entstellen mußten?

Das, denken die armen Kerle, merkt Keiner, wenn wir recht ruppig auf Harden schimpfen; auch wirds dann sicher auf Blättern aller Couleurs nachgedruckt. (Arme Kerle, ihr Geifer näßt mir nicht einmal das Schuhband. Klebt er der sauberen Kreuzzeitung, über die nach Bismarck nichts mehr zu sagen bleibt, oder dem noch trauriger hinsiechenden Hannoverschen Courier drei neue Zahlernamen ins Kundenbuch, so mag er noch oft von den lechzenden Kiefern träufen.) Mein Urtheil über Colignys Handeln in Saint-Quentin soll grundfalsch und im Superlativ ungerecht sein. Denn: Ranke hat anders gerichtet. Weiß ich. Lamprecht, der mir mehr ist, als Ranke je sein könnte, hat über Herrn von Bethmann ganz anders geurtheilt als ich; und mit dem Gewicht seiner Persönlichkeit mich dennoch nicht von der widerwillig erworbenen Ueberzeugung wegzudrängen vermocht, daß dieser Beamte nie über ein Unterstaatssekretariat hinauskommen durfte. Das Charakterbild fast aller Lebenden und der meisten Toten schwankt auf der Urtheilswage. Darf ich den Hugenottenführer (den mancher Deutsche wohl nur aus Meyerbeers Opernchor und aus Lindners kindischem Bluthochzeitspektakel kennt) nicht aus meinem Auge, muß ihn aus Rankes sehen? Der meint, Coligny habe „in dem Willen Gottes die Ursache des Unfalls gesehen, dem er sich als Christ unterwerfen müsse, ohne ihn zu ergründen.“ Solche Demuth macht dem Feldherrn das Leben bequem; hat aber Kuropatkin, Stoessel und den aus Kirkkilisse vertriebenen Pascha nicht entschuldet. Da viele Fundamente, die Rankes feinem Spürsinn fest schienen, inzwischen als morsch erwiesen wurden, wollen wir uns lieber an einen jüngeren Historiker halten. Auch Professor Erich Marcks vertheidigt in seinem Buch „Gaspard de Coligny“ den Admiral; auf dessen Bericht er seine Darstellung des Falles von Saint-Quentin im Wesentlichen stützt. Geschlagene Generale sollte man, wie Ibsens Menschen, nur nach ihrer That, niemals nach ihrer Rede richten. Siebenundzwanzigster August 1557. Drei Tage zuvor hat Emanuel Philibert Herzog von Savoyen, Philipps Generalissimus, acht Pfeile in die Stadt schießen lassen (nicht, wie der Kaiser erzählte, „einen Speer über den Graben geworfen“), die den Belagerten die Aufforderung zur Kapitulation brachten. Coligny hat die Pfeile abgefangen und befohlen, sie mit einem angehefteten Zettel zurückzuschießen, der die stolze Antwort trug: „Regem habemus“. Der schöne Gestus des in Chatillon-sur-Loing Geborenen oder der Ausdruck felsenfesten Entschlusses? In einem von Goldstickerei strotzenden Sammetgewand steht der Kommandant heute auf dem

Wall. Um „erkennbar zu sein“, sagt Marcks; nicht, wie Andere behauptet haben, „um desto leichter verschont zu werden“. Dreizehn Tage lang wird die Festung schon beschossen, drei Wochen lang belagert: und der Befehlshaber muß sich putzen, mit dem Michaelsorden behängen, um erkennbar zu sein? Er sieht, daß der Feind durch eine Bresche einzudringen beginnt, daß deren Mannschaft weicht; und stürzt sich, sie aufzuhalten, an seinem Feuer zu hitzen, in neuen Willen zur Abwehr zu spornen, ins dichteste Getümmel? Nein. „Er sucht nach einem ansehnlichen Mann, einem Spanier, dem er sich anständig ergeben könne“ (Marcks); und nennt diesem Ansehnlichen seinen Namen, damit er ihn nicht länger angreife. Nach dem Bericht des Vertheidigers führen die Spanier ihn über die fünfte Bresche hinweg. „Noch hatte kein Feind sie überschritten. Coligny sieht, wie an Andelots (seines Bruders) Bresche das Gefecht fortdauert. Savoyen ließ, zuerst zweifelnd, seine Persönlichkeit feststellen; und man geleitete ihn weiter ins Lager.“ Zuerst zweifelnd? Trotz Sammet, Goldprunk und Michaelsordens? Französische Geschichtschreiber melden, der Herzog habe im Ton spöttischer Verachtung zu den Gefangenen gesprochen: „Undenkbar, daß Sie der Admiral sind!“ Die glauben auch nicht, daß die Stadt, wie Coligny angiebt, durch den Kleinmuth der Bürger, die Zagheit der Besatzung gefallen sei. Was ist Wahrheit? Gewißheit, daß der Kommandant einer noch zu zähem Widerstand fähigen Festung, auf deren Wällen noch ein beträchtlicher Theil der Mannschaft tapfer kämpft, sich ohne irgendwelchen Zwang, mit der Pike in der Hand, dem Feind ergeben hat. Was thäte der König und Kriegsherr von Preußen einem General, der in Metz oder Graudenz so gehandelt hätte? Würde er ihn als Vorbild empfehlen oder vor ein Kriegsgericht stellen? Als Gneisenau, dem Kolbergs Schutz anvertraut war, den Fall Danzigs erfuhr, schrieb er: „Mir bleibt also nichts übrig, als zu fechten und zu sterben.“ Der hätte dem Sammetenen von Saint-Quentin Litze und Orden vom Rock gerissen. Auch wer dem Spruch des ungemein begabten, doch in seinen Helden verliebten Historikers Marcks Rechtskraft zuschreibt, wird im Anblick der paar sicheren Thatsachen meine Frage nicht allzu hart finden: „Nervenbankerot oder der Drang, sich einer größeren Sache zu erhalten?“ Doch das Wichtigste haben die liebenswürdigen Schimpfer in schlichter Treue unter den Schreibtisch verscharrt. Kein Zweifel, winseln sie, dürfe „die Giltigkeit der kaiserlichen Weiheworte“ benagen. Der Kaiser hat, nach dem beglaubigten Wortlaut, gesagt, als Kommandant

von Saint-Quentin habe Coligny „den Sturm der Spanier glänzend abgeschlagen und seinem Landesherrn Stadt und Festung gerettet.“ Keine Silbe dieses Satzes ist haltbar. Der Sturm gelang. Stadt und Festung wurden von den Spaniern erobert. Und der Kommandant, der in jedes Ohr, nach seinem eigenen Bericht, geschrien hatte, wer ihn je von Uebergabe nur reden höre, solle ihn, „als einen Feigling“, über die Mauer in den Graben werfen, ergab sich, ehe die Festung noch im Lebenssitz gefährdet war, dem Feind. Sorgte nur für des Daseins süße Gewohnheit. Andelot ficht und Coligny weicht vom Posten. Thut, was seine Hypothese selbst soeben feige Verrätherei genannt hat. Steuert sein Schiffchen pfiffig durch alle Klippen.

Die Franzosen stehen nicht in dem Ruf, ihre Nationalhelden gering zu schätzen; lassen sich keinen, wie auch seines Helmbusches Farbe sei, ohne Gegenwehr rauben. Coligny wird als Soldat (sein Lebenswerk war der mit Staatsmannsmitteln unternommene, völlig mißlungene Versuch, Frankreich dem Calvinismus zu erobern) nur von Protestanten gepriesen. Wilhelm sagt über ihn: „Seinem himmlischen und drum auch seinem irdischen König hielt er fest, bis zum letzten Athemzug, die Treue.“ Brantôme: „Das Schönste, was er in seinem Leben vollbracht hatte, wandte sich, hieß es überall, gegen seinen Gott, gegen den Glauben, auf den er getauft worden war, und gegen seinen angestammten König.“ Charles Merki (auch ein Historiker): „Im letzten Augenblick überwog am Tag von Saint-Quentin in ihm die Eigensucht, der Trieb nach Selbsterhaltung. Er konnte die Seinen sammeln, zog aber vor, sich zu retten“. Und in der pariser Zeitung „L'Éclair“, deren Leiter, Herr Judet, oft in Worten scheuer Bewunderung von Wilhelm dem Zweiten gesprochen hat, fand ich die Sätze: „Die deutsche Marinemannschaft wird kaum verstehen, was ihr das Bild eines Admirals sein solle, der nie das Meer sah. Der Deutsche Kaiser kennt unsere Geschichte und seinen Ahnherrn schlecht. Seine Rede wird von den Thatsachen der Historie schroff widerlegt. Die Uebergabe von Saint-Quentin ein französischer Sieg! Hat Wilhelm ganz vergessen, daß im spanischen Siegerheer deutsche Miethlinge mitfochten, mitmordeten? Er war nicht gut berathen oder grundfalsch informirt, da er seinen Soldaten diesen Ahnherrn als Vorbild empfahl.“ Schimpft weiter, arme Kerle....

Rumänien.

Aller Augen haben seit der ersten Oktoberwoche auf König Karol gewartet. Der, dachten aufgescheuchte, verstörte Diplomaten-

hirne, greift morgen ins Balkanwespennest; schickt seine Viertelmillion guter Soldaten über die Dobrudschagrenze und zwingt die Bulgaren zum Rückzug aus dem Türkenreich. Die Kundigsten wärmten sich am Rostgitter dieser Hoffnung. Nicht nur, weil im „Matin“, just vor zwei Jahren, von einem in Konstantinopel und Bukarest unterzeichneten Geheimvertrag gemunkelt worden war, der Rumänien der Türkei zum Beistand gegen bulgarischen Angriff verpflichte. Weil das rumänische Interesse in solche Gemeinschaft zu zielen schien. Doch Karol blieb still. Der heute wohl an Erfahrung reichste Kenner der Balkangeschichte rührte sich nicht. Und jetzt ists vielleicht schon zu spät. Der Jungtürkenkrebs überstinkt alle Wohlgerüche Bessarabiens und nimmt selbst Abgehärteten die Lust, mit Salbe und Serum sich in diese Pesthöhle vorzuwagen. Ist der zweite Sohn Antons von Hohenzollern, der Bruder des Prinzen Leopold, dessen Kürung für den Spanierthron einst im Vogesendickicht die Kriegsfurie entfesselte, zu kühnem Mannesentschluß schon zu alt geworden und hat die Gunst der Stunde verzaudert? Hat ihn, der den Russen vor fünfunddreißig Jahren aus der Plewnaklemme half, die späte Verleihung russischer Feldmarschallswürde so innig gerührt, daß ihm der gerechte Groll über Gortschakows schnöde Untreue aus dem Gedächtniß schwand? Zerriß ihm Ferdinands Kreuzfahrerruf die Rechnung und lehrt den Klugen erkennen, daß selbst seiner von Ehrfurcht umhegten Autorität nicht mehr gelingen könne, die Walachen für den Islam ins Geschützfeuer zu bringen? Lauscht er dem Friedensflötensang seiner Elisabeth? Oder ist er, noch vor der Kriegserklärung der Tetrarchen, mit dem Herrn Vetter in Sofia über den Staatshandel einig geworden?

Karol ist König von Rumänien, nicht König der Rumänen. Söhne des Lateinervolkes der Walachen, das sich der Abkunft von Trajans rüstigen Ostsiedlern rühmt, wohnen in dichter Schaar unter dem Reif der ungarischen Stephanskrone und im russischen Bessarabien, in schmaleren, immerhin stattlichen Haufen auf dem Boden der Bukowina und im Serbenstaat. Solls, kann es so bleiben? Rumänien ist Donauwacht, Anrainer des Schwarzen Meeres, an der Oeffnung und dem Verschluß der Dardanellen und des Bosporus mit dem Hirn seines Herzens interessirt, schielt ins Mittelmeer: und hat fast die Hälfte seiner Kinder nicht im eigenen Haus und kann dieses Haus der Bosheit des Nachbars nicht sperren. Rußland hat ihm, um sich für Plewna dankbar zu zeigen, den Süden Bessarabiens abgepreßt (Gortschakow that in den Tagen

von San Stefano, als sei er Rumäniens Lehnsherr; drohte mit Okkupation und Entwaffnung) und ihm als Ersatz schließlich die Dobrudscha hingeworfen. Die ist fruchtbar, hat den wichtigen Hafen von Konstanza, wäre von einem übermächtigen Bulgarien aber stets bedroht; und ein großer Theil ihrer Aecker wird von bulgarischen Bauern bestellt. Ist Ferdinand der Zar aller Bulgaren, so wird ihm auch dieser Slavensplitter im Lateinerleib leicht ein handliches Werkzeug. Herrscht er über Makedonien (das nach der Lösung aus der Türkenklammer nur bulgarisch sein könnte), so hängt die Bäumung, die Brandung der Südslavenwelle an seinem Wink. Rumänien sinkt, wenn einer der slavischen, griechisch-orthodoxen Balkanstaaten steigt. Und ist vor Einbruch erst sicher, wenn es den Schlüssel zu seinem Haus in der Tasche hat. Jahrzehnte lang hätte es sich mit Stadt und Festung Silistria begnügt, die Waddington ihm auf dem Berliner Kongreß zugedacht hatte, aber von Bismarcks müdem Mißmuth nicht für die lateinische Schwester im Osten erlisten konnte. Heute? Silistria öffnet und schließt die Pforte zum Jungferboden der Dobrudscha und wäre, unter dem Schirm moderner Festungwerke, ein noch gegen die Springfluthen fester Deich. Ferdinand kann den Preis zahlen; käme noch billig davon. Doch schon wird in walachischen Schulen gelehrt, daß es außer dem freien Rumänien ein (von Oesterreich, Ungarn, Rußland) geknechtetes giebt. Von solcher Lehre ists nicht mehr weit in das Streben nach einem Großrumänien. Keime des Panrumanismus sind längst sichtbar. Das Buch Popovicis, das die Walachen Ungarns, Transsylvaniens, der Bukowina denen des Königreiches staatlich vereint zeigte, ist vor sechs Jahren erschienen. Und 1908 las auch Südosteuropa Bismarcks Satz: „Es ist natürlich, daß die Bewohner des Donaubeckens Bedürfnisse und Pläne haben, die sich über die heutigen Grenzen der österreichisch-ungarischen Monarchie hinaus erstrecken; und die deutsche Reichsverfassung zeigt den Weg an, auf dem Oesterreich eine Versöhnung der politischen und materiellen Interessen erreichen kann, die zwischen der Ostgrenze des rumänischen Volksstammes und der Bucht von Cattaro vorhanden sind." Franz Joseph und Karol sind alte Herren; und hinter ihnen zuckt der Kontur der Zukunft noch in unsicherem Flackerlicht.

Wird in Wien, in der Burg und am Ballplatz, empfunden, welche große Stunde geschlagen hat? Das Historienbuch, das von Plewna nach Berlin führt, kann die plumpen Fehler meiden lehren, durch die Rußland sechs unwiederbringliche Lustren verloren hat.

Briefe von Treitschke*).

Göttingen, am siebenzehnten Februar 56.

Mein lieber Bachmann!

Ich habe Dir sehr viel abzubitten. In der That, gerade jetzt, wo ich Deinen letzten Brief, der nachgerade durch sein greises Alter ganz ehrwürdig aussieht, wieder durchgelesen, jetzt begreife ich selbst nicht, wie ich Dein Schreiben so lange ohne Antwort lassen konnte. Jedes Schuldbekenntniß macht den Eindruck der Schwäche und widersteht mir. Ich berufe mich also auf den guten Glauben, den Du zu mir haben mußt, und sage einfach, daß es am Willen nicht gefehlt hat. Von Dresden aus mochte ich nicht schreiben, weil ich hoffte, Dich im Oktober in Münster zu sehen. Wie Du jetzt wissen wirst, bin ich Dir damals auch sehr nah gewesen. Ich habe in Herford tüchtig mit mir selbst kämpfen müssen, ehe ich mich entschloß, den Besuch in M., der mir so sehr am Herzen lag, zu unterlassen. Jetzt kann ich die Folgen klar überblicken und muß mir sagen, daß ich nicht nur verständig gehandelt, sondern das unumgänglich Nothwendige gethan; im Hinblick auf meine Mittel war schon der Exkurs nach Herford ein Leichtsinn, alles Weitere war eine Unmöglichkeit. Nachher war ich so vielfach beschäftigt, daß ich alle nicht ganz dringenden Briefe bis Weihnachten aufschob. Da spielte mir das Glück einen bösen Streich. Von Weihnachten bis in den Januar hinein war ich krank, und zwar so, daß ich auf lange Zeit recht niedergeschlagen war. Du wirst Das begreifen, wenn ich Dir sage, daß ich in Folge furchtbaren Ohrenreißens ganz taub war und mich mit der Furcht trug, ich werde es für immer bleiben. Hast Du

---

*) Schon im September 1857 nannte Heinrich Treitschke, in einem Brief an seinen Vater, das Haus S. Hirzel „eine der größten Firmen in Deutschland, deren Name für das Buch (Heinrichs zweite Gedichtsammlung) eine gute Empfehlung sein wird". Jedes Jahrzehnt hat dann des Historiendichters Freundschaft mit dem leipziger Verlagshaus gefestigt. Dessen Inhaber, Herr Dr. Georg Hirzel, hat für gute und billige Ausgaben der Schriften, Reden, Vorlesungen Treitschkes gesorgt und beschert den Deutschen jetzt „Heinrich von Treitschkes Briefe, herausgegeben von Max Cornicelius". Ein paar Proben aus dem ersten (von 1834 bis 58 führenden) Band werden beweisen, daß dieses Buch keines empfehlenden Wortes bedarf; daß es ernsten Deutschen unentbehrlich werden muß. Mit Recht konnte der sorgsame Herausgeber sagen: „Erst die Briefe werden zu voller Anschauung bringen, welche Willenskraft, welcher zu Zeiten heroische Gelehrten- und Künstlerfleiß neben genialer Begabung am Werk war, um die fünf Bände der Deutschen Geschichte zu schaffen."

je einen heruntergekommenen Reichen gesehen, der die bettelhaften Reste seiner Habe mit kindischer Angst hütet? Danach magst Du Dir vorstellen, welchen Werth für mich jener Sinn hat, den ich so kärglich genieße. Ihr Glücklichen denkt freilich nicht daran, welchen Schatz Ihr habt an dem Vollgenuß Eurer Sinne. Was wäre auch das Glück, wenn es bewußt genossen würde, wenn es verbunden wäre mit der Erkenntniß seines Werthes? Nun, jetzt steht es endlich mit mir wieder so gut oder so schlecht wie vor Weihnachten. Auch nachdem ich wieder „gesund" war, bin ich noch lange unwohl gewesen, bis ungefähr vor vierzehn Tagen. Da hab' ich mich oft mit trüben, krankhaften Gedanken getragen. Endlich gelang mirs, meiner Stimmung Herr zu werden. So ist ein Gedicht daraus geworden, vielleicht das Beste, was je aus meiner Feder geflossen. Es kam so recht aus tiefstem Herzen; und doch war der Gedankengang, den es ausspricht, für mich abgeschlossen; ich hatte jene Ruhe wieder, welcher die Bewegungen des Herzens zum künstlerischen Bilde werden. Du wirst das Gedicht hoffentlich bald unter dem Titel „Krankenträume" (laß Dich nicht schrecken durch den sentimentalen Namen) (hoffentlich bald) zu Gesicht bekommen. Dann laß uns weiter davon reden — — —

Du wirst von unseren Bekannten wissen wollen. Put ist hier; er will im Sommer promoviren. Er ist mein vertrauter, beinah einziger Umgang. Ich gewinne ihn immer lieber. Leider hat er jenes fahrige, zu leicht erregbare Wesen, das sich schwer auf einen Punkt konzentriren kann, noch immer nicht abgelegt, so daß es mir manchmal um seine Zukunft bangt, trotz seiner schönen Anlagen. Er steckt noch recht voll von unklaren Ideen; Das ist natürlich: er hat viel Interesse für die höchsten politischen und philosophischen Fragen, ohne sich je mit etwas Anderem als der Naturwissenschaft ernstlich beschäftigt zu haben. Da nimmt sich manches seiner Urtheile oft komisch aus, denn von Recht und Geschichte hat er nicht den leisesten Begriff. Er denkt noch immer die Welt gewaltsam zu reformiren mit Kanonen, die nur mit Ideen geladen sind. Aber er ist ein reicher denkender Kopf und zeigt mir täglich mehr ein so warmes, liebenswürdiges Herz, daß an ihm allein Alles zu Schanden werden muß, was man über den Charakter der Juden gefabelt hat. Ein psychologisches Kuriosum ist mir Dr. Aegidi, den Du ja kennst. Er ist ohne Frage ein geistreicher Mensch, der vielleicht in der Wissenschaft einst einen großen Namen haben wird. Wie sich aber ein klarer Verstand mit einer so krankhaft kleinlichen Eitelkeit reimen kann, Das wissen die Götter. Da ist keine Kneipe, kein Ball so elend, daß nicht Aegidi durch eine Pauke oder sonst was sich zum Löwen des Tages machen sollte. Ich habe mich früher oft darüber geärgert,

daß ich gesellschaftlich nie eine Rolle spielen werde. Hätte ich aber jetzt noch den geringsten Zweifel über die Wohlfeilheit und Werthlosigkeit solcher Triumphe, so würde Aegidi ihn mir genommen haben. Und dann dieses teutsche Reckenthum in Glacéhandschuhen! Wie ein Frommer kein Mittagessen vernichten kann, ohne dem HErrn für seine Gnade zu danken, so kann Aegidi nicht zehn Worte reden, ohne unser unglückliches Vaterland ins Spiel zu mischen. Neulich reiste ein frankfurter Doktor ab; da gab es eine Rede über die Einigkeit zwischen Süd- und Norddeutschland. Im Ernst! Wüßte ich nicht aus unverwerflichen Zeugnissen, daß Aegidis deutsche Gesinnung eine sehr ernste ist, so wäre es mir unmöglich, an die Aufrichtigkeit von Gefühlen zu glauben, die wie kleine Münze ausgegeben werden ...

Ich ging aus Dresden fort, gerade als ich anfing, mich dort einzugewöhnen und wohl zu befinden, und habe nun hier einen herzlich langweiligen Winter verlebt. Die Bibliothek ist gut: Das ist das einzige Lob, das ich diesem Nest mit gutem Gewissen zugestehen kann. Ich bin aber leider noch nicht zu jener Höhe des wissenschaftlichen Sinnes gekommen wie Professor Herrmann, der mir neulich sagte: „Es wird mir allemal ganz warm ums Herz, wenn ich in diesen herrlichen Büchersaal trete!“ Meine Verdauungwerkzeuge sind leider so beschaffen, daß ich mich von Schweinsleder-Bänden allein nicht nähren kann. Setze Herrmanns Worte als Motto über ein Stadtthor, nimm noch etwas Dünkel für die alten, etwas Liederlichkeit für die jungen Mitglieder der Hochschule hinzu, so hast Du ein Bild der Georgia Augusta. Damit ist übrigens nicht gesagt, daß es nicht eine treffliche Universität ist. Mein Umgang beschränkt sich auf Put. Je mehr ich in Kreise komme, wo der laute Studententon aufhört und das gesellschaftliche Wesen oder Unwesen beginnt, desto schwerer wird mirs, Bekanntschaften zu machen. So bin ich also mit den jungen Doktoren usw. nur oberflächlich bekannt. Es ist Keiner, dem ich näher getreten. Aus Langeweile verkehre ich manchmal mit den Grünen. Aber einerseits ist Das überwundener Standpunkt, andererseits empört mich dieser bureaukratische Geist gegenseitiger Knechtung und das kalte, theilnahmlose Wesen der Leute; ich komme mir unter den steifen Herren vor wie ein Fuchs. Von Kunst und Natur ist natürlich nicht die Rede. So war mirs oft trübsälig zu Muthe. Ich kam sogar so weit, daß ich bei einem Mädchen Erholung suchte. Sie war hübsch und, so weit Das möglich ist, liebenswürdig; ihre Sittlichkeit magst Du Dir denken. Es ist stark, daß ich Dir von solchen Dingen rede; aber ich will vor Dir nicht besser scheinen, als ich bin. Ich bin vielleicht doppelt tadelnswerth; denn ich habe das Glück des Umganges edler

Frauen genossen. Jetzt ist die Thorheit hoffentlich überwunden. Das ewige Einerlei des Arbeitens in langweiliger Umgebung verstimmte mich; da magst Du Dir erklären, wie der Verkehr mit Frauen unentbehrlich wird. Ich hätte mir selbst sagen können, daß man bei dem Gemeinen nie etwas Schönes suchen darf, wenn man sich nicht selbst belügen will. Aber es steckt in Jedem ein Stück Thomas: wir glauben nichts, was wir nicht mit Händen greifen. So bin ich um eine häßliche Erfahrung reicher; ich gestehe, daß ich sie lieber nicht gemacht hätte. Viele meinen, der Charakter bilde sich nur durch solche Schlammbäder. Ich glaube Das nicht. Wer Alles an sich selbst erfahren will, kommt endlich zu jenem Raffinement Byrons, der einmal glaubte, einen Menschen getötet zu haben, und sich nun an Mörder-Empfindungen weidete. Da hört jeder sittliche Standpunkt auf.

In anderer Hinsicht bin ich glücklicher gewesen. Ich habe einen Verleger gefunden . . . Das Urtheil von Euch Beiden, Dir und Vereli, die Ihr die Sache sicher sehr verschieden ansehen werdet, und von den Grenzboten: Das sind so ziemlich die Einzigen, von denen ich hoffe, Etwas zu lernen. Ueber Prutzs Geist und „poetisches" Talent bin ich durch eigene Erfahrung aufgeklärt worden*)... Ueber die kleine Sammlung noch ein paar Worte. Die Gedichte sind zu verschiedenen Zeiten, einige noch in Bonn, entstanden und erst im Sommer zu einem Ganzen verarbeitet worden. Sie sind ohne Zusammenhang; aber ich wünsche, daß Du sie als ein Ganzes ansiehst, damit Du manche scheinbare Widersprüche darin verstehst. Sie sollen eine poetische Verklärung sein der Empfindungen, die sich einem guten Deutschen aufdrängen in unseren gegenwärtigen namenlosen Zuständen, besonders wenn er Trost sucht in unserer Geschichte. Das ist etwa der Inhalt in nackter Prosa. Daß darin Widersprüche vorkommen, ist unvermeidlich, denn eben jene Empfindungen widersprechen sich selbst. Eine andere Frage ist, ob nicht der ganze Stoff eben jenes Widerspruchs wegen der poetischen Verklärung unfähig ist. Darüber sollst Du mir, wenn Du gelesen, Deine Meinung sagen. Das Thema ist sehr gefährlich, die Phrase liegt gar zu nah. Gewiß ist, daß von zehn „patriotischen" Dichtern mindestens neun unzurechnungfähig sind. Die Meisten gehen auf Hermann seligen Andenkens zurück und erwerben sich das Verdienst, uns jene herrlichen Großthaten herzlich widerwärtig zu machen. Von all dem Bardengebrüll ist rein gar nichts auch nur der Rede werth, — Kleist natürlich ausgenommen. Seine „Her-

*) Folgt Näheres über Prutzens Bearbeitung des Gedichts „Ambrosius Dalfinger".

mannsschlacht“ ist die großartigste Verklärung des vaterländischen Hasses; herrlicher hat selbst Schiller nicht für die Freiheit geschrieben. Auch jetzt ist diese Bardenpoesie nicht ausgestorben . . . Andere, wie Herwegh, verherrlichen die Freiheit manchmal in kräftigen Sätzen, gewöhnlich aber in modern-sentimentalen Phrasen, ganz wie man sein Liebchen besingt. Ich denke aber, wenn man einmal sentimental sein will, so thut man Das besser einem Mädchen als einem abstrakten Begriff gegenüber. Ich bin auf die Zeit des erwachenden Bürger- und Bauernthums und ihre ersten Kämpfe zurückgegangen. Du wirst mir auch hier mit Recht das omne simile claudicat einwerfen, aber schwerlich die Richtigkeit des Gedankens bestreiten können. Ist es doch der lange nicht ausgefochtene Hauptkampf unserer Zeit, dem Bürgerthum zu seinem Recht zu helfen und die modernen Trümmer des Feudalstaates zu stürzen. Ich bin weder selbst mit meiner Leistung zufrieden noch wirst Du es sein. Aber es ist gut, daß ich meine Schriftstellerlaufbahn gerade mit diesen vaterländischen Gedichten eröffne. Jedes Wort, das heute an unsere Schmach mahnt, ist gesegnet. Wenn meine Gedichte Anklang finden sollten in dem Leserkreise, für den sie vorwiegend geschrieben sind, unter der männlichen Jugend, dann will ich gern jede verdiente Rüge der Kritik hinnehmen. Habe ich mit den vaterländischen Gedichten einiges Glück, so werde ich noch im Sommer eine Sammlung vermischter Gedichte drucken lassen, fast lauter Balladen und kleine Epen. Von denen, die Du in Bonn von mir in Händen gehabt hast, wirst Du nur sehr wenige, und auch diese ganz verändert, wiederfinden. Es waren eben Stilübungen, die heutzutage unvermeidlich sind, wo es so leicht ist, Verse zu machen, und eben darum so schwer, zu dichten. Es ist noch in diesem Winter Manches dazu geschrieben worden. Ich will herzlich froh sein, wenn ich damit abgeschlossen habe. Bisher ging es immer so: wenn mir Etwas einen sehr tiefen Eindruck gemacht hatte, so ward ich nicht eher ruhig, als bis ich es mir zum Gedicht gestaltet hatte. Das ist insofern gut, als ich daraus sehe, daß mir wenigstens die Empfänglichkeit, die dem Künstler unentbehrlich ist, nicht abgeht. Es hat aber auch seinen großen Nachtheil. Ein solches Schaffen ist nur die rechte Art für den Lyriker; und gerade lyrisches Talent habe ich sicher gar nicht. Was ich innerlich erlebe, verflüchtigt sich mir nicht in eine musikalische Stimmung, sondern es verdichtet sich zum Bilde. Da ists wohl klar, daß ein solches Skizzen-Entwerfen nicht ewig fortgehen kann; ich hoffe, mich jetzt davon los zu machen und mich auf ein großes, voll ausgeführtes Bild zu konzentriren. Je mehr ich das Leben kennen lerne (Das heißt: je lieber ich das Leben gewinne), desto mehr strebe ich danach, meine Phantasie-

gestalten mit Fleisch und Blut zu umgeben, desto weniger kann ich mich mit bloßen „Studien“ begnügen. Unter diesem Titel soll jene zweite Sammlung auch in die Welt gehen, auf die Gefahr hin, daß die Kritik darin eine Bestätigung der beliebten Ansicht findet: Alle Künste werden immer mehr malerisch. Eine lange Zeit hab' ich mich mit verschiedenen dramatischen Plänen getragen, endlich alle theils verworfen, theils verschoben und einen gewählt, der mir das Herz warm macht und im Sommer bestimmt ausgeführt wird. Es wird ein historisches Drama im strengsten Sinne, sehr ernst, gar nicht rührend, fast ohne Weiberrollen, aber hoffentlich auch ohne Phrasen. Wenn ich mir dadurch die Möglichkeit verschaffe, an den Bühnen Etwas zu lernen und nicht mehr, wie bisher, nur den einen Theil der Schauspielkunst, die Mimik, zu genießen, dann, hoff' ich, sollen meine Leistungen schnelle Fortschritte machen. Es kommt mir fast komisch vor, wenn ich hier mich selbst vor Dir auf den Sezirtisch lege und lang und breit über Dinge rede, die Du noch gar nicht kennst und vielleicht auch später nicht großer Beachtung würdig finden wirst. Doch es ist ein halbes Jahr seit meinem letzten Briefe vergangen; da ists wohl gut, wenn ich mir und Dir einmal Rechenschaft ablege.

Die Geschicke unseres Vaterlands habe ich auch in der letzten Zeit mit großer, natürlich sehr schmerzlicher, Theilnahme verfolgt. O Freund, wenn ich Deinen vor den Wahlen geschriebenen Brief lese und das jetzt Erreichte mit Deinen damaligen, so unendlich bescheidenen Hoffnungen vergleiche: wo soll ich da Worte finden? Meine Ueberzeugung, daß wir nur in einer Uebergangszeit leben, steht allerdings ganz fest. Aber es fällt mir oft furchtbar schwer, mit dem Schicksal nicht zu hadern, das mich in einer solchen Zeit leben läßt. So weit meine Geschichtkenntnisse reichen, finde ich kein Beispiel, daß Lüge und Unrecht so schamlos auf dem Throne gesessen hätten. Widerrechtlichkeiten freilich kommen unter jeder Regirung vor. Aber daß sie von oben herab nicht entschuldigt oder verleugnet, sondern geradezu als Staatsweisheit gepriesen werden mit dem offenen Eingeständniß, Recht sei Das allerdings nicht: Das ist eine Virtuosität in der Verhöhnung des Heiligsten, die das Ministerium Manteuffel erst erfunden hat. Die Geschichte mit dem Grafen Pfeil hat mich natürlich eben so berührt wie jeden Redlichen (beiläufig ist er auch daran schuld, daß ich diesen Brief erst heute schließe. Als ichs vor acht Tagen thun wollte, hatte ich eben jene Rede gelesen und war natürlich zu aufgeregt dazu*).

---

*) Graf Pfeil, Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses, hatte sich hier am fünfzehnten Februar bei der Verhandlung über das

Aber im Ganzen kann sie doch nur gut wirken. Wer wird es noch wagen, die staatliche Lebensfähigkeit eines solchen sittlich vermoderten Standes zu vertheidigen? Oder vielmehr, wessen Gewissen ist so schwach, es ihm zu erlauben? Dem Junkerthum hat allerdings kein Denkender eine staatliche Zukunft zuerkannt; aber auch die scheinbar lebensfähigen Theile des Adels, die Standesherren und Mediatisirten, zeigen ihre völlige Reife zur Vernichtung, über die ich allerdings nie im Zweifel war, recht klar. Die Einen ziehen sich vom Staatsleben ganz zurück (die beste Art, wie sich eine Aristokratie selbst morden kann), die Anderen unterstützen jenen Wahnsinn des Junkerthums oder schweigen dazu. Das ist kein Schade. Eine viel ernstere Frage ist die nach Preußens Zukunft. Aus der Reihe der Großmächte ist es schon ausgeschieden; wird es unter solchen Zuständen je wieder darin eintreten? Ich denke allerdings sehr hoch von der Lebenskraft jenes Staates. Aber es ist nicht das erste Mal in der Geschichte, daß ein gesunder Staat durch den konsequenten Wahnsinn seiner Lenker vernichtet worden wäre. Das Element, worauf die Wiederbelebung eines gesunkenen Staates immer fußen muß, der sittliche Geist des Volkes, wird mit merkwürdigem Erfolge untergraben. Das ist der Fluch unnatürlicher Zustände, daß auch die Besseren im Volk in eine schiefe, halbe Stellung getrieben werden. Was kann unerquicklicher sein als die Kammer-Verhandlungen? Ein Kampf nicht zwischen Parteien, sondern zwischen verschiedenen Jahrhunderten. Eine Opposition, die immer und immer ihre eigentlichen Ansichten verschweigen und mit Persönlichkeiten und Aeußerlichkeiten sich herumschlagen muß. Wer will sie tadeln, wenn sie solchen Gegnern gegenüber eine kindische Furcht zeigen vor der „Revolution“, jenem Gespenst, das eine abgeschmackte Theorie erfunden zum Schrecken ängstlicher Gemüther? Wäre es nicht so furchtbar ernst, so müßte man lachen, daß in dem protestantischen Preußen ein Pfaffensohn wie Reichensperger, der seine fromme Seele mit ein Wenig flachem Liberalismus getränkt hat, zu den Vorkämpfern der Freiheit gehört . . . Mir sind gerade jetzt diese politischen Zustände doppelt widerlich. Ich habe eben Aristoteles' Politik mit immer steigender Bewunderung gelesen. Ich denke, wie wir einst unsere Literatur durch die Erkenntniß des Alterthums neu geboren haben, so kann auch die staatliche Denkweise der Alten unserer staatlichen Entwickelung nur heilsam sein. Daß wir dabei nicht in die „Fehler“ der Alten verfallen werden, daß uns der Mensch nie im Bürger aufgehen, der

---

ländliche Polizeigesetz frivol gerühmt, als Inhaber polizeiobrigkeitlicher Gewalt allerlei rechtswidrige Strafverfügungen erlassen zu haben.

Staat nie alle Kräfte des Volkes absorbiren wird, dafür bürgt unsere ganze Geschichte nur zu sehr; die entgegengesetzte Gefahr liegt uns viel näher. Daß aber unter gesunden Verhältnissen der Staat das Herz des Volkslebens sein muß, das mit allen seinen Bestrebungen in Verbindung steht, diese Ueberzeugung wird mir immer klarer. Noch heute gilt das Wort jenes Pythagoräers, der einem Vater auf die Frage, wie er seinen Sohn am Besten erziehen könne, zur Antwort gab: „Wenn Du ihn in einen wohleingerichteten Staat schickst.“ Es ist wunderbar, wie mächtig der Einfluß des Staates auf die scheinbar entlegensten Seiten des Volkslebens ist, auf seine Sittlichkeit, seine Kunst usw. Nur ein großes Staatswesen konnte aus dem Schoße eines sittenlosen rohen Junkerthums gewaltige Freiheitkämpfer wie Fox hervorgehen lassen. Nur in einem staatlosen Volke konnte ein Geist wie Goethe nicht dahin gelangen, ein nationales Werk im eigentlichen Sinn zu erschaffen. Freilich, wenn ich einen solchen Maßstab anlege, dann fehlen mir die Worte für unsere heutigen Zustände. Wir sind bereits so weit, den Staat als eine Last, ja, als eine Unsittlichkeit anzusehen; kein Ehrlicher tritt gern und ohne Gewissensbisse in Staatsdienste.

Den eigentlichen Zweck meines Hierherkommens, die Habilitation, sehe ich schon jetzt als verfehlt ein. Wissenschaftliche Gründe haben mich dabei nicht geleitet (ich denke zu hoch vom Beruf des akademischen Lehrers, um mich schon jetzt ihm gewachsen zu glauben), wohl aber pekuniäre Gründe. Ich muß endlich sehen, wie ich mich selbst erhalten kann; die Verhältnisse meines Vaters verlangen Das dringend. Aber hier sehe ich am Beispiel eines Fachgenossen und Landsmannes, Dr. von Mangoldt, dem es weder an Wissen noch Verstand gebricht, wie ich in dieser Hinsicht gar nichts erwarten kann, weniger noch als nichts. Da bin ich in der That in böser Lage. Ihr Staatsdiener, die ich keineswegs preisen will, seid doch insofern gut daran, daß Ihr Euch langsam von den einfachen zu den verwickelten Geschäften heranbildet, während der akademische Lehrer gleich mit dem Höchsten anfängt. Mein Gewissen sagt mir, daß ich unbedingt noch einige Jahre warten muß. Wie diese Zeit verwenden? Von meinen imaginären Renten leben kann ich nicht. Ich habe daran gedacht, auf einige Jahre Journalist zu werden. Die Gefahren dieses Berufes für Charakter und Bildung und besonders den direkten Gegensatz, in dem er zu dem gelehrten Beruf steht, verhehle ich mir nicht. Aber es ist doch eine ehrenwerthe Thätigkeit für eine gute Sache; und leben muß ich! Was meinst Du dazu?

Zu Vischers Aesthetik, wovon ich nur einen kleinen Theil kenne, bin ich trotz Deines Rathes noch immer nicht gekommen. Ich

hatte in meinen Nebenstunden genug zu thun, um meine Kenntnisse in der Literatur- und Kunstgeschichte etwas zu vervollständigen. Da ist mir auch die neue Auflage von Julian Schmidt zugekommen, ein ganz neues Werk. Ich empfehle sie Dir dringend. Ihre Mängel werden Dir sehr bald klar sein; denn das Buch ist höchst einseitig. Dann werde ich Vischer lesen und später endlich ordentlich Philosophie treiben. Für meine Wissenschaft hab' ich diesen Winter einige philosophische Werke benutzt. Aber daß ich mir in Herbarts System wie in einem Tollhause oder einer Kleinkinderbewahranstalt vorkam, Das wirst Du mir wohl verzeihen. Dagegen hat mich Hegels Staatswissenschaft mächtig angezogen; und ich empfehle Dir zum Troste jenen Paragraphen, der über den Soldatenstand handelt, worin der Soldat gepriesen wird, der mit Entäußerung aller subjektiven Gelüste nur der Idee des Staates dient, allerdings ein komischer Kontrast zu den redenden Thatsachen!

Nun, lieber Bachmann, erschrick nicht zu sehr über dieses Briefwerk. Gehe mit jener Ruhe und Gewissenhaftigkeit an die Entzifferung dieser Hieroglyphen, womit Dindorf des Simonides Palimpsest untersuchte*). Du wirst daraus zwar keine klingenden Vortheile ziehen, wie jener antike Charakter; aber wenn Du die Ueberzeugung gewinnst, daß ich trotz meines Schweigens noch immer der Alte gegen Dich bin und wohl eine Antwort verdiene, so soll mirs herzlich lieb sein . . .

Dein

Heinrich Tr

Uebrigens bist Du im Irrthum, wenn Du glaubst, daß die englischen Gemeinden je sehr unabhängig waren. Sie waren es nie in dem Grad wie die deutschen, London ausgenommen. Das ist eine fable convenue, die in allen Büchern spukte, bis die Debatten über die Munizipalreform 1836 die häßliche Wahrheit ans Licht zogen. Bucher wiederholt die Fabel, weil sie in sein geistreich durchgeführtes, aber thatsächlich durchaus falsches, System paßt.

Leipzig, am zweiten August 57.

. . . Der ganze Ton Deines Briefes ist recht bedenklich; Du sprichst bitter von einer Menge Erscheinungen, die Das wirklich nicht verdienen. Wohl wahr, daß in unserem geselligen Verkehr

---

*) Anspielung auf eine damals Aufsehen erregende Handschriftfälschung eines Griechen Konstantin Simonides, durch die der Professor W. Dindorf in Leipzig sich täuschen ließ und auch die berliner Akademie beinahe getäuscht worden wäre.

mit Frauen Sinnlichkeit oder Trivialität das Herrschende sind. Aber wer wird auch die Frauen in Gesellschaften kennen lernen wollen? Edel und wahr erscheinen sie doch nur in der Familie. Und dann, was kann denn ein Mädchen anders sein als trivial, die in dem beschäftigten Müßiggang unserer gebildeten Frauen aufgewachsen ist und nicht ganz ungewöhnliche Gaben besitzt oder sehr ernste Schicksale erlebt hat? Charakter und Halt wird dem Menschen erst, wenn er ein großes objektives Interesse gefunden hat, um das sich all sein Denken wie um einen Brennpunkt versammelt. Ein solcher Mittelpunkt ist für die Frauen einzig die Liebe, das Haus. Ists da ein Wunder, wenn die meisten jungen Mädchen nichts weiter sind als ein unbeschriebenes Blatt, eine schöne Möglichkeit? Es ist oft wunderbar, wie schnell und unerwartet sich eine weibliche Natur vertieft und stärkt unter dem Einfluß eines tüchtigen Mannes. Sähest Du häufig verheirathete Frauen und, vor Allem, lebtest Du nicht in dem Klatsch und der Stagnation eines kleinen Nestes, so würdest Du minder herb über den Verkehr mit Frauen urtheilen. Mir scheint an der Leere unserer geselligen Unterhaltung weniger die Einseitigkeit der Männer schuld zu sein (denn die Konversation ist einmal ein Fangeballspielen mit guten raschen Einfällen, nicht ein tiefes Eingehen in ernste Dinge) als der Mangel an ästhetischem Gefühl, an Formsinn. Die Frauen sind einmal die lebende Poesie; und es ist nur billig, daß sie Denen, die sich ihrer freuen wollen, mancherlei Zwang auflegen. Diese Formen, dieser Zwang galanter Sitte widerstehen den echten Söhnen des Jahrhunderts aufs Aeußerste; wir denken viel zu niedrig von den Frauen, um uns ihretwegen zu geniren; ich glaube, es hat in civilisirten Perioden selten eine so flegelhafte Zeit gegeben als die unsere (man kann Das recht sehen an dem Betragen der Männer gegen ganz fremde Frauen, auf Reisen, zum Beispiel). Und wie jede traurige Zeiterscheinung eben so sehr Symptom als Ursache von Uebeln ist, so steht die Gedankenlosigkeit unseres geselligen Lebens und die Entfernung der Männer von den Frauen in Wechselwirkung. Wir stehen den Weibern entsetzlich fern: unter zehn jungen Männern ist kaum Einer, der Gelegenheit hat, ein Mädchen auf erlaubte Weise genau kennen zu lernen. Und doch wäre ein solcher Verkehr gerade für unsere in tausendfache einseitige Thätigkeiten zersplitterte Männerwelt ein wahrer Segen. Eine Frau ist immer rein menschlich, immer natürlicher als der Mann, und sei sie noch so verbildet. Wir wir unser leibliches Befinden zum guten Theil in der Macht unseres Willens haben, während die Frau darin ganz von der Natur abhängig ist, so kann auch ihr Denken sich nicht davon frei machen. Wo-

von spricht Dir ein Mädchen? Sie freut sich über den schönen Tag, erzählt von ihren kleinen Geschwistern, sorgt, daß Du auch satt zu essen und trinken hast. Warum soll mir solch ein Gespräch nicht gefallen? Ich fühle mich da ganz als Sohn der Mutter Erde; die Stellung, die mir unsere wundersame Standesordnung anweist, wird vergessen so gut wie die Sorgen und Zweifel, mit denen unsere Bildung uns belastet. Es ist, wie wenn man morgens sich ins thaufrische Gras legt und das Athmen der feuchten Erde vernimmt. Ich habe mich oft genug selbst verlacht: warum ich mich denn wohlbefunden bei diesem nichtssagenden Frauengeschwätz? Aber man soll eben nicht darüber nachdenken; darin liegt das ganze Geheimniß.

Ueber die beiden Tummelplätze des Gesprächs der Männer, Schöngeisterei und Kannegießerei, urtheilst Du, glaub' ich, doch zu hart. Du hast Recht: es ist oft schwer für einen denkenden Menschen, ernsthaft oder ruhig zu bleiben bei dem faustdicken Unsinn, den unsere Kunst unter der Firma „Urtheil" sich gefallen lassen muß. Aber Du sagst selbst, es sei sehr schwer, richtige ästhetische Grundsätze sich zu bilden. Wären diese Gemeingut der Nation, so müßten wir ein Künstlervolk sein wie die Hellenen. Dazu fehlen uns gegenwärtig alle Voraussetzungen. Man muß also, meine ich, sich durch die Dummheit einzelner ästhetischer Redensarten nicht beirren lassen. Sehen wir lieber in der Allgemeinheit des mehr oder minder gebildeten Interesses an der Kunst eine Bürgschaft dafür, daß der Kunstsinn den Deutschen nicht anerzogen, sondern natürlich ist. Ich freue mich allemal, wenn ich ein paar Ladenschwengel ihre alberne Meinung über ein Kunstwerk auskramen höre. Ich schöpfe daraus die Hoffnung, daß der Materialismus des Denkens in Deutschland nie so völlig herrschen wird wie in anderen Ländern. Endlich scheint mir die Abgeschmacktheit unserer politischen Konversation gar nicht so furchtbar. Wenn Viele in ihrem politischen Denken sich von halbverstandenen Idealen oder Worten leiten lassen, so führt Das wohl auf Irrwege. Aber woher sollen ihnen gesunde staatliche Anschauungen kommen? Bedenke, wie unsere Nation Jahrhunderte lang politisch mundtot war, wie uns die beste Schule staatlicher Bildung, die Selbstregirung in den kleinen Kreisen der Gemeinden, Korporationen usw., erst seit wenigen Jahren, und auch jetzt noch in sehr beschränktem Maße, offen steht! Wenn Andere in ihrem politischen Raisonnement von anerzogenen Ansichten oder (was meist das Selbe ist) von den Interessen ihres Standes usw. ausgehen, so ist Das ganz in der Ordnung: ein interesseloses Theilnehmen an staatlichen Dingen ist für die Mehrzahl der Menschen unmöglich. Pflicht der Wissenschaft und der

Staatskunst ist es dann, die verschiedenen Einzelinteressen auf dem Boden des gemeinsamen Rechtes auszugleichen. Ich denke nicht daran, unsere politische Bildung gut oder nur leidlich zu finden. Doch wenn ich denke, mit welcher raffinirten Konsequenz dem einzelnen Bürger die Theilnahme am Staate erschwert wird, so ist mir jedes noch so alberne politische Geschwätz ein Trost. Die Gefahr einer gänzlichen Stumpfheit für die Geschicke unseres Landes steht unserem Geschlecht furchtbar nah. Da darf man nichts unbeachtet lassen, was uns zeigt, daß der politische Sinn noch nicht ganz erstorben ist. Laß die Leute sich mit einander zanken: nur wenn sich Halbwahrheit an Halbwahrheit, Interesse an Interesse reibt, wird das Gute gefördert. Diese meine Duldsamkeit erstreckt sich natürlich nur auf das Gebiet der Unterhaltung; hier hat die Subjektivität, sei sie dumm oder klug, brav oder gemein, ihr volles Recht. Wenn uns aber das subjektive Gefühl oder das Cliquen-Interesse als ästhetische Kritik, oder wenn der Standes-Egoismus als politische Theorie uns entgegentritt, da, versteht sich von selbst, schlage auch ich mit Fäusten drein. Noch Eins: schmähe mir nicht zu sehr die allseitige Ausbildung des Menschen. Glaube mir, wir trennen uns nicht ungestraft von unseren Idealen, denn wir haben die Götter nicht umsonst gerufen. Freilich, wenn es gilt, sich in einen neuen Beruf einzuarbeiten, da mag man wohl alles Andere stehen und liegen lassen. Daß Du Das über Dich vermocht hast, ist mir um so ehrenwerther, weil ich fühle, wie schmerzhaft Dir diese Resignation sein muß. Doch schon als Nationalökonom weiß ich, daß in dem selben Maße wie die Arbeitstheilung die Arbeitvereinigung an Bedeutung gewinnt. Nichts Anderes ist es mit der geistigen Arbeit. In wie viel engerem Verhältniß zu einander stehen jetzt die einzelnen Wissenschaften! Wer liest noch einen Conring oder Heineccius*)? Die Armen! Sie hatten keine Ahnung, daß das Recht mit dem ganzen Volksleben im innigsten Zusammenhang steht; ihr Gesichtskreis ist uns ein beschränkter, lächerlicher. Umgekehrt, welche Fülle universellen Wissens aus allen Bereichen des Denkens mußten ein Puchta oder Savigny ansammeln, um nur große Juristen zu werden! So weist heute den Einzelnen schon sein

---

*) Hermann Conring, der Mediziner und Polyhistor von Helmstedt (1606 bis 1681); Johann Gottlieb Heineccius (1681 bis 1741), den Stintzing in der Allgemeinen Deutschen Biographie den vielleicht bedeutendsten deutschen Juristen des achtzehnten Jahrhunderts nennt, besonders die „klare und geschmackvolle Darstellung seiner Werke“ hervorhebend, die auch dem jungen nach Leipzig kommenden Goethe gerühmt wurde.

Beruf, mehr als je früher, auf das große Ganze hin. Und dann, meinst Du: die ungeheure moralische Macht, welche die klassische Bildung auf jeden Denkenden ausübt, werde an Dir sich nicht zeigen? Oder die großen politischen Bewegungen, die uns bevorstehen, würden den Richterstand unberührt lassen? Sieh einmal die Thatkräftigen unter Deinen älteren Fachgenossen! Sobald sie sich in den Beruf eingelebt haben, findet Jeder der Besseren Etwas, was ihn davor bewahrt, blos ein Rad im großen Uhrwerk zu sein, was ihn ankettet an das allgemein Menschliche. Der Eine nimmt alte Lieblingstudien wieder auf, der Andere wird thätig im Gemeinde- und Korporationleben; und wenn ein Dritter auch sich damit begnügt, eine glückliche Familie zu gründen, so wird ihn selbst Dies (wenn es wirklich ein Haus ist im guten Sinn) vor einem gänzlichen Versinken in fachmännische Einseitigkeit erretten. Darum sei guten Muthes, mein Freund, hüte Dich vor der westfälischen Erbsünde, dem Brüten über traurigen Gedanken. Deine gesunde Natur wird sich oben halten, Du wirst zu Deinen philosophischen Bestrebungen zurückkehren, die Dir so nöthig sind wie frische Luft. Laß Dich durch die jetzige Uebergangszeit nicht irr machen. Und vor Allem, gieb die Zuversicht nicht auf: es wird eine ernste Zeit kommen, die auch den einseitigsten Fachmann mit Ruthenstreichen herantreiben wird, mitzuwirken an dem Fortbau unseres öffentlichen Wesens.

Nun noch ein paar Worte von mir selbst, die ich vervollständigen werde, wenn Du mir (ich bitte Dich herzlich drum) recht bald geantwortet haben wirst. Ich hause jetzt in Leipzig . . . und befinde mich vorderhand niederträchtig schlecht . . . Inzwischen will ich geduldig auf eine Gelegenheit harren, mit Einem oder dem Anderen der tüchtigen Männer, die in dieser häßlichen Stadt nisten, bekannt zu werden. Gebe nur der Himmel, daß ich mich der gedrückten Stimmung, des Gefühls grenzenloser Vereinsamung, das mich oft übermannt, entschlagen kann. Dann werd ich auch mehr und besser arbeiten als bisher. Deiner Einladung werde ich wohl nicht folgen können, mein lieber Bachmann; ich habe durchaus kein Geld und werde höchstens auf einige Tage zu einem Bekannten an der böhmischen Grenze aufs Land gehen und nachher auf ein paar Wochen nach Dresden, wo ich ungestört arbeiten, aber auch reiten und frische Luft schöpfen kann. Letzteres ist in diesem Krämerloch mit seinen verfluchten staubigen Pappelalleen unmöglich. Und gerade jetzt macht mich die erstickende Luft fast unfähig, die Feder zu führen. Ich schließe also mit der herzlichen Bitte: Schreibe recht bald.

Heinrich Treitschke.

Bargeld.

Ohne Illusionen kommt man im wirthschaftlichen Leben nicht aus. Weil die Daseinsbedingungen des Kapitals nicht von der Ueberlegenheit baren Geldes, sondern vom Tempo und Umfang des Waarenaustausches abhängen, konnten alle Möglichkeiten rentabler Anlage verwerthet werden, ohne daß zunächst die Sorge um den Stand des Barvermögens auftauchte. Auch bei der Unsicherheit des Ernteertrages hielt man sich nicht lange auf. Erst als die Illusion in ihrer Wirkung nachließ, fing man zu rechnen an. Die Produktivität ist, mit Hilfe des Kredits, bis an die Grenze des Möglichen gebracht worden; nun aber fürchtet man, trotz dem reichen Ertrag der gewerblichen Arbeit, die Folgen der „Kreditwirthschaft“. Die Illusion ist zum Teufel; an ihrer Stelle waltet graue Nüchternheit, die vor dem offenen Kassabuch die Höhe der Barbestände prüft. Früher hieß es: „Kein Pfennig darf ungenutzt bleiben“. Jetzt lautet das Dogma: „Jeder Pfennig muß, zur Verstärkung der Sicherheitbürgschaft, aufbewahrt werden“. Ist der Tag der letzten Abrechnung schon gekommen? Daß man Waare gegen Waare austauscht und sich des Geldes nur als Werthmessers bedient, ist vergessen (oder nie beachtet worden). Warum ist das Geld Gegenstand wissenschaftlicher Theorien? Weil sein Wesen labil, seine wirthschaftliche Aufgabe bestrittener ist als die jedes anderen Faktors.

Die Reichsbank, das Herz des geschäftlichen Organismus, leidet angeblich an den Folgen zu starker Blutentziehung. Und doch hat das Institut (im Gegensatz zur englischen Kollegin) noch niemals Symptome der Schwäche gezeigt. Die Sorge geht von einer Fiktion aus. Man denkt sich den Fall, daß die Proportion von Notenumlauf und metallischer Deckung einmal bis hart an die gesetzliche Grenze kommen könne. Das wäre auch noch kein Unglück; wo ist denn der Besitzer einer deutschen Banknote, der fürchtet, dieses Papier sei kein vollwerthiges Geld? Unsinnig ists, zu glauben, die Reichsbank könne oder müsse im Stande sein, sämmtliche von ihr ausgegebenen Noten auf einmal in Gold umzuwechseln. Das kann nie geschehen, weil der geschäftliche Verkehr selbst so viel Gold aufzehrt, wie er braucht, und im Uebrigen auf die Elastizität des Notenumlaufes eingestellt ist. Eine starre Golddecke würde ihn ersticken. Da Alles sich schließlich den Existenzbedingungen der Centralbank anpaßt, so liegt kein Grund vor, sich Konsequenzen auszumalen, die ja doch niemals eintreten werden. Wer beklagt, daß die Organisation des Geldmarktes mit zur Voraussetzung wirthschaftlicher Größe geworden ist, Der möchte an die Stelle der freien Entwickelung den Bureaukratismus setzen. Und damit natürlich das Errungene in Frage stellen. Die Reichsbank wehrt sich gegen ungerechte Vorwürfe. Schlimm ist nur, daß aus den falschen Anschuldigungen Vorurtheile gegen die Gesammtwirthschaft entstehen. Man sagt, das Hauptsammelbecken sei nicht genügend mit Gold „beschickt“; und die Folge dieser unrichtigen Kritik ist, daß die finanzielle

Bereitschaft überhaupt bezweifelt wird. So wächst einem Irrthum gleich der andere nach; und der Oeffentlichen Meinung beliebt es, zu rechnen, zu zählen und sich den Glauben an die ökonomische Leistung mit ängstigenden Ziffern zu untergraben. Da die Reichsbank nachweisen kann, daß sich ihr durchschnittlicher Jahresgoldvorrath im letzten Dezennium um eine Viertelmilliarde erhöht hat (er betrug 1911 rund 827 Millionen), so darf man ihr Lässigkeit im Auffüllen des Goldlagers nicht vorwerfen. Daß seit 1908 für den Ankauf ausländischer Wechsel so viel geschieht, zeigt, mit welchem Eifer die Goldpolitik betrieben wird. Und die Golddecke war im Durchschnitt des Jahres noch ansehnlich: das Verhältniß zum Durchschnitt des Notenumlaufes (1663 Millionen) war 1911 etwa 49½ Prozent. Und 33⅓ Prozent ist erst das Minimum. Ob etwas mehr oder weniger Gold im Keller oder im Verkehr ist: darauf kommts wirklich nicht an. Wenn die Statistik, die bei Gold nicht sehr zuverlässig ist, Recht hat, so wäre der Bestand an gemünztem Gold seit zwei Jahren nicht größer geworden und der Produktionüberschuß von der Industrie aufgezehrt worden. Trotzdem hat gerade diese Zeit einen wirthschaftlichen Aufschwung und eine erhebliche Ausdehnung des industriellen Kapitals gebracht. Was sind schließlich die 3000 Millionen baren Goldes gegen die vielleicht zwanzigmal so große Summe, die in rentablen Anlagen steckt? Solcher Kontrast sollte die Sorge um die „liquiden Mittel“ auf das richtige Maß herabdrücken. Sonderbarer Weise sieht man in einem anderen Zusammenhang keinen Mangel, sondern einen Ueberfluß an Gold. Die allgemeine Erhöhung der Waarenpreise zeigt ihn; und man hat schnell die Gelegenheit ergriffen, ein neues Schlagwort zu prägen: Entwerthung des Goldes. Die soll die Folge einer Ueberproduktion und die Ursache der Theuerung sein. Was ist Wahrheit? Giebts zu wenig oder zu viel Gold?

Wir kennen nur das Ziel: möglichst fruchtbaren Anbau des Kapitals. Die Banken haben nach diesem Grundsatz gearbeitet und sich einen Horror vor ertraglosem Geld anerzogen. Was sie aus dem allgemeinen Besitz in ihre Kassen holen, bleibt dort nicht liegen, sondern wird in die Adern des Wirthschaftkörpers geleitet. Dieser Leistung wegen werden sie aber nicht etwa gelobt. Der Kaiserliche Bankdirektor Dr. Arnold hat neulich über die Mängel ungenügender Barreserven geklagt und auf die Abneigung der Banken von nennenswerthem Giroguthaben bei der Reichsbank gewiesen. Aber auch er giebt zu, daß das Prinzip, keine Zinsen zu verlieren und alle Barbestände in Nutzen bringende Anlagen umzuwandeln, das „große Produktiongeheimniß war, dem Deutschland seine heutige wirthschaftliche Größe verdankt“. In diesem Zugeständniß liegt die beste Rechtfertigung des geldmörderischen Handelns der Banken. Aber man muß auch zugeben, daß die Ansprüche der Aktionäre und Derer, die ihr Geld deponiren, eine Rolle spielen. Da Jeder eine möglichst hohe Rente haben will, ergiebt sich der Zwang zur Verwerthung aller Betriebsmittel von selbst. Uebertreibung ist freilich auf jedem Gebiet zu tadeln. Die Kre-

ditgeber dürfen nicht selbst den Umlauf der Betriebsmittel im Wirthschaftkörper durch gefährliche Engagements hemmen.

Aus der Aufsichtrathssitzung des Schaaffhausenschen Bankvereins kam die Botschaft von einem Rückgang des Effekten- und Konsortialgewinnes. Diese Minderung wurde durch beträchtliche Betheiligungen des Bankvereins an berliner Bau- und Grundstücksunternehmungen bewirkt; an die in Konkurs gerathene Baufirma Kurt Berndt hat er eine Forderung von mehr als 3 Millionen Mark. Daß eine Hypothekengarantie vorhanden ist, ändert an der Unfruchtbarkeit der Betheiligung nichts, da der Zinsverlust bleibt und die Hypotheken erst verwerthbar sind, wenn sich dem berliner Grundstücksmarkt die Geldquellen wieder erschließen. Das Immobiliargeschäft ist ausgepowert; die Bankwelt folgt den höheren Weisungen und eigenen Erfahrungen und will nichts von neuer Befruchtung alter Engagements wissen; Kapital geht zu Grunde, weil ihm die Fähigkeit fehlt, sich in Rente umzusetzen. Ist solches Schauspiel so reizvoll, daß man ihm Nachahmung wünscht? Was dem Boden geschieht, kann auch das Eisen, die Kohle, die Elektrotechnik einst erleben. Der Schaaffhausensche Bankverein ist „auf die Dörfer“ gegangen, weil er sich aus den Erträgen des Terraingeschäftes einen Ausgleich für die schwierige Konkurrenz mit der berliner Haute Banque versprach. Seit der Trennung von der Dresdener Bank stand das Institut, dessen Schwerpunkt im rheinisch-westfälischen Bezirkt ruht, vereinsamt im Wettkampf um die Depositenkassenbeute. Die berliner Arena ist ein gefährlicher Turnierplatz; denn die Zahl der gut gerüsteten Kämpen ist groß und der Siegespreis geht in viele Theile. Die Sichtung der Kundschaft wird in solchem Drang leicht lässiger und der Debitor, der die höchsten Zinsen zahlt, gewinnt an Bedeutung. Giebt man aber dem Bauunternehmer oder der Terraingesellschaft Kredit, so ist die Voraussetzung, daß gebaut und verkauft werden kann. Beides hat aufgehört: ergo bringt das Bankengeld keinen Ertrag. Statt zu cirkuliren, liegt es zinslos still. Das lockt nicht.

Nicht nur die Uebertreibung im Geben, auch das Uebermaß im Entziehen schadet. Und es ist gewiß nicht leichter, hier die richtige Formel zu finden, als beim Aufbau des Kreditgerüstes. Ob eine dauernde Verstärkung der Giroguthaben der Kreditinstitute und Bankiers bei der Reichsbank genügenden Schutz gegen eine Versumpfung der großen Bankkapitalien böte? Leise Zweifel sind berechtigt; denn eine Großbank steht für alle, und wenn eine in die Klemme geriethe, würden auch die anderen bald von ihren Gläubigern bedrängt. Das gäbe einen Run, gegen den mehr als im ersten Angstanlauf nach einer Kriegserklärung (man rechnet für diesen Fall mit zwei Milliarden Mark) flüssig gemacht werden müßte. Auf den Girokonten der Banken und Bankiers stehen aber im Jahresdurchschnitt der Reichsbank kaum mehr als 150 Millionen. Die Konzentration der Banken ist an allem Uebel schuld; und die Verfeinerung der Zahlungmethoden, die noch immer empfohlen wird, hat neuerdings auch das Mißtrauen der Vorkämpfer für die

Liquidität der Reichsbank geweckt. Was durch den Check- und Ueberweisungverkehrs am baren Umsatz gespart wird, wächst nicht den Depositen des Centralinstitutes, sondern den Konten der Banken zu. Die aber sorgen dafür, daß das Geld bei ihnen nicht warm wird, sondern rasch eine Funktion im wirthschaftlichen Betrieb findet. Das ist für die Verkünder der Lehre vom Bargeld ein circulus vitiosus. Aber aus diesem verfehlten Kreislauf ist schließlich das wirthschaftliche Prestige Deutschlands hervorgegangen. Daß die Depositenkassen oft übergroßen Eifer im Einfangen von Barmitteln entwickeln, ist nicht zu bestreiten. Nur darf dieser Trieb nicht als Ding an sich angesehen werden. Er gehört ins System; wäre die Kundschaft mit niedrigen Zinsen zufrieden, so würde sich die Thätigkeit der Banken vereinfachen und auf das Verlangen reichlicher Barreserven einstellen. Gäbe es aber keine riskanten Geschäfte mehr: wozu brauchte man dann besondere Rücklagen?

Jede Geldplethora drängt zu neuen Thaten. Das hat die Geschichte des letzten wirthschaftlichen Aufschwunges gelehrt, der niemals lange Perioden des Geldüberflusses sah. Erst wenn die letzten Möglichkeiten neuen Kapitals erschöpft sind, wird das Geld zur Ruhe kommen. Vielleicht war die Monopolisirung des Kreditgeschäftes im Bereich weniger großen Finanzconcerns ein Fehler. Die Wirkung zeugt, sub specie der Weltwirthschaft, zu Gunsten der Konzentration. Im engen Kreis läßt sich über Nachtheile streiten. Der Allgemeine Deutsche Bankiertag hat sich in München mit dem Schicksal der Privatbankiers beschäftigt. Daß diese Männer von den Aktienbanken erdrückt wurden, mag man beklagen. Ob sie aber mehr für die Liquidität des Volksvermögens gethan hätten als die Großbanken? Die sind ein Produkt der wirthschaftlichen Fähigkeiten. Wären sie Kunsterzeugnisse, dann müßte der größere Theil der geschaffenen ökonomischen Werthe reines Agio sein. Würden die Riesenunternehmungen der deutschen Wirthschaft, die Krupp, Gelsenkirchen, A E G (die durch die neuen Mittel, etwa 55 Millionen zu ihren alten 100, die berühmte Liquidität, trotz der sehr erheblichen Erweiterung der Fabriken und des Geschäftsbereiches, aufrechterhalten will), H-A-L, Phoenix, sich solche Kennzeichnung ihres Vermögens gefallen lassen? Man sieht, daß das Dogma vom Segen des baren Geldes sich mit den Leistungen des Wirthschaftkapitals schlecht verträgt. Um das Verhältniß dieses Kapitals zum Bargeld dreht sich Alles. Jeder Klage über Kursverlust folgt die Antwort: „Kein Wunder; das Geld ist zu knapp“. Manchmal auch: „Die Terrainkur allein kann helfen. Im Boden, der seit einer kleinen Ewigkeit keinen Gewinn wachsen läßt, stecken zu riesige Summen. Umlaufsmittel? Gesegnete Mahlzeit! Der Eingegrabene kann nicht umlaufen. Und die Kreditgeber haben natürlich keine Lust, neue Münze in die Grube zu werfen, die nichts herausgiebt.“ Bargeld lacht, sagt der Volksmund. Und die gar nicht naiven Börsianer sagens, in ihrer Sprache, nach. Von König Salomo und vom Schuster Sachs könnten sie lernen: „Wahn! Alles ist Wahn!“

Ladon.

Handelsminister und Kohlensyndikat.

Ein Brief aus der Rheinprovinz.

Bekannt ist, daß der Herr Minister für Handel und Gewerbe für seinen Kohlenbergbau an der Ruhr und Saar die Genehmigung zur Erhöhung der Kohlenpreise um durchschnittlich 60 Pfennig pro Tonne gleich 3 Pfennig pro Centner für nächstjährige Abschlüsse versagt hat und das mit dem Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikat gethätigte Verkaufsabkommen, das im Dezember abläuft, nicht mehr erneuern will. Das ist sein gutes Recht. Betrachten wir aber seine Beweggründe. Die kommen nicht aus dem glänzenden Zustand des in- und ausländischen Kohlenmarktes, sondern wohl eher aus der Besorgniß, im Abgeordnetenhaus von solchen Abgeordneten angegriffen zu werden, die sich lediglich die Gunst der großen Wählermassen aus Verbraucherkreisen erhalten wollen auf Kosten der kleinen Werthe schaffenden Wählerzahl. Die Gründe sind also nicht nüchterner kaufmännischer Berechnung entsprungen, sondern politischer Art.

Man muß sich eine solche Handlung in ihrer ganzen Tragweite vergegenwärtigen. Nehmen wir ein späteres Ministerium bismärckischer Schule an, die den Kämpfen nicht auswich und die Klingen im Parlament auch gegen Mehrheiten kreuzte, nehmen wir dabei eine Zeit heruntergehender Steuererträgnisse an und die Forderung, daß auch der Bergfiskus, eben so wie der Eisenbahnfiskus, herangezogen werden soll, um die Staatskassen zu füllen. Dann müßte der Handelsminister, politischen Erwägungen folgend, sagen: „Die Ermäßigung von 60 Pfennig pro Tonne, die das Kohlensyndikat mit Rücksicht auf die ungünstigere Lage des Kohlenmarktes beschlossen hat, genehmige ich nicht; ich fordere noch eine Erhöhung von 60 Pfennigen pro Tonne; und auch diese ist noch gering, denn sie verzinst mir nicht genügend die hohen Kapitalien, die der Staat im Kohlenbergbau angelegt hat. Der Staat will, wie jeder andere Unternehmer, für die von ihm geschaffenen Werthe angemessene Erträge haben und seine Bergleute auskömmlich entlohnen.“ Solche Gründe, noch dazu bei schwacher Konjunktur, würden auch politischer Art sein. Mit Recht würden aber die Verbraucher dann sagen: „Betreibt der Staat im Wettbewerb mit seinen Steuer zahlenden Unternehmern Handelsgeschäfte in Kohlen, dann darf er nur Preise nehmen, welche die Lage des Weltmarktes im Augenblick gestattet, und seine Stellung nicht mißbrauchen.“

Die politischen Gründe des Herrn Ministers stehen aber noch dazu auf schwachen Füßen. Er findet eine Erhöhung der Preise für den

Industrieverbrauch angemessen, nicht aber für den Hausbrandverbrauch. Nun wird das Jahresbudget einer Arbeiter- und Kleinbürgerfamilie nur mit einer Mehrausgabe von etwa 2,50 Mark durch die vom Kohlensyndikat beschlossene Erhöhung belastet; sie verbraucht jährlich etwa 5 Tonnen gleich 100 Centner Kohlen; der Hausbrand ist nur um 50 Pfennig pro Tonne gleich 2½ Pfennig pro Centner erhöht. Von dieser Erhöhung fließt aber ein guter Theil in die Tasche des Bergmannes; denn die Thatsache ist unbestritten, daß die Lohnkurve der Preiskurve folgt. Soll künstlich die Preiskurve nach unten gedrückt werden, wie der Herr Minister es wünscht, dann drückt er auch die Lohnkurve künstlich. Was sagen unsere Arbeitersekretäre dazu? Steht diese geringe Mehrbelastung von jährlich nur 2,50 Mark wohl nur annähernd im Verhältniß zu den höheren Preisen für Lebensmittel, Miethen und Aehnliches? Warum soll denn gerade der Kohlenbergbau, der, wiederum aus politischen Gründen, mit sozialen Ausgaben stärker belastet ist als irgendein anderes Gewerbe (noch neuerdings sind dem Ruhrrevier etwa 7 Millionen Mark für Sicherheitmänner aufgebürdet worden), nicht mäßigen Antheil an der guten Lage des Kohlenmarktes haben?

Hausbrandkohlen liefert aber der Saar- und Ruhrfiskus nicht, nur etwas Brechkoks für Centralheizungen; seine Kohlen eignen sich wegen des hohen Bitumengehaltes nicht für diese, sondern nur für industrielle Zwecke. Leicht ist daher dem Herrn Minister die Forderung geworden, Hausbrandsorten nicht im Preis zu erhöhen, sondern nur Industriekohlen. Ist ihm denn nicht bekannt, daß gerade die kleinen und mittleren Zechen an der Ruhr, die fast nur Hausbrandsorten versenden, die höchsten Selbstkosten haben? Die haben hohe Wasserzuflüsse zu heben und dabei keine überschüssigen Koksgase wie die großen Fettkohlenzechen zu verheizen, sie haben weniger und dünnere Flöze, sie können die Feinkohlen, welche die Hälfte der Förderung ausmachen, nicht verkoken und erzielen dafür nur Verlustpreise; für die Brikettirung ist Fettkohlenzusatz hinzuzukaufen. Diese Zechen wollen doch auch ihre Bergleute auskömmlich bezahlen und haben dafür in erster Linie eine Preiserhöhung nöthig. Obwohl diese Magerkohlenzechen keine Schlagwettergruben sind, will die Bergbehörde ihnen dennoch die Vertheuerungen durch die neuen Sicherheitmänner auferlegen, wie den Schlagwettergruben. Ich möchte annehmen, daß der Herr Handelsminister über diese ganze Sachlage nicht genügend unterrichtet worden ist und daß sein Gerechtigkeitgefühl ihm, sobald er sich informirt hat, den Weg zur Revision seiner Verfügung weisen wird.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 16. November 1912.

Konstantinopel.

1453.

Die Belagerung von Konstantinopel durch die Türken lenkt unsere erste Aufmerksamkeit auf die Person und den Charakter des großen Zerstörers. Mahomet der Zweite war der Sohn Amuraths des Zweiten, und obschon seine Mutter mit den Titeln einer Christin und Prinzessin geschmückt worden ist, gehörte sie doch wahrscheinlicher zu den zahlreichen Beischläferinnen, welche den Harem des Sultans aus jedem Himmelsstriche bevölkerten. Seine erste Erziehung und Gesinnungen waren die eines frommen Muselmannes, und so oft er mit einem Ungläubigen sprach, reinigte er Hände und Antlitz durch die gebotenen Ceremonien der Abwaschung. Alter und Herrschaft scheinen seinen engherzigen Bigottismus gemildert zu haben; sein hochstrebender Geist verschmähte es, eine Macht über seiner eigenen anzuerkennen, und in seinen vertraulichen Stunden wagte er (wie erzählt wird), den Propheten von Mekka als einen Räuber und Betrüger zu brandmarken. Indessen beharrte der Sultan auf anständiger Ehrerbietung gegen die Lehre und den Dienst des Koran, seine geheimen Gespräche müssen vor den Ohren der Menge stets heilig gehalten worden sein; und wir sollten Argwohn gegen die Leichtgläubigkeit von Fremden und Sektirern schöpfen, welche so geneigt sind, zu glauben, daß ein gegen die Wahrheit verhärtetes Gemüth mit überlegener Verachtung des Unsinnes und Irrthumes ausgerüstet sein müsse. Von den geschicktesten Lehrern unterrichtet, machte Mahomet frühzeitige und schnelle Fortschritte auf dem Pfade des Wissens; es wird versichert, er habe außer seiner Muttersprache fünf Sprachen, das Arabische, Persische, Chaldäische oder Hebräische, das Lateinische und Griechische geredet oder verstanden. Persisch mochte in der That zu seinem

Vergnügen, Arabisch zu seiner Erbauung beitragen: solche Studien sind der orientalischen Jugend geläufig. Bei dem Verkehr zwischen den Griechen und Türken mochte ein Eroberer wünschen, mit dem Volk, über das er zu herrschen sich sehnte, reden zu können; sein eigenes Lob in lateinischer Poesie oder Prosa mochte einen Weg zum Ohr des Fürsten finden; aber welchen Nutzen, welche Eigenschaft konnte dem Staatsmann oder Gelehrten die unförmliche Sprache seiner hebräischen Sklaven empfehlen? Die Geschichte und Geographie der Welt war seinem Gedächtniß gegenwärtig; das Leben der Helden des Morgenlandes, vielleicht auch des Abendlandes erregte seinen Wetteifer; seine Geschicklichkeit in der Astrologie wird durch die Thorheit jener Zeit entschuldigt und setzt einige Anfangsgründe der Wissenschaft der Mathematik voraus; und ein profaner Geschmack an den Künsten verrieth sich in seiner Einladung und freigiebigen Belohnung italienischer Maler. Aber der Einfluß der Religion und Wissenschaft blieb gegen seine wilde und zügellose Natur wirkunglos. Ich will die Geschichte von den vierzehn Edelknaben, denen er wegen einer gestohlenen Melone den Bauch aufschlitzen ließ, oder von der schönen Sklavin, deren Haupt er vom Kopf trennte, um die Janitscharen zu überzeugen, daß er von Liebe nicht beherrscht werde, weder nachschreiben noch glaube ich selbst fest daran. Seine Nüchternheit wird durch das Schweigen der türkischen Annalen bezeugt, welche Drei, nur Drei, aus Osmans Geschlecht des Lasters des Trunkes bezichtigen. Aber es kann nicht geleugnet werden, daß seine Leidenschaften zugleich wüthend und unerbittlich waren; daß er im Palast wie auf dem Schlachtfeld Ströme Blutes auf die geringste Herausforderung vergoß und daß die Edelsten der gefangenen Jünglinge häufig durch seine unnatürliche Wollust geschändet wurden. Im albanesischen Krieg studirte er die Lehren und übertraf bald das Beispiel seines Vaters; und die Eroberung von zwei Kaiserthümern, zwölf Königreichen und zweihundert Städten, eine ruhmredige und schmeichelhafte Aufzählung, wird seinem unbesiegbaren Schwert zugeschrieben. Er war ohne Zweifel Krieger, vielleicht Feldherr; Konstantinopel hat seinen Ruhm besiegelt, aber wenn wir die Mittel, die Hindernisse und die Thaten vergleichen, muß Mahomet der Zweite erröthen, wenn er neben Alexander und Timur gestellt wird. Unter seiner Anführung waren die osmanischen Streitkräfte stets zahlreicher als ihre Feinde; dennoch wurden ihre Fortschritte von dem Euphrat und dem Adriatischen Meer begrenzt und seine Waffen durch Hunyadyi und Skanderbeg, die Rhodiserritter und den persischen König gehemmt.

Unter der Regirung Amuraths kostete er zweimal die höchste Würde und stieg zweimal vom Thron herab; sein zartes Alter war nicht im Stande, die Wiedereinsetzung seines Vaters zu hindern, aber nie konnte er den Wesiren verzeihen, welche zu dieser heilsamen Maßregel gerathen hatten. Seine Vermählung mit der Tochter eines turkomannischen Emirs wurde gefeiert; und nach zweimonatigen Festlichkeiten reiste er mit seiner jungen Gattin von Adrianopel ab, um in der Statthalterschaft Magnesia zu residiren. Vor Ablauf von sechs Wochen wurde er durch ein plötzliche Botschaft vom Diwan zurückgerufen, welche ihm den Tod Amuraths und den meuterischen Geist der Janitscharen verkündete. Seine Schnelligkeit und Thatkraft gewann ihren Gehorsam; er ging mit einer auserlesenen Leibwache über den Hellespont und in einer Entfernung von einer Meile von Adrianopel fielen die Wesire und Emire, die Imame und Kadis, die Soldaten und das Volk dem neuen Sultan zu Füßen. Sie erkünstelten Thränen, erkünstelten Freude; er bestieg den Thron im Alter von einundzwanzig Jahren und entfernte die Ursache zum Aufruhr durch den Tod, den unvermeidlichen Tod seiner unmündigen Brüder. Die Gesandten von Europa und Asien erschienen bald, um ihm zu seiner Thronbesteigung Glück zu wünschen und sich um seine Freundschaft zu bewerben, und er führte gegen Alle die Sprache der Mäßigung und des Friedens. Die Zuversicht des griechischen Kaisers wurde durch feierliche Eide und schöne Verheißungen, womit er die Genehmigung des Vertrages besiegelte, wieder hergestellt und eine reiche Besitzung an den Ufern des Strymon für die jährliche Zahlung von dreihunderttausend Aspern als Kosten des Unterhaltes einem osmanischen Prinzen angewiesen, der auf sein Ansuchen am byzantinischen Hofe festgehalten wurde. Indessen hätten die Nachbarn Mahomets über die Strenge zittern sollen, womit der jugendliche Monarch die Pracht des Hofhaltes seines Vaters abstellte; die Ausgaben des Luxus wurden in jene des Ehrgeizes verwandelt und eine unnütze Schaar von siebentausend Falkenieren entweder aus seinem Dienste entlassen oder unter seine Truppen gereiht. Im ersten Sommer seiner Regirung besuchte er mit einem Heer die asiatischen Provinzen; nachdem aber Mahomet den Stolz des Karamaniers gedemüthigt hatte, nahm er dessen Unterwerfung an, um auch nicht durch das kleinste Hinderniß von der Ausführung seines großen Planes abgelenkt zu werden.

Die mohammedanischen, insbesondere die türkischen Kasuisten haben erklärt, daß kein Versprechen die Gläubigen gegen das Interesse und die Pflicht ihrer Religion binden und daß der Sultan

seine eigenen und seiner Vorgänger Verträge aufheben könne. Die Gerechtigkeit und Großmuth Amuraths hatte dieses unmoralische Vorrecht verachtet; aber sein Sohn, obschon der Stolzeste der Menschen, vermochte sich vom Ehrgeize zu den niedrigsten Künsten der Verstellung und des Betruges herabzulassen. Friede trug er auf den Lippen, Krieg im Herzen; er seufzte ohne Unterlaß nach dem Besitz von Konstantinopel und die Griechen gaben durch ihre eigene Unklugheit den ersten Vorwand zu dem verhängnißvollen Bruch. Statt sich zu bemühen, vergessen zu werden, folgten die Gesandten seinem Lager, um die Bezahlung, ja, sogar eine Erhöhung des Jahrgeldes in Anspruch zu nehmen; der Diwan wurde durch ihre Klagen belästigt und der Wesir, ein geheimer Freund der Christen, fühlte sich gedrungen, die Gesinnungen seiner Brüder auszusprechen. „Ihr thörichten und erbärmlichen Römer," sagte Kalil, „wir kennen Eure Anschläge, aber Ihr kennet Eure Gefahr nicht; der gewissenhafte Amurath ist nicht mehr; auf dem Thron sitzt ein junger Eroberer, den keine Gesetze binden, dem keine Hindernisse widerstehen können; wenn Ihr seinen Händen entgehet, so preiset die göttliche Barmherzigkeit, welche die Strafe Eurer Sünden noch verzögert. Warum suchet Ihr uns durch eitle und mittelbare Drohungen zu schrecken? Lasset den flüchtigen Urchan los, krönet ihn zum Sultan von Romanien, rufet die Ungarn von jenseits der Donau zu Hilfe, waffnet die Nationen des Westens gegen uns und seid versichert, daß Dies Euer Verderben nur herausfordern und beschleunigen wird." Wenn aber die Gesandten über die ernste Sprache des Wesirs in Besorgniß und Bestürzung geriethen, wurden sie durch die huldvolle Aufnahme und die freundschaftlichen Worte des osmanischen Fürsten beruhigt und Mahomet ertheilte ihnen die Versicherung, daß er nach seiner Rückkehr nach Adrianopel ihren Beschwerden abhelfen und für das wahre Interesse der Griechen sorgen werde. Kaum war er aber über den Hellespont zurückgegangen, als er den Befehl erließ, das Jahrgeld zu unterdrücken und ihre Beamten von den Ufern des Strymon zu vertreiben; durch diese Maßregel verrieth er seine feindsälige Gesinnung und der zweite Befehl verkündete, ja, begann gewissermaßen die Belagerung von Konstantinopel. An der Enge des Bosporus war in Asien schon von seinem Großvater eine Feste erbaut worden; er beschloß, gegenüber, auf der europäischen Seite, ein furchtbareres Kastell zu errichten, und tausend Maurer erhielten Befehl, sich an einem fünf Meilen von der griechischen Hauptstadt entfernten Platze, der Asomaton hieß, zu versammeln. Ueberredung ist das Hilfmittel des Schwachen, nur daß der Schwache

selten überreden kann; die Gesandten des Kaisers versuchten ohne Erfolg, Mahomet von seinem Vorhaben abzubringen. Sie stellten ihm vor, daß sein Großvater die Erlaubniß Manuels nachgesucht habe, um ein Schloß auf seinem eigenen Gebiete zu bauen; daß dagegen diese doppelte Befestigung, welche die Meerenge beherrschen würde, nur bezwecken könne, die Verbindung der Völker zu stören, die Lateiner, die nach dem Schwarzen Meer Handel trieben, aufzufangen und vielleicht der Stadt die Lebensmittel abzuschneiden. „Ich sinne auf kein Unternehmen gegen die Stadt," erwiderte der treulose Sultan, „aber das Reich von Konstantinopel wird durch dessen Mauern gemessen. Habt Ihr die Bedrängniß meines Vaters vergessen, als Ihr ein Bündniß mit den Ungarn schlosset, als sie in unser Gebiet zu Lande einbrachen und der Hellespont von den fränkischen Galeeren gesperrt wurde? Amurath mußte die Fahrt über den Bosporus erzwingen, aber Eure Macht kam Eurer Böswilligkeit nicht gleich. Ich war damals ein Kind und in Adrianopel; die Muselmänner zitterten und die Gaburs höhnten eine Weile unsere Schmach. Nachdem aber mein Vater auf dem Schlachtfelde zu Varna gesiegt hatte, that er das Gelübde, ein Schloß auf dem westlichen Gestade zu bauen, und es ist meine Pflicht, seinen Schwur zu erfüllen. Habt Ihr ein Recht, habt Ihr die Macht, meine Handlungen auf meinem eigenen Boden zu meistern? Denn dieser Boden ist mein; so weit die Gestade des Bosporus reichen, ist Asien von den Türken bewohnt und Europa von den Römern verlassen. Kehret heim und meldet Eurem Fürsten, daß der gegenwärtige Osmane von seinen Vorgängern sehr verschieden ist, daß seine Beschlüsse ihre Wünsche übertreffen und daß er mehr vollbringt, als sie beschließen konnten. Kehret in Frieden heim, aber der Nächste, der mir eine ähnliche Botschaft bringt, erwarte, lebendig geschunden zu werden." Nach dieser Erklärung hatte Konstantin, der Erste der Griechen an Muth wie an Rang, beschlossen, das Schwert zu ziehen und den Türken die Annäherung und Festsetzung am Bosporus zu wehren. Er wurde durch den Rath seiner geistlichen und weltlichen Minister entwaffnet, welche ein minder hochherziges und in der That minder kluges System als sein eigenes empfahlen, nämlich: ihre Geduld und langen Leiden zu erhärten, den Osmanen mit dem Namen und der Schuld des Angreifers zu brandmarken und sich wegen ihres eigenen Heiles und der Zerstörung einer Feste, die in der Nähe einer großen und volkreichen Stadt nicht lange behauptet werden könne, auf Zufall und Zeit zu verlassen. Unter Hoffnungen und Besorgnissen, Besorgnissen der Weisen und Hoffnungen der Leicht-

gläubigen, entschwand der Winter; das eigenthümliche Geschäft jedes Menschen und jeder Stunde wurde verschoben und die Griechen schlossen ihre Augen gegen die drohende Gefahr, bis die Ankunft des Frühlings und des Sultans ihr Verderben entschied.

Die Befehle eines Gebieters, der nie verzeiht, bleiben selten unvollzogen. Am sechsundzwanzigsten März war der bezeichnete Punkt Asomaton mit einem thätigen Schwarme türkischer Arbeiter bedeckt und die Materialien wurden zu See und Land emsig aus Europa und Asien herbeigeschafft. Der Kalk war in Kataphrygien gekauft worden, das Bauholz wurde in den Wäldern von Heraklea und Nikodemia gefällt und das Steinwerk aus den anatolischen Brüchen gehauen. Jedem der tausend Maurer waren zwei Arbeiter zugetheilt und Jedem zu seiner täglichen Arbeit ein Maß von zwei Fuß aufgegeben. Die Feste wurde in einem Dreieck gebaut; jeder Winkel war von einem starken und massiven Thurm flankirt, einer auf dem Abhange des Hügels, zwei längs dem Gestade; eine Dicke von zweiundzwanzig Fuß war für die Mauern, von dreißig für die Thürme befohlen und das ganze Gebäude wurde mit einer festen Plattform von Blei bedeckt. Mahomet selbst betrieb und leitete das Werk mit unermüdlichem Eifer; seine drei Wesire geizten nach der Ehre, ihre Thürme recht schnell zu vollenden; der Eifer der Kadis wetteiferte mit dem der Janitscharen; die geringste Arbeit wurde durch den Dienst Gottes und des Sultans geadelt und die Emsigkeit der Arbeiter durch den Blick eines Despoten beschleunigt, dessen Lächeln Glückeshoffnung, dessen Dräuen Todesbote war. Der griechische Kaiser sah mit Schrecken die unaufhaltsamen Fortschritte des Werkes und bestrebte sich umsonst, durch Schmeichelei und Geschenke einen unversöhnlichen Feind zu besänftigen, der die geringste Gelegenheit zum Streite suchte und insgeheim veranlaßte. Eine solche Gelegenheit mußte bald und unvermeidlich gefunden werden. Die Ruinen prachtvoller Kirchen, ja, selbst die marmornen Säulen, die dem Heiligen Erzengel Michael geweiht gewesen waren, wurden von den frevelhaften und räuberischen Muselmännern ohne Bedenken verwendet; und einige Christen, welche es wagten, sich der Fortschaffung zu widersetzen, empfingen von ihren Händen die Krone des Märtyrerthumes. Konstantin hatte um eine türkische Wache angesucht, um die Felder und Ernten seiner Unterthanen zu beschützen; die Wache wurde aufgestellt, aber ihre erste Vorschrift war, den Maulthieren und Pferden des Lagers freie Weide zu gestatten und ihre Brüder zu vertheidigen, wenn sie von den Eingeborenen belästigt werden sollten. Das Gefolge eines Osmanenhäuptlings hatte seine Pferde

für die Nacht in reifem Korn gelassen; der Schade wurde gefühlt, das Unrecht geahndet und von beiden Nationen Mehrere in einem unordentlichen Zusammentreffen erschlagen. Mahomet hörte die Klage mit Freuden und entsendete eine Abtheilung, um das schuldige Dorf auszurotten; die Schuldigen waren entflohen, aber vierzig arglose und unschuldige Schnitter wurden von den Soldaten niedergemetzelt. Bis zu dieser Herausforderung hatte Konstantinopel dem Besuch des Handels und der Neugierde offen gestanden; bei dem ersten Lärmen wurden die Thore geschlossen, aber der Kaiser, noch auf Möglichkeit des Friedens hoffend, ließ am dritten Tag seine türkischen Gefangenen frei und sprach in einer letzten Botschaft die feste Ergebung eines Christen und Soldaten aus; „da weder Eide noch Verträge noch Unterwerfung den Frieden sichern können, so führe," sagte er zu Mahomet, „Deinen gottlosen Krieg fort. Mein Vertrauen ruht in Gott allein; wenn es ihm gefallen sollte, Dein Herz zu erweichen, werde ich mich über die glückliche Veränderung freuen, und wenn er die Stadt in Deine Hände liefert, mich ohne Murren in seinen heiligen Willen fügen. Bis aber der Richter der Erde zwischen mir und Dir ausgesprochen hat, ist es meine Pflicht, in Vertheidigung meines Volkes zu leben und zu sterben." Die Antwort des Sultans war feindsälig und entscheidend; er hatte seine Festungwerke vollendet und stellte vor seinem Abzug nach Adrianopel einen wachsamen Aga mit vierhundert Janitscharen auf, um von den Schiffen jeder Nation, die innerhalb ihres Kanonenbereiches kommen würden, Zoll zu erheben. Ein venetianisches Schiff, welches den neuen Herren des Bosporus Gehorsam weigerte, wurde mit einer einzigen Kugel in den Grund gebohrt. Der Patron und dreißig Matrosen retteten sich in dem Boote, wurden aber in Ketten nach der Pforte geschleppt, der Befehlshaber gepfählt, seine Gefährten enthauptet, und der Geschichtschreiber Dukas sah zu Demotika ihre Leichen den wilden Thieren preisgegeben. Die Belagerung von Konstantinopel wurde bis zum nächsten Frühling verschoben, aber ein osmanisches Heer brach gegen Morea auf, um die Streitkräfte der Brüder Konstantins abzulenken. In dieser Epoche des Unglückes wurde einer dieser Fürsten, der Despot Thomas, mit der Geburt eines Sohnes gesegnet oder betrübt, „des letzten Erben," sagt der trauernde Phranza, „des letzten Funkens des römischen Reiches."

Die Griechen und die Türken verbrachten einen unruhigen und schlaflosen Winter: Jene wurden durch ihre Besorgnisse, Diese durch ihre Hoffnungen, Beide durch die Rüstungen zu Vertheidigung und Angriff wach erhalten; und die zwei Kaiser, welche das

Meiste zu verlieren oder zu gewinnen hatten, waren von dem Nationalgefühl am Tiefsten angegriffen. In Mahomet wurde dieses Gefühl durch das Feuer der Jugend und des Temperamentes entflammt; er vertrieb sich die Muße, indem er zu Adrianopel den stolzen Palast Dschehan Numa (Wachtthurm der Welt) baute, aber sein ernster Gedanke war unabbringbar auf die Eroberung der Stadt der Kaiser gerichtet. In tiefer Nacht, um die zweite Wache, fuhr er von seinem Lager auf und befahl augenblickliches Erscheinen seines ersten Wesirs. Die Botschaft, die Stunde, der Fürst, seine eigene Lage setzten das schuldige Gewissen Kalil Paschas, der das Vertrauen Amuraths besessen und zu seiner Wiedereinsetzung gerathen hatte, in Bestürzung. Bei der Thronbesteigung des Sohnes war der Wesir in seinem Amt und dem Schein der Gunst bestätigt worden; aber dem greisen Staatsmann entging nicht, daß er auf dünnem, glattem Eis schritt, das unter seinen Füßen einbrechen und ihn in den Abgrund stürzen konnte. Seine Freundschaft für die Christen, welche unter der vorigen Regirung unschädlich sein mochte, hatte ihn mit dem Namen Gabur Ortachi, Milchbruder der Ungläubigen, gebrandmarkt; und er unterhielt aus Habsucht ein erkauftes und hochverrätherisches Einverständniß, welches nach dem Schluß des Krieges entdeckt und bestraft wurde. Als er den kaiserlichen Befehl empfing, umarmte er, vielleicht zum letzten Male, seine Frau und Kinder, füllte einen Becher mit Goldstücken, eilte nach dem Palast, betete den Sultan an und brachte nach orientalischer Sitte den geringen Tribut seiner Pflicht und Dankbarkeit dar. „Nicht ist mein Wunsch," sprach Mahomet, „meine Geschenke zurückzunehmen, sondern vielmehr, sie über Dein Haupt zu häufen und zu vervielfachen. Dafür verlange ich von Dir aber ein viel werthvolleres und wichtigeres Geschenk: Konstantinopel!" Sobald sich der Wesir von seinem Staunen erholt hatte, erwiderte er: „Der selbe Gott, der Dir einen so großen Theil des römischen Reiches gegeben hat, wird Dir den Ueberrest und die Hauptstadt nicht versagen. Seine Vorsehung und Deine Macht sichern den Erfolg und ich selbst und alle Deine übrigen getreuen Sklaven werden Gut und Blut zum Opfer bringen." „Lala" (Lehrer), fuhr der Sultan fort, „siehst Du dieses Kissen? Die ganze Nacht habe ich es in meiner Aufregung von einer Seite zur anderen geworfen; ich bin vom Lager aufgestanden, habe mich wieder niedergestreckt, aber kein Schlaf ist auf diese müden Augen gefallen. Hüte Dich vor dem Golde und Silber der Römer; in Waffen sind wir überlegen und mit der Hilfe Gottes und durch die Fürbitte des Propheten werden wir bald Herren von Konstantinopel sein." Um die Stimmung

der Soldaten zu erforschen, wanderte er oft allein und verkleidet durch die Straßen; und es war verderblich, den Sultan zu erkennen, wenn er den Blicken der Menge verborgen bleiben wollte. Er brachte seine Zeit zu, indem er den Plan der feindlichen Stadt zeichnete und sich mit seinen Feldherren und Kriegsbaumeistern berieth, auf welchen Punkten er seine Batterien aufstellen, von welcher Seite er die Mauern stürmen, wo er die Minen sprengen, wo die Strickleitern anlegen solle; und die Arbeiten des Tages wiederholten und verbesserten die Gedanken der Nacht.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Während Mahomet die Hauptstadt des Ostens bedrohte, flehte der griechische Kaiser inbrünstig die Mächte des Himmels und der Erde um Beistand an. Aber die unsichtbaren Mächte waren taub gegen seine Bitten und die Christenheit sah mit Gleichgiltigkeit den Fall von Konstantinopel, welches wenigstens ein Versprechen der Hilfeleistung von der eifersüchtigen und zeitlichen Politik des Sultans von Egypten erhielt. Einige Staaten waren zu schwach, andere zu entlegen; die einen betrachteten die Gefahr als eingebildet, die anderen als unvermeidlich; die abendländischen Fürsten waren in endlose heimische Kämpfe verwickelt und der römische Papst zürnte wegen der Falschheit und Hartnäckigkeit der Griechen. Statt zu ihren Gunsten die Waffen und Schätze Italiens zu verwenden, hatte Nikolaus der Fünfte ihren nahen Untergang geweissagt und seine Ehre hing von der Erfüllung der Prophezeiung ab. Vielleicht besänftigte ihn der äußerste Grad ihrer Noth, aber sein Mitleid kam zu spät, seine Bestrebungen waren schwach und unwirksam: und Konstantinopel gefallen, bevor die Geschwader von Genua und Venedig aus ihren Häfen segeln konnten. Selbst die Fürsten von Morea und der griechischen Inseln zeigten kalte Parteilosigkeit; die genuesische Kolonie zu Galata unterhandelte über einen Sondervertrag und der Sultan ließ sie in der trügerischen Hoffnung, daß seine Milde sie den Sturz des Reiches überleben lassen würde. Eine Schaar Plebejer und einige byzantinische Große entzogen sich niedriger Weise der Gefahr ihres Vaterlandes und der Geiz der Reichen verweigerte dem Kaiser und sparte für die Türken die geheimen Schätze, womit sie zu ihrer Vertheidigung ganze Heere von Söldnern hätten anwerben können. Der dürftige und alleinstehende Kaiser rüstete sich indessen, seinem furchtbaren Feinde zu begegnen; aber wenn sein Muth der Gefahr gleichkam, war seine Stärke doch dem Kampfe nicht gewachsen. Zu Anfang des Frühlings säuberte die türkische Vorhut die Flecken und Dörfer bis an die Thore von Konstantinopel; was sich unter-

warf, wurde verschont und beschützt, was zu widerstehen wagte, durch Feuer und Schwert ausgerottet. Die griechischen Plätze am Schwarzen Meere, Mesembria, Acheloum und Bizon ergaben sich auf die erste Aufforderung; nur Selybria verdiente die Ehre einer Belagerung und Blockade, und während die kühnen Einwohner zu Lande eingeschlossen waren, stießen sie mit ihren Booten ab, plünderten die gegenüberliegende Küste von Cyzikus und verkauften ihre Gefangenen auf dem öffentlichen Marktplatze. Aber bei der Annäherung Mahomets selbst verstummte und unterwarf sich Alles; er machte zuerst in einer Entfernung von fünf Meilen Halt, rückte dann in Schlachtordnung vor, pflanzte vor dem Thor des Heiligen Romanus die kaiserliche Fahne auf und begann am sechsten April die ewig denkwürdige Belagerung von Konstantinopel.

Die Truppen von Asien und Europa dehnten sich zur Rechten und Linken vom Propontis bis zum Hafen aus; die Janitscharen im Mitteltreffen waren vor dem Zelte des Sultans aufgestellt; eine tiefe Verschanzung deckte die Linie der Osmanen und ein zweites Heer schloß die Vorstadt Galata ein und beobachtete die zweifelhafte Treue der Genuesen. Der forschsüchtige Philelphus, der sich in Griechenland ungefähr dreißig Jahre vor der Belagerung aufgehalten hatte, hält sich für überzeugt, daß sämmtliche türkischen Streitkräfte, von was immer für Namen oder Art, die Zahl von sechzigtausend Reitern und zwanzigtausend Fußgängern nicht übersteigen konnten, und er schilt die Feigheit der Nationen, welche so zahm vor einer solchen Handvoll Barbaren gewichen sind. Das mochte in der That die regelmäßige Macht der Kapikuli, der Truppen der Pforte, sein, welche mit dem Fürsten marschirten und aus dem kaiserlichen Schatze bezahlt wurden. Aber die Paschas unterhielten oder stellten, jeder in der ihm zugetheilten Statthalterschaft, eine Provinzialmiliz; viele Ländereien wurden als Kriegslehen besessen, viele Freiwillige durch Hoffnung auf Beute angelockt und der Schall der heiligen Trompete zog einen Schwarm hungriger und furchtloser Fanatiker herbei, welche wenigstens zur Vermehrung des Schreckens beitragen und bei einem ersten Angriffe die Schwerter der Griechen stumpf machen mochten. Die Gesammtzahl der türkischen Streitkräfte wird von Dukas, Chalkondyles und Leonard von Chios auf drei- bis vierhunderttausend Mann vergrößert; Phranza aber war ein näherer und genauerer Richter und seine bestimmte Angabe von zweihundertachtundfünfzigtausend übersteigt keineswegs das Maß der Erfahrung und Wahrscheinlichkeit. Minder furchtbar war die Flotte der Belagerer: dreihundertzwanzig Segel deckten den Propontis, aber nicht mehr als

achtzehn von ihnen konnten als Kriegsgaleeren gelten und der bei Weitem größere Theil muß zu den Proviant- und Transportschiffen gerechnet werden, welche frische Zufuhren an Menschen, Kriegsbedarf und Lebensmitteln in das Lager schafften. Konstantinopel besaß auch in seinem letzten Verfall noch eine Bevölkerung von mehr als hunderttausend Einwohnern; aber diese Zahl findet man nicht in den Kriegslisten, sondern in jenen der Gefangenschaft; und sie bestand größtentheils aus Handwerkern, Priestern, Frauen und Männern, denen es an jenem Muth fehlte, den selbst Frauen zuweilen für die allgemeine Sicherheit gezeigt haben. Ich kann den Widerwillen der Unterthanen, nach den Launen eines Tyrannen an einer fernen Grenze zu dienen, begreifen, sogar entschuldigen; aber der Mann, der sich scheut, zur Vertheidigung seiner Kinder und seines Eigenthumes sein Leben in die Schanze zu schlagen, hat in der Gesellschaft die ersten und thätigsten Kräfte des Naturzustandes verloren. Auf Befehl des Kaisers war eine eigene Nachforschung in den Straßen und Häusern angestellt worden, wie viele Bürger, ja, selbst Mönche fähig und willens wären, die Waffen für ihr Vaterland zu tragen. Die Listen wurden Phranza anvertraut, welcher nach emsiger Zählung seinem Gebieter mit Schmerz und Staunen berichtete, daß die Nationalvertheidigung auf viertausendneunhundertundsiebenzig Römer beschränkt sei. Das trostlose Geheimniß blieb zwischen Konstantin und seinem treuen Minister bewahrt; und eine genügende Anzahl von Schilden, Armbrüsten und Musketen wurde aus dem Waffenhause unter die Vertheidiger der Stadt vertheilt. Sie erlangten einigen Zuwachs durch zweitausend Ausländer unter dem Befehl des Johann Justiniani, eines genuesischen Edelmannes; ein freigiebiges Geschenk empfing diese Hilfstruppen und eine fürstliche Belohnung, die Insel Lemnos, wurde der Tapferkeit und dem Siege ihres Anführers versprochen. Eine starke Kette wurde quer über die Mündung des Hafens gezogen, von einigen griechischen und italienischen Kriegs- und Handelsschiffen unterstützt und die Fahrzeuge jeder christlichen Nation, wie sie nach einander von Kandien oder aus dem Schwarzen Meere ankamen, wurden zum öffentlichen Dienste zurückbehalten. Eine Stadt von dreizehn, vielleicht sechzehn Meilen im Umfange hatte zur Vertheidigung gegen die osmanischen Streitkräfte also nur eine schwache Besatzung von sieben- bis achttausend Soldaten. Den Belagerern standen Europa und Asien offen, aber die Stärke und Vorräthe der Griechen mußten täglich abnehmen und sie konnten sich auch nicht auf die Hoffnung fremder Hilfe oder Zufuhr verlassen.

Die alten Römer würden ihre Schwerter mit dem festen Entschlusse gezogen haben, zu sterben oder zu siegen. Die ersten Christen hätten einander umarmt und mit Geduld und Ergebung den Märtyrertod erwartet. Aber die Griechen von Konstantinpel waren nur vom Religiongeiste entflammt: und dieser Geist brachte nur Feindsäligkeit und Zwietracht hervor. Der Kaiser Johannes Palaeologus hatte vor seinem Tod auf die dem Volk verhaßte Maßregel der Vereinigung mit den Lateinern verzichtet und der Gedanke lebte nicht eher wieder auf, als bis die Noth seines Bruders Konstantin den letzten Versuch der Schmeichelei und Verstellung auflegte. Seine Gesandten waren angewiesen, in das Begehren zeitlicher Hilfe die Zusicherung geistlichen Gehorsams einfließen zu lassen; seine Vernachlässigung der Kirche wurde mit den dringenden Sorgen des Staates entschuldigt und seine rechtgläubigen Wünsche baten um die Sendung eines römischen Legaten. Der Vatikan war zu oft getäuscht worden, indessen konnten die Zeichen der Reue nicht mit Anstand übersehen werden; ein Legat war leichter zu gewähren als ein Heer: und ungefähr sechs Monate vor der endlichen Zerstörung erschien der Kardinal Isidor von Rußland in dieser Eigenschaft mit einem Gefolge von Priestern und Soldaten. Der Kaiser begrüßte ihn als Freund und Vater, schenkte seinen öffentlichen und vertraulichen Reden ehrfurchtvolles Gehör und unterzeichnete mit den gefügigsten Geistlichen und Laien die Vereinigungurkunde, wie sie auf der Kirchenversammlung von Florenz genehmigt worden war. Am zwölften Dezember vereinigten sich die beiden Nationen in der Sophienkirche zur Gemeinschaft des Abendmahles und Gebetes und die Namen der beiden obersten Priester wurden feierlich erwähnt, der Name Nikolaus' des Fünften, des Statthalters Christi, und des Patriarchen Gregorius, der von einem aufrührerischen Volke in die Verbannung getrieben worden war.

Aber Tracht und Sprache des lateinischen Priesters, der am Altar das Hochamt feierte, waren ein Gegenstand des Aergernisses und man bemerkte mit Entsetzen, daß er einen Kuchen oder eine Oblate von ungesäuertem Brot segnete und kaltes Wasser in den Kelch goß. Ein Nationalgeschichtschreiber erkennt mit Erröthen an, daß Keiner seiner Vaterlandsgenossen, nicht einmal der Kaiser selbst, in dieser Fügsamkeit aus Noth aufrichtig gewesen sei. Ihre hastige und unbedingte Unterwerfung wurde durch eine Verheißung künftiger Prüfung beschönigt; aber die beste oder schlimmste ihrer Entschuldigungen war das Geständniß ihres eigenen Meineides. Wenn sie von den Vorwürfen ihrer redlichen

Landsleute gedrängt wurden, flüsterten sie: „Habt Geduld, bis Gott die Stadt von dem großen Drachen befreit hat, der uns zu verschlingen droht. Dann werdet Ihr sehen, ob wir uns mit den Azymiten wirklich ausgesöhnt haben.“ Aber Geduld ist nicht die Eigenschaft des Glaubenseifers; und die Künste eines Hofes lassen sich der Freiheit und dem Ungestüm des Volksenthusiasmus nicht anpassen. Aus dem Sophiendome strömten die Einwohner jedes Geschlechtes und Ranges in Schaaren nach der Zelle des Heiligen Gennadius, um das Orakel der Kirche zu befragen. Der fromme Mann war unsichtbar, wie es scheinen sollte, versunken in tiefes Sinnen oder göttliche Verzückung; aber er hatte an der Thür seiner Zelle eine redende Tafel aufgehangen und sie zogen sich Einer nach dem Anderen zurück, nachdem sie die furchtbaren Worte gelesen hatten: „O, unglückliche Römer, warum wollet Ihr die Weisheit verlassen, warum, statt auf Gott zu bauen, Euer Vertrauen in die Italiener setzen? Indem Ihr Euren Glauben verlieret, werdet Ihr Eure Stadt verlieren. Habe Erbarmen mit mir, o Herr! Ich betheure in Deiner Gegenwart, daß ich an dem Verbrechen unschuldig bin. O unglückliche Römer, überleget, haltet ein, bereuet! In dem selben Augenblick, da Ihr auf die Religion Eurer Väter verzichtet und Euch der Gottlosigkeit zuwendet, unterwerfet Ihr Euch fremder Knechtschaft.“ Nach dem Rathe des Gennadius verwarfen die Nonnen, rein wie die Engel und stolz wie die Teufel, die Vereinigung und schworen alle Gemeinschaft mit den gegenwärtigen oder künftigen Genossen der Lateiner ab; und ihr Beispiel wurde von dem größten Theil der Geistlichkeit und des Volkes gebilligt und nachgeahmt. Aus dem Kloster zerstreuten sich die frommen Griechen in die Schänken, tranken auf das Verderben der Sklaven des Papstes, leerten die Gläser zu Ehren des Bildes der Heiligen Jungfrau und flehten sie an, gegen Mahomet die Stadt zu vertheidigen, die sie einst vor Chosroes und dem Chagan gerettet hatte. In der doppelten Trunkenheit des Glaubenseifers und des Weines riefen sie tapfer aus: „Was brauchen wir Vereinigung mit den Lateinern und ihre Hilfe! Fern von uns sei der Gottesdienst der Azymiten!“ Während des Winters, welcher der Eroberung durch die Türken voranging, wurde die Nation von diesem epidemischen Wahnsinn zerrüttet, und statt daß die Fastenzeit und Osternähe christliche Liebe und Milde brachten, diente sie jetzt nur zur Befestigung der Hartnäckigkeit und des Einflusses der Glaubenseiferer. Die Beichtiger erforschten und beunruhigten das Gewissen ihrer Beichtkinder und legten Denjenigen, welche das Abendmahl von einem Priester, der ausdrücklich oder stillschwei-

gend in die Vereinigung gewilligt, empfangen hatten, eine schwere Buße auf. Sein Dienst am Altare verbreitete die Ansteckung unter die stummen und einfachen Zeugen der Feier; solche Geistliche verwirkten durch dieses unreine Schauspiel die Kraft des priesterlichen Charakters; ja, selbst in plötzlicher Todesgefahr war es nicht erlaubt, ihre Gebete oder Lossprechung anzurufen. Kaum war die Heilige Sophienkirche durch das lateinische Meßopfer befleckt werden, so wurde sie von der Geistlichkeit und dem Volke wie eine jüdische Synagoge oder ein heidnischer Tempel verlassen; ein weites, düsteres Schweigen herrschte in diesem ehrwürdigen Dom, der so oft von Weihrauchwolken durchduftet, von unzählbaren Lichtern erleuchtet worden war, so oft von der Stimme des Gebetes und Dankes widergehallt hatte. Die Lateiner waren die hassenswürdigsten Ketzer und Ungläubigen und man hörte den ersten Minister des Staates, den Großadmiral, erklären, daß er in Konstantinopel lieber den Turban Mahomets sehen wolle als die Tiara des Papstes oder den Hut eines Kardinals. Eine für Christen und Patrioten so unwürdige Gesinnung war den Griechen geläufig und verderblich: der Kaiser büßte die Liebe und Unterstützung seiner Unterthanen ein und ihre angeborene Feigheit wurde durch Ergebung in die Beschlüsse Gottes oder durch die träumerische Hoffnung auf eine wunderbare Befreiung geheiligt.

Von dem Dreieck, welches die Gestalt von Konstantinopel bildet, waren die zwei Seiten längs dem Meere dem Feinde unzugänglich, der Propontis durch die Natur, der Hafen durch Kunst. Zwischen den beiden Gewässern war die Grundlinie des Dreieckes oder die Landseite durch eine doppelte Mauer und einen tiefen, hundert Fuß breiten Graben geschützt. Gegen diese Befestigungslinie, welcher Phranza, ein Augenzeuge, die Länge von sechs Meilen giebt, richteten die Osmanen ihren Hauptangriff; und der Kaiser übernahm, nachdem er den Dienst und Befehl der gefährlichsten Posten vertheilt hatte, die Vertheidigung der äußeren Mauer. In den ersten Tagen der Belagerung stiegen die griechischen Soldaten in den Graben hinunter oder machten Ausfälle auf das Feld: sie gewahrten aber bald, daß im Verhältniß zu ihrer Anzahl ein Christ mehr werth sei als zwanzig Türken, und nach diesem kühnen Vorspiele begnügten sie sich klüglich, den Wall mit ihren Geschossen zu behaupten. Diese Klugheit darf keineswegs mit Feigherzigkeit verwechselt werden. Die Nation war allerdings feigherzig und niedrig; aber der letzte Konstantin verdient den Namen eines Helden, seine edle Schaar Freiwilliger war von Römertugend beseelt und die fremden Hilfsvölker bewährten die Ehre des

abendländischen Ritterthumes. Der unaufhörliche Regen von Speeren und Pfeilen war von dem Rauche, dem Donner, dem Feuer der Musketen und Geschütze begleitet. Ihre Kleingewehre schossen mit einem Male fünf, oft sogar zehn Bleikugeln von der Größe einer Wallnuß; und der selbe Schuß durchbohrte manchmal, je nach der Dichtigkeit der Schaaren oder der Kraft des Schießpulvers, mehrere Brustharnische und Menschen. Aber die Annäherunglinien der Türken wurden bald zu Gräben vertieft oder mit Ruinen gedeckt. Jeder Tag mehrte die Geschicklichkeit der Christen, jeder Tag verminderte aber auch ihren unzureichenden Vorrath an Schießpulver. Ihr Geschütz war weder groß noch zahlreich, und wenn sie einige schwere Kanonen besaßen, fürchteten sie, diese auf den Mauern aufzupflanzen, damit der alte Bau nicht etwa durch den Donner erschüttert werde und einstürze. Das selbe verderbliche Geheimniß war aber auch den Muselmännern geoffenbart worden, welche es mit der überlegenen Kraft des Eifers, Reichthumes und Despotismus benutzten. Die große Kanone Mahomets ist insbesondere erwähnt worden, ein wichtiger und sichtbarer Gegenstand in der Geschichte jener Zeiten: aber dieser ungeheuren Maschine standen zwei Gesellen von fast gleicher Größe zur Seite; die lange Reihe der türkischen Artillerie war nach den Mauern gerichtet, viezehn Batterien donnerten zu gleicher Zeit gegen die zugänglichsten Plätze und von einer Batterie ist zweideutig ausgedrückt, daß sie mit hundertunddreißig Kanonen besetzt war oder daß sie hundertunddreißig Kugeln abschoß. Indessen vermögen wir in der Macht und Thätigkeit des Sultans die Kindheit der neuen Wissenschaft zu gewahren. Unter einem Gebieter, der die Augenblicke zählte, konnte die große Kanone an einem Tage nicht öfter als siebenmal geladen und abgefeuert werden. Das erhitzte Metall sprang unglücklicher Weise; mehrere Werkleute wurden getötet und die Geschicklichkeit eines Künstlers wurde bewundert, welcher Gefahr und Unfall zu verhüten glaubte, wenn er nach jedem Schuß Oel in die Mündung der Kanone goß.

Die ersten Schüsse aufs Gerathewohl brachten mehr Knall als Wirkung hervor; und es war der Rath eines Christen, welcher die Kanoniere belehrte, gegen die zwei entgegengesetzten Seiten der vorspringenden Winkel eines Bollwerkes zu zielen. Wie unvollkommen das Feuer auch war, machte doch das Gewicht und die Wiederholung einigen Eindruck auf die Mauern, und nachdem die Türken ihre Annäherunglinie bis an den Graben vorgeschoben hatten, suchten sie den ungeheuren Spalt auszufüllen, um einen Weg zum Sturm zu bahnen. Unzählige Faschinen, Fässer

und Baumstämme wurden aufeinandergehäuft; und so groß war der Ungestüm des Gedränges, daß die Vordersten und Schwächsten kopfüber in den Abgrund gestürzt und augenblicklich unter der aufgehäuften Masse begraben wurden. Den Graben auszufüllen, war die Rettung der Belagerer, den Schutt wegzuräumen, die Rettung der Belagerten; und nach einem langen und blutigen Kampfe wurde das Gewebe, das am Tage gewoben worden, in der Nacht immer wieder aufgefaset. Zunächst nahm Mahomet zur Anlegung von Minen seine Zuflucht; aber der Boden war felsig, bei jedem Versuche wurde er von den christlichen Gegenarbeitern gehemmt und unterminirt; und die Kunst, diese unterirdischen Gänge mit Schießpulver zu füllen und ganze Thürme und Städte in die Luft zu sprengen, war noch nicht erfunden. Ein Umstand, welcher die Belagerung von Konstantinopel auszeichnet, ist die Vereinigung der alten mit der neuen Artillerie. Neben den Kanonen gab es mechanische Maschinen, um Steine und Spieße zu schleudern; Kugeln und Sturmwidder wurden gegen die selben Mauern gerichtet und die Erfindung des Schießpulvers hatte den Gebrauch des flüssigen und unauslöschlichen Feuers nicht eingestellt. Ein hölzerner Thurm von außerordentlicher Höhe wurde auf Walzen vorwärts gerollt; dieses bewegliche Vorrathshaus von Schießbedarf und Faschinen wurde von einer dreifachen Bedeckung von Ochsenhäuten geschützt; aus den Schießscharten wurde mit voller Sicherheit ein unauslöschliches Feuer unterhalten und an der Vorderseite waren drei Thüren zu abwechselndem Ausfall und Rückzug der Soldaten und Arbeiter angebracht. Sie stiegen auf einer Treppe bis zur obersten Plattform; und bis zur Ebene dieser Plattform konnte mit der Hilfe von Flaschenzügen eine Sturmleiter erhoben werden, um eine Brücke zu bilden und den feindlichen Wall zu entern. Durch diese verschiedenen Plagekünste, von denen einige eben so neu wie für die Griechen verderblich waren, wurde der Thurm des Heiligen Romanus endlich gestürzt; nach einem harten Kampfe wurden die Türken von der Bresche vertrieben und durch die Nacht gehemmt; sie rechneten aber zuversichtlich, mit Anbruch des Tages den Kampf mit frischer Kraft und entscheidendem Erfolge zu erneuern. Jeder Augenblick dieser Pause des Gefechtes, dieses Zwischenraumes der Hoffnung wurde von der Thätigkeit des Kaisers und Justinianis benutzt, welche sich in der Nacht an Ort und Stelle begaben und die Arbeiten betrieben, von denen die Rettung der Kirche und des Staates abhing. Mit grauendem Morgen gewahrte der ungeduldige Sultan mit Erstaunen und Schmerz, daß sein hölzerner

Thurm ein Aschenhaufe sei; der Graben war geräumt und hergestellt, der Thurm des Heiligen Romanus wieder stark und ganz. Er beklagte das Mißlingen seines Planes und rief in gereizter Stimmung aus, daß ihn das Wort der siebenunddreißigtausend Propheten nicht zu glauben vermocht hätte, solches Werk könne in einer so kurzen Zeit von den Ungläubigen vollbracht werden.

Die Großmuth der christlichen Fürsten war kalt und langsam; aber Konstantin hatte in der ersten Besorgniß einer Belagerung auf den Inseln des Archipelagus, auf Morea und Sizilien die unerläßlichste Zufuhr vorbereitet. Schon im Anfang des April würden fünf große, zu Handel und Krieg gerüstete Schiffe aus dem Hafen von Chios ausgelaufen sein, wenn der Wind nicht hartnäckig aus dem Norden geweht hätte. Eins dieser Schiffe führte die kaiserliche Flagge, die übrigen vier gehörten den Genuesen; sie waren mit Weizen, Gerste, Wein, Oel, Gemüse und vor Allem mit Soldaten und Matrosen zum Dienste der Hauptstadt befrachtet. Nach langer Zögerung erhob sich eine sanfte Luft, endlich ein starker Wind aus dem Süden und trieb sie durch den Hellespont und Propontis; aber die Stadt war bereits zu Lande und zu Wasser eingeschlossen und die türkische Flotte dehnte sich von der Einfahrt des Bosporus in Form eines Halbmondes von Ufer zu Ufer, um diese kühnen Bundesgenossen aufzufangen oder wenigstens zurückzutreiben. Der Leser, dessen Seele das geographische Gemälde von Konstantinopel gegenwärtig ist, wird die Größe des Schauspieles fassen und bewundern. Die fünf christlichen Schiffe fuhren unter freudigem Geschrei und mit dem vollen Drucke der Segel und Ruder gegen eine feindliche Flotte von dreihundert Schiffen heran; der Wall, das Lager, die Küsten von Europa und Asien waren mit unzähligen Zuschauern besetzt, welche ängstlich den Erfolg dieser wichtigen Hilfe abwarteten. Beim ersten Anblick konnte dieser Erfolg nicht zweifelhaft scheinen, die Ueberlegenheit der Muselmänner war außer allem Maße und Verhältnisse und bei einer Windstille würde ihre Anzahl und Tapferkeit ohne allen Zweifel den Sieg davongetragen haben. Aber ihre übereilte und unvollkommene Seemacht war nicht durch den Genius des Volkes, sondern durch den Willen des Sultans geschaffen worden; auf dem Gipfel ihres Glückes haben die Türken anerkannt, daß Gott, wenn er ihnen das Land gegeben, den Ungläubigen das Meer gelassen habe, und eine Reihe von Niederlagen und die schnellen Fortschritte des Verfalles haben die Wahrheit ihres bescheidenen Geständnisses bestätigt. Mit Ausnahme von achtzehn einigermaßen bedeutenden Galeeren bestand der Ueber-

rest ihrer Flotte aus offenen, roh gebauten und ungeschickt geführten, mit Truppen vollgepfropften Booten ohne Kanonen; und da der Muth zu einem großen Theil seinen Grund in dem Bewußtsein der Stärke hat, mochten die Tapfersten der Janitscharen auf einem neuen Elemente zittern. Die fünf starken und hohen Schiffe des christlichen Geschwaders wurden von geschickten Lotsen gesteuert und waren mit den Veteranen von Griechenland und Italien bemannt, die eine lange Erfahrung in den Künsten und Gefahren der See hatten. Ihre Wucht wurde so gerichtet, daß sie die schwachen Hindernisse, welche ihrer Fahrt entgegenstanden, versenkten oder zerstreuten; ihre Artillerie säuberte die Gewässer; ihr flüssiges Feuer wurde auf die Häupter ihrer Feinde gegossen, welche, um zu entern, gewagt hatten, sich ihnen zu nähern, und Winde und Wellen sind stets auf Seite der geschicktesten Seefahrer. In diesem Kampfe wurde das kaiserliche Schiff, das fast überwältigt war, von den Genuesen befreit und der Türke im fernen wie im näheren Angriffe zweimal mit beträchtlichem Verlust zurückgeschlagen. Mahomet selbst saß am Gestade zu Pferde, um seine Mannschaft durch seine Stimme und Gegenwart, durch Verheißung von Belohnungen und durch Schrecken, mächtiger als die Furcht vor dem Feinde, zu befeuern. Die Leidenschaften seiner Seele, ja, selbst die Geberden seines Körpers schienen die Handlungen der Kämpfenden nachzuahmen; und er spornte, gleich als wäre er der Herr der Natur, sein Pferd mit furchtlosem und ohnmächtigem Grimm in das Meer. Seine lauten Vorwürfe und das Geschrei des Lagers nöthigten die Osmanen zu einem dritten Angriff, der noch verderblicher und blutiger war als die beiden früheren; und ich muß das Zeugniß des Phranza, welcher aus ihren eigenen Aussagen bekräftigt, daß sie in dem Gemetzel dieses Tages zwölftausend Mann verloren, wiederholen, obschon ich es nicht glauben kann. Sie flohen in Unordnung nach den Gestaden von Europa und Asien, während das christliche Geschwader triumphirend und unverletzt durch den Bosporus steuerte und innerhalb der Kette des Hafens sicher vor Anker ging. In der Zuversicht des Sieges rühmten sie, daß die ganze türkische Flotte ihren Waffen habe weichen müssen; aber der Admiral oder Kapudan Pascha fand einigen Trost für eine schmerzliche Wunde in seinem Auge, indem er diesen Unfall als die Ursache seiner Niederlage darstellte. Baltha Ogli war ein Renegat aus bulgarischem Fürstenstamm, sein militärischer Ruf war mit dem verhaßten Laster des Geizes befleckt und unter dem Despotismus des Fürsten oder Volkes ist Unglück ein hinreichender Beweis der Schuld. Sein Rang und

seine Dienste wurden durch das Mißfallen Mahomets vernichtet. In Gegenwart des Sultans wurde der Kapudan Pascha von vier Sklaven auf den Boden ausgestreckt und erhielt hundert Streiche mit einem goldenen Stabe; sein Tod war ausgesprochen worden und er betete die Milde des Herrschers an, der sich mit der gelinderen Strafe der Vermögenseinziehung und Verbannung begnügte. Das Eintreffen dieser Hilfe belebte die Hoffnung der Griechen wieder und klagte die Unthätigkeit ihrer abendländischen Bundesgenossen an. In den Wüsten von Anatolien und zwischen den Felsen von Palästina hatten sich Millionen Kreuzfahrer in ein freiwilliges und unvermeidliches Grab gestürzt; die Lage der kaiserlichen Stadt dagegen war stark gegen ihre Feinde, zugänglich für ihre Freunde und eine vernünftige und mäßige Armada der Seestaaten würde die Ueberreste des römischen Namens gerettet und eine christliche Festung im Herzen des osmanischen Reiches bewahrt haben. Dennoch war Dies der einzige und schwache Versuch zur Befreiung von Konstantinopel; die ferneren Mächte blieben gegen dessen Gefahr unempfindlich und der Gesandte von Ungarn oder wenigstens des Hunyadyi befand sich im türkischen Lager, um die Besorgnisse des Sultans zu zerstreuen und seine Unternehmungen zu leiten.

Es war für die Griechen schwer, die Geheimnisse des Diwans zu durchdringen; dennoch sind sie überzeugt, daß ein so hartnäckiger und überraschender Widerstand die Beharrlichkeit Mahomets ermüdet habe. Er begann, an den Rückzug zu denken, und die Belagerung würde schleunig aufgehoben worden sein, wenn der Ehrgeiz und die Eifersucht des zweiten Wesirs sich nicht dem treulosen Rathe Kalil Paschas, welcher fortwährend ein geheimes Einverständniß mit dem byzantinischen Hofe unterhielt, widersetzt hätte. Die Bezwingung der Stadt erschien hoffnunglos, wenn nicht ein doppelter Angriff eben so wohl vom Hafen als vom Lande gemacht werden konnte; aber der Hafen war unzugänglich; eine undurchdringliche Kette wurde nun von acht großen Schiffen, mehr als zwanzig von kleinerem Umfang und mehreren Galeeren und Schaluppen vertheidigt, und statt diese Schranken zu durchbrechen, mußten die Türken vielmehr einen Ausfall aus dem Hafen und eine zweite Schlacht auf dem offenen Meer fürchten. In dieser Verlegenheit faßte und führte der Genius Mahomets einen Plan von kühnem und wunderbarem Gepräge aus, nämlich: seine leichteren Schiffe und Kriegsvorräthe zu Lande aus dem Bosporus nach dem oberen Theile des Hafens zu schaffen. Die Entfernung beträgt ungefähr zehn Meilen, der Boden ist uneben und war

mit Dickicht bewachsen, und da die Straße hinter der Vorstadt Galata gebahnt werden mußte, hing ihr freier Vorbeizug oder gänzliche Vernichtung von der Wahl der Genuesen ab. Aber diese selbstsüchtigen Kaufleute geizten nach der Gunst, zuletzt verschlungen zu werden, und der Mangel an Kunst wurde durch die Stärke gehorchender Myriaden ersetzt. Ein ebener Weg wurde mit einer breiten Plattform von starken und festen Planken bedeckt, welche man, um sie schlüpfriger und glatter zu machen, mit dem Fette von Schafen und Rindern bestrich. Achtzig leichte Galeeren und Brigantinen von fünfzig und dreißig Rudern wurden auf das Gestade des Bosporus gelegt, nach einander auf Walzen gehoben und durch Menschenkraft und Flaschenzüge vorwärts gezogen. Zwei Führer oder Lotsen waren am Steuerruder und Vordertheile jedes Schiffes aufgestellt, die Segel wurden dem Winde entfaltet und die Arbeit durch Gesang und Zuruf ermuntert. Im Laufe einer einzigen Nacht stieg diese türkische Flotte mühsam den Hügel hinan, steuerte über die Ebene und wurde von dem Abhange in die seichten Gewässer des Hafens, wo die tiefer gehenden Schiffe der Griechen sie nicht belästigen konnten, hinuntergelassen. Die wirkliche Wichtigkeit dieses Unternehmens wurde durch die Bestürzung und die Zuversicht, welche es einflößte, vergrößert; aber die offenkundige, unbezweifelbare Thatsache lag vor Augen und ist von den Schriftstellern der beiden Nationen aufgezeichnet. Eine ähnliche Kriegslist ist von den Alten wiederholt ausgeführt worden, die osmanischen Galeeren (ich muß es wiederholen) können nur als große Boote betrachtet werden, und wenn wir die Größe und die Entfernung, die Hindernisse und die Mittel vergleichen, ist das gerühmte Wunder vielleicht von der Thatkraft unserer eigenen Zeiten übertroffen worden. Sobald Mahomet den oberen Hafen mit einer Flotte und einem Heer besetzt hatte, baute er in dem engsten Theil eine Brücke oder vielmehr einen Damm, fünfzig Ellen breit und hundert lang; es wurden Tonnen und Fässer zum Grunde gelegt, dann mit Sparren vereinigt, mit Eisen verkettet und mit einer festen Oberlage bedeckt. Auf dieser schwimmenden Batterie fuhr er eine seiner größten Kanonen auf, während die achtzig Galeeren mit Truppen und Sturmleitern sich der zugänglichsten Seite näherten, jener, die vordem von den lateinischen Eroberern erstürmt worden war. Man hat die Trägheit der Christen angeklagt, weil sie die unvollendeten Werke nicht zerstört haben; aber ihr Feuer wurde durch ein überlegeneres Feuer beherrscht und zum Schweigen gebracht, auch ließen sie es nicht an einem nächtlichen Versuch fehlen, sowohl die Schiffe als die Brücke des Sultans zu

verbrennen. Seine Wachsamkeit verhinderte ihre Annäherung; ihre vordersten Galeoten wurden in den Grund gebohrt oder genommen, vierzig Jünglinge, Italiens und Griechenlands Tapferste, gefangen und auf seinen Befehl unmenschlich niedergemetzelt; und die gerechte, obschon grausame Vergeltung, auf dem Wall die Häupter von zweihundertsechzig muselmännischen Gefangenen auszustellen, konnte den Schmerz des Kaisers nicht lindern. Nach vierzigtägiger Belagerung war das Schicksal von Konstantinopel nicht mehr abzuwenden. Die verminderte Besatzung war durch einen doppelten Angriff erschöpft; die Festungwerke, welche Jahrhunderte lang jeder feindlichen Gewalt widerstanden hatten, wurden auf allen Seiten von dem osmanischen Geschütz zerschossen; mehrere Breschen waren geöffnet und in der Nähe des Romanusthores wurden vier Thürme dem Erdboden gleich gemacht. Um seine schwachen und meuterischen Truppen zu bezahlen, sah sich Konstantin gezwungen, die Kirchen (mit dem Versprechen vierfacher Wiedererstattung) zu berauben, und sein Frevel gab den Feinden der Vereinigung neuen Grund zu Vorwürfen. Ein Geist der Zwietracht schwächte den Ueberrest der christlichen Streitkräfte; die genuesischen und venetianischen Truppen nahmen den Vorrang in Anspruch und Justiniani und der Großadmiral, dessen Ehrgeiz durch die gemeinsame Gefahr nicht gelöscht worden war, klagten einander des Verrathes und der Feigheit an.

Während der Belagerung von Konstantinopel waren die Worte Friede und Uebergabe zuweilen ausgesprochen und mehrere Gesandte zwischen dem Lager und der Stadt gewechselt worden. Der griechische Kaiser war durch Unglück gedemüthigt und würde auf jede mit der Religion und der kaiserlichen Würde nur einigermaßen verträgliche Bedingung eingegangen sein. Der türkische Sultan wünschte, das Blut seiner Krieger zu schonen, sehnte sich noch mehr, die byzantinischen Schätze zu seinem eigenen Gebrauch zu sichern, und erfüllte eine heilige Pflicht, indem er den Gaburen die Wahl zwischen Beschneidung, Tribut oder Tod anbot. Die Habsucht Mahomets möchte mit einer jährlichen Summe von hunderttausend Dukaten zufrieden gestellt worden sein, aber sein Ehrgeiz gierte nach der Hauptstadt des Ostens; dem Fürsten bot er reichen Ersatz, dem Volk freie Duldung oder sicheren Abzug: allein nach einigen fruchtlosen Unterhandlungen erklärte er seinen Entschluß, in den Mauern von Konstantinopel entweder einen Thron oder ein Grab zu finden. Ehrgefühl und Furcht vor allgemeinem Tadel wehrten dem Palaeologus, die Stadt den Osmanen zu übergeben, und er beschloß, die äußersten Drangsale des Krieges

auszuhalten. Mehrere Tage wurden von dem Sultan zu den Vorbereitungen zum Sturm verwendet und eine Frist durch seine Lieblingwissenschaft, die Astrologie, gewährt, welche die glückliche und verhängnißvolle Stunde auf den neunundzwanzigsten Mai festgesetzt hatte. Am Abend des siebenundzwanzigsten ertheilte er seine letzten Befehle, versammelte die Häupter des Heeres um seine Person und sandte seine Herolde durch das Lager, um die Pflicht und die Beweggründe des gefahrvollen Unternehmens zu verkünden. Furcht ist das erste Prinzip einer despotischen Regierung; und seine Drohungen waren im orientalischen Stil ausgedrückt: die Flüchtlinge und Ausreißer würden, und wenn sie die Schwingen eines Vogels besäßen, seiner unerbittlichen Gerechtigkeit nicht entrinnen! Der größte Theil seiner Paschas und Janitscharen war zwar Nachkommenschaft christlicher Eltern, aber der Ruhm des türkischen Namens durch ununterbrochene Adoption verewigt worden und bei dem allmählichen Wechsel der Individuen wird der Geist einer Legion, eines Regimentes oder einer Oda durch Nachahmung und Zucht aufrecht erhalten. Die Muselmänner wurden ermahnt, ihre Seele durch Gebet, ihren Leib durch sieben Abwaschungen zu dem heiligen Kampf vorzubereiten und sich bis zum Schluß des folgenden Tages der Nahrung zu enthalten. Eine Schaar von Derwischen besuchte die Gezelte, um den Wunsch nach dem Märtyrerthume und die Zuversicht einzuflößen, unter den Strömen und Gärten des Paradieses in den Umarmungen der schwarzäugigen Jungfrauen eine ewige Jugend zu verbringen. Mahomet verließ sich aber hauptsächlich auf die Wirksamkeit zeitlicher und sichtbarer Belohnungen. Doppelter Sold wurde den siegreichen Truppen versprochen; „die Stadt und die Gebäude," verkündete Mahomet, „sind mein; aber ich überlasse Eurer Tapferkeit die Gefangenen und die Beute, die Schätze an Gold und Schönheit: werdet reich und glücklich! Viele sind der Provinzen meines Reiches; der unerschrockene Krieger, der zuerst die Mauern von Konstantinopel ersteigt, soll mit der Statthalterschaft der schönsten und reichsten belohnt werden und meine Dankbarkeit wird seine Ehren und Glücksgüter über das Maß seiner eigenen Hoffnungen erhöhen." Diese vielfältigen und mächtigen Beweggründe verbreiteten unter den Türken einen allgemeinen Feuereifer voll Todesverachtung und Kampfesgier; das Lager widerhallte von dem Ruf der Muselmänner: „Gott ist Gott, es giebt nur einen Gott und Mohammed ist der Apostel Gottes!" Und Meer und Land von Galata bis zu den sieben Thürmen wurden von dem Glanze ihrer nächtlichen Feuer erleuchtet.

Weit verschieden war die Lage der Christen, die mit lauten und ohnmächtigen Klagen die Schuld oder die Strafe ihrer Sünden betrauerten. Das himmlische Bild der Heiligen Jungfrau wurde in einer feierlichen Prozession umhergetragen, aber ihre göttliche Beschützerin war taub gegen ihr Flehen; sie klagten die Hartnäckigkeit des Kaisers an, mit der er eine zeitige Uebergabe verweigert habe, empfanden die Schrecknisse ihres Schicksals voraus und seufzten nach der Ruhe und Sicherheit der türkischen Knechtschaft. Die Edelsten der Griechen und die Tapfersten der Bundesgenossen wurden in den Palast beschieden, um sich am Abend des Achtundzwanzigsten auf die Pflichten und Gefahren des allgemeinen Sturmes vorzubereiten. Die letzten Worte des Palaeologus waren die Leichenrede des römischen Reiches; er bat, beschwor und suchte vergebens die Hoffnung einzuflößen, die in seiner eigenen Brust erloschen war. In dieser Welt war Alles trostlos und düster und weder das Evangelium noch die Kirche hat den Helden, die im Dienst ihres Vaterlandes fallen, eine leuchtende Belohnung versprochen. Aber das Beispiel ihres Fürsten und die Einengung einer Belagerung hatten diese Krieger mit dem Muthe der Verzweiflung bewaffnet und die ergreifende Szene wird von dem Geschichtschreiber Phranza, der selbst bei der trauernden Versammlung anwesend war, mit dem Gefühl eines Patrioten beschrieben. Sie weinten, umarmten sich und weihten, unbekümmert um ihre Familie und Glücksgüter, ihr Leben; jeder Befehlshaber verfügte sich nach seinem Posten und hielt die Nacht über emsige und sorgenvolle Wache auf dem Wall. Der Kaiser und einige treue Gefährten begaben sich in den St. Sophiendom, der in wenigen Stunden in eine Moschee verwandelt werden sollte, und empfingen andachtvoll, unter Thränen und Gebeten, das Heilige Sakrament des Abendmahles. Er ruhte kurze Zeit im Palast, der von Geschrei und Wehklagen widerhallte, aus, bat Alle um Verzeihung, die er etwa beleidigt haben möchte, und stieg zu Pferde, um die Wachposten zu besuchen und die Bewegungen des Feindes zu erforschen. Die Bedrängniß und der Sturz des letzten Konstantin sind ruhmvoller als das lange Glück der byzantinischen Kaiser.

In der Verwirrung der Dunkelheit kann der Angreifende zuweilen siegen; aber bei diesem großen und allgemeinen Angriff ließ sich Mahomet durch seine militärische Einsicht und astrologische Kunde bestimmen, den Morgen des denkwürdigen neunundzwanzigsten Mai des vierzehnhundertdreiundfünfzigsten Jahres der christlichen Zeitrechnung abzuwarten. Die vorhergehende Nacht war kräftig benutzt worden; die Truppen, Kanonen und Faschinen waren bis an den Rand des Grabens gerückt, der an vielen Stel-

len eine ebene und glatte Fläche bis zur Bresche darbot, und seine achtzig Galeeren berührten mit ihren Schnäbeln und Sturmleitern fast die minder vertheidigungfähigen Mauern des Hafens. Unter Todesstrafe war Stillschweigen befohlen; aber die physischen Gesetze der Bewegung und des Schalles gehorchen der Disziplin oder Furcht nicht; jeder Einzelne mochte seine Stimme unterdrücken und seine Tritte mäßigen; aber der Marsch und die Arbeit von Tausenden mußten unvermeidlich eine seltsame Verwirrung mißstimmiger Töne erzeugen, welche die Ohren der Wächter auf den Thürmen erreichten. Mit Tagesanbruch griffen die Türken ohne das gewöhnliche Signal des Morgenschusses die Stadt von der Land- und Wasserseite an; und man verglich die Dichtigkeit und Ununterbrochenheit ihrer Angriffslinie einem verschlungenen oder zusammengedrehten Knäuel. Die vordersten Reihen bestanden aus dem Auswurf des Heeres, einer freiwilligen Schaar, welche ohne Ordnung und Kommando kämpfte, aus schwachen Greisen und Kindern, Bauern und Landstreichern, welche Alle in der blinden Hoffnung auf Beute oder Märtyrerthum dem Lager zugeströmt waren. Der allgemeine Antrieb drängte sie gegen die Mauern; die Verwegensten im Hinanklettern wurden augenblicklich wieder hinunterstürzt und kein Pfeil, keine Kugel der Christen ohne Wirkung gegen die dichten Schaaren verschwendet. Aber ihre Kraft und ihr Schießbedarf wurden durch diese mühsame Vertheidigung erschöpft und der Graben mit den Leichen der Erschlagenen gefüllt, welche die Fußtapfen ihrer Gefährten trugen, so daß der Tod dieser geopferten Vorhut nützlicher war als ihr Leben. Die Truppen von Anatolien und Romanien wurden unter ihren vorgesetzten Paschas und Sandschaken zum Angriff geführt; ihr Erfolg war wechselnd und zweifelhaft, aber nach zweistündigem Kampf behaupteten und benutzten die Griechen ihren Vortheil und man hörte die Stimme des Kaisers seine Soldaten ermuthigen, durch eine letzte Anstrengung die Befreiung ihres Vaterlandes zu vollenden. In diesem verhängnißvollen Augenblick erhoben sich die Janitscharen, frisch, kräftig, unbesiegbar. Der Sultan selbst, zu Pferde und einen eisernen Streitkolben in der Hand, war Zeuge und Richter ihrer Tapferkeit; zehntausend seiner Haustruppen, die er für entscheidende Gelegenheiten vorbehielt, umgaben ihn und sein Auge und seine Stimme leitete und trieb den Strom der Schlacht. Seine zahlreichen Diener der Gerechtigkeit waren hinter der Linie aufgestellt, um zu befeuern, zu zügeln, zu bestrafen, und wenn die Gefahr vorn dräute, erwartete im Rücken die Flüchtlinge Schmach und unvermeidlicher Tod. Das Geschrei der Furcht

und des Schmerzes wurde von der kriegerischen Musik der Trommeln, Trompeten und Becken übertäubt; und die Erfahrung hat bewiesen, daß die mechanische Wirkung der Töne, indem sie den Umlauf des Blutes und der Lebensgeister beschleunigt, auf die menschliche Maschine kräftiger wirkt als die Beredsamkeit der Vernunft und Ehre. Von den Linien, den Galeeren und der Brücke donnerte die osmanische Artillerie von allen Seiten und das Lager und die Stadt, die Griechen und die Türken waren in eine Rauchwolke eingehüllt, welche nur durch die endliche Befreiung oder Vernichtung des römischen Reiches zerstreut werden konnte. Die Zweikämpfe der Helden der Geschichte oder Fabel unterhalten unsere Phantasie und regen unser Gefühl an; die geschickten Bewegungen des Krieges können unseren Geist unterrichten und eine nothwendige, wenn auch verderbliche Wissenschaft vervollkommnen. Aber in den gleichförmigen und häßlichen Schilderungen eines allgemeinen Sturmes ist Alles Blut, Gräuel und Verwirrung; und ich werde mich nicht bestreben, in einer Entfernung von drei Jahrhunderten und tausend Meilen ein Schauspiel zu schildern, das keine Zuschauer haben konnte und dessen Theilnehmer selbst nicht im Stande waren, sich eine richtige Vorstellung davon zu bilden.

Der unmittelbare Verlust von Konstantinopel kann der Kugel oder dem Pfeile zugeschrieben werden, welcher den Panzerhandschuh Johann Justinianis durchbohrte. Der Anblick seines Blutes und der außerordentliche Schmerz brachen den Muth des Anführers, dessen Waffen und Maßregeln das festeste Bollwerk der Stadt waren. Als er sich von seinem Posten entfernte, um einen Wundarzt zu suchen, bemerkte der unermüdliche Kaiser seine Flucht und hielt ihn an. „Deine Wunde ist leicht," rief Palaeologus, „die Gefahr dringend, Deine Gegenwart nothwendig; und wohin willst Du fliehen?" „Auf dem selben Wege," erwiderte der zitternde Genuese, „welchen Gott den Türken geöffnet hat"; und mit diesen Worten entfernte er sich eilig durch eine der Breschen der inneren Mauer. Durch diese feige Handlung befleckte er die Ehre eines kriegerischen Lebens und die wenigen Tage, die er noch zu Galata oder auf der Insel Chios lebte, wurden durch seine eigenen und die öffentlichen Vorwürfe verbittert. Der größte Theil der lateinischen Hilfstruppen ahmte sein Beispiel nach und die Vertheidigung erschlaffte in einem Augenblick, wo der Angriff mit verdoppelter Kraft betrieben wurde. Die Zahl der Osmanen war jener der Christen fünfzig-, vielleicht hundertmal überlegen, die doppelten Mauern waren durch die Kanonen in einen Trümmerhaufen verwandelt worden; in einem Umkreise von mehreren Meilen mußten

einige Plätze gefunden werden, welche leichter zugänglich oder schwächer bewacht waren, und wenn die Belagerer auf einem einzigen Punkt eindringen konnten, war die ganze Stadt unwiederbringlich verloren. Der Erste, welcher die Belohnung des Sultans verdiente, war der Janitschar Hassan, von riesenhafter Größe und Stärke. Mit dem Säbel in der einen, dem Schild in der anderen Hand erstieg er die äußere Befestigung; aber von den dreißig Janitscharen, welche mit seiner Tapferkeit wetteiferten, kamen achtzehn bei dem kühnen Unternehmen um. Hassan und seine zwölf Gefährten hatten den Gipfel erreicht; der Riese ward vom Wall hinabgestürzt, er hob sich auf ein Knie empor, wurde jedoch abermals durch einen Regen von Pfeilen und Steinen gestürzt. Aber seine Kühnheit hatte bewiesen, daß die That möglich war; Mauern und Thürme bedeckten sich augenblicklich mit einem Schwarm Türken und die Griechen, nun von ihrem vortheilhaften Posten vertrieben, wurden durch die immer zunehmenden Schaaren überwältigt. Unter diesen Schaaren sah man den Kaiser, welcher alle Pflichten eines Feldherrn und Soldaten erfüllte, lange und verlor ihn endlich aus den Augen. Die Edlen, die um seine Person kämpften, bewährten bis zu ihrem letzten Athemzug die ehrenvollen Namen Palaeologus und Kantakuzenus; man hörte ihn traurig ausrufen: „Ist kein Christ da, der mir das Haupt abschlüge?“ Und seine letzte Besorgniß war, lebendig in die Hände der Ungläubigen zu fallen. Mit kluger Verzweiflung warf Konstantin den Purpur von sich; er fiel in dem Tumult von unbekannter Hand und seine Leiche wurde unter einem Berge von Erschlagenen begraben. Nach seinem Tode hörte Widerstand und Ordnung auf; die Griechen flohen nach der Stadt und Viele wurden in dem engen Weg des St. Romanusthores erdrückt und erstickt. Die siegreichen Türken stürmten durch die Bresche der inneren Mauer; als sie aber in den Straßen vordrangen, stießen bald ihre Brüder zu ihnen, die das Fanarthor auf der Hafenseite eingenommen hatten. In der ersten Hitze der Verfolgung wurden gegen zweitausend Christen niedergemacht; aber Habsucht bewältigte bald die Grausamkeit und die Sieger gestanden ein, daß sie sogleich würden Gnade haben walten lassen, wenn nicht die Tapferkeit des Kaisers und seiner auserlesenen Schaaren sie auf einen ähnlichen Widerstand in jedem Theil der Hauptstadt vorbereitet hätte. So geschah es, daß nach einer Belagerung von dreiundfünfzig Tagen Konstantinopel, welches der Macht des Chosroes, des Chagans und der Khalifen getrotzt hatte, von den Waffen Mahomets des Zweiten unwiederbringlich unterjocht wurde. Nur das Reich war

von den Lateinern gestürzt worden; von den muselmännischen Eroberern wurde auch die Religion in den Staub getreten.

Die Botschaft des Unglücks fliegt auf schnellem Fittiche; so groß war jedoch der Umfang von Konstantinopel, daß die ferneren Viertel einige Augenblicke länger in der glücklichen Unwissenheit ihres Verderbens verharren konnten. Aber in der allgemeinen Bestürzung, in der Spannung selbstischer oder patriotischer Gefühle, im Lärmen oder Gedonner des Sturmes mußten schlaflos die Nacht und der Morgen vergangen sein und ich kann nicht glauben, daß mehrere griechische Damen von den Janitscharen aus einem gesunden und ruhigen Schlummer geweckt wurden. Nach der Gewißheit des öffentlichen Unglückes wurden die Häuser und Klöster augenblicklich verlassen und die bebenden Einwohner drängten sich auf die Straßen wie eine Heerde schüchterner Thiere zusammen, gleich als ob gehäufte Schwäche Stärke erzeugen könne, oder in der eitlen Hoffnung, daß jeder Einzelne unter der Menge sicher und unsichtbar sein würde. Aus jedem Theil der Hauptstadt strömten sie in die St. Sophienkirche: im Zeitraum einer Stunde waren Heiligthümer, Chor, Schiff, die oberen und die unteren Galerien mit einer Menge von Vätern und Gatten, Weibern und Kindern, Priestern, Mönchen und Nonnen gefüllt; die Thore wurden von innen verrammelt und Alle suchten Schutz in dem heiligen Dom, den sie noch vor so kurzer Zeit als ein ungöttliches und entweihtes Gebäude verabscheut hatten. Ihre Zuversicht stützte sich auf die Prophezeiung eines Schwärmers oder Betrügers, daß eines Tages die Türken in Konstantinopel eindringen und die Römer bis zur Konstantinssäule auf dem Platz vor der St. Sophienkirche verfolgen würden; daß aber Dies das Ende ihrer Drangsale sein, ein Engel mit einem Schwert in der Hand vom Himmel niederschweben und das Reich sammt der himmlischen Waffe einem armen Mann, der am Fuß der Säule säße, geben würde. „Nimm dieses Schwert," werde er sagen, „und räche das Volk des Herrn." Bei diesen belebenden Worten würden die Türken augenblicklich fliehen und die siegreichen Römer sie aus dem Westen, aus ganz Anatolien und bis an die Grenzen von Persien treiben. Bei dieser Veranlassung ist es, daß Dukas, etwas phantastisch, aber mit vieler Wahrheit, die Zwietracht und Hartnäckigkeit der Griechen schilt. „Wenn der Engel erschienen wäre," ruft der Geschichtschreiber aus, „wenn er sich erboten hätte, Eure Feinde zu vernichten, im Fall Ihr in eine Vereinigung der Kirchen willigtet, selbst dann, in diesem verhängnißvollen Augenblick, würdet Ihr Eure Sicherheit verworfen oder Euren Gott betrogen haben."

Während sie das Niederschweben des säumigen Engels erwarteten, wurden die Thore mit Aexten zertrümmert, und da die Türken auf keinen Widerstand stießen, waren ihre unblutigen Hände damit beschäftigt, die Menge ihrer Gefangenen auszusuchen und zu sichern. Jugend, Schönheit und der Schein des Reichthumes bestimmten ihre Wahl; und das Recht des Eigenthumes wurde unter ihnen selbst durch frühere Besitzergreifung, persönliche Stärke und die Obmacht des Befehles entschieden. Binnen einer Stunde waren die männlichen Gefangenen mit Stricken, die weiblichen mit ihren Schleiern und Gürteln gebunden. Die Senatoren wurden mit ihren Sklaven, die Prälaten mit den Thürstehern der Kirche, junge Männer aus dem gemeinen Volk mit edlen Jungfrauen, deren Antlitz der Sonne und ihren nächsten Verwandten unsichtbar geblieben war, zusammengekettet. In dieser allgemeinen Gefangenschaft wurden alle Stände der Gesellschaft vermengt, wurden die Bande der Natur zerrissen; und der unerbittliche Soldat kehrte sich weder an das Stöhnen des Vaters noch an die Thränen der Mutter noch an das Geschrei der Kinder. Die Lautesten in ihrem Wehruf waren die Nonnen, welche mit nacktem Busen, ausgestreckten Händen und aufgelöstem Haar vom Altar gerissen wurden, und aus Frömmigkeit möchten wir glauben, daß wenige versucht werden konnten, die Wachen des Harems denen des Klosters vorzuziehen. Von diesen unglücklichen Griechen, diesen Hausthieren, wurden ganze Koppeln roh durch die Straßen getrieben, und da die Sieger von Begierde brannten, nach mehr Beute zurückzukehren, wurde ihr zitternder Schritt durch Drohungen und Schläge beschleunigt. In der selben Morgenstunde wurde ein ähnlicher Raub in allen Kirchen und Klöstern, allen Palästen und Häusern der Hauptstadt begangen; und kein noch so heiliges, kein noch so abgelegenes Haus vermochte die Personen oder das Eigenthum der Griechen zu schützen. Ueber sechzigtausend dieses seinem Schicksal verfallenen Volkes wurden von der Stadt nach dem Lager oder der Flotte gebracht, je nach der Laune oder dem Interesse ihrer Gebieter vertauscht oder verkauft und in ferne Knechtschaft durch die Provinzen des osmanischen Reiches zerstreut. Unter ihnen müssen wir einige merkwürdige Charaktere erwähnen. Der Geschichtschreiber Phranza, erster Kämmerer und erster Geheimschreiber, wurde mit seiner Familie in das allgemeine Unglück verwickelt. Nachdem er vier Monate die Drangsale der Sklaverei erduldet hatte, erlangte er seine Freiheit wieder; im folgenden Winter wagte er sich nach Adrianopel und löste seine Gattin von dem Mir Baschi, oder Stallmeister, aus; aber seine beiden

Kinder, in der Blüthe der Jugend und Schönheit, waren zum Gebrauch Mahomets selbst ergriffen worden. Die Tochter Phranzas starb im Serail, vielleicht als Jungfrau; sein fünfzehnjähriger Sohn zog Tod der Schande vor und wurde von den Händen seines kaiserlichen Liebhabers erstochen. Eine so unmenschliche That kann gewiß durch den Geschmack und die Freigiebigkeit nicht gesühnt werden, womit er eine griechische Matrone und ihre beiden Töchter nach dem Empfang einer lateinischen Ode von Philelphus entließ, welcher seine Gattin aus dieser edlen Familie gewählt hatte. Mahomets Stolz oder Grausamkeit würde durch die Gefangennehmung eines römischen Legaten auf das Ausgesuchteste befriedigt worden sein; aber Kardinal Isidor wich mit Schlauheit der Nachforschung aus und entkam, als Plebejer verkleidet, aus Galata. Die Kette und der Eingang des äußeren Hafens waren noch von den italienischen Handels- und Kriegsschiffen besetzt. Sie haben bei der Belagerung ihre Tapferkeit bewiesen und benutzten den Augenblick des Rückzuges, während die türkischen Seeleute in der Stadt, um zu plündern, zerstreut waren. Als sie die Segel aufzogen, war der Strand mit flehenden und wehklagenden Schaaren besetzt: aber die Fortschaffungmittel waren spärlich; die Venetianer und Genuesen gaben ihren Landsleuten den Vorzug und die Bewohner von Galata verließen, trotz den Verheißungen des Sultans, die Häuser und schifften sich mit ihrer Habe ein.

Bei dem Fall und der Plünderung großer Städte ist ein Geschichtschreiber verurtheilt, eine einförmige Unglücksgeschichte zu wiederholen; gleiche Wirkungen müssen durch gleiche Leidenschaften hervorgebracht werden, und wenn diesen Leidenschaften ohne Zügel gefröhnt werden darf, so ist, leider, der Unterschied zwischen den civilisirten und den wilden Menschen gering. Die Türken werden mitten unter den unbestimmten Anklagen der Bigotterie und des Hasses weder einer muthwilligen noch unmäßigen Vergießung christlichen Blutes beschuldigt: aber nach ihren Grundsätzen (den Grundsätzen des Alterthums) war das Leben der Besiegten verwirkt und der gesetzmäßige Lohn des Siegers bestand in dem Dienste, dem Verkaufe oder dem Lösegelde seiner Gefangenen beiderlei Geschlechts. Der Reichthum von Konstantinoepl war von dem Sultan seinen siegreichen Truppen preisgegeben worden und die Plünderung einer Stunde ist einträglicher als der Fleiß von Jahren. Da aber keine regelmäßige Vertheilung der Beute stattfand, wurden die bezüglichen Antheile nicht durch das Verdienst bestimmt und der Lohn der Tapferkeit wurde von dem Lagertroß gestohlen, welcher den Mühen und Gefahren des Kampfes

ausgewichen war. Die Darstellung der Plünderung würde weder Unterhaltung noch Belehrung gewähren; die Gesammtsumme in der äußersten Armuth des Reiches ist auf vier Millionen Dukaten geschätzt worden und von dieser Summe war nur ein kleiner Theil Eigenthum der Venetianer, Genuesen, Florentiner und der Kaufleute von Ankona. Das Kapital dieser Fremden war im schnellen und beständigen Umlaufe; aber die Reichthümer der Griechen wurden entweder in eitlem Prunk der Paläste und Trachten zur Schau gestellt oder in Schätzen von Gold- und Silberbarren und älteren Münzen tief vergraben, damit sie ihnen nicht etwa zur Vertheidigung des Vaterlandes abverlangt würden. Die Entweihung und Plünderung der Klöster und Kirchen erzeugte die tragischsten Klagen. Der Dom der Heiligen Sophia selbst, dieser irdische Himmel, das zweite Firmament, die Wohnung der Cherubim und der Thron der Glorie Gottes, wurde der Gaben von Jahrhunderten beraubt und das Gold und Silber, die Perlen und Juwelen, die Gefäße und der Priesterschmuck höchst ruchloser Weise zum Dienste des Menschengeschlechts verwendet. Nachdem die heiligen Bilder alles Dessen, was sie für ein unfrommes Auge werth machen konnte, beraubt worden waren, wurde die Leinwand oder das Holz zerrissen oder zerbrochen, wurde verbrannt oder mit Füßen getreten oder in Stall und Küche zu den niedrigsten Zwecken verwendet. Das Beispiel des Frevels war indessen schon von den lateinischen Eroberern von Konstantinopel gegeben worden; und die Behandlung, welche Christus, die Heilige Jungfrau und die Heiligen von den sündigenden Katholiken erduldet hatten, mochte von dem glaubenseifrigen Muselmanne den Denkmälern des Götzendienstes zugefügt werden. Ein Philosoph wird vielleicht, statt in das allgemeine Geschrei einzustimmen, sagen, daß im Verfall der Künste die Arbeit nicht werthvoller sein konnte als das Werk und daß eine frische Reihe von Erscheinungen und Wundern bald durch die Schlauheit der Priester und die Leichtgläubigkeit des Volkes in das Leben gerufen werden mochte. Ernster wird er den Verlust der byzantinischen Bibliotheken beklagen, welche in der allgemeinen Verwirrung zerstört oder verstreut wurden: einhundertundzwanzigtausend Handschriften sollen verschwunden sein; zehn Bände konnten für einen einzigen Dukaten gekauft werden und der selbe schimpfliche Preis, zu hoch vielleicht für ein ganzes Brett Theologie, schloß die sämmtlichen Werke des Aristoteles und Homer, die edelsten Erzeugnisse des Wissens und der Literatur des alten Griechenlandes in sich. Mit Freuden mögen wir uns erinnern, daß ein unschätzbarer Theil dieser klassischen Reichthümer sicher in Italien niedergelegt war und daß die Handwerker einer deutschen

Stadt eine Kunst erfunden hatten, welche der Verherung der Zeit und Barbarei trotzt.

Von der ersten Stunde des denkwürdigen neunundzwanzigsten Mai herrschte zu Konstantinopel Verwirrung und Raub bis zur achten Stunde des selben Tages, zu welcher der Sultan selbst im Triumphe durch das St. Romanusthor zog. Ihn begleiteten seine Wesire, Paschas und Leibwachen, von denen Jeder (wie ein byzantinischer Geschichtschreiber sagt) stark wie Herkules, gewandt wie Apollo und im Kampfe Zehn vom Geschlechte gewöhnlicher Sterblichen gleich war. Der Sieger betrachtete mit Freuden und Staunen die seltsame, aber glänzende Erscheinung der Dome und Paläste, so unähnlich dem Stile der orientalischen Architektur. Im Hippodrom oder Atmeidan wurden seine Blicke durch die gewundene Säule der drei Schlangen angezogen; und er zerschmetterte, als Probe seiner Stärke, mit seinem eisernen Streitkolben den Unterkiefer eines dieser Ungeheuer, welche in den Augen der Türken für die Götzen oder Talismane der Stadt galten. Am Hauptthore der Sophienkirche stieg er vom Pferde, und so groß war die eifersüchtige Achtung des Sultans vor diesem Denkmal seines Ruhmes, daß er, als er einen fanatischen Muselmann mit Zerbrechen des marmornen Pflasters beschäftigt sah, ihn mit seinem Säbel ermahnte, daß die Beute und die Gefangenen den Soldaten gewährt, die öffentlichen und Privatgebäude aber dem Fürsten vorbehalten worden seien. Auf seinen Befehl wurde die Metropole der orientalischen Kirche in eine Moschee verwandelt; die reichen und beweglichen Werkzeuge des Aberglaubens waren weggeschafft worden; die Kreuze wurden heruntergenommen und die Mauern, welche mit Gemälden und Mosaiken bedeckt waren, gewaschen, gereinigt und ihr Zustand nackter Einfachheit wiederhergestellt. An dem selben Tage oder am folgenden Freitage bestieg der Muezzin oder Rufer den höchsten Thurm und verkündete das Ezan oder die öffentliche Einladung im Namen Gottes und seines Propheten; der Imam predigte und Mahomet der Zweite verrichtete das Namaz des Gebetes und Dankes auf dem Hauptaltar, wo noch so neuerlich die christlichen Geheimnisse von dem Letzten der Caesaren gefeiert worden waren. Von Sankta Sophia ritt er nach der erhabenen, aber verödeten Wohnung von hundert Nachfolgern Konstantins des Großen, die aber in wenigen Stunden ihrer ganzen kaiserlichen Pracht beraubt worden war. Eine traurige Betrachtung über den Wechsel menschlicher Größe drang sich seiner Seele auf und er sagte das schöne persische Distichon her: „Die Spinne hat ihr Gewebe in dem kaiserlichen Palaste gewoben und die Eule ihr Wachtlied auf den Thürmen von Afrasiab gesungen."

1912.

Aus Gibbons ehrwürdigem Buch über den Verfall und Untergang des Römerreiches habe ich (ohne die altmodische Schreibart in Wesentlichem zu ändern) ein paar Bruchstücke abgedruckt: um die Erinnerung an das vor fast vierhundertsechzig Jahren Geschehene aufzufrischen und in dem belasteten, umtobten, umqualmten Gedächtniß der Lebenden eine Skizze der Zeit zu entschleiern, in der, unter dem morschen Szepter Konstantins des Elften, des letzten Palaeologen, das vom Sohn des Konstantius Chlorus in Konstantinopolis umgetaufte Byzantion türkisch wurde. Solls nun wieder eines Christenstaates Hauptstadt, soll Stambul den Slaven Zarigrad und die Sophienmoschee, nach der Abtragung der von Mohammed, Selim, Murad angestückten Minarets der Bestimmung zurückgegeben werden, der im Ost heiliger Weisheit geweihte Dom der griechisch-katholischen Christenheit zu sein? Noch ists nicht gewiß. In der Stunde, die mich zum Abschluß dieses Heftes zwingt, halten die Türken noch die Tschataltscha-Linie; und als zähe Vertheidiger solcher befestigten Stellungen hat die Geschichte sie mehr als einmal bewährt. Die Verbindunglinie der Bulgaren ist lang, ihr Nachschub (Mannschaft und Geschütz) schwierig geworden, und ehe neue Kolonnen vom Gebirg hinabsteigen, vergeht Zeit, die Muße zu Vermittlungvorschlägen läßt. Kiamil, auf dessen Befehl in der ersten Novemberwoche die im Ausland thätigen osmanischen Beamten gefragt wurden, ob ihr Mobiliar aus den vom Belagerergeschoß bedrohten Quartieren weggeschafft werden solle, der damals also die Beschießung der Hauptstadt für kaum noch vermeidbar hielt, scheint seitdem zuversichtlicher geworden zu sein. Waffenstillstand? Am trüben Himmel der Diplomatie ist geschäftige Bewegung. Die Stimmführer des west-östlichen Dreibundes möchten der Türkei den Bezirk Stambuls retten, den Klippen der Meerengenfrage ausbiegen und dem Bulgarenzaren die Ehren des Einzuges in Konstantinopel versagen. (Die Gründe sind leicht zu wittern. Frankreich fürchtet, daß ihm der Schuldner in Asiens dunkle Tiefen entschlüpfe, England, daß der von Europens Boden gescheuchte Islam in Egypten und Indien unbequem werde; und Rußland, dem ein schwacher, auf schäbige Landreste beschränkter Sultan das Meerthor nie sperren könnte, sieht weder Peters noch Nikolais Herzenswunsch erfüllt,

wenn ein römischer Katholik, ein in Wien geborener, in Franz Josephs lustigstem Reiterregiment ausgebildeter Koburger am Top Kapusi als Triumphator bejubelt wird.) Setzen die Rechtsanwälte Asquith und Poincaré, die sich zur Kuratel für die Menschheit aller Hautfarben berufen wähnen, ihren Willen durch, dann bringt der Friedensschluß kein Ende; nur einen Waffenstillstand. Ferdinand würde sich vielleicht bescheiden. Die Südslaven aber sind trunken vom Sieg und werden nicht ruhen, bis ihr Fuß, ihrer Pferde Huf die Erde Zarigrads tritt.

Ihr serbischer Flügel hat, zwischen den Schlachten, nicht sehr klug operirt. San Giovanni di Medua oder gar Durazzo als Hafen eines großserbischen Königreiches: Das durften die belgrader Herren nur heischen, wenn sie ganz sicher waren, daß Rußland für diese Forderung fechten werde. Unwahrscheinlich. Wären sie dazu entschlossen, dann hätte Nikolaus Petrowitsch es früher als sein Schwiegersohn Peter Karageorgewitsch gewußt; und wäre am Tag der Kriegserklärung auf geradem Weg südwärts marschirt. Doch er kennt wohl den Inhalt des Abkommens von Racconigi. Was können die Minister Rußlands und Italiens gemeint haben, als sie in den Parlamenten erzählten, erst eines kommenden Tages Sonne werde die Tragweite ihres Einvernehmens beleuchten? Sie hatten sich, unter dem Protektorat der hohen Damen Elena und Militza, über die Vertheilung des Türkenerbes geeinigt (noch im selben Herbst 1909 ging Ferdinand, zuerst mit der Botanisirtrommel des Bergpflanzensammlers, dann im Königspomp, nach Serbien); und in Quirinal und Konsulta zweifelte Keiner mehr, daß Roms Hoffnung auf Albanien in Petersburg gebilligt werde. Jetzt muß man den libyschen Brocken verdauen und Habsburg, wie Mephistos Schüler die patienten Damen, vertraulich machen. Oesterreich hat sich schon im achtzehnten Jahrhundert das Recht gesichert, die albanischen Katholiken und seine unter ihnen lebenden Missionare zu schützen; und vom wiener Ballhausplatz kam im Juni 1911 der Wasserstrahl, der die Wuth der im Lande der Mirditen und Malissoren hausenden Türkenbande kühlte. Seitdem hat Oesterreich bei den auf ihre Abkunft von den Pelasgern stolzen Albanesen einen dicken Stein im Brett. Die würden lieber noch dem Sultan als dem Serbenkönig gehorchen und sich, wenn sie, das von der liebenswürdigen Humanität der

Jungtürken entwaffnete Skipetarenvolk, wieder Wehrmittel haben, mit wilder Kraft gegen jeden Versuch einer Slavisirung wenden. Alessio oder Avlona, San Giovanni di Medua oder Durazzo serbisch? Wer einen dieser Albanerhäfen hat, darf (ein Minister Italiens hats ausgeplaudert) in der Adria mitreden, mitherrschen. Die Serben können, wenn sie mit den Balkanbundesgenossen ins Reine kommen, ein Plätzchen zwischen Saloniki und Kawala, als Entgelt nützlicher Konzessionen auch einen Freihäfenstrich in Spalato erhalten. Durazzo erst, wenn Oesterreich-Ungarn geschlagen wäre oder auf seine Großmachtstellung in Südosteuropa zag verzichtet hätte. Was haben Peter und Pasitsch mit ihrem plumpen Vorstoß bewirkt? Daß Italien und Oesterreich sich in holder Eintracht zu dem Sehnen nach einem selbständigen Albanesenstaat bekennen. Den, denken die Wiener, färbt uns die Leopoldinermission schwarzgelb. Der, meinen die Römer, muß, neben Antivari und dicht bei Brindisi, bald lateinisch werden.

Welche Antwort die strittige Hafenfrage zu erwarten hat, wird sichtbar sein, ehe diese Blätter gelesen werden. Die verbündeten Kaiserreiche dürfen nicht, um keinen Preis, dulden, daß sie einem Kongreß vorbehalten bleibe. Ein neues Algesiras? Das fehlte uns just noch. Der Kongreß ist, wie 1908, nur möglich, wenn zuvor alles irgendwie (auch für die Eisenbahnen und die Dette Publique Ottomane) Beträchtliche vereinbart und nur noch würdig ins Register einzutragen ist. Kann ein nicht völlig Blinder verkennen, wohin unser Lebensinteresse weist? Die Westmächte und Rußland erwünschen eine schwache, auch in Europa fortan noch verwundbare und drum lenksame Türkei. Wir müssen wünschen, daß sie nach Kleinasien abwandere, aus Anatolien, ihrer alten Kraftwurzel, frischen Nährsaft sauge und, als eine Asiatenmacht von kräftiger Einheit, am Persergolf und in Indien mit ihrem Gewicht die Wagschale zu senken vermöge. Wir müssen für jeden Rechtsanspruch der Balkanstaaten eintreten, der uns nicht an der Erfüllung der Hauptpflicht hindert: das Einflußgebiet germanischer Kultur und Wirthschaft bis an die Küsten des Aegäischen und des Schwarzen Meeres zu dehnen. Rußlands Aufstieg in unerträgliche Uebermacht ist gehemmt, wenn Bulgarien sich bis an den Bosporus streckt; ist gesichert, wenn Mohammed dem Fünften bleibt, was Mohammed der Zweite im Maisturm des Jahres 1453 der Horde erfochten hat.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Nach erfolgreichen Versuchen ist es der Deutschen Goldfeder- und Füllhalterfabrik gelungen, die für die Füllhalter nötigen Goldfedern, welche bisher vom Auslande bezogen werden mußten, in einer dem besten amerikanischen Fabrikate ebenbürtigen Qualität herzustellen. Da der Wert eines Füllfederhalters sich nach der Lebensdauer seiner Goldfeder richtet, so ist der Ankauf eines Goldfüllfederhalters lediglich Vertrauenssache. Eine Goldfeder mit weicher Iridiumspitze wird nach verhältnismäßig kurzer Zeit unbrauchbar, während eine solche mit harter Iridiumspitze jahrelang benutzt werden kann. Es ist eine bekannte Tatsache, daß nicht alle im Handel befindlichen Fabrikate hartes Iridium besitzen, weil es sich sehr schwer bearbeiten läßt; bei billigen Goldfüllfederhaltern gelangt fast immer weiches Iridium zur Verwendung, sie sind daher selten dauerhaft. Die Spitzen der Roeder-Goldfedern besitzen eine harte Iridiumspitze, wodurch sie also von größter Dauerhaftigkeit sind; durch die genauen Kontrollen kommen nur tadellose Exemplare zum Versand. Die Form der Feder ist in Anlehnung an die bekannte Bremer Börsenfeder gewählt, auch die Spitzenabstufungen entsprechen diesen Federn, so daß es jedem, der bisher Roeders Bremer Börsenfeder benutzt hat, ermöglicht wird, eine in Elastizität und Spitzenbreite möglichst ähnliche Goldfeder zu erhalten. Der Bezug eines Roeder-Goldfüllfederhalters kann durch jede Schreibwarenhandlung erfolgen, wo nicht, wird auf Wunsch die nächste Bezugsquelle angegeben, oder es wird direkt geliefert; nicht konvenierende Halter werden bereitwilligst umgetauscht. Die Goldfedern in Form der Bremer Börsenfeder besitzen beim Schreiben die gleiche Annehmlichkeit und die großen Vorzüge, wie die bekannten Bremer Börsenfedern, die allgemein geschätzt werden; man achte daher beim Einkauf ganz besonders darauf, daß jeder Goldfüllfederhalter den Namen Roeder trägt, da nur dieser für tadellose Qualität garantiert, und weise im eigenen Interesse jedes andere Ersatzangebot zurück.

Theater- und Vergnügungs-Anzeigen

Insertionspreis für die 1spaltige Nonpareille-Zeile 1,20 Mk.

Winter Garten

Neues Programm!

Rajah

in ihren Tänzen

Robledillo das Wunder auf d. Drahtseil | **Jarrow** der amerikanische Hexenmeister

Robert Steidl

sowie die von Publikum und Presse

glänzend beurteilten

November-Attraktionen!

Sonntag Nachmittag 3 Uhr: Vorstellung zu kleinen Preisen.

Bilz' Sanatorium Dresden-Radebeul

3 Ärzte
Physik diätet. Behandlung
Gute Heilerfolge
Prospekte frei

Bilz Nährsalz

Für Kranke und Gesunde unentbehrl. Es bildet gesundes Blut, Nerven, Muskeln, Haare, Zähne. Ausführl. Prosp. grat. Preise: a Kilo M. 4.80, ½ Kilo M. 2.80. Probedose M. 1.50. Zu beziehen durch Apotheken, Drogen etc., oder durch Bilz' Sanatorium, Dresden-Radebeul.

Licht-Spiele Mozart-Saal

Der neue Spielplan dieser Woche

.... **Beginn 6 Uhr** ....

Jeden Freitag
Premiere

Nollendorfplatz

Fledermaus

Unter den Linden 14 .·. Unter den Linden 14

Vornehmstes Vergnügungs-Etablissement der Residenz

Französische und Wiener Küche .·. 2 Wiener Kapellen

Geöffnet ab 10 Uhr abends

Metropol-Palast

Behrenstrasse 53/54

Palais de danse | **Pavillon Mascotte**
Täglich: | Prachtrestaurant
Reunion | ::: Die ganze Nacht geöffnet :::

Metropol-Palast — Bier-Cabaret

Anfang 8 Uhr Jeden Monat neues Programm.

Admiralspalast
am Bahnhof Friedrichstrasse

Eis-Arena • Admirals-Bad

Allabendlich: Kunstlauf-Produktionen

Tag und Nacht :: geöffnet ::

Herren- und Damen-Abteilung

Prunkvolle Eis-Ballets

Luxus-Bäder

Admirals-Theater stets abwechslungsr. interess. Programm.

Zirkus Busch.

Abends $7^1/_2$ Uhr:

Das große Gala-Programm!

U. a.

Houdini

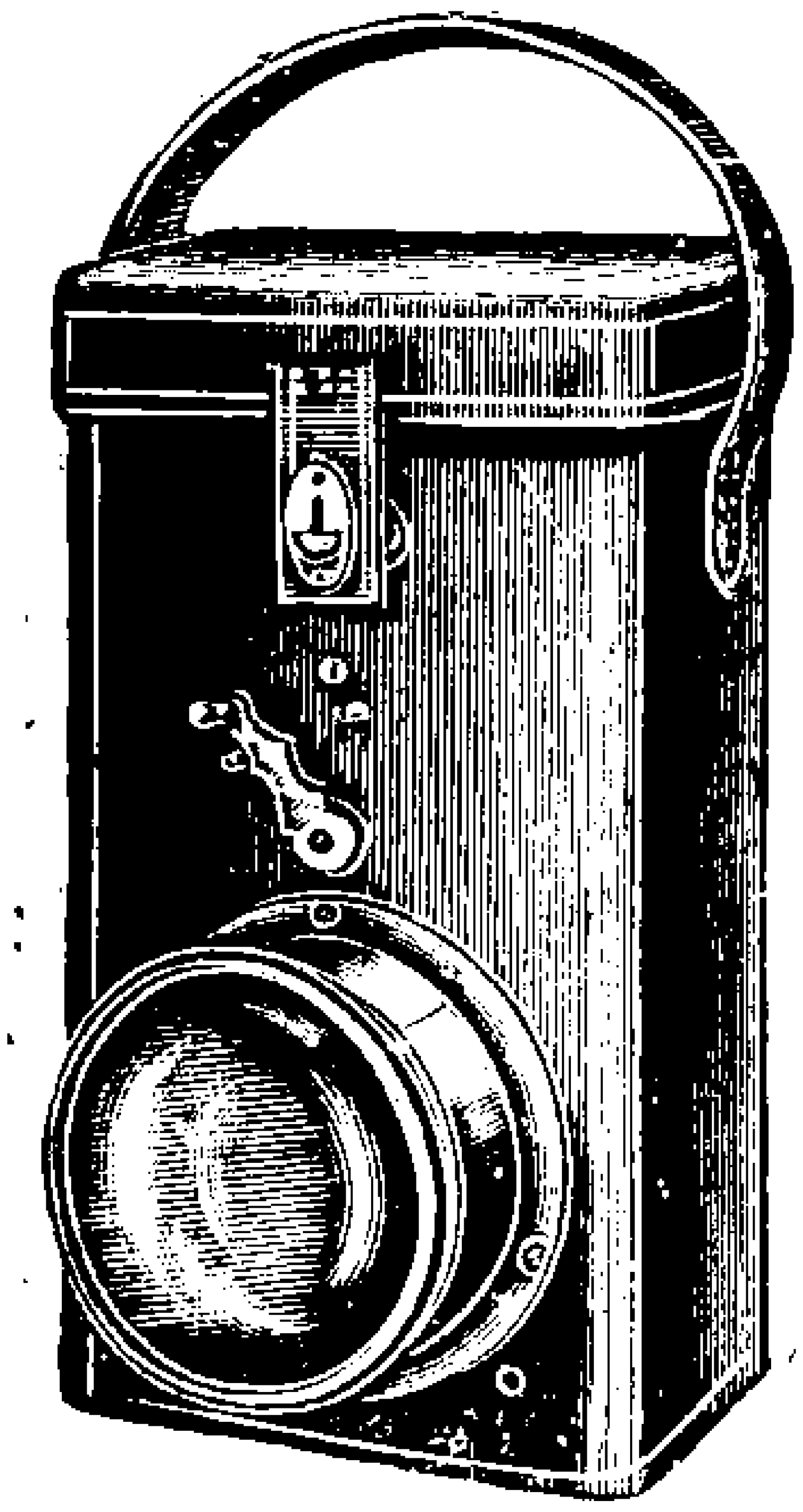
in seiner rätselhaften Entfesselungs-szene unter Wasser.

„Unter Gorillas"

Original-Pantomimen-Burleske des Zirkus Busch in 4 Bildern.

„Ferabin"-Handlampen

mit Trockenbatterien D. R.-P. u. D. R.-G.-M.



Handlampe I

57

Brennstunden

Handlampe II

17

Brennstunden ununterbrochen

laut Prüfungsschein des Physikalischen Staatslaboratoriums in Hamburg.

Referenzen etc. :: Prospekte franko.

Adolph Wedekind

Fabrik galvanischer Elemente

HAMBURG 36, Neuerwall 36.



Lesen Sie die Broschüre über

Lidol als unvergleichl. bestes Zahnputzpulver,

Lidol zur gleichzeitigen Herstellung eines antiseptischen Mundwassers,

Lidol als Wasch- und Badepulver,

Lidol als Toilettenpuder für Gesicht und Körper

und Sie werden sich eines Probeversuches nicht enthalten können und überzeugt folgendem Urteile anschliessen:

„Alle vereinzelten Präparate zu-„sammengefasst können nicht die „Eigenschaften und Vorteile auf-„weisen, welche LIDOL in sich „allein birgt und ist deshalb als „das einzig praktische, sparsamste „und modernste Toilettenpulver „der Gegenwart zu bezeichnen.

Alleinvertreter und Generaldeposit.

Chem. Werke Dr. Staffelstein & Co. N. 12.
Hamburg 36.





Einen hervorragenden Wandschmuck

bilden die farbigen, originalgetreuen Wiedergaben berühmter Gemälde □□□ aus Kaiserlichem Besitze. □□□ aus der Königlichen National-Galerie und vielen Museen und Sammlungen herausgegeben von der

Vereinigung der Kunstfreunde
Ad. O. Troitzsch
BERLIN W, Markgrafenstraße 57
und Potsdamer Straße 23

Reich illustrierte Verzeichnisse stehen auf Wunsch kostenlos zur Verfügung.

Gemälde erster Meister unserer Zeit
Sammlung Hachez-Bremen u. aus anderem Privatbesitz.

Werke von
A. u. O. Achenbach, R. Alt, A. Boecklin, E. Grützner, A. v. Menzel, Ludw. Richter, Fr. Voltz.

Versteigerung: 19. November 1912.
Katalog No. 1659 mit 30 Lichtdruck-Tafeln M. 5.—.

Kunstsammlung d. † Geh. Reg.-Rates Fr. Lippmann-Berlin,

früheren Direktors des Kgl. Kupferstichkabinetts.

a. Gemälde des 14.—16. Jahrhunderts.
b. Holzskulpturen, Arbeiten holländischer, vlämischer, deutscher, französischer und italienischer Meister des 15.—16 Jahrh.
c. Gruppen, Figuren und Reliefs aus Alabaster, Stein, Ton, Kehlheimer Stein etc.
d. Möbel, Gobelins, Emailplaketten, Arbeiten in Bronze, Majolika, Elfenbein etc.

Versteigerung: 26. November 1912.
Katalog No. 1661 mit 71 Lichtdruck-Tafeln M. 15.—, nicht illustriert M. 3.—.

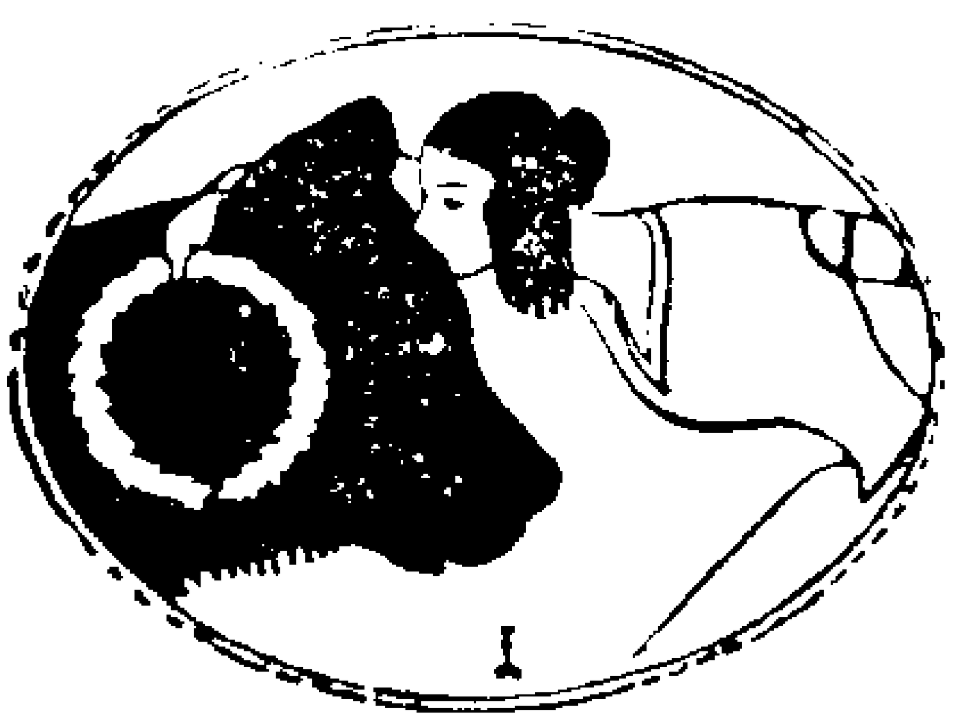
Sammlung Gieldzinski-Danzig.

Danziger Mobiliar und Kunstgewerbe des 17.—18. Jahrhunderts.

Versteigerung: 3. Dezember 1912 u. folg. Tage.
Katalog No. 1662 mit 60 Lichtdruck-Tafeln M. 10.—.

Rudolph Lepke's Kunst-Auctions-Haus, Berlin W. 35.

Kunsthandlung Victor Rheins Berlin, U. d. Linden 71, Gths.
gegenüber Hotel Bristol.
Gemälde allererster Meister • Ankauf • Verkauf.



25. Ausstellung der
Secession
Kurfürstendamm 208/209.

Geöffn. tägl. 9—5 Uhr. **Eintritt 1 Mark**

Das Kommen und Gehen ganzer Völker, ihr gewaltiges Kämpfen und Ringen um Existenz und Herrschgewalt, ihr heroisches, fast titanenhaftes Trotzen, mit dem sie lieber jubelnd und begeistert in den Tod gegangen, als dem verhaßten Sieger sich zu unterwerfen, hat nie ein Dichter mit solch imposanter Kraft der Anschauung und so hinreißender Wucht der Empfindung vor die Seele des Lesers geführt, wie **Felix Dahn** in seinen weltbekannten historischen Romanen. Der bisherige teure Preis seiner Werke war für die meisten seiner Bewunderer ein Hindernis, dieselben zu erwerben. Um so mehr wird die soeben erschienene wohlfeile illustrierte Gesamtausgabe von Felix Dahns Werken überall mit Freuden begrüßt werden. Die Buchhandlung Ferd. Block in Breslau liefert dieselben sofort komplett gegen bequeme Monatszahlungen. Wir machen unsere Leser auf den unserer heutigen Nummer beiliegenden Prospekt besonders aufmerksam.





Die Zukunft.

Berlin, den 23. November 1912.

Arbeiterrecht.

Wenn fürderhin noch manchmal von großen Bekehrungen die Rede sein sollte, wird man nicht Paulus und Augustin nennen, sondern den deutschen Liberalismus. Welcher Gegensatz zwischen dem stolzen „Selbst ist der Mann" seiner Glanztage und den mannheimer Berathungen der Fortschrittlichen Volkspartei, wie diesem und jenem Berufsstande von Staates wegen zu helfen sei; zwischen dem Ideal des kleinen Mannes, der sich mit Fleiß und Sparsamkeit emporgearbeitet (Eugen Richter hat es in einer kleinen Frau, der vom „Vorwärts" grausam verspotteten Spar-Agnes, verkörpert), und dem durch eine formidable Paragraphenrüstung vor der Ausbeutung durch das böse Kapital geschützten Arbeiter, der Herrn Potthoffs Zukunftstraum ist! (Probleme des Arbeitrechtes. Rechtspolitische Betrachtungen eines Volkswirthes. Jena bei Eugen Diederichs 1912.) Sozial solle das Recht sein; sozial aber bedeute „das Vorrecht des lebendigen Menschen vor allen Gütern und Einrichtungen dieser Erde". Menschenökonomie fordert er mit Goldscheid. Die bisherige Volkswirthschaftlehre sei nur eine Lehre von Einzelwirthschaften; in der Einzelwirthschaft sei jedoch der Mensch nur Subjekt, in der Volkswirthschaft aber außerdem Objekt, das größte und wichtigste der Güter, da für die Ernährung und Erziehung der Menschen drei Viertel des Volkseinkommens ausgegeben werden. Ungefähr die selben Vorwürfe hat vor einundsiebenzig Jahren Friedrich List der Nationalökonomie seiner Zeit gemacht; aber ist die denn unsere heutige? Haben nicht unsere Historiker und Sozialpolitiker die klassische Nationalökonomie von Adam Smith und Ricardo durch eine andere verdrängt, deren Mittelpunkt nicht mehr das Sachgut, sondern der Mensch

ist (was nicht blos nach Johannes Janssen, sondern auch nach Karl Bücher und Werner Sombart schon im katholischen Mittelalter gegolten hat); und ist nicht den Vertretern dieser neueren Schule von einem Parteigenossen Potthoffs der Spottname Kathedersozialisten angehängt worden? Und führt nicht die allerneuste Schule, die ich in der „Zukunft“ vom siebenundzwanzigsten April 1912 charakterisirt habe, Beschwerde darüber, daß die soziale Schule immer noch die Katheder beherrsche? Wenn sich prominente Persönlichkeiten zu titellosen Dilettanten herablieẞen, würde Herr Potthoff finden, daß „der Mensch als Zweck der Volkswirthschaft“ und „Produktivität, nicht immer blos Rentabilität!“ das A und Z meiner „Kleinen Volkswirthschaftlehre“ sind. Gewiß verdient es Lob, daß die Männer, die sich Fortschrittler nennen, dem vor vierzig Jahren gemachten Fortschritt nun endlich nachhinken (den zuvor erwähnten weiteren Fortschritt mache ich vorläufig nicht mit); aber wenn sie dabei die Kontinuität mit der alten manchesterlichen Fortschrittspartei wahren oder gar die Identität mit ihr behaupten wollen, so wirkt Das doch einigermaßen erheiternd.

Potthoff entschuldigt die Parteiväter: die Opposition gegen die Anfänge der Sozialpolitik sei in deren bismärckischer Tendenz und in der Besorgniß vor dem daraus der Bureaukratie blühenden Machtzuwachs begründet gewesen. Das ist wahr; aus dem selben Grund hat auch das von Haus aus sozial gesinnte Centrum mit der Zustimmung gezögert. Aber es ist nicht die ganze Wahrheit. Der eigentliche und Hauptgrund der Opposition (er hat auch bei mir gewirkt und ich schäme mich seiner nicht) war, daß die Zwangsversicherung einigen Millionen Volksgenossen die Sorge und Verantwortung für ihre Zukunft ganz oder zum Theil abnimmt und so die Richtung zum sozialdemokratischen Zukunftstaat einschlägt.

So sehr ich die Großartigkeit der bismärckischen Zwangsversicherung bewundere: meine Sympathie gehört nicht ihr, sondern den Schutzgesetzen. Damit befinde ich mich auf der Seite des zur Sozialpolitik bekehrten Fortschritts. So ganz freilich nicht. Potthoff meint, jedes Kind, das stirbt, ehe es die Kosten seiner Erziehung durch nützliche Thätigkeit seinem Volk wieder eingebracht hat, bedeute einen Verlust für die Volkswirthschaft. Als malthusischer Revisionist lasse ich Das nur für dünn bevölkerte neue Länder gelten. In dicht bevölkerten alten Ländern ist immer ein Theil der Heranwachsenden zu einem Proletarierdasein verurtheilt, das weder kaufmännisch noch kulturell zu den nationalen Gütern gerechnet werden kann. Darum gratulire ich den Würmlein, die so gescheit sind (man erinnere sich, wie Lessing die Gescheitheit seines

Söhnchens lobt), aus diesem Jammerthal sich fortzumachen, ehe sie den Jammer mit Bewußtsein empfinden.

Und dann bin ich eben auch heute noch Manchestermann oder liberal oder Individualist oder wie mans sonst nennen mag. Ich fordere nur mit den Kathedersozialisten, daß der Staat einschreite, wo unter dem Schein der Freiheit die Schwachen von den Starken mißhandelt und ausgebeutet werden, zugleich aber, daß die Freiheit des Einzelnen nicht ohne Noth eingeschränkt werde, wie ich es denn überhaupt in der Auffassung des Staates mehr mit Wilhelm von Humboldt halte als mit Hegel. Staatliche Freiheitschranken sind mir notwendige Uebel, aber Uebel. Das Arbeitrecht, auf das Potthoff hinarbeitet, scheint mir die Grenze zu überschreiten, die der Liberale zu vertheidigen hat. Auf dem wiener Juristentag hat eine von ihm und seinem Freund, dem frankfurter Stadtrath Flesch, inspirirte Gruppe eine Resolution durchgesetzt, nach welcher die in verschiedenen Spezialgesetzen enthaltenen Schutzvorschriften über Arbeitzeit und Ruhepausen auf alle Privatangestellten ausgedehnt werden sollen. Ich bezweifle, daß der Ruhezwang allen zu Schützenden erwünscht sein würde. Abgesehen von den Vielen, die mit mehr Arbeit mehr Geld verdienen wollen, giebt es sicherlich, besonders unter den Technikern großer industrieller Werke, nicht Wenige, die von einem Arbeitdämon besessen sind, der Forschungtrieb oder Liebe zu dem Unternehmen oder auch bloßer Betätigungdrang sein kann. Wilhelm Ostwald erzählt, sein dorpater Lehrer Karl Schmidt habe, um eine schwierige Untersuchung möglichst wenig zu unterbrechen, eine Weile „von den vierundzwanzig Stunden des Tages zwanzig am Laboratoriumstisch zugebracht und die übrigen vier auf einem im Laboratorium errichteten Feldbett". Wie wird es um den Fortschritt von Wissenschaft, Technik und Industrie stehen, wenn diesem Dämon das Handwerk gelegt wird und wenn (da ist die andere Seite der Sache) der durch Schutzgesetze und durch allzu strenge Vorschriften über den Arbeitvertrag eingeengte geniale Unternehmer nicht mehr Herr in seinem Hause ist?

Als den Grundfehler des geltenden unsystematischen, in mehrere Gesetzbücher und Sozialgesetze verstreuten Arbeitrechtes bezeichnet Potthoff, daß in ihm immer noch die altrömische Dienstmiethe fortlebe. „Thatsächlich ist jeder Arbeitvertrag, mag er juristisch noch so scharf als freier Vertrag konstruirt sein, ein Stück Herrschaftverhältniß, bei dem ein Mensch in gewisser Beziehung in den Dienst des Anderen tritt." Die Forderung, erklärt er mit Flesch, „muß dahin gehen, daß das Arbeitverhältniß aus einem Gewaltverhältniß zu einem Rechtsverhältniß werde. Der Bürger muß ein

freier Mann sein. Aber die formelle Rechtsfreiheit genügt nicht". Was folgt, brauche ich nicht zu citiren, denn der freie Staatsbürger als Lohnsklave ist ja das bekannte Kreuz der Sozialliberalen. Nun ist aber diese Lohnsklaverei nirgends ärger gewesen als in dem von der römischen Rechtspest (ein Ausdruck Lists) niemals heimgesuchten England, und wie es in Nordamerika steht, wo man auch von dieser Pest nichts weiß, hat uns nach den früher von mir angeführten Gewährmännern jetzt auch Arthur Holitscher erzählt. Was spielt doch der „freie Staatsbürger der demokratischen Republik" für eine lächerliche Figur! Seine nicht im Weißen Haus, sondern in Wallstreet residirenden Herren ziehen ihm das Fell über die Ohren und sein ganzes Staatsbürgerthum beschränkt sich darauf, daß er bei den Wahlrummeln, in denen sich jene Herren um die Beute balgen, als Stimmvieh dienen darf. Holitscher tröstet sich über die grauenhaften Zustände mit der Aussicht auf eine bessere Zukunft. Diese scheinen ihm die Schulkinder zu verbürgen, die in höchst vollkommen eingerichteten Schulen von geist- und liebevollen Lehrerinnen zu Staatsbürgern erzogen werden. Ich fürchte, gerade das „Staatsbürgerspielen" der Kinder wird das Uebel unheilbar machen, weil es in die Seelen die Einbildung einpflanzt, mit Wahlen und Paragraphen könnten alle sozialen Krankheiten kurirt werden. In solchem Tohuwabohu von neunzig Millionen wehrlosen Ausgebeuteten und konkurrirenden Ausbeutern kann nur ein Diktator Ordnung schaffen oder eine vom Parteigetriebe unabhängige Bureaukratie, mit einer Dynastie als Haupt, wie Preußen eine besitzt (wenn ihr heute die Steuerung aus der Hand geglitten zu sein scheint, so ist Das hoffentlich nur eine vorübergehende Erschlaffung). Die sogenannte Volksvertretung ist in einem kapitalistischen Riesenstaat letzten Endes immer nur ein Puppenspiel; und der Draht, mit dem es gelenkt wird, ist Das, was der Berliner Draht nennt. Weil Das die Sozialisten längst durchschaut haben, sind so Viele von ihnen Anarchisten oder Syndikalisten geworden. Eine neue soziale Phantasie („Josua", bei Wilhelm Braumüller in Wien erschienen) läßt darum den modernen Heiland sein Werk damit beginnen, daß er die sämmtlichen (Parlamente genannten) Gesetzgebungfabriken auflöst. In Frankreich sind die Zustände besser als in Nordamerika, weil in der nicht durch Wahlen sich ergänzenden Bureaukratie die aus der monarchischen Zeit stammenden Traditionen fortleben. Trotzdem klagt auch dort ein Sozialist (Paul Louis; seine Schrift erscheint jetzt bei Dietz in Stuttgart deutsch): „Die Sozialgesetzgebung Frankreichs ist eine der rückständigsten in Europa und die Praxis ist noch schlimmer

als das geltende Recht. Das Verhältniß der direkten zu den indirekten Steuern ist noch ungünstiger als selbst in Oesterreich und kein anderes Land hat so hohe Zollmauern. Der französische Arbeiter muß es als einen Hohn empfinden, wenn ihm die Herrlichkeiten der demokratischen Republik gepriesen werden.“ Kein historisch gebildeter Mensch kann der utopischen Einbildung verfallen, irgendeine Verfassung vermöge allen mündigen Menschen völlige Unabhängigkeit zu verbürgen. Kulturfortschritt bedeutet wachsende Unabhängigkeit von der Natur und wachsende Abhängigkeit von der Gesellschaft, von Menschen, sei es von einem einzelnen Herrn oder von einer Körperschaft, einer Behörde. Wer die Freiheit im Sinn der Unabhängigkeit von Menschen will, Der vollziehe den Rücktausch: zum heroischen Alleinkampf mit der übermächtigen Natur entschlossen, baue er seine Hütte im Urwald (wenn es heute noch herrnlosen Urwald giebt). In dem Maß, wie sich die Lebensweise dem Hinterwäldlerdasein nähert, gewinnt der Mensch an Freiheit in diesem Sinn. Nicht Gesetze können den amerikanischen Fabrik- und Grubenarbeiter aus seiner Sklaverei erlösen, sondern nur der Uebergang zur Landwirthschaft. Ein Volk ist frei in dem Maß, wie seine Bauernschaft die Zahl der industriellen Lohnarbeiter überwiegt. Von völliger Freiheit ist natürlich auch auf dem Land keine Rede. Die Herrin des Bauern, die Natur, schreibt ihm seine Arbeitordnung vor und diese Ordnung muß er wiederum seinen Knechten und Tagelöhnern auferlegen. Dienen ist aller Menschen Los; und Staatsverfassungen sind entweder die Anerkennung und Regelung der thatsächlichen Macht-, Herrschaft- und Dienstverhältnisse oder sie sind Humbug. Um noch an ein paar besondere Fälle zu erinnern: wie soll das Gesetz dem kleinen Kaufmann zur Unabhängigkeit verhelfen, der vor jedem dummen Jungen dienern möchte, oder dem Handwerker, der mit tiefen Bücklingen und demüthigen Redensarten einen Herrn Geheimrath vergebens um Bezahlung seiner Rechnung bittet?

Daß die Gesellschaft ein Geflecht gegenseitiger Abhängigkeiten darstellt, darf man nicht bedauern. Denn der Mensch ist nicht nur das werthvollste volkswirthschaftliche Gut, er ist der Zweck der Volkswirthschaft, wie überhaupt aller sozialen Thätigkeiten und Veranstaltungen, die allesammt keine andere Aufgabe haben als die, so vielen Menschen wie möglich zur Persönlichkeit zu verhelfen. Die Persönlichkeit aber gewinnt ihren Inhalt eben aus den gesellschaftlichen Beziehungen, unter denen die Abhängigkeit- und Herrschaftverhältnisse die wichtigsten, die Vertragsverhältnisse die im Sinn höherer Kultur am Wenigsten wichtigen sind. Ein Herr und

ein Knecht, die von Verträgen nichts wissen, die aber für einander in den Tod zu gehen bereit sind, ein fürsorgender Industriefeudaler wie Alfred Krupp oder August Borsig und seine Arbeiter, die in guten und schlechten Zeiten zusammenstehen, sind werthvollere und edlere Exemplare der Gattung Mensch als zwei Leute, die nicht durch frei geleistete Treue, sondern nur durch einen Vertrag an einander gebunden sind und deren Jeder auf seinem Schein besteht, mag auch der Andere darüber zu Grunde gehen. Will man, weil guter Wille, Menschlichkeit und Treue nicht mehr in Rechnung zu stellen seien, von Staates wegen dafür sorgen, daß der Schwächere der Vertragschließenden nicht zu Grunde gehen kann, dann muß man über den auf die Spitze getriebenen Rechtsstaat hinweg in den Sozialistenstaat fortschreiten.

Endlich ist noch zu erwägen, daß die Schwärmer für den freien Vertrag zugleich für den Industrialismus schwärmen. Das echte Arbeitrecht des neuen Deutschland, meint Potthoff, sei „das Recht, das mit uns, einem großindustriell-weltwirthschaftlichen Volk von Lohnarbeitern, geboren ist.“ Ein solches Volk sind wir ja, Gott sei Dank, noch nicht; aber die Proklamirung dieses vielleicht zukünftigen Zustandes als eines schon erreichten läßt doch durchblicken, daß dieser zukünftige Zustand herbeigewünscht, als Ideal erstrebt wird. Und wenn ihn große Parteien erstreben, so ist Das ohne Zweifel ein Mittel, ihn zu verwirklichen. Zu den Eigenthümlichkeiten dieses Zustandes gehört der Bezug der Nahrungmittel aus der Ferne; und Potthoffs Partei predigt ja seit Jahrzehnten, daß wir Industriewaaren ausführen und damit Brot und Fleisch kaufen sollen. Das ist nun freilich vorläufig noch in keinem Staat vollständig durchgeführt, und wie schlimm es um die Rechnung steht, davon kann sich Jeder überzeugen, wenn er dem Geldwerth der Lebensmittelmenge den Reinertrag des Exporthandels gegenüberstellt und außerdem bedenkt, daß die Handelsbilanzen von England und Deutschland negativ sind; die Engländer wären längst verhungert, wenn ihnen für den Ankauf von Nahrungmitteln keine anderen Einnahmen zur Verfügung ständen als die Erträgnisse ihrer Ausfuhr. Und es handelt sich nicht etwa nur um die kaufmännisch-kalkulatorische Seite der Sache, sondern neben verschiedenen anderen nationalen Interessen zunächst um die Frage: Kann durch Einfuhr vom Ausland die Volksernährung gesichert werden?

Ich will hier nicht auf die Fleischnoth eingehen. Die Leute, die „Hungersnoth“ schreien, weil mancher Arbeiter auf den Schinken zur Frühstücksstulle verzichten muß (vor vierzig Jahren bekannten niederschlesische Mittelbauern, daß sie sich nicht öfter als zwei-,

höchstens dreimal in der Woche zum Mittagessen ein Fleischgericht gestatten dürften), imponiren mir eben so wenig wie die ängstliche Sorge der Regirung um die Volksgesundheit. So weit diese Sorge nicht maskirter Agrarschutz, sondern echt ist, finde ich sie sehr arg übertrieben (nicht zu reden von meinen ketzerischen Zweifeln an der Unfehlbarkeit der Vieh- und Menschenärzte und von der Klage der Landwirthe, die rigorose Durchführung der Schutzvorschriften schade ihnen mehr als die Seuche). Und was die Maßregeln betrifft, die von beiden Seiten vorgeschlagen oder bekämpft werden, so gehört zu ihrer Beurtheilung ein Maß von Sachkenntniß, über das ich nicht verfüge; vielleicht täuschen sich sogar die Fachleute, Landwirthe, Fleischer und Händler, über die Wirkungen der vorgeschlagenen und der von der Regirung schon verfügten Maßregeln. Ich will nur an drei unanfechtbare Thatsachen erinnern.

Erstens: Was unsere deutsche Landwirthschaft leistet (die gesammte Landwirthschaft, vom Magnaten bis zum Schweine mästenden Parzellenbesitzer; die „Agrarier“, also die Rittergutsbesitzer und Domänenpächter, nicht ausgeschlossen; denn sie sind es, die den Betrieb rationalisirt und in landwirthschaftlichen Vereinen und Schulen die anfangs widerstrebenden Bauern zur rationellen Bewirthschaftung ihrer Güter erzogen haben), ist bewundernswürdig. Um 1800 hatten drei, um 1840 noch zwei Dorfbewohner außer sich selbst einen Städter zu ernähren; heute soll ein Dörfler für zwei und einen halben Städter die Nahrungmittel erzeugen. Und dieser ungeheuren Anforderung haben sich die deutschen Landwirthe bis jetzt gewachsen gezeigt. Wenn ein Bruchtheil unseres Nahrungbedarfes vom Ausland gedeckt werden muß (meist indirekt, durch Einfuhr von Futtermitteln im Betrag von einer Milliarde Mark), so ist daran nur die starke Zunahme des Fleischverbrauches schuld; nicht nur die Kopfzahl der gewerblichen Bevölkerung ist enorm gewachsen, sondern auch die Fleischportion, die jeder Städter, jeder Industriearbeiter verlangt.

Zweitens: Diese gewaltige Leistung war nur möglich, weil in Deutschland (wie auch in Frankreich, nicht in England) die Landwirthschaft von Bauern und Gutsbesitzern betrieben wird, die mit ihrer Scholle verwachsen sind, sie lieben, pflegen und fördern, wie die zärtliche Gattin den Gatten, die gute Mutter ihr Kind liebt, pflegt und fördert. Wo es nicht so ist, wird Raubbau getrieben; ist kein Neuland mehr zu haben, dann nimmt die Produktion ab.

Drittens folgt aus diesem Unterschied der deutschen von einer rein kapitalistisch betriebenen Landwirthschaft, daß, wenn ein Bruch mit unserer bisherigen Wirthschaftpolitik viele Gutsbesitzer von der

Scholle triebe und ein großer Theil des deutschen Bodens in den Besitz von Kapitalisten überginge, die heimische Landwirthschaft bald eben so versagen würde wie die überseeische. Der Hunger würde dann jede Beschäftigung mit Rechts- und Verfassungfragen als einen unzeitgemäßen Luxus erscheinen lassen. Und ist, wenn sich das Kapital des Bodens bemächtigt, auch nur die kapitalistische Betriebsform gesichert? Wie wenigstens der Abgeordnete Freiherr von Zedlitz und Neukirch behauptet, beginnt der englische Unfug, der seit dreißig Jahren die österreichische Alpenprovinzen verhert, auch bei uns einzudringen. In Industrie und Handel reich gewordene Herren kaufen zu Luxuszwecken, namentlich des Jagdvergnügens wegen, im Osten Rittergüter, im Westen Bauergüter zusammen. Daß wir uns mit der Fürsorge für unsere Landwirthschaft nicht begnügen dürfen, weil sie an den Grenzen ihrer Leistungfähigkeit angelangt ist, daß wir Ansiedlerkolonien brauchen oder wenigstens schlecht kultivirte Länder in unsere Obhut und Pflege nehmen müssen, habe ich hier oft zu beweisen versucht. Heute finde ich mit solchen „Schrullen" schon mehr Resonanz als vor sieben Jahren. Gründlich vorüber sind die glücklichen Tage des jungen Reiches, wo alle guten Patrioten mit Bismarck und dem alten Kaiser Wilhelm glaubten, daß wir eine saturirte Nation seien und uns unter dem Schutz unseres vortrefflichen Heeres in aller Gemüthlichkeit den Werken des Friedens widmen dürften, ohne zu anderem Zweck als zu vergnüglicher Unterhaltung über die Grenze zu schauen.

Neisse. Karl Jentsch.

Kamerun und Bulgarien.

Zwei Briefe an den Herausgeber.

I. In der „Zukunft" vom neunzehnten Oktober hat ein von mir geschätzter Kollege, Dr. Lomer, sich über die kameruner Frauenfrage geäußert. Sie wissen, daß die „Zukunft" sich gerade in den deutschen Kolonien weiter Verbreitung erfreut, und bei dem Interesse, das sie von je her wichtigen kolonialen Fragen gewidmet hat, wage ich, Ihnen mitzutheilen, daß in diesem Artikel neben manchen gut beobachteten Thatsachen doch wichtige Einzelheiten und namentlich die zum Schluß formulirte Tendenz der Ansicht wohl beinahe aller Kameruner zuwiderlaufen. Ich selber habe, seit mehr als zehn Jahren im Dienst unserer westafrikanischen Schutzgebiete stehend, wovon sieben auf Kamerun entfallen, in Wort, Schrift und persönlichem Beispiel die gegentheilige Ueberzeugung vertreten; wie ich glaube: sogar mit einigem Erfolg. Je länger meine Erfahrungen und Beobachtun-

gen währen, um so fester bin ich davon durchdrungen, daß wir die Mithilfe der Frau in den Tropen noch viel weniger entbehren können als daheim. Ich gehöre nicht zu Denen, die vom hohen Standpunkt wohlfeiler Alltagsmoral die vorübergehende Verbindung eines Europäers mit einer Schwarzen verdammen; aber die Prophezeiung (Prophezeien ist ja immer eine undankbare Aufgabe), daß die weiße Phase des Frauenthums bei uns von nicht sehr langer Dauer sein werde und daß der Europäer zu der „bequemeren und billigeren“ schwarzen Frau zurückkehren werde, geht ganz gewiß nicht in Erfüllung. Die tausendfache Erfahrung des täglichen Lebens widerlegt die Behauptung, daß die weiße Frau dem Mann eher eine Last als eine Stütze sei, so schlagend, daß gerade das verlockende Beispiel der Verheiratheten die beträchtliche Zunahme der Ehepaare in Kamerun während der letzten Jahre herbeigeführt hat. Wir verdanken ihr zweifellos die merkliche Höherstimmung des früher oft recht tiefen gesellschaftlichen Tones, wir verdanken ihr die Einbürgerung eines reizvollen Familienlebens, dessen Ausstrahlungen auch dem unverheiratheten Theil mindestens niemals nachtheilig sein werden. Wenn es in jüngster Zeit viel stiller von Kolonialskandalen geworden ist als früher, so gebührt auch der Frau ein Theil des Lobes für diese Besserung. Man sehe sich in unseren Kolonien die Hausstände an, in denen der Junggeselle mit seinen schwarzen Dienern und der „Mammi“ haust, und die, wo eine weiße Frau waltet. Die Behaglichkeit und Sauberkeit des Heimes, eine vernünftige, geregelte Verpflegung, Anregung nach den sauren Stunden des Dienstes, seelisches und körperliches Wohlbehagen und unzählige andere Imponderabilien mehr vermag erst die Frau zu schaffen oder wenigstens zu erhöhen. Ich habe die Hälfte meiner bisherigen Kolonialdienstzeit ohne und die Hälfte mit Frau durchlebt; habe es aber nie als eine Last empfunden, wenn mir die Sorge für Küche, Haus, Kleidung abgenommen wurde. Solche Werthe erscheinen zwar nicht unmittelbar in der Aus- oder Einfuhrstatistik; aber nöthig sind sie uns wie das frische Wasser. Und sie zu schaffen, ist die Frau weder durch Anlage noch durchs Tropenklima behindert. Frauen, die hofirt sein wollen, leben in Kamerun nicht in relativ größerer Zahl als in Deutschland; eher könnte man sagen, die Männer thun es (meinetwegen faute de mieux) dort viel lieber. Wir können deshalb weder das Schuldkonto der Tropen noch das der Frau damit belasten. Wohl aber kenne ich so manches Weib, das in aller Selbstverständlichkeit mit seinem Mann die Entbehrungen und Fährnisse des Reise-, Zelt- und Lagerlebens in Busch, Steppe und Urwaldsümpfen theilte. Wir wollen ferner nicht vergessen, daß die entsetzlich hohe Ziffer der venerischen Infektion der Europäer nur zu beseitigen ist, wenn wir das Surrogat der schwarzen Venus durch den Einzug der weißen Frau beseitigen. Die ganze Frauenfrage ist für uns im letzten Grunde eine Gesundheit- und eine Wohnungfrage. In allen größeren Orten ist für Gesundheit und Wohnung jetzt so gesorgt, daß der Mann seiner Frau wohl zu-

muthen darf, ihn dorthin zu begleiten. Für die Beamtenfrauen ist übrigens vor der Ausreise eine amtsärztliche „Untersuchung auf Tropenfähigkeit“ vorgeschrieben; Private lassen sie freiwillig vornehmen. Die Erfahrung zeigt, daß die Frauen in Kamerun keine höheren Erkrankungziffern haben als die Männer. Nicht einmal die Kindersterblichkeit ist besonders hoch; wobei freilich bedacht werden muß, daß Mütter mit Kindern oft nach kürzerem Aufenthalt als die Männer in die Heimath zur Erholung gehen. Ich bin überzeugt, daß wir die Frauenfrage in Kamerun nicht ohne die weiße Frau, sondern nur mit ihr endgiltig beantworten können; und wir werden mit ihr das Problem gut lösen: denn vorläufig halte ich immer noch die deutsche Frau für die beste in der Welt. Zu großem Dank wären Ihnen außer mir gewiß alle Frauen und Männer Kameruns verbunden, wenn Sie auch meinen Darlegungen Raum gewähren wollten. Ihr sehr ergebener Dr. L. Külz, Kaiserlicher Regirungarzt in Kamerun.

II. Ein großer Theil der Presse zeigt sich nicht nur türkenfreundlich, sondern herausfordernd aggressiv gegen die Staaten des Balkanbundes. Diese Stellungnahme ist ungerecht und unklug. Ungerecht, weil die Balkanstaaten nicht, wie viele Zeitungen behaupten, gleich einer Horde grimmiger Wölfe über das fromme Lamm Türkei hergefallen sind, sondern, in klarem Bewußtsein der verzweifelten Gefahr des Unternehmens, sich einem übermächtigen Bedränger entgegengestellt haben, um seiner unerträglichen Herrschaft ein Ende zu machen. Unklug, weil diese Haltung der westeuropäischen Industrie wichtige Absatzgebiete entfremden muß, ohne für diesen Entgang Ersatz zu schaffen.

Die Pforte selbst hat als ihren einzig in Betracht kommenden Feind Bulgarien bezeichnet. Dessen geistige und materielle Hegemonie im Bund ist so sichtbar, daß auch wir hier nur diesen Staat als Gegner der Türkei betrachten wollen. Wer mit Bulgaren in ständiger Fühlung ist, Der kennt die Entschlossenheit dieses Volkes. Bauern, Kaufleute, Staatsmänner: alle Bulgaren zeigen die selben Züge einer starken Volksindividualität, welche die Elemente zum Aufbau einer mächtigen Nation in sich trägt und deshalb die Aufmerksamkeit Europas gebieterisch auf sich lenkt. Der Bulgare ist einfach, schlicht und ernst. Langsam und gründlich geht er an die Dinge heran und bereitet mit Umsicht seine Handlungen vor, die er mit ruhiger, geberdenfreier, aber aller Hindernisse spottender Energie zu Ende führt. Mit Staunen sah man während der Mobilisirung und sieht man in diesem Krieg die Eigenschaften, die man an jedem Einzelnen fand, im Charakter des ganzen Volkes verstärkt sich bethätigen. Diese Eigenschaften waren Jahrhunderte lang unter der türkischen Herrschaft geknebelt. In fünfunddreißig Freiheitjahren haben sie sich überraschend entfaltet. Wer Bosnien und die Herzegowina bereist hat, konnte dort bewundernd sehen, wie das freie österreichische Regime neues Leben aus den Ruinen der osmanischen Mißwirthschaft erblühen ließ. Was dort mit Hilfe eines mächtigen modernen Staatswesens geschah, leistete Bulgarien in erhöhtem Maß aus eigener Kraft. Unwürdig und dumm ist es, ein

Volk wie eine Räuberhorde zu behandeln, das darum kämpft, seinen Stammesangehörigen den Segen dieser freien und gedeihlichen Entwickelung zu erringen. Denn die Bulgaren kämpfen für Freiheit, Entwickelung und Fortschritt, kämpfen gegen die Macht, die sich stets als grimmigsten Feind europäischer Kultur erwiesen hat und die gerade deshalb auch von Oesterreich bekämpft worden ist. Der Krieg wird nicht von einer Militärkaste geführt und wurde nicht von gewissenlosen Profitjägern künstlich vorbereitet: er ist die große gemeinsame Sache, die von jedem Bulgaren als ernste Nothwendigkeit erkannt wird. Selbst den Bauern und Handwerkern, die in weltentrückten Dörfern leben, kam der Ruf zu den Waffen nicht überraschend. Lange, still und geduldig hatten sie ihn erwartet. Nun er ertönt, nehmen sie sich nicht die Zeit, die Arbeit, die ihre Hände leisten, zu vollenden, sie denken nicht daran, die Werkzeuge zu bergen, die Kinder, die sie oft zum Tagwerk mitnehmen, zur Mutter zurückzubringen. Sie schultern den Spaten oder das Beil, nehmen den Knaben an der Hand und wandern schnurgerade zur nächsten Bahnlinie, um den ersten Zug zu besteigen. Schweigend erklimmen sie dort die Wagons, eng sich in die offenen Lastwagen pferchend, dicht sich auf den Dächern der gedeckten drängend. So sah man sie nach Tage langer Fahrt zu Hunderten in Sofia anlangen, von den Zügen springen und wieder ohne Zeitverlust in die Kasernen eilen. Dort brachten sie die Buben unter, verwahrten die Werkzeuge und nahmen das Gewehr in die Hand. Ruhig, ohne Abschiedsszenen, vollzog sich der Abmarsch. Ein „Hurra“ aus tausend Kehlen; dann Stille. Wer Das mit ansah, staunt nicht über die Erzählungen vom Kriegsschauplatz; auch nicht, wenn er hört, wie eine türkische Festung nach der anderen mit den Bayonnettes genommen wird; wenn er sieht, wie die Verwundeten nur daran denken, zurück auf den Kampfplatz zu dürfen. Ein verwundeter Offizier erzählte, daß er vor Kirkkilisse eines Abends seinen Leuten befahl, schlafen zu gehen, weil der kommende Tag, an dem eine naheliegende türkische Feldstellung genommen werden müsse, ihnen große Strapazen bringen werde. Er selbst ging zur Ruhe. Bald wird er von Geräusch geweckt. Er tritt vors Zelt: da stehen seine Leute in Reihe und Glied. „Hauptmann,“ sagen sie, „was nützt es? Schlafen können wir hier doch nicht. Wir müssen die Schanze nehmen. Oben werden wir schlafen.“ Und oben auf der Schanze schliefen sie.

Aber nicht nur der gemeine Mann, nicht nur die misera plebs etwa, die wenig zu verlieren hat, wollte diesen Krieg; auch die gebildeten und besitzenden Klassen strömten zu den Fahnen, von der Nothwendigkeit des Kampfes durchdrungen. Der bulgarische Kaufmann liebt sein Geschäft, das er mit Fleiß und Geschick betreibt. Er ist allen auswärtigen Firmen, die den Balkan bearbeiten, als überlegender Geschäftsmann bekannt, der seinen Verbindlichkeiten mit Ernst und absoluter Zuverlässigkeit nachkommt. Häuser, die seit Jahrzehnten in Bulgarien Kreditgeschäfte machen, erklären, daß sie an bulgarische Kunden keinen Centime verloren haben. Ein solcher Mann verläßt nicht leichtsinnig, was er in Jahren aufgebaut hat. Auch er aber ging

ohne Zögern in diesen Krieg. Der Großaktionär eines hiesigen Unternehmens, ein vermögender Mann in gesetzten Jahren, wurde in der Uniform eines Gemeinen auf der Straße getroffen, kurz nachdem er in seinem Bureau neu emittirte Aktien unterschrieben hatte. Man fragt ihn: „Herr Konsul, auch Sie?“ „Was wollen Sie,“ war die Antwort, „man muß ein Ende machen.“ Der Direktor einer großen Tabakgesellschaft erschien in Sofia nach dem Fall von Kirkkilisse in einer Sitzung in Uniform. Niemand hatte von seiner Einziehung gewußt. Man fragte ihn. „Ich war vor Losengrad. Für diese Sitzung bekam ich Urlaub; abends muß ich wieder zurück.“ Das war Alles, was er über die Angelegenheit sprach. Söhne reicher Männer, die im Ausland leben, reihten sich ein, viele, ohne militärpflichtig zu sein. Die Söhne der Herren Geschow und Danew stehen im Feld. Alle einberufenen Staatsbeamten wurden auf Sold gesetzt. Diese Maßregel muß den Westeuropäern ungeheuerlich erscheinen. Niemand murrte dagegen. „Es muß sein!“ Bauer, Beamter, Kaufmann: Alle zogen wortlos, aber zum Aeußersten entschlossen, ins Feld. Die Angestellten kamen zu ihren Vorgesetzten und sagten: „Adieu; nun geh' ich!“ Kein Wort weiter. Von all ihrem Personal, das nahezu vollzählig eingerückt ist, hat eine große hiesige Bank bisher nur ein einziges Lebenszeichen erhalten. Es ist eine Postkarte. Sie lautet: „Lieber Herr Direktor, Herr Sekretär und Kollegen! Mit Gottes Hilfe und Gnade fangen wir morgen an. Alle guten Wünsche; denn vielleicht sehen wir uns nicht wieder.“ Die Karte trägt weder Ort noch Datumsangabe, denn in einer an kein Detail vergessende Voraussicht hat die Armeeleitung solche Angaben verboten. Man weiß aber, bei welchem Corps der Mann ist; es stand vor Kirkkilisse im Vordertreffen. Am Tag vor dem achtundzwanzigstündigen Ringen um die Festung hat er die lakonische Karte geschrieben. Ungewiß ist das Kriegsglück und trotz den bereits errungenen Erfolgen wäre es thöricht, den Ausgang dieses furchtbaren Kampfes voraussagen zu wollen. Gewiß jedoch ist, daß Bulgarien Krieg gegen die Türkei führt, um die Ruhe seiner Grenzen zu erzwingen, um menschenwürdige Lebensbedingungen für die osmanischen Unterthanen bulgarischer Nationalität durchzusetzen, um die Möglichkeit ungestörter Entwickelung bürgerlicher Tugenden für Makedonien und Thrakien zu sichern. Dieses Volk kämpft also für die abendländische Civilisation gegen deren alten Erbfeind, den Türken, dessen Herrschaft überall Verderbtheit, grausame Willkür und bestialische Unterdrückung jedes Fortschritts bedeutet. Es bringt in diesen Kampf Eigenschaften mit, welche die höchste Achtung und Bewunderung erheischen. Entschlossenen Muth vereinigt es mit ruhiger Schlichtheit und die unwiderstehliche Wucht des Handelns mit kühler Umsicht und nie erschlaffender Beharrlichkeit. Kampfziel und Kämpfer verdienen die volle Sympathie jedes fortschrittlich Gesinnten, jedes Gebildeten, der solchen Eigenschaften den Sieg wünscht über unfruchtbaren orientalischen Fatalismus und osmanische Schreckensherrschaft.

Sofia. Ingenieur Edwin Seligmann.

Der unverstandene Kleist.

„Ein Ungelöstes bleibt aber immer darin“, sagt Bulthaupt von der kleistischen Kunst, „das sich auch der verwandtesten Seele, der schärfsten Forschung nicht erschließen wird, das in der Natur seines Dichters begründet liegt und das wegschaffen zu wollen nur eine vergebliche Mühe sein kann.“ Und wenn man unsere literaturgeschichtlichen und kritischen Darlegungen gläubig hinnimmt, kann man allerdings über das seltsame Räthselwesen der kleistischen Kunst nur erstaunen. Sie ist so voll von Mißverständnissen, Widersprüchen, Verwechselungen, blöden Zufällen, Dunkelheiten, über die eigentlichen Absichten, Sinne und Meinungen des Dichters, die inneren Zusammenhänge der Gestalten und Begebenheiten kann man sich so wenig klar werden, daß schließlich nur das eine Rettungmittel übrig bleibt: nach dem Vorgang Tieks schließt man aus diesen unlöslichen Räthseln auf krankhafte Dispositionen im Geist des Dichters; und der Selbstmörder von Wannsee hat doch wohl von vorn herein immer mit Irrsinnsmächten ringen müssen.

Doch wie uns der Dichter selbst sagt, besteht die Aufgabe des Meisters stets darin, „sich ganz und gar umzukehren, mit dem Rücken gegen die ganze Vergangenheit zu stellen und in diametral-entgegengesetzter Richtung den Gipfel der Kunst aufzufinden und zu ersteigen“; und „nach neuen, eigenthümlichen, besonderen Gesetzen Eigenstes und Innerstes zur Anschauung zu bringen“. Leider jedoch ist unsere Kleistforschung und Kleistkritik auf diese Intention nicht eingegangen und von der völligen Umkehrung, der diametral-entgegengesetzten Richtung der Kleistkunst, den neuen, nur ihr eigenthümlichen Gesetzen, hat sie uns bis jetzt noch recht wenig zu sagen gewußt. Diese Kleistkritik, welche die eigentlichen Sinne und Absichten des Dichters nicht durchschaute, seine Bilder falsch auffaßte, hat von je her ihm Mißverständnisse, Verwechselungen, Widersprüche, Entgleisungen und Verwirrungen zur Last gelegt, die jedoch nur auf ihre eigene Rechnung kommen. Vielfach hat sie das Werk geradezu auf den Kopf gestellt und ganz Anderes herausgelesen, als der Dichter wirklich sagen wollte und gesagt hat. Durchaus satirisch-ironisch gemeinte Figuren nimmt sie tragisch und ernst; in Ideal- und Symbolgestalten, in der Barnabe und der Ursula („Familie Schroffenstein“), Versinnbildlichungen des Lebens und des Todes, erkannte sie nur abergläubiges leichenschänderisches Gesindel, „alberne Trottel“. An der für diesen Dichter besonders charakteristischen Bilder-, Symbol- und Zeichensprache mit allen ihren Doppeltsinnen und Nebenbedeutungen, die sich ganz und gar von

einer Ideen= und Begriffssprache ab= und umkehrt, an dem mythischen Inhalt seiner Werke ging sie blind vorüber; und gerade in die vielen Szenen, an denen Publikum und Kritik den schwersten Anstoß stets nahmen und nehmen, die von den Bearbeitern entweder ganz gestrichen oder umgeändert wurden, um deren willen lange Zeit die Dramen für unaufführbar galten, hat Kleist seine tiefsten Sinne und Absichten hineingelegt und sie bergen in sich die eigentlichen Schlüssel. Unserer Literarhistorik wurde der „Amphitryon" und „Die Familie Schroffenstein" zum Chaos, den „mystischen Schluß", die Zigeunerinnenmär im „Kohlhaas" that sie als eine Leihbibliothekenerfindung ab, den Sinn des „Prinzen von Homburg" drehte sie ins Gegentheil um. Die Märchensymbolik des „Käthchens von Heilbronn" blieb ihr dunkel und sie nahm an nichts so sehr Anstoß wie an der unehelischen Geburt und kaiserlichen Abstammung des holden Kindes; in der „Hermannsschlacht" sah sie wesentlich ein Werk patriotisch=nationaler Begeisterungen und das eigentliche Wesen des kleistischen Römer= und Franzosenhasses hat sie eben so wenig erkannt wie in der „Penthesilea" die Bedeutung des „Gesetzes der Tanais". Die Symbolsprache der „Marquise von O.", des „Erdbebens von Chile", des „Zweikampfes", der „Bettlerin von Lokarno" enthüllte sich ihr nicht. So mußte die Kunst dieses Dichters freilich zu einem Räthsel werden, das sich „auch der schärfsten Forschung nicht erschließen wollte".

In meinem bei Wilhelm Borngraeber erschienenen „Kleistbuch" will ich, im Kampf gegen die bisherige Forschung, eine neue Auffassung und ein neues Bild des Dichters geben, indem ich allen Nachdruck lege auf den Nachweis eben jener „diametral=entgegengesetzten Richtung", in welcher, aller Vergangenheit den Rücken zukehrend, die Kleistkunst zum Gipfel aufsteigt. Das Kleistproblem schließt zugleich ein künstlerisches, ein religiös=ethisches und ein wissenschaftliches Problem in sich ein. Alle einzelnen Werke des Dichters aber bringen immer wieder in neuen Variationen das selbe Grundgefühl, den selben Grundkonflikt zum Ausdruck, der auch für sein ganzes Leben entscheidend wurde, den er für sich selbst mit einem sehr ruhigen und sehr heiteren Tod, mit einem „Sterben in Schönheit" zu lösen wußte. Unter sich aber sind die einzelnen Werke wieder innig mit einander verbunden und weisen eins auf das andere hin. Und während in den ersten Dichtungen immer wieder von einem unehelichen, außerhalb des Gesetzes geborenen Kind, einem Kind der freien Liebe die Rede ist, von der Geburt eines Herakles, eines neuen Erdengottes und Prometheus (auffällig ist nur, wie Kleist hier und da selbst scheinbar zwecklos diese

uneheliche Geburt hervorhebt), so ist in den letzten Dichtungen das Kind herangewachsen, um als Käthchen, Hermann, Prinz von Homburg eine messianische Rolle zu spielen. Wenn man aber das Grundmotiv der kleistischen Dichtung erfaßt hat, die besondere kleistische Lehre von der Ueberwindung eines alten und vom Aufgang eines neuen Menschen, eines Uebermenschen, eines Menschen „vom unendlichen Bewußtsein“, dann lösen sich alle Räthsel, Mißverständnisse, Verwechselungen, Widersprüche, scheinbaren Zufälle sehr leicht und einfach und man kann nur darüber staunen, wie sicher und unbeirrbar der Dramatiker und Erzähler auf sein Ziel zugeht, wie fein er seine Fäden spinnt, wie klar und scharf, freilich auch sehr spitzfindig er zu motiviren weiß.

Die große Umkehr- und Wendeperiode seines Lebens, da er, verhältnißmäßig spät, den Poeten in sich entdeckt, die mit der Flucht aus dem Soldatenstand beginnt und mit dem Guiscard-Zusammenbruch und schwerer Krankheit abschließt, ist für seine Psychologie die einzig entscheidende. In ihren höchsten Ekstasen, tiefsten Verzweiflungen, Todesängsten und Todesverlangen trägt sie alle Symptome an sich, daß der Schwerringende damals in die Seelenzustände einer religiös-künstlerischen Mania hineingerathen war, wie sie uns aus dem Leben der Paulus, Augustinus, Luther bekannt ist, von denen auch unsere Tolstoi und Strindberg zu erzählen wissen. Der von solchen Erschütterungen Heimgesuchte steht nach ihrer Ueberwindung immer aufrecht als der unerschütterlichste Mensch, der höchste und reinste Glaubensprophet. Er wurde „erleuchtet“, er hat seinen „Damaskustag“ erlebt, „den neuen Menschen angezogen“, sich zu Dem hingefunden, was seine eigenste, innerste Natur ausmacht; und als großer Gefühlsekstatiker hat er nur das einzige Lebensinteresse noch, dieses sein Innerlichstes zum Ausdruck zu bringen, zum Siege zu führen.

Als Kleist den Soldatenrock auszog, bekennt er, daß seiner Natur nichts so ungleichartig ist wie das militärische Wesen, daß er aufs Tiefste die Disziplin“ verachtet und, trotz der „Bewunderung aller Kenner“, darin nur ein „lebendiges Monument der Tyrannei“ erblicken kann. Er sucht sein Heil bei der Wissenschaft; doch bald fühlt er sich von ihr eben so angeekelt, denn auch in ihrem Reich herrscht nur der selbe Geist der Disziplin, der Uniformität; Kirchen, Schulen und Kasernen sind auf die selbe Grundlage gebaut. Das Studium Kants macht ihn zum gereiztesten Kantgegner; und wie die Tolstoi und Strindberg steht er nun der Wissenschaft als schärfster und erbittertster Kritiker bis zum letzten Athemzug gegenüber. Das ganze Dasein Kleists zeigt nur, daß er sich in ein disziplinirtes

Leben nicht einfügen kann und will. Die besondere kleistische Welt- und Lebensanschauung aber, zu der sich der Dichter in diesen Kämpfen durchringt, die, allen unseren wissenschaftlichen Lehren, Ueberzeugungen, Idealen diametral entgegengesetzt, von unserer ganzen Kultur mit Verachtung sich abwendet und nun nichts mehr mit ihr zu thun haben will, kommt auch in einem neuen Kunstwerk zum Ausdruck, das nur den ihm eigenthümlichen Gesetzen folgen will, instinktiv, triebhaft, visionär sich gestaltet, gegen alle „Einheitgesetze" unserer Aesthetik sich auflehnt. Dessen Komposition und Technik allerdings für unsere Literaturgeschichte und Kritik räthselhaft und unverständlich bleiben mußte, weil sie es immer nur nach überlieferten alten Schulregeln und Vorschriften untersuchte, die aber der Dichter nur gerade nicht befolgen und erfüllen will. Tiecks Erstaunen, daß der wie zum Dramatiker geradezu berufene Kleist plötzlich allen Halt verliert, ins Kindische, Absurde hineingeräth, vom Drama keine Ahnung mehr besitzt!

Was uns Kleist in jeder seiner Dichtungen stets von Neuem erzählt, ist die alte Mär und Geschichte vom verlorenen und vom wiedergefundenen Paradies; und kontrastirend stellt er einer alten Welt des verlorenen seine neue Welt des wiedergewonnenen Glückes entgegen. In großen Gegenbildern baut er die beiden Welten wider einander auf und sie ringen mit einander als eine Welt des Lichtes und der Finsterniß, des bösen und guten Geistes, und die Menschen der einen Welt, die das Paradies verloren haben und nun ein Paradies sich nicht mehr schaffen können, bringen Alles zum Ausdruck, wogegen die innerste Natur Kleists sich auflehnt; während die Menschen der anderen Welt, die das Paradies sich wieder erobert haben, Alles verkörpern, was dieser innersten Natur des Dichters entspricht und was sie sich fordert. Kleist ist Eudämonist und Bekenner höchster Daseinsfreude. Er verkündet in seinen Werken eine Glücks- und Paradiesesbotschaft. Für uns Menschen kommt Alles darauf an, daß wir den „sicheren Weg des Glücks" zu finden und zu gehen wissen, „trotz allen Leiden des Daseins". Und wie er für sich in seinem Leben, obwohl dieses das „qualvollste" war, einen solchen sicheren Weg zu finden wußte und angesichts des „schönsten" und „wollustvollsten Todes" heiter und versöhnt, ein Glücklicher, scheidet, so sind auch alle die Gestalten, in welche der Dichter sich selbst hineingegeben, solche Glücksjäger und Glückssucher, über denen zuletzt alle Seligkeiten des Daseins leuchten und die den „ganzen Sieg" errungen, die Krone des Lebens gewonnen haben. Diesem glückschöpferischen Menschen und Edenkind stellt sich aber stets eine böse und finstere Macht in den Weg; sein

erbittertster Feind und Gegner ist ein durch und durch unglücklicher Mensch, eine höchst glücksunfähige Natur, die Alles, was sie anpackt, schlecht macht und sich die Erde in ein einziges Jammerthal verwandelt hat. Mit „Tanaisgesetzen", „märkischen Kriegsartikeln", „sächsischem Recht" thun diese Menschen einander Gewalt an, entzünden als „Römer" oder getäuscht und verblendet durch die Trugkünste der Dame Kunigunde unaufhörlich Krieg, Brand und Mord, wüthen wie die Väter Schroffenstein, die Eltern der Marquise von O., Josefens Vater im „Erdbeben von Chile" als Moralbestien gegen das eigene Fleisch und Blut, erschlagen ihre Kinder. Und zwischen diesen Menschen, die in gesetzlichen Ehebetten erzeugt werden, und den anderen, ungesetzlich geborenen Kindern der freien Liebe besteht eine letzte und tiefste Feindschaft. Und dieser Kampf, der größte, ernsteste und schwerste Kampf der Menschheit, kommt nicht eher zu Ende, als bis das Kind der freien Liebe den Gesetzesmenschen endgiltig überwunden und erschlagen hat und damit der Mensch sich vom Leiden und aus seiner Gefängniß-, Kasernen-, Schulstuben- und Maschinenwelt erlöste.

Als der Dichter bei Kant las, daß der menschlichen Erkenntniß unübersteigliche Schranken gesetzt seien, wurde er sehr heiter gestimmt und meinte, in diesen kantischen Schranken und Mauern sei ein Loch und Alles komme darauf an, daß man dieses Loch sieht. Und wer, nachdem er den „ganzen Kreis" umschritten, wieder an dem Punkte steht, „wo die beiden Enden der ringförmigen Erde zusammenstoßen", dort „in der Paradiesesmauer das Loch" erblickt, durch welches man „von hinten wieder" in den Garten Eden hineinschlüpfen kann, nachdem man durch die Vorderthür sich herauswerfen ließ: Der hat das Glück gefunden und ist der neue Prometheus, Schöpfer einer neuen Erde und Menschheit. Ein Mensch, der dieses Loch sieht, ist auch der Prinz von Homburg. In einer vom bösesten Wahn beherrschten Welt hat man den Prinzen zum besonderen Dank dafür, daß er den großen „deutschen" Sieg bei Fehrbellin errang, auf Grund „märkischer Kriegsartikel" ins Gefängniß gesteckt und zum Tode verurtheilt. Wie die Alkmene und die Thusnelda ist auch dieser Prinz von Homburg zuerst noch ein etwas einfältiger Mensch, nur ein Naturkind noch, der allerdings instinktiv, unbewußt, als Träumer richtig handelte, als er bei Fehrbellin auf deutsche Art und nicht disziplinirt, römischen oder französischen Geistes, siegte. Doch dieser unbewußte Mensch soll sich seiner That bewußt werden und auf einem schweren Leidensweg der Erkenntniß sich durchringen zum höchsten Lebenswissen, zum unendlichen Bewußtsein, zum klaren Entschluß zu der Ueberwindung

„märkischer Kriegsartikel“. Und wie dem Thuschen der Hermann, der Alkmene der Jupiter, so kommt dem Prinzen ein Weisester aller Weisen, der Große Kurfürst, führend und rathend zur Hilfe und zeigt ihm den Weg, wie man nicht nur märkische Kriegsartikel, sondern eine ganze gesetzliche Welt in Trümmern schlägt, weist ihn auf das Loch hin, durch das er nicht nur aus seinem Gefängniß entschlüpfen, sondern all den unübersteiglichen Schranken und Mauern entrinnen kann, mit denen ein Mensch gesetzlichen Denkens die Erde umstellt, sie in eine einzige Kerkerwelt sich umgewandelt hat. Dieser Prinz von Homburg verkennt allerdings zuerst den Kurfürsten, hält ihn für einen römischen Brutus, einen Dey von Tunis, für einen strengen Gesetzeshüter und Wardein eines preußischen Staatsbewußtseins, dem das „Ordre pariren“ die höchste Pflicht scheint. Doch diese Schwäche und diesen Irrthum darf man ihm nicht so übelnehmen; er theilt sie mit unseren Literarhistorikern und Kleistkritikern, die den Kurfürsten auch so vollkommen mißverstehen. Diese Kritiker gleichen dem alten Kottwitz und Hohenzollerngrafen, über die der Dichter ironisch lächelt und die als „reflektirende Marionetten“ nur nicht das Loch in der Mauer des Homburg-Gefängnisses sehen, auf das es ankommt. Bis zu seinem letzten Athemzug hat Kleist solch eine preußische Welt der Disziplin, dies „lebendige Monument der Tyrannei“, verachtet; er meint auch nicht, daß auf Gesetzen das Glück und der Bestand von Staaten ruht, sondern allein auf einer Liebe, auf natürlichen Sympathien, gegenseitigen Hilfen und Förderungen.

Was ist nun eigentlich die urböse Macht, die nach Kleist alles Unheil über die Menschheit gebracht hat? Was meint er mit den in gesetzlichen Ehebetten erzeugten Menschen, die, eine einzige Rotte Korah, nur Zerstörer sind, Geister ewigen Hasses und der Zwietracht? Wer ist für ihn ein „Römer“ oder „Romane“? Eine Glücksethik verkündet uns der Dichter in seinen Werken, nicht als ein blauer Optimist, sondern als ein tief Mitleidender, der alle Schmerzen der Kreatur empfindet, und die Frage, was das Uebel ist und wie es in die Welt kam, wird für ihn zur Lebensfrage. Und auch er beantwortet sie als ein Paradieseslehrer noch einmal mit der biblischen Lehre vom Sündenfall der Menschheit; und in seinen Dichtungen will er uns immer wieder nachweisen, daß der alte Mythos vom Paradiese Alles vollkommen richtig vorhergesagt hat und wir seine Warnung nur nicht in den Wind schlagen sollen. Der im gesetzlichen und nur nicht mehr im ursprünglich-natürlichen Ehebett freier Liebe erzeugte Mensch ist das Kind der Vernunft, der vom Erkenntnißbaum die Lebensfrüchte sich pflücken will, und die

Macht, welche die Menschen böse macht, ist allein die Vernunft, mit der uns die Büchse der Pandora zu Theil wurde.

Die Welt der Uniform und Disziplin, in der die Menschen schablonisirt und maschinisirt werden sollen, die Welt gesetzlicher Institutionen und Verbote, kategorischer Imperative und toter Morallehren, gegen welche die innerlichste Natur Kleists sich empört, ist nichts als ein Produkt unserer Vernunft. Es giebt auch nicht etwa ein menschliches Vernunftorgan. Das zu behaupten, ist nur lächerlich. Sondern es giebt allein eine Vernunftlehre, eine Theorie, eine Vernunftweltanschauung, welche eine Begriffslehre ist, auf einem abstrakten Denken beruht, ein gesetzliches Denken nur sein will. Eine Lehre vom Absoluten, von einem einzigen Grund und einer Ursache, der Einheit und Gleichheit aller Dinge, einer Welt der uniformitas, für die Alles darauf ankommt, diese letzte Ursache, „das“ Weltgesetz, zu erkennen und die Menschen zu dem Land der Idee und des Begriffs hinzuführen, dem Nirwanà, der metaphysischen Welt, dem Zukunftstaat, wo Alles Eins und gleich ist. Unsere in dieser Vernunftlehre wurzelnde Wissenschaft ist, als Lehre von einer gesetzlich regirten Einheitwelt „geschlossenen Systems“, wie Kant sagt, nothwendig dogmatisch, stets und unter jeder Bedingung absolutistisch; und das höchste Ziel wäre, zu konstatiren, was das Absolute ist. In einer solchen Vernunftwelt sitzt, nach dem kleistischen Wort, jeder Vernunftmensch, „wie die Raupe auf ihrem Blättchen, hält dieses allein für das beste und um den Baum kümmern sie sich nicht.“ Ein solcher Absolutismus kann nur dazu führen, daß Alle wie Spinnen und Skorpionen gegen einander losfahren. Mit diesem betrogenen und verblendeten Menschen ist, wie der Paradiesesmythos erzählt, der Tod in die Welt getreten und er hat sich die Welt in eine Dornen- und Distelwelt, stets völlig unfruchtbaren Arbeitens, unausgesetzten Leidens verwandelt.

Als schärfster und radikalster Antirationalist aber zieht Kleist gegen diese Vernunft zu Feld; fast jede seiner Dichtungen wird, auch ins kleinste Maß zusammengedrängt, zu einer umfassenden geschichtphilosophischen Darstellung des ganzen Entwickelungsganges der Menschheit. Der Dichter schildert uns, wie aus einem Naturkind, einem unbewußt, rein instinktiv-triebhaft, doch stets richtig und gut, schöpferisch-künstlerisch handelnden Menschen (denn er handelt stets natürlich, im Einklang mit der Natur) ein bewußter, ein reflektirender Vernunftmensch wurde, der „hinter die Dinge“ kommen wollte, doch nicht dahinter kam, mit seinem falschen, irrigen Denken stets nur der Natur Gewalt angethan hat, mit ihr in Konflikt und Widerspruch gerieth; und all sein Thun und

Trachten wurde widernatürlich und blieb nicht mehr „in den Dingen“. Als Rousseauschüler verurtheilt Kleist unsere auf diesem Vernunftglauben errichtete Kultur und Civilisation in Bausch und Bogen, und wie für Strindberg stellt sie auch für ihn nur eine „mißlungene und mißrathene Evolution“ dar, die „ihrem Zweck, dem Glück, entgegenwirkt“. Im „Amphitryon“ gießt der Dichter alle Schalen seines Spottes über unsere Vernunftreligionen, unsere metaphysischen Religionen aus, die zu einem leeren Gottbegriff als der Macht aller Mächte aufstaunen. Doch der Jupiter möchte alles Andere, nur nicht mehr ein solcher Begriff sein; der Gott will Mensch werden. Als Ehereformator steigt er zu Alkmene herab, um sie von ihrem Wahn zu heilen, daß ihr Bett nur einem gesetzlich angetrauten Ehegatten angehören darf und nicht allein dem Geliebten. In der „Familie Schroffenstein“ will er nicht ein Zufallsdrama schreiben und die Welt als blöden Zufall nachweisen, wie die Literaturgeschichte behauptet, sondern er kritisirt unsere Familie, den Eckstein der menschlichen Gemeinschaft, und nennt sie eine „Hölle der Kinder“. Im „Kohlhaas“ bekämpft er den Wahn des Gesetzesmenschen, er könne je uns sagen, was Recht und Gerechtigkeit eigentlich ist. Doch der Mensch der Liebe geht stets den richtigen Weg und bedarf keiner Gesetze; und die Bleikapsel der Zigeunerin schließt das Gefühl und die menschliche Schöpferkraft in sich ein, die einmal alle Tanais-Staaten, alle Vernunft- und Gesetzesstaaten in höhere und bessere Gemeinschaftgebilde umgestalten wird. Die „Hermannsschlacht“ aber ist kein nationalpatriotisches Drama von der Befreiung Deutschlands, sondern eine Dichtung von der Befreiung der menschlichen Seele aus den Fesseln des Vernunftdenkens.

Nur unsere Vernunft gerade ist keine Macht, die uns lenken und leiten kann, sondern jede von ihr aufgestellte Idee, jedes Gesetz und Dogma, jede Theorie führt uns irr, hat stets irrgeführt und vor dem Wagen dieser Vernunft traben von je her zwei schwarze Pferde einher, die „beiden Rappen des Kohlhaas“, die Antinomien, die Widersprüche der Vernunft, jedes Moral- und Naturgesetz, jedes Dogma immer gepaart, und wo das eine Pferd Ja sagt, sagt das andere Nein. Um dieser beiden Kohlhaas-Rappen willen wird die Welt stets in Brand gesteckt. Einmal stehen sie schön gefüttert da, so daß es sich wohl lohnt, um sie Leib und Leben aufs Spiel zu setzen, und alles Heil und Gut hängt davon ab, ob Gott homousios oder homoiousios, ob das Brot Christi Leib ist oder nur bedeutet, der Monismus oder der Dualismus Recht hat, ob national oder international, Sozialismus oder Individualismus, Herren- oder Skla-

venmoral und in infinitum weiter, wie nun gerade die höchsten und wichtigsten Fragen einer Vernunftmenschheit lauten mögen. Aber all diese Kohlhaasrappen, die für die eine Zeit das höchste Gut ausmachen, sind für eine andere Generation nur noch armsälige Schindmähren. Bricht ein „Erdbeben in Chile“ aus und die empörte, mißhandelte Natur wirft eine solche Vernunftwelt mit allen ihren Gesetzesmauern mit einem Stoß über den Haufen und rettet die Menschen der Liebe vor Feuertod und Gefängniß, so folgt dieses Paar dennoch nicht seinem ersten richtigen Instinkt, sondern wandert bethört in seine alte Welt zurück, um sich endgiltig erschlagen zu lassen. Doch im Käthchen, im Hermann, im Prinzen von Homburg stehen die Befreier vor uns, die den Vernunftmenschen überwunden, den Absolutisten in sich wahrhaft erschlagen haben, die wiederum nur Wesen einer Natur sein wollen, die keine „Dinge an sich“ und nichts hervorbringt, was absolut wäre, sondern jede Erscheinung immer wieder anders und eigenthümlich: und keine zwingt sich der anderen als Gesetz auf. Sie verkörpern den dritten kleistischen Menschheitstypus, den Begründer einer neuen Kultur- und Bildungperiode, der sich psychologisch von dem Vernunftmenschen eben so unterscheidet wie Dieser von dem primitiven Naturkind. Aus aller Vernunft weg! Wieder zu der Natur hin, zu dem Käthchen von Heilbronn, das, als Dornröschen aus dem tausendjährigen Schlaf erwacht, in den es verfiel, gestochen von der Nadel der Vernunft, still, lächelnd, ohne alle Gewalt der Herrschaft der Dame Kunigunde das Ende bereitet. In seiner Vernunft besitzt der Mensch keineswegs eine leitende, lenkende Macht; die Vernunft ist keine schöpferische, nur eine nach-denkende, nicht eine vor-bildende Kraft. Sie lähmt und erstickt die im Naturkind lebende künstlerisch-schöpferische Fähigkeit; und der Künstler, der Menschenschöpfer muß in dem Vernunftmenschen und in dessen „gesetzlichem Denken“ stets den gefährlichsten Gegner sehen. Aus der Leidenswelt, der einzigen, die dieser homo rationalis sich schaffen konnte, kann uns nur der Uebermensch befreien, ein prometheisch fühlender, der sich seiner Kraft bewußt und von Vernunft nicht angekränkelt ist.

Diese Vernunft, meint Kleist, geht durch die Welt dahin, blind nur gegen alles Wirkliche und Thatsächliche, und kann überall nur Räthsel und unlösliche Probleme konstatiren. Mit einer solchen Vernunftbinde vor den Augen aber ging auch die Kritik durch die Welt der kleistischen Kunst dahin, sah nicht, was dort ganz deutlich geschrieben steht, und seufzte: „Räthsel! Räthsel!“

Zehlendorf. Julius Hart.

Winckelmann.*)

Das Leben Johann Joachim Winckelmanns ist ein seltenes Beispiel für die sieghafte, als Naturkraft wirkende Macht des Genius. Daß von einer armsäligen Hütte des kleinen Städtchens Stendal in der Altmark der Weg zur Weltberühmtheit seinen Ausgang genommen hat, daß aus dem Sohn eines in Kümmernissen darbenden Schuhflickers ein Mann geworden ist, dessen Name für immer mit der Geschichte deutscher Wissenschaft vereint bleiben wird: nicht Dies ist das Merkwürdige an dem Bilde. Wäre Winckelmann ein Künstler, ein mächtiger Staatsmann, ein hervorragender Theologe geworden oder auch ein Gelehrter, der auf Gebieten seit Langem sorgfältig gepflegter Forschung Unerhörtes geleistet hätte, so bliebe gewiß die Ausdauer und Zähigkeit zu bewundern, die eine vorhandene Begabung trotz allen äußeren Widrigkeiten zu höchster Entfaltung gelangen ließ. Doch es wäre leicht, Gegenbeispiele anzuführen. Winckelmann aber hat eine neue Wissenschaft begründet und hat an ihren Anfang gleich ein Werk von so umfassender Größe und weithin dauernder Wirkung gestellt, wie es ähnlich andere Wissensgebiete nur als Ergebniß einer vielfachen Anstrengung aufweisen können, wenn nach Jahren und Jahrzehnten der Einzelforschung überragende Ingenien, alles Erreichte aufsammelnd, aus Bruchstücken und Sonderwissen einen wohlgegründeten, einheitlichen Bau zu schaffen versuchen. Mit dem gleichen ehrfürchtigen Staunen wie seine Zeitgenossen stehen wir noch heute vor der Erscheinung, daß es diesem Einzelnen möglich war, fast ohne jede vorausgegangene Pionierarbeit Geringerer die Geschichte der Kunst des Alterthums zu schreiben, und unsere Bewunderung muß sich steigern, je mehr wir uns bemühen, zu verstehen, unter welchen Umständen dieses Werk entstanden ist, und erkennen, wie viele seiner Voraussetzungen in Winckelmanns Persönlichkeit selbst erst sich bilden mußten. Wenn wir sonst gern in den ersten, bleibenden Eindrücken und Erlebnissen der Kinder- und Jugendjahre die Grundlagen und Keime für spätere Reife finden wollen, die Richtlinien einer nachfolgenden Entwickelung aufzudecken versuchen, werden wir in Winckelmanns Kindheit und Jünglingszeit vergebens Umschau halten nach Zeichen, die seine künftige Wirksamkeit und Bedeutung ahnen ließen, nach Anregungen, denen sein Weg ein Ziel verdankte; man müßte denn die Lecture eines Buches „Neueröffneter adliger Ritterplatz“ und die kuriosen Nachrichten von fremden Ländern und Kunstwerken, die es enthielt, gar zu hoch einschätzen, den Grabungen, die Winckelmann mit seinen Mitschülern in

*) Ein Fragment aus der Einleitung in eine neue Ausgabe von Winckelmanns „Geschichte der Kunst des Alterthums“, die Herr Dr. Victor Fleischer bei Meyer & Jessen in Berlin erscheinen läßt und die gerade jetzt, in einer Zeit neuer Wirrniß des Kunsturtheils, neuer Sehnsucht nach festen Gittern, besonders willkommen sein muß.

Hünengräbern von der Stadt veranstaltete, Tieferes beimessen als anderen Jungenspielereien. Ein unmittelbarer Anreiz von Werken Bildender Kunst ist nicht zu erspüren, am Allerwenigsten natürlich von solchen des Alterthums. Was wir als wichtig für Winckelmanns Charakterbild in diesen frühen Jahren schon feststellen können, ist nur ein Nebensächliches, das erst als Vorbedingung wesentlich wird: sein nimmermüder Fleiß, seine ungesättigte Lern- und Lesebegierde.

Daß die Eltern dem Drängen des Knaben, ihres einzigen Kindes, das am neunten Dezember 1717 geboren war, nachgaben und, statt es zu dem kümmerlichen Handwerk des Vaters zu zwingen, den Besuch der Lateinschule gewährten, ist begreiflich, zumal Winckelmann bald als Kurrendesänger, durch Nachhilfestunden und verschiedene Unterstützungen selbst für sich sorgen konnte, begreiflich, weil ihnen, wie manchen Anderen, das Theologiestudium ihres Sohnes als ein ehrenvoller Weg zu Würde und gesichertem Einkommen vorschwebte. Weniger leicht verständlich aber wird immer bleiben, daß der Lehrplan dieser Schule, in dem freilich neben dem Latein auch die andere Sprache des klassischen Alterthums, das Griechische, einen bescheidenen Platz in den Quälereien mit Bibeltexten und Dogmen innehatte, der Quell einer so hingebungvollen Liebe zur Antike und zu jeder Art Wissens werden sollte. Das schwulstige, phrasenhafte Latein jener scholastischen Zeit reichte im Allgemeinen eben hin, Theologen heranzubilden und die Zunft der Rhetoren nicht aussterben zu lassen; der Griechisch-Unterricht kam über das Neue Testament nicht hinaus. Die Kenntniß der klassischen Schriftsteller gründete sich selbst bei Gebildeten fast nur auf Anthologien. Was mag da in dem siebzehnjährigen Winckelmann, dem weder seine Lehrer noch die kleine Schulbibliothek Anregung geben konnten, die Sehnsucht geweckt haben, gründlicheres Wissen in der griechischen Sprache sich anzueignen? So seltsam wie dieser Wunsch, der ihn damals zu Fuß nach Berlin wandern und Zögling des Köllnischen Gymnasiums und des Konrektors Damm werden ließ, ist (wenn wir an sein Lebenswerk denken) Alles, was Winckelmanns nächste Jahre erfüllte. Nirgends zeigt sich eine Beziehung zu dem späteren Hauptinhalt seines Denkens und Wirkens, zur Kunst. Wohl gilt es ihm wenig, zu Fuß nach Hamburg zu wandern, nur um ein paar Ausgaben griechischer Autoren für erdarbte Silberlinge zu erwerben, und mit unheimlichem Fleiß kopirt er handschriftlich große Theile aus Werken, deren Ankauf er sich versagen muß. Aber dieser Drang nach Wissen und Bildung strebt einstweilen ziellos in die Breite und häuft Werthvolles und Belangloses in Exzerptenbündeln an. Winckelmann kann an keinem Buch, an keiner Gelegenheit, Neues zu lernen, vorbei, gleichviel, ob das so erworbene Wissen der Mühe werth und ihm in irgendeiner Weise dienlich sei oder nicht.

Die Armuth und Bedrängtheit von Sorgen des Alltags läßt auch in seinem äußeren Leben Zufall und die Noth des Broterwerbs planlos regiren. Winckelmann wird Amanuensis des Schulrektors in

Salzwedel, bevor er dann im Jahr 1739 an der Universität Halle das Studium der Theologie beginnen kann; zum ersten Mal beschäftigt er sich hier mit der (von Wolf gelehrten) Philosophie, geht unbefriedigt aus einer Vorlesung in die andere, empfängt vielleicht die stärksten Eindrücke in dieser Zeit von Alexander Gottlieb Baumgarten, dem Begründer der „Wissenschaft des Schönen"; und hat im nächsten Jahr sich ganz von der Theologie getrennt, wird Hauslehrer bei der Familie Grolmann zu Osterburg und bemüht sich zunächst, seine gesellschaftliche Bildung zu ergänzen, lernt als Autodidakt Englisch, Französisch und Italienisch und ist bald wieder Student, diesmal als Hörer der Medizin und Mathematik in Jena. Und wie früher von Stendal nach Berlin, will er jetzt zu Fuß von Jena nach Paris, weil ihn die Sammlung griechischer Manuskripte, deren Katalog eben erschienen ist, dorthin lockt. Er kommt bis nach Fulda, muß, aller Mittel entblößt, die Wanderung aufgeben und ist froh, eine bescheidene Stelle als Erzieher des Sohnes bei dem Oberamtmann des magdeburgischen Domkapitels zu Hadmersleben, Lamprecht, zu finden. Anderthalb Jahre bleibt er dort, festgehalten von der schwärmerischen Zuneigung zu seinem Zögling und von der Bibliothek des Hausherrn, der früher als dänischer Gesandtschaftsekretär in Paris eine ansehnliche Sammlung französischer, meist historischer Werke erworben hat. Aus diesen Büchern rafft der Nimmersatte in ungezählten Exzerpten Nachrichten und Mittheilungen zusammen, wie er auch nicht davor zurückschreckt, aus Bayles Encyklopädie Auszüge zu machen und diese Extrakte wieder in eine neue Verkürzung nochmals zusammenzudrängen.

Im Alter von sechsundzwanzig Jahren wurde Winckelmann dann als Konrektor an der Lateinschule zu Seehausen in der Altmark angestellt. Mit dem schmalen Einkommen von hundertzwanzig Thalern, in stetem Kampf mit Nachbarn und Vorgesetzten, zermürbt von ewigem Aerger, verbrachte er dort fünf Jahre; als „ein großer Liebhaber der Einsamkeit und ein Feind des anderen Geschlechts" wird er uns geschildert, der seine Nachtruhe der Lecture der geliebten griechischen Autoren opferte, der immer wieder große und kleine Fußreisen unternahm, um in Bibliotheken nach einem Buch zu suchen oder Exzerpte zu machen. Dem Griechenthum galt nun schon sein ganzes Sinnen; und hier in der Enge und Bedrängniß werden die ersten Gedanken an Kunstwerke lebendig: wenn Winckelmann zur Messe nach Leipzig wanderte, um die Vorräthe der Buchhändler zu durchstöbern, unterließ er nie, auch in den Kunstläden sich umzusehen, und er trug sich sogar mit der abenteuerlichen Idee, „einen Zug nach Egypten zu thun und unter den Pyramiden die Kunst der Alten zu studiren". Mit griechischem Empfinden verband ihn auch sein leidenschaftlicher Freundschaftkultus; lange Zeit theilte er mit seinem Zögling Lamprecht, der zu ihm nach Seehausen kam, die einfache Stube, die als Wohn- und Arbeitraum zugleich dienen mußte; und gewiß hat er die Mißhelligkeiten seiner Umgebung, die unwürdige Plage mit dem Unterricht in

den niederen Klassen um so schwerer ertragen, seit der Freund ihn verlassen hatte. Die Erinnerung an Seehausen, an die Nöthe und Aergernisse dieser Jahre haben selbst die größten Erfolge und Ehren nicht auszulöschen vermocht. Sie verbindet sich in ihm stets mit bitteren und erregten Worten über die „dunkelste Zeit“ seines Lebens.

Der Sommer des Jahres 1748 brachte eine entscheidende Wendung. Lange hatte Winckelmann sich vergeblich umgethan, nach einer besseren Anstellung gestrebt; da erfuhr er, daß der Graf Heinrich von Bünau, der Verfasser der in allen Fachschriften und Gelehrtenkreisen rühmend genannten Reichsgeschichte, die Winckelmann auch selbst besaß, zur Fortsetzung seines Werkes Auszüge anfertigen lassen wolle und dazu einen Gehilfen brauche. Ohne großes Vertrauen auf einen Erfolg und entgegen dem Rath seiner Freunde entschloß sich Winckelmann, an Bünau zu schreiben, dessen Name ihm von den Bücherauktionen her als der eines eifrigen Sammlers und Besitzers einer der bedeutendsten Privatbibliotheken Deutschlands geläufig war, und bat ihn um die Anstellung. Er wurde auf ein Probejahr angenommen und hat dann sechs Jahre lang in der Bibliothek dieses gelehrten Ministers an der Vorbereitung des Materials für die Reichsgeschichte und an der Katalogisirung der Bücherbestände gearbeitet.

Seine Uebersiedelung auf des Grafen Bünau Landsitz Nöthenitz bei Dresden bedeutet die tiefste Umwälzung, die in dem Leben eines nach Wissen strebenden, für Kunst interessirten Mannes denkbar ist. Aus armsäliger Enge, in der jedes neue Buch ein Opfer mühsamer Ersparnisse voraussetzte, war Winckelmann nun mitten in einen Reichthum aufgestapelter Literatur gestellt, wo neues Wissen und Denken von allen Seiten auf hin einstürmte, aus der Abgeschiedenheit des märkischen Landstädtchens in die unmittelbare Nähe des prunkvollen dresdener Maecenatenhofes, aus weltfremder Einsamkeit in eine vielgestaltige, mannichfach interessirte Gesellschaft, in deren Beschäftigung und Gesprächen alle geistigen und kulturellen Vorgänge der Zeit ein mächtiges Echo fanden. Hatte er bis jetzt selten und meist nur im Widerschein mehr oder weniger guter Reproduktionen einen Eindruck von den großen Werken Bildender Kunst erhalten, so war ihm nun Gelegenheit geboten, die Gemäldegalerie zu studiren, die gerade damals durch die bedeutsamen Erwerbungen des kunstliebenden Fürsten ihre entscheidende Gestaltung erhielt, und die reiche Bauthätigkeit in der Residenz mußte seinem so empfänglichen Geist Anregung geben, auch über die Architektur nachzudenken. Winckelmann selbst charakterisirt (im Beginn seiner ersten Schrift) diese Jahre: „Man muß gestehen, daß die Regirung des großen August der eigentliche glückliche Zeitpunkt ist, in welchem die Künste, als eine fremde Kolonie, in Sachsen eingeführt worden und vor den Augen aller Welt aufgestellt sind.“ Aber gerade die Sammlung, deren Kenntniß für den späteren Archäologen von allergrößter Wichtigkeit hätte sein müssen, die Antiken, darunter die aus der Galerie Chigi in Rom und jene, welche aus dem

Besitz des Kardinals Albani für Dresden erworben wurden, gerade diese Kunstwerke blieben ohne Einfluß auf seine Studien. Noch in seiner Abhandlung über die Empfindung des Schönen in der Kunst sagt Winckelmann bei der Nennung dieser Werke: „Ich kann aber das Vorzüglichste von Schönheit nicht angeben, weil die besten Statuen in einem Schuppen von Brettern, wie die Heringe gepackt, standen und zu sehen, aber nicht zu betrachten waren.“ Doch war alles Andere, was ihn umgab, stark genug, in Winckelmann die Erkenntniß seines inneren Berufes reifen zu lassen und seine Sehnsucht nach der Stadt hinzulenken, die seinem Streben alle Erfüllung bringen sollte: Rom.

Das Mittel, mit dem er sich den Weg dahin erschloß, hat zu vielen Erörterungen Anlaß gegeben: er sicherte sich die Protektion des Päpstlichen Nuntius in Dresden, des Grafen Archinto, indem er zum katholischen Glauben übertrat.

Seine Thätigkeit im Dienst des Grafen Bünau befriedigte ihn längst nicht mehr; er gab seine Stellung auf und übersiedelte nach Dresden, wo er noch ein Jahr mit vorbereitenden Studien für seine Reise nach Italien verbrachte. Der Maler Adam Friedrich Oeser, zu dem später auch Goethe in Beziehung getreten ist, ein Mann, der „einen großen, fertigen Verstand“ hatte, wie Winckelmann selbst sagt, nahm ihn in sein Haus auf und gab ihm Anleitung, nach Antiken zu zeichnen; die Fürsorge des Nuntius verschaffte ihm den näheren Verkehr mit dem Leibarzt Bianconi und bald gehörte Winckelmann einem Kreis an, in dem sich Männer von vornehmer Bildung und lebhaftem Kunstinteresse zusammenfanden. Christian Ludwig Hagedorn, ein jüngerer Bruder des Dichters, gehörte dazu, ein Kunstkenner von ungewöhnlicher Erfahrung, Lippert, der Gemmenkundige, der vielgewandte Maler Dietrich und Andere. Den ästhetisirenden Debatten in dieser Gesellschaft verdankte Winckelmann viele Belehrung und Anregung. In der Zeit des prunkvoll rauschenden Rokoko regte sich schon wieder ein Sehnen nach dem Gegensätzlichen, ein aufwachsender Protest, der einer in ihren Formen einfacheren Kunst die Wege bereitete. Winckelmanns erste Schrift, sein Abschied von Deutschland, hätte wohl nicht den starken Widerhall finden können, wären nicht im Empfinden der Zeit, in der Hochblüthe ihrer Kunst selbst auch die Elemente der Weiterbildung gelegen. „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst“ war die Schrift betitelt, mit der Winckelmann als Achtunddreißigjähriger seine literarische Produktion eingeleitet hat. Ihre reine, kraftvolle Sprache, ihr männlich ernster Stil und die Fülle des gelehrten Inhaltes, dessen Glaubwürdigkeit Winckelmann selbst in einem anonymen Sendschreiben anzweifelte, um die in der ersten Abhandlung unterdrückten Quellenbeweise in einer „Erläuterung der Gedanken“ nachträglich anführen zu können: dies Alles wirkte zusammen, seinem ersten Auftreten als Kunstkritiker eine nicht alltägliche Beachtung und lauten Beifall zu verschaffen. Mit einer Pension von zweihundert Thalern, die ihm der

Kurfürst bewilligte, konnte Winckelmann nach Rom reisen, wo er am achtzehnten November des Jahres 1755 ankam. „Er verließ die Heimath," schreibt Karl Justi, „nun schon nicht mehr als ein ganz Unbekannter: der Gedanke durfte ihn begleiten, daß das gewählteste Publikum den Früchten seiner Reise mit Erwartung entgegensah."

So spät Winckelmann zu seinem ureigensten Arbeitgebiet gelangt war, so überreich sollte die Summe der Leistung werden, die in das letzte Viertel seiner Lebenszeit zusammengedrängt erscheint. Von dem Einzug in Rom an bedeutet sein Weg einen ungeheuren Aufstieg in der Sammlung und Verwerthung der Kräfte wie in äußeren Erfolgen und Ehren. Es ist erstaunlich, wie in diesen Jahren „sich Verdienst und Glück verketten", bis auf der höchsten Stufe das Schicksal an dem Unermüdlichen erschütternd Rache nimmt.

Ein Empfehlungschreiben des Malers Dietrich hatte Winckelmann an Raphael Mengs gewiesen und in in diesem geistvollen und kenntnißreichen, als Künstler von den Zeitgenossen und nicht zum Wenigsten von Winckelmann selbst fast lächerlich überschätzten Mann einen guten und wichtigen Freund finden lassen. Die Beziehung zum Grafen Archinto, der ihm Wohnung und Thätigkeit in der Bibliothek der Cancellaria gab, vermittelte dem deutschen Gelehrten, dessen ungewöhnliche Belesenheit auch in Rom bald auffallen mußte, die Bekanntschaft mit Sammlern und den Wissenschaft und Kunst fördernden Würdenträgern der päpstlichen Residenz. Winckelmann hätte bald eine Pfründe oder Anstellung erhalten können; aber wenn er früher seine Kräfte in grenzenlosem Bildungdrang zersplittert hatte, so war jetzt sein ganzes Streben auf das klar erkannte Ziel, das Studium der Kunstdenkmale, gerichtet. Die Bibliothek des Kardinals Passionei, deren Ordnung ihm anvertraut wurde, leistete ihm dabei große Dienste; gewichtige Empfehlungen öffneten ihm den Zugang zu den neu entdeckten klassischen Stätten bei Neapel. Durch die Uebersendung seiner ersten Schrift trat er in eine rege wissenschaftliche Korrespondenz mit dem Sammler Baron Philipp Stosch, der lange in Rom gelebt hatte und nun in Florenz ansässig war, und wurde nach dessen Tod berufen, die reiche und überaus werthvolle Gemmensammlung des Barons zu katalogisiren und zu veröffentlichen. War schon das ausgedehnte, zum großen Theil wohlgeordnete und richtig bestimmte Material, das ihm so zur Verfügung gestellt wurde, eine ungeahnte Förderung seiner Studien, so verdankte Winckelmann der Verbindung mit Stosch, die er ohne Empfehlung, nur durch seine wissenschaftliche Leistung selbst erworben hatte, die allerwichtigste und einflußreichste Bekanntschaft in Rom: durch seine Vermittelung wurde Winckelmanns Verkehr mit dem Kardinal Alessandro Albani angebahnt, aus dem sich eine für die Wissenschaft folgenreiche Freundschaft und gemeinsame Arbeit entwickeln sollte.

Alessandro Albani, der Neffe des Papstes Clemens (des Elften), war von Kindheit an mit der Kunst des Alterthums vertraut. Die Für-

sorge des Oheims hatte ihm einen erfahrenen Antiquar, Marc Antonio Sabatini, zum Lehrmeister gegeben. Nach rascher Beförderung in der päpstlichen Armee trat er zum Priesterstand über. Früh schon begann er, mit großen Mitteln zu sammeln, und unternahm ergiebige Ausgrabungen, bei denen Stosch und andere Kunstkenner ihn unterstützten, und sein Reichthum an Plastiken, Münzen und Aehnlichem war berühmt. Als junger Kardinal, der viel Geld verbrauchte, mußte er sich dann zum Verkauf seiner Sammlungen entschließen. Ein Theil wanderte an den kurfürstlichen Hof nach Dresden, die Hauptmasse blieb in Rom, in päpstlichem Besitz: der Grundstock des neugestalteten Kapitolinischen Museums.

Doch bald ging der Kardinal mit verdoppeltem Eifer wieder daran, antike Kunstwerke in seinen Besitz zu bringen, und die neue Sammlung wuchs rasch so an, daß Alessandro Albani, um sie würdig unterzubringen, einen Palast und ausgedehnten Garten schaffen wollte: die berühmte Villa Albani. Die Grundsteinlegung zu dem Palast hat Winckelmann bereits mitangesehen. Als Vertrauter des Kardinals zur Aufsicht über die Bauten, zu Ankäufen und Ausgrabungen berufen, stand er nun in einer von Kunst erfüllten Thätigkeit, die ihm Tag um Tag neue Erkenntnisse erschloß und immer wieder die eben erst gefundenen Denkmäler zuführte. Zwei neue Reisen nach Herculanum und Pompeji (1762 und 1764) vertieften sein Verständniß für die „herkulanischen Entdeckungen“, über deren wissenschaftliche Bedeutung er Anfang Oktober 1762 in dem „Sendschreiben“ an Brühl auf Grund seiner Erinnerungen und eiligen Notizen (mehr gestatteten die Kustoden nicht) Rechenschaft gab.

Während Winckelmann so als unablässig Lernender inmitten des römischen Kunstbesitzes seinen oftmals von Mengs geleiteten Studien lebte, reiften schon die ersten Früchte seiner Arbeit: Beschreibungen der Statuen des Belvedere, von denen die des Apollo in der „Geschichte der Kunst“ verarbeitet wurde, während die des Torso schon 1759 in der „Bibliothek der Schönen Wissenschaften“ erschien; dort veröffentlichte Winckelmann auch seine „Erinnerung über die Betrachtung der Werke der Kunst“ und die Studie „Von der Grazie in den Werken der Kunst“. Im Jahr 1760 folgte das französisch geschriebene Werk über die Gemmen des Barons Stosch, 1761 die „Anmerkungen über die Baukunst der Alten“, die, als Winckelmanns erstes Buch in deutscher Sprache seit der Abreise aus Dresden, von allen gelehrten Zeitungen in Deutschland mit besonderer Aufmerksamkeit und Anerkennung aufgenommen wurden.

Das bekrönende Werk Winckelmanns, „Die Geschichte der Kunst des Alterthums“, erschien dann kurz vor Weihnachten 1763 (mit der Jahreszahl 1764) in Dresden. „Das, was ein solches Werk leistet, wird vielleicht am Besten in den ersten Augenblicken anerkannt; das Wirksame wird empfunden, das Neue lebhaft aufgenommen“: diese Worte Goethes sind geschrieben in naher Erinnerung an den überwältigenden

Erfolg, der Winckelmann sofort zu einem der höchstgeachteten und bewunderten unter den Gelehrten und Schriftstellern deutscher Nation gemacht hat; nicht nur in der Heimath und in Rom: das ganze gebildete Europa beschäftigte sich mit dem Buch, das alsbald ins Französische und dann auch in andere Sprachen übertragen wurde. So „errang Winckelmann", schreibt Otto Jahn, „wie vor ihm Keiner und nach ihm nicht Viele, der Tiefe und Klarheit, der Kraft und Gediegenheit des deutschen Geistes durch ganz Europa hin bewundernde Anerkennung." Als er zum „Präsidenten der Alterthümer in Rom" ernannt war, arbeitete Winckelmann in angesehener öffentlicher Stellung und mit gesichertem Einkommen, angefeuert durch die Verehrung, die ihm von überall her entgegenkam, mit um so größerer Hingabe an der Erweiterung und Ergänzung seiner Forschungen: er ließ seiner Kunstgeschichte ein Buch „Anmerkungen" folgen und veröffentlichte als „Monumenti inediti di antichità" ein Kunstwerk von mehr als zweihundert bis dahin ungekannten Denkmalen, für deren Auswahl allerdings nicht der Kunstwerth, sondern eben die Fremdheit und vor Allem auch die Gelegenheit zu methodischer Erklärung des Dargestellten bestimmend war.

Im zwölften Jahr seiner Ansässigkeit in Rom, im einundfünfzigsten seines Lebens, unternahm er zum ersten Mal eine Reise in die Heimath. Lange schon trug er sich mit dem Plan zu dieser Fahrt, ehe er sich, von einer immer wachsenden inneren Unruhe getrieben, wirklich dazu entschloß. Er kam bis nach Wien, wo er von der Kaiserin Maria Theresia in Audienz empfangen wurde; dann riß ihn die gleiche, quälende Zerfahrenheit und Unbeständigkeit zurück, er ließ alle Reisepläne fallen und eilte wieder nach dem Süden. Am ersten Juli 1768 kam er in Triest an und stieg in einem Gasthof ab, da das Schiff, mit dem er weiterreisen wollte, erst eine Woche später auslaufen sollte. Während dieser acht Tage des Wartens war er sehr viel mit einem Italiener zusammen, den er in der Wirthsstube kennen gelernt, einem (wie man später erfuhr) vielfach abgestraften Gauner. Die Vertraulichkeit, die sich zwischen den beiden an Bildung so verschiedenen Männern rasch entspann, wurde Winckelmanns Verderben. Am Morgen des achten Juni kam der Fremde zu ihm und verlangte, noch einmal die goldenen Ehrenmünzen (das Geschenk der Kaiserin Maria Theresia) zu sehen, die ihm Winckelmann schon früher gezeigt hatte. Während der Gelehrte sich über seinen Koffer beugte, um dem Wunsch zu willfahren, warf ihm der Andere eine Schlinge um den Hals und ermordete ihn durch mehrere Dolchstiche.

„So war er denn auf der höchsten Stufe des Glückes, das er sich nur hätte wünschen dürfen, der Welt entschwunden. Ihn erwartete sein Vaterland, ihm streckten seine Freunde die Arme entgegen; alle Aeußerungen der Liebe, deren er so sehr bedurfte, alle Zeugnisse der öffentlichen Achtung, auf die er so viel Werth legte, warteten seiner Erscheinung, um ihn zu überhäufen. Und in diesem Sinne dürfen wir ihn

wohl glücklich preisen, daß er von dem Gipfel menschlichen Daseins zu den Seligen emporgestiegen, daß ein kurzer Schrecken, ein schneller Schmerz ihn von den Lebendigen hinweggenommen." (Goethe.)

Winckelmann ist die Auszeichnung geworden, daß das größte Ingenium der Deutschen in einem prachtvoll aufgebauten Charakterbild und in Worten dankbarer Verehrung Zeugniß gegeben von der tiefen Wirkung, die von Winckelmann zu den Besten seiner Zeit hinging. Winckelmann „erhob sich", schreibt Goethe, „über die Einzelheiten zu der Idee einer Geschichte der Kunst und entdeckte, als ein neuer Kolumbus, ein lange geahntes, gedeutetes und besprochenes, ja, man kann sagen, ein früher schon gekanntes und wieder verlorenes Land".

Daß anderthalb Jahrhunderte rastloser Forscherarbeit die Mittheilungen und Lehren Winckelmanns vielfach korrigiren mußten, daß manche Kunstwerke im Lauf dieser Zeit ihren bei ihm genannten Standort verlassen und verändert haben, ist selbstverständlich; und es hätte keinen Sinn, das Buch, das zum klassischen Bestande der deutschen Nationalliteratur gehört, durch Zusätze und Hinweise auf die neuen Ergebnisse der Wissenschaft zu beschweren. Sind doch fast alle Originalwerke, auf die sich heute unsere Kenntniß der griechischen Kunst gründet, und das Meiste, was über die Kunst der Orientalen Aufschluß giebt, erst nach Winckelmanns Tod gefunden und erforscht worden. Und doch bleibt sein Werk, dem in der Geschichte der Literatur durch seinen gedanklichen Reichthum, seine sprachbildende Kraft die Stellung neben denen der Hauptmeister gesichert ist, auch für die Alterthumskunde von so hohem Werth, daß Justi mit Recht sagt, „man dürfte noch immer rathen, in Sachen alter Kunst anzufangen, mit Winckelmann zu sehen und zu irren". Die Grundlinien der griechischen Kunstgeschichte hat Winckelmann schon klar und sicher aufgezeichnet. Aber Wichtigeres noch verdankt ihm die Wissenschaft: vor Allem die Idee einer kontinuirlichen Kunstentwickelung, eine Auffassung, die uns gelehrt hat, die Kunstwerke nicht als etwas Gesondertes, Einzelnes zu betrachten, vielmehr im Zusammenhang mit der ganzen Kultur eines Volkes, unter Beobachtung aller Einflüsse von Land und Klima und als Glied einer ununterbrochenen Evolutionenreihe zu verstehen. Winckelmann ging von der Autopsie aus, suchte sein Urtheil nur auf Denkmäler zu gründen, die er selbst gesehen; dabei erkannte er viele unrichtige Ergänzungen und erfaßte die Wichtigkeit solcher Beobachtung, die Falsches von Echtem sondert. Seine außerordentliche Kenntniß der antiken Mythen- und Heroenwelt, der Geschichte und Kultur gab ihm die Mittel zur Erklärung des gegenständlichen Bildinhaltes, in seinen Beschreibungen der Kunstwerke bewundern wir noch heute die Meisterschaft der Sprache eben so wie die Genauigkeit im Erfassen des Wesentlichen; auch die Beziehung zwischen monumentalen und literarischen Zeugnissen der Vergangenheit hat er, wenn auch unvollkommen und mitunter unrichtig, festzustellen versucht. So sind fast alle Prinzipien moderner Kunstforschung in ihren Anfängen bei

Winckelmann zu finden. Da sein ganzes Interesse sich auf die Kunst des Alterthums vereinigte, hat er der Archäologie mit seinen so gearteten Arbeiten einen ungeheuren Vorsprung vor der Geschichte der neueren Kunst gegeben, die lange in kritiklos anekdotischen Künstlerbiographien und schöngeistigen Betrachtungen befangen blieb, von denen sie auch heute noch nicht ganz erlöst ist.

Die Wirkung von Winckelmanns Schriften und Lehren war nachhaltig. Daß die klassischen deutschen Dichter ihm ihre Vorstellung vom Griechenthum verdankten, ist durch die Worte der Herder, Lessing und Goethe selbst bezeugt. Am Stärksten war, der ganzen ästhetisirenden Zeit gemäß, natürlich der Einfluß der Theile der Kunstgeschichte, der vom Schönen und vom Ideal handelte und das Dogma von der allein vollkommenen Griechenkunst aufstellte; für die selbständige künstlerische Produktion seiner und der nächstfolgenden Zeit war dieser Einfluß unheilvoll: er hat einer unechten Kunst zur Herrschaft in Deutschland verholfen, die nicht, wie die Renaissance, der Natur auf den Wegen der alten Kunst näherkommen wollte, sondern diese alte Kunst selbst zum Vorbild nahm und, wie Winckelmann lehrte, „nachzuahmen“ versuchte. Fester noch als bei den Künstlern hat sich der Glaube an die kanonische Bedeutung der griechischen Kunst bei den Kunstgenießenden, beim Publikum und in der Kunstschriftstellerei eingewurzelt und dem Verständniß für die neue Entwickelung lange alle Wege versperrt.

Mit dem Sieg, den endlich doch die lebendige Kunst erringen mußte, zugleich ist auch in der kunsthistorischen Forschung eine epochale Wandlung erfolgt: Winckelmanns Gedanken der kontinuirlichen Kunstentwickelung folgerichtig ausbauend, haben erst an der Wende des neunzehnten zum zwanzigsten Jahrhundert zwei wiener Kunstgelehrte die Verbindung zwischen der klassischen und der christlichen Kunst aufgedeckt. Franz Wickhoffs „Römische Kunst“ (die Einleitung zur „Wiener Genesis“) und Alois Riegls fundamentale Arbeiten haben den Bann von einer Periode der Kunst genommen, die seit Winckelmann als eine Verfallszeit verfehmt war, und haben gelehrt, in dem vermeintlichen Niedergang eine Weiterentwickelung nach neuen Problemen und nach neuem Kunstwollen, ein Fortschreiten zu neuen Zielen zu erkennen.

Wenn wir endlich noch die große Kette der archäologischen Funde und Forschungen im neunzehnten Jahrhundert überschauen, von den englischen Expeditionen, von Lord Elgins und der Entdeckung der aeginetischen Giebelfiguren bis zu den Leistungen der Gelehrten, die noch jetzt am Werk sind, von den pompejanischen Grabungen bis zu Schliemann, Dörpfeld und allen den Anderen, so sehen wir in dieser unermüdlichen Arbeit eine schöne Erfüllung der Worte, mit denen Goethe seine Schrift über Winckelmann geschlossen hat: „Von seinem Grab her stärkt uns der Anhauch seiner Kraft und erregt in uns den lebhaften Drang, Das, was er begonnen, mit Eifer und Liebe fort- und immer fortzusetzen.“

Wien. Dr. Victor Fleischer.

Canadian Pacific.

Wie beliebt in Deutschland die Aktie der Kanada-Pacific-Bahn geworden ist, zeigt der Kurs: der niedrigste des vorigen Jahres war 198, der höchste in diesem Jahr 281. Dazwischen liegt eine Erhöhung der Dividende um ½ Prozent. Diesem Motiv ist der Aufstieg nicht zuzuschreiben; eine Aktie, die bei 10 Prozent Dividende mehr als 280 Prozent kostet, verzinst sich mit 3½ Prozent in recht unzulänglicher Weise. Das auf der Kanada-Aktie ruhende Agio ist ein Werk der Spekulation. Die Dominion wird als Zauberland gepriesen. Als Land, wo Milch und Honig fließt und die Sturzäcker verkappte Goldgruben sind. Davon ist die Spekulation ausgegangen; und das Publikum ist ihr gefolgt. Kanada unterliegt nicht der Judikatur der Vereinigten Staaten; es ist englisches Gebiet und der amerikanischen Shermanbill, dem Antitrustgesetz, unerreichbar; sonst wäre der Bahn längst ein Prozeß angehängt worden: denn sie ist im Besitz souverainer Gewalt. Als Inhaberin der wichtigsten Transportwege und als Eigenthümerin großer Landstrecken herrscht sie im Wirthschaftleben der britischen Kolonie; ihre Agenten sind überall thätig, das für den weiten Bereich der Dominion werthvollste Material, Menschen, herbeizuschaffen. Und diese Arbeit wird mit solchem Eifer besorgt, daß die Regirung der Union sich zur Abwehr genöthigt sah; denn sie will nicht dulden, daß zu viel Volk über die Grenze läuft. Die Strategen der Bahn spielen das Instrument der Reklame meisterlich. Jetzt laufen sogar in Tirol Aussichtwagen der Kanada-Pacific. Die sollen nicht nur der Bequemlichkeit der Dollarkönige dienen, sondern auch Sehnsucht nach dem Land ihrer Herkunft wecken. Freilich: auf jeden Multimillionär, den die kanadischen Pullmanwagen über den Brenner fahren, kommen tausend Auswanderer, die ins Gelobte Land Kanada ziehen. Die Regirung der Kolonie unterstützt die Taktik der Eisenbahngesellschaft, da Beiden an der Besiedelung des Landes liegen muß. Der Einwanderer erhält besondere Vergünstigungen für den Landerwerb. Der Preis, den der Staat von ihm fordert, ist niedrig. Für eine Stempelgebühr von 10 Dollars bekommt man 160 Acres Land und das Recht, das selbe Quantum billig zuzukaufen. So stellt sich der Acre (4500 Quadratmeter) auf weniger als 7 Cents. Dieses Land muß allerdings erst urbar gemacht werden; und wenn es Ernten bringt, muß das Getreide nach dem Stapelplatz zu befördern sein. Die Bahngesellschaft sorgt selbst für Bewässerung. Aber das Eisenbahnnetz ist weitmaschig, die Irrigation theuer und in manchem Bereich hat die Gesellschaft weder Land noch Wasser. Da nun die Bahn auf den Ertrag der Landverkäufe angewiesen ist, werden die Qualitätunterschiede nicht scharf von einander getrennt und man hört Klagen, der Preis sei zu hoch gewesen, weil das Land nicht halte, was versprochen worden sei.

Die Generalversammlung genehmigte die Erhöhung des Kapitals von 200 auf 260 Millionen Dollars. Dieses Finanzgeschäft hat eine

Vorgeschichte. Gerüchte von einer geplanten Emission neuer Aktien waren noch in der letzten Stunde als falsch bezeichnet worden. Dadurch entstand Verwirrung im Reich der Spekulation; und die Aktie flatterte unruhig hin und her, wie ein aufgescheuchter Vogel. Man wußte eben nicht, wie man die Aktienmehrung finanziren solle. Schließlich wurde ein Haussemotiv daraus gemacht; vielleicht kam ein gutes Bezugsrecht heraus. Ob ein Anlagekapital von 1040 Millionen Mark sich eben so leicht verzinst wie eins von 800 Millionen: wer fragt danach? Die Ausgabe der neuen Aktien bedarf der Genehmigung des Parlaments. In diesem Jahr wirds also nichts mehr damit sein. Und wer weiß, ob die Politik dem Aktienkurs, der schon gedrückt ist, in den nächsten Monaten nicht neue Substanzverluste zufügt? Dann würde der Preis von 175 Prozent für die neuen Stücke an Reiz verlieren. Der Präsident der Bahn, Sir Thomas Shaughnessy, pries in Winnipeg die Vorzüge seiner Finanzmethode; er zeigte, daß die Bahn in den letzten zehn Jahren 200 Millionen Dollars für ihren Betrieb ausgegeben habe, eine Summe, die der Finanzpolitik des Unternehmens alle Ehre mache. Die Position der Gesellschaft sei eine Folge des „fast universalen Vertrauens zu der Richtigkeit ihrer geschäftlichen Grundsätze". Dieses Vertrauen wird in der Bewerthung der Aktie erkennbar; und es fragt sich, ob das riesige Agio wirklich aus dem Staunen über ungewöhnliche Leistungen kommt. Präsident Shaughnessy hat ferner gesagt: „Die Aktionäre haben Anspruch auf ein werthvolles Bezugsrecht, weil sie nicht wissen, ob die Zukunft ihre Dividendenhoffnungen erfüllt." Sie tragen das Risiko künftiger Enttäuschungen, haben deshalb Anspruch auf einen Ausgleich. Dieser Hinweis war sicher nicht als Belehrung gedacht; ist aber eine für die Unersättlichen, die meinen, der Kurs könne nie in die Tiefe sinken. Die Kanadabahn hat stattliche Erträge. Die hängen aber von der wirthschaftlichen Lage des Landes, besonders den Ernten, und vom Gewinn aus den Ländereien ab. Der Verkehr brachte der Bahn im letzten Geschäftsjahr einen Reingewinn von 34 (gegen 28), der Verkauf der Terrains 10,71 Millionen Dollars (gegen 9,56). Aus den Betriebseinnahmen wurden 7 Prozent Dividende bezahlt; 3 Prozent sind der „Bonus" aus den Landverkäufen. Der trägt also einen nicht ganz kleinen Theil zur Dividende bei. Der Durchschnittspreis, den die Bahn für ihr Land erzielte, war 15,99 Dollars für den Acre, gegen 14,69 (1910), 14,84 (1909) und 13,52 (1908). Die Preissteigerung wäre als reiner Gewinn zu buchen, wenn man wüßte, ob der Werthzuwachs auf natürliche Weise entstanden ist und wie die Käufer bezahlt haben. Die Summe, die auf Landverkäufe gestundet wurde, hat sich nämlich nicht gerade langsam nach oben entwickelt. Sie betrug, laut Geschäftsbericht, 41½ Millionen Dollars und hatte gegen das Vorjahr um 7 Millionen zugenommen. Die Qualität dieser Restkaufgelder ist von dem Zustand der Schuldner untrennbar. Wenn Die mit ihrem Besitz nicht zu Rande kommen, so werden sie auch ihre Schuld an die Bahn nicht tilgen, die

im besten Fall dann ihr Land wieder als Eigenthum erhält. Auch der Vergleich des von der Regirung geforderten Satzes von knapp 7 Cents und den 15,99 Dollars der Kanadabahn könnte Bedenken wecken.

Die Bahn besaß 4,40 Millionen Acres Land in Britisch-Kolumbien. Dort erzielte sie einen Preis von 40 Cents für den Acre. Vor Jahr und Tag war von der Verwaltung ein Durchschnittspreis von 14 Dollars genannt worden; und „Kenner" hatten behauptet, daß diese Schätzung hinter dem wahren Werth zurückbleibe. Sogar Skeptiker glaubten, daß wenigstens 10 Dollars herauskommen müßten. Das Resultat giebt zu denken: statt der erwarteten 61 Millionen sinds nur 1¾ Millionen geworden. Wie sieht es, nach diesem Beispiel, mit dem Werth der übrigen Ländereien aus? Die Stärke der Bahn beruht darin, daß sie konkurrenzlos ist. Man muß deshalb unterscheiden zwischen Dem, was Spekulation und Reklame aufgebaut haben, und Dem, was wirklich geschaffen wurde. Die amerikanische Regirung hat der Gesellschaft mit den Bestimmungen des Panamakanalgesetzes einen Strich durch die Rechnung gemacht. Die Kanadabahn, die einen eigenen Schiffahrtdienst unterhält, hoffte, für ihre Rhederei aus dem Kanal beträchtlichen Nutzen zu ziehen. Ein kleines Verkehrsmonopol wäre nicht übel gewesen. Aber die neue Bill hat es auf die Dampfer abgesehen, die Eisenbahngesellschaften gehören, weil verhindert werden soll, daß der Kanal eben so monopolisirt werde wie die Schienenwege.

Seit die liberale Regirung gestürzt wurde, ist auf einen Handelsvertrag mit den Vereinigten Staaten kaum zu hoffen. Aber die Yankees führen Waaren im Gesammtwerth von fast 290 Millionen Dollars in Kanada ein, während der nächste Importeur, Großbritanien, es nur auf 110 Millionen bringt. Und die Summe amerikanischen Kapitals, das in Kanada angelegt ist, wird auf 420 Millionen Dollars geschätzt. Die Gewinnmöglichkeiten, die der natürliche Reichthum der großen englischen Kolonie bietet, sind anerkannt, aber auch schon kräftig ausgebeutet worden. Die Statistiker haben festgestellt, daß vom Ausland fast 12 Milliarden Mark in die Dominion geflossen sind. Jede Gelegenheit kann durch übertreibende Reklame in Mißkredit gebracht werden. Wer die Möglichkeit sieht, Geld damit zu machen, stürzt sich auf das Objekt und entwerthet es durch das Agio. Die englische Finanzwelt hat sich, aus politischen Gründen, an den kanadischen Unternehmungen mit großen Summen (wie behauptet wird, mit 900 Millionen Dollars) betheiligt. Ist damit bewiesen, daß man in London an alle Verheißungen der Propheten Kanadas glaubt? Die Zweifel werden von der Stimme der Politik übertönt. In Deutschland sollte man nicht allzu gläubig sein. Die Handelsbeziehungen zur Dominion sind schlecht und recht geregelt worden; bis in den März 1910 war Zollkrieg gewesen. Aber was zwischen beiden Ländern umgesetzt wird (im Ganzen etwa 50 Millionen Mark), ist nicht so überwältigend, daß man à tout prix für Kanada begeistert sein müßte. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 30. November 1912.

Mene Tekel.

1805.

Napoleon Bonaparte, der das Diadem der Römerkaiser, der Caesaren und Karlinger, auf das vom Papst gesegnete Haupt gestülpt hat, besinnt die Landung in England, die „sechs Jahrhunderte voll Schmach und Schimpf rächen soll“, und reist, um Europens Auge von der Kanalküste, dem Ziel seines Planens, abzulenken, durch Italiens sommerlich prangende Flur. Kann der Plan gelingen? Alle Nüchternen zweifeln und William Pitt sitzt furchtlos in seiner Inselfestung. Ein geheimes Abkommen verbündet ihm Rußland, dessen junger Zar Alexander nach der Glanzrolle des Völkerbefreiers langt. Und seit Napoleon den Scheitel mit der Krone von Italien geschmückt und Ligurien dem Kaiserreich einverleibt hat, ist auch der casus foederis gegeben, den der austro-russische Vertrag vom Dezember 1804 voraussah. England, Oesterreich, Rußland: des Usurpators Sterbestunde muß nahen. Ein Kongreß wird ihn entkrönen oder ihm mindestens die Herrschaft über Italien, in Deutschland, Holland, der Schweiz das Mitbestimmungrecht nehmen und seinem Frankreich wieder den Rhein und die Mosel als Grenzen geben. Alexander war ein Schwärmer, den Adam Czartoryski für die Polensache gewonnen und zu hochmüthiger Geringschätzung Preußens beredet hatte. Pitt vermochte, wie die meisten Staatsmänner Britaniens, die festländischen Machtverhältnisse nicht richtig einzuschätzen. Und in der Hofburg herrschte Kaiser Franz, „das Skelett, dem das Verdienst seiner Vorfahren auf den Thron geholfen hat“ (Bonaparte). Diese Trias

wähnt, ohne Zusammenballung aller erreichbaren Machtmittel den Riesen bezwingen zu können. Zwar mahnt Erzherzog Johann, mahnt der Protestantenfeind Gentz selbst zur Verständigung mit Preußen, ohne das nichts auszurichten sei. Sie überreden schließlich den Kaiser auch zu dem Vorschlag eines austro-preußischen Bündnisses, das den fremden Eroberer niederwerfen und Oesterreich im Süden, Preußen im Norden Deutschlands die Oberhoheit sichern solle. Doch die Unterhändler kommen über lauen Eifer nicht hinaus; und in Berlin hofft man noch immer, in behaglicher Ruhe den Welthändeln zuschauen zu können. Europa braucht Frieden, spricht der schwachgemuthe König, und Preußens Platz kann nur neben Denen sein, die auch unter Opfern den Frieden erhalten wollen. Selbst im Kriegsfall, schreibt Hardenberg, kann Norddeutschland neutral bleiben; und warum soll es sich nicht dem Franzosenkaiser verbünden, wenn er uns Preußen einen ansehnlichen Machtzuwachs, etwa durch die Annexion Hannovers, erreichen hilft? Der König und der Minister des Auswärtigen empfinden nicht, daß es sich um eine Lebensfrage deutscher Zukunft handelt; daß dem Vormarsch des Korsen nur Halt zu gebieten ist, wenn Nord und Süd des deutschen Sprachbereiches zusammenwirken. Napoleon fühlt das Dämmern einer Schicksalsstunde. Rußland und Oesterreich rüsten? Gut; ihr Tempo, die Schranke ihres Kraftaufwandes, kennt er. Die Absicht, Nelsons Flotte nach Westindien zu locken und im Kanal dann den Ueberfall vorzubereiten, hat die Wachsamkeit des großen Admirals vereitelt. Also muß die Entscheidung auf dem Festland fallen. Die Armee wird von Boulogne an den Rhein geschickt, Bayern, Württemberg, Baden, Hessen werden ins bonapartische Lager hineingeschmeichelt, die Heerstraßen an der oberen Donau erspäht. Der Krieg kann beginnen. Preußen weist zwar den Bündnißantrag zurück, den der Gesandte Laforest im Auftrag des Kaisers ins Schloß bringt; will aber neutral bleiben. Und Napoleon höhnt: „Preußen mag thun und lassen, was ihm beliebt; es ist heute schon in die Reihe der Mächte zweiten Ranges hinabgesunken.“

In Preußen wird um Zölle, Steuern, Verwaltungreformen gestritten. Salzmonopol, neuer Tarif für Ost- und Westpreußen, Fabrikkommissare, Bankpolitik: mit solchen Aufgaben ist das Generaldirektorium beschäftigt. Jede internationale Vereinbarung

scheint eine Fessel. Napoleon bietet Hannover und ließe wohl, wenn Hardenberg ungehemmt weiter verhandeln dürfte, auch über Sachsen und Böhmen noch mit sich reden. Die Koalirten, England, Rußland, Oesterreich, Schweden, verheißen die Stärkung der Position, die Preußen bis zum Baseler Frieden auf dem linken Rheinufer gehabt hat. Von beiden Seiten winkt Gewinn; wer mit Fritzenmuth das Schwert zieht, kann ihn einheimsen. Doch Friedrich Wilhelm der Dritte ist nicht der Mann tapferen Entschlusses. Er möchte neutral bleiben und nichts riskiren; ist schon um den Preis der Neutralität Hannover zu haben: um so besser. Nur wollen die Großmächte nicht wieder, wie in den Tagen der Zweiten Koalition gegen Frankreich, durch preußische Zaudertaktik gehindert sein; wer ihnen Schwierigkeiten bereitet, gilt als gemeinsamer Feind. Alexander schreibt nach Berlin, ein Theil seines Heeres werde durch Südpreußen und Schlesien marschiren: und zwingt durch diesen Drohbrief den König zur Mobilmachung. Den Krieg hofft er noch zu vermeiden. Aber auch der Zustand, den die Staatsrechtssprache bewaffnete Neutralität nennt, kostet Geld. Stein soll helfen; dringt mit seinen Finanzreformvorschlägen aber noch nicht durch. Ihn dünkt der Krieg gegen Frankreich unvermeidlich, er möchte ihn in der für Preußen günstigsten Stunde wagen und scheut, unter Säuslern ein Mann, nicht den unpopulären Ruf des Kriegsparteiführers. Neutralität? Der Korse hat sie ja schon verletzt; hat, um die Oesterreicher bei Ulm zu fassen, ein Corps durch das preußische Franken geschickt. Den dadurch in der Brust Friedrich Wilhelms entstandenen Groll muß man nützen. Preußens ganzes Heer wird mobilisirt, der diplomatische Verkehr mit Frankreich abgebrochen, den Russen der Marsch durch Schlesien erlaubt. Alexander kommt nach Berlin und erobert, wie überall, rasch die Herzen. Auch Steins. Mit einem solchen Bundesgenossen, schreibt er, können wir den Kampf gegen den „gefürchtetsten Mann in Europa“ getrost wagen. Der Uebermuth des Imperators ist nicht länger zu dulden; die Selbsterhaltungpflicht zwingt uns, zu der Wiederherstellung des europäischen Gleichgewichtes mitzuwirken Der Friede ist ein gutes Ding; der Mann mit den zwei Kronen auf dem Plebejerhaupte träumt jetzt aber von neuen Siegen und ist humanen Friedenswünschen nicht erreichbar. Die Oeffentliche Meinung, die den inneren Zwang zu kriegerischer Wehr noch nicht

empfindet, muß aufgeklärt und zur Erkenntniß der Lage geleitet werden. „Durch eine in der Stille zu veranlassende und zu autorisirende Schrift sind die Begriffe des Publikums von der Nothwendigkeit der Maßregeln, die zur Eröffnung außerordentlicher Quellen des öffentlichen Einkommens ergriffen werden, und von der Güte der Absichten und Aussichten zu bestimmen und zu befestigen." Johannes Müller erhält den Auftrag, ein Manifest zu verfassen, das den Titel tragen soll: „Von dem Krieg an die Preußen." Und Stein schreibt an Hardenberg: „Gott gebe, daß man in diesem Moment der Krisis kraftvoll handle!" Gottes Ohr verschließt sich dem Wunsch des preußischen Patrioten. Friedrich Wilhelm kann von der Hoffnung auf friedliche Verständigung nicht lassen. Der Eindruck des französischen Neutralitätbruches ist bald aus seiner Bourgeoisseele verwischt. Auch Hardenberg fühlt nicht, daß jetzt nur ein rascher Entschluß zum Aeußersten zu retten vermag, und räth zu dem Versuch bewaffneter Vermittlung (der durch jeden Sieg des Imperators doch überholt würde). Und selbst diesem Rath folgt der König nur, weil ihn der Zar darum bittet (uniquement par amitié pour moi, schreibt Alexander). Im Potsdamer Vertrag übernimmt Preußen die Pflicht, Napoleon zur Anerkennung des Besitzstandes von Luneville zu bringen oder der Koalition beizutreten; für den zweiten Fall wird ihm eine stattliche Gebietserweiterung zugesagt. Als der Zar auf die Wiederherstellung des Polenreiches (dessen Krone er schon auf seinem jungen Haupt schimmern sah) verzichtet und am Sarg Friedrichs des Großen den König umarmt hat, scheint das Bündniß besiegelt und stark genug, allen Stürmen zu trotzen. Daß es gar nicht erst erprobt wurde, ist Alexanders Schuld. Der wollte die Welt durch einen schnell entscheidenden Sieg überraschen, ging, ohne Preußens Intervention und Kriegsbereitschaft abzuwarten, gegen die klug gewählte Stellung der Franzosen vor und schuf dem Imperator die Möglichkeit, bei Austerlitz den Jahrestag seiner Krönung zu feiern. Oesterreich erbittet einen Waffenstillstand. Rußland stellt die in Schlesien und Niedersachsen versammelten Truppen unter preußischen Befehl. Friedrich Wilhelm gebietet über dreihunderttausend Mann und kann nicht nur Norddeutschlands Freiheit wahren, sondern auch Oesterreich zu einem anständigen Frieden helfen. Findet er im Drang nun wenigstens die Kraft zu dem

nothwendigen Entschluß? Graf Christian Haugwitz ist ins französische Lager geschickt worden, um mit Napoleon zu verhandeln. Er muß, wenn seine Mission Erfolg haben soll, das Ultimatum so rasch vorlegen, daß ein Sieg des Gegners es nicht unwirksam machen kann. Erwähnt es in dem einzigen Gespräch, das er mit Napoleon vor dem Tag von Austerlitz hat, aber gar nicht und verpflichtet Preußen, während der diplomatischen Verhandlung mit Frankreich den Truppen der Koalition die hannoversche Grenze zu sperren und damit die Möglichkeit eines Marsches nach Holland zu nehmen. Er droht nicht, spricht nicht von bewaffneter Intervention, deutet nicht einmal an, daß Preußen den Oesterreichern beistehen wolle, läßt sich mit schlauen Worten abspeisen und übergiebt in Wien, während bei Austerlitz die Sonne sinkt, leichten Herzens dem Courier seinen Bericht. Als Stein den Inhalt kennt, schreibt er an Hardenberg: „Das Benehmen des Grafen Haugwitz ist feig, doppelzüngig, strafbar und bestärkt mich nur in der tiefen Verachtung, die mir dieser verächtliche Sykophant stets eingeflößt hat. Seine Feigheit hat sich darin gezeigt, daß er nicht einmal gewagt hat, den Friedensvorschlag auszusprechen, dessen Ueberbringer er war, und daß er die Bedingung annahm, durch die ein verbündetes Heer im Norden lahmgelegt wurde. Seine Perfidie hat er dadurch bekundet, daß er nichts that, um mit den Verbündeten Rücksprache zu nehmen, daß er sich weder mit Stadion (dem österreichischen Minister) zu besprechen gesucht noch mit den beiden Kaiserhöfen von Rußland und Oesterreich in Verbindung gesetzt hat. Man muß diese eben so verächtliche wie perfide Kreatur zurückrufen, auf ihre Güter schicken und den Krieg beginnen, indem man in Böhmen einrückt und auf die Donau marschirt.“ Auch Hardenberg tadelt den Grafen hart, Beyme nennt ihn einen verächtlichen Schurken und noch in Treitschkes (dem König allzu günstiger) Darstellung ist er ein „charakterloser Mann“ und „pflichtvergessener Unterhändler“. Heute wissen wir, daß Haugwitz nur den Befehl Friedrich Wilhelms ausgeführt hat. Der eingeschüchterte Monarch wollte um jeden Preis den Krieg gegen Frankreich vermeiden (zu dem der von Alexander Ueberrumpelte sich doch bereit erklärt hatte) und gab dem Bevollmächtigten heimlich den Auftrag, sich im Lager des Korsen nachgiebig zu zeigen. Die koalirten Mächte und die preußischen Minister mußten glauben, Haug-

witz sei der Ueberbringer einer Drohnote. Friedrich Wilhelm hatte ihm befohlen, das Ultimatum zu verschweigen. Amtliche und königliche Politik; zwei Wege, zwei Ziele. Preußen hat die Folgen gefühlt.

Noch ists nicht zu spät. Oesterreich hat sich im Waffenstillstandspakt verpflichtet, seine Grenze keinem fremden Heer zu öffnen. Rußland hat Preußen zwar der Fessel des Potsdamer Vertrages entbunden, will ihm aber mit seiner ganzen Macht beistehen, wenn es friedlicher Verständigung den Krieg vorzieht. Einstweilen sind die Corps Tolstoi und Bennigsen leicht heranzuholen; mit den Preußen, Sachsen, Hessen über zweihunderttausend Mann. Hat Preußen noch die Kraft zum Wollen, so kann es mit solcher Truppenzahl seine Unabhängigkeit wahren und einen leidlichen Vergleich erwirken. Unsere Mittel, schreibt Stein, finanzielle und militärische, erlauben uns, eine ehrenvolle Unabhängigkeit zu erstreben und durchzusetzen. Doch wieder versagt der König. Zwar sträubt er sich, den von Haugwitz aus Schönbrunn nach Berlin gebrachten Vertrag zu ratifiziren, der dem Staat Fritzens Ansbach und Kleve nimmt, ihn zur Anerkennung aller den Oesterreichern im künftigen Frieden aufzuerlegenden Bedingungen, in einem anderen Artikel zur Anerkennung des unantastbaren türkischen Besitzstandes verpflichtet und ihm als Entgelt das Kurfürstenthum Hannover zuspricht. Dieser Vertrag, der Preußen zu Schutz und Trutz an Frankreich bindet, scheint selbst den friedseligen Berlinern gar zu schimpflich; er würde den Briten, von denen Preußen eben Subsidien annehmen wollte, Hannover rauben, auf das Frankreich nicht das geringste Recht hat, und die Höfe von London, Wien, Petersburg in Todfeindschaft gegen die treulosen Preußen hetzen. Aber Friedrich Wilhelm zaudert so lange, vertrödelt in seiner Angst so viel Zeit an den Versuch, das Benefizium des Bündnisses ohne dessen Nachtheile einzustreichen, daß dem Sieger von Austerlitz Muße bleibt, seine Heersäulen näher an die preußischen Grenzen zu rücken. Als er so weit ist und erfährt, daß der König, um Geld zu sparen und den Titanen nicht zu reizen, die Kriegsrüstung abgelegt, die Armee auf den Friedensfuß zurückgebracht hat, sagt er lächelnd zu Haugwitz, auch ihm passe nun der Schönbrunner Vertrag nicht mehr; für Ansbach könne er keine Entschädigung geben und Preußen müsse seine Häfen und Flußmündungen an der Nordsee und den lübecker Hafen der Schiffahrt und

dem Handel Englands sperren. Auch diesen demüthigenden Zusatz hat Haugwitz hingenommen; und der König hat den Pariser Vertrag, der doch wesentlich ungünstiger war als der in Schönbrunn entworfene, in seiner Kriegscheu hastig ratifizirt. Wie diese muthlose Opferung preußischer Lebensinteressen auf starke Herzen wirkte, spürt man in Steins Worten: „Hätte eine große moralische und intellektuelle Kraft unseren Staat geleitet, so würde sie die Koalition, ehe sie den Stoß, der sie bei Austerlitz traf, erlitten, zu dem großen Zweck der Befreiung Europas von der französischen Uebermacht geleitet und nach ihm wieder aufgerichtet haben. Diese Kraft fehlte. Ich kann Dem, dem sie die Natur versagte, so wenig Vorwürfe machen, wie Sie mich anklagen können, nicht Newton zu sein. Ich erkenne hierin den Willen der Vorsehung und es bleibt nichts übrig als Glaube und Ergebung." Preußens Stein ist weich.

Die Gelegenheit war versäumt. Zu spät sah man, in den Tagen von Jena, ein, welcher Fehler es war, Oesterreich im Stich zu lassen. Das hatte Bonaparte früh erkannt. Schon in Schönbrunn rief er: „Wenn ich Preußens sicher bin, muß Oesterreich thun, was ich will!" Erzwang mit dem ersten Vertrag (dem er in Paris dann noch die Spitze gegen England gab) vom wiener Hof die Abtretung des venetischen, tirolischen und schwäbischen Besitzes. Und lernte Preußen, dessen thörichte Furchtsamkeit ihm den Weg gekürzt hat, nie wieder respektiren. Am zwölften September 1806 schreibt er aus Saint-Cloud an Talleyrand: „Der Gedanke, Preußen könne allein Etwas gegen mich unternehmen, ist so lächerlich, daß er mir der Erörterung nicht werth scheint. Mein Bündniß mit Preußen beruht auf der Furcht. In Berlin ist das Kabinet so verächtlich, der König so charakterlos, der Hof so völlig von der Abenteuersucht junger Offiziere beherrscht, daß mit dieser Macht nicht ernsthaft zu rechnen ist. Was sie jetzt gethan hat, wird sie wieder thun: rüsten, zaudern, während draußen gekämpft wird, abrüsten und sich mit dem Sieger verständigen. Wir dürfen sie nicht durch direkte Drohung allzu sehr erschrecken; es genügt, wenn wir in Berlin sagen: Legt Eure Rüstung ab oder ich muß meine verstärken. Das mindert die Furcht und läßt sie doch nicht einschlafen. Auf solchem Mittelweg wächst das Heilkraut, mit dem man Preußen behandeln muß." Zu dieser Schätzung hatte die unkönigliche Politik des Königs dem Staat Friedrichs verholfen. Ihn machte

Stein, machte jeder aus wachem Auge dem Gang der Dinge Zuschauende für das Geschehen und Unterlassen verantwortlich. Und von ihm und seinen Kreaturen Haugwitz und Köckritz gilt, was der Steinbiograph Max Lehmann von den preußischen Staatsmännern sagt: „Sie wollten ernten, ohne gesät, gewinnen, ohne gesetzt, siegen, ohne gekämpft zu haben.“ Sie fühlten nicht, daß Oesterreich diesmal für die alldeutsche Sache focht; auch für Preußens.

1909.

Daß Oesterreich für die alldeutsche Sache ficht, wird im Deutschen Reich auch im Jahr des Haders um Bosnien nicht klar erkannt. „Wozu setzen wir uns für österreichische Interessen einer Kriegsgefahr aus?“ Das hört man nun täglich; von verständigen, auf ihre Art patriotischen Leuten. Täglich die Erinnerung an Bismarcks Rath, die Option zwischen Rußland und Oesterreich zu meiden und Balkanfragen, wenn der Wahl nicht auszuweichen ist, lieber im russischen als im österreichischen Sinn zu beantworten. „Der Kaiser Franz Joseph ist eine ehrliche Natur, aber das österreichisch-ungarische Staatsschiff ist von so eigenthümlicher Zusammensetzung, daß seine Schwankungen, denen der Monarch seine Haltung an Bord anbequemen muß, sich kaum im Voraus berechnen lassen. Die centrifugalen Einflüsse der einzelnen Nationalitäten, das Ineinandergreifen der vitalen Interessen, die Oesterreich nach der deutschen, der italienischen, der orientalischen und der polnischen Seite hin gleichzeitig zu vertreten hat, die Unlenksamkeit des ungarischen Nationalgeistes und vor Allem die Unberechenbarkeit, mit der beichtväterliche Einflüsse die politischen Entschließungen kreuzen, legen jedem Bundesgenossen Oesterreichs die Pflicht auf, vorsichtig zu sein und die Interessen der eigenen Unterthanen nicht ausschließlich von der österreichischen Politik abhängig zu machen ... Kann sich nicht die Politik für Pflicht gehaltener Undankbarkeit, deren Schwarzenberg sich Rußland gegenüber rühmte, in anderer Richtung wiederholen, die Politik, die uns von 1792 bis 1795, während wir mit Oesterreich im Felde standen, Verlegenheiten bereitete und im Stich ließ, um uns gegenüber in den polnischen Händeln stark genug zu bleiben, die bis dicht an den Erfolg bestrebt war, uns einen russischen Krieg auf den Hals zu ziehen, während wir als nominelle Verbün-

dete für das Deutsche Reich gegen Frankreich fochten, die sich auf dem Wiener Kongreß bis nah zum Krieg zwischen Rußland und Preußen geltend machte? Die Anwandlungen, ähnliche Wege einzuschlagen, werden für jetzt durch die persönliche Ehrlichkeit und Treue des Kaisers Franz Joseph niedergehalten und dieser Monarch ist nicht mehr so jung und ohne Erfahrung wie zu der Zeit, da er sich von der persönlichen Rancune des Grafen Buol gegen den Kaiser Nikolaus zum politischen Druck auf Rußland bestimmen ließ, wenige Jahre nach Vilagos; aber seine Garantie ist eine rein persönliche, fällt mit dem Personenwechsel hinweg und die Elemente, die die Träger einer rivalisirenden Politik in verschiedenen Epochen gewesen sind, können zu neuem Einfluß gelangen... Die Eindrücke und Kräfte, unter denen die Zukunft der wiener Politik sich zu gestalten haben wird, sind komplizirter als bei uns, wegen der Mannichfaltigkeit der Nationalitäten, der Divergenz ihrer Bestrebungen, der klerikalen Einflüsse und der in den Breiten des Balkan und des Schwarzen Meeres für die Donauländer liegenden Versuchungen. Wir dürfen Oesterreich nicht verlassen, aber auch die Möglichkeit, daß wir von Oesterreich freiwillig oder unfreiwillig verlassen werden, nicht aus den Augen verlieren. Die Möglichkeiten, die uns in solchen Fällen offen bleiben, muß die Leitung der deutschen Politik, wenn sie ihre Pflicht thun will, sich klar machen und gewärtig halten, bevor sie eintreten, und sie dürfen nicht von Vorliebe und Verstimmung abhängen, sondern nur von objektiver Erwägung der nationalen Interessen.“ („Gedanken und Erinnerungen.“) Also muß Jeder, der an Bismarck glaubt, die entschiedene Unterstützung der österreichischen Balkanpolitik jetzt tadeln? Nein. Erstens gilt hier Molières Wort: „Quand sur une personne on prétend se régler, c'est par les beaux côtés qu'il lui faut ressembler“; und zu den objektiv schönen, in alle Ewigkeit als Muster brauchbaren Seiten bismärckischen Wesens gehört die mißtrauische Antipathie nicht, die der größte Preuße gegen Oesterreich hegte, seit er Schwarzenbergs Depesche vom siebenten Dezember 1850 gelesen hatte, „in welcher der Fürst die Olmützer Ergebnisse so darstellt, als ob es von ihm abgehangen habe, Preußen zu demüthigen oder großmüthig zu pardonniren“. Zweitens ist die Zeit, von der [illegible] die Bismarck sprach, unwiederbringlich dahin und die [illegible] Rußland könne sich, wenn wir ihm Hilfe oder wohlwollende Neu-

tralität weigern, einer uns feindsäligen Koalition anschließen, unzeitgemäß, seit dieser Anschluß Ereigniß geworden ist. Bismärckische Politik treibt Der aber nicht, der unter veränderten Umständen handelt, wie Bismarck in einer bestimmten Stunde gehandelt oder gerathen hat, sondern nur der geistig autonome Staatsmann, der aus der Summe des Möglichen das im Augenblick Nothwendige so klug, so tapfer, so nüchtern zu errechnen vermag wie Bismarck unter dem Druck der Verantwortlichkeit. Drittens hätte der Mann, der vom Winter des Jahres 1805 als von einer versäumten Gelegenheit sprach, die Wiederholung des damals gemachten Fehlers niemals gebilligt. Und viertens handelt sichs für uns da unten nicht um österreichische Interessen, sondern um deutsche. Merken wir Das wieder zu spät, dann treiben wir Oesterreich ins Lager des Feindes (das seine Slaven längst mit der Seele suchen) und erneuen die kaunitzische Koalition, deren Schreckbild, nach dem Wort Peters Schuwalow, dem ersten Kanzler den Schlummer störte.

Warum wird Oesterreich bedroht, gescholten, mit immer neuer Schwierigkeit umdrängt? Weil es in der Aera des jungtürkischen Parlamentarismus, der Bosniaken und Herzegowzen an die Wahlurne rufen konnte, sein Hoheitrecht dem Bereich des Zweifels entrückt, das Ansehen des alten Kaisers zur Erledigung eines dem Nachfolger unbequemeren Staatsgeschäftes genützt und die seit dreißig Jahren okkupirten Balkanprovinzen annektirt hat? Nein: weil es dem Deutschen Reich verbündet und noch nicht entschlossen ist, diese Bundesgenossenschaft gegen einen anglo-russisch-französischen Assekuranzvertrag zu tauschen. Keine Großmacht hat geglaubt, Oesterreich-Ungarn werde die ihm in Reichstadt, auf dem Berliner Kongreß und durch ein geheimes Separatabkommen zugesprochenen Provinzen je wieder räumen. Keiner kann die Beantwortung der Frage, ob Oesterreichs Souverainetätrecht in diesen Provinzen beschränkt bleiben solle, wichtiger sein als der Türkei, die sich, nachdem ihr ein anständiges Trinkgeld gewährt war, mit der Annexion abgefunden hat. Keine würde sich für Serbiens Sehnsucht nach einem Weg an die Meeresküste erhitzen. Was seit dem siegreichen Jungtürkenputsch geschah, hat aber bewiesen, daß die Einkreisung ziemlich unwirksam bleiben muß, so lange Oesterreich an Deutschlands Seite ausharrt. Frankreich will nicht, Rußland kann noch nicht losschlagen. Die Heere der

beiden mitteleuropäischen Kaiserreiche wären vereint so stark, daß selbst der skrupellose Herr Iswolskij nicht wagen würde, die Reste russischer Wehrmacht diesem Anprall auszusetzen. Deshalb soll Oesterreich eingeschüchtert und aus dem Bund geängstet werden. Ist dieses Ziel erreicht, dann ist Deutschland in unbequemer Lage und, da Oesterreich sich dem feindlichen Concern anschließen müßte, gezwungen, gegen die kaunitzische Koalition (Frankreich, Rußland, Oesterreich unter britischem Patronat) zu kämpfen oder von ihr demüthigende Zumuthung hinzunehmen. Was die Gegner hindern kann, an dieses Ziel ihrer Wünsche zu kommen, muß versucht werden. Und der Staatsmann, der dazu mitwirkt, dient nicht den Habsburg-Lothringern, sondern dem Deutschen Reich. Für dessen Lebensinteresse der höchste Preis nicht zu hoch sein darf; auch der mit dem Blut deutscher Menschen zu zahlende nicht. Und schon die Erkenntniß der Zahlungbereitschaft würde genügen.

Vielleicht wäre die Auferstehung des Dreikaiserbündnisses möglich geworden, wenn Deutschland sich für das russische Verlangen der Meerengenöffnung eingesetzt hätte. Frankreich konnte dem Wunsch der nation amie et alliée kaum widersprechen, Oesterreich hatte ihm zugestimmt, und gelang es den Briten, die neuen Tyrannen der Türkei zu ernstlicher Abwehr zu waffnen, so konnten die Botschafter der Kaiserreiche in Petersburg sagen: Jetzt seht Ihr, wo Eure Feinde zu suchen, Eure zuverlässigen Freunde zu finden sind. Immerhin sprach manches Bedenken gegen den Versuch, den Osmanen auch dieses Opfer noch in der Stunde nationaler Erregtheit aufzuzwingen. Da er nicht unternommen ward, blieb keine Wahl. Wir mußten mit Oesterreich gehen. Früher gemachte Fehler tilgt auch der beste Wille nicht binnen kurzer Frist. Jetzt mußten wir. Diese Nothwendigkeit hat Fürst Bülow erkannt und oft ausgesprochen, daß unser Platz an Oesterreichs Seite sei. Nicht so unzweideutig sprach leider die offiziöse Presse. Als in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung gesagt worden war, Oesterreich handle, wie es müsse, und dürfe auch für den Fall schärferen Konfliktes mit Serbien und dessen Protektoren zuversichtlich auf die deutsche Hilfe zählen, erschien in der fast eben so offiziösen Kölnischen Zeitung ein im Ton einer Bußpredigt gehaltener Artikel, der Herrn von Aehrenthal rieth, „dem kleinen Nachbarstaat aus freier Entschließung Zugeständnisse zu machen“, und der

austro-ungarischen Presse huldvoll eine mildere Behandlung Serbiens empfahl. Dieser Artikel, den Wolffs Telegraphen-Bureau (auf wessen Weisung?) verbreitete, blieb nicht vereinzelt. Die Folgen? In Paris hieß es, Deutschland werde mit sich reden lassen; in Wien wurde gedruckt, von Deutschland sei nicht viel mehr zu erwarten als, von Zeit zu Zeit, ein Artikel der Norddeutschen, dessen Werth durch lästige Rathschläge der Kölnischen noch gemindert werde; in den Times las man, Deutschland lasse die Kanonen krachen, um das Rückzugsgeräusch zu übertönen, und in der Daily Mail, Deutschland wolle keinen Krieg und wage ein kräftiges Wort nur, wenn nichts Gefährliches mehr zu fürchten sei. So gehts nicht weiter. Wohin wir mit einer zwiespältigen Politik, einer offiziellen und einer offiziösen, kommen, hat der Marokkostreit gelehrt. Wenn die Preßmannschaft des Auswärtigen Amtes damals nicht, statt der amtlichen, die kaiserliche Politik („des impulsiven Entgegenkommens") unterstützt hätte, wären die Zumuthungen, denen wir uns dann, dem Reich zum Unheil, fügten, nie an uns gelangt. Dieses Doppelspiel darf sich nicht wiederholen. Um keinen Preis der Glaube entstehen, das Deutsche Reich betheure zwar täglich seine Bundestreue, wolle sich den äußersten Konsequenzen aber entziehen und lasse, um Oesterreich zu Nachgiebigkeit zu stimmen, von bieder blickenden Konsorten deshalb Schonung des serbischen Nationalstolzes empfehlen. Daran mögen die Erben Lombards und die Ueberlebenden der Troisième Allemagne unseligen Angedenkens ihre Freude haben, denen jede in Paris fabrizirte Meinung höchster Bewunderung werth scheint. Wer deusche Politik machen will, muß zunächst wissen, was Deutschlands Interesse heischt.

Das ist nur gewahrt, wenn Oesterreich-Ungarn den Handel mit sichtbaren Ehren und mit greifbarem Vortheil abschließt. Dann wäre dem Islam und den christlichen Balkanvölkern, wäre Europen und ihren Geschwistern bewiesen, daß Eduards Concern nicht Alles, was ihm beliebt, durchzusetzen vermag und daß die zwischen Nordsee und Adria herrschenden Kaisermächte Kraft und Ausdauer genug haben, um auch auf einem umlauerten und umdrohten Weg ans Ziel ihres Wollens zu gelangen. Serbien wird von England, Rußland, Italien, seit Eduards pariser Reise auch wieder von Frankreich mit offener Entschlossenheit unterstützt. Wozu sind die vier Mächte entschlossen? Für Serbien, das einen

Ausgang nach der Küste braucht, Krieg zu führen? Dann sollen sies thun. Heute lieber als morgen. Dann soll man ihnen nicht erst Zeit zu gemächlicher Vorbereitung lassen, nicht warten, bis sie in Bereitschaft sind, sondern die Stunde wählen, die in Berlin und Wien den Generalstäben die für den Kampf günstigste scheint.

Die Vier werden sich hüten. In der Reichsduma ist festgestellt worden, daß Rußland kaum das zur Landesvertheidigung Nothwendige zu leisten vermöchte; wenn der Kerntruppenrest als chair à canon an die Grenzen spedirt wird, sinkt das Reich in Anarchie zurück und das Haus Holstein-Gottorp mag um sein Kaiserrecht zittern. Frankreichs Wehrmacht wird von Allen, die noch in der Vorstellungwelt der siebenziger Jahre leben, phantastisch überschätzt. Nicht von nüchternen Franzosen. Die wissen, was sie von einem Kriege gegen Deutschland zu erwarten hätten, und werden ihn meiden, so lange es irgend möglich ist. Mit der Britenflotte wäre in solchem Krieg nicht viel anzufangen, wenn unsere Schiffe sich nicht zur Schlacht stellten und die deutsche Ueberlegenheit in der Luftschiffahrt und Unterseebootstechnik klug ausgenützt würde. Italien wird die erste Entscheidungschlacht abwarten und dem Sieger dann enthusiastisch erklären, daß es mit seinen heißesten Wünschen immer bei ihm war. Was wollen die Vier also? In Südosteuropa probiren, was in Nordwestafrika so guten Ertrag gebracht hat. Sie haben gesehen, daß vor und in Algesiras das Deutsche Reich jedem Druck nachgegeben hat, und hoffen, dieses angenehme Schauspiel noch einmal zu erleben. Dann wird Oesterreich (dem man die Verständigung mit Rußland, sogar mit Italien bequem machen würde) von Deutschland abgedrängt oder das Ansehen beider Reiche (nicht nur im islamischen Gebiet) doch so geschmälert, daß von dem Loch im Südosten des Isolirungskreises keine ernstliche Gefährdung des Vierbundes mehr zu fürchten ist.

Das darf nicht geschehen. Das wird nicht geschehen, wenn in Wien kein Zweifel darüber bleibt, daß Deutschland diesmal bis ans Ende durchhalten und kein Wille mächtig genug sein wird, die deutsche Politik von dem bedachtsam gewählten Weg je abzubringen. Von dem gewählten Weg? Blieb denn eine Wahl? Dem nur, der auch Oesterreich noch verlieren, das Land Fritzens und Bismarcks zum Kinderspott erniedern und dann vielleicht über Vereinsamung und Mißachtung jammern wollte. Das muß

der Nation gesagt und als Oeffentliche Meinung proklamirt werden. Noch ist nicht versucht worden, die Deutschen zu überzeugen, daß von Ost ein Krieg kommen kann, dem nur ein Tropf zaghaft ausbiegen würde und der nicht, wie die Kurzsicht wähnt, für Oesterreichs, sondern für Deutschlands Lebensinteresse zu führen wäre. Reichte 1805 der Blick des Freiherrn vom Stein weiter als 1908 der des Fürsten Bülow? Soll die Nation wieder, wie 1905, in dem Irrglauben gelassen werden, man wolle sie wegen eines Pappenstieles ins Feuer bringen? Sobald sie erkannt hat, welcher Preis auf dem Kampfspiel steht, wird sie ihren Willen zu wuchtiger Geltung bringen und Denen Schweigen gebieten, die den Wienern zu feiger Nachgiebigkeit rathen. Stolz und hart wollen wir Oesterreich. Eine Registrirkonferenz allenfalls; keine, von der Franz Joseph den Rechtsspruch zu erwarten hätte. Kollektivnoten können in Belgrad nützen, sind in Wien aber, wenn sie die serbische Anmaßung direkt oder indirekt fördern, als Makulatur zu behandeln. Hat denn Niemand mehr den Muth, zu wollen? Des Gezerrs und Gezeters wäre rasch ein Ende und die Lautesten würden stumm, wenn man draußen erst wieder wüßte: Deutschland ist, weil der Kampf seiner Sache gilt, zur Kraftprobe bereit.

1912.

Daß er, im Morgengrau des Jahres 1909, die Forderung einer wichtigen Stunde nicht überhört, daß er den Glauben an Deutschlands Muth und Treue wiederhergestellt hat, war die beste That des Fürsten Bülow (der dem unbefangen ihn seinen Erben vergleichenden Blick mählich ins Heroenmaß wächst). Er hatte dem Oheim und Hasser Wilhelms bewiesen, daß wider ein im Bewußtsein erworbener Kraft tapferes Deutschland zulängliche Bundesgenossenschaft nicht zu finden sei; hatte (wie hier am dritten Apriltag vorausgesagt wurde) sich die Möglichkeit guten Abganges gesichert; und konnte, als er im Sommer ging, sogar in der englischen Presse lesen, der Winterfeldzug seiner Diplomatie habe die Lage des Deutschen Reiches beträchtlich gebessert. Agadir hat Alles wieder verdorben. In dem gedemüthigten, doch nicht geschwächten Frankreich den Kriegergeist, den Willen zur Wehrmacht gestählt und die Schlagkraft des endlich wieder von Volkshoffnung umjauchzten Heeres gedoppelt. Die Triple-Entente zum Dreibund gefestigt und den Briten erlaubt, einen neuen berliner Rückzug zu

plakatiren, Italien und Spanien in engere Pflicht zu ziehen, den Khalifen aus seinem letzten afrikanischen Landbesitz wegzudrängen und damit das Zeichen zur Balkanbrandstiftung zu geben. (Wissentlich, wie die Juristen sagen. Herr Tommaso Tittoni, der jetzt im Verein mit Nicolson, Iswolskij, Bertie, Barrère, Paul Cambon und Cartwright die antigermanischen Trustgeschäfte führt, hat im Mai 1905, noch als Minister, Roms Senatoren zugerufen: „An die Eroberung Tripolitaniens darf Italien gar nicht denken. Schon der Versuch, diese Osmanenprovinz zu besetzen, müßte Alle ermuntern, die das Ende der Türkei zu beschleunigen wünschen.") Und jetzt stehen wir vor ernsterer Gefahr als anno Aehrenthal. Oesterreich hat erklärt, daß es serbische Territorialherrschaft, serbisches Hafenrecht in Albanien nicht dulden werde. Ob diese Erklärung klug, ob sie so früh nöthig war, soll man heute in Deutschland nicht öffentlich erörtern; daß Italien sie laut billigt, England und Frankreich sie in der Regirung nahen Blättern freundlich beurtheilen lassen, verräth nur den Wunsch, das Habsburgerreich den Südslaven tief zu verfeinden und ihm, mit liebenswürdigem Lächeln, ein neues, mächtigeres Piemont an den Hals zu hetzen. Von der schmalen Klippe dieser Forderung zu weichen, kann dem Bundesgenossen Oesterreichs nur ausbündige Thorheit empfehlen. Täglich aber hört man hundertmal bei uns wieder die unwirsche Frage: „Für österreichische Interessen sollen wir fechten, für die Lappalie des Adriahafens, der für das Zukunftbild europäischer Politik belanglos ist, sollen unsere Söhne ihr Blut hingeben?" Wärs Lappalie: der Strohhalm, an dem Ehre hängt, ist mit Blutströmen nicht zu theuer bezahlt. Doch der Wahn, daß sichs nur um einen Bagatellprozeß handle, ist über den Aermelkanal eingeschmuggelt worden. Die stärksten Anrainer des Adriatischen Meeres sind anderer Meinung über den Werth albanischer Häfen (zu derem schwierigen Ausbau das Geld von mindestens drei Märkten bequem zu holen wäre). Dem Alarmruf des Abgeordneten De Marinis, der Besitzer eines albanischen Haupthafens werde der Herr der Adria sein, stimmte im Juni 1901 die Kammermehrheit auf Monte Citorio zu. Drei Jahre danach gitterten in Venedig Goluchowski und Tittoni sich in den Entschluß, die Unantastbarkeit Albaniens zu wahren, das sonst für den austro-italischen Bund werden könnte, was Schleswig-Holstein für den austro-preußischen war; und Tittoni spricht zu den Abgeord-

neten: „Wenn Albanien selbst auch nicht sehr wichtig ist, so hätte der Besitzer seiner Häfen doch die unbestreitbae Vorherrschaft im Adriatischen Meer. Die zu erlangen, müßten wir Oesterreich, müßte Oesterreich uns mit allen Mitteln hindern. Deshalb haben die beiden Mächte, die den Frieden wollen, sich einander verpflichtet, auch im Fall einer Störung des status quo albanisches Gebiet nicht zu besetzen." Drum kam jetzt aus der Hofburg nicht der Befehl, vor dem Einmarsch der Serben in Durazzo Truppen zu landen. Mit welchem Eifer man sich aber vom wiener Ballhausplatz um die Albanesenstimmung bemühte, ward offenbar, als im Juni 1911 Markgraf Pallavicini, Franz Josephs Botschafter, die Hohe Pforte ermahnte, die Treibjagd auf Mirditen und Malissoren rasch einzustellen. Lappalie? Für England, dem ein slavisirtes Südosteuropa lieber ist als ein von deutschem Einfluß durchtränktes. Nicht für uns, deren Kultur und Wirthschaft durch einen von Cattaro bis nach Varna, von der Adria bis ans Schwarze, südwärts bis ans Aegäische Meer reichenden Slavenwall jede Auswirkung in den nahen Orient gesperrt würde. Das muß gesagt werden; mit noch festerer Stimme als 1909. „Kommts zum Kampf, so gilt er einem Germanenziel, nicht einer wiener Laune." Wir aber erleben die Wiederholung der unklugen Schwachheit von 1805. Oesterreich fühlt, daß es seinen Rechtsanspruch mit friedlichen Mitteln nur durchsetzen kann, wenn Rußland (dem aus der Mongolei neue Gefahr dräut) und dessen Affiliirte gewiß sind, beim ersten Vorstoß gegen die Heere der verbündeten Kaiserreiche zu prallen. Hinter durchsichtigen Schleiern bereitet es die Mobilmachung vor; schickt, zugleich mit Franz Ferdinand, den Chef des Großen Generalstabes nach Berlin, damit er das für die allgemeine Strategie und den Schutz Galiziens Nöthige mit Herrn von Moltke bespreche; will den Prahlern im Osten einschärfen, daß es entschlossen ist, der Waffenprobe nicht auszubiegen, und sicher, im Drang nicht allein zu bleiben. Flink aber winken die Herren der Wilhelmstraße ihre Offiziösesten herbei und heischen ein Flötenkonzert. Seine Bundespflicht werde Deutschland erfüllen; doch einstweilen sehe Alles wunderschön friedlich aus und keine Großmacht denke an Waffenanwendung. Der wiener Abschreckungplan ist vereitelt. In London und Paris wird der sanftmüthige Sinn der Berliner gelobt; und ihnen nun das Allerdümmste zugetraut: die Willfährigkeit, den

Streit um das Türkenerbe ohne Bürgschaft von einem Europäerkongreß schlichten zu lassen, der für jeden Versuch, die deutsche Macht zu mindern, eine undurchlöcherbar feste Mehrheit hätte.

Warum wurde die Aufstellung der neuen Armeecorps beschleunigt, die Kohle den Privatwerken entzogen und in die Marinestation geschafft, für Ersatzreifen der Feldautomobile vorgesorgt und mit den Kommandirenden Generalen in aller Stille verhandelt? Weil mit der Möglichkeit jähen Kriegsausbruches gerechnet werden mußte. War für diesen Tag aber die Stimmung der Nation irgendwie vorbereitet? Hätte nicht aus allen Ecken Geseufz und Geheul die Zumuthung abgewehrt, für Oesterreichs Sonderinteresse Knochen und Blut zu wagen? Und verhieße solche Unlust den raschen Sieg, der allein die Häufung der Angriffsfronten hindern könnte? Preußen fällt, der heute für Deutschlands Schicksal verantwortliche Staat, in die Fehler Friedrich Wilhelms des Zweiten, des Dritten zurück; und schon müssen wir fürchten, daß eine Stunde versäumt ward, die uns niemals wiederkehrt. Die von der Vision des Hauptmanns Moltke geahnte Stunde, in der Oesterreichs Schwert an der Vertheilung des Türkenerbes mitwirkt. Das würde jetzt nicht für Habsburgs Hausmacht, nicht für austrischen Eigensinn, sondern für die Sache des auch ohne Staatsrechtsband unauflöslichen deutschen Volksthumes gezogen. Für unsere Sache: jeder Deutsche muß es hören; jeder Wache kann die Wahrheit des Wortes nachprüfen. Der Türkentrumpf, für den zwanzig Jahre lang so viel geopfert ward, ist der von sorglosen Hirnen gelenkten Hand entsunken. Erst ein auf Asien beschränktes, auf Britengunst nicht mehr angewiesenes Osmanenreich, das am Persergolf, am Nil und am Ganges mitsprechen darf, kann uns wieder nützlich werden. Den Mächten, die es auf Europas Boden beerben, müssen wir in die Kraft helfen, die sie von dem Zwang löst, russischen Druck zu dulden; aber auch jeden Zweifel an unserem Willen zur Wahrung deutscher Vormacht nehmen. Des alten Reiches Ostmärker, Rumänen, Griechen und Albanesen sind in Südost unter Slaven jetzt unserer Hoffnung Stützen. Wer den hellenischen Erbtheil kürzt oder Albanien den Serben ausliefert, fördert den Panslavismus. Wer Rumänien durch Lauheit enttäuscht, tappt an den großen Zeichen der Zeit blind vorüber. Wer Oesterreich zu zager Nachgiebigkeit räth, verschleudert einen Hort Germaniens.

Oesterreichs Finanzbereitschaft.

Das Viertelstündchen des Rabelais schien wieder einmal gekommen, das unangenehme Viertelstündchen, in dem es gilt, die Großmachtstellung der Monarchie bar zu bezahlen. Noch war auf dem Balkan nicht einmal der erste Kanonenschuß gefallen und schon lagen schwer Verwundete, sogar Tote auf den finanziellen Kriegsplätzen der Monarchie. Lawinenstürze sind an den Börsen von Wien und Budapest niedergegangen, haben das seit Jahren aufgethürmte Kursgebäude zerstört und manche Existenz unter den Trümmern begraben. Die Banken mußten die Verbindlichkeiten ihrer Effektenkunden revidiren: und da zeigte sich, daß die Kundschaft bis zur Grenze der Leistungsfähigkeit und in vielen Fällen sogar darüber hinaus engagirt war. Auch die Sparkassen blieben nicht verschont; an vielen Schaltern forderten geängstete Sparer ihre Einlagen zurück. Die Erschütterung überraschte um so mehr, als der Geld- und Kapitalmarkt schon seit langer Zeit politischen Erwägungen ganz verschlossen blieb. Plötzlich wurde er ein allzu empfindliches Barometer der politischen Ereignisse. Und schnell entstand die Frage, ob die Monarchie auf einen Krieg finanziell vorbereitet, ob die Mobilmachung auf finanziellem Gebiet eben so gut organisirt ist wie auf militärischem.

Seit mehr als dreißig Jahren, seit die Monarchie zuerst mit Deutschland und später auch mit Italien ein Bündnißverhältniß schloß, hat Europa die Schrecknisse eines größeren Krieges nicht kennen gelernt. Die Kriege, die in diesem Zeitraum auf der Balkanhalbinsel geführt wurden, hatten nicht den Umfang des jetzt erlebten und konnten lokalisirt werden. Ein Menschenalter friedlicher Entwickelung hat die Kriegssorge fast aus dem Bewußtsein der wirthschaftlich thätigen Menschen verbannt. Erst die Annexion von Bosnien hat diesen friedlichen Zustand gestört und zu internationalen Konflikten geführt. Die militärische Mobilmachung im Frühjahr 1909 soll vollkommen gelungen sein; für die finanzielle Bereitschaft hat die Annexion, trotz den 328 Millionen Kosten, uns keine Lehren zu geben vermocht. Damals standen wir ja nur einer Macht dritten Ranges gegenüber. Wie steht es aber im Fall eines Krieges gegen eine Großmacht oder gar gegen zwei? Während des Krimkrieges mußte die Monarchie einen Theil ihrer Truppen demobilisiren, weil die Kassen leer waren; nach Solferino und Königgraetz verbot die Finanznoth jeden Versuch, das Kriegsglück zu verbessern. Seitdem hat sich aber Alles gründlich geändert. Die beiden Staaten der Monarchie haben sich zu einer ungeahnten wirthschaftlichen Entwickelung emporgearbeitet. Das gemeinsame

Budget für Heer und Flotte, das 1868 kaum auf 190 Millionen kam, beträgt heute rund 600 Millionen Kronen. Im selben Maße sind die Kosten der beiden Landwehren gestiegen. Und dem Aufmarsch der militärischen Kräfte muß der Aufmarsch der finanziellen Kräfte entsprechen. Die Heeresverwaltung hat auf dem festen Grund des militärischen Mobilmachungplanes für die ersten Kriegsmonate einen Kostenvorschlag zu verfassen, der den Finanzministern als Basis ihrer Vorbereitungen für die finanzielle Mobilmachung dient. Für die Berechnung der Kriegskosten bietet die Erfahrung früherer Zeiten einige Anhaltspunkte. Rechnet man mit einem Krieg nach mehreren Fronten und mit einer Durchschnittsstärke unserer Wehrmacht von 2½ Millionen Mann, so kann man die Kosten eines künftigen großen Krieges der Monarchie täglich auf 20 Millionen, monatlich auf 600 Millionen, jährlich auf 7,2 Milliarden Kronen schätzen. Eine Mobilisirung unserer Flotte und ein Seekrieg würde, trotz unseren bescheidenen maritimen Vorsorgen, die Kosten für ein Jahr um 200 Millionen Kronen erhöhen.

Für die Deckung dieses Bedarfes muß schon in Friedenszeiten gesorgt werden, damit die finanziellen Kräfte nicht in wenigen Monaten versagen und deshalb zum Friedensschluß drängen. Die Kriegskosten bilden jedoch nur einen Teil der pekuniären Ansprüche. Sie werden erhöht durch die Panik, die beim Ausbruch eines Krieges in großen Gebieten der Wirthschaft entsteht und die beschwichtigt werden muß. Die im Krieg vorzunehmenden finanziellen Maßnahmen müssen so sein, daß deren Ausführung die Grundlagen unserer im Frieden geschaffenen Wirthschaftordnung wenig stört. Die Sicherung der Kriegsmittel darf nur durch die erhöhte Verwendung unserer bereits im Frieden geschaffenen Einnahmequellen und unseres Kredites bewirkt werden. Zunächst kommen die Kassenüberschüsse der beiden Finanzminister in Betracht. Weitere Mittel können durch Verringerung der budgetmäßigen Ausgaben während der Kriegszeit verschafft werden. Die zwei Staaten der Monarchie verfügen über Budgets in der Gesammthöhe von nahezu 5½ Milliarden. Suspendirt man die Ausgaben für kulturelle Zwecke, öffentliche Bauten und Investitionen während der Kriegsführung, so werden dadurch Mittel aus dem Friedensetat zur Verwendung für den Kriegsetat flüssig, die einen großen Theil des Bedarfes zu bestreiten vermögen. Nicht unbedeutend sind die gesetzmäßigen Kriegsleistungen der Kommunen und Privaten an Quartier, Naturalverpflegung, Vorspann und Arbeiten, ferner an Ueberlassung von Grundstücken, Gebäuden und Materialien für den Kriegsbedarf, die vielfach gar nicht oder mindestens nicht bar bezahlt zu werden brauchen.

Für die finanzielle Mobilmachung in der Monarchie ist aber an erster Stelle auf die gemeinsame Notenbank zu rechnen. Als die Kriegsgefahr im Winter 1909 ernster wurde, wirkte eine Thatsache beruhigend: die Oesterreichisch-Ungarische Bank hatte so viel Gold und Goldwerth, daß sie ohne Verletzung der Statuten, im Rahmen der vorgeschriebenen metallischen Deckung, noch zwei Milliarden an Noten ausgeben konnte. Auch bei der jetzigen Krise hat sie die Devisenkurse zu stabilisiren und den Goldbestand zu wahren gewußt. Die Summe der emittirbaren Banknoten bewegt sich nur deshalb um 1,5 Milliarden, weil die Ansprüche gerade Ende Oktober besonders stark sind. Verschärfend hat gewirkt, daß die fremden Guthaben sich vom Markt zurückzogen. Immerhin ist die Bank die stärkste Kriegsreserve der Monarchie, die Kriegsbank par excellence. Ihr Golddepot darf dennoch nicht gewissenlose Kriegsminister oder ehrgeizige Minister zu Spekulationen verleiten. Die Verschuldung der Regirung bei der Notenbank muß als ultima ratio betrachtet und für ernste Zeiten gewahrt werden. In der Krisis nach der Annexion haben sich die beiden Regirungen geeinigt, die Bank so lange wie möglich zu schonen.

Der Notenbank werden die Privatbanken und Sparkassen in patriotischer Weise beistehen. Bei der Ueberfülle der Aufgaben, die sie in Friedenszeiten anstreben müssen, wird man von ihnen eine völlige Kriegsbereitschaft nicht erwarten können. Aber auch sie werden mit ihren starken Reserven und aus der Verwerthung ihres Devisenbesitzes in der ersten Zeit nach der Kriegserklärung einen starken Auslandverkauf österreichischer und ungarischer Effekten an den Börsen der Monarchie hindern können und dadurch den Markt vor zu großem und zu plötzlichem Druck in der gefährlichsten Zeit schützen. Die fieberhaften Bewegungen auf dem Geldmarkt, die unruhigen Börsentage, die die Monarchie in der ersten Woche des vorigen Monats durchgemacht hat, dürfen mit der finanziellen Kriegsbereitschaft nicht in kausalen Zusammenhang gebracht werden. Auch ohne Krieg wäre, früher oder später, die zügellose Spekulation zusammengebrochen.

Faßt man das Gesagte zusammen und bedenkt noch, daß das Nationalvermögen der zwei Staaten der Monarchie die Höhe von hundert Milliarden überschritten hat, so kann man einem Krieg finanziell mit Gleichmuth entgegensehen. Die Beschaffung der nöthigen Kosten ist in der Monarchie ohne Zwangskurs, Zwangsanleihe und ähnliche Mittel möglich.

Dr. Elemér Hantos,
Mitglied des Reichstages, Direktor des Reichsverbandes
Budapest. ungarischer Finanzinstitute.

Römischer Luxus.*)

Im Hause der griechischen Hetaere Dionysia zu verkehren, war für die sittenstrengen Römer nicht so leicht. Wer feine griechische Konversation pflegte und zierliche Manieren sich angewöhnte, konnte ohne Weiteres in der Oeffentlichkeit als unmoralisch und weibisch gebrandmarkt werden. Die Hetaere oder amica spielt in Rom nicht die Rolle wie in Griechenland. Lebedamen kommen meist vom Ausland und erringen keine gesellschaftliche Stellung.

Leider muß bei Betrachtung der römischen Geselligkeitgeschichte die liebgewordene Annahme schwinden, daß ehrbare Frauen, zur Tafel bei der Männergeselligkeit gezogen, unbedingt die Sitten mildern und verfeinern. Im Ganzen und Großen scheint die Römerin durchaus nicht diese günstige Rolle gespielt zu haben. Sie nimmt, wie noch heute die Spanierin bei den Stierkämpfen, an den grausamsten Belustigungen leidenschaftlicher Theil als die Männer. Titus Livius erzählt aus den Zeiten der Republik, daß eine Dame bei einem Festmahl einem Feldherrn, der für sie schwärmte, gesagt haben soll, sie habe leider noch nie gesehen, wie man einen Kopf abschneide; dieses Schauspiel würde sie sehr interessiren. Darauf befahl der Feldherr einen Kriegsgefangenen zur Tafel und hieb ihm eigenhändig den Kopf ab.

Die Frauen, die reiche Mitgift erhalten, wollen ihre Männer unterdrücken und sich selbst keinen Genuß entgehen lassen, durch die Mitgift wird gemacht (dote factae feroces), wie Plautus spottet.

Allmählich erschienen zwar einige schöngeistige Frauen, die interessanteren geselligen Kreis um sich versammeln. Sie gehören meist dem Mittelstand an und sind geistig sehr frei, während die domina des Patriziates fromm konservativ bleibt und Gelehrsamkeit wie Kunstübung nicht ohne Verachtung ansieht. Jedenfalls sind die Frauen der Neureichen an dem plötzlichen Zunehmen eines oft sehr thörichten Luxus stark betheiligt. Schon aus Plautus' Komoedien ersieht man, daß die reiche Modedame zu des strengen Cato Zeiten einen raffinirten Aufwand treibt, der sich etwa mit dem Aufwand heutiger neureicher Amerikanerinnen sehr gut vergleichen läßt. Cato sagt von den Frauen seiner Zeit, sie seien bedeckt mit Purpur und Gold, gemalt im Gesicht und ein rother Staub lege sich auf ihre Haare. Ihr Luxus beschäftigt unzählige Gewerbe. Längst hält die Matrone ihre einfache weiße Tunika für altmodisch und ersetzt sie mit einer in Purpur gefärbten Stola.

---

*) Herr von Gleichen-Rußwurm hat den ersten Band seiner „Geschichte der vornehmen europäischen Welt“ (sie erscheint bei Julius Hoffmann in Stuttgart) vollendet; er trägt den Titel „Elegantiae“ und erzählt vom Leben und Denken der „Vornehmen“ im klassischen Alterthum. Ein paar Proben werden zeigen, daß aus Fleiß und Takt, aus bunten Farben und anmuthigen Konturen hier ein sauberes und gefälliges, fast Jedem Etwas bringendes Werk entstanden ist.

Damen verschmähen auch das praktische Stiefelchen, den calceus, und tragen statt dessen den feinen Schuh, die leichte Sandale, solea. Für alle möglichen Gelegenheiten, festliche und intimere Zusammenkünfte, Tempelgänge und Theaterbesuch giebt es unendliche Abarten von elegantem Schuhwerk, je nach der Gelegenheit parfumirt; ja, es entsteht ein eigenes Gewerbe, jenes der Schuhparfumerie.

Plautus führt eine ganze Reihe von Modenarrheiten auf, die sich nach dem letzten Punischen Krieg entwickelten, lange bevor Rom die Welt unterjochte. Das Verbot, orientalische Parfums zu verkaufen und anzuwenden, nachdem sie seit dem Krieg gegen Antiochus von den Eleganten eingeführt waren und den Dichter zu dem Wort veranlaßt hatten: „Nicht Jeder kann nach orientalischen Salben duften", wird umgangen. Schminken und Wohlgerüche jeder Art stapeln sich auf den Toilettentischen, an denen (ähnlich wie es im achtzehnten Jahrhundert wieder Mode werden sollte) die Verehrer der Dame zu geselliger Unterhaltung erscheinen. Jünglinge von Welt wissen schon zu des Plautus Zeiten gut Bescheid um Toilettendinge. Der Dichter erkennt, daß er bei einem großen Theil des Publikums Anklang findet, wenn er die neuen feinen Moden verspottet, und obwohl er selbst griechische Vorbilder zu seinen römischen Komoedien benützt, versäumt er keine Gelegenheit, sich über den Einfluß von Griechenland und Sizilien lustig zu machen. Er liebt derbe Witze, die bei seinen Vorbildern nicht vorkommen, wie Shakespeare italienische Stoffe mit Clownspäßen für seine englischen Zuhörer ausstattet. Plautus hat sogar ein eigenes Wort, um elegantes Schwelgerleben zu kennzeichnen, das er mit einem gewissen Grimm anwendet: „Trinkt Tag und Nacht, führt ein Leben wie Griechen, kauft Mädchen, sie freizulassen, füttert Parasiten und leert für Eure Feste den Markt, sagt ein Verfechter der guten alten Sitte spöttisch dem Sklaven, der den Sohn seines Herrn verführt, solche lose griechische Sitten anzunehmen. Als ihm von dem feinereren Stadtsklaven seine Ländlichkeit vorgeworfen wird, bemerkt er empört: „Da seht mir den Städter, die Freude des Volks! Mein ländliches Wesen wirfst Du mir vor?" Der Gegensatz zwischen Rustizität und Urbanität, Land- und Stadtgepflogenheit, spitzt sich immer mehr zu.

Graecari wird geläufig gebraucht für leichtfertiges Leben führen, gut essen, fein gekleidet sein, die eleganten Moden der Liebe mitmachen, als Gegensatz zu solidem Lebenswandel, dem ritu barbaro vivere. Die fröhliche Jugend huldigte dem Wein, Weib, Gesang, einem etwas sinnlich plumpen Ideal, wofür man den Ausdruck amare, potare hatte und Sprichwörtliches wie: Sine Cerere et Libero friget Venus.

Plautus belehrt auch über galante Sitten zur Zeit der Punischen Kriege, die ebenfalls von Griechenland übernommen scheinen und sich lange Zeit wenig verändert erhielten. Der Liebhaber schenkt der Angebeteten allerlei Thiere, einen zahmen Sperling, eine Taube, manchmal auch, was heute weniger galant erscheinen möchte, eine Ente oder Gans. Nach dem Abendessen in lustiger Gesellschaft zieht er gern mit

seinen Freunden aus, Fackeln in den Händen, um ein Ständchen zu bringen und Kränze als Werbung an die Thürpfosten zu befestigen. Ist die Fackel ausgebrannt, läßt sich gut mit dem verkohlten Ende etwas Freundliches an die Thür schreiben. Das nannte man carbones elegeorum, das fröhliche Lärmen vor der Thür hieß occentare ostium; das Verlöschen der Fackel wird also besungen: Chrysidis ante fores extincta cum face canto. Aehnliche Sitten beim Ständchen erwähnen auch später Properz und Martial. Um ein verliebtes Zeichen zu geben, sandten die Damen ihren Liebhabern Kränze, die sie getragen, und angebissene Aepfel. Kränze waren ein besonderer Luxusgegenstand, besonders kostspielig stellten sich die künstlichen Bindereien auf egyptische Art aus Blättern und Bast; auch gab es Gewinde aus stark parfumirten künstlichen Blumen. Bei großer Hitze trugen die eleganten Damen Bernstein- oder Kristallkugeln in der Hand zur Abkühlung, wie sie heute bei der Kälte nicht ohne werthvollen Muff erscheinen.

Gegen alle verschwenderisch eleganten Moden äußert sich nun Cato sehr mißliebig, oft mit übertriebener Grießgrämigkeit. Aber sehr vernünftig wendet er sich gegen jene snobische Nachahmungsucht unter den Frauen, die in modernen Zeiten eben so Unglück und Unzufriedenheit stiftet wie im alten Rom. Er rügt, daß die einfache Bürgersfrau genau so auftreten will wie die große Dame; die Proletarierfrau ahme nach Kräften, wenn auch dumm und geschmacklos, den schon schlecht nachgemachten Luxus der Bürgersfrau nach. Jede schäme sich ihres Standes oder des Standes ihrer Eltern und suche vorzuspiegeln (durch ihre Art der Kleidung und Ausübung der Geselligkeit), daß sie einer höheren sozialen Schicht angehöre. Da nun die Frauen erröthen über Das, was durchaus nicht beschämend ist, fährt der große Censor fort, so gewöhnen sie sich ab, über Das zu erröthen, was wirklich beschämend und schmachvoll ist. Jene, die ihren Schmuck nicht selbst bestreiten kann, sucht dazu ihren Mann zu zwingen; und Weh ihm, wenn er nicht nachgiebt! Sie findet einen Anderen, der für ihren Luxus aufkommt. Zugleich mit dem erschreckenden Hang zum Toilettenluxus bei den Frauen hätte man gern den Hang zum Tafelluxus bei den Männern bekämpft, der viel mehr als die Freude an wahrer Eleganz im römischen Charakter lag. Sogar von Cato, dem Censor, der bei Tisch nur zwei Gerichte erlauben wollte, wird erzählt, daß sein Koch der Prügelstrafe nicht entging, hatte er eine Speise verpfuscht. Wir sind gewohnt, die Ungeheuerlichkeiten an Gefräßigkeit nur dem kaiserlichen Rom zuzuschreiben. Doch gerade der Hang zu diesen Uebertreibungen muß sich sofort nach der Eroberung der fein kultivirten reichen Länder des Südens bemerkbar gemacht haben. Nur schwachen Damm gegen die Fluth der Völlerei boten Gesetze wie die Lex Orchia und Lex Fannia, die allzu üppige Gastereien durch Vorschriften verhindern wollten. Es klingt wie eine lächerliche Beschränkung der persönlichen Freiheit, wenn man hört, daß bei offenen Thüren gespeist werden sollte, zur öffentlichen Kontrole des Gastmahls, daß Maximalsätze für die Aus-

gaben des täglichen Tisches auf den Kopf bestimmt waren und daß nicht mehr als drei fremde Gäste eingeladen werden durften außer an den dreimal im Monat festgesetzten Markttagen.

Früher hatte man ausschließlich, wie es heute noch bei gewissen landeingesessenen Geschlechtern üblich ist, Familientage gefeiert, wozu auch entfernte Verwandte, die noch irgendwie mit dem Haus zusammenhingen, herbeikamen. Nun werden Freunde als Gäste empfangen; Geschäftsfreunde, Parteigenossen, amusante Junggesellen, deren es bald sehr viele giebt, sind zugezogen. Daß diesen Leuten vorgeprotzt werde, möchte die Lex Fannia verhüten, indem sie vorschreibt, keinerlei Geflügel zu serviren, höchstens ein einziges nicht gemästetes Huhn. Mit solchen Maßregeln suchte man dem reichen Schmausen Einhalt zu gebieten, das dem Römer von allen geselligen Freuden am Liebsten war, sofern er nicht, wie die Familie der Scipionen, zu einem kleinen, geistigen Genüssen nicht abholden Kreis gehörte. Aber es dauerte nicht lange, so wurde offenkundig gegen den puritanischen Cant der ungeschickten Gesetze gemurrt. Als der Konsular Quintus Aelius, der mit Einfachheit prunkte, bei einem offiziellen Gastmahl altmodische, unbequeme, mit Bockshäuten belegte Tischlager verwendete und, statt auf silbernen Schüsseln, in irdenen Gefäßen auftragen ließ, beleidigte er seine Parteigenossen so arg, daß sie ihm ihre Stimmen versagten.

Sehr klug spottet Voltaire über die armsäligen Luxusgesetze und katonischen Verweise, die den Eroberern der Welt verbieten möchten, auf ihre Art das Eroberte zu genießen. „Hütet Euch vor dem Luxus! Ihr habt Phasos erobert: esset niemals Fasanen! Ihr habt das Land besiegt, wo die Baumwolle wächst: schlafet immer hart! Ihr habt mit bewaffneter Hand Gold, Silber und Edelsteine von zwanzig Nationen gestohlen: seid niemals so dumm, davon Gebrauch zu machen.“ Die Art, in der die Römer den nüchternen Verhaltungmaßregeln Hohn sprachen, ist nun allerdings wenig sympathisch. Es war oft eine sehr grobe, protzig ungebildete Art. Eine kanibalische Lust an Grausamkeit kann man bei einem ganz wilden Volk eher vertragen; eine solche bei Menschen, die, wohlgepflegt, herrlich gekleidet, sich unter den größten Kunstkostbarkeiten der Welt bewegen, wirkt besonders widerlich. Als der Römer sich von dem ausschließlichen Familienleben lossagt, gewinnt auch seine Gastfreundlichkeit zuerst nichts Herzliches und Warmes. Für Herzlichkeit fehlt seiner Sprache das Wort. Seine Gastfreiheit ist anfangs eitel, hochmüthig und taktlos, bessert sich aber allmählich, nachdem die verschiedensten bildenden Einflüsse den rauhen Boden gelockert und ihn zum Tragen feinerer Blüthen fähig gemacht haben.

Charakteristisch ist, zum Beispiel, der folgende Zug römischer Geselligkeit. Die Tischlager des Tricliniums waren auf zwei, höchstens drei Personen berechnet. Lud man jedoch Gäste ein, die weniger geschätzt oder vornehm waren, so mußten sie sich zu mehreren auf ein Lager bequemen. Auch bestimmte man nicht für alle Eingeladenen dieselben Speisen, eine Unart, die wahrscheinlich aus Sizilien kam, wie

die Tischanekdote des Dionysios beweist, und die sich in späteres Hofleben forterben sollte. Weniger Vornehme bekamen geringere Kost und mußten zusehen, wie mehr geehrte Gäste leckere Dinge erhielten, ähnlich wie noch im achtzehnten Jahrhundert an der Tafel eines großen englischen Herrn der Kaplan zwar Platz nehmen durfte, aber nur die schlechtesten, von hochmüthiger Dienerschaft spöttisch zugeschobenen Bissen bekam.

Plinius der Jüngere, ein Mann von eben so feiner Herzens- wie Geistesbildung, kritisirte später die Sitte, weniger vornehme Gäste geringschätzig zu bewirthen, und führt als einer der Ersten die Neuerung ein, Allen gleichmäßig von den selben Speisen und Getränken anzubieten. Ich trank, sagte Cato, keinen anderen Wein, als ihn meine Ruderknechte bekamen, und unterschied mich so von Denen, die auch den Gästen schlechteren Wein vorsetzten als sich selbst.

Fein abgestimmte Mäßigkeit und edler Geschmack, wie ihn das griechische Beispiel bester Zeiten lehrte, herrschte im Gegensatz zu Prunk und Cant der großen feindlichen Parteien im literarischen Kreis des Q. Lutatius Catulus, der mit Marius Konsul gewesen war und sich dann vom politischen Leben zurückzog, in edler Beschaulichkeit Dichter, Gelehrte und Schöngeister gastlich zu empfangen. „Gebildet, wie wir es sind, nicht, wie die Vorfahren es gewesen“: so beschreibt ihn Cicero. Dieser Römer stand im Bann der griechischen Civilisation und vertheidigte den Hellenismus gegen die Leute vom alten Schlag, indem er die fremde Kultur dem römischen Wesen anzuschmiegen versuchte. Sein glänzendes Haus auf dem Palatin öffnete sich gern den Freunden und allen geistig strebsamen Zeitgenossen. Er empfing den jungen Dichter Archias, der gerade von Antiochien gekommen war, zählte zu den Tafelgenossen den Lyriker Furius aus Antium, der den Krieg gegen die Cimbern in einem von Horaz weidlich verspotteten Werk besang, den Verfasser erotischer Epigramme Portius Licinius und Roscius, den berühmt schönen Schauspieler. An seiner Tafel klang das Lob des gefeierten Jünglings und die begeisterten Gäste baten den Sonnengott um Verzeihung, weil sie den Sonnenaufgang des Abends priesen, wenn Roscius, vom untergehenden Gestirn beleuchtet, in der Thür erschien. Lucius Lucullus, der Sieger über Mithridates, Q. Metellus, der Triumphator über Jugurtha, M. Aemilius Scaurus, der überzeugte Aristokrat, berühmt durch seine mächtigen Luxusbauten, Livius Drusus, der Tribun, nach dessen lex de civitate sociis dandis der Bürgerkrieg ausbrach, lagen im säulengetragenen Haus des Catulus bei einfachem Mahl und übten Wort und Geist nach griechischem Beispiel. Das Essen entsprach den Vorschriften der Lex Licinia; kostbare Gedanken, aber keine köstlichen Bissen schmückten die Gastfreundschaft des Mannes, der als Erster der lateinischen Poesie eine Stätte in der vornehmen Gesellschaft gab. Ein so vorbildlich guter Geschmack war selten anzutreffen.

Gewisse Züge von Unvornehmheit bei den Gastereien der Rö-

mer, besonders zur Uebergangszeit von den einfachen alten Sitten zu den neumodisch üppigen Gebräuchen der Großstadt, kommen daher, daß ein ungeheurer Andrang ordinären Publikums stattfand. Neureiche lockte von überall die Gelegenheit herbei, Geschäfte zu machen, sich an die Mächtigen heranzubirschen und sein Geld zu genießen. Rom wurde überfluthet von Leuten, die sich bei den politischen Wirren Geld gemacht; seine Geselligkeit wurde naturgemäß noch plumper und protziger als vorher. Ihre Manifestationen erinnern an die mondänen Geschehnisse unter den neugebackenen Milliardären Amerikas, deren geschmacklose Verschwendung der New York Herald mit Liebe in seine Chronik aufnimmt, nur mit dem Unterschied, daß in Rom womöglich irgendeine ausgesuchte Grausamkeit die Unterhaltung würzte. Mindestens müssen die Gäste irgendwie erschreckt werden; oder ein unglücklicher Klient wird recht übel behandelt; oder die fetten Muränen werden bei Tisch geschlachtet, um sterbend durch das wechselnde Farbenspiel ihrer Schuppen zu erfreuen.

Man blendete Wachteln, um sie zu mästen. Zu dem selben Zweck zerbrach man jungen Täubchen die Beine, damit sie im Nest bleiben mußten. Die Lex Fannia, die Hühner zu mästen verbot, wurde lachend umgangen durch das Mästen von Hähnen und Kapaunen. Die schäbigen hundert Aß Strafe des Gesetzes nannte man zum Spott ein schlechtes Diner. Lange vor der Kaiserzeit, ja, noch vor Sulla wird der Luxus so plump und aufdringlich, daß Lucilius nicht bitter genug darüber dichten kann, insbesondere über die unsinnige Völlerei, die mehr und mehr Mode wird. Er beschreibt mit Ekel die Gourmands, die eine Schüssel Austern mit tausend Sesterzen bezahlen, herunterschlürfen und denen die Brüste einer eben geschlachteten Sau als höchste Delikatesse interessanter vorkommen als jedes Staatsgeschäft. Welche Oedigkeit! Am Morgen muß man Tafel und Würfelspiel verlassen, um sich auf das Forum zu begeben, wenn auch der Kopf brummt! Lucilius preist den Sauerampfer, den die Vorfahren gern gegessen und der nun verschmäht wird: „O Sauerampfer, welcher Preis gebührt Dem, der Dich noch kennt!“ Endlich faßt er seine Empörung in dem Ausruf zusammen: Vivite ventres!

Gewissen unappetitlichen Gewohnheiten der Römer, um ja viel in sich hineinschlingen zu können, gesellt sich zur Zeit des Lucilius die Sitte, gleich nach Tisch heiße Bäder zu nehmen, was man der Verdauung für zuträglich hielt. Dabei wurde mancher Schwelger vom Schlag getroffen.

Es erscheint mir nicht als ein Ueberschuß an Kraft, daß die Römer gar so plump und roh zugriffen bei den ihnen fremden Kulturwerthen. Vielmehr erscheint es mir bei Manchen als eine Art von Schwäche, daß sie den ungeheuren Reichthum, der plötzlich über sie kam, zuerst so schlecht vertrugen. Es ist gar nicht so leicht, unvorbereitet reich zu sein. Man kann alle Tage erleben, wie einzelne Individuen, die in Armuth und Arbeit sehr tüchtig gewesen, plötzlich, von sogenannten Glücksgütern gesegnet, unter der Last fast zusammen-

brechen, wie Tarpeja unter den glänzenden Schilden, oder sich unglaublich thöricht, geschmacklos und brutal benehmen. Ein ganzes Volk von Parvenus ist in Rom gegen Ende der Republik versammelt. Die Sucht nach Reichthum, die Art, damit umzugehen, ist nicht der gesunde Appetit eines Kraftvollen, sondern ein krankhafter Heißhunger, ein Fieberdurst, der mit ungeheurem Ekel endet, mit einer verzweifelten Müdigkeit, wie die Welt sie zuvor und seitdem nicht mehr sah.

Auf dem Gipfel der Welt nichts als Langeweile, Oede. Das taedium vitae, das Seneca zwei Menschenalter später in den Briefen an Lucilius so lapidarisch furchtbar als Zeitkrankheit schildern sollte, begann während der Bürgerkriege; es gab zu Zeiten dem ganzen geselligen Dasein etwas verzerrt Schreckliches und begleitet die Goldfluth, die vom Fall des Pyrrhus an fast ununterbrochen nach Rom strömte, bis etwa in die Zeit Vespasians.

Manchmal scheint es, daß es die Leute am Besten hatten, die nur dumm und gefräßig waren und ihr Ideal darin erblickten, von allen Leckerbissen der Welt gemästet zu werden. Aber mancher bedeutendere Mann hatte es schlecht. Er sucht unerhörten, nie dagewesenen Genuß, denn Genießen bleibt die einzige Thätigkeit, da alle Gewerbe, alle Künste in Händen von Sklaven sind und die Politik ein Gewebe von Freveln und bösen Zufällen wird. Daß Arbeit die Würde und Zierde des Lebens bedeutet, war ein fremder Begriff.

Es ist sehr möglich, daß sich wenigstens gewisse Haussklaven weniger unglücklich fühlten als ihre blasirten Herren. Sie hatten Arbeit und den Ehrgeiz, wenn sie intelligent waren, sich auszuzeichnen, Freigelassene zu werden und dann selbst den großen Herrn zu spielen. Hoffnung und Streben, Mühewaltung und Intriguen mußten das Leben der Klugen und Begabten unter ihnen zu einem spannend interessanten machen. Manchmal waren sie auch anhänglich und stolz auf die Familie, der sie gehörten. Doch sehr oft wurden die großen Herren, die Welträuber von ihren Freigelassenen und Sklaven gründlich geplündert und versanken in ein Meer von Schulden.

Plinius rügt energisch den unheilvollen Luxus der Sklavenvölker, die ein großer Herr schon unter der Republik brauchte, und erinnert an die patriarchalischen Zeiten, wo man nur einen Sklaven besaß, der nach dem Herrn benannt wurde, etwa Laelius puer, der Knabe des Laelius, und mit dem Besitzer Freud und Leid und die selbe Schüssel theilte. Nun brauchte man einen besonderen Mann, nur um die Namen der anderen Sklaven aufzuschreiben, statistisch über sie Rechnung zu führen. Es gab Vermögen, die bis zu zwanzigtausend Sklaven anwuchsen; in den Zeiten des Sulla und Lucullus hinterließ mancher reiche Mann ihrer viertausend bis fünftausend. Einige Hundert bildeten in großen Häusern die eigentliche Dienerschaft, die auserlesensten darunter hatten den Tafel- und Badedienst, die schönsten und geschicktesten Sklavinnen besorgten die Toilette der Domina. Die Menge der Sklaven machte ernsteren Männern Sorge. Im Senat wurde einmal vorgetragen, daß eine Kleidung für die freien Römer eingeführt

werden sollte, durch welche sie sich von den Sklaven unterschieden. Aber dieser Vorschlag wurde verworfen, weil man eine Gefahr darin sah; denn die Sklaven könnten die durch Kleidung ausgezeichneten Bürger überzählen und erkennen, wie wenige es unter der Schaar der Unfreien gebe. Philo beschreibt den eleganten Anzug der jungen Sklaven, die bei Tisch bedienten. Sie sind glatt rasirt und geschminkt, die Haare in regelmäßigen Locken geordnet oder rund über der Stirn als Fransen geschnitten. Sie tragen sehr leichte, weiße Tuniken, die vorn bis zu den Knien fallen und rückwärts bis auf die Waden. Ein Gürtel hält die Falten zusammen, außerdem sind sie mit Bändern gerafft, so daß der Stoff leicht und anmuthig flattert, wenn die Jünglinge aufmerksam von einem Gast zum anderen eilen. Das Dessert (Kuchen und Früchte) wird bei Flötenklang unter rhythmischen Bewegungen von leichtgeschürzten Mädchen hereingetragen. Auf Pompejis Fresken sieht man solche Mädchen herantanzen, anmuthvoll und zierlich geschmückt. In manchen reichen Bürgerhäusern serviren heute noch Mädchen bei Diners das Kompot, freilich ohne Tanzbewegung, während die Diener alle übrigen Gerichte herumreichen. Bei römischen Festen war es besonders nothwendig, die großen Trachten der Tafel männlichen Bedienten anzuvertrauen, denn es gab mächtig große Prunkschüsseln. Eine ganze Gruppe von Sklaven schleppte etwa eine ungeheure Silberplatte mit einem ganzen gebratenen Schwein herbei.

Riesengroße silberne Schüsseln gehören zu den ziemlich früh entstandenen Modethorheiten der Eleganz. Silbergeschirr, mit dem geprunkt wird, giebt es schon in verschiedenen Stilarten, deren Beliebtheit raschem Wechsel unterworfen ist. Plinius erwähnt frühere Stile, nunc Firmiana, nunc Clodiana, nunc Gratiana, nach den Künstlern benannt. Es war also ein besonderes Verdienst, Prunkgeschirre von Firmianus, Clodianus oder Gratianus den Gästen aufzutischen, bald in getriebener Arbeit, bald kunstvoll gegossen und ciselirt, bald in eingelegter Technik; und zu den Prunkschüsseln gehörten bald außerordentlich reich gearbeitete Sockel. Ein gewisser Mentor hatte als geschätzter Verfertiger feiner Tafelgegenstände die Stellung eines Benvenuto Cellini.

An Tafelluxus hat Rom sehr bald Großgriechenland und Karthago überflügelt. Die Philosophen klagen darüber und erinnern daran, daß in den glücklichen Zeiten der Republik ein einziges Silbergedeck in Rom vorhanden war, das bei besonders festlichen Gelegenheiten von Haus zu Haus ging. Doch vor Sullas Bürgerkriegen gab es in Rom schon an fünfhundert Silberschüsseln, deren jede hundert Pfund wog, und die Tischlager waren nach punischer Mode mit Silber eingelegt. Diese Dinge hielt Plinius für mitverantwortlich beim Ausbruch der Bürgerkriege, denn Einer mißgönnte dem Anderen den Raub an den Gütern der Welt und das ungeheure Protzen damit.

Mit der aus Asien zurückkehrenden Armee des Manlius kam die stärkste Woge des Luxus. Offiziere brachten die mit Erz eingelegten Lagerstätten, die köstlichen Decken und was man Alles von nun an als Hausrath begüterter Leute bewunderte, nach Rom. Sänger und Musi-

ker, die jetzt bei keiner Tafel fehlen durften, kamen im Gefolge des Heers. Schon vorher hatte Scipios Triumph über den König von Syrien Aehnliches gewirkt, so daß Plinius die Triumphe dieser Heerführer als den eigentlichen Beginn des zu hoch gesteigerten Luxus bezeichnet. Der Sieg des Scipio und des Manlius gab den Sitten der Stadt die Richtung, daß getriebenes Silber, attalische Teppiche und mit Erz getäfelte Speisesäle die allgemeine Neigung wurden.

Voll grenzenlosen Abscheus spricht der römische Weltmann von Roms Krankwerden durch die kostbaren Metalle, Silber und das noch hassenswerthere gelbe Gold. Er schildert die Goldseuche, die Rom erfaßte, etwa, als handle sichs um ein ekelhaftes Gebrest, das erst leise sich zeigt und nur einen Körpertheil angreift, dann immer weiter entzündend frißt bis ins Herz hinein. Es schleicht sich nach Karthagos Fall in die Stadt, die Tempelsäulen und Wände hinauf. Unter Mummius wird das Kapitol darum bestaunt. Dann kriecht es weiter in die Privathäuser wie in alle und an alle öffentlichen Gebäude. Es bekleidet Säulen und umfaßt Statuen mit seiner verwerflichen Blendung. Auch Material, das köstlich ist an sich wie edler Marmor, wird noch mit Gold verputzt (was eine Eiweißmischung bewirkt).

Das Gold drängt sich an Helmzier und Waffe auch bei den gemeinen Soldaten. Matrone wie Buhlerin schleppen schwer an goldenen Fransen, Reifen, Spangen, Ketten. Sie tragen goldene Schuhe und goldene Stickereien, aus dünnem Goldblech werden solche Ornamente ausgeschnitten und die Stoffe damit benäht, endlich schließen sie den Leib ganz steif in golddurchwirkte Gewänder. Einen Berg von Gold bilden die Schaugeräthe der reichen Häuser und nicht nur Schaugeräthe, auch nicht genannt sein wollende Gefäße werden für manchen Protzen aus Gold gefertigt. Die Baderäume sind massiv mit Gold behandelt. Und um all dieses Glänzens und Gleißens willen muß unaufhörlich Blut rinnen, bestes Blut. Einer verkauft, verräth den Anderen; vorüber ist Roms bona fides, Roms höchste Ehre. Es ist, als werde diese ganze Welt so grausam mit Gold gesättigt wie der Mann, den Mithridates ob seines Geizes grausam strafte: durch Eingießen geschmolzenen Goldes in den Mund.

Rom frißt sich voll an Gold mit fürchterlicher Gier und frißt sich krank daran. Auf dem Gipfel des Reichthums herrschte Unlust und Pracht, ein leidenschaftlicher Wunsch, einander zu überbieten, und unbefriedigte Leere, wenn es gelungen war.

Verschiedene Schlemmer erschrecken selbst vor der Goldseuche und suchen Abhilfe durch allerlei Gesetze. Später durften auch nur die Kaiser goldenes Tafelgeräth haben. Aber die Lebewelt verlacht jede Einschränkung. Ganz besonders mißachtet werden wieder die Gesetze, die den Tischluxus zu beschneiden suchen, die schnell aufeinanderfolgenden Lex Didia, Lex Licinia und endlich Lex Aemilia, die sich vermißt, nicht nur die Zahl der Gerichte, sondern auch deren Zubereitung von Staates wegen bestimmen zu wollen, und den Köchen die theuersten Gewürze verbietet. Und Das geschah in den Zeiten der höchsten kuli-

narischen Erfindungen, die bis auf den heutigen Tag ihren Ruhm bewahrt, das römische Reich überdauert haben und noch immer erlesene, feierliche Gastereien kennzeichnen. Etwa in der Zeit zwischen Sulla und Caesar wird die Gänseleberpastete erfunden. Hortensius berichtet darüber mit der ganzen Gravität des Römers und weiß nicht, ob er diese ruhmwürdige Erfindung einem Konsul oder einem Ritter, einem Scipio Metellus oder Marcus Scio zuschreiben soll. Ueber diesen auch heute unentbehrlichen Leckerbissen dichtet in der Kaiserzeit Martial. „Schau, wie die Leber erschwillt, an Größe besiegend die Gans.“ Auch die feinen Gänsefedern und Daunen zur Füllung der Kissen, die man auf die Speiselager that, waren so beliebt, daß später an der germanischen Grenze Festungen zuweilen fast unbemannt blieben, weil die ganze Besatzung auf Gänse jagte.

Mit eben der selben Gravität, mit der Hortensius von den Gänselebern spricht, stellt Plinius fest, daß, feine Schnecken für den Tisch zu mästen, vor dem Krieg zwischen Caesar und Pompejus erfunden wurde, und zwar von Fulvius Herpicius. Das Prinzip der Speisenfolge bei einem korrekt verlaufenden Diner, der coena recta (denn das prandium, das Mittagessen, war frugal und wurde in der Familie eingenommen), ist kaum von dem heutigen, bei eleganten Abendtafeln üblichen verschieden. Zuerst erschien die gustatio, kleine Leckerbissen, pikante hors d'œuvres, um Appetit und Durst zu reizen, dann folgten Fische und Fleischgerichte, die Fische oft mit garum gewürzt, einer überaus kostspieligen, beliebten Sauce. Dazwischen kamen Ragouts und Pasteten mit ihren Ueberraschungen. Viel verwendet als Lieblingspeise der Römer wurde ein Zwischengericht aus einer erfrischenden feinen Kürbisart. Auch das Brot mußte besonders köstlich sein. Vornehme Gastgeber bezogen es nicht etwa vom Bäcker; es mußte im Haus gebacken sein, womöglich unter peinlicher Aufsicht des Hausherrn. „Will man köstlich essen,“ schreibt Aulus Gellius, „so muß der Pfau aus Samos kommen, Hühner aus Phrygien, Kraniche aus Melos, Böckchen aus Aetolien, Thunfische aus Chalkedon, Muränen aus Tartessus, Hechte aus Pessinus, Austern aus Tarent, Muscheln aus Chios, andere Seefische aus Rhodus, andere aus Kilikien, Nüsse aus Tharsus, Datteln aus Egypten, Kastanien aus Spanien.“

Varro geißelt in den saturae Menippeae verschiedene Tischbräuche und Mißbräuche. Die Kaiserzeit hatte nach Allem, was im Jahrhundert des Lucullus und Pompejus an üppigen Dingen ersonnen war, nicht mehr viel zu lernen. Nur konnten die zu ungeheurem Reichthum Gelangten wenigstens im augustischen Zeitalter mit etwas mehr Ruhe und Sicherheit ihren Besitz genießen als im Jahrhundert der Bürgerkriege, da ein Räuber dem anderen die Beute mißgönnte und womöglich blutig wieder entriß, da Jemand sterben mußte oder verbrannt wurde wegen eines kostbaren Ringes, eines Humpens, eines besonders gelungenen Mahles oder einer neuerbauten Villa, so daß eins der Opfer ausrief: „Meine Villa in Alba ist mein Tod!“

München. Alexander von Gleichen-Rußwurm.

Deutschlands Finanzbereitschaft.

Im September 1911 sprach man in Frankreich von einer deutschen Finanzkrisis. Das Thema wurde mit Behagen behandelt. Dann? Die deutschen Banken zahlten die französischen Guthaben zurück und gingen dennoch nicht zu Grunde. Der berliner Privatdiskont betrug in den Monaten Juli bis September 1911 im Durchschnitt 3,49 Prozent gegen 3,59 im Jahr 1910; der pariser Wechselzinsfuß aber hatte sich von 2,38 auf 2,85 Prozent erhöht. Noch auffälliger unterschieden sich die beiden Geldcentren während der letzten Septemberliquidation: in Berlin wurden die Zahlungen ohne Hemmniß und besondere Sensationen erledigt, in Paris ungewöhnlich hohe Reportsätze bezahlt. Auch das Märchen vom Retter Morgan, der, nach französischen Quellen, der deutschen Finanz unentbehrliche Hilfe gebracht habe, wurde durch Thatsachen widerlegt. Deutschland verfügte gar nicht über große amerikanische Guthaben; die sind seitdem zurückgezahlt worden. Der Marokkokrisis ist der Balkankrieg gefolgt; aber man hört nicht mehr von einer deutschen Geldkrisis. Die Franzosen sind still geworden; denn nicht den Deutschen, sondern ihnen ists schlecht gegangen. Am vierundzwanzigsten Oktober 1912 erhöhte die Reichsbank ihren Wechselzinsfuß von 4½ auf 5 Prozent. Der Präsident erklärte, daß der Stand der Bank gut sei und die Verfassung des deutschen Geldmarktes zu keinen Bedenken Anlaß gebe. Am siebenzehnten Oktober 1912 erhöhte die Bank von Frankreich ihren Diskont von 3 auf 3½ Prozent und ließ den Lombardzinsfuß unverändert auf 4 Prozent. Für das französische Institut ist ein Wechselzinsfuß von 3 Prozent normal; vom Frühjahr 1910 an hatte er gegolten. Am ersten November 1912 ist die französische Bank mit ihrem Diskontsatz auf 4 Prozent, mit der Lombardrate auf 4½ Prozent gegangen. Eine Sensation; seit den schlimmen Herbsttagen 1907, die der Welt die amerikanische Finanzkatastrophe bescherten, ward an der Seine ein Bankdiskont von solcher Höhe nicht mehr gesehen. Und der Ausweis des französischen Institutes vom letzten Oktobertag ließ eine sehr straffe Spannung erkennen: das Wechselportefeuille hatte sich (um 341 Millionen) auf 1934 Millionen vermehrt, während der Status unserer Reichsbank nur ein Wechselwachsthum von 31 auf 1475 Millionen zeigte. Die schwärzesten Oktobertage brachten der berliner Börse gehäufte Verluste; aber eine Panik, wie sie Paris erlebte, sah die Burgstraße nicht. Da gab es doch immer wieder lichte Augenblicke, die sogar die Anfänge einer neuen Hausse vortäuschten. Der Wechsel in der Qualität der Hände aber wurde durch den Verlauf der Ultimoliquidation offenbar. Die Liste der Liquidationkurse sah aus wie ein Schlachthausbericht. Trotzdem ging es mit fliegenden Fahnen ins Novemberlager und zurück blieben nur ein paar oberschlesische Bankiers, die sich insolvent erklären mußten. Im Uebrigen wurde gezahlt, was nöthig war; und die Differen-

zen, die glatt gemacht wurden, waren nicht klein. Die ältesten Leute erinnerten sich nicht, einen Zahltag erlebt zu haben, der solche Summen flüssig und fließend sah. Zweifelt noch Jemand an der finanziellen Bereitschaft des deutschen Kapitals? Die Hausse, die am ersten Oktober so jäh umschlug, ist nicht ein bloßer Rausch geblieben. Sie hat die Vermögen gemehrt und das Geld geschafft, mit dessen Hilfe der schlimme Monatswechsel zum Alltagsereigniß gemacht werden konnte. Die Liquidation in Paris gab zu besonderem Jubel keinen Anlaß, bewies aber, daß die Spreeleute nicht schlechter gerüstet sind als die Pariser.

Der Krieg ist der Prüfstein der finanziellen Leistung; und bares Geld ist der wichtigste Besitz in den Tagen des Waffenlärms. Die preußische Regirung will dafür sorgen, daß es am Tag des Gerichtes nicht an der nothwendigen Liquidität fehle. Jüngst nahm das preußische Abgeordnetenhaus ein Gesetz über die Anlage von Sparkassengeldern in mündelsicheren Werthpapieren an; und die Erörterung drehte sich um die Frage, wie die Sparkassen sich gegen den Ansturm des Volkes bei Kriegsalarm wappnen könnten. Man hat beschlossen, daß die Spargelder in Beträgen von 15 bis 25 Prozent der einzelnen Vermögensbestände aus öffentlichen Schuldverschreibungen bestehen sollen und daß drei Fünftel dieser Beträge in Anleihen des Reiches und Preußens anzulegen seien. Die Sparkassen lieben die Anlage in Hypotheken, da sie in manchen Theilen des Landes die wichtigsten Vermittler des Grundstückkredites sind. Die Regirung aber ist, mit Recht, der Ansicht, daß ein Hypothekenbrief nicht so leicht verwerthbar ist wie ein Staatspapier, und schreibt deshalb für solche Anlagen allerlei Bedingungen vor. Die preußischen Sparkassen verfügten Ende 1911 über einen Vermögensbestand von 11832 Millionen. Die Zahl der Sparkassenbücher betrug 13,40 Millionen; darunter waren 110000 Bücher mit Spareinlagen von mehr als je 10000 Mark. Die Gesammteinlagen hatten um 730 Millionen zugenommen. Die Marokkokrisis war also der Thätigkeit der deutschen Sparer nicht schädlich; in Frankreich aber verminderten sich die Einlagen um 122 Millionen. Auch ein für die grande nation nicht sehr erquickliches Schauspiel. Von den durch die preußischen Sparkassen verwalteten Geldern waren 7418 Millionen oder 63 Prozent in Hypotheken, 2829 Millionen (24 Prozent) in Werthpapieren angelegt. Das neue Gesetz schreibt für die Effektenanlage 15 bis 25 Prozent, im Durchschnitt also 20 Prozent, vor, so daß der wirkliche Durchschnittssatz schon über die gesetzliche Norm hinausgeht. Trotzdem ist das Gesetz ohne Begeisterung angenommen worden; erst ein Kompromiß half ihm ins Leben. Der Hauptgrund der Antipathie ist die Entwerthung der deutschen Staatspapiere. Diese Abneigung ist für die besten Anlagepapiere, die der deutsche Markt besitzt, nicht sehr schmeichelhaft; aber der Nationalstolz hört auf, wo der Kursverlust anfängt. Und daß das Rentenkapital große Substanzschäden erlitten hat, ist leider nicht zu leugnen.

„Warum soll das Geld der kleinsten Rentiers dazu dienen, den

Staatspapieren in die Höhe zu helfen?" So tönte es aus dem Lager der Opponenten, die natürlich nicht unterließen, auch gegen die Banken Fanfare zu blasen. „Seht Euch doch erst mal an, wie es um die Liquidität in den Protzenkästen der Behren- und Französischenstraße bestellt ist, ehe Ihr am Leib des Mittelstandes Experimente macht." Der erste Gesetzentwurf, der 1906 berathen wurde, ging in die Binsen. Das Abgeordnetenhaus lehnte ihn ab, nachdem er die Billigung der Pairs gefunden hatte. Damals verlangte die Regirung 30 Prozent für mündelsichere Werthpapiere. Auch das neue Gesetz ging, in der Fassung der Minister, im Herrenhaus durch. Die Abgeordneten nahmen es in die Kommission und änderten die offiziellen Vorschläge so gründlich, daß die Minister der Finanzen und des Innern im Plenum erklärten, ein so gestutztes Gesetz habe für sie keinen Werth. Man rettete sich deshalb auf einen Kompromiß, dem das Haus der Erlauchten und Edlen von Neuem sein Placet geben muß. Der Minister des Innern, der das Urheberrecht für die neue Lex in Anspruch nahm, wies die Absicht auf eine Förderung der Rentenkurse weit von sich, während der Finanzminister zugab, daß er neue Abnehmer seiner Konsols suche. Die Motive sind schließlich nicht so wichtig wie der Erfolg; und der ist, so weit der Rentenmarkt in Frage kommt, zweifelhaft. Da die Sparkassen mit ihren Effektenbeständen zum Theil schon den vorgeschriebenen Prozentsatz erreicht haben (die berliner Sparkasse hatte am letzten Märztag dieses Jahres von ihrem 395 Millionen betragenden Vermögen 290 Millionen in mündelsicheren Werthpapieren angelegt, während es nach dem Gesetz nur 99 zu sein brauchten; 132 kamen auf Reichs- und Staatsanleihen, für die das Gesetz nur 60 gefordert hätte), so werden die zu erwartenden Neuerwerbungen den Kursen keinen starken Aufschwung geben. Für die Bereitschaft aber kommt es darauf an, daß die Vermögensbestände sich leicht in Geld umsetzen lassen. Man darf nicht vergessen, daß gerade die Sparkassen im Fall des Krieges dem heftigsten Sturm ausgesetzt sind. Nicht, weil der Staat auf ihre Gelder Beschlag legen kann, um seinen Kriegsfonds zu ergänzen (von solchem Eingriff wurde in den Tagen von Agadir gefaselt, mit dem Erfolg, daß an einzelnen Stellen ein Rennen auf die Sparkassen anhob), sondern wegen der Noth der Einleger, die in schlimmen Zeiten ihre Ersparnisse brauchen. Väter und Söhne werden zum Heeresdienst eingezogen; und der Arbeitlohn bleibt aus, weil viele Räder stillstehen. So müssen die „Banken der kleinen Leute" zuerst daran glauben. Wer nimmt ihnen im Krieg deutsche Staatspapiere ab? Man denkt zunächst an die Reichsbank. Die aber kauft die Papiere nicht, sondern beleiht sie, und zwar nur zu 75 Prozent ihres Kurswerthes. Für 1000 Mark dreiprozentiger Reichsanleihe giebt die Bank im Lombard nicht mehr als 585 Mark. Oft genug ist darüber gestöhnt worden.

Die Bewerthung der Staatsfonds hängt von der Entwickelung des Wirthschaftkapitals und den neuen Lebensbedingungen des Zinsfußes ab. Nun sagt man sich: „Die Sparkassen haben an ihren deut-

schen Staatspapieren so viel Geld verloren (der Gesammtverlust durch den Kursrückgang wird auf rund 200 Millionen geschätzt), daß das Kursrisiko den Nutzen der leichten Verwerthbarkeit solcher Anlagen aufhebt.“ Der Finanzminister räth den Sparkassen zum Erwerb von Schatzanweisungen, die geringen Kursschwankungen ausgesetzt sind, da sie, nach relativ kurzer Geltungdauer, zu Pari eingelöst werden. Aber die Reichsbank beleiht sie auch nur mit 75 Prozent. Und manchen Leuten steht die dreiprozentige Reichsanleihe mit 78 Prozent noch zu hoch. Da man ein vierprozentiges Staatspapier zu Pari haben kann, muß die Dreiprozentige auf 75 stehen. Doch solche Vergleiche sind thöricht, weil es keinen Normalkurs giebt und die Bewegung nicht von der Rentabilität allein abhängt. Wie wäre sonst der hohe Preis ausländischer Anleihen (die 3½prozentige italienische Rente steht auf 97), die dem inneren Werth nach gewiß nicht über deutschen stehen, zu erklären? Die Sparkassen sollen Garantien gegen Kursverluste bekommen. In England und Frankreich werden solche Schutzvorschriften vom Staatsschatz ausgeführt. Das ist kein billiges Vergnügen, wenn, wie in England, der Rentenkurs abrutscht, als säße er auf Seife. Wie sich die preußische Regirung mit der Resolution über die Kursgarantie abfinden wird, ist eine Frage berechtigter Neugier.

Weil unsere Industrie gut marschirt, werden ihre Aktien gern gekauft; und weil ihre Aktien gern gekauft werden, kann sie gut marschiren. Wenn die kleinen und großen Mittel zur Hebung des Staatsanleihenkurses Erfolg hätten, könnte er nur auf Kosten unserer Industrie erzielt werden. Aus dieser Sackgasse kommen unsere pfiffigsten Rentenreformer nicht heraus. Wie oft muß man ihnen ins Gedächtniß zurückrufen, daß ein Publikum, dem von mancher Seite bombensichere Industrieobligationen mit fünfprozentigem Zins winken, sich nicht gierig auf Staatspapiere stürzen wird, an denen, bei niedriger Verzinsung, schon so viel Geld verloren worden ist? Eine einzelne Sparkasse, die berliner, hatte am letzten Märztag dieses Jahres eine Einbuße von 25¼ Millionen Mark an ihren deutschen Staatspapieren zu verzeichnen. Die Mixtur, die den Renten aufhilft und den Industriepapieren nicht schadet, muß erst erfunden werden. Was bis jetzt vorgeschlagen wurde, verheißt wenig Wirkung und konnte deshalb nirgends Begeisterung wecken. Das müßte auch Herr Lentze begreifen.

Finanzielle Bereitschaft! Die Gefahr des Versagens besteht schließlich doch nur in der Theorie. Alles irgendwo angelegte Geld ist freilich über Nacht nicht flüssig zu machen. Das ist auch nicht nöthig. Was in der ersten Angst verlangt wird, kann aufgebracht werden. Die Banken sind schon seit Monaten mit der Erhöhung ihres Barstandards beschäftigt; und die Reichsbank gewinnt durch den Zwangskurs, der im Kriegsfall sofort eintritt, größere Bewegungfreiheit in der Notenausgabe. Sie und ihre Kundschaft sind nicht schlecht gerüstet. **Ladon.**

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 7. Dezember 1912.

Satura.

Und diese Debatte hatten alte Amtshähne gefürchtet! Passet auf, krähten sie: diesmal gehts an den Kragen; daß auf Agadir, wie auf das U gleich das W, Tripolis, auf Tripolis, wie auf Zwiebelstank die Thräne, der Balkanaufstand folgen mußte, wird uns vorgehalten; daß wir wieder mal im Schlaf überrascht wurden; daß der Türkentrumpf der Hand, die zwanzig Jahre lang mit ihm fuchtelte, nun entwunden ist; daß wir, nicht die p. t. Erben des in Gott ruhenden Herrn Kara Georg, Schwarzer Peter werden; und so weiter. Walzblech. Wer den Nebelmond von 1911 erlebt und den Kongokurs durchschmarutzt hat, schwört drauf, daß in diesen Heiligen Hallen internationaler Händel wegen nichts mehr geschehen kann. Wetten, daß der Chef sich noch ein Kränzchen holt? Schade, daß es nur ein trockener Jroy war; hätte auf ein Halbdutzend gehalten. Dabei war die Zunft in der Verurtheilung des armen Bethmann noch nie so einig. Gepfauch, Geknirsch, Hohngelächter der Hölle; in den Botschaften kreischten sie vor Wonne. Thut nichts: der löbliche Reichstag war höchst zufrieden. Ein unwahrscheinlicher Kanzler; doch genau, was dieses Konzil der in allem „Auswärtigen" Ahnunglosen braucht; nicht eine Bierviertelminute lang über ihrem Niveau. „Wiederholte Versuche sind gemacht worden, die Zustände daselbst zu bessern und zu ordnen, wobei die Hauptschwierigkeit auf der Verschiedenheit der Rassen und Religionen beruhte." Balkangeschichte aus der Eierfibel. „Im Lauf dieses Jahres hatte sich zwischen der Türkei und den Balkanstaaten die Stimmung so zugespitzt, daß der Ausbruch des Konfliktes nicht mehr zu verhindern

war, trotz dem eifrigen Bestreben der Mächte, den Frieden zu erhalten.“ Welcher Mächte? Mindestens drei wollten den Ausbruch; und nicht die schwächsten, parbleu! Er, natürlich, wußte schon „im Beginn des Sommers“, daß der Balkanbund gegen die Osmanen losgehen werde. Erstens war der Bund damals noch gar nicht fertig. Zweitens wurde noch im August erörtert, ob er nicht die Türkei aufnehmen solle. Drittens haben hundert Ohren gehört, wie in der Centrale über die falschen Berichte der Außenposten gejammert wurde. Und wäre Theobald, er ganz allein, richtig informirt gewesen: mußte er sich damit brüsten? Uns auch noch den Tort anthun, daß Kiamil und Berchtold jetzt fragen, warum wir sie nicht gewarnt haben? Drei Wochen vor der Kriegserklärung wurde ein ganzer Jahrgang des ausgebildeten Heeres sammt den mobilen Redifdivisionen entlassen, weil der Herbst nach Frieden roch: und der Kanzler aus Allerhöchstem Vertrauen schreit in die Lüfte, seit Sommersanfang habe er gewußt, was kommen müsse. Warum, Donnerwetter, hat ers dem mit Todesgefahr bedrohten Freund und dem mit dem Lebensnerv an der Operation betheiligten Bundesgenossen verschwiegen? Wenn er noch in Buchlau seine Wissenschaft ausschwitzte, wäre in Südost heute ein anderes Bild. Hätte er Künftiges gewußt und dennoch nicht gehandelt, dann müßte die Landsmannschaft ihm Herdfeuer und Wasser versagen. Er lernts nicht; zerschlägt jeden Topf, den sein langer Arm greifen kann. „Von den Vorgängen auf dem Balkan werden wir nicht unmittelbar berührt.“ Nachdem wir zwei Jahrzehnte lang ziemlich Alles auf die Türkenkarte gesetzt, uns als Schutzmacht dem Islam empfohlen und dadurch den Groll Englands aufgekitzelt haben, berührt der Niederbruch der Türkei uns „nicht unmittelbar“. Das schluckt die Vertretung des deutschen Volkes. Wälzt sich nicht in Lachkrämpfen, heult auch nicht wüthend auf, als ihr erzählt wird, bethmännischer Staatskunst sei gelungen, während des libyschen Krieges dem Deutschen Reich die Sympathie der Türken und der Italiener zu erhalten. Irgendeinem M. d. R. müßte doch ein Neffe oder Commis geschrieben haben, wie verhaßt wir seitdem im Mondsichelland sind und was gegen unsere Waffen, Truppenausbildung und Taktik zwischen Verona und Catania gedruckt wird. „Der Gedankenaustausch unter den Mächten wird in entgegenkommendem Geist geführt, hat schon jetzt günstige Er-

gebnisse gehabt und läßt eine allseitig befriedigende Einigung unter den Großmächten erwarten.“ Der Ordinarius von Untertertia machts besser; sonst würde er am Ohrläppchen vors Konferenzgericht gezerrt. Hoffen wir, lieber Leser, daß nur unsere Feinde sich auf ein Gedankentauschgeschäft mit Sankt Theobald einlassen. Dann ist wenigstens ein uns günstiges Ergebniß sicher. Wo sind die anderen? Aus welchem Rauchfang winkt auch nur der Schatten allseitig befriedigender Einigung? Abgründe trennen die Interessen der Mächtegruppen; wohin aus dem geplatzten Geschwür von Europa der meiste Eiter sickert: that is the question. Wüst ist auch der Passus über Oesterreich. Weil das blöde Bimbam, das süße Gesäusel und verlogene Geflenn unserer Offiziösen die Leute am Ballhausplatz und in Bukarest fast in Tobsucht geärgert hat, muß der Magister lobesam jetzt auf die Katheder hauen, daß die Tinte über drei Bänke hinspritzt. Oesterreichs Sache ists, sagt er, „seine Ansprüche zur Geltung zu bringen“. Wirds dabei aber „von dritter Seite angegriffen und in seiner Existenz bedroht, dann würden wir, zur Wahrung unserer eigenen Stellung in Europa, zur Vertheidigung der Sicherheit und Zukunft unseres eigenen Landes, an der Seite unseres Verbündeten fechten.“ Logik: schwach. Takt: kaum genügend. Wenn Oesterreich Sonderansprüche, nicht im Sinn des Volksthumes gesammtdeutsche Lebensrechte verträte, wäre der zwischen Maas und Memel hausenden Menschheit das Beistandsopfer nicht zuzumuthen. Die Pflicht zu deutscher Gemeinbürgschaft begrenzt den Bündnißfall; und wo er möglich wird, sollte Selbstachtungbedürfniß die überlaute Anzeige verbieten, daß der Genosse nicht sein Wort brechen werde. Zu sagen war: Oesterreich ist in Südost unserer, der germanischen Sache Walter. Daß es ohne unsere Hilfe „in seiner Existenz bedroht“ sein, erst nach solcher Bedrohung auf unsere Hilfe rechnen könne, hätte ein Politiker niemals der Zunge anvertraut. Und wie locker das Gerüst dieser Logik! Alle Großmächte sind „entgegenkommenden Geistes“, aller „allseitig befriedigende Einigung“ ist, nach den schon jetzt gesicherten „günstigen Ergebnissen“, für nahe Frist zu hoffen: und einer Großmacht wird die Faust unter die Nase gereckt. Der in Potsdam und Baltisch-Port allzu zärtlich umarmten. Der Jüngling sieht den Grund nicht ein. Aber der Reichstag. Der fragt nicht, wohin denn die Jubelkantate

verklungen sei, die den Himmeln Rußlands Gelöbniß meldete, jede Genossenschaft zu meiden, die „eine aggressive Spitze gegen uns habe". Der will in Ruhe die Gesetze beschwatzen, die er immerhin gründlicher kennt als Geschichte und internationale Politik, und nimmt drum, ohne an die Enttäuschung vom letzten Schaumschlag zurückzudenken, mit jedem Trostsprüchlein artig vorlieb. Wozu die Stadt aus ihrem Schlafe wecken und sich obendrein mit der Zipfelmütze lächerlich machen? Die Mondsichel schrumpft in die Dürre eines Auslassungzeichens, der Khalif wird gelenkiges Spielzeug der Löwenbrut, vom Schwarzen bis ans Adriatische Meer streckt sich eine neue Slavenmacht, ein Schemel für Rußlands Aufstieg. Aber „der lebhafte Gedankenaustausch bietet alle Aussicht auf Erfolg".

Aussicht? Eine Riesenernte ist ja schon in der Reichsscheuer. Kiderlen pflanzt sich vierschrötig vor die erlauchten Volksboten; nimmt, all in seiner Heiserkeit, den Selbstherrscher aller Reussen (aber nicht den eben so unglimpflich gescholtenen Erzherzog Franz Ferdinand) unter seinen Schirm; und packt dann aus: „Während der ganzen letzten Krisis waren unsere Beziehungen zu England besonders vertrauensvoll; die offenen und von vollem Vertrauen getragenen Aussprachen zwischen London und uns haben nicht nur eine sehr erfreuliche Intimität unserer Beziehungen hervorgerufen, sondern auch einer Verständigung unter allen Mächten gute Dienste geleistet." Stimmt. Ob die Plakatirung, nach allem Geschehenen, nicht lieber der anderen Seite zu überlassen wäre? Geschmackssache; wer Marschall seit fünfzehn Jahren im Magen hatte, zeigt gern schnell, wie gut der Kram ohne des Langen Betriebsamkeit geht. Die Wahrheit des Schwabenwortes darf kein Zweifel beknabbern. England braucht und ersehnt einen schwachen Khalifen, der in seinem europäischen Absteigequartier zu füttern und zu schrecken ist und am Persergolf, in Egypten und Indien gehorsam deshalb der Heerde Mohammeds die londoner Losung übermittelt. England wünscht das Wachsthum einer vom Meer aus verwundbaren Slavenmacht, die den deutschen Drang nicht im Westen nur ans Festland bindet und deren junger Leib doch nicht stark, nicht satt genug werden darf, um sich von Rußland lösen zu können. An beide Ziele, die das Aufgebot deutscher Wehrkraft sperren konnte, will unser Vetterneifer den Briten helfen. Er befreit sie von zwei Aengsten, uns von zwei Lebensversicherungpolicen. Wir sind vertrauensvoll, sie von erfreulicher Intimität. („Lebhafter Beifall.")

Englands Seeherrschaft.

Einer der wichtigsten Züge im politisch-militärischen Bilde unserer Tage ist die überragende englische See- und Kolonialherrschaft. Ihre Aufrechterhaltung ist die vornehmste Pflicht jedes britischen Staatsmannes; und jeder Engländer ist überzeugt, daß das britische Reich unter anderen Bedingungen nicht bestehen könne. Unter Naval Supremacy, Vorherrschaft zur See, versteht man in England die Herrschaft über alle Verbindungwege auf dem Weltmeer, die unbestrittene Verwendung der militärischen Machtmittel und die Möglichkeit, in jedem Augenblick die Verbindungwege jedes möglichen Gegners sperren zu können.

Noch im fünfzehnten Jahrhundert war die Hansa in fast allen Kämpfen über die Engländer siegreich gewesen. Und noch 1551 besaß sie ein solches Uebergewicht über den englischen Handel, daß sie 44 000 Stück englische Tücher ausführte, während England selbst es nur auf 1100 bringen konnte. Erst der Thatkraft der Königin Elisabeth von England war zu danken, daß die Hansa allmählich überwunden wurde. Eine neue Zeit brach an. Während das Heilige Römische Reich Deutscher Nation in Ohnmacht und Zerrissenheit sich zu keiner kräftigen Gegenwehr aufzuraffen vermochte, kaperte das unter Elisabeths Szepter erstarkende England im Jahr 1589 auf dem Tajo 60 hansische Schiffe. In den folgenden Jahren begann im Kampf gegen die Welt- und Seegewalt Spaniens der Aufstieg Englands zu Macht und Größe. Spanien zu vernichten, war den Engländern jedes Bündniß recht: mit den rebellischen Niederländern, mit Frankreich, ja, mit den Türken. Und seit die Augusttage des Jahres 1588 den weltgeschichtlichen Untergang der Armada brachten („Afflavit Deus et dissipati sunt"), hat England nie mehr ernstlich den spanischen Gegner gefürchtet. Bemerkenswerth ist, daß hinter dem Kampf schon ein waches und starkes Nationalgefühl stand. In stolzem Ehrgeiz und heißer Glaubensleidenschaft drängte die junge Nation in alle Fernen. England hat damals den Seeraub, die Kaperei, sanktionirt, deren Aufgabe zunächst die Vernichtung des feindlichen, bald aber auch des neutralen Handels war. Unter Elisabeths Regirung wurde die Kaperei durch Auszeichnungen aller Art, selbst durch Rangerhöhungen der großen Freibeuter, der Cavendish, Hawkins, Raleigh und Drake nachhaltig gefördert. Nach dem Verfall der spanischen Seemacht trat England als kolonisirende Handelsmacht an dessen Stelle; schon 1578 begannen die ersten kolonisatorischen Unternehmungen Englands. Und schon 1612 sprach der Kanzler Bacon: „Wer die See beherrscht, hat viel Freiheit und kann, wenn er will, in jeden Krieg eingreifen, während selbst die größten Landmächte oft in der Klemme sind."

Nach Spanien kam Holland an die Reihe, das um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts den Gipfel seiner Größe erreichte. 1650

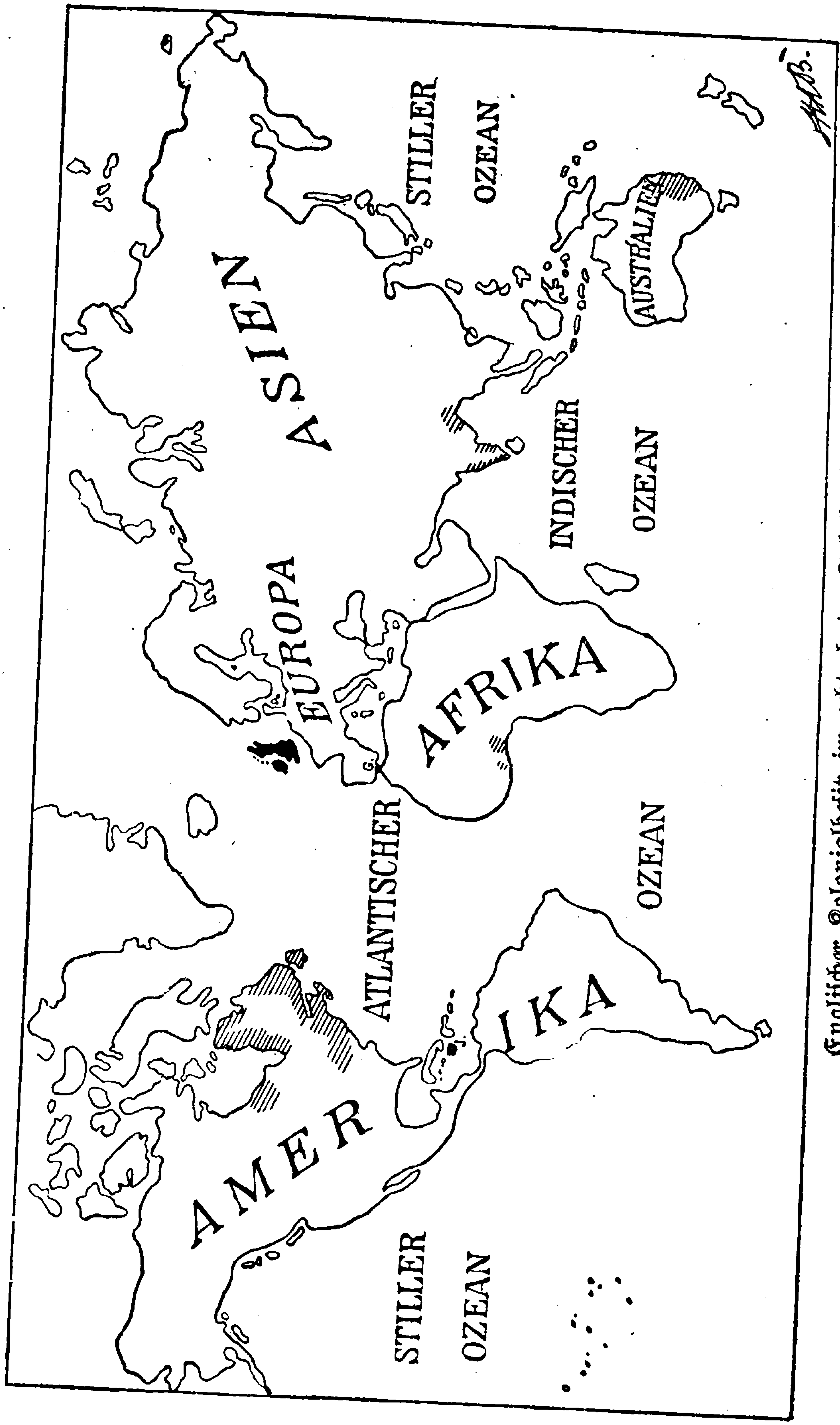
betrug der Gesammthandel Hollands das Fünffache des englischen und Colbert schätzte die holländische Handelsmarine auf vier Fünftel der europäischen; ihre Ladefähigkeit umfaßte etwa die Hälfte des Gesammttonnengehaltes aller europäischen Handelsflotten. Nicht nur war die Nordseefischerei fast ganz in holländischen Händen, sondern der Kapitalreichthum der Niederlande überwog auch den englischen um ein Beträchtliches. Ein Zug behaglicher, naiver, derber Lebensfreude ging durch diese Zeit und dem Genuß der durch Handel und Schiffahrt erworbenen Glücksgüter gab sich das holländische Volk mit Behagen hin; sorglos, allzu sorglos. Schon 1651 kam, in der Navigation-Akte, die handelspolitische Kampfansage Englands gegen Holland. Dessen Handel war fortan bedroht. Der Ausbruch des um Handelsvortheile und um den Besitz der stärkeren Seemacht zu führenden Krieges wurde durch Englands Anspruch auf die unbegrenzte Seeherrschaft in den „four seas" beschleunigt. In drei schweren Seekriegen haben Holland und England, ein Vierteljahrhundert lang, um die Vorherrschaft zur See mit einander gerungen. Der Friede von Westminster bezeichnet die erste Station auf dem Abstieg Hollands von der Höhe seiner Macht. In Verlauf von fünf Vierteljahren hatte es etwa 1600 Kauffahrteischiffe verloren, der Hering- und Wallfischfang war unterbrochen, der Ostseehandel gefährdet; in Amsterdam stockten alle Geschäfte und 1500 (nach anderen Berichten 3000) Häuser standen leer. Aber noch war die Niederlage Hollands nicht vollendet und der Engländer Monck prägte das Wort: „Der Anlaß zum Krieg ist gleichgiltig: wir brauchen ein größeres Stück von dem Handel, den die Holländer jetzt haben". So kam es zum zweiten und dritten anglo-holländischen Krieg. Im Frieden von Breda wurde das englische Flaggenrecht und die Navigation-Akte in der Hauptsache bestätigt. Neu-Amsterdam (New York) blieb den Engländern. War Holland auch nicht besiegt worden, so mußte es schließlich doch die britische Suprematie feierlich anerkennen. Trotz den niederländischen Heldenthaten auf dem Meer stand schon 1674 fest, daß die erste Seemacht der Welt jetzt England hieß.

Eine Folge der holländischen Niederlage war, daß England dauernd den Niederlanden die südafrikanischen Kolonien, das Kapland, Ceylon und die Stationen auf dem Festland von Indien nahm. Dem Besitz Indiens maß man von je her großen Werth zu. Darum wurde auch der erste indische Wettbewerb, die 1722 in Ostende gegründete „Deutsche Ostindische Handelsgesellschaft" im Keim erstickt. Nach endgiltiger Räumung Indiens von den Niederländern und Franzosen war der Weg zur völligen Eroberung des indischen Reiches beider Halbinseln frei, die, als der blutige Seapoy-Aufstand niedergezwungen war (1857), ihren Abschluß fand.

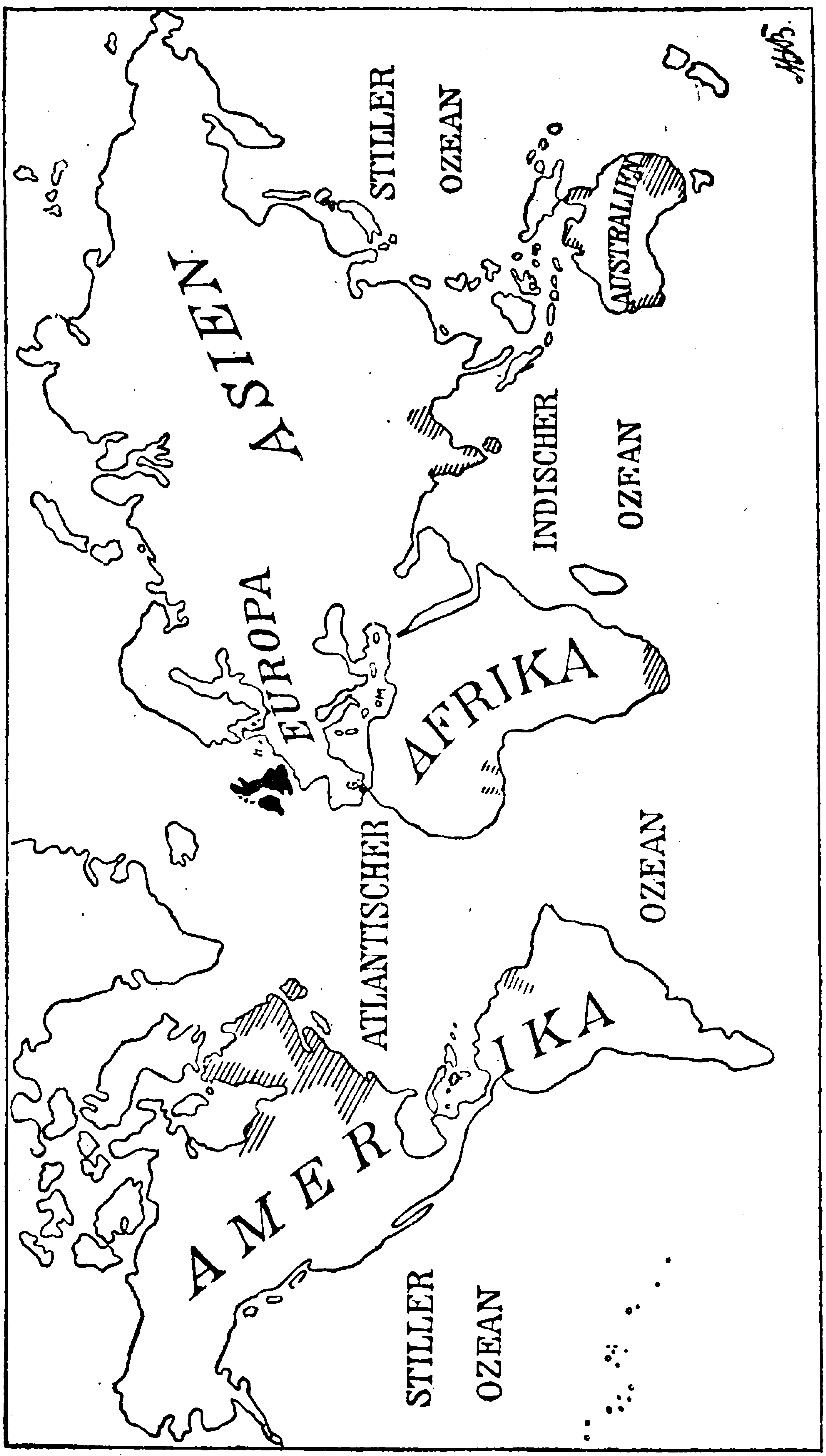
Oft hat England behauptet, für die Freiheit anderer Völker diplomatisch und militärisch zu kämpfen. Stets aber kam es auf seine Kosten und erwarb mindestens Aufsichtrechte, Interessensphären und wirthschaftliche Vortheile aller Art. Allzu oft haben die Kontinen-

talstaaten zum Vortheil Englands gefochten und geblutet, sich auf lange Zeit hinaus militärisch und wirthschaftlich geschwächt, während England gerade in solchen Zeiten erstarkte, große und reiche Länder erwarb und die Früchte der Siege einheimste. Der Rückblick sieht England stets gegen den jeweilig gefährlichsten Gegner, möglichst mit schwächeren, ihm selbst ungefährlichen kontinentalen Staaten als Bundesgenossen, vorgehen. Hat es auch keinen der großen europäischen Kriege des achtzehnten Jahrhunderts entfesselt, so war es doch an allen betheiligt und hat sie in seinem Streit gegen Frankreich ausgenutzt. Stets aber hat es die eigenen Kräfte, so lange es irgend konnte, geschont. Uns interessirt aus dieser Epoche besonders der Siebenjährige Krieg, in dem England das um seine Existenz kämpfende Preußen nur so lange mit Subsidien unterstützte, bis der gemeinsame Feind, Frankreich, in Amerika endgiltig niedergeworfen war. Dann hat es Preußen, vorzeitig und gegen die Verabredung, nach Bismarcks Wort „treulos im Stich gelassen“. Und während in Europa die Französische Revolution und die ihr folgenden Kriege tobten, erwarb England, in aller Stille, Australien und setzte sich in Westafrika fest. Napoleon aber durchschaute die Ziele der englischen Politik und erkannte in ihr seinen gefährlichsten Feind. Daß England aus dieser schwierigen Periode dennoch als Sieger hervorging, verdankte es nur seiner überlegenen Flotte, die den Gegner vom Meer abschloß und den neutralen Handel verhinderte. Das Können und heldenmüthige Handeln seiner Admirale und Seeleute führte zu den Siegen von Abukir und Trafalgar. Am einundzwanzigsten Oktober 1805 hat Englands größter Admiral die französische Flagge bei Trafalgar vom Meer vertrieben. Frankreichs Seemacht war gebrochen. Das durch seine Flotte gedeckte England schickte Truppen auf den Kontinent, wo sie Schulter an Schulter mit Oesterreichern, Russen und Preußen von Sieg zu Sieg über Frankreich schritten. Als England an den Befreiungskriegen theilnahm, focht es vor Allem um seine Existenz und Größe; damals wurde entschieden, ob die Welt englisch oder französisch werden solle. Aber während die Kontinentalstaaten bluteten, während Handel und Wandel in Europa stockten, blühte Englands wirthschaftliches Leben auf. Der neutrale Handel ging fast vollständig in Englands Hände über. Erst durch das Niederzwingen des unter Napoleon zu ungeahnter Macht erstarkten Frankreich wurde England zum Weltreich. Als der Friede geschlossen wurde, war England unbestrittener Herr der Meere, der einzige starke Industriestaat der Welt und im Besitz des größten Kolonialreiches. Jeder Gegner war auf lange Zeit zurückgeworfen und das englische Weltreich unserer Tage geschaffen. Einen seemächtigen Gegner in der Nähe der englischen Küste gab es nicht mehr und die Zeit war gekommen, wo Englands Suprematie auf den Meeren als etwas vom Schicksal unwiderruflich Gefügtes betrachtet wurde.

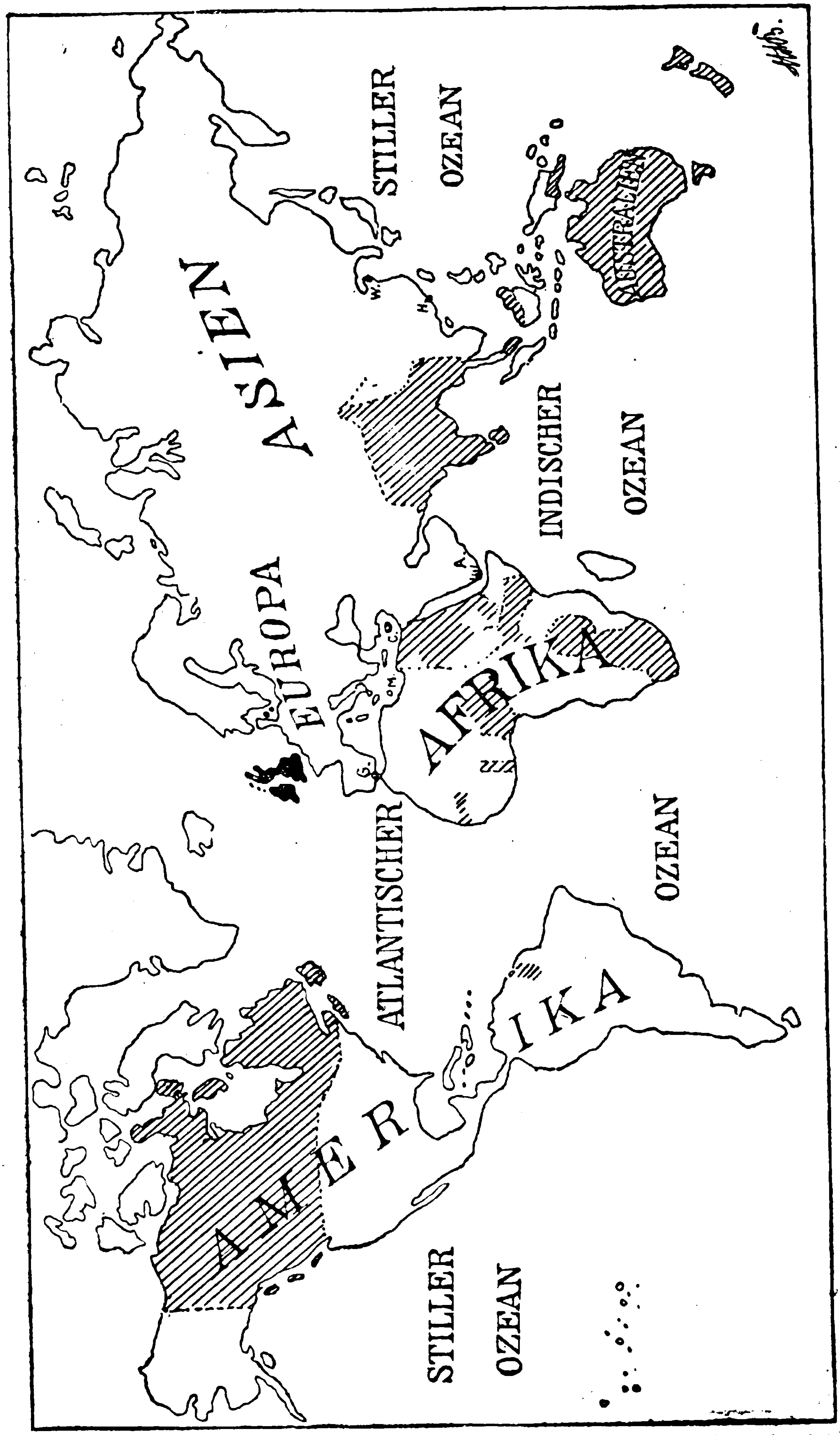
Drei Karten zeigen die Entwickelung britischer Kolonialmacht:



Englischer Kolonialbesitz im achtzehnten Jahrhundert.



Englischer Kolonialbesitz 1815.



Englischer Kolonialbesitz 1912.

An der Wende zum zwanzigsten Jahrhundert umspannte das englische Weltreich über ein Drittel der Erdoberfläche. Dank seiner Vorherrschaft zur See sind ihm große Länder mühelos zugefallen. Da der Union-Jack, Englands Machtzeichen, überall auf den Weltmeeren wehte, konnte es sich leicht die besten Theile der Erde nehmen. 1839 wurde Aden besetzt, Hongkong kam als Preis für die Beendigung des den Chinesen zu englischem Vortheil aufgezwungenen Opiumkrieges in britischen Besitz, in der Südsee wurden viele Inseln ohne Mühe den schlecht bewaffneten Eingeborenen abgenommen und ganz Kanada bis zum Stillen Ozean kam in friedlicher Durchdringung ohne jeden gegnerischen Widerstand eben so wie viele andere kleine Besitzungen in britische Hände. Widerstand hat es nur in Afrika gefunden und ernstlich hat es nur in Indien, an den indischen Grenzen und in Süd-Afrika zu kämpfen gehabt. Das Abkommen mit Frankreich von 1899, das auf Faschoda folgte, sicherte dem Britenreich den Nil mit allen Zuflüssen; der Vertrag vom April 1904 entfernte Frankreich für immer aus Egypten. Seitdem fehlt jede bedrohliche koloniale Reibungfläche zwischen England und Frankreich. Ein glänzender Beweis für Englands Alleinherrschaft zur See war der Krieg gegen die Buren; die Unterbrechung des Seeweges von der Heimath nach Südafrika hätte zum vollen Erfolg der Buren und zum Verlust des gesammten südafrikanischen Besitzes geführt. Wenn ferner auch nicht zu erweisen ist, daß England den russisch-japanischen Krieg herbeigeführt hat, so hat es ihn doch meisterhaft zu seinem Vortheil zu nützen gewußt und sich die wichtigste Frucht des Sieges gesichert. Nach dem Frieden von Portsmouth kam aus dem „Standard“ die stolze Frage: „Wer kann uns jetzt Etwas anhaben? Auf ein Menschenalter hinaus ist ein Zusammenschluß der Kontinentalmächte gegen England unmöglich geworden“.

Die bedeutsamsten Aufgaben der englischen Kolonialpolitik knüpfen sich auch heute noch an die innerasiatischen Probleme, die Sicherung Indiens und seiner Grenzländer und der Verbindungwege nach dem Mittelmeer und Egypten. Schon lange sieht es in dem deutschen Kaufmann und Industriellen einen Konkurrenten, der zurückgedrängt werden muß. Unter allen Umständen will es seine Seeherrschaft vor Gefährdung schützen. Das ist begreiflich. Das durch seine Lage jedem direkten Angriff entrückte Inselreich dankt seine Suprematie der Kriegsflotte und daneben der inneren Geschlossenheit, die alle Sonderwünsche dem Reichsinteresse unterordnet. Der erworbene Wohlstand muß auch auf der See vertheidigt werden. Mit mehr als 20 Milliarden Mark Werth in jährlicher Ein- und Ausfuhr steht Großbritanien heute unbestritten an erster Stelle unter den Seehandelsstaaten. Nicht mehr, wie einst, zur Befriedigung der Gier nach Reiz- und Genußmitteln, sondern, um überhaupt leben zu können, braucht England die Seestraßen, die ihm alle Waaren zuführen und auf denen es seine Industrieerzeugnisse, als Entgelt, hinaussenden kann. Darum gilt noch heute bei den Briten das Wort Pitts: „Ohne Englands Erlaubniß darf auf dem Meer kein Kanonenschuß abgefeuert werden.“

Georg Schultze-Bahlke.

Martyrium.

In lächelnder Erinnerung an die Zeit, wo alle Blätter vom „Fall Traub“ voll waren und manche Menschen den Herrn Pfarrer zum Märtyrer stempelten, möchte ich den Lesern der „Zukunft“ von einigen Martyrien erzählen, um den Unterschied klar zu machen zwischen Dem, was moderne Protestanten ein Martyrium nennen (die alten thaten nicht so), und Dem, was wir Katholiken mit diesem Titel beehren. Mögen uns Manche auch darum rückständig schelten: Andere werden eine gewisse Anerkennung nicht versagen. Mein erster Bericht stammt aus einem Monatsblatt zur Verbreitung der Kenntniß unserer Heidenmissionen. Das Blatt heißt „Der Antoniusbote“, erscheint bei den Franziskanern zu Wiedenbrück in Westfalen und behandelt hauptsächlich die Missionen der deutschen Franziskaner in China und in Brasilien. Ein Brief, der am ersten Oktober 1912 im Antoniusboten erschien: „Aus dem Vikariat Central-Schensi, das früher vom Bischof Athanasius Götte aus Paderborn verwaltet wurde, kommen sehr traurige Nachrichten. Bischof Maurice berichtet über große Gräuelthaten der Chinesen gegen unsere Mission. Bereits ist ein chinesischer Franziskanerpater ermordet worden. Der Gouverneur von Central-Schensi ist ein Scheusal von Grausamkeit und Tyrannei; auch ist er den Christen sehr feindlich gesinnt. Während der letzten Revolution suchte er von unserem hochwürdigsten Bischof Silber (Geld) zu erlangen und drohte mit Gewaltthaten. Sein letzter Akt brutaler Gewalt war die Enthauptung eines erst dreißig Jahre alten chinesischen Paters. Als der Bischof von der Sache erfuhr, sandte er sofort zwei amerikanische Patres. Der Ermordete war schon beerdigt.“

Der Leib des Franziskaners war mit Wunden bedeckt und ein Bein gebrochen, der Kopf war langsam abgehackt oder gar abgesägt worden. Das nennt man bei uns: Martyrium. Die Katechisten, die „nur“ zweitausend Bambushiebe erhalten hatten und noch leben, ehrt man nicht mit diesem Titel. Sie sind noch: Bekenner, nach katholischer Sprechweise. Erst wenn der Kopf herunter ist und der Bekenner mit dem Blut seinen Glauben besiegelte, wird er ein heiliger Märtyrer.

Andere Berichte entnehme ich einer Sammlung von Bändchen, die in der Paulinusdruckerei in Trier erscheinen, unter dem Titel „Aus allen Zonen, Bilder aus den Missionen der Franziskaner in Vergangenheit und Gegenwart“.

Von der Vergangenheit erzähle ich nichts, höchstens aus einer sehr nahen Vergangenheit, nämlich aus dem Jahr 1900, wo in der Provinz Nord-Schensi arge Christenverfolgungen wütheten. Da sind viele Menschen, meist Chinesen, für ihren Glauben gestorben. („Ueberzeugung“ oder „Weltanschauung“ wäre ja gewiß moderner; aber eine Weltanschauung verleiht selten die Kraft, Solches zu erdulden. Dazu gehört ein Glaube. Und zwar nicht ein Glaube, den man besitzt, sondern einer, der uns besitzt.) Auch protestantische Christen haben da-

mals ihren Glauben mit ihrem Blut besiegelt. Wie sich ihre Kirche zu ihnen stellt, weiß ich nicht und habe es nicht zu beurtheilen, Ich will hier nur von den katholischen Missionen erzählen.

„Die Tötung der vierzig Christen von Tae yuen fu war auf den vierzehnten Juli festgesetzt. Der Blutbefehl war dahin beschränkt, daß nur die standhaft gebliebenen Männer getötet werden sollten, während man die Frauen und Mädchen schonen müsse. Bei dieser Nachricht erneuten sich die Schauspiele der ersten christlichen Zeiten. Kaum war das Urtheil über die Männer ausgesprochen, so eilten die Frauen mit ihren Kindern zum Mandarinen und flehten ihn an, sie doch mit den Söhnen und Gatten zugleich zu töten, weil die ganze Familie das todeswürdige Verbrechen des christlichen Glaubens begangen habe. Sie versicherten zugleich, sie würden nie vom Glauben abfallen oder in die Eheschließung mit einem heidnischen Manne willigen. Auf die Aufforderung des Mandarinen, ihren Glauben zu verleugnen, antworteten sie entschieden: Niemals! Nun versammelten sie sich im Haus der Familie Fan und Li, um durch Gebet sich auf den Martertod vorzubereiten. So fanden die bewaffneten Boxer die Christen wie Lämmer, die zur Schlachtbank bereit waren. Die Frauen legten die Säuglinge an die Mutterbrust, damit ein Schwertstreich sie zugleich durchbohre. Dort standen die Männer, die ihre Söhne festhielten, um im Tode nicht von ihnen getrennt zu werden. Als man den ersten Christen niederschlägt, fragt dessen Sohn die Mutter: ‚Was ist mit dem Vater?‘ Die Mutter antwortet: ‚Er geht in den Himmel.‘ Der Sohn: ‚Geht man durchs Schwert in den Himmel?‘ Die Mutter: ‚Ja, so ist es. Aber sei ruhig, schaue den Vater nicht an, bedecke Dein Angesicht mit den Händen und beuge Dich ein Wenig.‘ Der Sohn folgt der Weisung und fragt: ‚Gehen wir Alle in den Himmel?‘ Die Mutter: ‚Die Seligste Jungfrau kommt, Dich abzuholen; sie steht an der Thür.‘ Der Sohn: ‚Ich habe Durst, ich wünsche süßes Wasser.‘ Die Mutter: ‚Die Seligste Jungfrau wird es Dir geben.‘ Dieses Zwiegespräch beendet ein Boxer, indem er mit seinem Schwert den Kopf des Knaben in zwei Hälften spaltet. Dessen kleiner Bruder Michael war erst zwei Monate alt. Das unschuldige Kind griff nach dem Schwert und lachte, weil dessen Glanz ihm gefiel. Während die Mutter die Aermchen des Kindes in ihre Hände nahm, um sie vor Verletzung zu schützen, trennte ein Boxer das Haupt des Kindes vom Rumpf und ließ die arme Mutter in unsäglicher Trauer zurück. Man schonte ihrer, um sie an einen Heiden zu verheirathen.“

Das nennt man bei uns Katholiken: Martyrien. Und daß es bei uns immer noch Leute giebt, die solches Martyrium ohne Wimperzucken erleiden, ist erwiesene Thatsache; und nicht eine auf China beschränkte.

Bequemer sind die Martyrien moderner Protestanten allerdings. Die ihrer Vorväter waren anders.

München. Anna Freiin von Krane.

Schloß Paretz.

Eingebettet in die wasserreiche Ebene der wiesigen Havellandschaft hinter Potsdam, fern von den alten wichtigen Landstraßen und unberührt von den neuen Wegen der Eisenbahn liegt die königliche Gutsherrschaft Paretz, der Sommersitz der Königin Luise, ein verborgenes Juwel unter den historischen Denkmalen hohenzollernscher Privatarchitektur. Schloß Paretz hat auch heute noch ganz den Charakter der Stille und Abgeschiedenheit bewahrt, den nach Fontanes Bericht der königliche Bauherr seinem einsamen Landsitz einst zu geben wünschte. Dieser bewußten Sehnsucht nach seelischer Entrücktheit und beschaulicher Weltferne entspricht nicht nur die versteckte Lage des Gutes, tief drinnen im Lande und abseits von den großen Verkehrslinien: ihr kommt auch der Stimmungsgehalt der Landschaft entgegen, die sanfte, zu Herzen gehende Melancholie des märkischen Flachlands, die weich und herb, traurig und friedlich-lächelnd zugleich ist. Wie der getragene Rhythmus eines klagenden Hirtenliedes klingt es aus den leise geschwungenen, auf- und absteigenden Linien, in denen die wellige Landschaft gegen den fernen Horizont hin absetzt. Besonders stark empfindet man diese unendlich wohlthuenden Stimmungen der märkischen Landschaft, diese sozusagen beschwingte Schwermuth, wenn man Paretz etwa im ersten Frühling besucht. Dann breiten sich die saftigen Felder, frisch gepflügt und erdhaft schwarz oder schon mit junger grüner Saat bestanden, vor unseren entzückten Blicken hin, Sinnbilder erneuten Lebens und starker, sieghafter Vitalität. Dem ernsten, an Van Gogh erinnernden Pathos solcher Feldeinsamkeit mischt die buntfarbige Pracht blühender Obstbäume ein zartes, lyrisches Element unter; zugleich aber sind diesem eindringlichen Bilde des lebendig Werdenden, das ganz erfüllt erscheint von froher, heiterer Zuversicht, die melancholischen Linien der Landschaft eingezeichnet, die wie mit gütig streichelnder Hand an die ewig gleiche Vergänglichkeit alles Seienden erinnern.

Selten, so scheint es, ist in solchem Maße gelungen, eine Bauanlage dem Geist und der Stimmung einer Landschaft einzuordnen, wie es in Paretz geschah. Mit einer sehr differenzirten, auf die leisesten Schwingungen der Seele noch reagirenden Sinnlichkeit hat der Architekt, der hier am Werk war, Gilly der Aeltere, die vielfachen Reize dieses Stückes Natur begriffen und genießend in sich aufgenommen; und der elementaren Ursprünglichkeit solcher Naturempfindung ist zu danken, daß in der architektonischen Schöpfung nun der genius loci in schöner Freiheit gebannt erscheint

und körperlich wahrnehmbar geworden ist. Aeußerlich präsentirt sich der bescheidene Schloßbau als ein langgestrecktes, niedriges Wohnhaus mit hohem Parterregeschoß und gedrücktem Oberstock und einem flachgeneigten, ungebrochenen Dach. Die glatten Fronten sind ganz schmucklos gehalten und nur durch den wiederkehrenden Rhythmus der Fensterausschnitte gegliedert. Die Mitten, in denen die Eingänge liegen, sind architektonisch betont; sie treten, als flache Vorsprünge, ein Wenig aus der Flucht der Fronten heraus. Mit dieser Risalitbildung, die sowohl zum Gesammtkörper des Hauses als auch in Bezug auf die Gliederung im Einzelnen mit einem höchst sensiblen Gefühl für das Wesen der architektonischen Verhältnisse abgestimmt ist, wird die Querachse der Anlage nach außen hin gekennzeichnet. In ihr liegt die helle, lichtdurchflossene Eingangshalle und der luftige Gartensaal. Beider Thüren führen über eine oder zwei flache Stufen nur ins Freie hinaus. Durch solche unmittelbare und innige Verbindung mit dem Garten erscheint das Haus dann wie verwurzelt und fest verwachsen mit dem Boden, auf dem es steht. Behäbig und breitgelagert liegt es da, auf einem Teppich grünen Rasens, umrahmt von den dichten Baumcoulissen des Parks und, nach der Straße hin, eingefaßt von niedrigen, dem Wirthschaftbetrieb dienenden Flügelgebäuden. Eine echt norddeutsch-märkische Kunstempfindung hat dieses schlichte, holländisch anmuthende Landhaus geschaffen, aus dessen Architektur eine bis zum Letzten verfeinerte Verhältnißmusik klingt, die das Auge mit dem selben Gefühl körperlichen Wohlbehagens aufnimmt wie das Ohr die melodische Klangschönheit schwingender Saiten. Und indem man die Werthe dieser kubischen Proportionen mit dem Auge gleichsam abtastet, indem man den langgezogenen Horizontalen folgt und den sacht ansteigenden, den First vorbereitenden Gratlinien des Daches nachgeht, fühlt man in sich selbst neue Energien angespannt und elastisch wachsen. Das eigene Körpergefühl tritt stärker, von dumpfen Empfindungen befreit und zu geistiger Wachheit gesteigert, in unser Bewußtsein.

Es ist die Wirkung dieser von akademischer Ueberlieferung gepflegten, gefühlmäßig geübten Verhältnißkunst, die uns heute an der Architektur des paretzer Schlosses und an fast allen Bauten aus der Zeit um Achtzehnhundert so stark berührt. In all ihrer puritanischen Einfachheit und bei aller Enthaltsamkeit im Formalen wie im Dekorativen sind diese Bauten erfüllt von einem überfließenden Reichthum an selbständigen baukünstlerischen Werthen. Sie sind, trotz der akademisch begründeten Anlehnung an historisch überlieferte Stilformen, im besten Sinn geistreich und originell.

Sie sind in den Proportionen neu, weil die Einzelform nicht doktrinär als ein Absolutes gilt, sondern lebendig als ein Werth der Funktion empfunden wird. „Ein genialer Architekt“, notirt Delacroix in sein Tagebuch, „darf ein Gebäude kopiren; er wird es durch Veränderungen originell machen.“ Aus solcher Erkenntniß sind die wenigen künstlerischen Erfolge gewonnen worden, die der Architektur in unseren Tagen beschieden gewesen sind. Auch ihre besten, ihre überzeugenden Leistungen beruhen auf der mit schöpferischer Kraft gegebenen Wirkung einer soignirten Verhältnißkunst. Sie scheinen im Innersten der edlen Baugesinnung jener Zeit um 1800 verwandt, mit der uns die starken Fäden einer bodenständigen, nationalen Bauüberlieferung verbinden. Daß diese großgeartete Kunsttradition fruchtbar werde, daß aus ihren Wurzeln wieder frische Schößlinge treiben, ist der Wunsch und Wille aller um die Baukunst der Gegenwart Bemühten. Und es klingt wie eine Lehre an die Heutigen, wenn David Gilly, der Erbauer von Paretz und der Lehrer Karl Friedrich Schinkels, eine breit angelegte Abhandlung über landwirthschaftliche Gebäude und Wirthschafthöfe, die 1806, im sechsten Jahrgang der von ihm herausgegebenen „Sammlung nützlicher Aufsätze und Nachrichten, die Baukunst betreffend“, erschienen ist, mit folgender Mahnung schließt: „Möchte man doch, statt der nicht nur bei den Wohngebäuden, sondern selbst bei den Stallungen angebrachten, öfters den Werth des Landgutes übersteigenden Steinmetzarbeiten an Säulen, reichen Gesimsen, Frontons und Dergleichen, sich blos mit der Symmetrie und mit gutem Verhältniß in Absicht der Fenster und der Zwischenpfeiler und einiger mit dem Gedanken von Nutzen und Nothwendigkeit zu vereinbarenden Verzierungen, als eines weit vorspringenden, jedoch ohne viele Verkröpfungen gerade fortlaufenden, gut profilirten Hauptgesimses, Fenster-Verdachungen, da, wo sie scheinbar nöthig sein möchten, Sohlbänke unter den Fenstern, einige gequaderte Partien der Außenseiten der Gebäude und so weiter begnügen und an den Vers des Delille (in seinem bekannten Gedicht über die Gärten) denken: N'allez pas ériger la ferme en palais, so würden wir, anstatt nach unreifen Mustern und Kompositionen von griechischen, egyptischen, chinesischen, gothischen Baustücken aufzuführender widriger Mißgeburten von Gebäuden, wohlgefällige und zugleich mit dem Charakter der Oekonomie und der Solidität bezeichnete Landhäuser erhalten.“

Auch die innere Anlage des paretzer Schlosses weist mancherlei Beziehungen zum Bauwillen der Gegenwart auf. Nicht nur in der achsialen Anordnung des Grundrisses. Hier ist Wohnlichkeit

und alle erdenkliche Rücksicht auf die Forderungen behaglichen Daseins zu finden; zugleich aber ist das praktische Bedürfniß durch klar betonte Achsenbeziehungen zum Repräsentativen gesteigert, so wie es der Landhausarchitekt auch heute in seinen Plänen anstrebt. An den central gelegenen Gartensaal schließen sich auf beiden Seiten lange Fluchten einfach ausgestatteter, heller Wohnräume, abwechselnd große und kleine, bald quadratisch, bald rechteckig in der Grundform, und so jeder einzelne von einer besonderen Interieurstimmung erfüllt. Fehlen im Grundriß auch die ausgedehnten sanitären Nebenanlagen, die Wasch- und Baderäume, ohne die ein modernes Wohnhaus nicht zu denken ist, so erinnert doch der weiße Anstrich der Thüren und das Rahmen- und Sprossenwerk der Fenster, die helle Tönung der Korridorwände und das glattprofilirte Geländer der in breitem, leicht geschwungenem Lauf zum Oberstock führenden Treppe von fern wenigstens an die primären Forderungen des hygienischen Zeitalters.

Raumauftheilung und Ausstattung des paretzer Gutshauses verleugnen in keinem Punkt, trotz aller bürgerlichen Einfachheit und der bewußt unterstrichenen, zuweilen mit der Sparsamkeit und mit dem Reiz des Entbehrens fast kokettirenden Genügsamkeit, ihre weltstädtische Herkunft. Meublement und innere Einrichtung sind von einer bestimmten gesellschaftlichen Atmosphäre umflossen, in der sich der gesellige Verkehr in den unumstößlichen Formen einer entwickelten Konvention abspielt. Diese Konvention ist im Kulturmittelpunkt gebildet, sie ist großstädtisch. Auch damit wird auf einen ganz modernen Gedanken hingedeutet. Das Landhaus, wie wir es heute ersehnen, müßte in seinem Grundriß ein klarer Ausdruck der herrschenden Gesellschaftform sein, ein Vorwerk der Großstadtkultur, wenn man so will. Wäre die Zeit im Besitz einer solchen, so würde sich die typische Form für das moderne Landhaus ohne Weiteres schon von selbst ergeben. Diese ersehnte Uebereinstimmung von Form und Inhalt findet man in Paretz und sie läßt die Interieurstimmung des Hauses so modern empfinden. Hinzu kommt, daß in der gesammten Maßstabsbildung ein gewisses großbürgerliches Element vorherrscht. Es giebt keine Säle mehr; nur noch Zimmer. Diese Räume sind nicht mehr in erster Linie für die gesellschaftliche Repräsentation geschaffen; sie dienen der stillen, zurückgezogenen Arbeit, der Lecture oder der beschaulichen Konversation. Die langen, niedrigen Sofas, überzogen mit buntfarbigen Leinenstoffen, die kleinen bequemen Stühle, die leichten, beweglichen Möbel auf hochgestelzten Füßen: das Alles gehört zu einer Zeit, die „als ganz neue Mode den Gebrauch eingeführt hatte, an

kleinen Tischen zu essen, statt, wie bisher, nach Rang und Stand an großen, feierlichen Tafeln". Im Einzelnen zeugen diese feingliedrigen Möbel dann wieder von so viel reifer und ursprünglicher Handwerkstradition, daß vor der klangvoleln Schönheit ihrer Proportionen der blank polirte Glorienschein des zeitgenössischen Kunstgewerbes ein Wenig verblaßt und seine dünnblütigen Produkte fast wie künstlich, in schützender Treibhauswärme gezüchtet, erscheinen. In den Tischen und Schränken, Kommoden und Spiegeln lebt eine echte handwerkerliche Liebe für die gewachsene Schönheit des Materials, für das zitternde Flächenspiel der hell und flammend gemaserten Birke, für die dunklen, tiefwarmen Töne des Mahagoniholzes und für die satten Farbenharmonien gebräunten Nußbaums. Und noch versteht es der praktisch am Gesellenstück erprobte Meister, mit sicherem Gefühl solche Werthe zu künstlerischer Wirkung zu entwickeln. In schlanken, feierlich-eleganten Formen baut er seine Möbel und aus dem durch Ueberlieferung ererbten Besitz handwerklicher Erfahrung heraus trifft er bei jedem Einzelstück dann wieder mit instinktiver Sicherheit die kanonisch feststehenden Ausmaße. Und in der That gehört mehr Geist für Verhältnißmathematik dazu, die richtigen Abmessungen für einen einfachen Stuhl zu treffen, als sich die überlegene Schulweisheit routinirter Möbelzeichner heute träumen läßt. Solche Zahlen kann man nicht ohne Gefährdung des Resultates jedesmal wieder neu erfinden wollen; schon die geringste Abweichung wird manchmal die Seele des Möbels zerstören. Der Lust, zu erfinden, sind darum nicht geringere Möglichkeiten geboten, sich ungehemmt zu entfalten. Sie thut sich Genüge am Füllornament der Stuhllehnen, das in ungezählten Mustern immer neu und geistreich aufgetheilt wird, sie erschöpft sich in der Mannichfaltigkeit der Kombinationen zwischen Rahmenwerk und Bespannung und gelangt gerade hier, durch den Reichthum des dargebotenen Materials, bald Leinen oder Roßhaarstoff, bald Lederbezug oder Strohgeflecht in Verbindung mit den verschiedensten Holzarten, zu sehr pretiösen Lösungen. Sie bemächtigt sich auch des Sprossenwerks an den Glasthüren der Schränke und Vitrinen und zieht schließlich noch die Kunst der Intarsie zur Bereicherung des Flächenlebens heran. Die selbe spielerische Grazie, die, ganz im Gegensatz zur heiter und frei improvisirenden Rokokodekoration, stets doch von einem tief im Tektonischen wurzelnden Stilgefühl beherrscht wird, zeigt sich schließlich auch in den Tapesserien, in den Bezügen der Sofas und Sessel und in dem leicht gerafften Faltenwurf der Mullstoffgardinen an Betten und Fenstern. Endlich kommt, um die Gegenwartwerthe dieser

Innenräume noch zu vermehren, auch in der dekorativen Behandlung der Wände ein verwandtes Gefühl für die schön rhythmisirte, farbig belebte Fläche zum Ausdruck, ein Gefühl, das unserer Zeit die Arbeiten eines Maurice Denis, eines Vuillard und Bonnard neu belebt haben. Die Wände der Zimmer, über denen ein glatter, weißgetünchter Plafond sich spannt, sind bald einfarbig gehalten, meist in einem satten, himmelblauen Ton und mit einer schmalen buntfarbigen Borte eingerahmt; bald sind sie ganz von großgemusterten, mit der Hand gedruckten Papiertapeten bedeckt. In einigen Räumen, so in dem mittleren Gartensaal, sind die Flächen in schmale rechteckige Felder aufgetheilt und mit allerlei grotesken Chinoiserien geschmückt, einem lustigen Arabeskenwerk in der Art jener Flächendekoration, wie sie etwa die improvisirende Freskenmalerei von E. R. Weiß und Karl Walser heute darstellt. Diese lebendig entwickelte Dekorationkunst ist keineswegs nur als eine oberflächliche Ausstrahlung der damals herrschenden Chinamode zu verstehen. Sie wurzelt vielmehr in dem noch ganz ursprünglichen Stilgefühl der Zeit, dessen heimlichen Wünschen die aus dem Import ostasiatischer Kunsterzeugnisse gewonnenen Anregungen eine unerwartete Bestätigung brachten und das die exotischen Motive begierig aufnahm und verarbeitete, um sich selbst rascher und intensiver zu erfüllen. Und eben dieses, dem allgemeinen Formenwillen der Zeit verwandte Stilgefühl ist es, das der durchsonnten Gartenhausstimmung, diesen hellen, luftigen, durch hohe, schlanke Fenster möglichst innig mit der umgebenden Natur verbundenen Gemächern, mit jenem seltsam phantastischen Farbengefleck eine heiter gobelinhafte Folie gewirkt hat.

In der künstlerischen Gestaltung und formalen Behandlung dieser „umgebenden Natur“ wird der Historiker dann eine Ermattung und Erschlaffung der Raum bildenden Kräfte zu erkennen meinen, die er in der Durchbildung der Außenarchitektur und der Innenräume noch mit ungeminderter Gefühlsintensität sich bethätigen sah. Denn die zum Typischen neigende, klassizirende Kunstform wird bereits an der Schwelle der Hausthür als eine unzulängliche, die Weltanschauung der Zeit nicht restlos mehr erfüllende Ausdrucksform ganz aufgegeben. In der architektonischen Behandlung dieses Landhauses tritt immer wieder als beherrschender Grundgedanke der Wunsch hervor, dem von der Stadtkultur fliehenden, zu sich selbst zurückkehrenden Individuum einen Rahmen und eine Umgebung zu schaffen, die solche subjektiv begrenzten Zwecke zu erfüllen vermögen. Wie weit hier bereits in der Architektur persönliche Stimmungen gegeben sind, wie weit es im Ein-

zelnen hier gelungen ist, über das Klassizirende, über das unpersönlich Gesetzmäßige hinaus Individuelles mitzutheilen, ist begrifflich schwer zu formuliren. Immerhin konstatirt das Gefühl solche den Gesammteindruck wesentlich bestimmenden Momente, etwa in der Auffassung der Proportionen und in der originellen Behandlung und Gliederung des Details. Ueberall tritt hier der Kanon hinter eine persönlich gefärbte Ausdrucksweise zurück; überall sind durch die Formbehandlung bestimmte Beziehungen zur Person des Schöpfers und zu seiner geistigen Konsistenz geschaffen. Damit aber wird das Verhältniß von Ausdrucksform und Betrachter zu Gunsten des Betrachters verschoben: die Ausdrucksform prägt ihm nicht mehr ihren unabänderlichen Willen auf, mit jener hemmunglosen Gewalt, vor der es kein Entrinnen giebt, die den eigenen Willen vergessen macht. Die Ausdrucksform beherrscht den Betrachter nicht mehr, sie wird jetzt zu einem variablen, individuell bestimmten Stimmungmoment. (In solchem Bezug wäre auch auf die Architektur der Begriff der Romantik anwendbar.) Und in diesem Sinn erscheint die Parkanlage des paretzer Schlosses der künstlerischen Werthung nicht mehr als ein Zeichen erlahmender Gestaltungskraft, sondern als die äußerste Vollendung aller hier nach Ausdruck ringenden Kunstideen. Mit tiefdringendem, menschlichem Verstehen hat der Gartenkünstler von Paretz dem natürlichen Verlangen der Bewohner Erfüllung zu geben versucht. Alles, was das schweifende Auge vom Haus her an Kulturformen erinnern konnte, mußte vermieden und unterdrückt werden. Die künstliche Welt des architektonichen Gartens mit seinen geschnittenen Hecken und Boskets, mit streng formirtem Rasenparterre und Laubengängen, mit seinen achsialen Bindungen und seinen auf Herrschaft zielenden Beziehungen zum Bewohner hatte Denen nichts zu sagen, die die freie Natur, die Einsamkeit für ihre Seelenstimmung brauchten und suchten. Um diese Sehnsucht im höchsten Maß befriedigen zu können, wird die Natur (oder vielmehr ein künstlich geformtes und vollendet gegebenes Abbild von ihr) in die unmittelbarste Nähe des Hauses gerückt und so innig mit ihm verbunden, daß die Blätter der Bäume noch in die geöffneten Fenster hineinragen. Der Gartensaal wird als Mittelpunkt des Hauses zugleich als Aussichtpunkt angenommen, davor wird eine freie, leicht gewellte Rasenfläche gewonnen und ein von hohen Baumsilhouetten umrahmter Durchblick gebildet, der über ein schmales, von Schilf umringtes Wasser eine wundervolle landschaftliche Fernsicht „über die üppigen Havelwiesen nach den bewaldeten Höhen von Phöben und Teplitz hin“ freiläßt. Nicht einmal eine Terrasse darf, als Ueberleitung, als

so zu sagen vorbereitende Kunstform, das Haus von diesem Naturbild trennen und selbst die Wege sind vom Haus her so geführt und geleitet, daß sie dem Blick vom Gartensaal aus entzogen sind und „das Zusammenspiel der Naturformen an keiner Stelle den menschlichen Eingriff verrathe und dadurch beeinträchtigt werde". Wie dieses Naturbild nun im Einzelnen geformt ist, wie die verschiedensten Baumarten zu geschlossenen Gruppen und diese wieder in freier Weise zu größeren Massen zusammengezogen sind: Das spricht nicht weniger für die Stärke des lebendigen Naturgefühls als für die vollendete Sicherheit der künstlerischen Empfindung und Gestaltungskraft. Rechnet man noch jenes Maß von Takt und Bildung hinzu, das der Gartenkünstler von Paretz in allen Einzelheiten, in der Anordnung jener kleinen Baulichkeiten im Park, dem chinesischen Theehäuschen über der Grotte der Abgeschiedenen, dem Tempel und dem strohgedeckten (jetzt abgebrochenen) Rohrhäuschen bewies, so hat man die Eigenschaften genannt, die die glückliche Wirkung des natürlichen Gartens entscheiden und die, wenn sie sich wieder einmal beisammenfinden sollten, auch heute diesen sehr zu Unrecht vernachlässigten, verständnißlos gepflegten Zweig der schönen Gartenkunst wieder zur Blüthe bringen könnten. Denn im Grunde entspricht gerade diese gelockerte Form der Gartengestaltung mehr den Wünschen und Stimmungen des modernen Großstädters als die strenge Gebundenheit des Architekturgartens, weil er selbst ja zur Natur zurückkehrt und aufs Land flieht, um sich von der ewig gleichlautenden Regel des Betriebs zu befreien. Darum sollte von den Theoretikern der Gartenkunst nicht immer wieder auf die architektonischen Tendenzen unserer Zeit hingewiesen werden, um die Idee des formalen Gartens zu propagiren. Auf die Tendenz kommt es letzten Endes weniger an als auf die Wirkung. Sie allein entscheidet; und sie ist abhängig von der künstlerischen Kraft, die am Werk war. Und die schöne, stimmungreiche Parkanlage von Paretz ist als natürliche und nothwendige Fortführung der architektonischen Gesammtidee des Hauses ein vollendetes Beispiel für die Ausdrucksfähigkeit solcher raumgestaltenden Kraft; sie ist nichts Anderes als „geprägte Form, die lebend sich entwickelt".

Schloß Paretz mit seinen Nebengebäuden wurde in den Jahren 1796 bis 1797 erbaut; zur selben Zeit wurde durch den neu angestellten Hofgärtner David Garmatter, nach Fontane ein Erbpächterssohn der nahen Schweizerkolonie Neu-Töplitz, der Park angelegt. Einige Jahre später, 1800 bis 1803, wurde das Dorf, das aus einer einzigen, doppelseitig angebauten Straße besteht, nach einem einheitlichen Plan Davids Gilly ausgebaut. Auch hier wird der

Grundgedanke weitergesponnen, die Gartenlandschaft des Parks wird erweitert und die neu entstehende Siedlung als Gartendorf im modernen Sinne gestaltet. Der Zugang liegt an einer Straßenbiegung, er wird durch zwei symmetrisch angeordnete, mit spitzem Zeltdach gekrönte Thorhäuschen architektonisch betont. Die leicht geschwungene Dorfstraße ist mit kleinen, lose aneinandergereihten Arbeitergehöften besetzt, deren Wohnhäuser eine einfache, gleichmäßig wiederkehrende Typenform zeigen. Aus der Reihe des Gleichartigen tritt nur der Dorfkrug mit einer auf vier Holzsäulen ruhenden und mit flachem Giebel gezierten Vorhalle heraus, ein kleines schlichtes Bauwerk, durchgebildet mit all der hingegebenen Liebe und handwerklichen Freude, die die Zeit um 1800 noch auszeichnete, die auch die kleinste Aufgabe bearbeitete, als ob es die größte sei, und jeder, auch der geringsten Sache das ganze Maß ihrer Theilnahme widmete. Diese Moral der Qualität aber ist es, die die Werke dieser Epoche so einheitlich, so von lebendigen Traditionen gesättigt erscheinen läßt. In der großgearteten Gesinnung, die sich darin offenbart, in der künstlerischen Gestaltungskraft, die in jeder Einzelheit sichtbar wird, liegen die starken Wurzeln einer entwickelten Baukultur, zu deren schönsten Blüthen der Gutshof der Königin Luise zu rechnen ist. Die Gesammtanlage von Paretz erscheint den Heutigen wie ein klares Symbol der Erfüllung ihrer eigenen künstlerischen Sehnsucht und Wunschgedanken; und darum gehört ihr unsere aufrichtige Liebe und Bewunderung.

Charlottenburg. Walter Kurt Behrendt.

Selbstanzeigen.

Hohelieder an den Unbekannten. Verlag Neues Leben.

Dem Sonnengotte möcht' ich in die Zügel fallen,
lenken das Flammenroß mit starken Händen,
der armen Welt, die, ach, in Finsternissen schmachtet,
der möchte ich das goldne Licht heut spenden,
ein Licht so freudig hell, wie sie noch keins erträumt.
Und die Dämonen wollte ich, lichtscheu Gesindel,
mit einem Griffe schleudernd in den Abgrund bannen.
Daß Fried' und Freude Mensch und Götter eine,
mit tausendfarbigem Regenbogen Brücken spannen.
Der Ozean, auf mein Geheiß, braust Brautchoräle
an diesem Tag, da ich mich ihr vermähle.

Ich will Dich, Liebste, durch ein Meer von Rosen tragen.
Hörst Du der Zelter Scharren schon am Hochzeitwagen?
Der Sonne Purpurmantel fegt das Firmament
im letzten Scheiden schon; bald, bald uns nichts mehr trennt.
Ein weicher süßer Klang wie Geigen und wie Flöten
durchzittert dieses Maientages letztes Röthen,
in Weißgluthflammen steht mein heißes Blut!
Die neidische Luna soll vor unserm Glück erbleichen —
dem Weltenrad gern griff' ich hemmend in die Speichen
vor schäumend seligem Glückesübermuth!

Dresden. Gerda von Robertus.

Kaiserliche Kämmerer. Adelige Geschichten. Vollständige Ausgabe. Verlag Schuster & Loeffler in Berlin.

Unter allen meinen Büchern das beste. Eine Probe daraus, „Wie Robida um sein Erbe kam", brachte die „Zukunft" am achten Juni.

München. Roda Roda.

Patriotischer Unfug. Von Hermann Ullmann und Wolfgang Schumann. Dresden, Al. Köhler. 50 Pfennige.

Den Anlaß zur Brochure bildeten „Festspiele", die ein Herr Werning angeblich zur Erweckung vaterländischer Gesinnung in Dresden veranstaltete und schon in sechshundert Städten sechstausendmal veranstaltet hat. Aber nicht die ästhetische Barbarei dieser Spiele, so schaudervoll sie ist, hätte uns veranlaßt, mit so schwerem Geschütz vorzugehen. Vielmehr die Frage, die an diesem Beispiel allzu fühlbar wird: Was thun wir Deutschen überhaupt, um eine echte und vor Allem eine lebenskräftige patriotische Gesinnung zu wecken und zu nähren? Wir meinen, daß, was hier offiziell geschieht, meist, ähnlich wie diese „Festspiele", seinem Zweck entgegenwirkt, nämlich „vaterländische" Kunst und damit den vaterländischen Gedanken überhaupt viel eher und viel mehr lächerlich macht und entehrt als fördert und hebt. So ist unsere Schrift nicht ästhetischen Bedenken entsprungen, sondern, unter Anerkennung des Zieles, einem Zweifel an der Wahl der Mittel. Wir kamen zur Prüfung der offiziellen patriotischen Gesinnung überhaupt und fanden sie im verhängnißvollen Gegensatz zu dem guten Empfinden und Denken der Gebildeten; darauf glauben wir eine tiefe Entfremdung zwischen Beiden zurückführen zu können. Und gerade im Sinn des Patriotismus ist Dies so bedauerlich. Denke man etwa an 1913. Werden wiederum die offiziellen Feiern der Freiheitkämpfe die meisten ehrlichen Männer und Frauen durch Phrasen, Verdunkelung der Thatsachen, Weihrauch und widrigen Lärm abschrecken? In diesem Sinn schon wünschen wir der kleinen Schrift, die, wie wir hoffen, auch manchen praktischen Wink gibt, Verbreitung.

Dresden. Wolfgang Schumann.

Vater Photius.*)

Der diensthabende Kammerdiener Melnikow meldete dem Kaiser den Archimandriten Photius. Der Kaiser befahl, ihn vorzulassen.

Ueber die geheime Subow-Stiege, die so finster war, daß man sie auch am Tage nur mit Licht betreten konnte, wurde Photius ins Palais geführt. In alten Zeiten hallten auf dieser Stiege Miaurufe, mit denen die Hofdamen den jungen Kater zur alten Katze herbeiriefen: den Favoriten Platon Subow zur Großmutter Katharina. Ueber die selbe Stiege gelangten später zum Enkel alle die Leute, mit denen er sich über religiöse Dinge unterhielt: die der Chlysty-Sekte zugehörige Staatsräthin Tatarinowa, die Prophetin Krüdener, der Hoflakai Kobeljow, ein Abgesandter des Skopzengottes Sseliwanow, Graf Joseph de Maistre, ein Abgesandter des römischen Papstes, englische Quäker, der geisteskranke Trommler Nikituschka und noch viele Andere.

Während Photius die Stufen hinaufstieg, bekreuzigte er ununterbrochen sich selbst, alle Ecken, Winkel, Thüren und Mauern des Schlosses, denn er glaubte, daß „hier Legionen von finsteren Mächten hausen.“ Als er das Arbeitzimmer des Kaisers betrat, erhob sich Alexander, um ihn zu begrüßen und seinen priesterlichen Segen zu empfangen. Photius schien ihn aber gar nicht zu bemerken; er suchte mit den Augen in allen Ecken, ließ seine Blicke von der marmornen Pallas über dem Kaminspiegel zu den geflügelten Siegesgöttinnen und den Triumphwagen auf der Decke schweifen und entdeckte endlich hoch oben in einer Ecke ein kleines Heiligenbild. Er bekreuzigte sich langsam und andächtig. Erst dann blickte er den Kaiser an.

Der verstand dieses Benehmen: erst sollst Du Dich vor dem himmlischen König verbeugen, dann vor dem irdischen. Das gefiel ihm. „Ich bitte Sie um Ihren Segen, Vater Photius.“

„Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes. Der Herr segne Dich!“ Er bekreuzigte ihn mit der selben Geberde, wie ein Dorfgeistlicher die einfachen Bauern bekreuzigt. Auch Das gefiel dem Kaiser.

Er küßte dem Mönch die Hand. Photius zog die Hand nicht fort, sondern schob sie beinahe aufdringlich dem Kaiser vor die Lippen. Mein,

---

*) Eine Probe aus Mereschkowskijs neuem Roman „Alexander der Erste“, der im Dezember (vor der russischen Ausgabe) bei R. Piper & Co. in München erscheinen und, wie jedes Werk des heute stärksten Slavendichters, rasch Beachtung finden wird. Die Gestalt des Vaters Photius ist dem Dichter besonders gelungen. Solche Photius haben oft an dem Werden russischer Geschichte mitgewirkt; allzu oft. Das neuste Exemplar der alten Gattung heißt Gregorij Rasputin, hypnotisirt die kranke Kaiserin, läutert Hofdamenseelen in Taufbädern und ist Nikolais intimster Berather im Kampf wider die Mächte der Finsterniß.

diesem Menschen braucht man nicht beizubringen, daß der Kaiser es nicht gern sieht, wenn man vor ihm kniet; eher wird er selbst den Kaiser vor sich niederknien lassen.

Photius starrte auf den Kaiser mit vor Angst weit aufgerissenen Augen; es war aber keine gewöhnliche menschliche Angst; wie zuvor auf der Stiege bekreuzigte er auch jetzt ununterbrochen sich und die ganze Umgebung: hier in der Nähe des Zaren und vielleicht auch im Zaren selbst hausen wohl noch größere Legionen von finsteren Mächten.

„Nehmen Sie, bitte, Platz, Ehrwürden . . .“

Der Kaiser stockte: er wußte nicht genau, ob man einen Archimandriten mit Ehrwürden anredet, wie er überhaupt mit den kirchlichen Aemtern und Titeln wenig vertraut war. Auch machte ihm die russische Sprache einige Schwierigkeiten, besonders, wenn es sich um religiöse Dinge handelte; er war gewohnt, solche Gespräche französisch oder englisch zu führen.

Photius setzte sich, doch nicht auf den Stuhl, den ihm der Kaiser an seiner Seite anwies, sondern in einiger Entfernung am Fenster. Er saß ungeschickt auf dem äußersten Stuhlrande.

„Es freut mich, Sie zu sehen“, fuhr der Kaiser fort. Er wußte nicht recht, wie er anfangen sollte. „Fürst Golitzin hat mir viel von Ihnen erzählt . . . Und auch Graf Araktschejew“, fügte er hastig hinzu, denn ihm fiel ein, daß Photius und Golitzin verfeindet waren. „Ich wollte mit Ihnen schon längst über die kirchlichen Angelegenheiten sprechen, die zu meinem großen Kummer sich nicht so entwickeln, wie sie es sollten. Ich möchte Sie um Eins bitten: Sagen Sie mir nur die reine Wahrheit. Wenn Sie nur wüßten, Vater, wie selten ich die Wahrheit zu hören bekomme und wie sehr ich der Wahrheit bedarf . .“ schloß er mit aufrichtiger Bewegung.

„Allergnädigster Kaiser! Kaiserliche Majestät!“ begann Photius feierlich seine wohl vorbereitete Rede. Plötzlich stockte er, als ob er Alles vergessen habe. Er wischte sich mit einem Tuch den Schweiß aus der Stirn, winkte konfus mit der Hand, hob den Saum seiner Soutane und holte aus dem Schaft seines groben Bauernstiefels einen Pack eng beschriebener Zettel hervor. „Hier ist Alles, Alles“, stammelte er eilig und scheu um sich blickend. „Wenn Du Alles wissen willst, Kaiser, so höre mich an . . . Hier ist Alles, ganz genau nach der Heiligen Schrift zusammengestellt.“

Er las den Titel:

„Der Plan, Rußland zu Grunde zu richten, und das Mittel, diesen Plan in aller Heimlichkeit und glücklich zu Schanden zu machen.“

Der Kaiser war etwas schwerhörig und hörte die Worte des Mönches nur halb. Seine Gedanken waren auch mit anderen Dingen beschäftigt: er besann sich auf Alles, was ihm Golitzin über Photius erzählt hatte. Der wurde als Sohn eines armen Dorfküsters auf Stroh geboren; wie das Knäblein in der Krippe zu Bethlehem. Sein ganzes Leben lang litt er Unglück, Krankheiten, Wunden, Verfolgungen und

Mißgeschick jeder Art. Er war arm und nackt, hungrig und obdachlos; als er nach Petersburg ins Priesterseminar kam, lief er jeden Feiertag zu Fuß vom Kloster zu einer Tante, die auf dem Wassiljewskij Ostrow wohnte, um sich von ihr ein Stück Fleischkuchen oder einen Groschen für Thee zu erbetteln. Als er Lehrer für Religion am Ersten Kadettencorps wurde, begann er einen erbitterten Kampf gegen die Freimaurer, Illuminaten, Mystiker und sonstige Diener des Antichrists. Von heiligem Eifer erfüllt, erhob er furchtlos wie der Prophet Elias seine Stimme, gleich einer Kriegstrompete; wie ein wahnsinniger Bettler trieb er sich überall umher, schrie, klagte an und bestürmte die Festung der Feinde. Auf dem Hof des Corpsgebäudes verbrannte er in Gegenwart der Kadetten, unter Anathemarufen, einen ganzen Haufen ketzerischer Bücher. Er bestach die Diener in den Häusern, wo Versammlungen von Mystikern abgehalten wurden; die Diener bohrten Löcher in die Mauern und Zimmerdecken, durch die er Alles, was in den Versammlungen vorging, beobachtete und belauschte, um es später dem Metropoliten und dem Oberpolizeimeister zu melden. Schließlich setzten die Feinde angeblich eine Million für die Ermordung des Photius aus. Mit Hilfe der Kadetten gelang es ihm, zu entkommen. Er sprang nachts, nur mit dem Hemd bekleidet, zum Fenster hinaus und rettete sich über die Gartenmauer auf die Straße. Er kämpfte gegen die Teufel, die ihm in schrecklichen Gestalten erschienen, ihn schlugen und an den Haaren herumzerrten; sie erschienen manchmal auch als lichte Engel verkleidet und versuchten ihn mit teuflischer List: „Ehrwürdiger Vater Photius, verrichte doch irgendein Wunder: versuche doch, die Newa vor dem Schlosse zu Fuß zu überschreiten.“ Er lebte keusch, peinigte sein Fleisch, trug schwere Eisenketten auf dem bloßen Körper, schlief in einem Sarg und nährte sich oft Wochen lang, wie eine Biene, ausschließlich von Lindenblüthen und Honig; er versagte sich sogar Thee und trank statt dessen eine Abkochung aus Fenchel. Von langem Fasten war er oft so erschöpft, daß er kaum stehen konnte und wie ein Schatten wankte. Er zitterte immer vor Frost und trug selbst im Sommer einen Pelzmantel. In der Karwoche fastete er aber so streng, daß sein Magen zusammenschrumpfte und wie eine Nußschale wurde; um sich später wieder langsam an das Essen zu gewöhnen, wog er sich die Rationen auf einer Apothekerwage ab.

Während ihm alle diese Erzählungen durch den Kopf gingen, musterte der Kaiser aufmerksam das Gesicht des Archimandriten.

Es war hager, trocken und spitzig, gleichsam stachelig; die Augen waren stechend wie Fischgräten, funkelnd, grau und raubgierig wie bei einem Marder; Haar und Bart waren röthlich und weich wie Marderfell. Auf der durchsichtigen, wachsbleichen Gesichtshaut waren hier und da blaue Flecken, wie bei einer Leiche, hervorgetreten. Er konnte keinen Augenblick ruhig sitzen und rückte immer scheu und unruhig wie ein gefangener Marder hin und her. In all dem Wilden steckte auch etwas Kindliches und Armsäliges; man hatte unwillkürlich den

Wunsch, das Thier zu streicheln und zu zähmen; wenn es nur nicht beißt!

Photius las keuchend, stammelnd und flüsternd aus seinen Zetteln vor. Die einzelnen Worte, die der Kaiser verstehen konnte, erschienen ihm wie aus einem Delirium kommend.

„Die Zahl des Thieres ist 666. Dies ist das große Geheimniß der kommenden Zeiten. Im Jahre 1836 soll die Herrschaft des Thieres beginnen. Die Parole lautet: Zerstört die Altäre und stürzt die Throne. Unter dem Namen des Tausendjährigen Reiches und einer theokratischen Regirung wird die neue Religion des kommenden Antichrists, verkündigt... eine weltumfassende Revolution..."

„Ich bitte Sie, Vater Photius," unterbrach ihn der Kaiser, „ich höre schlecht mit dem linken Ohr, setzen Sie sich, bitte, etwas näher zu mir."

Photius fuhr zusammen und blickte scheu auf, wechselte aber sofort den Platz. Er las weiter. Der Kaiser hörte zu und traute seinen Ohren nicht: Photius behauptete, daß die Heilige Alliance eine revolutionäre Verschwörung sei.

„Ich verstehe Sie nicht, Vater Photius. Die Kirche erfleht doch selbst in ihren Gebeten den Anbruch des Tausendjährigen Reiches der Heiligen auf Erden?"

Dies hatte er von Golitzin gehört, der ihm die Bedeutung der Heiligen Alliance in diesem Sinne erklärt hatte; die Stiftung der Alliance wurde auch feierlich von der Kanzel in allen Kirchen des Reiches verkündet.

„Was hat sie da zu erflehen? Alles ist ja schon längst erfüllt", gab Photius mürrisch zur Antwort.

„Wann ist es erfüllt? Und wo?"

„Seit den Tagen des Heiligen Konstantin des Apostelgleichen ist Alles in der orthodoxen weltumfassenden Kirche in Erfüllung gegangen. Ein anderes Reich wird es aber nie geben. Wir glauben nur an Das, was uns die Väter überliefert haben. Alles, was darüber hinausgeht, kommt vom Teufel."

Der Kaiser widersprach nicht mehr, schüttelte aber zweifelnd den Kopf: sollten denn wirklich alle die Kriege, Aufstände, Revolutionen, die Spaltung der Kirchen und die brudermörderischen Kämpfe unter den Völkern das Reich Gottes auf Erden wie im Himmel bedeuten?

„Ich habe Alles genau nach der Heiligen Schrift zusammengestellt. Hör' nur zu..." Er rückte wieder unruhig hin und her und holte aus den Stiefelschäften, Aermelaufschlägen und Taschen immer neue Zettel heraus. Er schien ganz mit Zetteln gespickt zu sein.

Der Kaiser fürchtete, daß diese Vorlesung nie aufhören werde.

„Vater Photius, lassen Sie mir Ihre Zettel hier; ich will sie gelegentlich aufmerksam lesen. Jetzt wollen wir lieber mit einander sprechen. Sagen Sie mir Alles, was Sie auf dem Herzen haben..."

Photius begann wieder, hin und her zu rücken und sich zu be-

kreuzigen. Schließlich legte er doch alle Zettel auf den Tisch, erhob sich, näherte sich dem Kaiser, reckte den Hals und flüsterte ihm ins Ohr: „Bald wird ganz Rußland von einer Revolution wie von einer Feuersbrunst ergriffen werden. Das Brennholz ist längst vorbereitet, das Feuer wird eben angelegt. Das Ministerium für geistliche Angelegenheiten, die Bibelgesellschaft, die Freimaurer, Illuminaten und das übrige Mystikergesindel vereinen sich zu einer großen Verschwörung. Ein entsetzliches Blutbad wird vorbereitet. Schon ist feierlich die Parole ausgegeben worden, die Schwerter zu ergreifen und Alle niederzumachen. Weißt Du aber, wer der Hauptschuldige und der böseste von allen Bösewichten ist?"

„Wer?"

„Golitzin."

„Vater, was sagen Sie da? Ich kenne den Fürsten Alexander Nikolajewitsch seit dreißig Jahren. Wir sind zusammen aufgewachsen und ich liebe ihn wie einen Bruder. Wenn er der Anstifter ist, bin auch ich ..."

„Auch Du, auch Du, frommer Kaiser und Gesalbter der Herrn, gräbst Dir aus Unwissenheit selbst die Grube des Verderbens. Wenn Du nicht bereust, so kommst auch Du in das Netz des Teufels!" ...

Zitternd wie ein Espenblatt, sprang er auf, richtete auf den Kaiser seine brennenden Augen und schrie ihn wie wahnsinnig an: „Gott ist mit uns! Der Herr der Heerschaaren ist mit uns! Was kann ein Mensch mir anthun? Du bist ein Zar und kannst Alles, kannst mich zertreten wie ein Wanderer die Ameise zertritt, und ich bin vernichtet. Töte mich, strafe mich, nimm meine Seele! Ich fürchte nichts! Ein Anathema allen Feinden des Herrn! ..." In seiner erhobenen Rechten blitzte Etwas wie ein Dolch auf. Es war ein Kruzifix.

Auch der Kaiser erhob sich und wich ein Wenig zurück. „Ein Verrückter!" So ging es ihm durch den Kopf.

„Es stehe Gott auf, daß seine Feinde zerstreut werden! Wie das Wachs zerschmilzt vom Feuer, so müssen umkommen die Gottlosen vor Gott!" schrie Photius, sein Kreuz wie einen Dolch schwingend. „Wenn Du, Zar, meine Worte nicht vernimmst, so bleibt mir nur Eins übrig: das Evangelium in die eine und das Kreuz in die andere Hand zu nehmen, auf die Straßen zu gehen und zu rufen: ‚Rechtgläubige Christen! Steht mir bei!' Ganz Rußland wird es vernehmen und Viele werden sich um mich schaaren! Wenn durchaus eine Revolution kommen muß ... Gott ist mit uns! Der Herr der Heerschaaren ist mit uns! Sende, Gott, Deine Donner und Blitze herab und vernichte die Feinde! Herr, rette uns! Herr, säume nicht!" Händeringend und stöhnend fiel er dem Kaiser zu Füßen. Er zitterte wie in einem Krankheitanfall.

„Stehen Sie auf! Stehen Sie doch auf ... Ich bitte Sie, lassen Sie Das ..." Der Kaiser suchte ihn zu beruhigen.

Photius wollte aber nicht aufstehen; mit einer Hand hielt er sich krampfhaft wie ein Ertrinkender am Kaiser fest.

„Rette, hilf, beschütze mich, mein Zar, Du Gottgesandter. Vielgeliebter! Ich bin Dein getreuer Knecht, ich bin Dir wie meinem Gott ergeben. Willst Du, daß ich Dir Alles, Alles sage? Wie man den Plan der Revolution heimlich und glücklich zu Schanden machen kann?“

Er flüsterte ihm wieder ins Ohr: „Ich hatte ein Gesicht von Gott: wir wandelten zu Dritt auf dem Wasser wie auf Trockenem, ich, Du und er...“

„Wer?“ fragte der Kaiser, von mystischem Grauen erfaßt.

„Graf Araktschejew“, erwiderte Photius. „Graf Araktschejew ist eine Stütze des Vaterlandes und der hervorragendste Mann. Er erscheint wie der Heilige Georg der Siegreiche. Er ist treu, aufrichtig und liebt die Kirche Christi. Ihm kannst Du Alles vertrauen; er kann Alles. Ich bin mit ihm. Wir wandeln zu Dritt auf dem Wasser wie auf Trockenem. Väterchen und Zar, Eure kaiserliche Majestät! Im Jahr Zwölf hast Du den leiblichen Napoleon besiegt. Den geistlichen Napoleon, den Antichrist selbst kannst Du innerhalb dreier Minuten mit einem Federstrich besiegen! Du brauchst nur einen Ukas zu unterschreiben: die Bibelgesellschaft wird aufgelöst, Golitzin wird abgesetzt, das Ministerium für geistliche Angelegenheiten wird abgeschafft. In drei Minuten ist dann durch einen Federstrich die ganze Revolution vernichtet!“

Er erhob sich vom Boden, fiel aber sofort erschöpft in einen Sessel; er war beinahe bewußtlos; das röthliche Haar klebte an der mit Schweiß bedeckten Stirn; er starrte unverwandt auf einen Punkt und schien nichts zu sehen und auch nicht zu wissen, wo er sich befand. Auf dem leichenblassen Gesicht waren noch mehr blaue Flecke hervorgetreten; die Nase war spitz wie bei einem Leichnam.

„Ein Verrückter?“ dachte Alexander. „Warum ein Verrückter? Doch nicht nur deshalb, weil er kein Rednertalent hat, kein Höfling im Priestergewand, sondern ein einfacher ungelernter Bauer ist, wie einer von jenen galiläischen Fischern, die der Herr auserseshen hat, um die Weisen dieser Zeit zu beschämen. Ist denn nicht Alles, was er gesagt hat, wahr? Hier handelt sichs doch wirklich nicht um Golitzin allein. Es ist ja wahr, daß ich selbst dem Geist der gottlosen Willkür, dem satanischen Geist der Revolution gedient habe und ihm, aus Unwissenheit, vielleicht auch jetzt noch diene. Woher weiß er Alles? Wie konnte er so klar in meinem Herzen lesen? Vielleicht ist er doch der Mann Gottes, der in Kraft und Herrlichkeit zu mir herabgesandt worden ist, um mich zu retten? Ich habe aber...“

Photius kam zur Besinnung, rührte sich und stand mit großer Anstrengung auf. Er hatte wohl endlich eingesehen, daß man nicht sitzen darf, wenn der Kaiser steht; zugleich begriff er, daß die Unterredung zu Ende sei. Er holte eilig noch einen vergessenen Zettel hervor und legte ihn auf den Tisch zu den anderen. In dieser Geberde kam wieder etwas Kindliches und Armsäliges zum Durchschein, was den Kaiser in seinem Gefühl, den Mönch beleidigt zu haben, bestärkte. Er

ergriff seine Hand und sagte: „Ich verspreche Ihnen, Vater Photius, über Alles, was Sie mir gesagt haben, nachzudenken, und bitte Sie, versichert zu sein, daß ich, was nur in meiner Macht liegt, thun werde. Wenn ich aber etwas Ungehöriges gesagt habe, so vergeben Sie es mir um Christi willen. Erwähnen Sie mich auch in Ihren Gebeten; ich bitte Sie darum ...“

Wie es bei ihm oft vorkam, rührten ihn seine eigenen Worte zu Thränen.

Ganz langsam, mit vor Schmerz verzerrten Zügen (das Bein schmerzte dabei heftig; er empfand jetzt aber den Schmerz als einen Genuß), sank er vor Photius in die Knie; er war sich der Schönheit dieser majestätisch-demüthigen Pose so bewußt, als sähe er sich im Spiegel. Und Dies rührte ihn noch mehr. In seinem Hals empfand er das gewohnte würgende und prickelnde Gefühl.

Da ist ein Priester, dem er Alles beichten könnte, vor dem er das schrecklichste und heiligste Geheimniß seiner Seele wie vor Jesus Christus aufdecken könnte, dem er von seiner ewigen Qual, vom vergossenen Blut des Vaters erzählen könnte. Wem Dieser auf Erden Absolution ertheilt, Dem wird auch im Himmel Alles verziehen werden.

Ohne noch an die Schönheit der Pose zu denken, fast unbewußt, berührte er mit seiner Stirn die Füße des Mönches. Der Theergeruch der Bauernstiefel kam ihm süßer vor als der Moschusgeruch der schwarzen Spitzen der Baronin Krüdener. Er fühlte sich plötzlich erleichtert, als ob die blutige Last der Krone, die ihn sein ganzes Leben lang bedrückt hatte, für einen Augenblick abgefallen wäre.

In den Augen des Priesters leuchtete Freude auf; er legte beide Hände auf den Kopf des Kaisers, wie auf seine Beute.

„Der Herr segne Dich!“

Er beugte sich wieder zu ihm und flüsterte ihm ins Ohr:

„Denke daran, denke daran, denke daran: wir Drei, — ich, Du und er!“

Als Photius das Arbeitzimmer durch die eine Thür verließ, sah er in der anderen, die etwas offen stand, ein Auge Araktschejews, der die ganze Szene belauscht und beobachtet hatte.

Als Photius fort war, steckte Araktschejew, ohne einzutreten, den Kopf ins Zimmer.

„Alexej Andrejitsch, bist Dus?“ Der Kaiser rief es so ängstlich und vorsichtig, wie er nur zu diesem Einen sprach: so spricht man zu einem schwerkranken, innig geliebten Kind.

Die alte Feindschaft zwischen den beiden Günstlingen, Araktschejew und Golitzin, hatte sich in der letzten Zeit so vertieft, daß der Kaiser selbst darunter zu leiden begann. Jetzt mußte Alexander wählen; einen dem anderen opfern. Er konnte aber Keinen von Beiden entbehren. Er brauchte Araktschejew für die irdischen, Golitzin für die himmlischen Angelegenheiten.

„Alexej Andrejitsch, komm' herein!“

Petersburg. Dmitrij Mereschkowskij.

Orientgeschäfte.

Im Februar 1911 wurden im Reichstag die Verbündeten Regirungen gefragt, was sie zu thun gedächten, „um einer Ueberschwemmung des deutschen Geldmarktes mit fremden Werthpapieren und einem übermäßigen Abfluß deutschen Kapitals nach dem Ausland vorzubeugen“. Die Interpellation folgte der aufgebauschten Sache der Chicago-Milwaukee-Shares. Staatssekretär Delbrück, der die Anfrage beantwortete, sprach von dem Nutzen, den der Besitz fremdländischer Effekten im Fall des Krieges gewähre. Die Gemüther beruhigten sich damals bald. Nun hat der Krieg die Probe aufs Exempel ermöglicht. In den Tagen, da Jeder nur ans Verkaufen dachte, haben Amerika, England, Rußland, Italien, Oesterreich und die Schweiz große Posten ihrer Werthpapiere aufgenommen und den deutschen Effektenmärkten Erleichterung verschafft. Wenn die deutschen Kapitalisten nur inländische Papiere besessen hätten, wären die Kurse, ohne irgendeinen Halt, ins Bodenlose gestürzt. Die Liquidität des deutschen Geldmarktes war also zum Theil den verpönten „Exoten“ zu danken, für die bares Geld ins Land kam. Sogar die Türkei bot einzelnen ihrer Papiere Asyl. Nach solcher Erfahrung wird eine neue Interpellation nicht nöthig sein, wenn neue Anleihen vom Ausland her winken. Und der Bedarf der fremden Staaten ist nicht klein. Nach der Liquidation des Balkanhandels wird ein schwieriges Rechnen wegen alter und neuer Schulden beginnen. Die Moratorien der vier Königreiche haben keinen guten Eindruck gemacht und die Finanzwelt wird diese provisorischen Zahlungeinstellungen nicht leicht vergessen. Die Aeltesten der berliner Kaufmannschaft wollen die auf Balkanschuldner gezogenen Wechsel vor dem Verlust der Ansprüche gegen die inländischen Wechselpersonen schützen. Nach den geltenden Bestimmungen ist ein Wechsel, der nicht rechtzeitig präsentirt und mit Protest versehen wurde, nicht mehr einklagbar. Gegen die deutschen Indossanten und Aussteller können also keine Regreßansprüche geltend gemacht werden. Die internationale Wechselkonferenz im Haag hat in diesem Jahr beschlossen, daß im Fall höherer Gewalt die wichtigen Fristen verlängert oder aber als Voraussetzung für die Giltigkeit des Regresses nicht mehr gefordert werden sollen. Die Balkanmoratorien würden also die deutschen Wechselschuldner auf Tratten, die nach dem Orient lauten, nicht mehr schützen. Die Aeltesten haben beantragt, der im Haag vereinbarten Bestimmung sofort Gesetzeskraft zu geben. Der Reichskanzler kann nicht zögern, diesen billigen Wunsch der berliner Kaufmannschaft zu erfüllen.

Der Geldbedarf der Sieger hängt von der Größe der Verpflichtungen ab, die sie aus der europäischen Türkei übernehmen. Die türkische Staatsschuldenverwaltung (Dette Publique Ottomane) hat von der Gesammtschuld im Betrag von 134 Millionen türkischen Pfund (2500 Millionen Mark) etwa 76 Millionen Pfund unter ihrer Kontrole; der Rest gilt zwar als durch besondere Pfänder gesichert, ist aber nicht im

Machtbereich der Dette. Von den Einnahmen, die ihr zufließen, stammen zwei Drittel aus den asiatischen Provinzen der Türkei. Der größere Theil der Erträge aus Zöllen, Steuern und Zehnten bleibt also von jeder Aenderung der Grenzen unberührt; und wo die Sieger in die Pflichten der Türkei gegen die Staatsschuldenverwaltung einrücken, müssen sie natürlich für die Wahrung der Bedingungen sorgen. Die Jungtürken empfanden die Abhängigkeit von einer europäischen Schuldenverwaltung als eine nationale Schmach; und so kam, nach dem Konflikt mit der Osmanenbank, die erste „freie“ Anleihe, die vierprozentige, aus deutschen, österreichischen und schweizerischen Mitteln zu Stande. 7 Millionen Pfund wurden sofort übernommen; auf einen kleineren Theil, etwa 4 Millionen, behielt sich das Finanzkonsortium eine Option vor. Während des Tripoliskrieges wurde ein Vorschuß von 3 Millionen gegeben. Der zweite Anleiheabschnitt ist noch nicht erledigt. Da die Zollanleihe auf Einnahmen aus der Provinz Konstantinopel beruht, so fürchtete man, der Krieg könne die Sicherheit der Coupons gefährden; die Banken erklärten aber, diese Sorge sei grundlos. In Deutschland, Frankreich, England, Oesterreich-Ungarn giebt es besondere Syndikate für die türkischen Staatsgläubiger; für Großbritanien außerdem den Council of foreign bondholders. Die Gläubigersyndikate haben von den Regirungen die Zusicherung erlangt, daß die Rechte des Kapitals nachdrücklich geschützt werden sollen. Die Türkei bedarf zur Erschließung ihres werthvollen Besitzes in Kleinasien des internationalen Geldmarktes und muß schon deshalb die alten Gläubiger gut behandeln: sonst fände sie keine neuen.

Deutschland ist der größte Eisenbahnunternehmer in der Türkei. Die Betriebsgesellschaft für Orientalische Eisenbahnen, die Anatolische, die Bagdadbahn und die Saloniki-Monastir-Bahn stehen unter deutscher Kontrole. Die Gesammtsumme des in diesen Bahnen angelegten Kapitals beträgt ungefähr 500 Millionen Francs; und die Entwickelung war, wie die Fortschritte der Einnahmen zeigen, bis zum Ausbruch des Krieges sehr günstig. 1911 hatte 37½ Millionen Francs gebracht (gegen 33,4 und 26,64 Millionen in den beiden Vorjahren). In der Kriegszeit trugen die Gleise nicht mehr die Güter, den Segen der Landwirthschaft und des Kaufmanns, sondern Kanonen und Verwundete. Wie groß der Schade ist, den die Eisenbahnen erleiden, wird man erst bei der Generalabrechnung erfahren. Auch das Verhältniß der Staatsgewalt zu den Eisenbahnen muß nun neu geregelt werden. Die „Orientbahnen“, die berühmte Schöpfung des Barons Hirsch, haben schon manche Wandlung durchgemacht. Bis 1890 war die Betriebsgesellschaft ein unter der Leitung des „Türkenhirsch“ stehendes französisches Unternehmen. Da aus dem Plan eines Bündnisses mit der österreichischen Südbahngesellschaft nichts wurde, machte Hirsch das Geschäft auf eigene Faust. Die Mittel wurden durch die Ausgabe einer Prämienanleihe, der als „Türkenlose“ populär gewordenen Emission, beschafft. Die Eisenbahngesellschaft hatte in den ersten zwanzig Jahren

oft Streit mit der türkischen Regirung. (Als die Bulgaren 1885 Ostrumelien besetzt hatten und die Türkei ihnen den Krieg erklären wollte, gab Baron Hirsch, durch Vermittelung der Eisenbahngesellschaft, einen Vorschuß von 23 Millionen Francs.) Schließlich kam es zur Einigung (an der auch der bekannte deutsche Rechtslehrer Gneist mitgewirkt hat) und die Folge war die Uebertragung des ganzen Eisenbahngeschäftes an eine österreichisch-deutsche Gruppe. Die Konzession der wichtigsten Linien läuft bis 1958. Ob die neuen Herren des Bahnbereiches die Verträge, die mit der Hohen Pforte geschlossen wurden, respektiren werden? Bulgarien ist an dem Schicksal der „Orientbahnen", die zuerst den Turbanstaat an das internationale Eisenbahnnetz schlossen, besonders interessirt. Einzelne Linien sind schon (1908) in den Besitz der bulgarischen Regirung übergegangen. Der Hauptstrang der Betriebsgesellschaft geht über Adrianopel; es ist die Linie des Orient-Expreßzuges.

Das Kapitel der Eisenbahnen bildet also eine wichtige Vorbedingung für den künftigen Kredit der Balkankönigreiche und der Türkei. Das ist eine Bürgschaft für die in Ungewißheit lebenden Aktionäre und Obligationäre. Ergänzt wird deren Schaar durch die an der türkischen Tabakregiegesellschaft betheiligten Kapitalisten. Die Gründer dieser Gesellschaft sind die Kaiserliche Osmanenbank in Konstantinopel, die Oesterreichische Kreditanstalt in Wien und die Firma S. Bleichröder in Berlin. Das Aktienkapital beträgt 40 Millionen Francs. Das Unternehmen ist Inhaber des türkischen Tabakmonopols; noch aber weiß man nicht, was von dem Osmanenreich und seinem Tabak in Europa für die Dauer übrig bleibt. Wahrscheinlich wird der Ablauf der Konzession (April 1914) das natürliche Ende des Monopols sein. Komplikationen sind denkbar, da die Dette Publique an den Einnahmen der Tabakregie stark betheiligt ist. Ohne ihre Mitwirkung darf ein neuer Monopolvertrag nicht abgeschlossen werden. Die Türkei hat die Staatskassen bis auf den Grund geleert und braucht neue Anleihen. Das deutsche Kapital wird der alten Türkenliebe nicht untreu werden. Wenn man schon eine Milliarde im Lande Osmans stecken hat, giebt man auch mehr. Bulgarien hatte vor dem Ausbruch des Krieges einen Vertrag mit französischen, englischen, deutschen und österreichischen Banken über eine Anleihe von 180 Millionen Francs abgeschlossen. Der Faden wurde durch den ersten Kanonenschuß zerrissen. Ein Vorschuß von 25 Millionen war schon gegeben; ein zweiter, von 40 Millionen, speiste die Kriegskassen. Die 180 Millionen werden also nicht reichen; eine große Kriegsentschädigung ist von der Türkei nicht zu erlangen und die türkischen Verpflichtungen müssen abgelöst werden.

Die Italiener hat der tripolitanische Krieg, der genau ein Jahr dauerte, rund 460 Millionen Lire gekostet. Diese Summe wurde in der Hauptsache durch Schatzscheine mit fünfjähriger Laufzeit und vierprozentiger Verzinsung aufgebracht. Obwohl die italienischen Finanzen nicht schlecht stehen (nach dem Krieg, sagte der Finanzminister, verfügte der Staatsschatz noch über 386 Millionen Lire), muß eine große An-

leihe aufgenommen werden, um die Finanzkraft zu stärken. Außerdem ist noch die türkische Staatsschuldenverwaltung für den Wegfall der tripolitanischen Einnahmen zu entschädigen und das „Schmerzensgeld“ für die türkische Regirung festzusetzen. Danach kann man ermessen, was die Balkanstaaten brauchen werden. Die neuen Risiken für Europa haben natürlich alle Voraussetzungen künftiger Geldgeschäfte geändert. Italien hat mit dem Bankhaus Rothschild in Paris eine Anleihe von 600 Millionen Francs vereinbart; Oesterreich-Ungarn hatte für den Anfang des nächsten Jahres neue Anleihen geplant, denen sich die deutschen Grenzen weit öffnen sollten. Natürlich nur, wenns die Politik erlaubt. Droht Krieg, so hält jeder Staat sein Portemonnaie zu, da er vor Allem an sich selbst denken muß. Unter dieser Selbstsucht leiden auch die Chinamänner, die mit ihrem Finanzlatein am Ende sind. Die berühmte Birch-Crisp-Anleihe, die den Trumpf gegen das „Sechsmächtesyndikat“ bilden sollte, war ein Fiasko. Am ersten Januar 1913 sind mehr als 500 Millionen Mark zu zahlen. Was wird geschehen, wenn die sechs Nationen kein Geld geben wollen? Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 14. Dezember 1912.

Srbija.

Petrowitsch=Metternich.

Klemens Metternich, Oesterreichs Vertreter in Paris, wird am zweiundzwanzigsten Januar 1808 ersucht, noch am selben Tag zum Kaiser zu kommen. Ungestüm, wie aus dem Felsstein ein Bach, sprudelts aus Bonapartes Mund. Er habe immer gehofft, zur Erhaltung der Türkei mitwirken zu können; doch britische Arglist dränge ihn auf die andere Seite. „Ich muß die Engländer da suchen, wo sie zu finden sind. Landzuwachs brauche ich nicht; so nützlich Egypten und ein paar andere Kolonien mir wären: mit Rußlands Vergrößerung würden sie zu theuer bezahlt. Auch Ihnen kann solche Vergrößerung nicht gleichgiltig sein; und mir ist ganz klar, daß Frankreich und Oesterreich eng aneinanderrücken müssen, wenn die Stunde zur Theilung der Türkei schlägt. Sitzen die Russen in Konstantinopel, dann brauchen Sie uns und wir Sie, um das Gegengewicht zu sichern. Oesterreich hat jedes Recht, zunächst schon das geographische, auf das Donauthal. Noch sind wir ja nicht so weit. Aber ich bitte Sie, Ihrem Hof zu melden, daß ich, wenn die Theilung der Türkei nöthig wird, auf die starke Vertretung Ihrer Interessen und Wünsche den höchsten Werth legen werde.“ Der Gesandte ist von Talleyrand vorbereitet worden; kann aber, weil er aus Wien noch keine Instruktion hat, der Antwort ausbiegen. Napoleon heischt auch keine. Er weiß, daß die Türkei den Oesterreichern der bequemste Nachbar ist, viel bequemer als ein aufsteigender Slavenstaat, daß sie aber, um sich in leidlichem Gleichgewicht zu halten, zugreifen müssen, wenn den

Erben Osmans die Beute abermals gekürzt wird. Er will ein Heer durch Dalmatien schicken, an der epirischen Küste sich Stützpunkte schaffen und fordert von seinem Stab genaue Angaben über die für einen Feldzug brauchbaren Wege durch Albanien. Dem Kaiser Franz hat er das Patronat über Serbien zugedacht. Wien will nicht; fürchtet, in eine Falle gelockt zu werden. Lassen wir, heißts am Ballhausplatz, uns in einen Kampf gegen die Türken ein, dann benutzt Bonaparte unsere schwache Stunde, schickt uns seine oder seiner Genossen Truppen auf den Hals und nimmt sich, was ihm beliebt; um die Grenzen Italiens, Dalmatiens, Galiziens schleicht schon das Gerücht, der Korse beschleunige den Abschluß des spanischen Handels, um seinen Arm für die Züchtigung Oesterreichs frei zu machen. Graf Stadion, Minister der Auswärtigen Angelegenheiten, müht sich, den Argwohn der Hohen Pforte zu schwichtigen, die Türkei von Oesterreichs Freundschaft zu überzeugen und sie zu einem Vorstoß in Bosnien und Albanien zu treiben. Das gelingt nicht. Doch im Centrum des Balkangeländes scheint der Türkenwunsch sich dem Interesse Oesterreichs verloben zu wollen. Serbiens Volk ist gegen die Tyrannei der Dahis aufgestanden und hat, unter Georg Petrowitsch Czerny, den seine Leute als den Schwarzen Georg (Kara Djordje) in Marschliedern feiern, die Janitscharen aus dem Land gejagt. Nach dem Fall von Semendria, einer alten Serbenresidenz, bleibt nur Belgrad noch den Türken. Und schon langt aus Montenegro, aus Bosnien die erweckte Sehnsucht nach nationaler Einung aller Serben über die Grenze. Freiheit vom Joch der Türkenknechte: ist überall die Losung. Fraglich nur, bei welcher Großmacht der befreite Staat fortan Schutz suchen solle. Den Anwälten Rußlands reckt Georg Petrowitsch sich entgegen (der Ahnherr der Könige Peter von Serbien und Nikolaus von Montenegro). Er hat unter Habsburgs Fahne gegen die Mondsichel gefochten, als Waldhüter österreichischen Stiftsherren gedient und kann nun nicht fassen, daß just die Wiener, durch ein Ausfuhrverbot, den Aufstand, der ihnen willkommen sein müßte, auszuhungern trachten. Napoleon bietet Geld, Rußland liefert Waffen und Munition; doch Korn ist nur aus Oesterreich zu haben. Am siebenundzwanzigsten März 1808 verhandelt Kara Georg mit dem Freiherrn Joseph von Simbschen, Kommandanten von Peterwardein. Erweisen die Serben

ihren guten Willen durch die Verpfändung Belgrads, dann wird Wiens Macht sie schirmen. Die Verhandlung wird in Briefen fortgesetzt, die der Russe Rodofinikin abfängt und durch Alexanders Gesandten dem Grafen Stadion vorlegen läßt. Der muß thun, als habe Simbschen auf eigene Faust gehandelt, und jede Mitwissenschaft leugnen. Als gar bekannt wird, daß Kara Georg dem Russen das Geheimniß der peterwardeiner Verhandlung entschleiert habe, flackert der Verdacht auf, auch die Auslieferung der Briefe sei das Werk des Serben: und Stadion läßt den dünnen Faden abreißen, der die Balkanrebellen den konservativen Wienern verbunden hat. Der Serbenheros geht über die Drina, will das Volk des Schwarzen Berges, will Bosniaken und Herzegowzen zur Gefolgschaft im Kampf gegen die Sultanshorde aufrufen; wird aber durch den Einfall des Paschas Churschid zur Umkehr gezwungen. Nur Rußlands Kriegserfolg an der Donau rettet den Serben einen Rest nationalen Lebens. Doch die Nahrungnoth weicht nicht; und der kühne Brigantenkopf Georgs merkt allgemach, daß Alle, die neben ihm um die Volksgunst buhlen, in gieriger Demuth nach Rußland schielen. Noch einmal setzt er auf Oesterreichs Karte. Schreibt, im August 1809, an Simbschen; sucht sich von dem Treubruch zu entschuldigen, betheuert seine loyale Absicht, stellt sich aber nicht mehr selbst zur Verhandlung, sondern läßt sie durch seinen Sekretär Jeftitsch führen. Der bietet den Oesterreichern alle Serbenfestungen an; will Kaiser Franz sie nicht besetzen, so soll er mindestens in Konstantinopel einen den Serben günstigen Waffenstillstand erwirken. Stadion räth, die Festungen „in Depot“ zu nehmen und sich dadurch die Möglichkeit der Versicherung gegen die Einfälle bosnischer Banden ins Ungarland zu schaffen. Ehe aber die Verhandlung mit der Pforte, deren Hüter nicht aus freundlichem Auge auf die rebellische Rajah blicken, irgendeinen Ertrag gebracht hat, regirt am Ballhausplatz ein neuer Herr: Graf Klemens Metternich. Auch ihm ist die Rajah, die Heerde der Balkanchristen, deren hitziger Drang die Länder der ungarischen Krone bedroht, ein Dorn im Auge. Er sieht von West Frankreich auf dem Weg über Dalmatien den Osmanenstaat gefährden, sieht Rußlands von Bonaparte begünstigten Vorstoß ins Donaugebiet, wittert den „Geist des Umsturzes“, der sich in Südslaven und Griechen regt, fürchtet das Feuer, das, in der ersten Nacht austro-

türkischer Feindschaft, die Russen in Galizien anzünden könnten: und kündet dem Erdkreis Oesterreichs heilige Pflicht, die Türkei, deren Feinde die Habsburgs sind, im „status quo“ zu erhalten.

Serbien? Daß es in die Einflußsphäre gehört, die Oesterreich um keinen Preis schmälern lassen wird, müßte, nach Metternichs Meinung, jede Großmacht längst wissen. Ein selbständiges Fürstenthum böte den franko-russischen Brandstifterplänen den bequemsten Treffpunkt. Bis Serbien österreichisch wird (woran ernstlich erst zu denken ist, wenn die Gewitter aus Ost und West ausgetobt haben oder vorübergezogen sind), mag es türkisch bleiben. Rußlands wachsamer Agent Rodofinikin ist auf Urlaub: diese Zeit muß zu freundschaftlicher Vermittlung zwischen Stambul und Belgrad, aber auch zur Bereitung der Möglichkeit genützt werden, die Serben als doppelzüngig zu erweisen. Doch der Vorgänger des Herrn von Hartwig gebietet auch von fern über größeren Anhang als Wiens Mandatare. Deren Eifer kann nicht verbergen, daß Habsburgs Wille unsicher schwankt, ins Banat andere Weisung schickt als nach Slavonien und, im Kreuzfeuer einander widersprechender, gefärbter oder grundfalscher Berichte, sein Ziel kaum noch klar erkennt. Und Franzens Oesterreich, das im Schönbrunner Frieden drei Millionen Menschen und hunderttausend Quadratkilometer verloren hat, wird selbst in den finstersten Balkanschluchten vom Nimbus des korsischen Siegers überstrahlt. Simbschen erhält den Befehl, den neuen Antrag des Schwarzen Georgs abzulehnen. Metternich fürchtet, die serbischen Festungen auf Napoleons Wink wieder räumen zu müssen oder den Türken als treulos und feindsälig verdächtigt zu werden. Da ihm aber gemeldet wird, daß die Serben eine Deputation nach Petersburg senden und ein pariser Vigilant ihnen Bonapartes Beistand verheißt, beschließt der Minister, Kara Georg zurückrufen und mit dem Häcksel der Hoffnung füttern zu lassen. Das Paschalik Serbien, dessen christlichen Bewohnern, nach Metternichs Ueberzeugung, jede Fähigkeit zur Schöpfung und Erhaltung eines Staates fehlt und das nur unter Oesterreichs Hut gedeihen könnte, muß endlich in Ruhe kommen. Herr von Stürmer, der Internuntius in Konstantinopel, soll die Pforte zu gnädiger Milde stimmen. Was erstrebt der serbische Aufruhr? Kara Georg will Oesterreich als Schutzherrn; zunächst Konsuln, die in Wien und Belgrad die austro-

serbische Eintracht pflegen, und die Anerkennung, daß der Kaiserliche Internuntius befugt sei, am Goldenen Horn Serbiens Interesse zu wahren; für die Dauer türkischer Oberhoheit die Befreiung von jeglicher Dienstpflicht, die feste Begrenzung der Steuern und das allen Bekennern des Griechenglaubens zu verbürgende Recht, ihre Wohnstatt nach freiem Entschluß zu wählen. Dafür will Metternich sich nicht einsetzen; und das Schreckbild eines Kongresses der Großmächte, der, nach dem Serbenwunsch, die Zukunft des Paschaliks endgiltig ordnen soll, scheucht den letzten Zweifel aus seinem Hirn. Soll er der Pforte zumuthen, was sie nicht leisten darf? Gnade will sie gewähren; den Aufstandsführern, wenn sie in andere Osmanenprovinzen ausgewandert sind, Leben und Freiheit schenken; auf den Steuerrückstand der letzten fünf Jahre verzichten und die Abgaben, nach der bedingunglosen Unterwerfung der Rebellen, von serbischen Behörden einziehen lassen. Mehr ist auch von Wien aus nicht zu erlangen. Nach Napoleons Vermählung mit Marie Luise von Oesterreich schießt neues Mißtrauen aus der Osmanenerde. Jetzt wird Rußland der Anwalt Serbiens. Dessen Unabhängigkeit wird, gleich nach der Hingabe Bessarabiens, der Walachei und der Moldau, in dem Ultimatum Kamenskois verlangt, das, nach dem Fall Silistrias, die Bedingungen für den Abschluß des (seit 1806 währenden) turko-serbischen Krieges zusammenfaßt. Die Russen sind im Wettlauf vornan: im Winter haben ihre Siege an der Donau den Serben das Leben gerettet und im Frühling 1810 fordern sie die Abtrennung des Paschaliks von der Türkei. Noch einmal nähert Kara Georg sich dem wiener Hof. Sein Gehilfe Jugowitsch bringt eine vom serbischen Nationalrath beschlossene Adresse, die dessen Glückwunsch zur Heirath der Erzherzogin Marie Luise ausdrückt, in die Hofburg und wiederholt die Bitte, die festen Plätze in Serbien mit österreichischen Truppen zu besetzen. Diesmal muß Metternich die Stirn entrunzeln; sonst streicht Rußland rasch den Spielgewinn ein. Dem braven Jugowitsch werden tausend Gulden (als Ersatz der Reisekosten) in die offene Hand gelegt; und dem Feldzeugmeister Simbschen wird aufgetragen, die Serben in die Gewißheit zu überreden, daß Oesterreich sie, sobald die günstige Stunde schlage, ans Ziel ihres Sehnens führen werde. Wann aber schlägt diese Stunde? Unthätig will Georg sie nicht erwarten. Er wendet sich an den Marschall Mar-

mont und läßt von Wucenitsch den pariser Boden abtasten. Rußland, mit dessen Macht seine Gegner, die Widersacher demokratischer Entwickelung, krebsen, ist ihm verdächtig. Doch Metternich hat nur glatte Worte und Napoleon empfiehlt die Verständigung mit den Russen. Deren Generalissimus findet am richtigen Tag einen Schleichweg in die Seelenfestung des noch unentbehrlichen Mannes: in einer Proklamation nennt er Kara Georg den Oberfeldherrn und mahnt die Serben, ihm in niemals wankendem Gehorsam sich anzuvertrauen. Russen und Serben vereinen sich, schlagen die Türkentruppe bei Jasika und durch die Donaufürstenthümer schwirrt das Gerücht, morgen werde das Heer Alexanders in Belgrad einmarschiren. Unsinn, sagt Fürst Franz Metternich (der seinen Sohn vertritt); der Zar hat keinen Appetit auf Serbien und Georgs Leute, die russische Waffen und Munition brauchen, würden sich heftig gegen die Moskowiterherrschaft sträuben. Graf Klemens ist noch in Paris und hat von Bonapartes Lippe das Gelöbniß vernommen, Serbien den Russen zu sperren. „Weshalb geht Ihr nicht hin? Ein Handstreich macht Euch zu Belgrads Herren." Klemens (der den status quo will) lächelt artig; und schweigt.

Seines Sehnens Ziel ist: das Vertrauen der Türkei. Ists erlangt, dann fällt Serbien sicher einst Oesterreich zu. Was bis dahin geschehen könne, solle, müsse, weiß weder der Sohn noch der Vater. Die Serben einschüchtern? Am dritten August verbietet, für die Dauer serbisch-russischer Kooperation, ein Kabinetsschreiben die Ausfuhr nach Serbien; am elften wird, weil die Russen ergrimmen, die Serben die Möglichkeit der Vergeltung besinnen könnten, das Verbot auf den Kriegsbedarf beschränkt. Keinem die Zähne zeigen; immer hübsch still sitzen und auf die Gelegenheit lauern. Der Mann Marie Luisens kann übermorgen wieder unser Feind sein; damit wir auf seine Gnade angewiesen sind, hetzt er uns wider Russen und Türken. Kostbare Zeit wird unnützlich verzaudert. Im Hofkriegsrath empfiehlt Feldmarschall-Lieutenant Duka die schnelle Besetzung der serbischen Festungen. Kaiser Franz und Fürst Franz vermissen die „wirklich erwiesene Nothwendigkeit" und möchten erst eingreifen, wenn die Pforte sie darum ersucht hat. Ein Corps an der Grenze aufstellen? Das würde als unfreundliche Handlung gedeutet. Ein Generalstabsoffizier mag die Bewegung des russischen Heeres beobachten; Simbschen wieder heimlich mit den Serben verhandeln; und Oberstlieutenant

Paulich als Konsul nach Belgrad gehen. Ohne Beglaubigung, versteht sich: denn den von Rebellentrotz geschaffenen Senat darf Oesterreich, als Hort der Legitimität und als Freund des Osmanensultans, nicht anerkennen. Nie aber ward einem Konsul ein dickeres Pflichtenbündel aufgebürdet. Paulich soll den (der Pforte verborgenen) Handel fördern, die Serben in den Glauben überreden, daß nur Oesterreich ihnen helfen könne und wolle, den russischen Einfluß abdämmen, Kara Georg (dessen Sohn in jeder österreichischen Erziehunganstalt willkommen wäre und gehätschelt würde) sammt seinen Gegnern ins Schmeichelgarn einfangen, den Bissen, den Habsburg vom Türkentisch begehrt, lecker zubereiten und nicht eine Minute lang vergessen, welchen Werth Belgrad, schon weil dort Donau, Theiß, Drave und Save zusammenfließen, für die Strategie und den Levantehandel der Nachbarmonarchie hat. Wenn Paulichs Leistung der Instruktion entsprach, mußte das Paschalik nach kurzer Frist von dem Ruf nach Oesterreichs Herrschaft widerhallen. Der Plan scheint von höchster Schlauhei besonnen; ist nur, leider, nicht mehr ausführbar. Der Senat beschließt, dem Kaiserlichen Konsul, den die Nation nicht brauche, jede Art amtlicher Anerkennung zu weigern. Und Kara Georg schreibt an Simbschen: erstens wisse das Serbenvolk nicht, welche Ehre dem Konsul gebühre, und fürchte, durch ungeschickte Haltung die Majestät des Kaisers zu kränken; zweitens könne in dem nur vom Trieb zu muthiger Selbsterhaltung erfüllten, vom Wirbel des Kriegergeistes durchwehten Land jetzt ein Beamter nicht mehr nützen, von dessen Wirken in ruhigen Tagen für beide Völker Vortheil zu hoffen war; drittens würde die Zulassung des Konsuls die Russen, die in Waffen an der Grenze stehen und auf deren Hilfe Serbien hofft, mißtrauisch machen und vielleicht zu jäher Umkehr stimmen. „Wir erstreben weder den Sturz der Ordnung noch den Untergang der Türkei, sondern nur die Befreiung aus unerträglichem Joch. Ein Reich, das ein gepeinigtes, mit weinendem Auge sich für den Kampf um sein Lebensrecht waffnendes Volk eigennützig auszubeuten suchte, wäre dem Blick des Heilands ein Gräuel." Wieder ist Jestitsch in Peterwardein der Vertreter, der Mund des Oberfeldherrn. Der, spricht er, sei als Anhänger Habsburgs den Russen verdächtig, werde von einem Offizier und einer vierzig Köpfe zählenden Ehrengarde bewacht und könne drum die Grenze nicht überschreiten. An der wichtigsten Stelle sagt der Brief-

träger Anderes als der Brief. Jestitsch bietet noch einmal die Festungen an. Kara Georg aber hat geschrieben, Oesterreichs Einmarsch in Serbien würde zwei Kriegserklärungen, aus Peters und aus Konstantins Stadt, erzwingen; deshalb müsse er der wiener Regirung rathen, seinem Heimathgebiet fern zu bleiben und durch die Besetzung Bosniens, die auch der Franzosenkaiser billigen werde, sich von Rußlands im Donauland erkämpftem Machtzuwachs schadlos zu halten. Serbien müsse unabhängig sein.

Niemals, schallt von der Pforte die Antwort des Reis Effendi zurück; Serbien ist und bleibt ein Theil des Osmanenreiches, das stark genug ist, jedem Heer, auch Habsburgs, den Weg nach Belgrad zu verriegeln. Als Mittler ist uns Oesterreich willkommen; den ersten Schritt zur Besetzung serbischer Festungen würden wir mit Waffengewalt abwehren. Noch aber möchten wir in der Donaumonarchie unseren Freund sehen und ihrem Wort trauen, daß sie die ungeschmälerte Erhaltung der Türkei wünscht. In Wien fehlt die Entschlußfähigkeit. Schon wird gemeldet, daß Rodofinikin nach Belgrad zurückgekehrt, Kara Georg durch den Archimandriten Philippowitsch für die Russensache gewonnen ist und eine Schaar russischer Ingenieure in den Festungwerken der Hauptstadt arbeitet. In dem Haus, dessen Portalinschrift die Namen Maria Theresia und Kaunitz vereint, rüstet sich dennoch kein Wille zu kräftiger That. Des Mühens höchstes Ziel ist der Abschluß eines Waffenstillstandes zwischen der Türkei und Serbien, der Belgrad vor der Gefahr russischer Besetzung schützt. Im Banat wird Duka Oberbefehlshaber; in Peterwardein Simbschen durch den Feldzeugmeister Hiller ersetzt. Dessen Soldatenauge sieht nur zwei Möglichkeiten: den Einmarsch in Serbien und den Versuch, durch eine lückenlose Grenzsperre die Rebellen auszuhungern. Auf so steile Pfade läßt Metternich sich nicht locken; er will weder die Türken herausfordern noch den Serbengroll gegen Oesterreich wenden. Ist denn mit Kara Georg nichts mehr zu machen? Nicht viel; er schickt Botschaften, sagt seinen Besuch an, verschiebt ihn dann wieder und bringt sich bei Hiller in den Verdacht, von den russophilen Landsleuten aus der Führerstellung gedrängt worden zu sein. Noch ists er nicht. Hat aber erkennen gelernt, daß er sein Schicksal nicht an die wiener Zauderpolitik knüpfen dürfe, und will pro futuro mit der Macht gehen, die sich bereit zeigt, den Serben dichteren Schirm als den freundlicher Worte zu bieten. Sein Instinkt

trügt nicht. Auch nach Rußlands Siegen im Türkenkrieg beherrschen Metternichs Willensbezirk zwei Wünsche: nicht zu kriegerischem Handeln gezwungen zu werden und den Osmanenbesitz zu wahren. Die serbischen Aufrührer, schreibt er im Januar 1811 an Hiller, sollen die Waffen strecken und sich in die Gehorsamspflicht ducken; dann werde die Gnade des Großherrn ihnen, auf Oesterreichs Rath, manche Freiheit gewähren. Der Feldzeugmeister muß ihnen mittheilen, die Thatsache, daß er dem Rebellenführer die Uebernahme des Kommandos in einem amtlichen Schreiben angezeigt und einer Deputation Oesterreichs Schutz in Aussicht gestellt habe, sei der Anlaß zu einer Rüge aus der wiener Staatskanzlei geworden. Fünf Wochen danach, am zehnten Februar, rückt der russische Oberst Balla mit achthundert Mann und vier Kanonen in Belgrad ein. Milan Obrenowitsch hat ihn gerufen. Soll er der Senatspartei, den Russenfreunden, gegen die Demokraten helfen? Nach Rankes Angabe hat er auf Georgs Frage geantwortet: „Ich bin hier, um unter Ihrem Oberbefehl der Sache Ihres Volkes Beistand zu leisten“; hat, nach diesem schlau bedachten Wort, Kara Georg die Hand des Russen, „statt der des Kaisers“, geküßt. Er konnte kaum anders handeln. Oesterreich hat die Grenze gesperrt und läßt Kriegsbedarf gar nicht, Lebensmittel nur in winzigen Mengen durch. Aus Paris ist ein kleiner Geldbeitrag, doch kein bindendes Versprechen zu haben. Warum, fragt Kara Georg einen österreichischen Hauptmann, hat Ihr Kaiser nicht im vorigen Jahr dreißigtausend Mann nach Serbien geschickt? Knirschend wiederholen die wiener Generale die Frage; der Verlust Serbiens dünkt sie schlimmer als der des belgischen Niederlandes. Klemens Metternich fühlt, daß er die Gemüther beruhigen muß; kommt auch in solchem Drang aber nicht über Worte hinaus. Niemals, spricht er zu Stackelberg, Alexanders Gesandten, werden wir dulden, daß Rußland sich am rechten Donauufer festsetzt. (Daß er den Russen nicht eine Fußbreite dieses Bodens lassen werde, hat Napoleon nach Ballas Einzug den Wienern in unzweideutigen Sätzen zugesagt.) Die Stunde fordert Handlung. In Bukarest erörtern Russen und Türken die Bedingungen eines Friedensschlusses. Die Serben wollen Gewißheit. Ist Rußland zur Einlösung seiner Versprechungen entschlossen und kann es unter allen Umständen Serbien schützen? Steht es noch unbeugsam auf Kamenskois Ultimatum, das Serbiens Unabhängigkeit von

den Türken verlangt? Gesandtschaftsekretär Nedoba, der, als Nachfolger Rodofinikins, diese Fragen beantworten soll, betheuert, daß der Friedensvertrag schon abgeschlossen wäre, wenn Rußland sich nicht mit seiner ganzen Wucht für Serbien eingesetzt hätte. Verba et voces. In Wien wird zwar eine für das befreite Paschalik taugliche Verfassung ausgearbeitet. Aber Metternich hat sich in die Meinung verschanzt, daß mit des Aufruhrs Mächten nicht zu paktiren sei. Damit Hiller sich nicht zu weit vorwage, wird der Gubernialrath von Giuliani ihm als Civiladjutant an die Seite gesetzt. Der soll auch dafür sorgen, daß die Grenzsperre nicht allzu streng durchgeführt werde. Denn Oesterreich braucht den Import aus, den Export nach Serbien. Und die Städter murren schon.

Am zwölften Mai 1812 wird in Bukarest der Friedensvertrag unterzeichnet. Von Serbiens Unabhängigkeit ist darin nicht die Rede. Die Türkei verpflichtet sich, die Steuererhebung und wichtige Theile der Landesverwaltung den Serben zu überlassen; wahrt sich aber das Recht auf die Besetzung der Festungen. Mehr hat der Zar, dem der Angriff Napoleons den Arm lähmt, nicht durchgesetzt. Die Enttäuschung ist furchtbar. In dem langen Kampf ist das Land verarmt und alle Mühe, in Wien, Petersburg, Paris Helfer zu werben, unbelohnt geblieben. Ins Joch zurückkriechen? Niemals, ruft Kara Georg; ehe er sich den Türken unterwerfe oder einem griechischen Fürsten huldige, werde er aus der Heimath scheiden und sein Lebensbleibsel in Montenegro fristen. Die Volksstimme jauchzt ihm zu. Schon aber sattelt die letzte Kosakensotnie die Pferde zum Abritt und aus kühleren Köpfen kommt die Frage, wie man aus eigener Kraft sich der Türken erwehren solle. Der Senatspräsident Milowanowitsch fordert den Kriegsherrn Kara Georg auf, noch einmal in Wien Hilfe zu erbitten. Doch Metternich will nicht verhandeln; er fürchtet, daß jeder Versuch, für Serbien mehr herauszudrücken, als in Bukarest erlangt worden ist, die Türkei ärgern und den Russen nähern werde. Napoleons Rückzug, dessen Echo wie ein Wintersende ankündendes Lenzgewitter von den Balkanwänden widerhallt, wirbelt die verschüttete Serbenhoffnung in neue Brunst. Der neue Ernüchterung folgen muß. Europa hat andere Sorge; hat, im Kampf gegen den Korsen, keine Zeit, sich um die Südostecke zu kümmern. Churschid Pascha zertritt die jungen Halme des Freiheitwahnes. Kara Georg, dessen Guerillaplan von den Häuptern des Senates abgelehnt wird, muß

der Uebermacht weichen und auf österreichische Erde flüchten. Nach fünfundsechzig Jahren erst, die drei Obrenowitsch und einen Karageorgewitsch auf dem Thron des durch den Hattischerif von 1830 geschaffenen Fürstenthumes sahen, wird, in San Stefano, Serbiens Unabhängigkeit von der Pforte anerkannt. Metternich hats nicht erlebt. Er (der zu sagen pflegte: „Hinter Erdberg liegt Asien!“) schien die Opfer, die Habsburg zwei Jahrhunderte lang für die Abwehr der Osmanengefahr gebracht hatte, völlig vergessen zu haben. Rührte nicht einen Finger, um seinem Oesterreich die Rajah der Balkanchristen zu befreunden, wies aus kaltem Hochmuth das serbische Werben immer wieder zurück und erwirkte dadurch das Uebergewicht Rußlands im Südslavenbezirk. Das, denkt er noch nach dem Frieden von Adrianopel, kann nicht dauern; und erwartet den Dank der Nachwelt für seine „weise Zurückhaltung“, die das Türkenerbe dem Haus Habsburg sichern werde. Als Nikolai Pawlowitsch ihn in Münchengraetz fragt, ob auch er in dem Türken einen kranken Mann sehe, kommt aus dem Munde des Sechzigjährigen das unhöfisch spitze Wort: „Richtet die Frage Eurer Majestät sich an den Arzt oder an den Erben?“ Der Zar durfte über die niedliche Bosheit lächeln. Er hatte den Boden in aller Stille bestellt und wußte, daß von der Türkenbrandstatt fürs Erste kein anderer Schnitter ernten werde. Akerman und Adrianopel waren die Etapen auf seinem Erobererzug; die Generale Paskiewitsch und Diebitsch, aber auch die Dichter Puschkin und Gogol seine Gehilfen. In jedes Slavenherz wollte er das Bewußtsein unlöslicher Stammesgemeinschaft pflanzen und es mit jedem Nährstoff, reinem und unreinem, kräftigen, der just irgendwo zu erraffen war. Die von den Türken des Weiderechtes beraubte, mit Schwert und Feuer gepeinigte Südslavenheerde sollte in Rußland den einzigen Hort ihrer Hoffnung erkennen. Nie durfte sie, niemals einer ihrer Theile so stark werden, daß eine Schmälerung russischer Vormacht zu fürchten war; nur eben stark genug, um auf der südöstlichen Halbinsel, gegen austro-ungarischen und türkischen Einspruch, dem Zarenwort Geltung und Gehorsam zu sichern. Nikolai konnte in Münchengraetz lächeln und nach dem Mahl, in dessen Verlauf ihn Metternichs Erbanmeldung kitzelte, kniend dem Kaiser Franz schwören, daß er auch dem nächsten Habsburger unbedingte Treue halten werde. Der berühmte Staatskanzler, der sich an dem Glauben wärmte, der Menschen Wollen mit einem Blick bis an die Wurzel durchschauen zu können, ahnte nicht,

daß der junge Herr, der neben dem alten Franz am Tisch saß, in dem Panslavismus sich eine Waffe schuf, die Oesterreichs Ruhe noch oft stören sollte. Und weil Jugend sich immer freut, wenn sie einen alten Fuchs überlistet hat, schrieb Nikolai nach der Heimkehr an Metternich, er habe erst jetzt erfahren, daß der Fürst seit den Tagen des Wiener Kongresses für die Privatbriefe, die er an den Zaren Alexander richtete, eine Jahresrente von fünfzigtausend Dukaten erhalten habe, bedaure, daß ein so nützliches Verhältniß nach Alexanders Tod nicht erneut worden sei, und bitte, nach der Wiederaufnahme dieser werthvollen Korrespondenz in jedem Jahr fortan Seiner Durchlaucht fünfundsiebzigtausend Dukaten zahlen zu dürfen. Zwei Monate zuvor war, durch den Vertrag von Hunkiar-Iskelessi, der Sultan dem Zaren verbündet und verpflichtet worden, keinem fremden Kriegsschiff je die Dardanellen zu öffnen.

Duschans Schatten.

Piemont hat Oesterreich aus Italien, Preußen hats aus dem Deutschen Bund gedrängt. „Die Lebensinteressen im Westen", mit deren Betonung Metternich die Schwachheit seiner Orientpolitik zu erklären suchte, sind nicht mehr in Gefahr, seit die Einung der deutschen und der italischen Stämme gelungen ist. Der Doppeladler darf und muß den Blick ostwärts wenden; Oesterreich-Ungarn sich wieder der Pflicht erinnern, die seine Lage, seine Geschichte, sein Völkergewimmel ihm aufgebürdet hat. Serbien gewaltsam der Monarchie eingliedern? Mit diesem Gedanken konnten kampflustige Generale spielen, die im Morawathal ein Lorberreis zu pflücken hofften; der verantwortliche Staatsmann mußte einsehen, daß die Annexion, wenn sie wider Rußlands Willen zu erringen war, das ganze Südslaventhum in wilden Haß gegen Habsburg peitschen und in den Entschluß drängen würde, um jeden Preis, auch um den zarischer Oberhoheit, den letzten Slavensplitter aus Oesterreichs Leib zu reißen. Beust selbst, der sich bei der Addition des Möglichen so oft verrechnete, dachte nur an „moralische Eroberung", als er rief, die Herren in Belgrad sollten nicht glauben, daß nur aus Petersburg ihnen das Heil kommen könne. Der kranke Mann am Bosporus ist nach dem Krimkrieg noch siecher geworden und jede ihm aufgezwungene Reform, die den Christen ein mit Mohammeds Gebot unvereinbares Recht zuspricht, wird von muslimischer Wuth an der

Rajah grausam gerächt. Als Graf Andrassy den feinen Prunkbau am Ballhausplatz bezogen hat, grinst ihm, durch Aktenstaub und Spinnengewebe, eine große, schwer zu bewältigende Aufgabe ins Gesicht. Oesterreich darf den Russen nicht thatlos den Nimbus des Türkenbändigers gönnen, seinen Einfluß in den Westbalkan nicht versickern, Dalmatien und Istrien nicht ungeschützt lassen. Radetzky hat nach dem Pariser, Tegetthoff nach dem Prager Frieden empfohlen, sich als Schutzwall und Hinterland der Küstenprovinzen Bosnien und die Herzegowina zu sichern. Den selben Rath ließ, schon nach dem nikolsburger Praeliminarabschluß, Bismarck nach Wien gelangen. Und General Philippowitsch hört noch 1866 den Befehl, Alles für den Einmarsch in Bosnien Nöthige vorzubereiten, der beginnen solle, sobald der Schnee geschmolzen sei. Beust hat sich dem Plan schließlich entgegengestemmt. Auch Andrassy sagt zu dem Botschafter Nowikow, er wolle weder die Donaufürstenthümer noch Bosnien der österreichischen Ländermasse zufügen und finde deshalb, wenn Rußland nicht etwa nach neuem Erwerb ausluge, nirgends den kleinsten Anlaß zu einem Konflikt der Kaiserreiche. In Berlin (1872) und Wien (1873) wiederholt ers vor dem Ohr Gortschakows, der ihm das Zeugniß ausstellt: „Der Freimuth seines Wesens und die Klarheit seiner Politik geben solchen Versicherungen einen unbestreitbaren Werth.“ Im Sommer 1875 bäumen die Bosniaken und Herzegowzen sich gegen das Türkenjoch auf. Im Frühjahr hat ein Petrowitsch, Fürst Nikolaus von Montenegro, der, den Kaiser Franz Joseph zu begrüßen, nach Cattaro gekommen war, dem Grafen Beck freiwillig die Absicht enthüllt, die Flanke des österreichischen Corps zu decken, das, wie er hoffe, bald in die Herzegowina einrücken werde. Diesmal soll Feldzeugmeister Mollinary, der das Generalkommando in Agram hat, die Truppe führen. Wenn die Türkei sich als unfähig zur Ruhestiftung erweist und die Gefahr entsteht, daß die Serben aus den zwei Provinzen sich denen aus den Reichen der Obrenowitsch und Petrowitsch vereinen. Ehe die Signatarmächte des Pariser Vertrages vom Jahr 1856 sich über ein gemeinsames Programm verständigt haben, wird aus Konstantinopel der Sieg der Jungtürken gemeldet. Midhat Pascha regirt: nun muß Alles sich wenden und eine Fülle wohlthätiger Reformen endlich die Rajah erquicken. Kluge Orientalen lächeln freilich über den frommen Wahn und Nubar Pascha warnt in Paris den Botschafter Hohen-

lohe, die Sieger von gestern, die sich nur mit den Waffen der Glaubenswuth und des Rassenstolzes behaupten könnten, für Freunde europäischer Gesittung zu halten. In der letzten Juniwoche hat ein Ultimatum aus Belgrad und Cetinje Bosnien für den Serbenstaat, die Herzegowina für Montenegro gefordert und ein paar Tage danach sind Truppen Milans und Nikitas an die Grenze vormarschirt. Steht Rußland hinter ihnen? Nein; sein Vertreter erklärt in Belgrad, der Friedensstörer habe nicht auf russische Hilfe zu rechnen. Am achten Juli besucht Alexander der Zweite in Reichstadt den Kaiser Franz Joseph. So lange es irgend geht, soll der Besitzstand des Sultans nicht geschmälert, nach einem Sieg den Angreifern nur eine unbeträchtliche Gebietserweiterung gewährt, in keinem Fall aber an der Donau ein neuer großer Slavenstaat geduldet werden. Lösen Serbien und Montenegro das Band, das sie an die Pforte knüpft, dann wird auch Bulgarien und Albanien von türkischer Oberherrschaft frei. Ueber diese Friedensbedingungen sind Gortschakow und Andrassy schnell einig; auch über Montenegros Recht auf einen nördlichen Adriahafen und über die Umstände, die Rußland zur Okkupation Bulgariens, Oesterreich zur Besetzung der vom Aufruhr ergriffenen Grenzprovinzen zwingen könnten. Doch hindert Gortschakow den General Tschernajew nicht, sich an die Spitze des Serbenheeres zu stellen, dem allerlei Kämpfer aus Rußland sich einreihen. Und Andrassy hehlt Herrn von Nowikow nicht das besondere Interesse der auf den Orient angewiesenen Monarchie. „Als Nachbarn müssen wir wachsam sein; was ohne uns an unserer Grenze geschieht, geschieht gegen uns." Im November 1876, als die Pforte schon die russische Kriegserklärung erwartet, möchte Andrassy jeden Zweifel an seinem Wollen tilgen. Das reichstädter Abkommen, sagt er zu Nowikow, giebt uns das Recht, Bosnien und die Herzegowina zu besetzen; taucht eines Tages bei Ihnen der Wunsch auf, Serben und Montenegrinern Theile dieser Provinzen, altserbische oder albanische Landstriche zu geben, so ist unsere Zustimmung einzuholen; und der Sinn unseres Abkommens gebietet, Serbien, Montenegro und den Sandschak Nowibazar Ihren und unseren Truppen zu schließen. Der budapester Vertrag vom fünfzehnten Januar 1877 bestimmt: Oesterreich-Ungarn bleibt neutral, unterstützt Rußland nur mit diplomatischen Mitteln, gestattet ihm, wenn der Kriegszweck es fordert, die Ueberschreitung der Donau, auch die Kooperation mit serbi-

schen und montenegrischen Truppen (doch nicht im Bereich dieser Fürstenthümer, die, wie Rumänien und Bulgarien, nicht wieder zu Kriegsschauplätzen werden sollen) und darf nach freier Wahl entscheiden, wann es Bosnien und die Herzegowina besetzen will. Am achtzehnten März wird in Wien ein Nachtrag vereinbart. Ist die Beantwortung der „Orientfrage“ nicht länger aufzuschieben, dann fällt den Russen Bessarabien, den Oesterreichern Bosnien und die Herzegowina, den Griechen der Epirus und Thessalien zu; Bulgarien, Albanien, Rumelien werden unabhängig; Konstantinopel erhält die Rechte und Pflichten einer Freien Stadt; die Verständigung über den Sandschak wird vorbehalten; beide Kaiserreiche werden sich dem Versuch widersetzen, auf den Trümmern der Türkei einen starken Slavenstaat zu gründen. Sauber wird jedes Reiches Einflußsphäre abgegrenzt; und Alexanders Botschafter zieht auf der Karte selbst den Strich, der Serbien in Oesterreichs Zone weist. In der vierundzwanzigsten Aprilnacht beginnt der russische Vormarsch. Im Sommer wiederholt Andrassy den Entschluß, westlichen Machtzuwachs Serbiens, nördlichen Montenegros nicht zu dulden und, wenns sein müsse, mit Waffengewalt zu hindern. Nach dem Friedensschluß von San Stefano erklärt er dem General Ignatiew, er werde dem Vertrag, der Rußlands Balkanmacht ins Ungeheure dehne, nur zustimmen, wenn eine selbständige Provinz Makedonien (mit Saloniki als Haupt- und Hafenstadt) geschaffen wird und eine Zollgemeinschaft die Westbalkanstaaten dem Habsburgerreich verbündet. Auf dem Berliner Kongreß, der das Werk von San Stefano zerfetzt, deklamirt, am letzten Tag, Gortschakow: „Wenn Mängel der türkischen Verwaltung Oesterreich-Ungarn zwingen, den Sandschak Nowibazar für eben so unbegrenzte Zeit zu besetzen wie Bosnien und die Herzegowina, so wird die Russische Regirung nicht widersprechen.“ Siebenzig Jahre nach dem ersten Hilferuf des Schwarzen Georg hat Oesterreich gesiegt. Sein Recht auf die Vormachtstellung im Westbalkanbezirk, auf Garnisonen „bis hinter Mitrowitza“, ist von Europa anerkannt und Rußland hat feierlich versprochen, ihm auch im Sandschak kein Hinderniß in den Weg zu stellen.

... Wer diese Vorgeschichte nicht kennt, wird den austro-serbischen Hader nicht verstehen, der seit Wochen nun die Gemüther mit Kriegsschrecken ängstet. Daß die Serben sich dem Ziel uralten Sehnens nah wähnen und durch den feuchten Nebel, der sich in

solcher Stunde um das Südslavenhirn schmiegt, den trunkenen Blick nicht in die gemeine Wirklichkeit, die ihn allzu jäh kühlen könnte, vorschicken, ist begreiflich; noch leichter, daß eingewurzelte Viehhandelsgewohnheit sie treibt, auf dem Markt mehr zu fordern, als je gezahlt werden kann. Sie waren geknechtet und werden jetzt frei; ihr Land war zerstückt und darf sich jetzt dehnen. Sie bekommen viel (ungefähr vierzigtausend Quadratkilometer) und möchten flink Alles haben, was ihrem Machtgipfel einst unterthan war. Sie sind in Ueskueb eingezogen, in Duschans ehrwürdige, lange verwaiste, lange beweinte Residenz; und ihr Rausch sieht die Zeit wiederkehren, da der große Serbenzar Stephan, der Romäerkaiser, in Albanien, Bosnien, Makedonien, Thessalien gebot, der Schutzherr des Kaisers von Byzanz und der Republik Ragusa war und in Pherae sich einen eigenen Reichspatriarchen kürte. Die Schlacht auf dem Amselfeld und der Metzgerzug Mohammeds des Zweiten soll vergessen sein und der silberne Doppeladler im Goldpanzer wieder bis an die Adria blinken. Ein Bischen Balkanpsychologie, Erzherzog Franz Ferdinand! Ein Bischen Humor, Franz Freiherr Conrad von Hötzendorf! Serbien braucht einen Hafen, einen nicht von fremder Willkür verschließbaren Ausgang ins Meer (und kann ihn in Antivari, in Saloniki, das Freihafen werden soll, ohne Territorialrecht in Medua finden); braucht aber auch Oesterreich-Ungarn: als nächstes Absatz- und bequemstes Einfuhrgebiet. Die Verständigung wäre nicht schwer, wenn nicht neue Rodosinikin und Ignatiew den Serbengrimm schürten. Nach der Annexion Bosniens, nach Aehrenthals raschem, allzu raschem Verzicht auf den Sandschak hat Herr Iswolskij sich, leider erst spät, der Konventionen und Geheimverträge erinnert, die den Wienern das Recht zu solchem Eingriff gaben. Schärft er sein Gedächtniß und bedenkt nur die Bürgschaften Gortschakows und Nowikows, dann muß er den Platzhalter in Petersburg vor einem Irrpfad warnen, auf dem ein unfertiges Heer, ein genesendes Reich in schwarzes Verhängniß taumeln kann. Oesterreich will sich den Südslaven nicht verfeinden, nicht auf der Ostflanke der Adria von einem gefährlicheren Piemont bedrängt werden. Niemals aber darf es, als ostwärts gewendete Macht, in stumpfer Ergebung dulden, daß Rußland unter serbischer Firma auf dem Balkan sein Nachbar wird und Habsburg aus der Osmanenmasse nichts heimbringt als den ehrfurchtlosen Haß, der die Rajah über Leichenfelder wider die Türken hetzte.

Das Problem der Armuth.

Ein Werk von Sidney und Beatrice Webb ist stets Ereigniß. Und stets trägt der Sprößling das Gepräge beider Gatten: lebendige Ideenfülle, fast einzigartige Materialbeherrschung.

Das Bild der früh dahingerafften Gattin und Mittkämpferin des Parlamentariers Macdonald (er war vielleicht der markanteste Kopf unter den Führern der englischen Arbeiterpartei) hebt sich vor mir. Margaret Macdonald besaß nicht den leuchtenden Geist von Beatrice Webb, nicht ihre bannende Macht, die Persönlichkeiten der verschiedensten Richtungen, ganze Parteigruppen um sich zu schaaren weiß. Margaret Macdonald war, als ich sie kennen lernte, ein frisches, rosiges, derb gescheites Bürgerkind. Ein junges Mädel mit lachenden Augen, jubelnd verliebt in den schönen Macdonald. Sie hat ihm Kinder geboren und sein aufregendes politisches Leben getheilt. Sie war Gattin, Mutter, Agitatorin, mit der gleichen Hingabe, mit dem gleichen Pflichtbewußtsein. Als ich ihr wieder begegnete, nach Jahren, kurz vor ihrem Tode, war aus der strahlenden Braut, die im kleinen Bureau eines Arbeiterinnenvereins herumwirbelte und, berauscht von eigenem Glück, die glückliche Zukunft einer neuen Menschheit ganz nah glaubte, ein bleiches, hageres, tötlich ermattetes Weib geworden.

Nur in der Gegensätzlichkeit der Persönlichkeiten und Lebensgestaltung tritt Margarets und ihrer Ehe Bild mir neben die Webbs. Die feine, wägende Beatrice, die dreißigjährig dem klügsten und klarsten ihrer Verehrer sich vermählte, einem kleinen, äußerlich ungewinnenden Manne, doch ihr gleich an Unabhängigkeit und Gesinnungvornehmheit, demokratischer, kenntnißreicher als sie. Diese Ehe blieb kinderlos. Beatrices einst tiefschwarzes Haar liegt jetzt ergraut um die schmale Stirn. Angestrengtes Denken und Schaffen hat seine Spuren eingezeichnet, die Linien des edlen Gesichtes verschärft und verherbt. Doch der Körper ward nicht durch die Mutterschaft erschöpft, die Seele nicht zwischen öffentlichem Wirken und Mutterpflichten hin- und hergezerrt. Im Weltenfeuer ward sie gestählt. Gemeinsam mit ihrem Gatten schuf Beatrice Webb die besten Werke über das englische Gewerkschaft- und Verwaltungwesen. Im Jahr 1905 wählte die englische Regirung sie in die Königliche Kommission zur Reform des Armenwesens: unter achtzehn Mitgliedern, hervorragenden Sachkennern, Beamten, Geistlichen, Aerzten die einzige Frau. Drei Jahre arbeitete die Kommission. Das Ergebniß ist ein umfassendes Blaubuch, das neben der öffentlichen Armenpflege auch die Wohlthätigkeit einbegreift. Es zerfällt in

einen Mehrheitbericht und einen Minderheitbericht. Der erste giebt gute Anregungen zur Fortbildung des Armenwesens.

Die Dominante im Minderheitbericht ist die Anschauung von Sidney und Beatrice Webb: Das Problem der Armuth ward lösbar. Nach beider Forscher an erschöpfenden Studien der Geschichte des Armenwesens gehärteten Ueberzeugung ist dessen Mission erfüllt. Die Zeit ist reif für seine Ersetzung durch die Sozialreform. Wir haben die Macht, wir haben die Kenntnisse, die Armenunterstützung durch die Armuthverhütung aus der Welt zu schaffen, sofern wir nur den Willen haben. Schon zwingt leise Entartung des Volkskörpers und des Volkscharakters uns in diese Richtung, zwingt der Wettkampf der Nationen auf diesen Weg. Die Vorschläge des Minderheitberichtes gipfeln in der Ablösung der gesammten Armenpflege durch öffentliche Wohlfahrtämter.

Unter dem Titel: „Der Abbruch der Armenpflege" („The Break Up of the Poor Law") zogen die Vorschläge des Minderheitberichtes in einem Sonderabdruck weite Kreise. Glühende Propaganda flammte auf, führte zur Bildung eines „National-ausschusses zur Verhütung der Armuth", erreichte, daß im Jahr 1910 dem Unterhaus ein Gesetzentwurf zur Verhütung der Armuth (Prevention of Destitution Bill) vorgelegt und debattirt ward. Je mehr die Bewegung sich einwurzelte, um so erregter jagten die Gegner auf den Plan: die Vertheidiger des Bestehenden, die vor der rothen Gefahr Aengstlichen, die Vertreter der öffentlichen Armenpflege und der privaten Wohlthätigkeit, die ihr Lebenswerk bedroht glaubten. Diese Kämpfe trieben die beiden Webbs, ihre Ideen kurz vor einer Reise um die Welt in Buchform zu fassen: der Gesammtheit der gebildeten Staatsbürger einen Plan zur Befreiung der Nation von der heute unvermeidlichen Massennoth vorzulegen. Dieses Buch, „The Prevention of Destitution", „Das Problem der Armuth", versucht eine Lösung des Problems der Armuth im Rahmen der bestehenden Staats- und Familienverfassung. Der beste Kenner des internationalen Armenwesens, Emil Münsterberg, erklärte auf der vorletzten Generalversammlung des Deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit, in dem Minderheitbericht stecke der Gedanke der Zukunft; vom Standpunkt des Wißbegierigen, der sich über neue Dinge unterrichten will, sei er viel interessanter, ja, aufregender als der Mehrheitbericht. Münsterberg, damals der Dezernent des berliner Armenwesens, war seiner ganzen Veranlagung und Stellung nach gegen die Ideenrichtung der Webbs. Seine Einwände und die Angriffe der englischen Gegner werden in dem neuen Werk abgewehrt.

Die Armuth wird zunächst als Krankheiterscheinung in der Gesellschaft, nicht nur im Sinn körperlicher Noth, sondern auch als eine Art sittlicher Malaria, gezeichnet. Gleich anderen Leiden ist sie durch zeitige Beseitigung ihrer Ursache verhütbar. Alle Ursachen der Armuth lassen sich im Entscheidenden zurückführen auf körperlichen oder geistigen Verfall, Tod des Ernährers, jugendliche Verwahrlosung und schlechte Arbeitorganisation. Die Obsorge für die Kranken und die alten Leute, den gesammten Mutter-, Säugling- und Kleinkinderschutz müsse die öffentliche Gesundheitbehörde übernehmen; die Verantwortung für das Schulalter bis zur Mündigkeit die Erziehungbehörde; die Organisation der Arbeit, die Verhütung des Sweatingsystems, des Arbeitmangels und der Arbeitlosigkeit wird Aufgabe öffentlicher Arbeitämter werden. Weiter Spielraum soll der Charitas bleiben. Nur muß sie sich dem Gesetz und der Verwaltung als ehrenamtliches Wirken einordnen und in gewissem Sinn überordnen. Denn Staat und Verwaltung können nur ein nationales Minimum der Lebensführung aufstellen und durchsetzen. Die freie Wohlthat hat seiner steten Erhöhung durch immer erneute Pionierdienste vorzuarbeiten. Alle Glieder öffentlicher Wohlfahrtpflege müssen ineinandergreifen und in kommunalen Fürsorgeämtern mit einer allgemeinen Registratur der öffentlichen Hilfe ihre Sammelstelle finden.

Mit graziösem Spott zerfasert das Kapitel „Armuth und Eugenik" die verschiedenen, gegen die Sozialreform gerichteten Glaubensformeln landläufiger Rassenhygiene als modernste Gewandung des Laisser faire: die Glaubensformel vom Ueberleben des Geeignetsten, das, wie jeder Biologe weiß, in einer fortschrittfeindlichen Umwelt das Ueberleben des untersten Parasiten bedeuten mag; die Formel von der Unvererblichkeit erworbener Eigenschaften, der, sollte selbst die körperliche Entartung der Eltern die neue Generation nicht erblich belasten, eine Familientradition und Klassenatmosphäre von Verelendung, Verlumpung, Gewissenlosigkeit und Schmarotzerthum gegenübersteht. Die überträgt sich unverkennbar. Rachitis erwächst nicht aus einem schlechten Stamm, sondern aus einer schlechten Umwelt. Die Politik der Armuthverhütung ist also oberste Voraussetzung aller Rassensanirung und namentlich des Kampfes gegen ererbten Schwachsinn. Gerade weil der Staat die Armuth nicht verhütet, sondern nur unterstützt, ist die Fortpflanzung jeder körperlichen und geistigen Minderwerthigkeit gestattet und wird sogar durch Geldbewilligungen ermuthigt. Das geltende Armenrecht wirkt fast ausschließlich antieugenisch.

Einer stark kritischen Prüfung wird die Arbeiterversicherung

unterzogen. Die Verfasser sind Gegner der staatlichen Arbeiterversicherung als einer unintelligenten und ungerechten Kopfsteuer, die fast mit Naturnothwendigkeit Simulation mit all ihren sittlichen und ökonomischen Gefahren züchte. Sie glauben, daß die Schadenverhütung der Schadenversicherung den Rang ablaufen wird. Als Ergänzung empfehlen sie das Genter System, nicht nur für die Arbeitlosenversicherung, sondern auch seine Uebertragung auf die Krankenversicherung. Schwimmen die Webbs hier (bei Durchleuchtung des ganzen Stromgebietes) gegen den Strom, so stehen sie in dem Kapitel: „Das erweiterte Gebiet freier Liebethätigkeit bei der Verhütung der Armuth" wieder fest auf dem Boden der gegebenen Entwickelung. Ein geistvoller geschichtlicher Exkurs klärt Motive, Wesenheit und Aufgaben der Charitas.

Schließlich: „der Moralfaktor" in der Armuth. Die Erhaltung einer bestimmten Kulturhöhe ist eine allgemeine Pflicht; aber ihre Erfüllung geht über die individuelle Kraft und daher über die Einzelmoral; Gesellschaft und Einzelwesen verschmelzen hier zu einer unlöslichen Theilhaberschaft von gleicher Verantwortlichkeit. Die Behauptung, irgendein moralisches Versagen sei aller Armuth Wurzel, ist in einem begrenzten Sinn also richtig. Nur handelt sichs dabei oft um ein moralisches Versagen der Gesellschaft als einer Ganzheit. Die Armuth hat einen finsteren Gefährten: die Schamlosigkeit, die in überfüllten, ungesunden Wohnungen haust. Hier stehen wir vor dem vielleicht ungeheuerlichsten aller moralischen Bankerote; und als verantwortliche Bürger eines Staates, der bewußt und überlegt die Fortdauer solchen Zustandes gestattet. Ist es nicht unser moralischer Bankerot? Jeder Gesetzgeber, jedes Mitglied einer Ortsbehörde und jeder staatliche oder kommunale Beamte sollte gezwungen sein, täglich Photographien des „Zubettgehens" tausender Familien zu betrachten. Vater, Mutter, Sohn und Tochter, kleine Kinder und Säuglinge im selben Bett. Und nicht selten im selben Raum männliche und weibliche Miether. Wären diese Thatsachen den besitzenden Klassen und der Beamtenschaft, die heute gemeinsam die Verantwortung für die Landesregirung tragen, ständig vor Augen, dann würden sie endlich den wahren Sinn des Moralfaktors in der Armuth begreifen.

Das in Ueberhast beendete Werk trägt durch die Kraft der Ideen über alle äußeren Unebenheiten in leidenschaftlicher Spannung fort. Die deutsche Uebersetzung, die, ziemlich frei, nur wiedergiebt, was für den Kontinent von unbedingter Wichtigkeit ist, möchte dieser kühnen Schöpfung den weitesten Widerhall sichern, möchte auch das Festland zum Kreuzzug wider die Armuth rufen.

Helene Simon

Gen Palästina.*)

Wie ein stilles Gebet gleitet unser Schiff ins unheimliche Schwarze Meer hinaus. Wie eine angstvolle Mutter umspannt uns die Nacht, umspannt mit ihren dunklen Flügeln den Himmel, das Meer und das Schiff. Nach dem Heiligen Lande geht die Fahrt. Weder Kriegsflagge noch weiße Friedensfahne flattert über uns. Mit der Flagge der Sehnsucht dringt unser Schiff in die schwarze Weite von Nacht und Meer.

Ein Sehnen. Und doch sind zwei verschiedene Menschen auf dem Schiff: der Jude und der Russe. Aus den Schneesteppen Sibiriens treibt das Gewissen den alten Mushik ins Heilige Land. Dem Staub des großen Verzeihers will er die „Lebenssünde" beichten, die er keinem Menschenohr anvertrauen kann. In seiner Geburtnacht hat Gott an die Fensterläden des kleinen Häuschens geklopft. Und die alte Bäuerin legte Groschen auf Groschen, von jedem Ei, von jedem Tropfen Milch, für die Wanderung von Gouvernement zu Gouvernement, für die Fahrt über das weite Meer: dort mit der Stirn an den Felsen des Josef von Arimathia zu schlagen, da, wo er am Freitag Abend, um die Zeit des „Lichtzündens", den gepeinigten Leichnam des Gottmenschen in weiße Linnen hüllte und begrub.

Aus dem armen Litauen kommt der alte Jude. Sitzt im Zwischendeck, in seinen Augen noch den Abglanz jenes letzten Blickes, den er, vielleicht zum letzten Mal im Leben, seinen an der Küste zurückgebliebenen Kindern zugeworfen hat. Nach Palästina fährt er, um in der heiligen Erde zu ruhen. Am Oelberg wird er sein Grab sich wählen und im Bethamidrasch, Davids Psalmen auf den Lippen, den Tod erwarten.

Einen kleinen Jungen führt er mit, sein Enkelkind. Führt mit dem Tode das Leben mit. Mit dem letzten Tage des alten Jahres den ersten Tag des neuen. Eine scheidende Seele, sagt er, und eine erblühende. Der Knabe aber blickt mit seinen kleinen Augen durchs Fensterchen ins Meer hinaus. Ein kleines Meer, das ins große blickt . . .

Eine Welle kommt und eine Welle geht; und die Wellen schweigen . . . Alles, was er bei sich trug, hat er schon durchs Fensterchen ins Meer geworfen. Auch Messer und Gabel des Großvaters sind schon unten. Und noch immer schweigt es. Er möchte selbst in die Tiefe. Zu Großvaters Messer und Gabel . . .

---

*) „Im Lande der Väter (Bilder und Dichtungen aus Palästina)" nennt Herr Schalom Asch, den das Deutsche Theater bekannt gemacht hat, den (zu der Sammlung „Vom alten Stamm" gehörigen) Band, der im Jüdischen Verlag in Berlin erscheint und von Jaffa und Jerusalem, von Eli und Samuel allerlei Mär bringt. Ein paar Bruchstückchen werden zeigen, daß die Kunst des neuen Mannes sich verfeinert, ihr fremdartig starker Reiz sich aber nicht gemindert hat.

Ja, zwei Menschen sind auf dem Schiff: der Jude und der Russe. Kommen aus dem selben Land, fahren auf dem selben Schiff, der selben Küste entgegen. Aber zu zwei Göttern pilgern sie. Und der Eine gönnt nicht dem Anderen seinen Gott und seinen Himmel, der Zweite dem Ersten nicht die Erde. Jeder hat seine besondere Ecke auf dem Schiff. Auf Beider Lippen die gleichen Psalmen, einst der selben Harfe entklungen; jetzt spricht sie Jeder in seiner Sprache, Jeder zu seinem Gott. Und Beide trägt das Schiff dahin. Gleitet, gleitet bei Tag und bei Nacht, unter aufgehender Sonne und untergehender, bis golden das „Goldene Horn" erblitzt. Die Sonne ein Jüngling, der der Braut geliebten Leib umfaßt. Meer und Schiff, Boot und Segel, Menschen und Bretter von Licht und Strahl umschlungen.

Mit dem jungen Tag fährt unser Schiff in die Dardanellen ein. Vom Nachtthau noch bedeckt. Mit dem jungen Tag, der in den Frühsommerstrahlen der Sonne und des Meeres badet, der Meer und Küste wiegt. Vom Thau überglänzt, stehen die Häuschen da, trocknen sich an der lieben Sonne. Ganz so die Bäumchen, die Gräslein, vom todschweren Schlaf zur Blüthe erwacht. Kirschbäume, Myrthenbäume in Thau gebadet, wie zum Trocknen aufgestellt. Und alle, alle blicken dem fremden Schiff nach, wie Chederjungen, die, den Schlaf noch in den Augen und Wassertropfen noch in den Schläfenlöckchen, mit Butterbrot und Gebetbuch in den Händen, vom „Behelfer" in den Cheder geführt werden. Und Baum auf Baum. Und Haus auf Haus. Und die Häuser rücken an einander, über einander, bis sie Baum und Wald und Blatt und Gras verdrängen. Und wie ein Jüngling seine Braut, so umarmt die Sonne die Stadt, wirft ihre Strahlen von Kuppel zu Kuppel, von Dach zu Dach. Und es brennen die Dächer und es glühen die Kuppeln in Gold und in Silber. Es strahlen die Himmel und Kuppeln ihr Licht sich zu. Und Dächer und Fenster tauschen den Glanz. Es küssen sich die Spitzen der Moscheen im Licht. Und aus den vereinigten Gluthen wird dem „Goldenen Horn" ein gleißender Morgen geboren.

Wie ein stilles Gebet gleitet das Schiff aus dem schmalen Bosporus in die breiten, hellen Gewässer des Mittelländischen Meeres.

Ein Meer? Nein. Himmel, Wolken und Thau zu einem leisen, lichten Kuß verwoben. Still wölbt sich über dem Wasser der Himmel. Unter ihm ziehen, weiß wie ein Knabenleib, die Wolken dahin. Weiß, aber kühl, mädchenhaft zitternd, wie die Brüste meiner Liebsten, können sie die schläfrigen Wellen kaum wecken. Doch die Wellen erwachen, heben sich leicht und geschmeidig und küssen zur Wolke empor. Es blitzen und glitzern die Tropfen, wandeln sich in Perlen, werden vom Licht zu Brillanten geschliffen. Und Himmel und Meer nicken ein, träumen von Licht und Glanz und von dem Schiff, das sie auf die schimmernden Wogen gelockt haben. Hüllen sich in helle, durchsichtige Nebelschleier, hüllen Licht und Luft mit ein. Und still und träumend gleitet das Schiff von Welle zu Welle, von Schleier zu Schleier. Bis plötzlich Nacht und Sternenlicht auf Meer und Schiff fallen. Aus ge-

heimem Versteck kriecht ein Schattenschiff hervor und schleicht uns nach, wie im Traum. Die Wellen führen seinen Mast durch die Nacht. Angst durchschauert uns. Vor dem unheimlichen Schatten, der uns verfolgt, vor diesem schwarzen Ungethüm, aus Meer und Finsterniß emporgestiegen ...

So irrt unser Schiff über das Mittelländische Meer, an den griechischen Inseln vorbei, die, in Nacht und Sternenlicht getaucht, wie weltverloren daliegen. Die Götter sind aus ihrem Schlaf erwacht und haben sich mit ihren Sehern und Seherinnen ins Innere der Inseln zurückgezogen. Dort baden sie, von Menschenaugen nicht gesehen, ihre nackten Leiber in Weihrauchduft, der von kleinen weißen Altären aufsteigt. Und tanzen sammt ihren Sehern um die Altäre und sehnen sich nach den Menschen. Und die Menschen nach ihnen. Und sie können einander nicht finden: die Menschen und die Götter. Und ein leiser Sehnsuchtsang der Götter, vom Winde beflügelt, zieht über das Meer, bis an alle seine Küsten, zu allen Schiffen, die es befahren, zu allen Menschen auf den Schiffen, und trägt überall die Sehnsucht hin. Bis zu den Sternen hinauf, von denen sie auf Nacht und Welt zurückstrahlt.

Wie ein stilles Gebet gleitet unser Schiff an den griechischen Inseln vorbei, weicht ihrem Weihrauch und Sehnsuchtsange aus, bahnt sich wie ein schwarzbeflügelter Vogel den Weg durch die leichten, sehnsuchterfüllten, liederbehauchten Wellen. Sein Ziel: eine ferne Küste, ein fernes Land. Sein Sehnen ist Gott; ihn zu suchen und zu finden.

Ein Sehnen, ein Suchen! Und doch zwei verschiedene Menschen auf dem Schiff: der Jude und der Russe!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Das Meer lag in tiefem, geheimnißvollem Schlaf. Wie ein schwarzes, schreckliches Unthier lag es da, das von irgendwo gekommen ist und über die weite Unendlichkeit sich hingelagert, mit seinem riesigen Leib sie bedeckt, mit seinen schwarzen, triefenden Flossen sie beschattet hat. Jeden Augenblick mußte es sich aufrichten und Alles von sich abschütteln. Aber es schlief noch, das Thier, das Meer. Nur von Zeit zu Zeit zitterte ein Lichtstrahl über seine schimmernden Flossen dahin oder bohrte ihm vom Himmel her ein Stern sein Licht ins dunkle Fell ... Und aus der Weite klang das schwere, ernste Rauschen der Wellen, als athmete das Thier so schwer; klang so schrecklich, so grausig räthselhaft.

Aber unser Schiff fuhr ruhig und sicher, wie auf Gottes Hilfe vertrauend, seine Straße zwischen den tiefbestirnten Himmeln und den dunklen Wassern. Wie ein stiller, geheimnißvoller Bote, der von einem Ende der Welt nach dem anderen zieht, um eine unbekannte Botschaft auszurichten. Streckte seinen langen Hals vor, den Weg durch die Unendlichkeit suchend. Niemand auf dem Schiff schlief in dieser Nacht. Es war die letzte, ehe wir im syrischen Hafen vor Anker gingen. Hin- und hergehend die Einen, mit ihrer Sehnsucht zurückgezogen die

Anderen, erwarteten wir den Augenblick, da die Morgensonne hinter dem Libanon hervorkommen mußte. Eine gewaltige Sehnsucht, die Küsten des Heiligen Landes zu sehen, hatte uns Alle erfaßt.

In einer Ecke sitzen die alten Juden, die nach dem Lande Israels fahren, um dem Oelberg einverleibt zu werden, der dem Tempelberg gegenüber steht. Beim Scheine kleiner Lichter lesen sie Psalmen. Und die alten Frauen stehen ein Wenig abseits. Sind nicht gewürdigt, am Chor Antheil zu nehmen. Reiben die Hände an der vom Meerwasser feuchten Brüstung des Schiffes und lesen und sagen vor sich hin, was sie können: die Eine liest die Tchino,*) die Zweite erinnert sich an einige Sätze aus den Gebeten, eine Dritte sagt Segenssprüche ohne Wahl her ... Eine ist da, eine ganz kleine, ganz alte, ganz unwissende Frau, die weiß gar nichts zu sagen; bewegt nur die alten zahnlosen Kiefer, murmelt ein über das andere Mal: „Die heiligen Erzväter", „die heiligen Erzmütter", „die Mutter Rahel", „die Mutter Rahel"; und blickt mit Ernst und Ehrerbietung auf die Psalmen lesenden Männer ... In einer zweiten Ecke hat der alte Pope alle Bauern und Bäuerinnen um sich versammelt, die zum Heiligen Grabe pilgern. Sie singen Kirchenlieder. Und der Wind trägt die Töne hinüber zu den Juden, die Psalmen sagen. Und die Gebete vereinigen sich und schwimmen zusammen dahin über die dunkle Meeresfläche ... Auf dem Deck stehen junge Männer und junge Mädchen. Die jungen Männer kommen von Plonsk, einem polnischen Städtchen, fahren, die Herzen voll Hoffnung und Liebe, um in den Kolonien den Boden des Landes Israels zu bebauen, singen schon hebräische Lieder. Die zarten Mädchenstimmen klingen mit... Auf dem Oberdeck spazirt der „Gelehrte" umher (der nicht das erste Mal nach Palästina fährt) und sieht auf uns Alle wie auf liebe Kinder: „Freuen sich des Landes Israels, die lieben Kleinen". Kommt aber schließlich auch heran, drückt sich in einen Winkel (auf daß man ihn nicht bemerke) und hört dem Gesange zu... Aus dem Zelt, das der Pascha von Damaskus auf dem Oberdeck für seinen Harem hat aufstellen lassen, grüßt ein Lichtschein ... Der Kapitän wacht auf seinem Posten, lenkt das Schiff und der hohe schwarze Mastbaum wirft seinen riesigen Schatten über das dunkle Meer ... Und ich und wir Alle fühlen uns wie Kinder, die irgendwo in die Fremde verschlagen, in der Fremde gefangen waren und nun nach vielen, vielen Jahren zur Mutter in die Stube treten ... Aber ich kenne meine Mutter noch nicht.

So warten wir Alle, Jeder nach Stamm und Glauben in einer anderen Ecke, auf die Sonne, die für uns das erste Mal die Küste unseres Heimathlandes bestrahlen wird.

Schon sieht man, wie der Tag hinter einem dunklen Riesen, der furchtbar und mächtig seinen Schatten ins Meer wirft, heranbleicht. Und je bleicher es wird, desto klarer treten die scharfen Umrisse des ge-

---

*) Erbauungbuch für Frauen.

waltigen Gebirges hervor. Schon beleuchtet der Tag graue, in der Luft hängende Schneeberge. Schon badet er in Schnee. Und ich weiß nicht, aus wessen Brust zuerst der Ruf kommt: Der Libanon!

Und Alles, Groß und Klein, Jude und Christ, stürzt an die Brüstung des Schiffes. Einige heben die Hände, Einige senken still die Köpfe. Die Christen bekreuzen sich. Alle schweigen: Der Libanon!

Die Sonne badet in seinem Schnee, ehe sie hinausgeht, die Welt zu bescheinen. Badet und heiligt sich. Und Schneelicht und Sonnenlicht schlagen in eine helle Flamme zusammen, die Alles ringsum mit Gluth übergießt. Wolken jagen über den Himmel, eine nach der anderen, kommen an die Spitze des Berges heran, gleiten an ihm hinab, bleiben auf ihm liegen wie Himmelsscherben. Und die Sonne schmilzt Wolken und Schnee zusammen und sie stürzen mit einander als leuchtender Schneestrom, Schneewellen im Sonnenglanze, im Strahlentanze den Berg hinab ins weite, lichte Meer.

Frei und licht ruht die See zu den Füßen des Berges. Fort ist das schwarze Thier, das die ganze Nacht auf ihr lag. Sie ist frei von den schwarzen Flossen. Freie Sonne und freie Luft lachen über meinem heimathlichen Meer. Und wir stehen auf dem Oberdeck und sehen zu Dir hinüber, o Libanon...

Sei gegrüßt, Sonne über meiner Heimath! Sei gegrüßt und gesegnet, o Heimath! Wie bin ich stolz auf Dich, ich, Dein irrendes, unruhiges Kind, auf Dich, Du Libanon!... Meinen Adel suchen, kam ich zu Dir, meinen Stamm finden. Meinen Ursprung. Mein Ich!

Du Heimathfleck, auf dem meine Eltern lustwandelten, als sie Bräutigam und Braut waren! Du hörtest die Lieder meiner Mutter, die sie sang, als sie froh des Segens war, den ihr Leib barg. Komm, Berg, und stelle mir Dein Zeugniß aus! In Deinen Spalten ruhen doch noch die Schwüre meiner Eltern aus der Zeit ihres jungen Schöpfungsglückes. Du hörtest sie, Du hörtest ihre Freudenrufe! Warum schweigst Du?

Als ein Einsamer komm' ich zu Dir, verschlagen aus einem fremden Heimathland, das mir zur Mutter wurde, an deren Brust ich meinen Kopf lehnte, der ich Alles, Alles anvertraute. Aus meinem fremden Heimathland komme ich zu Dir, um Dein Zeugniß komme ich zu Dir. Warum schweigst Du, o Berg? Wen sucht Dein stolzer Blick? Erkennst Du mich denn nicht? Ich bin ja ein Sproß jenes Paares, das unter Deinen Cedern ruhte. Du bist ja ihr Zeuge. Sieh, ich beuge mein Haupt vor Dir. Ich wasche meinen Leib, auf daß er Deinen Staub berühren darf. Erzähle, o Berg! Lege Dein Zeugniß ab für mich!

Hinter mir steht eine alte Frau, eine von den Frauen, die nachts ihre Sprüche sagten. Dem Lande Israels zu Ehren hat sie die neue Sabbathaube mit den weißen Spitzen und den Sammetbändern umgebunden. Mit der Brille auf der Nase und einem dickleibigen Gebet-

buch in der Hand: so steht sie hinter mir. Und fragt: „Seid so gut! Das ist er also, der Berg aus der Bibel?“

„Ja, Das ist er, Mütterchen, der Berg aus der Bibel, der Libanon …“

„O, Du Berg Libanon, aus der Bibel! Bitt' für uns, bitt' für Deine Magd Jente, Tochter Leas, für ihre Kinder, die sie daheim zurückgelassen hat, und für ganz Israel! Amen! Sselah!“

Ja, bitt' für uns, Du Berg Libanon! Denn groß, groß ist Dein Ansehen vor Gott …

Und die alten Männer, zu Ehren des Libanon in ihren Sabbat-Kaftanen, haben den Tallis*) umgelegt, die Tfillin**) umgeschnürt; und angesichts des Berges, in Land Israels Luft, sprechen sie das Morgengebet.

Die jungen Leute, die Plonsker, einige Zionisten, Handwerker, legen sich ihre Sachen zurecht. Sie landen in Beirut, der größten syrischen Handelsstadt. Von dort wollen sie nach den galiläischen Kolonien.

„Und Ihr wollt nicht vorher Jerusalem sehen, die Tempelmauer, das Grab der Mutter Rahel?“ Verwundert fragen es die Alten.

„Wir kommen ja nicht nach Palästina, um da zu sterben. Darum brauchen wir uns auch nicht nach Jerusalem zu schleppen, um Gräber zu besuchen. Wir kommen, um hier zu leben, in den Kolonien zu arbeiten“: ist die stolze Antwort der Jungen.

„Ei, ei,“ die Alten wundern sich weiter, „ein neues Land Israels, das!“

Die Landungboote kommen herangefahren. Der Hafen ist offen.

„Wenn Ihr in Jerusalem seid, grüßt mir dort den Bezalel, nicht den alten Grabstein, die Westmauer“,***) ruft noch ein junger Mann herüber, den Koffer auf den Schultern.

„Wen?“

„Den Bezalel, das Volkshaus, die Kindergärten,“ … ruft er, bereits weit entfernt, zurück.

„Wen, sagt er? Wen?“ fragt der Alte herum.

„Ach, laß … Sind Zionisten“, ruft ihm ein Zweiter zu.

In einer Ecke hat der Pope seine Bauern versammelt. Auch sie sind zu Ehren des Libanon sonntäglich herausgeputzt. Die Stiefel gefettet. Die rothen Bauernhemden gewechselt. In den zerknüllten Feströcken, die sie aus ihren Bündeln hervorgeholt haben. Der Geistliche zeigt auf den Libanon. Sie beugen demüthig die Köpfe und bekreuzen sich.

So begrüßte unser Schiff den ersehnten Strand.

Schalom Asch.

---

*) Gebetmantel. **) Gebetriemen.

***) Ein Mauerrest des alten Tempels von Jerusalem.

Verse.

Der Auserwählte.

Einen großen Weg
Haben Dir die Propheten geschrieben.
Einen großen Weg
Bist Du gegangen,
Lautlos in Deiner Einsamkeit,
Stolz und scheu.
Aber zwischen den Felsen,
Wenn Keiner Dich sah,
Wenn die Büsche mit schwerem Duft
Tausend Blüthen über Dich regneten,
Hast Du so oft,
Auf den herrlichen Weg gebeugt,
Bitter geweint.

Auf Porzellan.

Auf Stöckeln, rosenroth beschuht
Und im geblümten Röckchen,
Zwei Seidenschleifen auf dem Hut
Und drunter viele Löckchen,
Den Knickeschirm in feiner Hand,
Bijou, den Mops, am rosa Band,
So geht sie ohne Wege
Durch Blumen und Gehege.

Den Dreispitz überm Mozartzopf,
Jabot, gestickte Weste,
Die linke Hand am Degenknopf
Mit mädchenhafter Geste,
Schmal oben, unten breit der Frack,
Die Schnallenschuhe schwarzer Lack,
So geht er ihr entgegen,
Charmant — und sehr verlegen . . .

München. Eva Bernstein.

Selbstanzeigen.

Louis Gurlitt (ein Künstlerleben im neunzehnten Jahrhundert), dargestellt von seinem Sohn Ludwig Gurlitt. Mit 50 Abbildungen und einem Faksimile. Julius Bard in Berlin. Preis 20 M.

Am achten März 1912 waren hundert Jahre vergangen, seit mein Vater, der Landschaftmaler Louis Gurlitt, ins Leben trat; vor fünfzehn Jahren hat er uns verlassen. Mir wars eine höchst reizvolle Aufgabe, seinem Lebenswege von der Wiege bis zur Bahre nachzugehen, wie der Wanderer einen Fluß von seiner Quelle bis zur Mündung verfolgt, und an diesem Einzelleben die Entwickelung Deutschlands im vorigen Jahrhundert von seiner tiefsten Erniedrigung bis zur Höhe seiner Macht, zugleich auch die Entwickelung der deutschen Kunst während dieser höchst bedeutsamen Epoche Schritt vor Schritt zu begleiten. Als mein Vater geboren wurde, herrschten in Hamburg französische Truppen. Die Brandkugeln, die Davout über Altona sandte, waren eine Belustigung des kleinen Knaben. Er trat ein in die engsten Verhältnisse einer kleinbürgerlichen Familie, die bei stets wachsender Kinderzahl (der Großvater hatte von zwei Frauen achtzehn Kinder) sich doch einen hochstrebenden Sinn und einen frohen Lebensmuth bewahrte. Aus der engen Backsteinbehausung in der Kleinen Mühlenstraße sind drei bedeutende Männer herangewachsen, mein Vater und seine Brüder Cornelius (Musiker in Altona) und Emanuel (Bürgermeister in Husum). Beide sind tot. Lohnend schien mir, zu untersuchen, aus welchen Wurzeln so gesunde Kraft entsproß. Der Anblick eines Aufstieges hat stets etwas Erfreuliches. So auch hier: armer Anstreicher, dann Akademieschüler in Kopenhagen, Mitglied der Akademie, willkommener Gast des dänischen Königshauses, Ritter des Dannebrogk. Dann zu sehen, wie seine leidenschaftlich geliebte Kunst aus der engen nordischen Heimath immer weitere Kreise zog und die Reize der Natur aus Dänemark, Norwegen, Schweden, Oberbayern, Tirol, Italien und immer wieder Italien, Ungarn, Dalmatien, Griechenland, Portugal und Spanien in zahllosen, unendlich sorgsam durchgeführten Studien in Blei und Oel einfing. Neben dem Kampf um das ihm stets vorschwebende und ihn immer wieder entzückende Ideal seiner Kunst hatte er den nicht minder schweren Kampf mit dem allgemein menschlichen Schicksal und gegen die Noth seines Vaterlandes zu bestehen. Er mußte zwei schöne, geliebte Frauen nach kurzer Ehe begraben, mußte in Zeiten politischer Wirren für seine Familie mit Nahrungsorgen kämpfen und oft drohte ihm sein zu schwer beladener Lebenswagen im Wogenschwall des Lebens zu versinken. Aber er harrte mit zäher Kraft aus und gab durch seine strenge, selbstlose Lebensführung den nachlebenden Geschlechtern Vorbild, Ziel und Richtung. Ich hoffe aber, daß dieses innerlich und äußerlich reiche Leben, das ich, ohne viel Eigenes hinzuzufügen, in seiner schlichten Größe hinstellen konnte, mehr bedeutet als ein Familiendokument. Das Leben brachte meinen Vater in Beziehung zu

fast allen großen Malern seiner Zeit und so konnten von mir allerlei Notizen gebracht werden über die Dänen Eckersberg, Marstrand, Land, über die Deutschen Morgenstern, Dahl, Schwind, Kaulbach, die Brüder Achenbach und viele Andere. Das große Erlebniß aber war ihm seine Freundschaft mit Hebbel. Auch Ibsen stand ihm nah. Als ich ihm einen Grabspruch ersinnen mußte, gab ich ihm die kurze Fassung:

„Ein Reicher an Gottes Gunst,
Ein Meister in seiner Kunst,
Im Schaffen ernst und wahr,
Im Leben schlicht und klar."

Zu diesem Motiv giebt jetzt meine Biographie den musikalischen Text.

Steglitz. Professor Dr. Ludwig Gurlitt.

Die newyorker Fondsbörse (Stock Exchange). Ihre Geschichte, Verfassung und wirthschaftliche Bedeutung. Fischer in Jena.

In keinem Lande ist das Mißverhältniß zwischen Kapitalbildung und Kapitalbedarf so groß wie in den Vereinigten Staaten; in keinem Lande hat daher die Effektenbörse als kapitalistische Kraftquelle solche Bedeutung für das gesammte Wirthschaftleben. Die newyorker Fondsbörse zieht Kapitalien aus allen Ländern, besonders aus England und Frankreich, aber auch aus Holland und Deutschland als Kaufpreis heimischer Effekten heran, sammelt die inländischen immer von Neuem und verbreitet sie durch tausend Kanäle im Land. Sie allein hat die riesenhafte industrielle Expansion der letzten drei Jahrzehnte in der Union ermöglicht, in denen das in der Industrie angelegte Kapital von 11550 auf 77700 Millionen Mark stieg. Das ist eine Zunahme von 600 Prozent. Sie ist deshalb der Mittelpunkt alles ökonomischen Geschehens und nicht nur die Thatsache, daß heute ungefähr ein Drittel des auf 520000 Millionen Mark geschätzten Nationalvermögens der Vereinigten Staaten Effektenform hat, berechtigt uns, von der wachsenden Verbörsianisirung ihrer Volkswirthschaft zu sprechen. Allein in der ersten Hälfte des Jahres 1912 sind in der Union Effekten im Nominalbetrag von 9160 Millionen Mark (bei uns in der selben Zeit 1746 Millionen Mark) emittirt worden. Davon wurden 265 Millionen Mark in Paris, 407 in London untergebracht; schon diese Ziffern zeigen die national- und weltwirthschaftliche Bedeutung der newyorker Stock Exchange. Der Gesammtbetrag der in den Händen europäischer Kapitalisten befindlichen amerikanischen Effekten ist freilich schwer zu schätzen, da der nicht Anlagezwecken dienende Theil im spekulativen Interesse oder auf dem Weg der internationalen Effektenarbitrage zwischen den großen europäischen Fondsbörsen und der newyorker Stock Exchange hin und her geschoben wird. Die Effektenschuld der Union an Europa wurde von Sachverständigen 1890 auf 2500 Millionen, 1897 auf 3000 Millionen, Anfang 1901 auf 2000 Millionen, Anfang 1911 auf 3500 Millionen Dollar beziffert.

Washington. Dr. jur. et phil. Kurt Freiherr von Reibnitz.

Woody.

Der neue Präsident der Vereinigten Staaten hat den Spitznamen Woody. Das klingt so volksthümlich wie Teddy. Und Woodrow Wilson, früher Gouverneur des Staates New Jersey, Professor der Geschichte und Rektor der Princeton-Universität, ist kein weltfremder Theoretiker; er hat ein Standardwerk über den Staat geschrieben und ein Gesetz gegen die Kinderarbeit eingebracht. Der neue Präsident ist ein Virginier und seit Buchanan (1857) der erste Südstaatler, der ins Weiße Haus kommt. Daß sein bartloses, energisches Gesicht dem Josephs Chamberlain ähnelt, darf als interessantes Spiel des Zufalls verzeichnet werden. Wilson ist der Mann der Demokratischen Partei, die nach Cleveland keinen Präsidenten mehr gestellt hat, trotzdem William Jennings Bryan es an Werbermühe nicht fehlen ließ. Doch seit Roosevelt das Kriegsbeil gegen Taft erhob, war das Schicksal der Republikaner besiegelt. Und der Geburtstag des Elchbullen (bullmoose) tötete den letzten Zweifel an dem nahen Glück der Demokraten.

Die denken über das Schutzzollsystem anders als die Republikaner. Wird es fallen? Die Tarife, die nach Dingley, McKinley, Payne-Aldrich genannt sind, haben die Union groß gemacht. Wird Wilson sie einfach aufheben? Als 1892 der Republikaner Harrison durch Cleveland abgelöst wurde, gab die Nation ihrem Unwillen gegen den Schutzzoll Ausdruck. Ein anderer Wilson, der auch der demokratischen Partei entstammte, war der Vater des ersten Tarifreformgesetzes. Diese Bill trat während Clevelands Regirung in Kraft, freilich nicht in dem Umfang des ersten Entwurfes. Die Zahl der auf die Freiliste zu setzenden Rohmaterialien und Gebrauchsartikel wurde so verringert, daß schließlich der Schutzzoll die Majorität behielt. Und seine Geltung umfaßt bald ein halbes Jahrhundert. Was die Vereinigten Staaten in dieser Zeit geleistet haben, lehren die Ziffern, die das Censusbureau in Washington alle zehn Jahre veröffentlicht. Der Gesammtwerth der industriellen Produktion ist von 1,88 Milliarden Dollars (1860) auf 20,67 Milliarden (1910) angewachsen und das in der Industrie angelegte Kapital stieg von einer Milliarde auf 18½ Milliarden. Nun soll die höchste Schicht der Zollmauer abgetragen werden, damit Amerika nicht länger von den Monopolen abhängig sei. Aber die Union wird sich nicht zum Freiplatz für den europäischen Wettbewerb hergeben, selbst wenn sie damit einen größeren Absatz für ihre eigenen Produkte erreichen könnte. Der Erfolg des amerikanischen Außenhandels beruht zum großen Theil ja auf dem Besitz natürlicher Monopole (Baumwolle, Petroleum, Kupfer). An dieser Ueberlegenheit ändert das handelspolitische System nichts. Die Ermäßigung der Tarifsätze wird nur von den Vortheilen bedingt sein, die sie den amerikanischen Konsumenten bringt. In diesem Sinn war die Verminderung der Wollzölle aufzufassen, die in einer Sondertagung des Kongresses beschlossen, von Taft aber nicht genehmigt wurde. Wer etwa glaubt, Wilson werde die

Vereinigten Staaten zum Freihandel führen, wird sich bald enttäuscht sehen. Die Demokraten sind nicht schroffe Gegner des Zolles: sie unterscheiden nur zwischen Schutz- und Finanzzoll. Die Einnahmen des Bundes dürfen durch eine Verkürzung des Zollertrages nicht geschmälert werden. Das heißt: Zölle sind nöthig, so weit sie die Bundeskasse braucht. Die nothwendigen Gebrauchsartikel sollen frei sein, damit das Volk sein Hausbudget erleichtern kann. Wilson hat in seinen Programmreden erklärt, die Zolleinnahmen dürften nicht unter 300 Millionen Dollars im Jahr sinken. Die Underwoodbill, die Taft ablehnte, wollte die Zölle auf Textil- und Eisenwaaren, Maschinen, Droguen und Chemikalien um die Hälfte kürzen. Wird Wilson mehr thun?

Er hat erklärt, sein Grundsatz sei „not to disturb business“. Das Geschäftsleben soll nicht gestört werden. Ueber allen Programmen steht die Sorge für das Gedeihen der Wirthschaft. Soll diese vernünftige Weltanschauung im Kampf gegen die Trusts nicht gelten? Wilson ist ein Gegner von Tammany; er bekämpft die Korruption auf der ganzen Linie und sieht in den Trusts vor Allem die Quellen der Sittenverderbniß. Das Kapitel „Trusts und Politik“ gehört nicht zu den Heldenbüchern der amerikanischen Nation. Der neue Präsident will, daß dieses Kapitel geschlossen werde; er wünscht keine Fortsetzung. Er will nicht, daß Einzelne dem Lande die Preise vorschreiben und daß der Reichthum politischen Einfluß sichere. Ob eine Säuberung des Trustbezirkes mit dem Shermanbesen möglich ist, darf bezweifelt werden. Das Gesetz gegen unerlaubte Monopole war ein Messer ohne Heft und Klinge. Man behalf sich mit richterlicher Interpretation und erlangte so die bekannten Todesurtheile gegen die Standard Oil und den Tabaktrust. Aber sind diese Korporationen wirklich tot? Der Oeltrust ist so mächtig wie je und beherrscht die Oeffentliche Meinung. Beweis: die amerikanischen Stimmen über den Plan eines deutschen Petroleummonopols. Es ist gekommen, wie ichs hier voraussagte: die Feindschaft gegen die Trusts und die Verurtheilung der Standard Oil sind übertönt von der Wuth darüber, daß die deutsche Regirung wagt, gegen die Alleinherrschaft eines amerikanischen Produkts vorzugehen. Eine offizielle Meldung aus Washington sagte, die Unpopularität der Standard-Oil sei kein Grund für die Regirung, die Interessen des Oeltrusts nicht wirksam zu schützen. Und die amerikanische Presse fordert, das deutsche Petroleummonopol solle als eine Verletzung der „Vertragsrechte“ angesehen und geahndet werden. Welcher „Vertrag“ verletzt sein soll, bleibt im Dunkel; einen Handelsvertrag der Union mit dem Deutschen Reich giebt es ja nicht. Die Beziehungen wurden durch Verfügungen des Bundesrathes hergestellt. Der wurde durch ein Gesetz vom Februar 1911 ermächtigt, den amerikanischen Produkten die in den Handelsverträgen geltenden Zollsätze „in angemessenem Umfang“ zu gewähren, und hat der Union die Meistbegünstigung bewilligt. Als Gegenleistung geben die Vereinigten Staaten ihren Minimaltarif. Die zornigen Yankees können also nur wünschen, ihre Regirung solle dem Deutschen Reich den Zollkrieg erklären. Wir sind nicht ängstlich.

Rockefeller und Morgan herrschen über eine Vermögenssumme von 40 Milliarden Dollars. Mehr als der dritte Theil des Nationalbesitzes wird von Denen kontrolirt, die Gegenstand der moralischen Läuterung sein sollen. Roosevelt mußte mit Morgan paktiren, als die Noth (1907) groß war. Taft setzte seinen schneidigen Generalanwalt Wickersham auf die Fährte der Trusts und zog sich bei der Steel Corporation eine Schlappe zu. Man sagt, daß Wilson einen noch schärferen Großinquisitor mitbringt und nicht die Form der wirthschaftlichen Unternehmung, sondern Den, der sich ihrer, zum Schaden der Konsumenten, bedient, packen will. Vielleicht schafft er ein Aufsichtamt für Aktiengesellschaften, nach dem Muster der Interstate Commerce Commission; oder er versucht es mit einem Aktiengesetz nach deutschem Vorbild. Man darf nicht vergessen, daß die amerikanische Wirthschaft seit 1907 keine Hochkonjunktur hatte. Zuerst mußte die Krisis verschmerzt werden; und als man damit fertig war, fing Taft mit den Trusts und den Eisenbahnen an. Danach kamen die Vorbereitungen zur Präsidentenwahl. Ist denkbar, daß ein neuer Präsident als erste Amtshandlung ein Verbrechen gegen die endlich keimende Hochkonjunktur begeht?

Auch auf anderem Gebiet sind ja Reformen möglich. Die Centralbank steht noch immer auf dem Papier, obwohl ihre Einrichtung mindestens so wichtig wäre wie die Kürzung der hohen Zölle und die Bändigung der Trusts. Die Demokraten haben sich bisher für das alte System der 7300 Notenbanken erklärt; sie wollen die Vorrechte der einzelnen Staaten nicht zu Gunsten des Bundes beschneiden. Die von Senator Aldrich vorgeschlagene „National Reserve Association of the United States“ lebt nur in der Welt theoretischer Erwägungen und während des Wahlkampfes ist die Centralbank nicht mit einem Wort erwähnt worden. Man sieht daraus, wie unpopulär die Idee ist und wie sehr sich ein Präsidentschaftkandidat hütet, an eine Sache zu erinnern, die ihn unbeliebt machen könnte. Die Nationalbanken sind zu fest in der Geschichte der „Staaten“ verankert. Daß die Rockefeller und Morgan an der Dauer des alten Zustandes interessirt sind, weil er ihnen die souveraine Gewalt über den amerikanischen Geldmarkt giebt, wird von den Geldmachtfeinden nicht beachtet. Und dabei wird ein Ermittelungverfahren gegen den „Geldtrust“ geführt, das Waffen gegen die Monopolkönige liefern soll. Logik ist nicht die starke Seite der Gesetze beschließenden Yankees. Deutschland hätte von einer Beunruhigung der amerikanischen Wirthschaft nichts zu hoffen; die Ermäßigung der Zollsätze brächte nicht nur der deutschen, sondern jeder Einfuhr Vortheil. Und daß uns die amerikanischen Zollbehörden nicht gerade grün sind, lehrt manche Erfahrung. Erst neulich wurde, trotz dem Protest des Deutschen Botschafters, ein Zuschlagzoll auf deutsche Mühlenfabrikate eingeführt; auch der Differentialzoll auf Holzmasse und Holzpapier ist nicht erniedrigt worden. „Amerika den Amerikanern“: dabei bleibts, mag der Präsident William, Theodore oder Woodrow heißen. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 21. Dezember 1912.

Julfeuer.

Prinz Luitpold.

Luitpold von Bayern, der anderthalb Jahre nach der Verkündung der Karlsbader Beschlüsse, in Goethes rüstigen Sammlertagen, geboren wurde, ist unter dem dunklen Julmond des Türkenjahres gestorben. Sein Großvater, Herzog Maximilian von Pfalz-Zweibrücken, war Oberst in einem Franzosenregiment; seines Vaters Taufpathe Ludwig der Sechzehnte von Frankreich, der dem kleinen Ludwig die Gewißheit eines für Lebenszeit zu zahlenden Jahresgehaltes von zwölftausend Livres in die Wiege spendete, bald danach aber Krone und Kopf verlor; er selbst hat eine Division gegen Preußen geführt und ist im Hauptquartier des Preußenkönigs dann der Vertreter Bayerns gewesen, das dem Sieger von Königgraetz die Kaisermacht anbot. Luitpold sah die Lockerung, die Lösung des Deutschen Bundes und die Gründung des Deutschen Reiches; sah den Vater vom Thron stürzen und zwei Neffen in Irrsein gleiten; Revolutionen und Kriege, Verrückung der Hoheitrechte und der Menschenkraftgrenzen. Ruhig sah ers; in freundlich gelassenem Gleichmuth. Er hielt sich an die von allen Wirbeln der Zeitwandlung unbewegte Natur; lebte, als Jäger und Fischer, mit ihr und nahm die Uebergänge vom Oel zum Elektrizitätlicht, von der Postkutsche zum Motorwagen und Luftkahn als angenehmen Modenwechsel hin, der den Betrachter, den Genießer nicht aus bedächtiger Würde scheuchen dürfe. Wuchs und witterte, wie ein stattlicher Baum, der nicht, um hoch zu scheinen, den Wipfel zu recken braucht. Wohin denn? Er hätte sich im Schat-

ten stillen Prinzenlebens beschieden; und seit er 1886 Reichsverweser ward und Prinz-Regent hieß, trug der Bayernforst, der einzige, dem er sich verwurzelt fühlte, keinen höher ins Licht ragenden Stamm. Schlinggewächs hatte die Rinde umsponnen; taubes Vorurtheil Ludwigs Sohn in Verruf gebracht. Im Januar 1870 wurde sein Name zuerst laut genannt. Gressers Schulgesetz hatte die frommen Katholiken geärgert, die Wahl ihrer Fraktion die Mehrheit gebracht und das Ministerium Hohenlohe glich einem Leidenden, der nicht lange mehr leben könne. Doch der in Hohenschwangau schwärmende König wollte noch kein anderes Gesicht sehen als (wenn es durchaus sein mußte) Chlodwigs, schickte drum nur die verhaßten Minister für Kultus und Inneres weg und sprach in der Thronrede: „Ich weiß, daß manche Gemüther die Sorge erfüllt, die wohlberechtigte Selbständigkeit Bayerns sei bedroht. Diese Befürchtung ist unbegründet. Alle Verträge, die ich mit Preußen und dem Norddeutschen Bund geschlossen habe, sind dem Lande bekannt. So sehr ich die Wiederherstellung einer nationalen Verbindung der deutschen Staaten wünsche und hoffe, so werde ich doch nur in eine solche Gestaltung Deutschlands willigen, welche die Selbständigkeit Bayerns nicht gefährdet. Nur wenn die deutschen Stämme sich nicht selbst aufgeben, sichern sie die Möglichkeit einer gedeihlichen Entwickelung Gesammtdeuschlands auf dem Boden des Rechtes." Die Kammer der Reichsräthe antwortete in einer Adresse, die von dem „durch die Parteistellung des Ministeriums noch gesteigerten Mißtrauen des Volkes" sprach, das in der Wahl zum Ausdruck gekommen sei, und die Mahnung anfügte: „Ein wirkliches Vertrauen wird nur zurückkehren, wenn es Eurer Majestät gelingt, als Räthe der Krone Männer zu finden, die den entsprechenden Willen mit der Festigkeit des Handelns vereinen und in gleicher Weise das Vertrauen Eurer Majestät wie das des Landes besitzen." Dieser Adresse (deren Annahme der König weigerte) hatten die Prinzen Luitpold, Otto, Ludwig, Leopold, Adalbert zugestimmt. Seitdem galt Luitpold als ein „Ultramontaner", Preußenhasser, Feind der Reichsgründung. Robert von Mohl, Badens Vertreter in München, schrieb schon 1869: „Gegen den Fürsten von Hohenlohe haben sich die Prinzen verbunden, ihn zu stürzen. Der König von Würtemberg hat sich bei seinem Besuch hier besonders an den Prinzen

Luitpold angeschlossen, der als ein Verfechter des Anschlusses an Oesterreich gilt.“ Wär ers je? Während er im versailler Hauptquartier saß und auf die von Bayern zu der Verhandlung Bevollmächtigten zu wirken vermochte, schrieb Großherzog Peter von Oldenburg: „Bismarck sagte mir, mit dem Bayerischen Minister sei er persönlich einig geworden; er habe Bayern Post- und Telegraphenverwaltung, Selbständigkeit im Oberkommando der Armee und eine gewisse Freiheit in der Militärverwaltung zugestanden. Auch über den Kaisertitel sei er mit Bayern einig. Wichtig sei, daß Dies von den Fürsten und nicht vom Reichstag ausgehe. Ein Volkskaiser sei gefährlich. Der König werde sich jetzt nicht gegen die Annahme sträuben, sei aber konservativ. Ein alter Graf lasse sich nicht gern General nennen.“ Und am dritten Dezemberabend übergab Prinz Luitpold dem König Wilhelm den (vom Grafen Holnstein nach Versailles gebrachten) Brief, in dem Ludwig dem Preußen den Kaisertitel antrug. Dennoch blieb ihm der Ruf des rabenschwarz Klerikalen, der unwillig auf den Zuwachs preußischer Macht blicke. Bismarck hielt ihn für den Vater der Forderung, das deutsche Kaiserthum zwischen den Häusern Hohenzollern und Wittelsbach alterniren zu lassen. (In Baden-Baden sagte, 1886, der alte Kaiser zu Hohenlohe, er wisse jetzt, daß Luitpold, dessen „entgegenkommende Gesinnung“ er rühmte, damals nur im Auftrag des Königs gehandelt habe; Graf Berchem habe Ludwigs Brief selbst gelesen.) Die Mehrheit der Norddeutschen sah in dem Prinzen den Erzfeind. Chlodwig rieth dem Grafen Berchem, „sich ganz auf dem blau-weißen Standpunkt zu halten, schon wegen der Stellung zum Prinzen Luitpold“; und schrieb noch im Februar 1875, aus Paris, an den Reichskanzler: „Die Führer der ultramontanen Partei in Bayern sind, so viel ich zu wissen glaube, mehrfach der Frage nähergetreten, ob nicht im gegebenen Augenblick der König durch den Prinzen Luitpold oder Ludwig am Steuer des Staates zu ersetzen sein würde. Vielleicht hat man dabei an das Recht des Papstes gedacht, das ihm die Befugniß einräumt, Fürsten zu entsetzen. Die Zurückhaltung, die der König, trotzdem ihm manche Theile des ultramontanen Programmes zusagen mögen, bisher dieser Partei gegenüber beobachtet hat, könnte den Gedanken nahlegen, daß ihm diese Pläne bekannt geworden sind.“ Dem Regenten wurde lange zugetraut, daß er die Entthronung

des Neffen gewünscht und erlistet habe, der dem Volk der schöne, einsame, von Priestern und Schranzen bedrängte Idealist, der hehre Verächter des Hofgetriebes, der Förderer schaubarer Künste geblieben war. Luitpold wurde gehaßt und durfte sich nicht in alle Provinzen Bayerns wagen. Der Oheim Rheinbündler und Partikularist, der Neffe deutscher Patriot ohne Eigennutz: so war die Meinung. Und doch hatte Ludwig schon nach Königgraetz an Richard Wagner geschrieben: „Wenn wir unter Preußens Hegemonie zu stehen kommen, dann fort! Ein Schattenkönig ohne Macht will ich nicht sein.“ Gegen Preußen hatte ihn der Großohm Karl und die Bayerin Elisabeth, Franz Josephs Frau, gestimmt. Von dem Krieg gegen Frankreich, zu dem Pfordtens Wort ihn schon in Nikolsburg verpflichtet hatte, erhoffte er eine beträchtliche Gebietserweiterung und das Recht auf die Kaiserwürde, die, wenn das Alternat angenommen war, den Wittelsbachern, als der „vornehmsten Dynastie“, vor den Hohenzollern zufallen mußte. (Welche Mittel den von Zahnschmerz gepeinigten König schließlich bestimmten, den von Bismarck entworfenen, von Holnstein nach Hohenschwangau gebrachten Brief an Wilhelm abzuschreiben und zu unterzeichnen, wird kein deutsches Heldenbuch jemals künden. Am Meisten soll ihm der Nebensatz gefallen haben, der die Freude darüber aussprach, daß er den König von Preußen, der ihm bisher ein Nachbar gewesen sei, nun Landsmann nennen könne. Die Andeutung Ottokars Lorenz, die Prinzen des königlichen Hauses, Otto, Luitpold, Adalbert, seien gegen die preußische Reichsspitze gewesen, stützt kein tragfähiger Beweis.) Luitpold hat das Vorurtheil entkräftet. Lange zwar hatte er geglaubt, Oesterreich werde, nur Oesterreich könne die deutschen Stämme einen. Doch der alternde Herr hat sich schnell in den neuen Zustand geschickt. Der Sohn Ludwigs des Ersten, der Preußens Luise besang, ist kein Preußenfeind geworden; auch der Herrschaft des Klerus nicht hörig. Die Priester und die frömmsten Prinzessinnen waren nicht immer mit ihm zufrieden, und als er dem Grafen Podewils einen Nachfolger suchen mußte, fragte er den liberalen Herrn von Auer, der den Freiherrn Georg von Hertling empfahl. Grandseigneur und Großbauer; deutscher Fürst und kernbayerischer Oberförster; im äußeren Habitus manchmal, im abgetragenen Lodenrock, mit derben Bergschuhen und verschossenem Jägerhut, so ärmlich, daß münchener Witz ihn als den Wurzelsepp bespöttelte. Die Legende, die ihn beschränkt

hieß, hat gelogen. Er war nicht nur schlau wie ein mißtrauischer Bauer, sondern auch klug wie ein anständig gebildeter Herr aus dem augustischen Alter des Hauses Wittelsbach. Dem Vater im Grundzug des Wesens unähnlich; von schlichterer, freundlicherer Herzensart, doch ohne den Trieb zu politischer Wirkung ins Weite. Der Vater sehnte den Tag herbei, der Straßburg, seine Geburtstadt, wieder als einen Theil deutschen Besitzes sehen werde; der Sohn hat, als er den Tag erlebte, vielleicht nur, gut bajuvarisch, gedacht: „Alles geht seinen g'weisten Gang." Von Ludwigs Worten, deren Blinkfeuer oft mehr Gewicht vortäuschte, als in ihnen war, schien dem Sinn Luitpolds nur eins sich tief eingeprägt zu haben; dieses: „Ich will aus München eine Stadt machen, die Deutschland so zur Ehre gereichen soll, daß Keiner Deutschland kennt, wenn er nicht München gesehen hat." Was für München gethan werden konnte, that der Prinz-Regent gern; und freute sich, wenn ihm der Wille zu ernster Förderung der Wissenschaft und maecenatischer Kunstverstand nachgesagt wurde. Ein bescheidener Mann, der sich niemals in den Blickpunkt vordrängte, gern schwieg und seit Jahren wie ein uralter Vater geliebt wurde. Muß man ihn aber, dem auf manchem Gutshof, in manchem Waldhaus seelisch Ebenbürtige zu finden waren, auf dem Paradebett zum Heros schminken? Ihn ins Riesenmaß Eines recken, dessen letztes Lager die Landsmannschaft, in unendlichem Schmerz, schluchzend umknien soll? Unser öffentliches Leben erstickt in Unwahrhaftigkeit; Jubel und Jammer klingt zu schrill und jeder Gestus dünkt den kühlen Betrachter für eine Filmwirkung berechnet. In der Entwerthung aller auf den Meinungmarkt geschleppten Gefühle haben wirs herrlich weit gebracht. Aus welcher Brust kommt das Wort, das noch, in einer Schicksalsstunde, zu zünden vermag? Luitpold, der völlig vollendet starb, war ein rechtschaffener Herr. Kein Held und kein Schöpfer. Nicht von dem Schlag, der den letzten Kraftfunken freudig für die Lebensaufgabe versprüht. Seinem Folger bleibt viel zu thun; für Bayern und für das Reich.

Der Dreibund.

An Ludwig von Bayern schrieb Bismarck, als die Noth der Stunde einen Bund der Centralmächte heischte: „Ich würde es für eine wesentliche Garantie des europäischen Friedens und der Sicherheit Deutschlands halten, wenn das Deutsche Reich auf eine

solche Abmachung mit Oesterreich einginge, welche zum Zweck hätte, den Frieden mit Rußland nach wie vor sorgfältig zu pflegen, aber, wenn eine der beiden Mächte angegriffen würde, einander beizustehen. Das Deutsche Reich im Bunde mit Oesterreich würde der Anlehnung Englands nicht entbehren und bei der friedfertigen Politik der beiden großen Reichskörper den Frieden Europas mit zwei Millionen Streitern verbürgen. Unterbleibt jedes Abkommen der Art, so wird man es Oesterreich nicht verargen können, wenn es unter dem Druck russischer Drohungen und ohne Gewißheit über Deutschland schließlich entweder bei Frankreich oder bei Rußland selbst nähere Fühlung sucht. Träte dieser Fall ein, so wäre Deutschland, bei seinem Verhältniß zu Frankreich, der gänzlichen Isolirung auf dem Kontinent ausgesetzt." Die in Gastein und Wien vereinbarte Bundesgenossenschaft verpflichtet die beiden Kaiserreiche, gegen jeden russischen Angriff (nicht nur, wie Herr von Bethmann zu glauben scheint, gegen einen, der den Angegriffenen „in seiner Existenz bedroht") einander beizustehen. Um auch gegen französischen Angriff assekurirt zu sein, schloß Bismarck später der Vertrag mit Italien. Ohne Illusion über den Nothwerth solcher Papiere. Nach den alten Bundesverträgen, pflegte er zu sagen, wäre die Schlacht bei Königgraetz theoretisch unmöglich gewesen. Und in seinem Buch steht die Warnung: „Schon im vorigen Jahrhundert war es gefährlich, auf die zwingende Gewalt eines Bündnißtextes zu rechnen, wenn die Verhältnisse, unter denen er geschrieben war, sich geändert hatten; heutzutage aber ist es für eine große Regirung kaum möglich, die Kraft ihres Landes für ein anderes voll einzusetzen, wenn die Ueberzeugung des Volks es mißbilligt. Keine große Nation wird je zu bewegen sein, ihr Bestehen auf dem Altar der Vertragstreue zu opfern, wenn sie gezwungen ist, zwischen Beiden zu wählen. Die clausula rebus sic stantibus wird bei Staatsverträgen, die Leistungen bedingen, stillschweigend angenommen. Der Dreibund hat die Bedeutung einer strategischen Stellungnahme in der europäischen Politik nach Maßgabe ihrer Lage zur Zeit des Abschlusses; aber ein für jeden Wechsel haltbares, ewiges Fundament bildet er für alle Zukunft eben so wenig wie viele frühere Tripel- und Quadrupelallianςen der letzten Jahrhunderte und insbesondere die Heilige Allianςe und der Deutsche Bund." Deutlicher durfte der Stifter des Bundes nicht werden. Dem Reich Franz Josephs ist die Gefahr russi-

schen Angriffes heute nicht ferner als 1879: deshalb können wir noch sicher sein, daß sein Heer mit unserem marschiren würde, wenn der erste Vorstoß von Osten Deutschlands Nordflanke träfe. Wer aber traut den Italienern, die im Handelsfrieden mit Frankreich in Wohlstand gediehen sind, die blinde Dummheit zu, im Fall französischen Angriffes unsere Sache zu ihrer zu machen, dafür zu bluten und drei Mittelmeerküsten englischer Rache zu blößen?

Der Text des von Julius Andrassy und Heinrich Reuß unterzeichneten Vertrages ist bekannt; die von Deutschland und Oesterreich mit Italien geschlossenen Verträge sind niemals veröffentlicht worden. Wer ihren Wortlaut kennt, ist dennoch zum Schweigen gezwungen. Ungefähr aber wissen wir, wie die europäische Politik zur Zeit des Abschlusses aussah, und können „nach Maßgabe ihrer Lage" den Werth des Bündnisses schätzen. Als England Cypern besetzt hat, fragt, in den letzten Tagen des Berliner Kongresses, Salisbury den Grafen von Launay, weshalb Italien nicht eine Ausdehnung nach Tunis oder Tripolitanien vorbereite. Im Juni 1880 hört Italiens Botschafter in Paris aus Freycinets Munde die Andeutung, Frankreich werde Tunesien nehmen, den Italienern aber gern Tripolis gönnen. Noch im selben Jahr fragt, in Cairolis, des Ministerpräsidenten, Auftrag, Graf Maffei in Berlin, ob den Kanzler ein deutsch-italisches Bündniß möglich dünke. Bismarck antwortet, der Weg von Rom nach Berlin müsse in diesem Fall über Wien gehen; das mit Oesterreich einige Italien werde ihn zur Festigung des alten Freundschaftbundes bereit finden. Haymerle, der aus der römischen Botschaft zum Nachfolger Andrassys berufen worden ist, erklärt, Oesterreich könne nicht dulden, daß die Adria ein italienisches Binnenmeer werde, wolle selbst aber weder Albanien noch den Sandschak mit Saloniki und werde zustimmen, wenn Italien sich nach Nordafrika ausdehne oder seine Stellung im Mittelmeer durch die Besetzung der Insel Kreta stärke. Im Mai 1881 wird Tunesien französisch. Ein Jahr danach ist das von Frankreich enttäuschte Italien den Centralmächten verbündet. Noch bleibt das Verhältniß der Kräfte im Wesentlichen unverändert. Als Graf Robilant, der seit dem Herbst 1885 im Kabinet Depretis das internationale Geschäft führt, das Bündniß erneuen will, fordert er Zusätze, die Italiens Mittelmeermacht und Balkanhoffnung sichern. Solche Bürgschaft, denkt Bismarck, kann nur England leisten; entschließt sichs dazu, dann

ist es obendrein gehindert, der Französischen Republik zu helfen, deren nächster Premierminister oder Präsident vielleicht Boulanger heißt. Er besucht den Botschafter Sir Edward Malet und illuminirt ihm den Vortheil anglo-italischer Bundesgenossenschaft. Ein dem Britenstolz schmeichelndes Zugeständniß soll ihn vertraulich machen. Uns, sagt der Kanzler, kann Italiens Hilfe nur nützen, wenn es seine Truppen nicht über die stark befestigten Alpenpässe zu schicken braucht, sondern sie vom Schiff aus an die französische Küste zu werfen vermag. Das ist nur unter britischer Zustimmung möglich. Warum soll England den römischen Herren, die sich doch nie gegen irgendein Lebensinteresse Britaniens auflehnen könnten, solche Versicherungpolice weigern? Will die Regirung Ihrer Majestät gar nichts für die Erhaltung des von West mehr noch als von Ost gefährdeten Friedens thun, dann muß Deutschland sich eben mit anderen Mächten verständigen; wer den Russen an den Bosporus, den Franzosen auf die Citadelle von Kairo hülfe, dürfte viel von ihnen fordern. Achtzehn Tage danach sind die neuen Dreibundverträge unterzeichnet. Und noch im selben Jahr (1887) einigen Crispi, Kalnoky, Salisbury sich über ein Programm, das der Erbe Robilants, mit dem Wortpomp des Albanesensprößlings, die Akte eines Orientdreibundes nennt. In Friedrichsruh empfiehlt er, den Vertrag durch eine Militärkonvention zu ergänzen. In Turin sagt er: „Auf dem Festland sind wir den Centralmächten verbündet, auf dem Meer im Einverständniß mit England." Beide Voraussetzungen des Bündnisses, die franko-italische Feindschaft und das freundliche Verhältniß Englands zum Deutschen Reich, sind längst geschwunden. Italien kann nicht daran denken, durch neuen Handelskrieg gegen Frankreich seine Wirthschaft zu entkräften; da seine libyschen Kolonien von Malta, vom englischen Sudan und von Tunesien aus leicht angreifbar sind, ist es fester als je an die Großmächte des Westens gekettet. Mit Frankreich und England hat es Verträge, mit Rußland, mindestens seit den Tagen von Racconigi, ein Abkommen, dessen Umrisse allmählich sichtbar werden. Wer in Italien heute von Kriegsgefahr spricht, hat nur Oesterreich im Sinn; wie Totfeinde sind die in Welschtirol und an der Adria Benachbarten wider einander gerüstet. Rebus sic stantibus soll der Dreibund ein Fundament deutscher Wehrmöglichkeit sein? Keine italische Regirung würde ihn kündigen oder seine Verlängerung ablehnen. Keine würde, wenn wir in Händel mit Frankreich ge-

riethen, ihre Truppen, uns zu Hilfe, über die Alpen schicken. Und daß England ihnen den Seeweg nicht sperren würde, glauben höchstens die abgetakelten Gesandtschaftsekretäre, deren ruchloser Eifer jetzt ausposaunt, Britanien sei uns in gestern noch ungeahnter Zärtlichkeit zugethan. Auch ohne Sperre bliebe Italien im Fall deutsch-französischen Krieges still. Von der Republik wirds nicht mehr bedroht und Nizza ist verschmerzt. Was bieten wir ihm? Die Wartehalle, unter deren Dach es vor österreichischem Ueberfall sicher ist und die Stunde heranwachen kann, die ihm erlaubt, die Adria zu umarmen. Haltbaren Frieden könnten nicht wir, könnte heute nur England noch zwischen unseren Genossen stiften. Im zweitgrößten Bundesstaat des Deutschen Reiches regirt ein Mann, der noch 1896, aus frommer und drum ehrwürdiger Ueberzeugung, den Glaubensbrüdern zugerufen hat: „Großstädtischer Pöbel hat die Römer von ehedem verdrängt. Treubruch, Verschwörung, Verrath und eine beispiellose Kette von Verletzungen des Völkerrechtes bezeichnen den Ursprung des Königreiches Italien.“ Das soll, ohne selbst zuvor irgendwie gefährdet zu sein, für unsere Sache fechten? Die Herren Tittoni und Barrère sind pfiffig und wissen, was im Dunkel aufziehenden Gewitters eine klug mit moderner Technik schaltende Regiekunst zu leisten vermag.

Der Dreibund ist, lange vor dem Ablauf, erneut worden; ohne Aenderung des Vertragstextes: also ohne deutsche Mittelmeergarantie, doch mit den Nachtragsklauseln, an denen sich Holsteins Jägernase geärgert hatte. Die Ankündung sollte wie ein Blitz einschlagen. Europa roch das Kolophonium und bekümmerte sich nicht um den Lärm. Dieses Bündniß, hieß es draußen, ist so fest und umknotet so inniges Vertrauen, daß Berlin keine Sterbenssilbe erfuhr, als Italien mit Frankreich den Kolonialvertrag (Marokko-Tripolis) schloß, der es verpflichtete, in Algesiras stets mit dem Franzmann zu stimmen. Das schreckt keinen Feind mehr. Die Kündigung hätte gewirkt: als ein Zeichen des deutschen Entschlusses, alle Schleier endlich fallen zu lassen. Die unveränderte Fortdauer ist Briten, Franzosen, Russen, durchaus angenehm; weil sie den (von Frankreich während des libyschen Krieges ein Bischen gekränkten, doch mit den tiefsten Herzenswünschen der Triple-Entente zugehörigen) Italienern die Möglichkeit läßt, ins andere Lager hineinzuschauen. Und weil der wichtige Versuch, Oesterreich mit Haken und Speck zu ködern, ertraglos bleiben müßte,

wenn die glimmenden Funken alten Hasses schon, über dem Kanal von Otranto, zur Flammenbrunst aufgeschürt werden könnten. Aus Paris läuft die Löschmannschaft herbei und Iswolskij selbst hilft mit weisem Rath. Flink: eine Nothverständigung über Albanien. Das muß selbständig werden, autonom, neutral; muß den Albanesen gehören. Den Wienern bleibt im Drang keine Wahl. Vor ein paar Jahren noch wollten sie von der Selbständigkeit Albaniens nichts hören; witterten hinter dem Plan eine Römerintrigue und meinten, die Autonomie, die sich auf so niedriger Kulturstufe als unmöglich erweisen werde, solle den Italienern nach Durazzo und Valona helfen. Freiherr Leopold von Chlumecky schrieb 1906: „Die Fabel von der ‚Balkanschweiz‘ glaubt wohl Niemand ernstlich. In gleicher Weise ist aber auch das von Italien importirte Rezept ‚Albanien den Albanesen‘ nur mit allergrößter Vorsicht zu gebrauchen. San Giuliano, einer der besten Kenner Makedoniens und Albaniens, glaubt an eine mit englisch-französischer Hilfe durchzuführende Mission Italiens auf dem westlichen Balkan und ist einer der vielen Vicepräsidenten des londoner Balkankomitees, dessen Programm dahin geht, durch Englands, Frankreichs und Italiens Zusammenwirken über Oesterreichs Kopf hinweg die Autonomie Albaniens unter der Leitung eines europäischen Gouverneurs durchzuführen.“ Jetzt marschiren Serben und Griechen auf die Adria zu. Schnell ins alte Römerprogramm. Und stülpt sogleich dann den Dreibund drüber, der nicht mehr im Mindesten stinkt. Die Deutschen sind gute Menschen und ahnen nichts Arges ... Sind sie noch länger zu narren? Was fremde Spottsucht reizt, müßte uns ernst stimmen. Mag der Dreibund fortwähren: wer ihn uns als ein Palladion zeigt, ist getäuscht oder will täuschen. Daß ein vor dreißig Jahren, unter ganz anderen Verhältnissen und nur für diese Verhältnisse geschlossener Pakt heute noch Lebenskraft, Lebenswerth in sich haben könne, ist unwahrscheinlich. Der deutsch-italische Vertrag ist zur papiernen Hülse geworden (wie ein von der AEG mit Schuckert gegen Siemens geschlossener entkernt wäre, seit Siemens und Schuckert Sozien sind). Wir haben von Italien nichts zu erwarten; sein Heer würde, so lange Europas Status bleibt, wie er ist, nicht mit unserem gegen Frankreich marschiren. Solche Hilfe dem Deutschen Reich im Westen zu sichern, war des Bündnisses einziger Zweck.

Bluff.

Oesterreich ficht im Schatten. Und die selben Leute, denen Scham nicht wehrte, dem erneuten Dreibund Hymnen zu singen, schelten die Schwarzgelben: „Die vertrödeln nur Zeit und kommen nicht zum Entschluß; warum haben sie den Albanerhandel mit den Serben nicht längst ausgetragen?“ Weil sie, erstens, nicht wissen konnten, ob auf der Balkanhalbinsel Friede geschlossen, welche Provinzen dann die Türkei abtreten und welche Beutestücke Serbien einheimsen werde. Weil, zweitens, ein glaubhaftes Gerücht sagt, die vier Balkanstaaten seien verpflichtet, bis zum Friedensschluß in jedem Zwist einander Waffenhilfe zu leisten. Durch das Morawathal in Peters Land einzumarschiren und Belgrad zu besetzen, war leicht. Nur mußte der Eindringling darauf gefaßt sein, auch Bulgaren, Griechen und Montenegriner als Feinde vor sich zu sehen. Die zu solchem Kampf vielleicht keine Lust hatten, ihm aber nicht ausbiegen durften, bis der Krieg des Vierbundes beendet war. Vernunft gebot, zu warten und kein friedliches Mittel unversucht zu lassen. Oesterreich-Ungarn herbergt auf seinem Boden (neben drei Millionen Rumänen) fast so viele Serben, wie in den beiden Königreichen zusammen hausen; hat also Grund, vor dem Entschluß zu zaudern, der ihm diesen Stamm und dessen ganze Sippe verfeinden muß. Ob es vor dem Ausbruch des Krieges sein Recht auf die Adria vor Einspruch und Eingriff schützen konnte, ist heute kaum noch zu ermessen. Nur Herr von Bethmann (er sagts) wußte schon im Sommer, was kommen werde; und hat weder den Freund am Bosporus noch den Bundesgenossen an der Donau, nicht einmal die in Deutschlands Industrie und Finanz Gewaltigen gewarnt, sondern der Europäerbulle zugestimmt, die kündete, auch dem Sieger werde der einige Wille der Großmächte keinen Landzuwachs gewähren. Daran haben die Wiener wohl noch zuversichtlicher geglaubt als an den Sieg der Osmanen; und wenn Albanien türkisch blieb, brauchten sie den Zündstoff nicht anzurühren. Seitdem konnten sie nichts Rechtes thun. Die Monarchie, mit den dicken Slavensplittern im Leib, nicht der Fährniß des allgemeinen Bluffspieles aussetzen. Ferdinand fürchtet, von den treuen Bulgaren gemordet zu werden: nur deshalb erklärt er, nach viertägigem Zaudern, den Krieg und zwingt die Gefährten, mit ihm loszuschlagen. Die Türkei thut, als handle sichs nur um einen

gefahrlosen Strafzug gegen Rebellen, fleht dann um Friedensvermittlung und wird wieder keck, als Cholera und Hungertyphus, anatolische Regimenter und britische Drohungen den Eroberern die Straße nach Konstantinopel verriegeln. Was soll Oesterreich beginnen? Herr von Tschirschky meldet in der ofener Burg, das Deutsche Reich werde sich der Bündnißpflicht nicht entziehen. Den in der Wilhelmstraße Thronenden scheint aber die Erhaltung des Friedens wichtiger zu sein als die Wahrung deutscher Ansehensmacht. Fürchten sie, daß England die Entscheidungstunde heranwinken, aus Nord und Süd das Slaventhum, aus West die Franzosen auf die Centralmächte hetzen und, wenn alle Zufuhr von Nahrung und Rohstoffen aus Festlandsstaaten abgeschnitten ist, sich mit der Absperrung der deutschen Häfen begnügen werde? Als Wien grimmige Mienen zeigt, lächeln sie selig: „Bald wird Friede auf Erden!“ Betheuern, daß sie mit den Westmächten ganz, wirklich ganz einig seien. Die aber gebieten: „Keine Einzelverhandlung! Bringet das ganze Streitbündel vor Europens Richterstuhl!“

Inzwischen wird in drei Kaiserreichen und in einer Republik mit höchstem Kraftaufwand gerüstet. Papageno und Monostatos: Einer fürchtet sich vor dem Anderen. Bereitschaft ist Alles. Den Militärschneidern fehlts an Tuch für die Felduniformen; die Schuster sind so mit Arbeit überhäuft, daß sie neue Aufträge ablehnen müssen; der Fiskus schnappt der Industrie die Kohle weg; Offiziervereine heischen schleunige Schuldentilgung. Ueberall Albdruck. Das Geschäft stockt und das Geld wird unheimlich theuer. Kommt Krieg? Unsinn. Die von den vier Balkankönigen und vom Sultan Bevollmächtigten reisen nach London. Durch den ganzen Erdtheil. Nach London. Da werden zur selben Zeit auch die Botschafter der Großmächte tagen. Anderswo ginge es ja gewiß nicht. Vor der Kanalfahrt neigen Alle am Quai d'Orsay das Haupt und empfangen fromm aus dem beredten Mund des Herrn Poincaré den weihenden Segen. Konferenz? Nein: Vorbesprechung und réunion. Das Harmloseste von der Welt. Bei den Balkanmännern ist Sir Edward Grey Ehrenpräsident, bei den Botschaftern Alles in Allem. Und kann den neunzig Millionen Mohammedanern, über die Georg der Fünfte herrscht, kann Weißen und Gelben, Braunen und Schwarzen zurufen: „Gen England wendet das Auge! Von unserer Insel hofft und holt dieses Gewimmel den Schiedsspruch. Unsere Hauptstadt ist nicht das Cle-

aringhouse nur, ist auch der Höchste Gerichtshof der Erde.“ Ein hübscher Ertrag ersten Mühens. Britania hat Egypten, das saftigste Bruststück am Osmanenrumpf, verschlungen, Tunesien und Marokko, Tripolis und die Kyrenaika, als Entgelt geleisteter oder zu leistender Dienste, weggegeben, den Balkankrieg ermöglicht, dann begrenzt und will jetzt bestimmen, welchen Territorialbesitz der Sultan, als ein Khalif von Englands Gnaden, in Europa noch behalten soll. Türken und Slaven müßten Albion hassen. Türken und Slaven dienern vor ihm. Riesen hats heute auch nicht in seiner Reichsoffice. Aber furchtlose und behende Männer, in denen die beste Tradition aus helleren Tagen fortlebt. Sie können ansehnlichen Gewinn buchen. Wie nach jedem Krieg oder Völkerzwist der letzten Jahrzehnte. Slaven und Türken schmausen von ihrem Tisch; und die germanische Festlandsvormacht, der sie den Türkentrumpf aus der Hand schlugen, rühmt sich laut des intimen Vertrauens, das ihr seit gestern das Inselreich wieder schenkt.

Was müßte Michel sich unter die Weihtanne wünschen? Daß unter der Last westöstlicher Gäste der Themsediwan bricht, der Krieg wieder beginnt, die Bulgaren nach Konstantinopel, die Türken nach Asien ziehen. Daß zwischen Nord- und Südslaven ein Spalt entsteht, durch den germanische Kultur und Wirthschaft bis ins Aegaeische und ins Schwarze Meer sickern kann. Daß die Osmanen den Khalifat aus den Tatzen des Britenleun retten, aus ihrem ältesten Kraftborn sich zu neuer, islamischem Wesen erreichbarer, also ostwärts gewendeter Willensspannung stärken und, wenn sie in Nordafrika oder am Kaukasus, in Indien oder am Persergolf die Stimme heben, fortan nicht zu überhören sind. Daß Oesterreich die Gährungfrist zum Abschluß von Verträgen nützt, die mehr sind als würdig gilbendes Pergament. Daß dem Deutschen Reich Männer beschert werden, die, statt heute mit diesem, morgen mit jenem Freundschaftgelöbniß, wie mit Kinderwimpeln, herumzufuchteln, noch im Sturm zu wollen wagen und vom Grat vorbedachten Wollens nicht um eines Fingers Breite weichen; die das Volk zu wecken, nicht einzulullen trachten und an seiner Wehr, die auf dem festen Land siegen oder brechen wird, niemals, um Sparmeisterruhm zu erlisten, ängstlich knausern; und die sich schämen, aus einer Zeit, die Reichsgeschäfte höchsten Ertrages verheißt, mit der Kunde heimzukehren: „Wir hielten uns hinten und kein Haar ward uns gekrümmt.“

Goethes Verhältniß zu Spinoza.

In den Straßburger Ephemeriden spricht Goethe von Spinoza noch als von einem bösen Bruder, aber schon 1774 sagt er zu Lavater: Keiner habe sich über die Gottheit dem Heiland so ähnlich ausgedrückt wie Spinoza. In frühen Jahren bereits hatte er in sich „das Dasein und die Denkweise eines außerordentlichen Mannes aufgenommen, zwar nur unvollständig und wie auf den Raub, aber ich empfand davon doch schon bedeutende Wirkungen. Dieser Geist, der so entschieden auf mich wirkte und der auf meine ganze Denkweise so großen Einfluß haben sollte, war Spinoza. Nachdem ich mich nämlich in aller Welt um ein Bildungmittel meines wunderlichen Wesens vergebens umgesehen hatte, gerieth ich endlich an die Ethik dieses Mannes. Was ich mir aus dem Werk mag herausgelesen, was ich in das Werk mag hineingelesen haben, davon wüßte ich keine Rechenschaft zu geben; genug: ich fand hier eine Beruhigung meiner Leidenschaften, es schien sich mir eine große und freie Aussicht über die sinnliche und sittliche Welt aufzuthun." Dann, 1783, begann die intimere Beschäftigung mit Spinoza und damit das eben so leidenschaftliche wie klar bedachte Lebensverhältniß zu ihm. Ueberall in seinen Werken treffen wir von nun an Ausdruck höchster Besinnung, der unverkennbar zeigt, wie er mit Spinozas Gedanken die eigenen Gluthen genährt hat, ja, der ohne Spinozas Sätze und Ausdruck unverständlich bleibt; und so eng verbunden erscheint Goethe mit dem Manne Spinoza selber, daß er von Jacobis Angriff auf diesen Mann wie persönlich mit eigenem Schmerz betroffen sich fühlte und wie ein persönlich Betroffener, schwer Gereizter dagegen losbrach. Goethe nennt Spinoza seinen Heiligen, theissimum et christianissimum*); er will

*) Zum ersten Tag nach der Weihnacht, dem Geburtstage der Frau von Stein, schickt Herder an sie (mit der Goethe die Ethik las) ein Exemplar des damals noch ziemlich seltenen Werkes mit der folgenden Widmung:

Deinem und unserm Freund sollt heut den Heilgen Spinoza
als ein Freundesgeschenk bringen der Heilige Christ.
Doch wie kämen der Heilige Christ und Spinoza zusammen?
Welche vertrauliche Hand knüpfte die Beiden in Eins?
Schülerin des Spinoza und Schwester des Heiligen Christes,
Dein geweiheter Tag knüpfet am Besten das Band.
Reich ihm seinen Weisen, den Du gefällig ihm machtest,
und Spinoza sei Euch immer der Heilige Christ.

nach Spinozas Lehre seinem Geist die Ewigkeit verschaffen; er bezeichnet sich als seinen leidenschaftlichen Schüler, seinen entschiedensten Verehrer; er fühlt sich ihm sehr nah, obwohl Spinozas Geist viel tiefer und reiner sei als der seinige; er nennt ihn den Denker, dem er zumeist vertraut; er glaubt bei der Lecture, indem er in sich selbst schaute, die Welt niemals so deutlich erblickt zu haben. Spinoza ist ihm der Denker, den er niemals in Widerspruch mit sich selbst gefunden habe (Dies ganz gewiß mit Spitze gegen Kant, an dem er ja Einiges von Widersprüchen mit sich selbst, Mauserungen und Verleugnungen des Früheren erlebt hatte, eben so wie wohl gegen Kant seine Verschen gehen: Mein Kind, ich hab' es klug gemacht, ich habe nie über das Denken gedacht). Friedensluft weht ihm aus den Schriften Spinozas entgegen; er nimmt daher für seine Sinnes- und Handelnsweise sehr heilsame Einflüsse, schöpft daraus Muth, sein Leben der Betrachtung der Dinge zu widmen, sieht sich in seinen Naturstudien durch Spinoza gefördert (kommt auf ein ἓν καὶ πᾶν in der Botanik). Gott in der Natur, die Natur in Gott zu sehen: diese Vorstellungart mache den Grund seiner ganzen Existenz.

Alles in dieser Zusammenstellung ist streng wörtlich angeführt; ich habe Goethe über sein Verhältniß zu Spinoza selber reden lassen; er kann es am Besten. Ich habe ihn deshalb selber reden lassen, weil in jüngster Zeit von den lieben Philologen einige die Philologie besessen haben, Goethes Aussagen über sein Verhältniß zu Spinoza, besonders in seinen jüngeren Jahren (vor 1783), einfach Lügen zu strafen. Sie können sich ein solches Verhältniß ohne das genaue Studium Spinozas nicht denken; sie wissen nicht, daß von Spinoza als Persönlichkeit und von wenigen seiner Sätze ein ungeheurer sittlicher und praktischer Anstoß auszugehen vermag. Woher sollte Das auch den Philologen kommen, daß sie verstünden, welcher Art und auf welchen Wegen Spinoza auf Goethe wirkte und was zwei Solcher mit einander gemein haben? Die Philologen haben mit diesen Beiden nichts gemein. Drum sollten wir uns aber auch den Teufel nichts bekümmern um die Philologen, wenn Die sich trotzdem um Goethe und Spinoza bekümmern. In Dem, womit sie sich bekümmerten, liegt kein Anlaß, Goethes Worten den Glauben zu versagen, und ich wäre in der Lage, den Nichtphilologen noch von einem anderen Manne zu berichten, dem es ging genau wie Goethe: der früh bereits aus höchst unzulänglicher Kenntniß Spinozas einen stärksten und bestimmenden Einfluß erfuhr, wovon Zeugniß abzulegen er, in der Souverainetät der Jugend, um so weniger sich

gedrungen fühlte, als die Weise Spinozas, zu denken, mit der seinen übereinkam und ihm als die Selbstverständlichkeit erschien; was sie ja auch ist, nämlich die einzige Weise des wirklichen Denkens. Erst in späteren Jahren, als er härter und immer härter darauf gestoßen ward, wie das wirkliche Denken für die Allgemeinheit so gar nicht selbstverständlich ist, und als er, wie es den späteren Jahren zukommt, selber in den Kampf gegen das allgemeine Wesen eintrat: da erst bekannte er sich auch zu Spinoza, nachdem er einsehen gelernt hatte, wie ganz unvergleichlich und wie unentbehrlich die Waffen dieses stärksten Helden Spinoza sind. Wir wollen das edle Verhältniß unseres größten Dichters zum größten Denker unangetastet lassen, wodurch übrigens auch auf den Charakter unseres Dichters ein einzigartiges Licht geworfen wird. Seine sittliche Selbständigkeit, seine ganze Tiefe und Freiheit offenbart sich auf größte Weise in der Thatsache, daß er zu einem Manne sich fand, der damals noch der allerverrufenste war. Daß Goethe sich fand und in rückhaltlosem Bekenntniß stand zu solch Einem, über dessen Grab seit hundert Jahren der Fluch und das Schweigen gewaltet; der dalag „wie ein toter Hund“; um dessen Lehre willen man „das menschliche Geschlecht anpfuien wollte“, weil in ihm solch eine Lehre war hervorgebracht worden: Das zeigt uns, wie eisern Goethe gewesen da, wo es um den letzten Ernst auf dem Grunde des Charakters ging — ferreus est, si quis, quod sinit alter, amat.

Goethe hat bekannt, daß er sich Dessen, was ihn innerlich bewegte, durch Darstellung zu entledigen suchte; und sein ganzes poetisches Schaffen ist nichts Anderes gewesen als Selbstläuterung, Selbsterhebung: mit Schaffen solcher Art, aus solchem Grunde zum Gipfel empor, gestaltet man nicht nur ein Werk, sondern das eigene Leben künstlerisch und bringt es in die Ruhe. Wie ist Goethes Leben dadurch so wunderbar! Daß man an kein anderes noch denken kann als an das Leben Spinozas. Die anhaltende Selbstbefreiung und Erhebung seines Erlebens in das Ewige der Kunst erweist tiefer als alles Uebrige die Kongenialität Goethes mit dem Spinozismus und mit Spinoza; Goethe hat thatsächlich als Dichter so gelebt wie Spinoza als Denker, er hat praktisch als Spinozist gehandelt, völlig in der Weise von Spinozas erhabenem Bekenntniß und Rathschlag: „Wenn wir eine Gemüthsbewegung oder einen Affekt von dem Gedanken der äußerlichen Verursachung trennen und mit anderen Gedanken verbinden, so werden Liebe oder Haß gegen die äußerliche Verursachung und damit auch die Schwankungen des Gemüths, die aus diesen Affekten entspringen, vernichtet werden. Ein Affekt, der ein Leiden ist, hört auf, ein Leiden zu sein, sobald

wir eine klare und deutliche Idee von ihm bilden. Und es giebt keine Körpererregung und also auch keinen Affekt, wovon wir nicht einen klaren und deutlichen Begriff bilden könnten. Ein Jeder hat die Macht, sich und seine Affekte, wenn auch nicht absolut, so doch zum Theil klar und deutlich zu erkennen und folglich auch zu bewirken, daß er weniger von ihnen leide. Darauf hauptsächlich muß daher unser Bemühen gerichtet sein, daß wir jeden Affekt, so viel wie möglich, klar und deutlich erkennen, damit so der Verstand, von dem Affekt aus, zum Denken Dessen bestimmt werde, was er klar und deutlich erfaßt und worin er sich vollständig beruhigt, und so der Affekt selbst von dem Gedanken der äußerlichen Verursachung losgelöst und mit wahren Gedanken verbunden werde."

Tempelhof. Konstantin Brunner.*)

Ruhe.

Ein alter, angesehener Würdenträger, der das Leben sehr liebte, lag im Sterben. Das Sterben wurde ihm schwer: an Gott glaubte er nicht und der Zweck seines Todes war ihm unklar. So packte ihn denn wahnsinnige Angst und es war ein schrecklicher Anblick, wie er sich quälte. Der Mann hatte ein langes, reiches, interessantes Leben hinter sich, in dem weder Kopf noch Herz zu kurz gekommen waren; jetzt aber waren Beide müde und eben so der übrige, langsam erkaltende Körper. Die Augen sahen keine Schönheit mehr; das Reich der Töne blieb dem Ohr verschlossen und jede Freude war dem müden Herzen fremd. So lange er noch auf den Beinen war, hatte der Würderträger mit gewissem Behagen an den Tod gedacht: da würde er ausruhen, man würde ihn nicht mehr umschmeicheln und mit Eingaben überlaufen. Das wäre schön! Als er sich dann aber auf dem Totenbett wälzte, wurde ihm unerträglich weh zu Muth.

Hätte gar zu gern noch ein Wenig gelebt; wenigstens bis nächsten Montag; oder noch lieber bis Mittwoch. Den richtigen Tag, an dem er starb, erfuhr er doch nicht, obwohl die Woche nur sieben Tage hatte.

Eben an diesem unbekannten Tage kam zu dem Würdenträger der Teufel, ein ganz gewöhnlicher Teufel, wie es deren so viele giebt. Er betrat das Haus in Gestalt eines Popen, mit Weihrauchbecken und Lichtern; dem Sterbenden aber erschien er in seiner ganzen heiligen

*) Von innen heraus habe ich Spinozas Leben in der Schrift „Spinoza gegen Kant" (Karl Schnabel in Berlin) darzustellen versucht.

Wahrheit. Er errieth sofort, daß der Teufel nicht ohne Grund gekommen sei, und freute sich: wenn es Teufel gab, gab es auch keinen wirklichen Tod, sondern so Etwas wie Unsterblichkeit. Im schlimmsten Fall, wenn Unsterblichkeit nicht zu haben war, könnte man seine Seele zu vortheilhaften Bedingungen losschlagen und dieses Leben weiterführen; höchst einfach!

Der Teufel sah müde und abgespannt aus, begann lange keine Unterhaltung und blickte sauertöpfisch und verdrießlich drein, als sei er an einen verkehrten Ort gerathen. Das beunruhigte den Würdenträger und er bat schnell den Teufel, Platz zu nehmen. Aber selbst als Das geschehen war, behielt Jener den verdrießlichen Gesichtsausdruck bei und schwieg.

„Also von dieser Art sind die Burschen", dachte der Würdenträger mit einem verstohlenen Blick auf das mehr als sonderbare Gesicht des Gastes. „Hübsch ist er gerade nicht; gilt wahrscheinlich auch im Jenseits nicht als Schönheit!"

Laut sagte er: „So hatte ich Sie mir nicht vorgestellt."

„S' gefällig?" fragte der Teufel verdrießlich.

„Ich hatte Sie mir nicht so vorgestellt."

„Ach, Unsinn!" Diese Bemerkung machte fast jeder Mensch; er war es müde, stets den selben Unsinn zu hören. Der Würdenträger aber dachte: Soll ich ihm Wein oder Thee anbieten? Sein Schlund sieht freilich nicht nach Thee aus ...

„Da wären Sie also glücklich tot ...", begann der Teufel langweilig und träg.

„Wieso? Was fällt Ihnen ein!" rief der Andere erschreckt und empört. „Ich bin noch lange nicht tot!"

„Das machen Sie Anderen weiß", grinste der Teufel und fuhr ruhig fort: „Sie sind tot. Was wollen Sie also jetzt unternehmen? Die Sache ist ernst und verlangt eine Entscheidung."

„Ist denn Das wirklich? ... Bin ich denn wirklich ... Aber wir unterhalten uns doch noch?"

„Wenn Sie eine Inspizirreise machen: stürmen Sie dann sofort in den Wagen oder sitzen noch ein Weilchen im Stationgebäude?"

„Also ist Das jetzt so eine Art Station?"

„Allerdings. Was glaubten Sie?"

„Ach, ich verstehe! Mit anderen Worten: Das bin ich schon nicht mehr. Wo ist denn aber mein Ich, mein Körper?"

Der Teufel bewegte den Kopf hin und her: „Nebenan; Sie werden jetzt gewaschen."

Der Würdenträger schämte sich. Er dachte an die häßlichen Fettfalten um seine Taille und erinnerte sich, daß Tote stets von Frauen gewaschen werden. „Dumme Sitte", meinte er ärgerlich.

„Ja, Das ist nun einmal so; wir können daran nichts ändern. Ich möchte Sie jetzt aber bitten, auf unser Thema zu kommen. Die Zeit ist knapp; Sie verwesen bald."

„Verwesen! Wieso? Wie meinen Sie Das?“ Eiskalt überlief es den Würdenträger. „In der gewöhnlichen Bedeutung?“

„Natürlich. Was glaubten Sie denn?“ fragte der Teufel ironisch. „Nehmen Sie es mir nicht übel, aber Ihre Fragen langweilen mich. Hören Sie lieber aufmerksam zu; wiederholt wird nichts.“

Und mit langweiligem Ton und schleppender Stimme trug der Teufel vor, was ihn selbst augenscheinlich schon längst anwiderte. Der Würdenträger habe zwei Möglichkeiten: entweder könne er endgiltig in den Tod eingehen oder aber in ein besonderes, eigenartiges und sogar etwas verfängliches Leben. Das bleibe seiner Wahl überlassen. Wenn er den Tod wähle, so breche ewiges Nichtsein, Schweigen und Leere an ...

„Herrgott, Das ist ja das Schlimmste, was ich befürchtete!“ dachte der Würdenträger.

„... Und Ruhe“ schloß der Teufel, ein Wenig interessirt die Decke musternd. „Sie verschwinden; Ihre Existenz hört absolut auf; Sie werden nie mehr sprechen, denken, nichts mehr wünschen, Schmerz oder Freude empfinden, kurz, Sie verschwinden, erlöschen, hören auf, werden zu nichts ...“

„Nein! Das will ich nicht!“

„Dafür haben Sie Ruhe“, fuhr der Teufel unerschütterlich fort. „Das ist auch was werth. Eine Ruhe, wie man sich schöner gar nicht denken kann ...“

„Ich will aber keine Ruhe!“ Heftig brachte der Würdenträger es heraus; und dabei erzeugte die tötliche Müdigkeit in seinem Herzen nur einen Wunsch: Ruhe, Ruhe, Ruhe!

Der Teufel hob die haarigen Achseln und fuhr im Ton eines Commis im Modewaarengeschäft am Abend eines regen Geschäftstages fort: „Dann kann ich Ihnen noch ewiges Leben offeriren.“

„Ewiges?“

„Ja. In der Hölle. Vielleicht nicht ganz Das, was Sie wünschen, aber immerhin Leben. Sie haben da allerlei Zerstreuungen, interessante Bekanntschaften, Unterhaltung. Und die Hauptsache: Sie behalten Ihr ‚Ich‘; leben ewig!

„Muß ich da Qualen leiden?“ fragte der Würdenträger schüchtern.

„Was heißt Qualen?“ erwiderte der Teufel geringschätzig. „Gewöhnen sich bald daran. Wenn man sich bei uns über Etwas beschwert, ist es höchstens das ewige Einerlei.“

„Sind denn da Viele?“

Der Teufel blickte seitwärts. „Danke. Es geht. Nur das ewige Einerlei. Wollen Sie glauben, daß es darüber kürzlich zu ernsten Unruhen gekommen ist? Man verlangte neue Qualen! Woher die nehmen? Ewige Schablone, hieß es; ödes Einerlei ...“

„Schrecklich dumme Gesellschaft“, meinte der Würdenträger.

„Ja, bringen Sie den Leuten mal Vernunft bei! Zum Glück schlug unser ...“ Der Teufel erhob sich respektvoll und machte eine

niederträchtige Geberde. Der Würdenträger that für alle Fälle das Selbe. „... schlug unser Maestro den Sündern vor, sich gefälligst selbst zu foltern — bitte schön!“

„Eine Art selfgovernment also?“

Der Teufel setzte sich und lachte. „Jetzt überlegt man sich den Fall. Also wie ists, Theuerster? Wir müssen uns entschließen.“

Der Würdenträger überlegte, und da er dem Teufel, trotz seiner abscheulichen Visage, bereits völlig vertraute, fragte er unschlüssig: „Wozu würden Sie mir rathen?“

Der Teufel machte ein verdrießliches Gesicht. „Das lassen Sie, bitte. Ich komme hierbei nicht in Frage.“

„Also dann möchte ich nicht in die Hölle.“

„Brauchen Sie durchaus nicht. Bitte um Ihre Unterschrift.“ Damit legte er dem Würdenträger ein recht schmutziges, mehr einem Schnupftuch als einem wichtigen Dokument gleichendes Papier vor. „Hier“ (er deutete mit der Kralle); „nein, nicht da; Das ist die Hölle. Der Tod steht hier.“

Der Würdenträger nahm die Feder; und legte sie mit einem Seufzer wieder hin. „Für Sie ist Das sehr einfach. Aber was soll ich thun? Sagen Sie doch, bitte, worin bestehen denn eigentlich die Qualen? Im Feuer?“

„Feuer auch“, erwiderte der Andere gleichgiltig. „Aber wir haben auch Ruhetage.“

„Ei, Das ist ja nett!“

„Ja ... Sonntags und an den gesetzlichen Feiertagen ist Ruhe. Sonnabends (der Teufel gähnte mächtig) arbeiten wir nur von Zehn bis Zwölf.“

„So ... so. Und Weihnachten?“

„Weihnachten und Ostern je drei freie Tage und im Sommer vier Wochen Hitzferien.“

„Ei, zum ... Das nenne ich human! Das hatte ich nicht erwartet. Und wenn man, so zu sagen, ... Sie verstehen, ich meine natürlich nur im äußersten Fall, ein ... ärztliches Attest beibringt? ...“

Der Teufel blickte den Würdenträger starr an und sagte dann nur: „Kleinigkeit“.

Der Würdenträger wurde verlegen. Sogar der Teufel genirte sich ein Bischen. Seufzte und schloß die Augen. Ueberhaupt merkte man, daß er entweder nicht ausgeschlafen hatte oder sich bei der Prozedur schrecklich langweile. An seinem rechten Fuß hing in der Wolle ein Klumpen trockenen Schmutzes. „Woher hat er Das?“ dachte der Beamte. „Der Kerl ist sogar zu faul, sich zu reinigen!“

„Also entweder Nichtsein“ ... meinte er nachdenklich.

„Nichtsein“ ... wiederholte der Teufel mit geschlossenen Augen.

„Oder ewiges Leben ...“

„Oder ewiges Leben.“

Der Verschiedene dachte lange nach. Drinnen wurde schon die [illegible]

Totenmesse gelesen; und er überlegte noch immer. Wer sein ungewöhnlich ernstes, strenges Gesicht auf dem Kissen sah, konnte unmöglich ahnen, welche sonderbaren Gedanken in diesem kalten Schädel kreisten. Auch der Teufel blieb unsichtbar. Die letzten Weihrauchwolken verschwebten, sich kräuselnd, in die Luft; es roch nach ausgelöschten Wachslichten und noch nach etwas Süßlichem...

Der Würdenträger wußte noch immer nicht, wofür er sich entscheiden solle. Vielleicht, weil sein morsches Gehirn mit jeder Sekunde mehr verfaulte, oder aber aus angeborener Schwäche. Endlich entschied er sich für das ewige Leben. „Was sind denn Qualen?" dachte er. War nicht sein ganzes Leben eine Qual gewesen? Und dabei hatte es sich doch recht nett gelebt. Nicht die Qualen waren schrecklich, sondern, daß sein Herz sie nicht ertrug und fortwährend um Ruhe bat...

Inzwischen wurde er schon auf den Kirchhof gebracht. Und gerade vor dem Ministerium, in dem er gearbeitet, wurde der Choral angestimmt. Es regnete. Alles hatte Schirme aufgespannt, von denen der Regen troff und das blanke Pflaster sprenkelte.

„Selbst Freude erträgt das Herz nicht mehr", dachte der Würdenträger müde; schon bereit, für das Nichtsein sich zu entscheiden. „Es ist vom Leben matt und sehnt sich nur nach Ruhe, Ruhe, Ruhe. Habe ich allein solch enges Herz oder ist es uns Allen bestimmt? Jedenfalls bin ich müde, schrecklich müde..."

„Wir müssen uns jetzt aber beeilen", unterbrach der Teufel ihn verdrießlich. „Es geht zu Ende!"

Besser wärs gewesen, wenn er dieses Wort nicht gesprochen hätte. Der Würdenträger hatte sich schon mit dem Tod vertraut gemacht; bei dem Wort ‚Ende' aber regte sich das Leben wieder und verlangte gebieterisch Fortsetzung. So wurde denn Alles unklar und die Entscheidung so schwer, daß der Würdenträger sich auf sein Glück verließ.

„Kann man mit geschlossenen Augen unterzeichnen?" fragte er.

Der Teufel sah ihn von der Seite an und meinte: „Kleinigkeit!" Er hatte das ewige Hin- und Herziehen satt. Seufzte, breitete wiederum das schnupftuchähnliche Dokument aus; der Würdenträger nahm die Feder; strich die Tinte einmal und noch einmal ab; schloß die Augen; fühlte mit dem Finger die Stelle... Aber als er schon den Schnörkel unter seinen Namen zog, hielt ers nicht länger aus und blinzelte mit einem Auge hin. Schrie auf und warf die Feder bei Seite.

„Ach, was habe ich gethan!"

Wie ein Echo antwortete der Teufel: „A—a—ch!"

Und mit ihm ächzten die Wände und die Decke. Und der Teufel wieherte laut beim Abgang. Und je weiter er sich entfernte, um so lauter wurde sein Gelächter; und doch verlor es jeden Klang...

In diesem Augenblick wurde der Würdenträger in die Erde gebettet. Nasse Erdklumpen donnerten schwer auf den Sargdeckel. Als ob der Sarg leer sei: so dumpf klangen die Erdschollen.

Petersburg. Leonid Andrejew.

Winterkönig.*)

Während der junge Kurfürst von der Pfalz in seine Frau noch immer sehr verliebt war, erregte sie oft den Unwillen seiner Räthe und Geistlichen durch ihr undeutsches und unbedachtsames Betragen. Sie bediente sich nur der französischen Sprache, zeigte auch keine Lust, das Deutsche zu lernen, was Vielen, trotz der Vorliebe für französisches Wesen, einer deutschen Fürstin doch nicht ganz anständig schien. In der Bibel wollte sie nicht lesen, denn die kenne sie nun, begnügte sich auch nicht mit Virgil oder Horaz, sondern unterhielt sich mit französischen Romanen. Besonderen Anstoß erregte es, daß sie einmal während des Gottesdienstes spazirengefahren war, ja, man erzählte sich, sie habe einmal, als ihr der Finger geblutet habe, einen Wachsfinger in eine katholische Kirche geopfert, um zu versuchen, ob es helfe. Der Kurfürst ermannte sich nicht dazu, ihr deswegen Vorhalte zu machen; er ließ sich selbst, vorzüglich auf Reisen, mancherlei Muthwillen und Exzeß entschlüpfen. Als er bei Gelegenheit eines Uniontages in Nürnberg war, nahm er mit der Kurfürstin an einer Geschlechterhochzeit Theil, und da er beim Dunkelwerden gerade mit der Braut tanzte, sagte er ihr, sie wollten mit einander um die Kirche tanzen (Das sei pfälzische Sitte); und führte sie wirklich tanzend um die Lorenzkirche herum, nicht ohne einige Eifersucht des Bräutigams und der Kurfürstin.

In Nürnberg befand sich damals in einer angesehenen Familie ein weißer singender Fink, der als eine Rarität in der Stadt berühmt war, und da Elisabeth neugierig war, ihn zu sehen und ihn zu besitzen wünschte, erhandelte ihn Friedrich. Sie wurde seiner bald überdrüssig, er hingegen brachte viele Stunden damit zu, ihn zu necken oder ihn pfeifen zu lassen, trug ihn auf der Hand oder Schulter mit sich herum und war untröstlich, als er starb. Sein Zimmer sei ihm ohne den Vogel verödet, sagte er, es sei ihm recht, wenn es nach Prag ginge, damit er eine andere Welt sähe. Seine Mutter tadelte ihn, er könne wohl einen anderen Vogel bekommen, nicht aber ein anderes Fürstenthum, wenn er das seine verließe.

Er bekomme ja im Gegentheil ein neues, meinte Friedrich, und als verlautete, der Herzog von Savoyen gehe ernstlich damit um, die böhmische Wahl anzunehmen, kam es ihm vor, als habe er sich etwas Kostbares aus der Hand gehen lassen. Der Herzog von Savoyen hatte ein ansehnliches Projekt über die österreichischen Erblande, die nach erfolgter Abschaffung der Habsburger vertheilt werden sollten, und zwar so, daß das Elsaß und die österreichischen Vorlande, nämlich der

---

*) Aus der historischen Dichtung „Der große Krieg in Deutschland“, die Frau Dr. Ricarda Huch, die Schöpferin des „Ludolf Urslan“ und der „Triumphgasse“, die Verfasserin der starken Bücher über Blüthe und Verfall der Romantik, im Inselverlag erscheinen läßt.

Breisgau, an Pfalz kämen; aber während die pfälzischen Räthe diesen Zuwachs viel wünschenswerther fanden als das entlegene Böhmen, verdroß Friedrich das Anerbieten, das doch nur eine Lockspeise sei, um ihn von dem viel wichtigeren Böhmen abzulenken. Er wollte, daß die Böhmen vor dem unzuverlässigen, falschen und aufschneiderischen Savoyer gewarnt und ihnen hingegen die Vorzüge der pfälzischen Wahl eindringlich vorgestellt würden.

Er und Elisabeth ließen sich oft von Anhalt die Herrlichkeiten Prags schildern, namentlich, was er von der berühmten Kunstkammer Kaiser Rudolfs, seinen Kleinodien und Juwelen gehört und gesehen hatte. Dazu drängen, sagten sie Beide, wollten sie sich nicht; aber wenn die Wahl Friedrich träfe, wollten sie es als einen Fingerzeig Gottes ansehen und ihm folgen.

Die verwandten und verbündeten Fürsten, bei denen unter der Hand angefragt wurde, riethen ab und warnten, sogar Moritz von Hessen, welcher als einziger für die Annahme der böhmischen Krone stimmte, sprach sich nachdrücklich dahin aus, es könne nur geschehen, bevor Ferdinand von Oesterreich Kaiser sei, Friedrich müsse also zunächst dazuthun, daß die Kaiserwahl verschoben werde oder, falls Dies nicht möglich sei, daß Ferdinand nicht gewählt werde. Der Augenblick, sich der Habsburger zu entledigen, sei jetzt da; nie werde er vielleicht wiederkehren. Die ihn jetzt nicht benützten, würden die Folgen zu tragen haben.

Inzwischen that auch Ferdinand das Seinige, um ans Ziel zu kommen. Als Matthias im März, mitten aus den vergeblichen Versöhnungversuchen mit den Böhmen heraus, gestorben war, schickte er einen seiner vertrautesten Diener, den Liechtenstein, nach Bayern und an die geistlichen Höfe, um für ihn zu werben. Der Gesandte führte eine Schrift mit, in der Ferdinands besondere Tauglichkeit zu einem Römischen König und Deutschen Kaiser auseinandergesetzt war, wie er nämlich vor allen anderen Fürsten mit den Tugenden der Sanftmüthigkeit, Aufrichtigkeit, Holdseligkeit, Ehrbarkeit, Arbeitsamkeit, Erfahrenheit in Sprachen, Dexterität in Rathschlägen, Fazilität in Audienzen und vielen anderen ausgestattet sei. Dazu kamen mündliche Versprechungen, welche namentlich auf den Erzbischof von Trier, Lothar von Metternich, und seinen Familienanhang großen Eindruck machten, so daß dieser Fürst mit allem Nachdruck für die habsburgische Wahl eintrat. Viel schwieriger war es für Ferdinand, den Vetter von Bayern auf seine Seite zu bringen, der sogar, wenn er wollte, als ein Nebenbuhler und Mitbewerber auftreten konnte; denn Diesem konnte er nicht, wie dem Metternich, ein halbes hunderttausend Gulden oder ein Gütlein anbieten, sondern mußte viel tiefer in die Tasche greifen, die noch dazu leer war. Mit einem guten Einfall trug sich Ferdinand schon seit längerer Zeit: daß er nämlich das schöne, einträgliche Land Oberösterreich an Maximilian, der schon ein Auge darauf geworfen hatte, verpfänden könne, indem er sich damit zugleich, da es wegen der

Religion in vollem Aufruhr war, einer Sorge und Arbeit entledigte. Wenn er dann später mit Maximilians Hilfe Kaiser geworden wäre und Böhmen wieder unterworfen hätte, würde es ihm nicht an Mitteln fehlen, das Pfand wieder einzulösen, indem die Konfiskationen der Rebellengüter seine Kasse reichlich füllen würden. Dies Projekt mußte allerdings in großer Heimlichkeit betrieben werden, denn die oberösterreichischen Stände, die nichts von der bayerischen Herrschaft wissen wollten, hätten es gegen ihn ausnützen können, wenn sie vor der Zeit davon erführen. Auf einen eigenhändigen Brief Ferdinands, in dem er Maximilian an ihre alte Freundschaft mahnte und ihn aufforderte, den Bund der Jugend neuerdings zu gegenseitigem Flor und Prosperiren zu bekräftigen, antwortete Dieser, er wolle zunächst Oberösterreich als Pfand annehmen, sei auch bereit, Ferdinand in der böhmischen Sache zu helfen, wenn er sich dadurch auch Feinde im Reich machte; doch müßten zuvor noch einige Punkte festgesetzt werden, über die er sich schriftlich nicht auslassen könne. Was die Kaiserwahl anbelange, so wolle Maximilian sich ihm darin nicht in den Weg stellen.

Den in Heilbronn tagenden Abgeordneten der Union redete Pfalz zu, daß die Kaiserwahl, wenn denn schon die Habsburger in diesem Turnier wieder siegen sollten, wenigstens verschoben werden sollte, damit das Vikariat länger dauerte und der böhmische Streit vorher zur Entscheidung käme. Indessen namentlich die Städte äußerten sich dahin, daß sie eine längere Vakanz nicht gern sähen und daß, wenn denn an einen evangelischen Freier für die Krone nicht zu denken wäre, das Haus Habsburg sich immerhin durch die lange Gewohnheit empföhle. Auch eine Unterstützung von Kurpfalz in der böhmischen Sache lehnten die Städte ab, weil sie sich in die Fürstenhändel nicht mischen wollten, bei denen sie doch nur um das Ihrige kämen. Bei diesem üblen Stande der Dinge wurde durch den Herzog von Zweibrücken, dessen Bruder im Dienste des schwedischen Königs stand, auf diesen als auf einen heroischen jungen Fürsten hingewiesen, der, wenn er in den Bund einträte, wohl in der Lage wäre, in der evangelischen Sache tüchtig zu sekundiren. Er habe im Kampf gegen die Moskowiter und Polen ausnehmenden Kriegsverstand und Tapferkeit gezeigt, dabei auch jene Mäßigung an den Tag gelegt, die die Größe des wahren Staatsmannes ausmache. Der Herzog habe kürzlich in einem Flugblatt gelesen, wie eine Weissagung des berühmten kaiserlichen Astronomen Tycho de Brahe, die Der beim Erscheinen des Kometen im im Jahr 1572 von sich gegeben habe, auf den König Gustav Adolf bezogen werde, daß nämlich, um die in jenem Jahr verübten Gräuel der Bartholomäusnacht zu rächen, ein Held im Norden erscheinen und nach zweimal dreißig Jahren untergehen werde.

Des Weiteren erzählte der Herzog von Zweibrücken, daß ihm soeben Bericht von einer wunderbaren Begebenheit aus Schweden gekommen sei: der junge König habe sich mit seinem Kanzler, dem durch seine Weisheit und Gelehrsamkeit bekannten Grafen Oxenstierna, in

einem königlichen Schlosse aufgehalten, als am späten Abend Feuer ausgebrochen sei und nach Art dieses höllischen Elementes rasch um sich gegriffen habe, so daß alsbald das ganze Gebäude lichterloh gebrannt habe. Die beiden Herren hätten mit einander bei der Arbeit gesessen und der König daneben auf der Laute geklimpert, hätten keinen unzeitigen Schrecken gespürt, sondern sich schnurstracks aus dem Fenster geschwungen, wobei der König seinem Kanzler noch hilfreich beigestanden hätte. Nachdem sie so dem Feuer entronnen wären, hätten sie noch durch den Burggraben waten müssen, der voll Schmutz und Wasser gewesen sei, so daß es ihnen fast an den Hals gestiegen wäre, und als sie drüben angekommen wären, hätte der König auf sich selbst gescholten, weil er die Laute, die er bei der Flucht unwillkürlich in der Hand behalten, über sich zu heben vergessen hätte, und sie nun durch die Nässe verdorben sei. Der Kanzler habe einen Schnupfen davongetragen, der König aber sei ganz unversehrt geblieben, worüber die Prediger in Schweden viel gepredigt hätten, und auch sein, des Herzogs von Zweibrücken, Hofprediger hätte sich fein auf der Kanzel ausgelassen, wie der protestantische Held nun durch Feuer und Wasser gegangen sei, um erprobt und geläutert, gleichsam als ein Erzengel den abgöttischen katholischen Drachen zu zertreten.

Trotz dem großen Eindruck, den diese Berichte von dem jungen Schwedenkönig machten, fehlte es nicht an Bedenken gegen ein Bündniß: so wollten die Städte gehört haben, daß der König, statt mit gutem gemünztem Geld, mit Kupfer zu zahlen pflege, weil dies schlechte Metall in den schwedischen Bergen überflüssig zu finden sei; bemerkten auch, daß Bündnisse mit auswärtigen Potentaten nach der Goldenen Bulle verboten seien und also zwiespältig und skrupulös zu unternehmen wären. Die Fürsten wollten sich darauf weniger einlassen, deuteten aber an, daß der König von Schweden zur Zeit noch mit Moskowitern und Polen engagirt sei, auch mit dem König von Dänemark überquer stehen solle, mit dem man es, als mit einem schwerreichen, gewaltthätigen Monarchen, der mit vielen Reichsfürsten verschwägert und selbst Reichsglied sei, nicht verderben dürfe. Inzwischen wollte man den jungen Herrn von Schweden nicht aus den Augen lassen und empfahl dem Herzog von Zweibrücken wie auch dem Landgrafen Moritz von Hessen, welche Beide zu seiner Verwandtschaft gehörten, ein gutes Vernehmen mit ihm zu erhalten.

Ungehindert wurde nun die Kaiserwahl ausgeschrieben und Ferdinand begab sich, nachdem er mit vieler Mühe und nachdrücklichen Pressuren das nöthige Geld zusammengeborgt hatte, prächtig ausgerüstet nach Frankfurt. Gleichzeitig schleppte sich über die nach Frankfurt führende Landstraße ein schwerer, mit vier Pferden bespannter und von vielen Bewaffneten geleiteter Wagen, in welchem sich nebst zwei Offizieren und zwei Rathspersonen eine auf hundertvierzigtausend Gulden geschätzte Krone befand. Diesen bedeutungvollen vergoldeten Wagen zu sehen, war überall ein großes Zusammenlaufen des

Volkes; und in Rotenburg, wo die Kutsche bei einbrechender Dunkelheit einzog, fiel es müßigen Leuten ein, zu ihrer festlichen Begrüßung Raketen abzubrennen, welche gerade vor den Füßen der Pferde platzten und zischend in die Luft fuhren. Die erschrockenen Thiere scheuten und bäumten sich, worüber die Kutsche auf die Seite fiel, der Schlag sich öffnete und die Krone in einen neben der Straße hinlaufenden Graben sprang, ohne daß die selbst übereinandergeworfenen Beisitzer es hindern konnten; freilich konnte dieser Vorgang nicht deutlich wahrgenommen werden, weil die Eskorte sich sofort mit gezogener Waffe zum Schutze um das so elend entblößte und ausgesäte Reichskleinod aufstellte.

Dieser Unfall wurde zwar nach Möglichkeit verschwiegen, wie auch mehrere andere Unzuträglichkeiten, die anläßlich der Kaiserwahl vorfielen, als üble Vorzeichen gedeutet wurden. So verfuhren die Quartiermeister, welche den Kurfürsten und ihrem Gefolge Herberge anzuweisen hatten, so grob und unbedacht, daß sie eine Wöchnerin, die erst vor wenigen Stunden geboren hatte, aus ihrem Zimmer schafften, worauf sie unaufhaltsam von ihrer wehklagenden Familie hinwegstarb. Dadurch wurde der frankfurter Pöbel noch mehr aufgereizt, der sowieso kein Herz für die Kaisersache hatte, weil bei der letzten Rebellion des Volkes gegen das Patriziat der Kaiser für dieses Partei genommen und die Empörer grausam bestraft hatte. Ferner sollte Moritz von Hessen, der sich vorgenommen hatte, die Wahl des Erzherzogs Ferdinand auf irgendeine Art zu hintertreiben, als er zur Stadt hinaus mußte (denn es war Gesetz, daß alle Fremden, mit Ausnahme der Kurfürsten und ihres Gefolges, an den Tagen der Kaiserwahl das Gebiet der Stadt Frankfurt verlassen mußten), bitterböse Drohworte ausgestoßen haben; dieses Fürsten nothgedrungener Abzug erregte aber nicht Theilnahme, sondern Schadenfreude des Volkes, weil er sich damals gleichfalls der Rebellion nicht angenommen hatte.

Das größte Aufsehen gab es, als am Tage nach erfolgter Wahl der Erzbischof von Trier, Lothar von Metternich, indem er aus seiner Kutsche aussteigen wollte, von einem Hunde ins Bein gebissen wurde und als ein Schwerverletzter in sein Bett getragen werden mußte. Er nahm es sich um so mehr zu Herzen, als er hauptsächlich die Wahl Ferdinands betrieben und zum Effekt gebracht hatte und ihm nun dieser unverhoffte Hundebiß wie ein strafendes Gotteszeichen vorkommen wollte, weil er etwa um persönlichen Vortheils willen das Wohl des geliebten Vaterlandes zurückgestellt hätte. Daß es mit dem Hunde eine besondere Bewandtniß hatte, darauf deutete die Natur der Wunde, die nicht zuheilen wollte, wie auch, daß man den Hund mit eingezogenem Schwanze davonlaufen und nachher gar nicht mehr gesehen hatte. Einige Aerzte äußerten die Befürchtung, der Hund möchte toll gewesen sein, was die Angst und Rathlosigkeit noch vermehrte. Nach allgemeiner Aussage befand sich ein gelehrter Jude in Frankfurt, der gegen den Biß toller Hunde ein geheimes Mittel kenne, aber der Kurfürst zwei-

felte, ob er sich von einem solchen dürfe behandeln lassen, und bot ihm viel Geld, falls er vorher zum Christenthum übertreten wollte. Der Jude antwortete höhnisch, er sei dazu bereit, wenn der Kurfürst hernach aus Dankbarkeit den jüdischen Glauben annehmen wollte, so sei auf beiden Seiten nichts gewonnen und nichts verloren; Geld habe er genug, verlange auch keine Bezahlung für die Kur, die er nur vornehmen würde wegen des Vergnügens, einen so treuen Vasallen des Kaisers gesund zu machen. Hingegen gelang es, die Frau des Juden zu bestechen, daß sie ihrem Mann an dem Tag des Kurversuches ein geweihtes, mit allerlei Sprüchen und Amuletten fein hergerichtetes Hemd anpraktizirte, in welchem er den Erzbischof ohne Schaden untersuchte, einsalbte, mit heilsamen Tropfen versah und so weit wiederherstellte, daß er nach Haus reisen konnte. Doch wurde der einst so schöne, majestätische und heitere Fürst die schwermüthigen Gedanken nicht wieder los, befürchtete auch immer den Ausbruch der Hundswuth und strafte sich selbst, daß er aus Sorge um sein gemeines irdisches Leben sich von einem Juden hatte kuriren lassen, der den Heiland gekreuzigt hatte.

Großes Aergerniß gab ein Mann, der in Tracht und Geberden eines Quaksalbers während der Wahltage allerlei Gegenstände an die Meistbietenden verkaufte, worunter eine aus Blech verfertigte und mit buntem Glas verzierte Krone war; sie war so nett und künstlich gemacht, auch würzte der Mann den Handel mit so gefälligen Späßen, daß er eine große Summe Geld damit erzielte. Der, welchem sie zugeschlagen wurde, band die Krone einem schäbigen Pudel auf den Kopf, der damit durch die Straßen lief, bis der Rath dem Unfug ein Ende machte, ohne aber der Schuldigen habhaft werden zu können. Der Verdacht fiel auf die in Frankfurt ansässigen Niederländer, die auch die letzte Rebellion angezettelt haben sollten, weil die reichen Bürger und Handelsleute sie wegen des Wettbewerbes und anderer Mißstände nicht leiden wollten.

Kaiser Ferdinand ließ sich alles Dies nicht anfechten, sondern nahm die unter so großen Schwierigkeiten erfolgte Wahl als ein Zeichen Gottes, daß er wegen anererbter und angeborener Tugenden zum Weltregiment und namentlich zur Wiederherstellung der katholischen Religion auserlesen sei und eben so wunderbar zum Siege über die Böhmen geführt werden müsse. Zunächst reiste er zu besserer Befestigung der Freundschaft und Abmachung gegenseitiger Vertragsleistung nach München, wo der Herzog den hohen Gast ehrenvoll empfing, ihm seine Residenz und Kunstschätze zeigte, sich aber in Bezug auf die Geschäfte kaltherzig zurückhielt. Als Ferdinand ihm vertraulich sagte, wenn er nur wolle, so könnten sie mit einander das Unkraut der Ketzerei ausroden, sie Beide und sein Schwager in Spanien würden gleichsam eine irdische Dreieinigkeit bilden, der sich Alles unterwerfen müsse, antwortete Maximilian, die Trinität sei ein himmlisches Mysterium, auf Erden habe Jeder seinen eigenen Kopf und wolle seinen eigenen Futternapf. Auch Ferdinands weitere Erinnerungen, sie Zwei hätten

doch von je her nur ein Herz und Haupt gehabt, auch hätten seine Mutter und Maximilians Vater sie oft ermahnt, wie Brüder zusammenzuhalten, veranlaßten ihn nur zu einer gemessenen Erklärung, er werde sich allezeit freundvetterlich und nachbarlich erweisen. Die Verpfändung von Oberösterreich betreffend, ließ er sich endlich näher heraus, sei ihm wenig mit einem aufständischen Lande gedient, das er erst mit vielen Kosten zum Gehorsam bringen und wieder abtreten müsse, wenn es ihm gerade einen Profit abwerfen würde. Wenigstens müsse er für seinen Aufwand einen gewissen Ersatz bekommen; und den könne ihm Ferdinand ja in der Weise leisten, wenn Pfalz wirklich die böhmische Krone annähme und dadurch die Acht auf sich zöge, daß er ihm deren Vollzug auftrüge und außerdem die pfälzische Kurwürde von der heidelberger Linie auf ihn und seine Nachkommen übertrüge.

So hoch hatte sich Ferdinand den Preis, den Maximilian fordern würde, doch nicht vorgestellt und hielt seinen Schrecken nicht zurück; nicht nur sämmtliche evangelische Reichsfürsten würden sich dawidersetzen, meinte er, sondern auch alle Kurfürsten und vielleicht sogar der Papst und Spanien, denn ein solcher Besitzwechsel würde gemeinhin von Keinem gerne gesehen. Dagegen sagte Maximilian, wenn der Kaiser es darauf ankommen lassen wolle, Böhmen zu verlieren, so sei Das seine Sache, er könne seinem Lande die Lasten eines Feldzuges nicht aufbürden, wenn er nicht einer reichlichen Entschädigung sicher sei. Wollten die Reichsfürsten sich seines Vetters von der Pfalz wirklich annehmen, so sei er da, um sie zur Raison zu bringen; er befürchte es aber nicht. Worte seien heutzutage billig wie Sand, Thaten aber selten und kostbar wie harte Edelsteine.

Von einer Jagd zurückkehrend, saßen die beiden Vettern in einer Nische des Schlosses zu Grünwald über der Isar, die ihre milchigen Wellen stürmisch zwischen den die steilen Ufer lockig krönenden, sanft hineinrauschenden Eichenwäldern hinführte. Ferdinand lobte die ausgedehnten Forste, die reiche Jagdgelegenheit und, zu einem gegenüberliegenden Fenster tretend, die weißen Gehöfte eines Kirchdorfs, die wie Inseln aus einem Meer golden wogender Aecker ragten; das Himmelsgewölbe stand rund wie eine tönende, kristallene Glocke über dem ebenen Hochland. „Der Boden ist steinig," sagte Maximilian, „Obst und Wein trägt er nicht, aber Brot genug in Friedenszeiten." Das könnte ihn die Pfalz leicht kosten, bemerkte Ferdinand; ohne Krieg würde es dabei nicht abgehen. „Der Krieg soll viele Länder der Anderen fressen, ehe er an meins kommt," sagte Maximilian stolz; „daraufhin wag' ich es." Recht habe er, sagte Ferdinand lachend, während sie sich zu einem Trunk Bier wieder in die Nische setzten; den Allzubedenklichen gerathe nichts. Es möge immerhin ringsum ein Wenig krachen, in diesen Fluren würden Rebhühner und Hasen nicht ausgehen, noch ihnen die Lust, sie zu jagen. Sie hätten ein gutes Gewissen und wollten sich den frohen Tag nicht durch Sorgen um die Zukunft vergällen.

Nachdem die beiden Fürsten in der Hauptsache einig geworden

waren, setzten die Räthe einen Vertrag auf, in welchem der Handel mit Oberösterreich, der Pfalz und der Kurwürde einzeln festgesetzt wurde, nicht ohne gegenseitige Verpflichtung, die äußerste Heimlichkeit darüber zu bewahren.

Als der Kurfürst von der Pfalz zum König von Böhmen erwählt war und trotz dem Abrathen seiner Mutter, seiner Räthe und der Verwandtschaft die Krone angenommen hatte, trat er mit seiner Gemahlin die Reise nach Prag an und wurde an der böhmischen Grenze von dem kalvinischen Grafen Wenzel von Budowa und einigen anderen Herren empfangen, die ihm von da bis zur Hauptstadt das Geleit gaben. Eines Tages kam die vergoldete Kutsche, in der Elisabeth mit ihrem Söhnlein und einer Kammerfrau saß, aus einem Wald auf eine weite Lichtung, die im festlichen Sonnenfeuer der ersten Oktobertage brannte. Die Kurfürstin, die es in dem feuchten Walde ein Wenig gefröstelt hatte, lehnte sich fröhlich aus dem Wagenfenster und rief, daß sie an dieser einladenden Wiesentafel eine Mahlzeit einnehmen möchte, worauf Budowa, der neben dem Wagen herritt, sie einlud, sein Gast sein zu wollen; in einer Stunde werde ein ländliches Mahl gerüstet sein. Auf seinen Befehl hielten die Wagen, die seine Küche führten, und bald drehte sich fettes Geflügel am Spieß über knisterndem Reisigfeuer, während anderswo blitzendes Silberzeug auf schwerem Damast gedeckt wurde und die kurfürstliche Familie mit ihrem Gefolge sich auf mitgebrachten Teppichen lagerte. Budowa wies dem fürstlichen Paar einen spitzen Kirchthurm, der ein paar Meilen entfernt aus einer Mulde aufragte, erzählte, daß der Krieg dort gehaust habe, daß das Dorf ausgebrannt und noch verödet sei, und zeigte die vertretenen Felder, aus denen geschwärzte Strünke von Rüben und wüste Halme starrten. Zwischen diesem Gestrüpp bemerkte man plötzlich ein paar kriechende Geschöpfe, die in der Erde wühlten und in denen bei schärferem Hinsehen menschliche Wesen zu erkennen waren; gerade in diesem Augenblick wollte der Mann eine Wurzel oder einen Knollen zum Mund führen, als das Kind danach griff, worauf er es auf die Hand schlug und es kreischend zurückwich. Elisabeth fragte erstaunt, was für Wilde Das seien, sie habe sie zuerst für Hunde oder Schweine gehalten. Budowa sagte, es würden Bauern sein, die der Krieg von Haus und Hof vertrieben habe; dergleichen Gesindel treibe sich jetzt viel umher. Und er rief ihnen in böhmischer Sprache zu, näherzukommen. Die Leute erschraken und wollten davonlaufen, wurden aber von Budowas Dienern eingefangen und herbeigeschleppt. Auf Budowas Befehl erzählte der Mann zitternd, ihre Hütten seien von Soldaten geplündert und verbrannt, sie seien in die Wälder geflohen und nun schon meilenweit von zu Haus entfernt. In der Nähe befänden sich Zigeuner, Denen zögen sie nach, weil sie ihnen erlaubten, nachts an ihrem Feuer zu liegen, und ihnen auch hier und da Etwas zu essen gäben; doch müßten sie auch für sie betteln oder ihnen sonst Etwas mitbringen. Friedrich und Elisabeth ließen den Leuten Geld reichen und Budowa schrie ihnen zu, sie sollten niederknien und ihrem König und ihrer Königin danken.

Graf Solms, der mißtrauischen und düsteren Blickes dabeigestanden hatte, sagte: „Gott verhüte, daß unsere pfälzer Bauern einmal so den Pflug verließen, um Zigeunern nachzustreunen“, und wendete sich dann gegen Budowa mit der Frage, warum man den Leuten nicht Vieh und Werkzeug gebe, daß sie das Feld wieder bestellen könnten. Er wisse nicht, wem Diese gehörten, antwortete Budowa; es gebe Herren, die sich um ihre Unterthanen nur kümmerten, wenn sie ihnen das Blut auspreßten, und die Bauern seien so geartet, daß sie verwilderten wie das Vieh, wenn man sie nicht streng in Zucht und Ordnung halte.

Das Alles werde sich nun bessern, sagte Elisabeth; sie möchte aber gar zu gern eine Zigeunerin sehen und sich die Zukunft von ihr auslegen lassen. Sie habe viel Wunderliches davon gehört und wolle wissen, was daran sei. Ein paar jüngere Hoffräuleins kicherten und unterstützten mit geflüsterten Bitten den Wunsch der Kurfürstin; eine ältere Frau dagegen sagte, man solle Gott nicht versuchen, solcher Vorwitz könne verhängnißvoll werden, wie ihre Mutter selbst erfahren habe. Diese sei in ihrer Jugend am Hof des Herzogs von Brieg gewesen, der etwas rasch und dem Trunke ergeben, sonst aber ein guter Herr gewesen sei, und sie habe einmal an einer Jagd theilgenommen, als man im Gehölz ein altes Weib angetroffen habe, das im allgemeinen Geschrei gestanden habe, als könne es das Zukünftige weissagen. Der Herzog habe sie angehalten und ihr befohlen, ihm zu prophezeien, und wie er denn grobe Späße geliebt habe, habe er hinzugesetzt, wenn sie ihm nichts Gutes sage, werde er die Hunde auf sie hetzen und ihr bei lebendigem Leibe den Kopf vom Rumpf sägen lassen. Da habe ihn die Alte fest ins Auge gefaßt, mit einem weißen Stäblein sein Bein berührt (denn er habe zu Pferde gesessen) und langsam mit dünner, deutlicher Stimme gesagt: „Bruder, das nächste Glas Wein, das Du leerst, wird Dein letztes sein.“ Der Herzog sei darauf aschenbleich geworden, als ob ihm ohnmächtig würde, so daß das Gefolge ihm beigesprungen sei, und als man sich dann wieder nach der alten Hexe umgeblickt hätte, sei sie verschwunden gewesen. Von dem Tage an habe der Fürst mehrere Wochen still und eingezogen wie ein Einsiedler gelebt, so daß seine Gemahlin schon Hoffnung gefaßt hätte, er werde das Trinken ablegen; aber eines Morgens sei ein froher Muth über ihn gekommen, er habe sich festlich angekleidet und gerufen: „Möge kommen, was da wolle, es muß einmal wieder gesoffen sein!“ Habe Gesellschaft zu Tisch bestellt und sich einen großen Humpen voll Wein bringen lassen. Kaum aber habe er ihn ausgetrunken und niedergesetzt, so sei zum Entsetzen aller Gäste die Farbe in seinem Gesicht erloschen und er tot umgefallen, ohne noch ein Wort zu sagen. Ob Dies nun dem Lauf der Natur gemäß oder Zauberei gewesen sei, habe ihre Mutter dahingestellt sein lassen; das alte Weib aber habe man endlich aufgegriffen und verbrannt.

Die Kurfürstin sagte lachend, um den Fürsten sei es immerhin nicht schade gewesen, und des Grafen Solms Tochter Amalie, ein kleines Fräulein mit klugem, blassem Gesicht, meinte, Leichtgläubigen und

Abergläubigen sei leicht prophezeien. Budowa hatte schon Leute ausgeschickt, um eine Zigeunerin auszuspüren, und sie kamen mit einer an, als Elisabeth eben ihr jüngstes Kind an der Brust hielt und Friedrich den Erstgeborenen mit übriggebliebenem Konfekt fütterte; denn inzwischen hatten die Herrschaften das Essen eingenommen. Die Zigeunerin, ein altes, gelbes schmutziges Weib, kroch, die Augen verdrehend, an die Kurfürstin heran, ließ sich ihre gepuderte und mit vielen großen Ringen besteckte Hand reichen, drehte sie hin und her und betastete sie und rief plötzlich unter verzückten Geberden aus: „Heil Dir, Mutter von Königen! Mutter von großen, mächtigen Königen!" Was die Umgebung mit Heilrufen und Händeklatschen erwiderte. Elisabeth erröthete vor Vergnügen und ließ ihre Hand der Alten, indem sie ihr bedeutete, noch mehr zu sagen. Diese, die nun kecker geworden war, hielt die weiße Hand dicht unter ihre Augen und sagte schmunzelnd und sich krümmend, sie sehe den Venusgürtel in dieser Hand, den Venusgürtel, in dem sich die Mannsleute fingen. Friedrich und Elisabeth lachten darüber, Graf Solms hingegen runzelte die Brauen und Budowa suchte dem Auftritt ein Ende zu machen, indem er der Zigeunerin ein Goldstück zuwarf und sie mit sichtlichem Widerwillen hieß, die Hand der Königin fahren zu lassen und sich zu trollen. Das Weib raffte das Geld auf und machte Miene, sich zu entfernen, wobei sie aber einen suchenden Blick in die Runde warf, ob etwa noch Jemand ihre Dienste wolle. Dabei blieb ihr Auge auf Budowa haften und sie sagte, sich aufrichtend, mit der Miene des Schreckens auf ihn deutend: „Wer bist Du? Ich sehe einen blutrothen Streifen rund um Deinen Hals herum!" Der Graf erblaßte und griff unwillkürlich nach seinem Hals, während die Anderen ihn erschrocken anstarrten; nur das kurfürstliche Paar lachte und Elisabeth meinte, er habe wohl eine Liebste, die ihn mit einem rothen Schnürlein angebunden habe, um es zuzuziehen, wenn er ihr untreu werden wolle. Ja, er sei der Bettel wahrhaftig ins Garn gegangen, sagte Budowa ärgerlich, er habe Lust, ihr nachzugehen und ihr das freche Maul zu schließen. Ei was, sagte Friedrich, eine wahrsagende Zigeunerin hat so viel Redefreiheit wie ein Narr; ein Jeder müsse sehen, mit ihrem Spruch fertig zu werden. Unterdessen hatte Elisabeth einen Zweig von einer wilden Rebe mit rubinrothen Blättern abgebrochen, zusammengeflochten und ihn dem kleinen Prinzen Heinrich aufgesetzt, um den künftigen König zu krönen; der Kleine jedoch schien Dies aus irgendeinem Grunde für einen Eingriff und eine Ehrenkränkung zu halten, riß den Schmuck aus den Locken, streifte die Blätter ab und schwang den Zweig wie eine Gerte, indem er seine Mutter herausfordernd mit flammenden Augen ansah. „Das ist ein rechter König von Böhmen!" rief Budowa aus, „er will das Schwert führen, bevor er sich krönen läßt", und hob das leichte Kind auf seine breite Schulter, von wo es, seine Aengstlichkeit bezwingend, stolz lächelnd herabsah.

Ricarda Huch.

Geldkrisis.

Die Stadt Reichenbach in Schlesien hat durch allerlei Bankbrüche traurigen Ruhm erlangt. Der Konkurs des Bankhauses Friedrich von Einem brachte seltsame Dinge ans Licht. Das Geschäft war vor sechsundzwanzig Jahren mit einem Betriebskapital von 142 Mark gegründet worden. Diese Summe wuchs bis 1911 zu einem Vermögen von 900000 Mark. Durch Spekulation wurden große Umsätze erzielt; 1911 waren es 200 Millionen. Das Geschäft hat eine breite Kundschaft. Ein kleiner Schuster schuldete ihm zuletzt noch 200000 Mark aus Börsendifferenzen. Für den Kredit der Firma zeugt die Zahl der Gläubiger: fast 3000. Auch Aktienbanken haben mit ihr Geschäfte gemacht. Wenn in Berlin nicht die Kurse so tief gestürzt wären, lebte das Haus wohl noch heute. In der erschreckten Bürgerschaft entstand der Plan, eine städtische Bank zu errichten, die das Muster einer reinen Depositenbank sein, allem Börsengetriebe fern bleiben und der Sparkasse angegliedert werden soll. Ob aus diesem Plan Etwas wird, muß man abwarten. Mancher Sturm auf öffentliche Sparkassen hat bewiesen, daß auch die Bürgschaft der Städte und Kreise an dunklen Tagen nicht genügt. In Reichenbach wurden die Ersparnisse ohne Bedenken kleinen Bankiers anvertraut, die damit spekuliren wollten; in Magdeburg und anderswo werden Millionen aus den Sparkassen geholt, weil das Publikum den Stahltresor und die Garantie der Behörde nicht für sicher hält. In der Hauptversammlung des deutschen Sparkassenverbandes, der etwa 2500 Institute mit rund 16 Milliarden Mark Vermögen umfaßt, nannte der magdeburger Oberbürgermeister Reimarus die Angstmeierei unsinnig, unwürdig, unklug. Sollten die Statistiker, die für die ersten Angstkündigungen nach der Kriegserklärung eine Summe von zwei Milliarden annehmen, den Muth des Volkes zu hoch eingeschätzt haben? Die Banken haben bessere Erfahrungen gemacht; und die Verschiedenheit des Schicksals der „Einlagen" lehrt, daß Sparkassen- von Depositengeldern auch im Urtheil zu trennen sind. Die acht berliner Großbanken, die Zwischenbilanzen veröffentlichen, hatten am letzten Oktobertag 2391 Millionen Mark Depositen; 30 Millionen weniger als Ultimo August. Und 93 deutsche Aktienbanken wiesen zusammen 3496 Millionen aus und verzeichneten nur ein Minus von 4 Millionen. Aus der städtischen Sparkasse in Magdeburg waren 3 Millionen abgehoben worden; aus einer einzigen Kasse. Dabei steht auf der Stadtseite ein Kapital von 16000 Millionen, auf der Bankseite nur der fünfte Theil dieses Milliardenbetrages.

Muß die Entziehungskur der deutschen Wirthschaft nicht auf lange hinaus schaden? Amerika hat Jahre gebraucht, um sich von der Zwangshaft der Umlaufsmittel im häuslichen Wandschrank zu erholen. Als der Knickerbockertrust zusammenbrach, lief alles Volk an die Bankschalter und holte das Geld ins sichere Heim. Da lag es freilich zinslos, war aber dem Besitzer nah. Die Kreditquellen wurden uner-

giebig und das Geschäft stockte. Deutschland hat die vorsorgende Centralinstanz, die dem Geldmarkt der Vereinigten Staaten fehlt. Was aber soll diese Centrale in solcher Zeit thun? Die Reichsbank kann nicht, wie andere Banken, gleichmüthig erklären: „Wir geben keinen neuen Kredit, so lange die Balkankrisis währt. Die (von den Volksvertretern oft betonte) Pflicht gebeut uns, für volle Kassen zu sorgen.“ Das Thor der Reichsbank müßte allen Mühsäligen und Beladenen offen sein. Sie ist der Volkswirthschaft verpflichtet; wie ihrs bekommt, lehrt der Ausweis vom dreißigsten November. 360 Millionen steuerpflichtige Noten (44, 39, 69 Millionen in den drei Vorjahren), 2010 Millionen Notenumlauf (1754, 1598, 1599), 1559 Millionen Wechsel und Lombardforderungen (1290, 1178, 1074). Wie wird es Ende Dezember aussehen? Im Krisenjahr 1907 galt vom achten November bis zum zwölften Januar ein amtlicher Wechselzinsfuß von 7½ Prozent. Aber damals war die Hochkonjunktur wie eine schillernde Seifenblase geplatzt, während sie heute, nach den Worten des Reichsschatzsekretärs Kühn, „im wahren Sinn des Wortes vorhanden ist“. Im Sommer ist das Geschäft durchaus nicht flauer geworden. (Am achtzehnten Mai 1912 hatte Herr von Gwinner gesagt: „Es sind Anzeichen sichtbar, daß die Woge sich zu überschlagen droht“.) Die Reichsbank hat also keinen Grund, den Diskontsatz zu erhöhen, um sich gegen unbegründete Ansprüche von Gewerbe oder Börse zu wehren. Was zu ihr kommt, ist ohne Verschulden in Bedrängniß gerathen, weil die Privatdiskonteure neue Wechsel abweisen. Tratten mit kurzer Laufzeit werden in viel größeren Posten angeboten als Dreimonatwechsel. Der Privatdiskontsatz erscheint deshalb oft in doppelter Notirung, um den Unterschied von Angebot und Nachfrage bei beiden Wechselarten deutlich zu machen. Schnittwechsel (die sechsundfünfzig Tage laufen) sind, wie immer in Nothstandszeit, in Massen gehäuft. Die Reichsbankleiter können diesmal nicht auf die Effektenspekulation, übertriebene Kreditgewährung und hohe Devisenkurse hinweisen. Geldmangel aus Angst: Das ist neu. In den Depositenkassen raunt man einander die tollsten Geschichten zu. Ein Rentner, der sich zu den Gebildeten rechnet, tritt an den Zahltisch und legt 50 braune Lappen hin; der Kassirer möchte ihm Gold dafür geben. Als ers hat, spricht der würdige Mann: „Das lege ich mir in den Schreibtisch. Wenn Krieg kommt, sind die Reichsbanknoten ja doch nichts mehr werth“. Einer von Vielen. In guten Tagen sicher rasch bereit, sich für westaustralische Minen zu begeistern. Andere fragen naiv, ob sie nicht besser thun, ihre Hypothekenpfandbriefe, die im Bankdepot liegen, nach Haus zu nehmen.

Schlimmer noch als im deutschen Geldbereich geht es in Frankreich und beim schwarzgelben Freund zu. Die Oesterreichisch-Ungarische Bank hatte am dreißigsten November einen Notenumlauf, wie sie ihn zuvor nie erlebte: 2618 Millionen Kronen; steuerpflichtige Noten: 471 Millionen. Das gab es noch nicht. Dabei ist die österreichische Finanz reichlich mit Bargeld versehen. Aber sie hält fest, was sie hat,

und überläßt der Notenbank die Auseinandersetzung mit dem Geldhunger, der sie belagert. Das Balkangeschäft, drüben das wichtigste, ist eingeschrumpft. Die Industrie bekommt kein Geld für ihre Waaren und kann die Posten, die bestellt wurden, nicht abliefern. Die Vorräthe stapeln sich und das Kapital kann keine Rente bringen. Die Banken weigern den Kredit, der über die Tage beklemmender Sorge hinweghülfe. So bleibt als letzte Zukunftstätte: die Notenbank. Die thut ihre Pflicht. In Frankreich hat mans leichter. Da wird einfach erklärt, daß die Behörden im Inland, die Bank von Frankreich an der Spitze, nicht mehr in Gold zahlen. In den Kellern der Centralbank häuft sich das gelbe Metall; und der schimmernde Goldpanzer belebt den Muth. Die Bank von England müßte, wenns ihr ginge wie unserer, ihre Verfassung aufheben; ohne dieses äußerste Mittel, dessen Anwendung mehrmals nöthig war und manchmal nur durch pariser Hilfe verhütet wurde, könnte sie ihren Notenumlauf nicht den Bedingungen einer eingeschüchterten Wirthschaft anpassen. Die Russen fühlen sich als Herren der Situation und ihre keckſten Stimmen fordern, die Staatsbank solle ihre Guthaben von Mendelssohn und anderen Bankiers zurückziehen. In den Bankausweisen werden die „Goldvorräthe im Ausland" auf ungefähr 260 Millionen Rubel geschätzt. Ihr Aufenthaltszweck ist die Zinszahlung; der Kredit des Zarenreiches würde arg leiden, wenn sie heimwärts wanderten. Uebrigens ist so viel deutsches Geld in russischen Werthen angelegt, daß wir schlechte Behandlung nicht zu fürchten brauchen. Auch mit Papier läßt sich zurückschießen.

Mancher Aengstliche schickt sein Geld in die großen Aktienbanken der Schweiz und bedenkt nicht, daß diese Banken ihre Depositengelder da arbeiten lassen, wo die höchsten Zinsen zu erlangen sind. Der deutsche Reichsbankdiskont und die Bedingungen, die für unseren Immobiliarkredit gelten, weisen den Weg. Deutsches Geld wird jetzt nicht ganz selten von baseler oder züricher Banken in Deutschland angelegt. Das Ausland weiß eben besser als die Hasenfüße, wie es um die deutsche Wirthschaft steht. Daß die Werthpapiere zwei bis drei Milliarden am Kurswerth verlieren können und die Lebenshaltung sich dennoch nicht wesentlich ändert, ist kein ungünstiges Zeichen. Vor dem Balkankrieg waren, nach Statistikerschätzung, die an der berliner Börse notirten Papiere 115 Milliarden werth; zwei davon waren nach den schwärzesten Tagen verloren. Und diesmal ist ein beträchtlicher Theil dieses Geldes „wirklich" verloren worden. Während sonst Alle, die es irgend können, bessere Zeit abwarten und die Qual der Kurszetteldurchsicht Denen überlassen, die mit erborgtem Geld gekauft haben, war die Zahl der Kaltblütigen im November klein. Dabei ist zu beachten: den Staatspapieren ging es noch schlechter als den mit Dividendenhoffnung ausgestatteten Aktien. Trotzdem wird flott weitergelebt und geschlemmt. Nicht nur in der hohen Politik scheint Unsicherheit des Nationalgefühls unser schlimmster Fehler zu sein. Immerhin ist die Geldkrisis ein Warnungzeichen, das kein Nüchterner übersehen darf. **Ladon.**

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Theater- und Vergnügungs-Anzeigen

Insertionspreis für die 1spaltige Nonpareille-Zeile 1,20 Mk.

Wintergarten

Sahary-Djeli
La „Mystèrieuse".

Gastspiel:

Max Linder
der weltberühmte Film-Schauspieler
in seinem Sketch:
„Aus Liebe z. Hühneraugenoperateur."
Max, der Liebhaber . . . . . Max Linder
sowie die sensationellen

Dezember-Attraktionen!

Admiralspalast
am Bahnhof Friedrichstrasse

Eis-Arena
Allabendlich:
Kunstlauf-Produktionen
Prunkvolle Eis-Ballets

Admirals-Bad
Tag und Nacht :: geöffnet ::
Herren- und Damen-Abteilung
Luxus-Bäder

Admirals-Theater stets abwechslungsr. interess. Programm.

Bilz' Sanatorium
Dresden-Radebeul
3 Ärzte
Physik diätet. Behandlung
Gute Heilerfolge
Prospekte frei

Bilz' Nährsalz
Für Kranke und Gesunde unentbehrl. Es bildet gesundes Blut, Nerven, Muskeln, Haare, Zähne. Ausführl. Prosp. grat. Preise: a Kilo M. 4.80, 1/2 Kilo M. 2.80. Probedose M. 1.50.
Zu beziehen durch Apotheken, Drogen etc., oder durch Bilz' Sanatorium, Dresden-Radebeul.

Zirkus Busch.
Abends 7 1/2 Uhr:
U. a.
Neu! **Kapt. Spaulding** Neu!
Schein oder Wirklichkeit?
Albas sensationelle **Kopffahrt** durch den Zirkusraum.
Die grosse Prunkpantomime
„Sevilla"
in sechs glänzenden Akten.

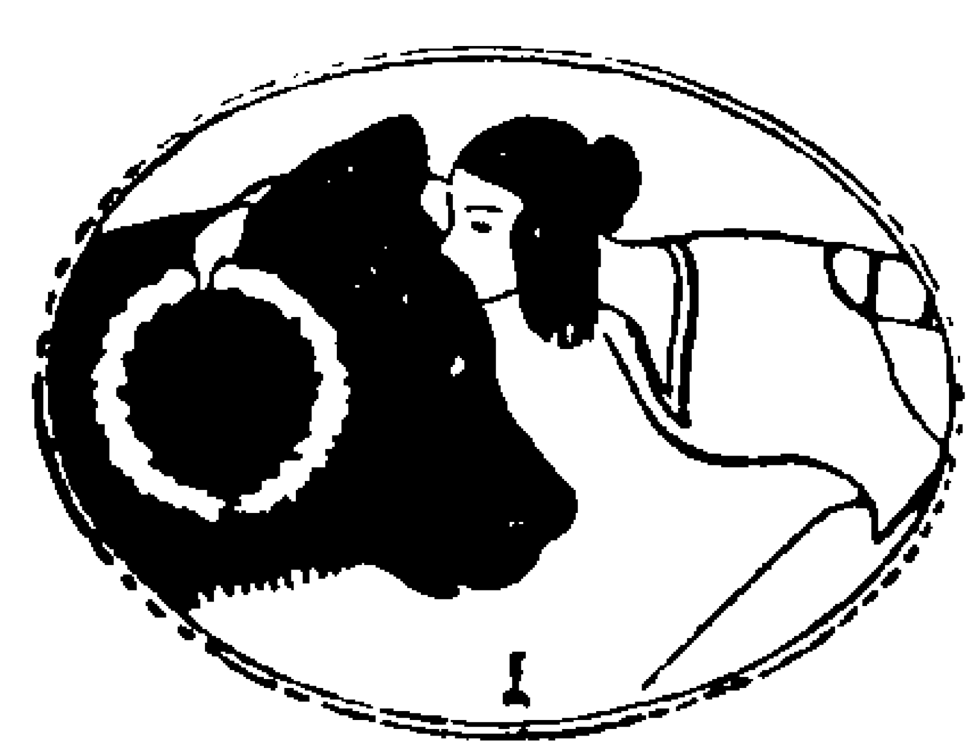
Fledermaus
Unter den Linden 14 .·. Unter den Linden 14
Vornehmstes Vergnügungs-Etablissement der Residenz
Französische und Wiener Küche .·. 2 Wiener Kapellen
Geöffnet ab 10 Uhr abends

Metropol-Palast
Behrenstrasse 53/54

Palais de danse
Täglich:
Reunion

Pavillon Mascotte
Prachtrestaurant
::: Die ganze Nacht geöffnet :::

Metropol-Palast — Bier-Cabaret
Anfang 8 Uhr. Jeder Monat neues Programm.



Bilanz per 30. September 1912.

Aktiva.	M.	pf
Grundstücke-Konto	1 889 584	35
Gebäude-Konto	2 618 900	—
Maschinen-Konto	70 050	—
Eismaschinen- u. Kühlanlage-Konto	42 600	—
Brauerei-Utensilien-Konto	100	—
Pferde- und Wagen-Konto	89 200	—
Mobilien-Konto	42 300	—
Lager-Fastagen-Konto	38 800	—
Versand-Fastagen-Konto	13 100	—
Flaschenbiergeschäfts-Einrichtungs-Konto	48 000	—
Neubau-Konto	11 079	25
Spezial-Ausschank Hochbahnhof Schlesisches Tor	24 020	47
Aussenstände	136 153	66
Effekten-Konto	18 669	—
Eigene Hypotheken	40 000	—
Bankier-Guthaben	403 460	—
Vorausbezahlte Versicherungsprämien	3 700	—
Kasse	48 384	81
Vorräte	539 777	11
	6 107 878	65

Passiva.	M.	pf
Aktien-Kapital-Konto	2 800 000	—
Partial-Obligationen-K. I 4%	797 000	—
Partial-Obligat.-Konto II 4½%	1 000 000	—
Reservefonds-Konto	280 000	—
Spezial-Reservefonds-Konto	210 000	—
Unterstützungsfonds-Konto für Bureau- u. Betriebs-Personal	95 000	—
Berufsgenossenschafts-Unfall-Reserve	6 000	—
Partial-Obligationen-Auslosungs-Konto	31 075	—
Partial-Obligat.-Zinsen-Konto	195	—
Dividenden-Konto	800	—
Gratifikationsfonds-Konto	2 933	66
Gestundete Brausteuer	238 022	—
Guthaben der Kundschaft	165 714	16
Kautions-Konto	10 272	27
Hypotheken-Konto Fehrbelliner Str. 7	90 000	
Reingewinn	350 866	56
	6 107 878	65

Gewinn- und Verlust-Konto.

Debet.	M	pf
Fabrikations-Unkosten: Betriebs-Unkosten, Brausteuer, Löhne, Futter für Pferde, Kohle und Steuern	[illegible]	
Unkosten	[illegible]	
Partial-Obligationen-Zinsen	[illegible]	
Hypotheken-Zinsen	3 600	—
Abschreibungen	[illegible]	
Reingewinn	[illegible]	
	[illegible]	

Kredit.	M.	
[illegible]	[illegible]	
[illegible]	[illegible]	
[illegible]	[illegible]	
[illegible]	[illegible]	
[illegible]	[illegible]	
	[illegible]	

Brauerei Pfefferberg
vormals Schneider & Hillig.
„Actien-Gesellschaft"
Der Aufsichtsrat Albert Fukuss
Der Vorstand
P. Schwertfeger.
F. Sterzbach Gustav [illegible]

10 pCt. = 120 M. pro Aktie [illegible]
[illegible] Bank [illegible] [illegible] &
Seebries.

Actien-Gesellschaft Schlossbrauerei Schöneberg.

Bilanz-Conto.

Debet.	M	&
Grundstück Schöneberg	441 899	70
Gebäude Schöneberg	2166 895	97
Grundstück Prinz-Georg-Str. 1	20 182	79
Grundstück Berlin	1364 748	95
Grundstück Freienwalde a. O.	45 000	—
Grundstück Herzfelde	15 50	—
Mälzerei-Niederl. Lichtenrade	901 483	96
Brauerei-Inventar	208 791	59
Maschinen Schöneberg	399 107	72
Transport-Fastagen	105 140	61
Pferde	157 646	82
Wagen und Automobile	178 769	70
Lager-Fastagen	140 043	23
Kühlanlage	167 347	45
Elektrische Anlage	62 400	79
Pneumatische Mälzerei	50 855	88
Restaurations-Inventar	222 100	—
Eigene Ausschanklokale	141 527	45
Neubau-Conto	158 162	78
Abteilung für Flaschenbier	—	—
Abteilung für Siphonbier	10 000	—
General-Vorräte	1023 629	72
Kassa	66 532	52
Effekten	733 300	—
Aval-Conto	455 000	—
Ausstehende Forderungen	1123 830	69
Eig. Hypotheken und Debitores	1492 433	30
Vorausbezahlte Versicherungen	20 950	94
	11786 282	56

Kredit.	M	&
Aktien-Kapital	3000 000	—
Hypotheken	1643 017	20
Reservefonds	787 880	—
Spezial-Reservefonds	500 000	—
Kautions-Conto	11 309	60
Conto-Corrent-Conto. Kreditores	1859 327	46
Dividenden-Conto	706	—
Guthaben der Kundschaft und Einlagen	2661 588	47
Hypothekenzinsen pro 3. Qu.	19 121	25
Alters-, Invaliden- und Krankenkassen-Conto (Beitrag für 3 Quartale 1912)	18 000	—
Aval-Conto	455 000	—
Brausteuer-Conto	446 578	—
Netto-Gewinn	383 754	58
	11786 282	56

Berlin-Schöneberg,
den 18. November 1912.

Der Aufsichtsrat: Lange.
Die Direktion: Max Fincke.
Die auf 11% festgesetzte **Dividende** gelangt **vom 6. Januar 1913** bei der **Dresdner Bank** zur **Auszahlung.**

Bei Haarsorgen

verwenden Sie

Sebalds Haartinktur



altbekanntes Haarpflegemittel gegen jeglichen Haarausfall, geniesst Weltruf infolge ihrer Wirkung. ½ Flasche Mk. 2,50, ¹⁄₁ Mk. 5,— zu haben in allen einschlägigen Geschäften, direkt durch

Alleinfabrikant Joh. André Sebald, Hildesheim

Mitteldeutsche Privat-Bank, Aktiengesellschaft

Aktienkapital 60 000 000,– Mark. — Reserven ca. 7 300 000,– Mark.

MAGDEBURG — HAMBURG — DRESDEN — LEIPZIG.

Zweigniederlassungen bezw. Geschäftsstellen in

Aken a. E., Aue i. E., Barby a. E., Bismark i. Altm., Burg b. M., Calbe a. S., Chemnitz, Dessau, Egeln Eibenstock, Eilenburg, Eisenach, Eisleben, Erfurt, Finsterwalde N.-L., Frankenhausen (Kyffh.), Gardelegen, Genthin, Halberstadt, Halle a. S., Helmstedt, Hersfeld, Hettstedt, Ilversgehofen, Kamenz, Kloetze i. Altm., Langensalza, Lommatzsch, Meissen, Merseburg, Mühlhausen i. Th., Neuhaldensleben, Nordhausen, Oederan, Oschersleben, Osterburg i. A., Osterwieck a. H., Perleberg, Quedlinburg, Riesa, Salzwedel, Sangerhausen, Schönebeck a. E., Schöningen i. Br., Sebnitz, Sondershausen, Stendal, Stollberg i. E., Tangerhütte, Tangermünde, Thale a. H., Torgau, Weimar, Wernigerode a. H., Wittenberg (Bez. Halle), Wittenberge (Bez. Potsdam), Wolmirstedt (Bez. Magdburg), Wurzen i. S., Zeitz, Kommandite i. Aschersleben.

Ausführung aller bankgeschäftlichen Transaktionen.

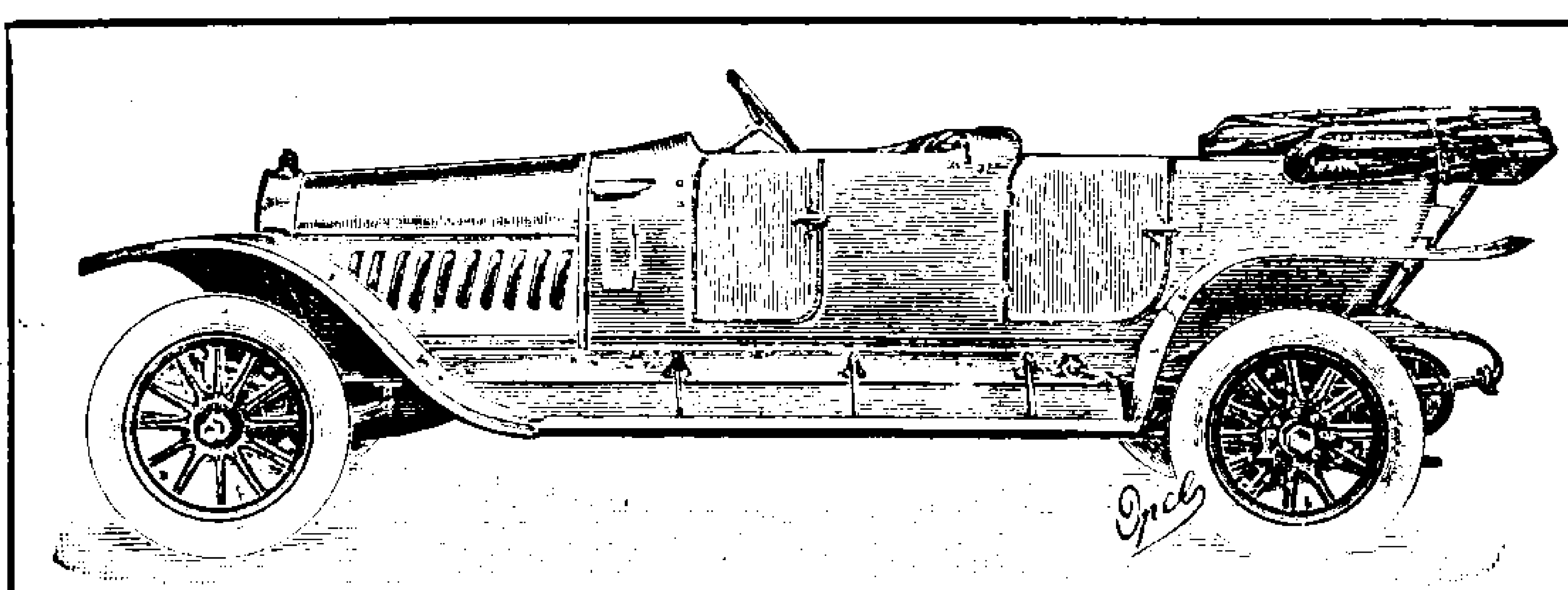


Kalasiris

D. R. P. Patente aller Kulturstaaten.

Damen, die sich im Korsett unbequem fühlen, sich aber elegant, modegerecht und doch absolut gesund kleiden wollen, tragen „Kalasiris". Sofortiges Wohlbefinden Grösste Leichtigkeit u. Bequemlichkeit. Kein Hochrutschen. Vorzügl. Halt im Rücken. Natürl. Geradehalter. Völlig freie Atmung und Bewegung. Elegante, schlanke Figur. Für jeden Sport geeignet. Für leidende und korpulente Damen Special-Façons. Jllustr. Broschüre und Auskunft kostenlos von **„Kalasiris" G. m. b. H., Bonn 3**

Fabrik und Verkaufsstelle: **Bonn a. Rhein.** Fernsprecher Nr. 369.
Kalasiris-Spezialgeschäft: **Frankfurt a. M.**, Grosse Bockenheimerstr. 17. Fernspr. Nr. 9154
Kalasiris-Spezialgeschäft: **Berlin W. 62**, Kleiststr. 25. Fernsprecher 6 A, 19 173.
Kalasiris-Spezialgeschäft: **Berlin SW. 19**, Leipzigerstr. 71/72. Fernsprecher I, 8830.



OPEL

An Produktion bedeutendste Automobil-Fabrik Deutschlands

ADAM OPEL, RÜSSELSHEIM a. M.
Filiale Berlin W. 62, Courbièrestr. 14

Lemberg-Czernowitz-Jassy Eisenb.-Gesellschaft, Akt., Genuß-Aktien und Oblig.
Lübecker 3% Staatsanleihe von 1895.
Lübecker $3^1/_2$% Staatsanleihe von 1899.
Lübecker 4% Staats-Anl. v. 1906, 1908 u. 1912.
Luxemburgische Prince Henri Eisenbahn- u. Erzgruben-Ges., Aktien u. Obligation.
Luzerner $3^1/_2$% Stadt-Anleihe.
Magdeburg. $3^1/_2$% conv. St.-Anl. v. 1875 u. 1880.
Magdeburg. Str.-Eisenb.-Ges., 4% Schuldv.
C. D. Magirus Akt.-Ges., Ulm a. D., Aktien.
Mannesmannröhren-Werke, Akt. u. $4^1/_2$% Schuldverschreib.
Marokkanische 5% Staatsanl. von 1910.
Maschinenbau-Anstalt Humboldt, Aktien u. Schuldverschreib.
Franz Méguin & Co., Akt.-G., Akt.
Meininger Hypothekenbank.
Metallbank u. Metallurg. Ges., Aktien.
Mexican. Nat. Eisenb.-Anl., 4% u. $4^1/_2$%.
MitteldeutscheBodenkredit-Anst.Greiz, Akt., Pfandbr. u. Grundrentenbriefe.
Mitteldeutsche Privatbank Magdeb., Aktien.
Moskau-Smolensk 4% Eisenbahn-Prior.-Obligat.
Moskau-Windau-Rybinsk 4% Eisenbahn-Prioritäts-Obligat.
Münchener Stadt-Anleihen.
Nagykikinda Arader Lokal-Eisenb. A.-G., 4% Prior.-Anl.
Naphta-Product.-Ges. Gebr. Nobel, Akt. u. Schuldverschreib.
Naumburger Braunkohlen A.-G., Schuldverschreibungen.
Neustadt-Gogoliner Eisenbahn-Ges., Akt.
Nürnberger Stadt-Anleihen.
Oberschles. Eisen-Industrie, Akt.-Ges. für Bergb. u. Hüttenbetr., Akt. u. Schuldv.
Oberschles. Koks-Werke u. Chem. Fabrik A.-G., Aktien u. Schuldverschreib.
Oelfabrik Groß-Gerau, Bremen, Aktien.
Oesterreich. 4% einheitliche Rente.
Oesterreichische Alpine Montan-Ges., Akt.
Ostbank f. Handel u. Gewerbe, Posen, Aktien.
Ostdeutsche Eisenb.-Ges., Akt. u. Schuldv.
Panzer Akt.-Ges., Aktien.
Papierfabrik Köslin, Akt.-Ges., Aktien und 5% Schuldverschreib.
Pillkaller Kleinbahn Akt.-Ges., Aktien.
Julius Pintsch A.-G., Akt. u. Schuldv.
Posener $3^1/_2$% Stadt-Anl. von 1885.
Prager Eisenindustriegesellschaft, Aktien.
Preußische Hypotheken-Aktien-Bank, Akt. u. Pfandbriefe.
Prince Henri-Eisenbahn-Aktien u. Oblig. (s. Luxemb. Prince Henri Eisenb. usw.).
Princess Estate u. Gold Mining Co., Limited, 6% Debentures.
Randower Kleinbahn Akt.-Ges., Aktien.
Ratzeburger Kleinbahn A.-G., Aktien.
Regensburger Stadt-Anleihen.
Regenwalder Kleinbahn Akt.-Ges., Aktien.
Reichelbräu, A.-G. in Kulmbach, Aktien
Rheinische Elektricitäts- u. Kleinbahnen-Akt.-Ges., Aktien.
Rheinische Stahlwerke, Akt. u. Schuldverschreibungen.
*Rheinprovinz-Anleihen.
Rhenania, Vereinigte Emaillierwerke, Akt.
A. Riebeck'sche Montanwerke, Akt.-Ges., Aktien u. Schuldverschreib.
Rinteln-Stadthagen Eisenbahn-Gesellsch., Vz.- u. St.-Akt.
Russ. Südostbahn, 4% Obl. v. 1897, 1898 und 1901.
Rütgerswerke Akt.-Ges., Aktien und Schuldverschr.
Rybinsk 4% Eisenb.-Priorit.-Oblig.
Sächs. Elektr.-Lief.-Ges., $4^1/_2$% Priorit. Anleihe.
Sächsisch-Thüring. Akt.-Ges. für Braunkohlenverwertung, Schuldverschreibg.
Samlandbahn, A.-G., Aktien und $4^1/_2$% Schuldverschreib.
Sarotti Chokoladen- u. Cacao-Industrie Akt.-Ges., Aktien u. Schuldverschreib.
Schantung-Eisenb.-Gesellsch., Aktien.
August Scherl, Ges. m. b. H., $4^1/_2$% Teilschuldverschreib.
August Scherl, Deutsche Adressbuch Ges. m. b. H., 5% Teilschuldverschreib.
Schlesische Akt.-Ges. f. Bergbau- u. Zinkhüttenbetrieb, St.-Akt. u. Prior.-Akt.
*Schlesische Bodencredit-Aktien-Bank, Akt. u. Pfandbriefe.
Schweizerische $3^1/_2$% Bundesbahn-Anleihen.
Schweizerische Bundesbahn-Rente.
Schweizerische Centralbahn, Obligationen.
Schweizerische Gesellschaft f. Metallwerke, Aktien u. Schuldverschreib.
Schweizerische Nordostbahn, Obligat.
Serbische 2% Prämien-Anleihe (v. 14. Januar bis 14. Februar jeden Jahres).
Serbische 4% amortisable Anleihe v. 1895.
Serbische $4^1/_2$% amort. Anleihe v. 1906.
Serbische 5% Staats-Monopol-Anleihe.
Serbische $4^1/_2$% Anleihe von 1909.
Serb. Staats-Boden-Credit-Anstalt, 5% Gold-Pfandbr.; gekünd. per 1. 7. 1911.
Stärke-Zucker-Fabr. A.-G. vorm. C. A. Koehlmann & Co., Aktien
Stahlwerk Julienhütte G. m. b. H, 5% Teilschuldverschreibungen.
Stahlwerke Rich. Lindenberg, Akt.-Ges., Akt. u. Schuldverschreib.
Stassfurt. Chem. Fabr. vorm. Vorster & Grüneberg, A.-G., Akt.
Steele Stadt-Anleihen.
Stein- u. Thon-Ind.-Ges., Brohlthal-Köln Aktien und $4^1/_2$% Schuldverschr.
Stendaler 4% Stadt-Anleihe von 1908.
Strassen-Eisenb.-Ges. in Braunschweig, Akt. u. Schuldverschreib.
Straußberg-Herzfelder Kleinb. A.-G., verl. Aktien u. Dividendenscheine.
Süddtsch. Donau-Dampfschiff.-Ges., Akt. u. 4% Schuldverschreib.
Südostbahn (Russische) 4% Obligat. v. 1897, 1898 u. 1901.
Sudenburger Maschinenfabr. und Eisengießerei A.-G., Aktien.
Telephon-Fabrik, A.-G., vorm. J. Berliner, Akt. u. Schuldverschreib.
Temes Bega-Thal Wasserregulierungs-Gesellsch., 4% Oblig.
Thomson-Houston-Ges., Aktien u. Obligat.
Tientsin-Pukow (sieh. Chin. 5% Tientsin Pukow Anl.).
Türkische 4% Staats-Anl. v. 1903.
Ung. Agrar- u. Rentenbank, 4% Weing.-Obligationen.
Ung. Agrar- u. Rentenbank, $4^1/_2$% Rentenscheine.
Ungar. Agrar- u. Rentenbk., $4^1/_2$% Pfdbr.
Union-Bank in Wien, Aktien.
Vereinigte Deutsche Nickelwerke A.-G. vorm. Westf. Nickelwalzwerk, Fleitmann, Witte & Co., Aktien.
Vereinigte Lausitzer Glaswerke, Aktien
Vereinigte vorm. Pongs'sche Spinnereien
Verein. Westdeutsche Kleinbahnen, A.-G., $4^1/_2$% Obligationen.
Vereinsbank in Hamburg, Aktien.
Victoria Falls and Transvaal Power Comp., 5% Debent.
Waggonfabrik Jos. Rathgeber Akt.-Ges., Aktien u. Schuldverschreibungen.
Warsteiner Gruben- u. Hüttenw., Akt.
Westdeutsche Bodenkredit-Anstalt, Akt. und Pfandbriefe
Württembergische 4%, $3^1/_2$% u. 3% Staats-Anleihen.
Zuckerfabrik Fröbeln A.-G., Aktien.
Zuckerraffinerie Danzig, G. m. b. H., Schuldv.

Bei den mit einem * versehenen Effekten sind wir nicht Zahlstelle für die verlosten Stücke.

Berlin, im Dezember 1912. **Berliner Handels-Gesellschaft.**

Die Zukunft.

Berlin, den 28. Dezember 1912.

Ultimo.

Trotzdem Sie Vater dreier schulpflichtigen Kinder und Inhaber eines nett rentirenden Geschäftes sind, aus dem von früh bis spät jetzt die Laufkundschaft sächsische Stollen, frankfurter Brenten und Bethmännchen (D. R. P.) wegschleppt, ist Ihnen von Alledem, was Sie über Türken und Slaven, Botschafter und Balkanminister, Serbien und Albanien in der Zeitung lasen, so dumm, als ginge ein Mühlrad im Kopf herum? Je mehr eigene Drahtberichte Sie schlucken, desto enger wird der Nebelschlitz vor dem Auge Ihres redlich nach Klarheit ringenden Geistes? Wenn heute noch, wie in Aesops Tagen, das Bewußtsein, im Leid Gefährten zu haben, Trost gewähren kann, ist er Ihnen gewiß. Millionen empfinden wie Sie; thun aber, um vor dem Nachbar Butterhändler oder Barbier nicht erröthen zu müssen, als verstünden sie, was ihre Lehrer selbst doch nicht verstehen. Der unter Larven fühlenden Brust will ich zu klären trachten, was ist. In aller Kürze; damit Sie in den Laden zurück können: sonst wiegt der Lehrling jedem dicken Dienstmädel mehr Bethmännchen zu, als ihrer Geldanlage gebühren.

Die Türken haben die kläglichste Niederlage erlitten, die in unserer Zeit ein Menschenauge sah. Weil aber nicht ein fest abgegrenztes Land, sondern die Religion ihnen Heimath ist, taucht der Gebietsverlust sie nicht in Gramesnacht. Vier gegen Einen, sagen sie, hatten leichtes Spiel; Christenlist hat uns überrumpelt und wir Arglosen haben den Großmächten geglaubt, die uns zuerst riethen, zwölftausend Reservisten nach Haus zu schicken, und uns dann mit dem Versprechen einlullten, dem Sieger jede Beute zu weigern. Das ist gelungen. Doch wenn wir wieder anfangen, zertrampeln

wir die vier Feinde zu einem Balkanbrei; und wir fangen wieder an, wenn die Vier unsere Bedingungen ablehnen. Welche Bedingungen? So weit, lieber Landsmann, sind wir noch nicht. Läßt Ihr Geschäft sich auch ferner gut an, so sehen Sie sich vielleicht mal in Kairo um; Port Said genügt aber auch schon. Da ists im Bazar nicht wie in Ihrem Laden. Dem nach dem Preis einer Waare fragenden Kunden nennt der Händler ungefähr das Zehnfache der Summe, die er einzusäckeln hofft. Die Antwort drückt das Bedauern aus, in dem Hüter so hübscher Sachen einen Irrsinnigen erkannt zu haben; und bietet dann einen Betrag, der noch tief unter dem Zehntel des geforderten bleibt. Der Händler schwört, daß er lieber den ganzen Kram in Brand stecken als dieses kostbare Kleinod für solchen Quark verschleudern würde. Abgethan. Nach zwei Stunden oder, bei werthvoller Waare, drei Tagen kommts zur Einigung; inzwischen hat der Verkäufer viel Kaffee und ganze Cigarettenbündel spendirt. So betreibt der Orientale auch das Staatsgeschäft. Was Sie über einzuholende Instruktion und abzuwartende Sonderbotschaft lesen: Alles Lug und Trug. Die Türken wollten zunächst wissen, ob zwischen Oesterreich und Serbien ein Krieg entstehen werde; dann konnten sie aufathmen, waren der vier Bedränger ledig und beinahe sicher, daß der Eingriff anderer Mächte ihnen aus der Klemme half. Ists damit nichts, so bleibt der Versuch, den lästigen Seepolizisten vom Hals zu schütteln. Um die Türkenschiffe ärgern und den Transport aus Asien erschweren zu können, hat Griechenland, im Einverständniß mit den Genossen, dem Waffenstillstand nicht zugestimmt. Ehe es sich nicht dazu bequemt, verhandelt die Osmanenfirma nicht. Flausen. Doch die Konjunktur kann nur besser werden.

Neben anderer Hoffnung lauert die auf neuen Zank der glorreich Verbündeten. Die sind nicht von gestern, haben schon Allerlei erstrebt, einander mancher Schandthat geziehen und ihr Herz ist nicht nur von Christeninbrunst erfüllt. Der König und Sänger von Montenegro hatte einst nicht höheren Ehrgeiz als den, auf der Balkanhalbinsel das Schwert und der Statthalter des Sultans zu werden. Vor ein paar Jahren ließ er ruhigen Gemüthes in Gerichtssaal, Parlament, Presse sagen, sein Schwiegersohn Peter, der Serbenherrscher, habe gegen ihn Mörder gedungen; damals war in Beiden das Gefühl heiliger Slavenbrüderschaft nicht sehr heiß. Seit die Bulgaren eine vom griechischen Patriarchat unabhängige Nationalkirche haben, waren ihre Raufhändel mit den

Griechen noch schlimmer als je zuvor; was da an Mißhandlung, Schimpf, Raub und Totschlag geleistet wurde, ginge nicht in Ihr Hauptbuch. Auch Serben und Griechen, Serben und Bulgaren haben einander gedroschen, daß die Fetzen flogen. Wie lange wird das Kreuz sie einen? Von den vier Königen mag nicht einer den anderen riechen. Ferdinand hat sich zur Kriegserklärung aufgerafft, weil er fürchten mußte, sonst niedergeknallt zu werden. Auch in den anderen, minder tüchtigen überwog Angst den Heldenmuth. Der Türke hofft, daß ihnen das Unterzeug bald wieder feucht wird; und seine Zuversicht wächst beim Anblick der für das londoner Spektakel Bevollmächtigten, die jeden Tag den Abbruch der Verhandlungen androhen und eine Woche lang doch das Lungern und Luncheon dem Ruf zu neuer Waffenthat vorzogen. Alles: Theater. Doch die Völker schlugen sich gut und werden sich tummeln.

Was nun mit den Serben ist? Die möchten zu anständigem Preis verkaufen, was in ihrem Land wuchs und bereitet ward. Sie haben kein Meer, nicht den winzigsten Hafen; auf europäischer Erde nur sie (außer den Schweizern, die auch ohne Küste selig werden konnten). Lange waren sie so innig mit Oesterreich-Ungarn, daß Bismarck (einer der Vorgänger Bethmanns; nicht ohne Talent) zu sagen pflegte, in Sofia müsse man sich für einen Russen, in Belgrad für einen Oesterreicher ausgeben. Vor fast sieben Jahren wollten sie für die Gewißheit, in neun Monaten vierzigtausend Ochsen und achtzigtausend Schweine über die Grenze Oesterreichs und Ungarns bringen zu können, aus diesen Ländern Waaren im Werth von zwanzig Millionen Mark beziehen. Die Viehzüchter stemmten sich gegen die Konkurrenzgefahr, ein Zollkrieg brach aus und erst im März 1908 kams zu einem Handelsvertrag; der dem serbischen Exportbedürfniß aber nicht genügt. In der Kriegszeit war der selbe Herr Pasitsch, von dem Sie jetzt so viel lesen, Ministerpräsident. Die Serben fordern einen Ausgang ins Adriatische Meer (der Umweg durchs Aegaeische wäre für Vieh und Pflaumen recht lang) und haben ausgerechnet, daß der Bau einer Nish und San Giovanni di Medua verbindenden Eisenbahn ungefähr vierzig Millionen Mark kosten würde, die leicht durch Pump aufzubringen wären. Besonders leicht aus Italien; denn dieser Ausgang wäre der bequemste Eingang für italische Waaren und böte den Stiefelinsassen die Möglichkeit, nach und nach einen Theil des Balkanhandels zu erraffen und auf dem

Eisenstrang der Adria-Donau-Bahn den Güteraustausch zwischen Westeuropa und dem Orient zu vermitteln. Die Aussicht auf solchen Wettbewerb lockt die Herren in Wien und Budapest natürlich nicht in feurige Begeisterung für den Hafenplan. Die Serben mußten also überlaut schreien, um Gehör zu finden. Das thaten sie redlich; brachten Himmel und Hölle in Bewegung: und erhalten nun, was sie wollten. Nicht, was sie zu wollen vorgaben. (Orientbazarsitte; ein Zehntel des Verlangten birgt noch fetten Gewinn.) Doch mehr, als sie, nach zwei durch ihr Geschrei bewirkten Mobilmachungen Oesterreichs, erwarten durften. Eine internationale, nicht auf ihre Kosten zu bauende Eisenbahn, die alle Produkte, auch Kriegsgeräth, ohne Zollpflicht in einen neutralen Freihafen der Adriaküste führt. Das ist, weil es die Plage mit der Beruhigung und Verwaltung eines schwierigen Landes, ferner die Kosten und Risiken der Bahn- und Hafenanlage erspart, angenehmer als die Erfüllung des ausgetrommelten Wunsches; ist, sammt dem sehr großen Zuwachs von Land und Menschen, ungeheuer viel. Der Serbe wird noch eine Weile das dem Erdfrieden gebrachte Riesenopfer wehmüthig rühmen. Vor Fremden. Im Kreis der Verwandten jauchzt er; und hat zureichenden Grund.

Das Küstenland, in das die Serbenbahn mündet, heißt Albanien und wird, nach dem einigen Willen der Großmächte, selbständig; bleibt aber der Oberhoheit des Sultans unterthan und wird von Europa in Aufseherobhut genommen. Diese doppelt eingegitterte Selbständigkeit ist ein höchst schlauer Zauber. An der Themse gewachsen. In Europa hat fürs Erste England eine sichere Stimmenmehrheit. Mit der kann es, je nach Bedarf, Wienern, Römern, Nord- oder Südslaven winken; und, wenns nützlich scheint, die Türkenmondsichel als Sensenstahl vorbinden. Albanien würde auf Aktien, unter einem Geschäftsvorstand, der Geld aus dem Boden schlägt, besser gedeihen als unter dem europäischen Aufsichtrath, dessen Mitglieder einander kein Häppchen gönnen. Aber der Khalif, der im Glaubensreich Mohammeds auch als weltlich schwacher Herr allgewaltig ist und in Egypten, Persien, Indien das Wetter macht, muß außer dem Bosporus noch Europäisches zu verlieren haben. Ihn mit greifbarem Vermögensrest unter Englands Vormundschaft zu stellen, war der wichtigste Zweck des londoner Schachers. Fortsetzung nach dem Inventur-Ausverkauf.

Deutsches Mittelalter.

Die geistigen Führer des rationalistischen achtzehnten Jahrhunderts hielten die drei Scheusale, die sie niedergerungen hatten, den Hexenaberglauben, die barbarische Justiz und den konfessionellen Fanatismus, für die Mächte, die das Mittelalter beherrscht hätten, und dieses selbst für eine Zeit der geistigen Finsterniß, des Despotismus und wilder, roher Grausamkeit. Die großen deutschen Geschichtforscher aber, deren Arbeit in der Periode der Romantik begann, enthüllten einen ganz anderen Wesenskern der verachteten Zeit. Ehe jedoch die von ihnen gewonnene, richtige Erkenntniß durch gute Lehrbücher Gemeinbesitz werden konnte, verursachten die Uebergriffe der letzten Päpste, die Ultramontanisirung der deutschen Katholiken und der politische Kampf „gegen Junker und Pfaffen“ einen Rückschlag: die Zeitung- und Brochurenschreiber, die in vollkommenerem Maße als die Schule das Volk mit Bildungstoff versorgen, pflegen wiederum alle unliebsamen Erscheinungen der Gegenwart für Reste des Mittelalters auszugeben, so daß „mittelalterlich“ so viel bedeutet wie unfrei, unwissend und abergläubig, fanatisch und grausam. Sie wissen nicht oder beachten nicht, daß diese Uebel, an denen es allerdings im Mittelalter nicht ganz gefehlt hat, erst im sechzehnten Jahrhundert kulminirt haben, daß der fürstliche Absolutismus seine höchste Ausbildung sogar erst im Zeitalter der Aufklärung erreicht hat und daß der Bauernknechtschaft dieser Zeit eine Periode bäuerlicher Freiheit vorangegangen war. Auch die Ausschließung der Bürger von höheren Staatsämtern, ihr Katzbuckeln und Kriechen vor Beamten und Adeligen waren im sechzehnten Jahrhundert noch unbekannt; in dessen Anfang haben Männer bürgerlicher Herkunft: die kaiserlichen Kanzler Held, Seld und Granvella, der kursächsische Kanzler Brück die Staatsgeschäfte Deutschlands besorgt. Von den unseren Liberalen, Demokraten und Fortschrittlern verhaßten Thatsächlichkeiten gehört nur eine, die Papstherrschaft, dem Hochmittelalter an. Aber die war bis dahin nothwendig, weil es andere Mittel, alle Völker Europas zu einer Kulturgemeinschaft zu verbinden, damals noch nicht gab. Schädlich wurde das Papstthum erst (durch finanzielle Ausbeutung der Christenheit), als es seine politische wie seine moralische Macht schon eingebüßt hatte, und ist es, nach gänzlichem Verlust der ersten und Wiederherstellung der zweiten, heute wieder geworden als letztes Bollwerk eines durch Wissenschaft und Herzenskultur überwundenen Orthodoxismus.

Jetzt betheiligen sich auch noch die Vertreter einer neuen Wis-

senschaft, der Neuropathie, an der Schwarzmalerei. Die Nervenärzte haben ihr Augenmerk den Massenhysterien zugewandt und die Kreuzzüge, die Geißlerfahrten, der Veitstanz, der Hexenwahn verleiten sie zu dem Glauben, das ganze Mittelalter sei hysterisch und in finsteren, beängstigenden Wahnvorstellungen befangen gewesen. In Wirklichkeit ist das deutsche Volk, nachdem die Schreckenszeit der Einfälle von Räubervölkern (Hunnen, Avaren, Magyaren, Normannen) vorüber war, frohgemuth, lebenslustig und praktisch verständig gewesen. Die Kreuzfahrer hat mehr Abenteuer- und Beutelust als ein frommer Wahn getrieben und die Massenhysterien ergriffen niemals die gesammte Bevölkerung; erst seit dem Schwarzen Tod fing das Gemüthsleben an, sich zu verdüstern; weiterhin dann wirkte die Erschwerung der wirthschaftlichen Existenzbedingungen ungünstig, die um 1500 eintrat, und die rabies theologorum, die Melanchthon den Tod wünschen ließ, der völlige Sieg des römischen Rechts mit seinen grausamen Strafen, zu dessen Einschleppung die Inquisition allerdings schon vom dreizehnten Jahrhundert an nicht wenig beigetragen hatte, endlich die Gräuelthaten einer verthierten, zum großen Theil ausländischen Soldateska vollendeten dann das Unheil. Ueber das eigentliche Mittelalter muß, wer nicht selbst die Quellen studiren kann, aber urtheilen will, neben den großen neueren Geschichtwerken befragen: Jakob Grimms Deutsche Rechtsalterthümer, die Geschichte der deutschen Städteverfassung von Ludwig von Maurer, Städte und Gilden der germanischen Völker von Karl Hegel, die wirthschaftgeschichtlichen Forschungen von Inama-Sternegg, Lamprecht, Hagelstange, den beiden Knapp und den Schülern des älteren, die Kulturgeschichte des Mittelalters von Georg Grupp. Aus dem stoff- und farbenreichen Gemälde, das diese Werke ergeben, für ein größeres Publikum einige Züge herauszuheben, erscheint mir aus zwei Gründen als Pflicht. Erstens, weil es dem deutschen Volk zur Unehre gereicht, wenn allgemein geglaubt wird, es habe mehr als tausend Jahre lang in einem Zustand wilder Barbarei und schmachvoller Knechtschaft gelebt; dann, weil gerade das Mittelalter den Geist echter Freiheit athmet, den der moderne Liberalismus für eine Neuschöpfung, und zwar für seine eigene hält. Mittelalterlicher, anders ausgedrückt: altgermanischer Geist ist es, der in den modernen Volksvertretungen, in der durch Steins freie Städteordnung, durch die neuere preußische Gemeinde-, Kreis- und Provinzialordnung garantirten Selbstverwaltung, in der Selbstregierung zahlreicher freiwilliger Körperschaften und Vereine, in dem blühenden Genossenschaftwesen unserer Zeit wieder auflebt, und

auch die Hoffnung, daß eine gründliche Reform unserer Rechtspflege gelingen werde, beruht auf der Wiederbelebung dieses Geistes. Im Jahr 1823 veröffentlichte Ludwig von Maurer eine Preisschrift über das altgermanische öffentliche und mündliche Gerichtsverfahren, die von allen „Maßgebenden“ abgelehnt wurde. Denn man hielt damals dieses Verfahren für eine französische Erfindung und forderte nachdrücklich die baldige Abschaffung dieses Restes einer verhaßten Fremdherrschaft. Ein Herr von Miller schrieb: Europa sei beruhigt, das monarchische Prinzip habe über die Revolution gesiegt; so sollten denn auch alle Freunde dieses Prinzips den Plan aufgeben, durch die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des gerichtlichen Verfahrens „die Prinzen des Königshauses und den gesammten Adel wie jeden Gebildeten in die Gesellschaft des niedrigsten Pöbels herabzuziehen und sie dessen Spott und Gelächter zu überliefern“.

Gänzlich unbekannt war dem Mittelalter der fürstliche Absolutismus. Jedes Herrschaftverhältniß beruhte auf einem ausdrücklichen oder stillschweigenden Vertrag; und es galt als selbstverständlich, daß, wenn der eine Theil den Vertrag brach, auch der andere nicht mehr gebunden sei. (Nach diesem Grundsatz muß die Lösung der Unterthanenpflicht durch den päpstlichen Bann beurtheilt werden. Es wurde angenommen, daß sich der Monarch den Bann durch Pflichtverletzung zugezogen habe; in Wirklichkeit war freilich meistens nicht die Sorge für Recht und Gerechtigkeit, sondern hierarchische Herrschsucht der Beweggrund zur Bannung.) Unbeschränktes Herrscherrecht gab es nicht; vom kleinen Gutsherrn bis zum König und Kaiser war jeder Machthaber durch Herkommen und Sitte, durch anerkannte, mitunter beschworene Rechte der Untergebenen, der Stände gebunden. Die Städte wachten eifersüchtig über ihre Freiheit, gestatteten dem weltlichen oder geistlichen Landesherrn keinen längeren Aufenthalt innerhalb ihrer Mauern, schrieben ihm vor, wie viel Mann er mitbringen dürfe; vier Pferde und ein Maulthier, fünf Mann und einen Buben, heißt es einmal; was er an Verpflegung zu fordern habe; „wolle er bessere Kost, so möge er sich die mitbringen“; endlich, auf welchem Wege er die Stadt zu betreten habe. Die Kölner ließen ihren Bischof nur durch ein Hinterpförtchen und ein enges Gäßchen einreiten und gestatteten auch dem Kaiser nicht, bei ihnen Hof zu halten. Von der Selbständigkeit des Bürgerthums schon im elften Jahrhundert, wo das Städtewesen doch eben erst aufzukeimen begonnen hatte, giebt der folgende Ausspruch eines Kirchenfürsten einen Begriff. Als im Jahr 1047 König Heinrich I. von Frankreich zu einem Einfall

rüstete, während der Kaiser, Heinrich III., in Italien weilte, sprach der Bischof Wazo von Lüttich: der Frankenkönig möge nur kommen; die Bürger von Mainz, Köln, Lüttich und vielen anderen Städten würden ihm zu begegnen wissen. Zwei Ceremonien mögen die Auffassung des Mittelalters von dem Verhältniß der Obrigkeit zu den Unterthanen veranschaulichen. Wenn in Kärnthen ein neuer Herzog die Herrschaft antreten sollte, setzte sich ein Bauer aus der Familie der Edlinger, welcher Herzogbauer oder Herzog von Glasendorf genannt wurde, auf den marmornen Herzogstuhl in Zollfeld. Ringsum, außerhalb der Schranken, steht das Landvolk. Der Herzog kommt im grauen Wams und Mantel, in der Jägertasche Brot, Käse und Ackergeräth tragend, in der Hand einen Stab, ihm zur Seite ein schwarzer Stier und ein mageres Bauernpferd; hinter ihm der Adel in Gala. Der Bauer: „Wer ists, der so stolz einherzieht?“ Die Menge: „Der Fürst des Landes.“ Der Bauer: „Ist er ein gerechter Richter? Liegt ihm des Landes Wohl am Herzen? Ist er frei und christlich geboren?“ Das Volk: „Er ists und wirds sein.“ Der Bauer: „So frage ich: Mit welchem Recht wird er mich von diesem Stuhl bringen?“ Der Graf von Görz: „Er kauft ihn von Dir um sechzig Pfennig; dazu sollen diese Zugthiere Dein sein, auch die Kleider des Fürsten; Dein Haus soll frei sein, Keinem zahlst Du Zins noch Zehnten.“ Der Bauer giebt dem Fürsten einen leichten Backenstreich, ermahnt ihn, gerecht zu regiren, steigt vom Stuhl, nimmt Stier und Pferd mit. Der Herzog setzt sich auf den Stuhl, schwingt sein Schwert nach allen Seiten und gelobt dem Volke Recht und Gerechtigkeit. Und die Bürger des westfälischen Städtchens Delbrück gingen, wenn das Jahresgericht abgehalten werden sollte, dem Drosten bis an die Südmühle entgegen und fragten ihn, ob er das Recht bringen oder bei ihnen finden wolle; nachdem er geantwortet, er wolle es bei ihnen finden, geleiteten sie ihn zur Gerichtsstätte.

Daß diese Stätte ein Platz unter freiem Himmel war, daß dort Gleiche über Gleiche (Pairs) richteten, auch die Hofeknechte und Hörigen im Hofgericht unter dem Vorsitze des Vogtes (denn, schreibt Justus Möser, unsere Altvordern meinten, es würde den Mäusen übel ergehen, wenn sie von Katzen gerichtet würden), daß die ganze Markgenossenschaft als Umstand der Gerichtssitzung beiwohnte und das Urtheil schelten durfte, daß der Bauer, auch der Hörige, bewaffnet zur Gerichtsstätte zog: das Alles ist allgemein bekannt; aber wer denkt daran, wenn vom finsteren Mittelalter, von der Feudalzeit die Rede ist? Daß freilich die alte deutsche Gerichtsverfassung, auf die hier nicht näher einzugehen ist, unter den

heutigen verwickelten und verzwickten Rechtsverhältnissen, die studirte Juristen erfordern, nicht wieder hergestellt werden kann, liegt auf der Hand, aber an dem Geist, der sie beseelte, uns von Zeit zu Zeit zu erfrischen, wäre gut. Die von unserer heutigen vielfach abweichende Empfindungweise jener Zeit einigermaßen zu charakterisiren, hebe ich einige Grundsätze des damaligen Rechtes hervor. Unerlaubt war, Getreide auf dem Halm, Trauben am Rebstock, blutiges Gewand zu kaufen und zu verkaufen. Zwischen Totschlag und Mord ward streng unterschieden, doch verstand man unter Mord nur die heimliche Tötung. Einer freien Frau wider ihren Willen auch nur einen Finger anzurühren, konnte schwere Buße kosten; dagegen glaubte man einem Weibe nicht leicht, das behauptete, Nothzucht erlitten zu haben. Wollte sie Glauben finden, dann mußte sie unmittelbar vom Orte der Unthat mit aufgelöstem Haar und lautem Geschrei zum Richter eilen. Den Indizienbeweis kannte man nicht; fehlten der blinkende Schein und die handhafte That, dann konnten nur glaubwürdige Zeugen (und jeder freie Mann galt als unbedingt glaubwürdig) die Schuld oder Unschuld beweisen. Freie waren gewöhnlich nur zur Buße, also zur Entschädigung des oder der Geschädigten oder Verletzten, verpflichtet; nur den Zahlungunfähigen traf, wie den Unfreien, die Strafe, die Poen (Pein). Grausamer, barbarischer Strafen wird in Sage und Dichtung wie in Gesetzbüchern gedacht, aber, sagt Grimm, mögen solche, wie Zerstückelung des Schuldners (nach römischem Recht, Shylock!) in heidnischer Zeit vorgekommen sein, die geschichtliche Zeit kennt kein beglaubigtes Beispiel. Wie Verstümmelungen orientalischer Art, Folterung und qualifizirte Todesstrafen später eingedrungen sind, ist schon angedeutet worden. Hat die Kirche vom dreizehnten Jahrhundert an diese Verschlimmerung gefördert, so hat sie anfangs vielfach die Sitten gemildert: die Aussetzung der Kinder, die Tötung der Greise verboten, die Anerkennung der Persönlichkeit des Sklaven, die Vollgiltigkeit seiner Ehe erzwungen (in der Heidenzeit haben auch die Germanen den Sklaven, der gewöhnlich ein Kriegsgefangener war, als Sache behandelt), den Töchtern zum Erbrecht verholfen, überhaupt solchen Rechtsgewohnheiten entgegenwirkt, die einem Zeitalter natürlich waren, das keine andere Ueberlegenheit als die der Muskelkraft und des physischen Muthes anerkannte. Der mit dieser Schätzungweise gegebenen Gesinnung entsprach es auch, daß noch bis ziemlich tief ins Mittelalter hinein Totschlag und Raub nicht immer der Ehre des Thäters Eintrag thaten, während der Dieb als ein Feigling ehrlos war. Widerrechtlich Holz fällen, galt nicht als Diebstahl, weil der weithin schallende Axthieb die That meldet.

Große wirthschaftliche Fortschritte müssen immer mit stärkerer Differenzirung der Bevölkerung und vorübergehender Unfreiheit der unteren Volksschichten erkauft werden; so die großen Waldrodungen und die Ersetzung des primitiven Ackerbaues durch den rationellen der von den Römern übernommenen fränkischen Großgutswirthschaft in der Karolingerzeit. Aber die Hörigkeit wurde im Lauf der nächsten Jahrhunderte gemildert, die Fronpflicht meistens auf drei Tage im Jahre herabgesetzt, dann ziemlich allgemein in Zins umgewandelt und der in Garben, Hühnern, Eiern, Broten, Semmeln, Geld bestehende Zins schrumpfte vielfach zur bloßen Rekognitiongebühr, zum Zeichen der Anerkennung grundherrlicher Rechte zusammen; so, wenn nur noch ein Ei auf den Gutshof gebracht, dieses aber auf einem vierspännigen Wagen angefahren werden mußte. Erst die neue große Umwälzung, die das Mittelalter in die neuere Zeit überleitete, hat in Westdeutschland den noch übrigen Hörigen und Zinspflichtigen wieder härtere Lasten aufgebürdet, im ostelbischen Gebiet aber, dessen deutsche Kolonisten von Anfang an freie Bauern gewesen waren, die Hörigkeit und Gutsunterthänigkeit erst eingeführt und in den Adelsrepubliken Mecklenburg, Vorpommern und Kurland-Livland (hier waren freilich von Alters her unfreie esthnische Ureinwohner die Opfer der Unterdrückung) zur Sklaverei nach römischem Recht verschärft. In Altdeutschland ist während der ersten, in der Karolingerzeit beginnenden Hörigkeitperiode der Sinn für Selbstregirung und Selbstverwaltung und die Fähigkeit dazu nie geschwunden und mit fortschreitender Besserung der Lage des Bauernstandes wieder erstarkt. Rechte, die an den Zustand vollkommener Freiheit erinnerten, wie die Theilnahme an der Rechtsprechung, sind den Hörigen geblieben und namentlich das Hausrecht, der Hausfriede des deutschen Mannes, wurde auch ihnen gegenüber heilig gehalten. So hatte der Fronbote, der den Zins der Hörigen und der Zinsbauern einsammelte, deren Hausrecht zu respektiren. Er mußte vor der Thür stehen bleiben und seine Botschaft so bescheiden ausrichten, daß weder der Hahn auf dem Gatter, noch das Kind in der Wiege erschreckt wurde. Die Frau reichte ihm dann heraus, was er zu fordern hatte. Nur in einem Fall durfte er das Haus ohne ausdrückliche Erlaubniß betreten: wenn ihm gemeldet wurde, daß die Bäuerin im Kindbett liege. Dann riß er dem Zinshuhn den Kopf ab, den er als Wahrzeichen mitnahm, und gab es der Bäuerin zurück. Sogar der Verbrecher durfte nicht aus seinem Haus herausgeholt werden. Ein Unband, der dem Markgerichte nicht gehorchte oder sich sonst unmöglich machte, wurde dadurch

vertrieben, daß man ihm den Brunnen zuschüttete, den Backofen einriß, Wasser und Feuer versagte, im äußersten Fall das Dach abdeckte. Solches Dachabdecken wurde in manchen Gegenden zu einem Faschingsulk benutzt. Das allgemeine Waffentragen, den Waffengebrauch (selbst Handwerksgesellen trugen in der Stadt den Degen zur Zier und auf die Wanderschaft gingen sie nicht ohne Wehr und Waffen), die Fehden zwischen Städten und Städten, Rittern und Rittern, der Städte gegen Fürsten und Ritter, der Zünfte, der Gesellenbünde gegen einander wird ja heute Niemand zurückwünschen, aber Unfreiheit und Knechtessinn bekunden doch diese Sitten oder Unsitten wahrhaftig nicht.

Und daß der an Unbändigkeit grenzende Unabhängigkeitsinn mit einem wohlgeordneten Wirthschaftleben vereinbar war, beweisen die landwirthschaftlichen Zustände; sogar in Beziehung auf die Früchte von Baumzweigen, die aufs Nachbargrundstück überhängen, war das Besitzrecht gesetzlich geregelt. Und während heute noch in Rußland und in den Vereinigten Staaten die frevelhafteste Waldverwüstung getrieben wird, haben sich unsere Altvordern in „barbarischen“ Zeiten sorglicher Forstwirthschaft befleißigt, die Abholzung und Neupflanzung geregelt, den Baum- und Forstfrevel streng bestraft. Genau verzeichnet findet sich der „eiserne“ Bestand an Vieh und Geräthen, den der abziehende Pächter seinem Nachfolger zu übergeben hat, und von der für jene Zeit reichlichen Ausstattung der Häuser zeugen die Vorschriften über die Theilung des Gerades (des weiblichen Heirathgutes; das männliche heißt Heergeräth.). Darin werden oft Badelaken erwähnt, die mit den auch bei anderen Gelegenheiten oft vorkommenden Badewannen zusammen beweisen, daß die mittelalterlichen Deutschen keine Schmutzfinken gewesen sind. Auch liest man in manchem Inventar: „Ein boich, dar sie teglichs ut leset.“ Grimm bemerkt dazu: „Bekanntlich konnten im dreizehnten Jahrhundert selbst die feinen gebildeten Ritter nicht lesen, sogar die Dichter nicht (Das war ein Rückschritt; die Ottonen hatten gleich Karl dem Großen auf Schulbildung des Adels gehalten); während unter den Frauen diese Fertigkeit ganz gewöhnlich war.“

Wie menschlich unsere mittelalterlichen Vorfahren empfanden, kann man schon aus Dem schließen, was vom Zinshuhn der Wöchnerin angeführt wurde. Ueberhaupt wurde Schwangeren und Wöchnerinnen die zarteste Aufmerksamkeit erwiesen. Die Schwangeren durften sich aus fremden Gärten, auch aus denen der Gutsherrschaft, an Früchten und Gemüse holen, wonach sie gelüstete; der Mann sollte sie mit Wildpret und Fischen versorgen. War die Ent-

bindung vorüber, so mußte ihr der Amtmann Holz schicken, damit sie das Kindlein fleißig baden könne. Wird dem Fröner die Niederkunft der Frau gemeldet, während er auf dem Herrenacker pflügt, so soll er die Pferde ausspannen, nach Hause gehen und der Kindbetterin etwas Gutes anthun, „damit sie ihm seinen jungen Bauern desto besser pflegen und aufziehen könne“. In den Höferechten wird reichliche und gute Kost für das Gesinde und die Fröner vorgeschrieben, auch, daß dem Pflüger zur Stärkung ein Gefäß mit Wein oder Honig auf den Rain gestellt werde. (Ilias 18, 541—6 steht ein Mann auf dem Rain, der den Pflügenden zu trinken reicht, so oft sie wenden. Doch wird nicht gesagt, daß sie Knechte seien; Odyssee 18, 371—5 wünscht Odysseus, seine Tüchtigkeit in einem Wettpflügen mit Eurymachus zu erweisen. Ein ähnlicher Brauch ist, wie mir ein alterthumskundiger Freund mittheilt, für das alte Egypten nachgewiesen.) Fronarbeit darf nur zwischen Aufgang und Untergang der Sonne geleistet werden, auch Regen macht ihr ein Ende: Wer an Obst-, Wein- und Gemüsegärten vorübergeht, darf drei Aepfel, drei Trauben, drei Rüben nehmen und essen. Auch der Reisende darf sich an Früchten erquicken, die am Weg wachsen, und sein Pferd die Wiese abgrasen, wohl auch mit den Vorderfüßen ins Kornfeld steigen und fressen lassen. (Aehnliche Vorschriften findet man im Deuteronomium 23,24—25.)

Und wie voll Poesie und Humor ist das ganze öffentliche Leben, namentlich das Recht! Welche Fülle alliterirender und assonirender Rechtsformeln, von denen viele in der heutigen Umgangssprache erhalten geblieben sind wie Erb und Eigen, Bausch und Bogen, Bank (wofür man heute Tisch sagt) und Bett! Welcher Reichthum an sinnreichen Ceremonien! Keine Rechtshandlung, besonders keine Uebergabe, keine Einweisung, kein Vertrag wurde ohne symbolische Handlungen vollzogen. Jakob Grimm sagt im Vorwort zu seinen Rechtsalterthümern: „Wer, ohne empört zu sein, kann Adelungs Schilderungen der ältesten Deutschen lesen? Aus allen einzelnen Lastern, deren die Geschichtschreiber erwähnen, entwirft er ein Bild des Ganzen, eben als wollte man aus den Kriminalfällen heutiger Zeitungen auf unsere Verworfenheit überhaupt schließen. Nicht besser verfahren gelehrte Beurtheiler des Mittelalters; was hilft es, daß nun die Gedichte herausgegeben worden sind, die uns das beseelte, frohe Leben jener Zeit in hundert sinnigen und rührenden Schilderungen darstellen? Des Geredes über Faustrecht und Feudalismus wird doch kein Ende; es ist, als ob die Gegenwart gar kein Elend und Unrecht zu dulden hätte oder neben den Leiden der damaligen Menschen gar keine

Freuden möglich gewesen wären. Hier blos das Rechtsverhältniß berührend, glaube ich, die Hörigkeit und Knechtschaft der Vergangenheit war in Vielem leichter und liebreicher als das gedrückte Dasein unserer Bauern und Fabriktagelöhner*); die heutige Erschwerung der Ehe für die angestellten Diener [Beamten und Offiziere] grenzt an Leibeigenschaft; unsere schmachvollen Gefängnisse sind ärgere Qual als die verstümmelnden Leibesstrafen der Vorzeit. Bis zur Abschaffung der Todesstrafe hat sich all unsere Bildung noch nicht erheben können; fast nur für Feigheit und Diebstahl, weil diese Verbrechen öffentlich verabscheut waren, kannte sie das rohe Alterthum. Statt seiner persönlichen Bußen haben wir unbarmherzige Strafen, statt seiner farbigen Symbole Stöße von Akten, statt seines Gerichtes unter blauem Himmel qualmende Schreibstuben; statt der Zinshühner und Fastnachteier den Pfänder, namenlose Abgaben in jeder Jahreszeit zu erpressen. Eintöniger Mattigkeit gewichen ist die individuelle Persönlichkeit, die kräftige Hausgewalt des alten Rechtes." Langjähriges Zuchthaus ist für einen kräftigen, energischen Mann, gar für den zukunftreichen Jüngling, in der That eine viel grausamere Strafe als Schläge, Verstümmelung und Hinrichtung. Die ältere Zeit kannte Einsperrung nur als Sicherunghaft. Und den Humor ließ man auch bei Gerichts- und sonstigen Amtshandlungen walten, sogar (man denke!) beim Steuerzahlen. War doch der Zins für den Grundherrn so ziemlich die einzige Steuer des Bauern. Von den vielen lustigen Bräuchen, die geübt wurden, mochte der Fronbote den Zins einsammeln oder der Pflichtige ihn auf den Herrenhof bringen oder schicken, sollen nur drei erwähnt werden. In Walmersheim hatte jede Viertelhufe außer einem Weißbrötchen, dessen Maß mit ergötzlicher Ausführlichkeit beschrieben wird, 7½ Eier zu liefern. Die Bauersfrau reicht 7 Eier heraus und ein achtes legt sie auf die Schwelle. Der Schulze hackt es mitten durch; was nach außen fällt (oder fließt? Daß dieses Ei gesotten sein mußte, wird nicht gesagt), gehört dem Grundherrn, was nach innen fällt oder läuft, bleibt der Frau. Die Ablieferung auf dem Hof war gewöhnlich ein Fest für die Hofeleute und den Abliefernden, der bewirthet und beschenkt wurde und oft mehr bekam, als er brachte. An einem Ort wurde er nach der Mahlzeit in Schlaf gegeigt. Der Bote (man nannte ihn das Walpertsmännchen), der dem Freiherrn von

*) Grimm hat Das im Jahr 1828 geschrieben; von gedrücktem Dasein der Bauern und Fabriktagelöhner kann man heute nicht mehr sprechen; eben so wenig von eintöniger Mattigkeit.

Buchenau die 36 Heller der Gemeinde Salzberg zu überbringen hatte, wurde drei Tage lang mit Speise und Trank gelabt; brachte er es fertig, drei Tage und Nächte lang zu schmausen und zu pokuliren, ohne einzuschlafen, dann mußte ihm der Zinsherr bis an sein seliges Ende freie Wohnung, Kost und Kleidung gewähren.

Daß sich der Humor vielfach mit der Derbheit äußerte, die einem von Ueberbildung und Ueberfeinerung sehr weit entfernten kräftigen Geschlecht nun einmal eigen ist, versteht sich von selbst; weder die Liebeslieder vagirender Kleriker, die unter dem Titel Carmina Burana herausgegeben worden sind, noch die Schwänke, die der Freiherr von Laßberg in seinen Liedersaal aufgenommen hat (er preist unsere Vorfahren glücklich, die sich den Lebensgenuß durch keine Gewissensskrupel, durch keine Konvention verkümmern ließen), eignet sich zur Lecture für die heutige Jugend; sie würden, wenn sie ein Verleger dem größeren Publikum zugänglich machte, als „Schmutz" verpönt werden. Doch schreibt Karl Adolf Menzel in Beziehung auf diese Seite des Volkslebens, die bei dem kräftigen Stadtbürgerthum des ausgehenden Mittelalters sehr stark hervortrat: „Große Sittenreinheit, schöne Unverdorbenheit wird kein Kundiger der Zeit nachrühmen, die in gewissem Sinn für das Blüthenalter der echten bürgerlichen Deutschheit erklärt werden muß. Das aber kann nicht verkannt werden, daß gegen das deutsche Leben des fünfzehnten Jahrhunderts, besonders in der städtischen Form, in seiner inneren und äußeren Gediegenheit, in seiner Kraft, Selbständigkeit, Freudigkeit und Zuversichtlichkeit, der Zustand der Armsäligkeit, Verfallenheit, Abhängigkeit und Erniedrigung, in welchem nach dem Westfälischen Frieden besonders deutsches Bürgerwesen erschien, im betrübenden Abstiche stand."

Wie zart mittelalterliche Menschen empfinden konnten, lehren die Dichter, von denen der heutige gebildete Deutsche doch wenigstens einen kennt: Walther von der Vogelweide. Zwar sind sie Vertreter der höheren Stände, die sich im dreizehnten Jahrhundert der aus Frankreich stammenden feinen Sitte und höfischen Zucht, namentlich auch strengster Mäßigkeit befleißigten (das Saufritterthum und sein bekanntester Repräsentant, Hans von Schweinichen, gehören dem sechzehnten Jahrhundert an, in dem auch die Grobianuszeit beginnt), und Herr Walther betont Das, indem er in seinem lieblichen Mailiede mahnt: zu „tanzen, lachen unde singen ane dörperheit". Doch entbehrte auch die derbe und ausgelassene Lust der Dorfjugend nicht aller Anmuth, wie manches Tanzlied und die Tracht der bäuerlichen Stutzer, Stickereien, flatternde Seidenbänder, gebrannte Locken, Täschchen mit Wohlgerüchen, beweist.

Neisse. Karl Jentsch.

Manets Olympia.*)

Wir begreifen nicht mehr, warum die Verwaltung des Salons von 1865 zwei Diener neben die „Olympia“ stellen mußte, um sie vor den Stöcken der Besucher zu schützen; noch weniger, daß man das Bild mit der selben Kritik abzuthun versuchte, die sich gegen den Realismus Courbets empört hatte. Uns überrascht heute kaum noch die Naturwahrheit in dem Bilde. An Natur hat man uns seitdem unendlich viel mehr geboten; und wir sind nicht sonderlich reicher dadurch geworden. Wir bewundern den Stil trotz den hundert Arten von Stilisirungen, die uns seitdem geboten worden sind. Wir diskutiren nicht mehr, ob es erlaubt ist, eine schwarze Katze neben eine nackte Frau zu setzen (ein Detail, das damals Ströme von Tinte fließen ließ), sondern über die Mittel und Wege, die einen Menschen von dreißig Jahren dahin brachten, Das, was er zu sagen hatte, so vollendet zu sagen. Die Olympia ist kurz nach dem „Déjeuner sur l'herbe“, noch in dem selben Jahr, entstanden; und in der winzigen Zeit ist aus dem kühnen Neuling, der den Reichthum nicht bergen konnte, der in der Noth, den rechten Ausdruck zu finden, zu primitiven Mitteln griff und hart neben dem unangreifbaren Monument den kecken, unreifen Einfall, eine jenem Monumente nicht adäquate Umgebung stehen ließ, ein Weiser geworden. Gerade Das, was dem Déjeuner fehlt, zeichnet die Olympia im höchsten Maße aus. Sie ist vor Allem eine in allen Theilen vollkommene Harmonie. Zeichnung und Farbe oder, sagen wir besser, Komposition und Ambiante, das Konstruktive und das Malerische tragen wie zwei gleich kräftige Säulen die Wirkung. Nicht ein Hauch des koloristischen Gepränges, das alles vorher von Manet Geschaffene übertrifft, ist zu viel, wird nicht von der Form gebändigt. Es giebt keine Reste wie im Déjeuner sur l'herbe. Ist dieses die Rhapsodie, deren gewaltiger Schwung über alle nicht aufgeräumten Schlacken des Werdeprozesses fortreißt, so möchte man die Olympia der geordneten Symphonie vergleichen, in der das Thema nach den Regeln der Kunst vollendet, erschöpft wird. Und trotzdem ein verwandtes Werk, verwandt in dem Besten, das Beide haben, in der Freiheit. Auch die Olympia bindet kein Kompromiß mit illegitimen Gewalten. Das Abgeschlossene kommt nicht durch willkürliches Ausscheiden von Mitteln, die zu der Sache gehören, zu Stande; kein Zagen fesselt die Empfindung, kein nutzloses Gesetz. Die Improvisation würde vor der Aufgabe versagen; haltloser Impressionismus hätte sie nie gelöst. Aber eben so wenig wäre einem unfreien Instinkt diese Erfüllung gelungen.

Die Aufgabe bot nicht die selben Schwierigkeiten. Manet war hier besser zu Haus. Das Interieur ließ sich auf einfacherem Weg ver-

*) Aus dem (mit 197 Abbildungen geschmückten) Band „Edouard Manet“, der bei R. Piper & Co. in München erscheint und dessen Autor bei den Lesern der „Zukunft“ keiner Einführung bedarf.

allgemeinern und das Motiv erlaubte wieder klassische Hilfmittel. Manet erinnerte sich an die Venus der Tribuna, deren kleine Kopie seit der florenzer Reise in seinem Atelier hing, und baute das Bild nach dem selben Schema auf. Die Disposition der Gestalt auf dem Lager, die Stellung der Beine, des hinteren Armes und der vorn liegenden Hand, die Drapirung des Leinens, das unten vom Rahmen abgeschnitten wird und links einen schräg ansteigenden Ausschnitt des Polsters läßt: Alles weist sofort auf das Gemälde Tizians. Die Benutzung des Vorbildes ist eben so deutlich wie im „Déjeuner sur l'herbe"; und eben so deutlich ist die Zuthat. Die Haltung des Oberkörpers der Olympia unterscheidet sich durchaus von dem Vorbild; und diese an sich belanglose Aenderung unterstreicht die sehr große Verschiedenheit der Menschen, die dargestellt wurden, und die Auffassungen der Darsteller. Tizian malt in der weich und lässig hingegossenen Frau die passive Sinnlichkeit der schönen Träumerin, malt sie mit weichen Uebergängen auf träumerische Art, und das wunderbare Zusammentreffen von Form und Gegenstand macht die Schönheit des Werkes. Die Subjektivität des Meisters gleicht dem warmen Hauch, der den göttlichen Körper umgiebt. So konnte kein Pariser aus der Zeit des Zweiten Kaiserreiches eine Frau malen, ohne ein Wenig sentimental, ein Wenig schal, ein Wenig unwahr zu werden, ohne ein mattes Abbild zu geben und gerade das Kostbarste Tizians herabzuziehen, das Natürliche seines Stils. Die „Olympia" ist im Vergleich dazu kahl und ein Wenig starr. In der kahlen Starrheit ersah das Auge des Malers den Nerv des modernen Großstadtgeschöpfes, eines vollkommen neuen Wesens. Es ist nicht keuscher oder weniger keusch. Davon weiß der Maler, der sich eine höhere Warte als die Sittenschilderung gewählt hat, nichts, will nichts davon wissen; und man kann wirklich auf nichts Dergleichen aus seiner Darstellung schließen. Er ersieht Dinge, die sich nicht weniger monumental verewigen lassen als die Traumwelt der Venus von Urbino. Und daß sie dieser Welt fremd, eher entgegengesetzt sind, steigerte noch die Lust des Künstlers, es zu versuchen. Der Versuch ist um so giltiger, als er in dem selben Rahmen gewagt wird, der die andere Welt beherbergt.

Das Neue ist das Aktive einer viel weniger unbewußten Weiblichkeit. Es kommt merkwürdig prägnant in dieser Gestalt zum Vorschein, und zwar nicht nur in der strengeren Haltung, in diesem wachsamen Kopf, der aufrecht den Dingen entgegensieht, in der Spannung des winzigen, absichtlich winzigen Körpers; auch in der Art der Darstellung, in dem energischen Auftrag, in den unverhohlenen Farbenkontrasten, in der Straffheit aller Mittel der Form. Und diese Uebereinstimmung wirkt hier so überzeugend wie in dem Tizian, wo sie aus ganz anderen Empfindungen hervorgeht und ganz andere Empfindungen wachruft. Man kann in beiden Fällen aus der Form auf das Verhältniß des Mannes zum Weiblichen schließen, nicht etwa auf das des Malers der Olympia zu der Dargestellten, nicht einmal auf das Ver-

hältniß Manets zu den Frauen überhaupt, das (notabene) wenig interessant war und uns nicht interessirt; vielmehr auf eine ganz verallgemeinerte Beziehung, an der uns Eins vor Allem wichtig ist: daß sie sich mit dieser bei aller Verallgemeinerung packenden Gewalt einer Olympia ausdrücken läßt; eben so sicher, eben so überzeugend wie Tizian das lose Netz von Beziehungen seiner Venus zu ihrer Welt mitmalte. Die Entwickelung der Kunst scheint mit der Entwickelung des Frauentypus, für die diese beiden Bilder Stationen sind, zusammenzugehen: und daher kommt es wohl, daß sich uns alles Persönliche der Gestaltung zu einem allgemeinen Symbol erweitert. Es steckt noch Kindliches in der Olympia, in diesem kaum dem Kindesalter entwachsenen Geschöpf. Die wunderbar charakterisirten Hände können noch spielen, so gut wie die artverwandten Hände der Venus, die nichts Anderes thaten. Und in dem starr gerichteten Kopf spuken noch tausend rein weibliche Phantasien. Aber in diesen Händchen stecken daneben die Möglichkeiten ganz anderer Energien. In dem Kopf rumort ein neues Phantasieleben: vielleicht nicht reicher, vielleicht in den elementaren Instinkten nicht viel anders, aber bewegter und deshalb bunter als die Traumwelt der Frauen Tizians. Ein anderes Tempo des Daseins, das der Kunst ein anderes Tempo diktirt.

Die Gestalt liegt, wie die Venus, so, daß der ganze vordere Theil des Körpers sichtbar wird und doch eine einzige schattenlose Fläche vom Kopf bis zu den Fußspitzen die ganze Form enthält. Die modellirende Hülle, die in dem Körper der Venus langsam vom Dunkel bis zu mäßiger Helle steigt, ist zu schmalen Grenzlinien geworden, die das Helle nicht hindern, sondern hervorheben. Ob sich Manet sofort zu der Stellung entschloß, ist nicht sicher. Die beiden Sepiazeichnungen nach einem auf der Seite liegenden Mädchen, das mit der einen Hand den Kopf aufstützt, mit der anderen mit einer Katze spielt, gehören jedenfalls annähernd in die Zeit der Olympia. Manet könnte das Bild so begonnen und sich bald überzeugt haben, daß mit einer so losen Komposition die Aufgabe, die ihm vorschwebte, nicht zu lösen war. Die Röthelzeichnung der ehemaligen Sammlung Henri Rouart kommt der Olympia etwas näher. Vielleicht hängt auch die Radirung einer Odaliske lose mit dem Gemälde zusammen. Die Stellung des Oberkörpers der Olympia zeigt die schöne Tuschzeichnung der Sammlung Viau. Das Mädchen ist bekleidet. Ein reiches Décoletté läßt Brust und Arme frei. Mit der Erfindung dieser Stellung hatte Manet ein wesentliches Element des Bildes. Doch war es damals noch die Vorstellung einer Grisette des Zweiten Kaiserreichs à la Guys. Es galt, den Typus über das Zeitliche zu erheben und das Fleisch von allem Pikanten zu reinigen. Manet hatte Mühe, weil das Modell seinen sündigen Freuden nachging und nur posirte, wenn die Liebhaber es im Stich ließen. Manche Veränderungen unwesentlicher Art wurden noch auf der Leinwand vorgenommen. Ursprünglich kam hinter dem Gesicht der Haarschopf hervor. Auf dem wundervollen Aquarell, auf den beiden Radi-

rungen und dem Holzschnitt ist der Schopf stehen geblieben und auf dem Gemälde sind noch Spuren unter der rothen Uebermalung bemerkbar. Die Verbesserung, die in dem geschmeidigen, mehr die Farbe als die Linie betonenden Aquarell belanglos gewesen wäre, fördert im Gemälde die monumentale Einfachheit des Umrisses und unterdrückt ein den Kopf schmälerndes Detail. In den Radirungen tritt übrigens wieder die Ungeübtheit des Graveurs bei der Uebertragung der eigenen Sachen des Malers hervor. Aus der stolzen Olympia wird ein banales Dutzendgeschöpf. Nach Differenzen zwischen den beiden Radirungen läßt sich annehmen, daß der Hintergrund des Bildes ursprünglich summarischer behandelt war und nur hinter der Negerin die auch später beibehaltene Oeffnung zeigte. Die Modifikation bringt wieder eine Annäherung an das Gemälde Tizians, in dem auch der Hintergrund an fast der selben Stelle getheilt wird. Manet verzichtet auf den Blick in das Interieur und damit auf eine Wirkung, die nicht wenig zur Bestimmung der Situation der träumenden Venus beiträgt. Solche Intimität hätte die Herbheit geschmälert. Aber er behielt auch in diesem Theil eine merkwürdige Beziehung zu dem Vorbild. Er eint gleichsam das Linienspiel der beiden Hintergrundgestalten des Tizian. In dem Volumen der Negerin steckt die Summe der beiden Dienerinnen und man möchte sogar ihren Umriß, der so wundervoll die Komposition bereichert, auf die beiden Gestalten Tizians zurückführen. Die Negerin rückt als handelnder Partner unmittelbar hinter die Hauptperson, erweitert die Differenz zwischen Hell und Dunkel zu einem großartigen Farbenspiel und erhöht das Wirksame des Symbols. Aus dem schlummernden Bologneser Hündchen zu Füßen der Venus von Urbino wird die aufrechtstehende Katze mit dem gebäumten Rücken und dem hochschießenden Schwanz, phantastisch wie der ganze Gefühlsgehalt der Szene.

Also war die Benutzung der Komposition eines großen Vorgängers, die im „Déjeuner sur l'herbe" spontaner Einfall scheint, kein vereinzelter Zufall. Wesentliche Momente beider Hauptwerke stützen sich auf Ueberliefertes. Es sind die Momente, bei denen die Ueberlieferung Stützen zu geben vermochte und bei denen der Moderne ihrer bedurfte. Manet war ein einsichtiger Baumeister, dem es nicht darauf ankam, mit billigen Fassadenkunststücken seine Originalität zu erweisen. Wo kein Grund vorlag, die Alten hintenanzusetzen, da verzichtete er auf die groben Mittel, sich zu unterscheiden. Er brauchte nicht das Haus auf den Kopf zu stellen, um darin als eigener Herr zu wirken. Ihm lag an der Organisation: eine Sache, ob sie ganz allein aus der Natur kam oder schon auf ihrem Wege den Genius eines Anderen getroffen hatte, so durchzudenken, durchzufühlen, daß sie sein Eigen wurde und dadurch neues Leben gewann. Diese Organisation bringt es mit sich, daß selbst, wenn man die Olympia neben die Venus in der Tribuna hinge, keine Wesensähnlichkeit bemerkt würde. Die Verschiedenheit der wirksamen Energien würde das Resultat unserer Analyse der Kompo-

sition als Das, was es ist und bleibt, als Theil unter anderen, viel wesentlicheren, erscheinen lassen.

Aehnlich wie im „Déjeuner sur l'herbe“ ist der Schwarz-Weiß-Kontrast der starke Rahmen für die Koloristik und sorgt für die Prägung der Erscheinung. Aber die Organisation innerhalb des Rahmens geht viel weiter. Es giebt kein Stilleben, das einseitige Bedeutung beansprucht, obwohl sich der Stillebenmaler noch glänzender ausspricht. Es giebt kein Zuwenig, kein Zuviel. Zu der starken Wirkung des „Déjeuner sur l'herbe“ trägt immerhin auch ein etwas übertriebener Effekt bei: die rücksichtlose Helligkeit des Nackten neben den dunklen Männern, deren vermittelnde Nuancen das Unvorhergesehene der Dominante nicht zu überwinden vermögen. In der Olympia befindet sich das Farbige innerhalb der Gruppe vollkommen im Gleichgewicht; und die monumentale Wirkung ist deshalb nicht geringer. Das Elphenbein des Körpers (wieder von Rosa gewärmt, das namentlich im Gesicht und in den Extremitäten deutlicher hervortritt) liegt, wie die Perle auf der Muschel, auf einem Piedestal aus tonverwandten Stoffen, so daß die ganze Helligkeit von Weitem wie eine große lichte, das Bild durchströmende Woge erscheint. Links das Armband, rechts der Schuh konzentriren die gelben Nuancen des sehr pastosen Fleisches; das Armband goldgelb, der Schuh, ein kostbares Bibelot, das Delacroix entzücken konnte, in dem Flachsgelb Manets, mit himmelblauer Borte. Das Haar, in ganz breit gestrichenem Braun, giebt die einzige Verbindung mit der rothbraunen Wand hinter dem Oberkörper. In dem Roth der Wand wird das warme Bordeaux des Stückchens Sofas (im Vordergrund) gedämpft. In den verblichenen Ornamenten der dunklen Tapete kommt ein sehr gemilderter Reflex des Elphenbeins wieder, der sich in dem vertikalen Grenzstrich zu einem diskreten goldigen Ton erhöht. Sonst wird der Hintergrund im Wesentlichen mit dunklen grünen Tönen bestritten; mit einem tief leuchtenden Smaragd in dem Vorhang zur Linken, rechts mit noch dunklerem Grün, das ein Wenig zu indifferent wirkt. Die Oeffnung hinter der Negerin braun, das kleine viereckige Stückchen oben in einem grünlichen Grau. Manet hat an dem Hintergrund viel herumgedoktort. Die Negerin verhütet, daß die dunklen Grün das Fleisch zu kalt machen. Wiederum brauchte er die Dunkelheit eben der Negerin wegen, um ihre räumliche Stellung zu sichern. Das ist gelungen. Doch wird das an modernen Bildern geschulte Auge das Mittel diskutabel finden und in der Dunkelheit hinter der Gruppe trotz Manets Bemühungen, sie zu beleben, immer noch zu sehr den Hintergrund, die ad hoc geschaffene Kontrastfläche sehen und namentlich in der rechten Hälfte einen Reflex der Vorgänge vermissen, die sich vor der nahen Wand abspielen. Dafür steigern sich gerade hier diese Vorgänge zu einem Gipfel des Farbigen. Das schöne Braun der Negerin, eine Vertiefung des Brauns der linken Wand, steht prachtvoll zu dem Elphenbein. Das Roth, das darin mitwirkt, scheint aus dem blutrothen Ohrring herauszufließen und kommt, mit Grau-

weiß vermischt, in dem Kopfputz wieder. Das Fleisch der Negerin wird von dem Fleisch der Nackten durch das wunderbar Stoffliche des rosa Kleides getrennt, eine Wiederholung der Schleife im Haar der Olympia, aber milchiger, von unerblickter Pracht. Um den Hals wächst das grau beschattete weiße Hemd heraus, im Gleichklang mit den Laken des Bettes. Und vor dem Rosa breitet sich in weißer Hülle das Bouquet aus. Die Blumen, das lebhafteste Roth und Grün zwischen Weiß und Grau, sind so schnell gemalt, wie sie in der Natur gebrochen wurden. In ihren Tonwerthen steckt Etwas von dem späteren Cézanne. Dieses Ensemble, der Schuh auf dem spanischen Tuch, das pastose Elphenbein des Fleisches, das lose Bouquet mit der tiefbraunen Hand, das rosa Gewand mit den reichen Falten über dem grauweißen Hemd und der braune Kopf darüber, diese Häufung von rein farbigen Reizen, verbunden mit schönsten Materien, von denen jede einzelne streng gesondert ihre Art behauptet, ist einzig. Man kennt Neger und Negerinnen auf vielen Bildern, wo sie die Pracht der Situation vermehren. Es will uns scheinen, als habe noch nie ein Künstler eine Negerin von der Art dieser Gefährtin der Olympia gemalt. Seit den Venezianern verbindet sich mit diesen Dienerinnen schöner Wollust die Illusion des juwelen- und düftereichen Orients. Es gehört zu Manet, daß nicht ein Hauch dieser Welt die eigenen Reize der Blumen tragenden Schwarzen bestimmt. Wenn es nicht ein Nonsens wäre, könnte man sich einbilden, die Negerin habe ihre Herkunft mit den Blumen und dem nackten Mädchen gemein: so eng gehört sie zu Manets Geschöpfen.

In dem Piedestal feiert Manets Tonkunst Triumphe. Der Körper ist von dem Laken durch das spanische Tuch getrennt. Man fühlt das zarte schmiegsame Gewebe besonders deutlich neben dem sehr festen Fleisch; und die Verschiedenheit der Materien wird von der Verwandtschaft der Farben nicht im Geringsten beeinträchtigt. Das Tuch ist das leicht vergraute Gelb des Fleisches, aber ohne das Rosa, mit leichten rothen, blaugrünen und dunkelvioletten Blumen durchwirkt und mit goldgelben Fransen. Kräftige Striche von bläulichem Grau auf schneeigem Weiß malen die Laken. Die entscheidende Gesammtwirkung giebt einen hellen, bläulichen Ton wie das Bouquet, das in der Struktur ähnlich gemalt ist. Das Gelb des Körpers liegt wie eine starre, unlösbare Masse dazwischen. Die Derbheit in der Behandlung der schönen Farben würzt das Phantastische der Szene.

Diese Derbheit entfernt die Olympia weit von Tizian und fast eben so weit von den spanischen Einflüssen und scheidet zumal die Beziehung zu den Bildern aus, die man der Motive wegen mit ihr in Verbindung gebracht hat: die vielumstrittene „Venus“ von Velasquez in der National Gallery und Goyas „Maja“ im madrider Prado. Die fragile Grazie des londoner Bildes, bei dem es sich weniger um die Darstellung eines Weibes als um eine weibliche Darstellung handelt, hält vor der Männlichkeit des Manet nicht Stand; und die „Maja“ wird seicht, beinahe obszön. Beiden fehlt der unnahbare Stolz

der Anschauung, der das pariser Proletariermädchen der fürstlichen Ahnin in Florenz, die ihm Pathe stand, würdig macht.

Manet ließ die Olympia ein paar Jahr im Atelier hängen und entschloß sich erst auf Zureden Baudelaires, sie im Salon von 1865 auszustellen. Zwanzig Jahre später, kurz nach dem Tode des Meisters, brachte eine Subskription von Freunden die zwanzigtausend Francs zusammen, um der Witwe das Werk für den Luxembourg abzukaufen, und die Freunde, Claude Monet an der Spitze, setzten, was viel schwieriger zu erreichen war, die Annahme des Bildes durch. Nach zwei weiteren Dezennien rückte es eine Stufe höher. 1907 ließ es Clemenceau in den Louvre hängen. In der „Salle des États“, die das neunzehnte Jahrhundert beherbergt, hat es einen Ehrenplatz an einer der vier Eckwände. In den drei anderen hängen die Dantebarke, die „Femmes d'Alger“ und Ingres' liegende Odaliske. Die Olympia hängt sehr gut hier. Man erkennt, was sie mit den Anderen gemein hat und was sie von ihnen trennt. Sonderbarer Weise erscheint der Zusammenhang mit dem großen Führer der neueren französischen Malerei viel loser (man könnte ihn nur auf Grund technischer Dinge konstruiren) als der mit dem Gegenpol Delacroix', auf den man bei Manet am Wenigsten gefaßt ist, mit Ingres. Gleich daneben hängt der Troyon, etwas weiter der Musentanz Corots. Wir spüren nicht die leiseste Beziehung zu der Olympia, auch wenn wir uns viele andere Bilder ähnlicher Art hinzudenken. Aber zwischen dem Troyon und dem Corot hängt die wunderbare „Madame Rivière“ von Ingres mit dem wallenden Schleier auf dem blauen Pfühl; und da bleibt der Blick, der von der Olympia voll ist, wie magnetisch angezogen hängen. Man wird zu keinem Vergleich getrieben. Jede Einzelheit scheint jede Möglichkeit des Vergleiches auszuschließen. Wenn man näher an den Ingres herantritt, wird Manets Vorstellungwelt von dem wie blechern wirkenden schwarzen Haar, von dem aufs Aeußerste detaillirten türkischen Tuch, von der ganzen Perfektion dieser wie Kleinkunst wirkenden Bildnißmalerei abgestoßen. Tritt man aber nicht näher heran, bleibt man so weit stehen, daß der Blick gemächlich von dem einen Bild zum anderen wandern kann, so ist es, als zögen sich alle haargenau gezeichneten Einzelheiten des Ingres, alle seine Härten, eben so zu einer Massenwirkung zusammen, wie sich die Pinselstriche auf der Olympia zu wirksamen Massen einen. Die Härten des Bildnisses führen zu dem unvergeßlichen Ausdruck weicher Anmuth, zu dem unlösbaren Zusammenhang aller Theile, der uns hier vielleicht noch inniger als in der Olympia erscheint. Man meint dann auch hier, trotz der Häufung von Details, eine Vereinfachung zu erkennen, die, wenn schon verschwiegener, nicht weniger wirksam ist und mit ganz anderen Mitteln zu einem dem Gehalt der Olympia verwandten Resultat führt. Wie bescheiden wird der Forscher vor solchen unanalysirbaren Beziehungen! Der Ingres soll modellirt sein, der Manet nicht; und dabei ist Einem, als sei die Olympia in der Modellirung viel weiter getrieben

als die „Madame Rivière“, als sei hier das Flächige nicht weniger gewahrt, obwohl die Schatten (freilich, wie zart!) das Fleisch umspielen. Die seltene Sachlichkeit, die nicht der Wärme entbehrt, aber die warme Gefühlsregung des Darstellers ungreifbar macht, ist das Gemeinsame; und es führt geradezu zu einer Instinktgemeinschaft. In dem Bildniß der Dame stecken die Möglichkeiten der Olympia. Vielleicht wäre es nur nöthig, das Bildniß zu entkleiden. Dagegen enthält die Olympia Möglichkeiten, die Ingres' Anschauungen weit hinter sich lassen. Zolas Behauptung, sie enthalte den ganzen Manet, war für das Stück des Oeuvre, das in den sechziger Jahren vollendet war, zutreffend; aber auch nur für dieses Stück. Wie viel Anderes, fast Entgegengesetztes sollte dazu kommen! Und Zola irrte, wenn er damals schrieb, die Olympia enthalte nicht nur den ganzen Manet, sondern nur Manet. Man fühlt gerade in dem Saal des Louvre das Traditionelle des Werkes. Daher sagt uns Zolas Behauptung, die Nackte sei nur ein Modell von der Straße gewesen, an dem Manet nur das Malerische gereizt habe, nicht viel. Weder die Olympia noch das Déjeuner sur l'herbe, von dem Zola das Selbe sagte, verdanken einem neuen Begriff des Malerischen ihre Wirkung. Dieser Begriff ist zu allgemein geworden. Unser Auge hat sich mit Dingen, die malerisch genannt werden, übersättigt. Werke, die in der Salle des États ihren Rang behaupten, sind seltener geworden. Ueber die Tradition, die das Déjeuner sur l'herbe und die Olympia trägt, sollte Manet hinausgehen; und wir sind mitgegangen, froh des Gewinnes. Es ist zuweilen gut, in den Louvre zu gehen, um zu merken, wie viel wir dabei verloren haben.

Paris. Julius Meier-Graefe.

Juristen und Laien.

Die Gerichtsgewalt hat seit den ältesten Zeiten für einen Hauptbestandtheil der königlichen Gewalt, der Staatsgewalt gegolten. Ja, es giebt gar keinen wichtigeren und wesentlicheren Inhalt beider Gewalten. Ohne sie wäre das Königthum nicht souverain, also kein Königthum, die Staatsgewalt nicht die Macht im Staat. Das Recht muß im Namen des Königs, der Staatsgewalt gesprochen werden und muß dem Willen der Staatsgewalt entsprechen. Im modernen Staat hat dieser Wille seine Verkörperung im Gesetz gefunden. Deshalb dürfen nur Gerichte bestehen, welche die Gewähr bieten, daß ihre Rechtsprechung Gesetzesanwendung ist. Wo Dies nicht verbürgt ist, haben wir in Wirklichkeit keine Staatsgerichte, hat der Staat in Wahrheit nicht mehr die Gerichtsgewalt; sie ist dann dort, wo die Quelle des

Rechtes ist, das solche Gerichte anwenden, also nicht bei der Staatsgewalt. Und dieser Zustand besteht bei uns schon auf breiterem Gebiet, als die Meisten glauben. In der Strafrechtspflege droht die Gerichtsgewalt ganz den Händen der Staatsgewalt zu entgleiten; und ihre berufensten Vertreter helfen dabei zum Theil frisch mit.

Nach dem jüngsten Entwurf der StPO und des GVG sollten bei allen Strafgerichten Erster Instanz (und sie sind die wichtigsten) nach dem Willen der Mehrheit der Volksvertreter und sogar einzelner Regirungen selbst in der Berufunginstanz die Volksrichter den Ausschlag geben. Dienen aber Gerichte, in denen diese Männer die Entscheidung haben, noch dem Vollzug des Gesetzes, des Willens der Staatsgewalt? Wer die Frage gutgläubig bejaht, kennt die Verhältnisse nicht genügend. Leider stehen gerade auch an maßgebenden Stellen nicht selten Männer, die persönlich nicht genug mit Laienrichtern zusammen gearbeitet oder es doch nur zu einer Zeit gethan haben, wo die Verhältnisse noch wesentlich anders lagen als jetzt. Denn die Achtung vor dem Gesetz ist bei den Laienrichtern in stetem Schwinden. Es scheint, daß die Laien an den Schöffengerichten bald nach deren Einführung im Allgemeinen mit einer gewissen bescheidenen Zurückhaltung an die ihnen ungewohnte Aufgabe herantraten, so daß der Vorsitzende in der Regel in allen Rechtsfragen und auch darüber hinaus in weitem Umfang durch seine überlegene Erfahrung in der Rechtspflege den Ausschlag gab. Daher glauben Viele heute noch, die Schöffen seien im Ganzen auf die Rechtsprechung nur von geringem Einfluß, also unschädlich, aber dadurch werthvoll, daß sie der Rechtspflege einen volksthümlichen Anstrich geben, und empfehlen deshalb diese Einrichtung auch für die Landgerichte. Dieses Bild ist für die Verhältnisse unserer Tage durchaus unzutreffend und wird es immer mehr. Die sehr stark zunehmende Demokratisirung und die sich häufenden Angriffe auf die Berufsrichter und unsere gesetzlichen Einrichtungen haben hier erheblichen Wandel geschaffen. Der Einfluß des Vorsitzenden wird immer geringer, selbst bei der Beurtheilung von Rechtsfragen, weniger deshalb, weil die Schöffen selbst wähnen, auch diese Fragen besser zu verstehen, als vielmehr, weil sie sehr oft von einer grundverschiedenen Auffassung ihres Richteramtes ausgehen. Sie betrachten sich sehr gern bei der Rechtsprechung als souveraine Richter, die das Recht in der eigenen Brust tragen, und neigen dazu, nur ihrem „Gefühl“, nicht dem Gesetz zu folgen, das sie ja nicht kennen und nicht verstehen, daher auch nicht achten. Denn was man nicht kennt und nicht versteht, pflegt man auch nicht richtig zu achten. Je mehr die Laienrichter sich daran gewöhnen, es mit dem Gesetz nicht genau zu nehmen, um so mehr schwindet auch dadurch wieder die Achtung vor ihm, der Glaube an seine Nothwendigkeit und Unverbrüchlichkeit. Wo das Gesetz ihm nicht paßt, setzt sich der Laie als Richter darüber hinweg. Dieses „Gefühl“, das so in Wahrheit die Rechtsquelle der Volksgerichte wird, ist im besten Fall ein Billigkeitgefühl, das der Rücksicht auf den

einzelnen Fall die im Interesse des Ganzen nothwendige Ordnung, das Wesen des Rechts, opfert; sehr oft aber verstecken sich hinter diesem sehr unbestimmten Gefühl Willkür, rohe oder unreine Leidenschaften, Instinkte, Vorurtheile und Unwissenheit aller Art. Statt des Gesetzes, des Staatswillens, ist die Willkür des einzelnen Richters die „Rechts"-Quelle geworden. Wie auf diese Weise die sittliche und geistige Kulturarbeit von Jahrtausenden, die in der Gesetzgebung aufgespeichert ist, geopfert wird, wie eine solche Rechtsprechung der strengen und heilsamen Zucht, die das Gesetz für den Richter mit sich bringt, völlig entfremdet wird, brauche ich nicht zu erweisen. Diese Anarchie im Staatswillen gelangt in den ohne Angabe der Gründe verkündeten Wahrsprüchen der Geschworenen sehr schlecht verhüllt, in den schöffengerichtlichen Urtheilen dagegen oft genug in unverhüllter Schroffheit zum Ausdruck. Durchaus zu wünschen ist auch, daß sie von dem Vorsitzenden nicht (was oft geschieht) künstlich verschleiert wird. Nicht selten wird mit nackten Worten gesagt, der Thatbestand des Strafgesetzes sei festgestellt, aber das Gericht habe auf Freisprechung erkannt. Man regt sich darüber an den berufenen Stellen kaum noch auf; man ignorirt diese Gesetzlosigkeiten und Rechtsbeugungen. Gegen die Urtheile der Schöffengerichte wenigstens hilft jetzt noch die Berufung des Amtsanwalts. Aber wenn einmal auch in der Berufunginstanz Laien den Ausschlag geben, dann erst wird die Gesetzlosigkeit üppig und voll ins Kraut schießen. Wir wissen, wie oft schon jetzt die Schöffen nur dadurch zur Beobachtung des Gesetzes bestimmt werden können, daß der Vorsitzende sie darauf hinweist, das ungesetzliche Urtheil müsse auf die sicher zu erwartende Berufung des Amtsanwalts aufgehoben werden und der ungesetzlich Begünstigte habe dann nur noch höhere Kosten zu bezahlen. Auch dieses Mittel wird nicht mehr fruchten, wenn einmal die Laien auch in der Zweiten Instanz entscheiden. Denn die Schöffen der Ersten Instanz rechnen dann darauf, daß dort das Gesetz eben so wenig beachtet werden wird wie von ihnen.

Wie kann man an diesem Zustand der Gesetzlosigkeit Gefallen finden? Doch nur dann, wenn man nicht so will wie die Staatsgewalt, deren Wille im Gesetz verkörpert ist, wenn man ihrem Willen den Vollzug versagen, sie schwächen will. Sehr verschiedenartige Einflüsse treffen in dieser Richtung zusammen. Der erste kommt aus der Plutokratie: ihr Gott ist Geld, ihre Losung „Wirthschaft", auch das öffentliche und Staatsleben ist für sie nur ein Stück Wirthschaftleben. Sie strebt, mit Geld Alles zu erreichen und zu beherrschen, auch im Staat das Heft an sich zu reißen, und sucht ihren Einfluß an die Stelle der Macht der Krone und der herrschenden Gewalten im Staat zu setzen und Alles, was ihrem Einfluß widerstrebt, zu beseitigen oder zu schwächen. Gewohnt, daß selbst Minister ihren Wünschen sich fügen, sieht sie in einem völlig unabhängigen, nur dem Gesetz dienenden und auch ihren feinsten Künsten unzugänglichen Richterstand eine ihr eben so ungewohnte wie unerträgliche Schranke ihrer sonst kaum eine Grenze

kennenden Macht. In der Phrasenfabrik ihrer Presse ist das Schlagwort vom „weltfremden Richter“ geprägt worden. In der That ist der Richter ihrer Welt, in der nur Geld gilt, fremd, so genau er sie auch kennt. In ihrem Ziel begegnet sie der anderen treibenden Macht unseres öffentlichen Lebens: der Demokratie. Die ist zwar von ganz anderer Art. Trotzdem ist der Einfluß der Plutokratie auf die Massen sehr groß. Das Mittel hierzu haben sie vor Allem in der Presse. In unserer Zeit der Maschinen und Massenerzeugung werden selbst die Ideen auf solche Weise erzeugt. Die das Geld haben, beherrschen dadurch einen Theil der Presse und bringen ihre Ideen wie Massenerzeugnisse unter die Menge; sie schaffen selbst die „Oeffentliche Meinung“, die sie wünschen. Sie wenden sich dabei, um die Masse zu beeinflussen, an deren rohe Begierden. Sie wissen, daß dieser schlimmste aller Despoten, dem unser Wahlrecht so große Macht einräumt, umschmeichelt sein will; sie schmeicheln ihm darum vor, daß er durchaus das Zeug zur Herrschaft habe, daß er viel besser zu regiren und zu richten verstehe als die Organe der Staatsgewalt, daß seine angeborene Fähigkeit und Klugheit die Berufsvorbildung und Schulung der Staatsrichter weit übertreffe und sein Rechtsgefühl viel mehr werth sei als Kenntniß des Rechts. Ihr Mittel zur Ueberredung ist die Phrase und das Schlagwort. Denn je leerer das schillernde Wort ist, um so sicherer wirkt es auf die gedankenlose Oberflächlichkeit der Masse. So reichen sich Plutokratie und Demokratie die Hand. Beide streben ja nach Freiheit und Gleichheit; unter „Freiheit“ verstehen sie die Freimachung von allen strengen Pflichten, die Jeder gegen sein Volk hat, und von allen ernsten Opfern für dieses Volk; unter „Gleichheit“ die Beseitigung aller natürlichen und geschichtlich gewordenen Unterscheidungen, damit der dann allein noch einen Unterschied unter den Menschen begründende Geldsack nun um so sicherer herrsche. Wer diesem in Nordamerika schon erreichten herrlichen Ziel nicht zustrebt, heißt reaktionär.

Im Lichte dieses Ideals glänzt der Volksrichter. Er ist ganz die Molluske, die der Mammon und die Demagogie an die Stelle des Staatsrichters, jenes ungefügigen, harten Ecksteins der bestehenden Staatsordnung, wünschen. Der Volksrichter tritt mitten aus dem Erwerbsleben an den Richtertisch, ist mitten in dieses Lebens Abhängigkeiten grober und feiner Art gestellt und hat nie die Unabhängigkeit als seine besondere Berufs- und Standesehre betrachtet; sie nützt ihm ja beim Erwerb, auf den für ihn Alles ankommt, nichts. Er ist nicht gewohnt und befähigt, nach festen Grundsätzen zu richten, und daher allen Parteiphrasen einer schaumschlägerischen Demagogie, mit denen sie in Presse, Versammlungen und Parlamenten um sich wirft und auch anhängige Strafverfahren zu beeinflussen sucht, preisgegeben. Man lobt dieses treffliche Werkzeug des Volksrichters über den Schellenkönig und die „Oeffentliche Meinung“ über den Staats- und den Volksrichter ist fertig.

Wie stellen sich aber die berufenen Vertreter der Staatsgewalt

dazu? Sie stoßen allzu oft ins selbe Horn. Man möchte meinen, auch sie wollen nicht so wie die Staatsgewalt oder seien in ihrem eigenen Wollen gespalten. Man giebt gerade dem Strafrichter eben so strenge wie genaue Befehle und sorgt zugleich dafür, daß sie nicht befolgt werden. Man fordert vom Richter immer gründlichere Kenntniß und Schulung in Haupt- und Nebenfächern. Noch viel besser aber, sagt man, sei es, wenn die Richter gar nichts von Alledem wüßten und verstünden, und sorgt dafür, daß in allen Fragen, über die ein Richter Bescheid wissen müsse, solche Richter entscheiden müssen, die hiervon gar nichts verstehen.

Der Widerstand der Regirungen gegen den Phrasenstrom der Oeffentlichen Meinung ist in Deutschland seit Bismarcks Rücktritt seltener und schwächer geworden. Man hält es vielfach für opportun, mit ihm zu schwimmen. Die Geschichte der jüngsten (jetzt zum Glück begrabenen) Strafprozeßnovelle ist hierfür lehrreich. Um über parlamentarische Unebenheiten, über Verlegenheiten der „Blockpolitik" hinwegzukommen und die Regirung auch in solchen Kreisen, die bisher schlecht auf sie zu sprechen waren, „populär" zu machen, versprach man ihnen diese „Reform". Von dieser Popularität meinte Bismarck einmal, er erschreae über sie, wenn sie seinen Maßnahmen unvermuthet zu Theil werde, und fürchte, einen Fehler gemacht zu haben. Um lästige Angriffe auf die Strafrechtspflege zum Schweigen zu bringen, war man entschlossen, sie den Angreifern selbst auszuliefern. Um eine belagerte wichtige Festung von den Angreifern zu befreien, ist allerdings das einfachste und sicherste Mittel die Uebergabe an die Angreifer. Auch macht man sich dadurch bei ihnen beliebt. Aber Achtung gewinnt man dabuich weder bei Freund noch bei Feind. Und das Bollwerk ist dann verloren. Der Angreifer ist damit nicht abgefertigt, sondern sein Appetit wächst mit dem Essen, er benützt die willkommene Stärkung seiner Macht, um den Angegriffenen, der sich selbst seines Schutzes beraubte, nun erst recht zu bedrängen und leichter zu überwältigen. Die Staatsgewalt wollte ihren Schutz gerade Denen übertragen, gegen die sie vielfach geschützt werden soll. Ihre Autorität lief dadurch Gefahr, der Lächerlichkeit zu verfallen. Hoffentlich ist nach dem Begräbniß der Novelle auf dieser schiefen Ebene für immer Halt gemacht und hoffentlich werden in Zukunft die Warnungen Derer, die aus ihrer täglichen Erfahrung die Gefahr am Besten kennen, nicht wieder überhört.

Man befreie endlich den Strafrichter von den unwürdigen, engen Fesseln, welche die Freiheit seines richterlichen Ermessens einschnüren, statt sie zu begrenzen, gebe ihm insbesondere größere Freiheit in der Wahl der Strafarten und größeren Spielraum durch Herabsetzung der Mindeststrafen, auch lasse man es an gesetzlichen Sicherheitventilen zu Gunsten des Angeklagten nicht fehlen. Doch man verlange unbedingte Achtung des Gesetzes und dulde keine Gerichte, die nicht sichere Gewähr hierfür bieten.

Deggendorf. Landgerichtsrath Gustav Beck.

Interventionen.

In schlimmen Tagen, wenn alle Bande frommer Scheu gelöst sind, sucht man die Börsenkurse zu stützen. Die natürliche Voraussetzung der Preisgestaltung, das Verhältniß von Angebot und Nachfrage, wird mit äußerstem Mißtrauen angesehen; und ängstliche Sorge hascht nach dem Heilmittel, das man „Intervention“ nennt. Die Emissionhäuser pflegen sich um den Kurs ihrer Papiere zu kümmern; und Niemand fragt, ob sich dieser Gebrauch mit den Grundsätzen der Volkswirthschaft verträgt. Er wird gefordert; und wer sich ihm nicht fügt, wird getadelt. Wie läßt sich der Eingriff begründen? Durch die Fiktion, daß jedes Papier einen bestimmten inneren Werth habe, der gegen Herabsetzung geschützt werden muß; freilich erst, wenn das Mißverhältniß zwischen Werth und Kurs zu arg wird. In der Praxis aber heißt es einfach: „Wir halten nur die Papiere über Wasser, die uns selbst besonders wichtig sind. Das Uebrige mag schwimmen“. Das Publikum ist zufrieden, wenn ihm ein hilfreicher Geist den Kurs vor Gefahren schützt. Als die Furcht vor dem Krieg endemisch geworden war, beschlossen die Banken, der Börse durch Käufe zu helfen. Viel thaten sie nicht; nur gerade genug, um den Schein zu wahren: denn sie mußten auf Liquidität halten. Und man kann ja nie wissen, ob die Papiere später nicht noch billiger zu haben sind. Bei den festverzinslichen Papieren haben die Interventionen „das Nationalvermögen zu schützen“. Das klingt nach Staatsaktion und wirkt überzeugend. In der Theorie. Die Praxis ist: dreiprozentige Reichsanleihe 77 (1895: fast Pari); vierprozentige preußische Konsols 99,10 (Emissionpreis 102,70 bis 101,40). Die Seehandlung, die preußische Staatsbank, hatte Mühe, eine Deroute der Stadtanleihen zu verhüten. Seit einiger Zeit wird ein Theil der Kommunalobligationen nur zweimal wöchentlich auf den Kurszettel gesetzt; dabei handelt es sich um Stücke, in denen selten Umsätze vorkommen. Gegen die Reform war, mit gutem Grund, Einspruch erhoben worden. Wollte man Notirungen dieser Art vermeiden, so mußten sehr viele Kursangaben wegfallen; nicht nur die Stadtanleihen. Die Folge der Kur war ein jäher Kurssturz, als die Kriegsfurcht einen kleinen Posten solcher Ausnahmepapiere auf den Markt trieb. Eine offizielle Kursnotiz fehlte; durch das Angebot von 2 bis 3000 Mark war also der „Preisbewegung“ jede Möglichkeit gegeben. Der Abnehmer konnte den Kurs bestimmen. Um ärgeren Folgen vorzubeugen, warf die Seehandlung einen Rettungring. Solche Interventionen sind für die Staatskassen nicht angenehm. Aber sie sind Ehrensache. Weil Angebot und Nachfrage sich nicht um die Ehre kümmern.

Auch den Besitzern von Hypothekenpfandbriefen geht es nicht gut. Vierprozentige Stücke bester Qualität sind zu 95¾ Prozent zu haben. Am Zeichnungpreis hat der Besitzer fast 5 Prozent verloren; und wer gar, vor sechs Jahren, 103 Prozent gab, ist noch mehr geschädigt. Man ist gewöhnt, die Hypothekenbank als sicher wirkende Nachhilfe der

Pfandbriefkurse zu sehen. Wer solche Papiere kauft, hält die Intervention für eine ihrer Lebensbedingungen. Aber das Exempel ist nicht richtig. Die Banken interessiren sich nur für die jüngsten Serien ihrer Pfandbriefe, die sie unterbringen und zu guten Preisen verkaufen müssen, um Verluste zu meiden. Die älteren Papiere bleiben sich selbst überlassen. Daher die Preisunterschiede bei Papieren einer Gattung. Wenn die Bank Schuldverschreibungen zu höherem Kurs als dem Tilgungpreis verkauft, so erzielt sie einen Agiogewinn; kauft sie zu niedrigerem Kurs zurück, so bleibt ihr ein Disagiogewinn. Ein Disagioverlust entsteht, wenn sie schlechter verkaufen muſt, als sie zu amortisiren hat. Ueber die Verwendung dieser Gewinne und die Verrechnung der Einbußen giebt es besondere Vorschriften. Im Mittelpunkt dieser Zusammenhänge steht die Tilgung, die durch Auslosung erfolgt. Der Parikurs ist also jedem Pfandbriefbesitzer, der den Tag des Heils erlebt, sicher. Man darf deshalb sagen: „Wer eine 3½prozentige Hypothekenobligation erwirbt, hat die Chance des niedrigen Preises (87) und den Amortisationgewinn von 13 Prozent, der auf die restliche Frist für die Tilgung (im Durchschnitt sechzig Jahre vom Ausgabetag an) vertheilt werden muß". Das Pfandbriefinstitut kann den Tilgunggewinn selbst schlucken, wenn es Stücke, die niedrig im Kurs stehen, aus dem Verkehr zieht. Die brauchen nicht mehr ausgelost zu werden, sind also erledigt. Eine Schranke aber hemmt die üppige Entfaltung solcher gewinnbringenden Thätigkeit: die Bestimmung, daß sämmtliche Pfandbriefe aufgeboten und ausgelost werden müssen. Die Vorschrift gilt nicht für alle Banken. Wo sie aber gilt, sind dem Interveniren Grenzen gezogen. Deshalb stimmt oft die Größe des Pfandbriefbetrages einer Bank nicht zu der Summe der im Portefeuille liegenden eigenen Stücke. Das größte preußische Hypothekeninstitut, die Preußische Central-Bodenkredit-Aktiengesellschaft, hatte Ende 1911 in Pfandbriefen und Kommunalobligationen einen Umlauf von 962 Millionen, während die Summe der eigenen Schuldverschreibungen im Effektenbestand nur 12,58 Millionen betrug. Die Größe des Pfandbriefumlaufs wirkt auch auf die Möglichkeiten des Eingreifens zurück. Bei einer Milliarde Obligationen ist dem Kurs nicht leicht beizukommen.

Jede Intervention hat den Zweck, Abgaben zu verhindern und zu Käufen zu reizen. Hat das Objekt, dem geholfen werden soll, gute Eigenschaften, die nur durch ungünstige äußere Umstände verschleiert werden, so schadet die Kursfrisur nicht. Der Egoismus des Emissionhauses ist zu entschuldigen, wenn er dem Wunsch entspringt, falschen und das Ansehen der verantwortlichen Firma bedrohenden Kursbewerthungen vorzubeugen. Nur ist es schwer, die richtige Grenze zu finden. Die berliner Bankfirma Samuel Zielenziger, die seit 1852 besteht, ist in Schwierigkeiten gerathen und hat ihre Gläubiger um ein Moratorium bis zum ersten Juli 1913 ersucht. Zu den Gründungen dieses Hauses gehört die Terrain-Aktiengesellschaft Müllerstraße in Berlin. Die Aktie war im September 1909 zu 115 Prozent eingeführt worden, nachdem

der Prospekt zunächst von Zulassungstelle und Handelskammer abgelehnt worden war. Dividenden sind nie vertheilt worden; das letzte Geschäftsjahr (1911/12) schloß mit einem Verlust von 315000 Mark. Trotz der fehlenden Rentabilität hielt sich der Aktienkurs fast immer über der Parigrenze und zeigte eine auffallende Widerstandsfähigkeit gegen die ungünstigen Strömungen, die sich vom Grundstücksmarkt in den Bereich der Terrainaktien ergossen. Noch Ende November wurden 95 Prozent für „Müllerstraße“ notirt. Wenige Tage später wurde ein nicht sehr großer Aktienposten zum Verkauf gestellt: und man bot noch nicht einmal 45 Prozent dafür. Nicht lange nachher kam das Stundungsgesuch der Firma Zielenziger. Zwischen ihm und dem Ende der Kursherrlichkeit gab es einen inneren Zusammenhang: das Bankhaus Zielenziger hatte vom ersten Tag an den Aktienkurs gehalten. Was zum Verkauf kam, wurde zu guten Preisen aufgenommen; und dem Kurs war die Möglichkeit verlegt, ins Gleiten zu kommen. Da die Firma nicht die Möglichkeit hatte, der Aktie ein breites Absatzgebiet zu schaffen, so müssen andere Gründe die Stützung des Kurses gefordert haben. Sie wurden in einer Erklärung der Bankfirma an ihre Gläubiger dargelegt. Sie hat von fast allen berliner Großbanken ein Lombarddarlehen in der Höhe von 2 Millionen Mark gegen Hinterlegung von Sicherheiten im Gesammtwerth von 3 Millionen erhalten. In diesen 3 Millionen sind 2,10 Millionen Aktien der Müllerstraße enthalten. Das geschah vor einem halben Jahr; aber es scheint, daß schon früher Aehnliches zur Beschaffung liquider Mittel geschehen war. Das Bankhaus hat also den Aktienkurs gestützt, um den eigenen Kredit zu fördern. Viel Freude hat es dadurch nicht erreicht; denn die Gründung brachte große Verluste. Und es fragt sich, wie das Bankenkonsortium mit seiner Deckung fahren wird. Der letzte Kurs der Müllerstraßenaktie war 43. Die Banken haben das Papier aber zu einem besseren Preis (66⅔) beliehen, weil die Börsennotiz zur Zeit des Abschlusses des Lombardgeschäftes wesentlich höher war. Die Aktiengesellschaft Müllerstraße hat mit der berliner Grundstücksfirma Mosler & Wersche, die im Frühjahr 1912 insolvent wurde, in Geschäftsverbindung gestanden. Aus dieser Verbindung stammt eine Hypothek, die mehreren Großbanken geschuldet wird; darunter sind auch Banken, die später die Aktien lombardirten. So ergiebt sich ein Zusammenhang, von dem ein Streiflicht auf die Kredite der Bankwelt im Grundstückbezirk fällt.

Der Werth einer Grundstückaktie hängt von den Preisen ab, die beim Verkauf der Parzellen erzielt werden. Die Käufer, die bereit sind, jeden Preis zu bewilligen, müssen ihn auch zahlen können. Sonst bleibt die Gesellschaft auf ihren Grundstücken sitzen und hat dazu noch Verluste. Die Krisis, die in Groß-Berlin herrscht, ist eine Folge unzureichender Käuferqualitäten. Auf hohe Preise wird eine kaum nennenswerthe Anzahlung geleistet. Das Baugeld giebt die Gesellschaft aus den Mitteln der ihr verbundenen Bank; und das Ende vom Lied ist, daß subhastirt werden muß, weil der „Bauunternehmer“, der von vorn her-

ein insolvent war, nicht weiter kann. Die Terraingesellschaft ist dann mit ihren eigenen Objekten belastet, wenn sie nicht Einen findet, der die Hypothek ausbietet. Große Gesellschaften, wie die Neue Boden (die Erbin der Deutschen Grundschuldbank), machen keine anderen Erfahrungen als die kleinste G. m. b. H. Der Absatz ist sehr schwierig und hohe Dividende kaum noch zu erschwingen. Die Neue Boden-Aktiengesellschaft hat in den letzten drei Jahren je 10 Prozent bezahlt, wird aber für 1912 nur eine „jedenfalls nicht erhebliche" Dividende geben. Dem Aktienkurs sieht man die veränderte Lebenslage natürlich an. Und oft führt der Kurs, wie einst der von Zielenzigers Gnaden, nur ein Scheindasein. Solche Erfahrung lehrt selbst Gläubige den Werth manches „gedeckten Debitors" in den Bankbilanzen erkennen. Ladon.

Der Große König.

Der Staatenkörper Europas ist in einer überaus schwierigen Lage: er ist wie aus seinem Gleichgewicht gekommen und befindet sich in einem Zustand, wo er nicht lange bleiben kann, ohne in große Gefahr zu gerathen. Es ist um ihn wie um den menschlichen Körper bestellt, der nur durch die Mischung gleicher Theile Säuren und Alkalien existiren kann; sobald einer dieser beiden Stoffe vorwiegt, bekommt der Körper es zu spüren und die Gesundheit wird davon merklich bedroht. Und wenn dieser Stoff noch zunimmt, kann er die Maschine zu völliger Zerstörung bringen. So muß es die Konstitution dieses großen politischen Körpers auch zu spüren bekommen, wenn die Politik und Voraussicht der Fürsten Europas die Aufrechterhaltung des rechten Gleichgewichtes zwischen den Großmächten aus dem Auge verliert: es entsteht auf der einen Seite Gewaltthätigkeit, auf der anderen Schwäche; bei dem Einen die Lust, Alles zu überfallen, bei dem Anderen die Unmöglichkeit, ihn daran zu verhindern; der Mächtigere diktirt Gesetze, der Schwächere ist genöthigt, sich ihnen zu fügen; kurz, Alles kommt zusammen, um Unordnung und Verwirrung immer größer zu machen; der Stärkste tritt wie ein angeschwollener Strom über seine Ufer, reißt Alles mit fort und bringt über diese unglückliche Körperschaft die Gefahr der unheilvollsten Umwälzungen.

Das sind in kurzen Worten die Betrachtungen, zu denen mich der gegenwärtige Zustand Europas gebracht hat. Wenn eine Macht findet, ich hätte mich mit zu viel Freiheit ausgesprochen, muß sie bedenken, daß die Frucht immer etwas nach dem Boden schmeckt und daß ich in einem freien Lande geboren bin*) und mir also gestattet ist, mich mit

*) Der Verfasser hatte die Absicht, diese Schrift anonym in England herauszugeben. Das Geburtland, von dem er hier spricht, ist also England, nicht Preußen.

einer edlen Kühnheit und mit einer Aufrichtigkeit auszusprechen, der jegliche Verstellung unmöglich ist, mit einer Aufrichtigkeit, welche die Mehrzahl der Menschen nicht kennt und die vielleicht Denjenigen strafwürdig erscheinen muß, die in Knechtschaft geboren und in Sklaverei aufgewachsen sind.

Ich habe das Gebahren der Politiker Europas betrachtet, ich habe das System der Höfe aufgezeigt, wie es meiner Einsicht erscheint, und habe auf die gefährlichen Folgen des Ehrgeizes einiger Fürsten aufmerksam gemacht, und nun wage ich es, die Sonde noch tiefer in die Wunde dieses Staatenkörpers einzuführen; ich werde das Uebel bis zu seinen Wurzeln verfolgen und mich bemühen, seine verborgensten Ursachen aufzudecken. Wenn meine Bemerkungen das Glück haben, zu den Ohren einiger Fürsten zu dringen, werden Diese darin Wahrheiten finden, die sie aus dem Mund ihrer Höflinge und Schmeichler nie hätten erfahren können; vielleicht werden sie sogar erstaunt sein, zu gewahren, wie diese Wahrheiten neben ihnen sich auf den Thron setzen. Sie sollen also erfahren, daß ihre falschen Prinzipien die giftigste Quelle für alles Unheil in Europa sind. Folgendes ist der Irrthum der meisten Fürsten. Sie glauben, Gott habe ausdrücklich und aus ganz besonderer Aufmerksamkeit für ihre Größe, ihr Glück und ihren Stolz diese Masse Menschen geschaffen, deren Heil ihnen anvertraut ist, und ihre Unterthanen seien nur dazu bestimmt, die Werkzeuge und Diener ihrer zügellosen Leidenschaften zu sein. Wenn das Prinzip, von dem man ausgeht, falsch ist, müssen die Konsequenzen bis ins Unendliche verderblich sein; und daher rührt diese zügellose Liebe zum falschen Ruhm, daher das glühende Verlangen, Alles zu erobern, daher die Härte der Steuern, die auf dem Volke lasten, daher die Trägheit der Fürsten, ihr Stolz, ihre Ungerechtigkeit, ihre Unmenschlichkeit, ihre Tyrannei und all die Laster, welche die Menschennatur herabwürdigen. Wenn die Fürsten diese irrigen Ideen ablegten und wenn sie bis zur Bestimmung ihrer Würde vordringen wollten, würden sie sehen, daß der Rang, auf den sie so eifersüchtig sind, daß ihre Erhebung nur das Werk der Völker ist, daß diese Tausende von Menschen, die ihnen anvertraut sind, sich keineswegs zu Sklaven eines einzigen Menschen gemacht haben, nur um ihn schrecklicher und mächtiger zu machen, daß sie sich keineswegs einem Bürger unterworfen haben, um Märtyrer seiner Launen und Spielball seiner Willkür zu werden, sondern, daß sie Denjenigen unter sich erwählt haben, den sie für den Gerechtesten hielten, um sie zu regiren, für den Besten, um ihnen ein Vater zu sein, für den Menschlichsten, um sich ihres Unglückes zu erbarmen und es zu lindern, für den Tapfersten, um sie gegen ihre Feinde zu schützen, für den Weisesten, um sie nicht zu ihrem Unglück in verderbliche Kriege zu verwickeln, für den geeignetsten Mann, die Körperschaft des Staates zu repräsentiren, für einen Mann, mittels dessen die souveraine Gewalt den Gesetzen und der Gerechtigkeit als Beistand dienen konnte, aber nicht als Mittel, ungestraft Verbrechen zu begehen und Tyrannei zu üben.

Wenn dieses Prinzip anerkannt wäre, so würden die Fürsten dauernd die beiden Klippen vermeiden, die zu allen Zeiten schuld am Untergang der Reiche gewesen sind und die Welt drüber und drunter gebracht haben, nämlich den zügellosen Ehrgeiz und die erbärmliche Vernachlässigung der Pflichten. Statt unaufhörlich auf Eroberungen zu sinnen, würden diese Götter der Erde nur daran arbeiten, ihrem Volke das Glück zu sichern; sie würden all ihren Eifer darauf verwenden, das Los der Unglücklichen zu erleichtern und ihre Herrschaft mild und wohlthätig zu machen; es müßte dahin kommen, daß ihre Wohlthaten den Wunsch erregten, als ihr Unterthan geboren zu sein, daß ein edelmüthiger Wettstreit zwischen ihnen entstünde, wer die anderen an Güte und Milde überträfe, daß sie merkten, der wahre Ruhm der Fürsten bestehe nicht darin, ihre Nachbarn zu unterdrücken, nicht darin, die Zahl ihrer Sklaven zu vermehren, sondern darin, die Pflichten ihres Amtes zu erfüllen und in Allem der Absicht Derer zu entsprechen, die sie mit ihrem Amt bekleidet und von denen sie die höchste Würde anvertraut erhalten haben.

Diese Monarchen sollten bedenken, daß Ehrgeiz und eitle Ruhmbegier Laster sind, die man bei Privatpersonen streng bestraft und die man bei einem Fürsten stets verabscheut.

Wenn die Fürsten sich ihre Pflicht unablässig vor Augen hielten, so würde es nicht dahin kommen, daß sie ihre Obliegenheiten als Etwas behandeln und vernachlässigen, das unter ihrer hohen Würde ist; sie würden das Wohl ihres Volkes nicht blind der Sorge eines Ministers anvertrauen, der pflichtvergessen sein, dem die Begabung fehlen kann und der fast immer weniger am gemeinen Wohl interessirt ist als der Herr. Die Fürsten würden in eigener Person über die Schritte ihrer Nachbarn wachen; sie würden sich mit großem Ernst darauf verlegen, ihre Pläne zu erforschen und ihren Unternehmungen zuvorzukommen; sie würden sich durch gute Bündnisse im Voraus gegen die Politik der unruhigen Köpfe schützen, die nicht vom Erobern lassen können und die wie der Krebs Alles, womit sie in Berührung kommen, zerfressen und verzehren. Die Fürsorge würde die Bande der Freundschaft und die Bündnisse befestigen, die solche Fürsten abschlössen; die Weisheit wäre ihr Rath und würde die Anschläge ihrer Feinde zu Schanden machen; sie würden fleißige Arbeit, die sich stets den öffentlichen Nutzen zum Ziel setzte, dem nichtsnutzigen und wollüstigen Leben der Höfe vorziehen.

(Aus den „Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand des europäischen Staatenkörpers“, die der sechsundzwanzigjährige Kronprinz Friedrich von Preußen niederschrieb. Sie sind zuerst in den Œuvres Posthumes, jetzt, in dem hübschen Bändchen „Drei politische Schriften Friedrichs des Großen“, vom Insel-Verlag in Leipzig veröffentlicht worden. Der Preuße, der Deutsche müßte sie kennen.)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Nie Ankunft

Herausgeber:
Maximilian Harden.
Einundachtzigster Band.
Berlin.
Verlag der Zukunft.
1SZ2

Inhalt.

Berlin, den 5. Oktober 1912.
Moritz und Rina.
Kressin, Wenzeslaus 1912.
Allergroßmächtigster!
^ie war also hier. Ganze elfTage lang. Bestand, mit fast zärtlich
klingendem Eigensinn, darauf, gerade jetzt zu kommenzunbe-
j lohnt über Stoppeln zu wandeln. Daß ich dem verwöhnten Ding
die Klitsche lieber mit Garben und Sonne, Korn« und Mohn»
blumen gezeigt hätte,kannstDir denken. SeitIuli war mitWetter
ja aber nicht besserer Staat zu machen als in Preußen mit dem
allerwerthesten Hollweg. Und das Mariellchen schrieb sich, von
Giger aus Sils, vom Lido aus dem ExcelsiorPalace (wollte sich
wohl erst die fürsLand passende Schminke holen), dieFingerwund.
Landschaftansichtkarten, Lebensansichtbriese. Sie habe nie be-
griffen, wieHerbst trüb stimmen könne. (Mit neunzehn Lenzen ich
auch nicht; heute dicht bei Fritz Schiller: „Wenn dieBlätter fallen
in des Jahres Kreise, wenn zu Grabe wallen entnervte Greise..."
I_«nZ aZ«,seit derbaltischeKandidatusunszweiTaugenichtsendie
Chorlieder aus derApfelsinenstadt einpaukte!) Wachsende Sehn-
sucht, der von ihrem Otto so innig verehrtenMutter, in deren in-
^ neren Widerstand sie sich »einfühlen" könne, endlich ein Wenig
näherzu kommen. Kannst nix machen, Kaiserliche Hoheit! Am Ende
will man Eine, die der Herr Sohn und Majoratserbe als Haus-
mutter kiest, doch mal etwas ausführlicher beschnuppert haben.
Also! Ganz leicht war mirs nicht; schon weils ihr hier sein mußte
wie beiarmenVerwandten,diederWohlerzogene,natürlich,nicht
merken läßt, daß er ihre Dürftigkeit spürt. Was aber thäte man

nichtfüreinenBengel.denman bebend durchMasern.Keuchhustcn,
Scharlach bugsirt hat und der Einem ein Merteljahrhundert lang
Licht und Luft war? Dein Schwager: Lustige Person im Vorspiel
zur Logirbesuchskomoedie. Trotz Zipperlein mobil wie ein Eich-
hörnchen zwischen Brutnestern: treppauf, treppab. Umräumen;
Sofa, beste Lampe, Gummiwanne; sogar seine höchsteigene Ci»
garrensortimentstafel mit rasend v ornehmem Aufbau (vonDeiner,
meinerLotte) inToilettetisch umgarnirt;weil meiner und der von
Miezchen zurückgelassene nicht nobel genug. tzastWorte? Wärs
nach ihm gegangen, wir hätten fix noch Elektrizität und anderen
Komfort derNeuzeit geleistet. Da zeigte Deine Schwester aber die
Pommernborsten. L'est a prenctre «u ä laisser, scheint ihr.DerVer-
such,unserenAufwand dem dernouvellesc«ucKes,derneuenGentry,
wie derAllergroßmächtigstejetztgernsagt, anzupassen, müßte doch
kümmerlich mißlingen; uns obendrein insGelächter bringen. Nicht
um Venedig sammt allem Zerbrechlichen vonMurano. Damitdie
Leute sagen, jetzt komme Geld ins Haus und die Herrschaft habe
sich einenRippenstoß gegeben, umWohlstandzuheucheln?Danke.
Wie wir sind, müssen verbraucht werden. Marie Luise (so was
scheint man in dieserberlinerSchichtjetzt zu tragen; wohl freinach
AugusteMctoria;dameinIungenachBismarck,nichtnach Bona-
parte, heißt, braucht er keinen Neipperg zu fürchten) rückte bei strö-
mendemRegen insQuartier; auf durchweichten Wegen, die nicht
gerade süß dufteten. Mit Schimmeln von Adolf eingeholt. (Der
die ganze Zeit dann flott.wie einTanzlieutenant, aufdenBeinen
war, den Galanten alter Schule flaggte und sich ungeheuer niedlich
machte; ohne übrigens, wie Wahrhaftigkeit zu erwähnen zwingt,
geschmacklos zuWerden. Gute Kinderstube verwächstsich ebennicht
ganz.) Ist auch bei ihr fühlbar. Nur zwei Koffer: ich athmete auf.
Ziemlich geräumige allerdings; hatte aber Schlimmeres gefurch-
tet. Nichts Seidenes (von außen), kein extravaganter Hut; höch-
stens Teagown zu sehr nach Rue de la Paix riechend. Offenbar
sorgsam für neue Verwandtschaft (»Milieu" heißts, glaube ich,
in Eurer Sippe) ausgesucht. Ondulation, Parfüm, Manucure
nicht irgendwie auffällig. Der erste gute Eindruck(berlinerMärz)
durchaus bestätigt. Nicht, was Lebchen »netts Mädel" nennt
und die Mutter für Ottochen geträumt hatte; nicht so kräftig im
Knochenbau und Seelenscharnicr,so ganz unser Schlag. Doch ein--

fach und auf ihre Art fcin. Was Bismarck donnemals bei Krön-
Prinzens beseufzte und wir zu beseufzen erst in der kühlen Grube
aufhören werden, ist hier erfreulichere Wahrheit: das Blut der
Mutter, aus gutem evangelischen Haus, ist stärker als des Herrn
Papas. Nach demDiner ngueu r (mußten sie ja den Spitzen vor»
stellen)allgemeineBefriedigung;nichtnurgemimte.AnserKlüngel
hatte wahrscheinlich, nach allemGetuschel, ein übles Iudenfrücht»
chen aus dem östlichsten Westen erwartet. Davon hatsienun.dem
Himmel sei Dank, keine Faser. (Sollte unser Fürst auch mit dem
Nutzen der Rassenkreuzung, den er etwas sehr gestütlich ausmalte,
imRecht bleiben? Das walteGott!) Anfangs ein Bischen zu oft
»entzückt" von allem durch Regensträhnen Erblickten; allesLänd-
liche zu „interessant" gefunden und mit dem Gesinde intimer, als
Unsereins liebt. Fast so leutsälig wie, vor den Besuchen Königlicher
Prinzen und desallerchristli,chstenKardinals,derKohlenseigneur,
dem der entschüchterte Kutscher schließlich „bummeliges Fahren"
vorwarf. Aber sie merkte es bald, gab sich mehrHaltung (auch für
sie wars ja höllisch schwer) und nach dann erlangter Sicherheit
ging Alles glatt. Selbst mit dem schwierigen Pastor, der das Be»
dürfniß.der künftigen Patronin die Nieren zu prüfen, nichtunter»
drücken konnte und nach einem.zu meinem Entsetzen,sehr länglichen
Gespräch mit wolkenlos strahlendem Antlitz auf mich los stürzte.
Das sei ja eine gar herrliche Blüthe in Gottes Gürtlern; aus der
Ticse seines zuvor, wie er als aufrechter Mann bekennen müsse,
einigermaßen geängstetenHirtengemüthes müsse ergehorsamsten
GlückwunschzudieserBrautwahl abstatten; etc.pp.Nicht unwich-
tig, weil überall Mitesser und sonst des Gemunkels kein Ende.
Ihr Wissen hats ihm angethan. Von Augustinus bis zu Nitzsch
und den Neusten fest beschlagen und nicht etwa von dem läulich
gräulichen Herrn Harnack aus Laodicaea angefärbt. Muß mein
Vorurtheil über die,gebildeten" WeiberindieMottenkiste?Alle
Achtung vor dem Wissensschatz der Kleinen (die mindestens um
einen Kopf länger ist als Deine Ergebenste). Philosophie, Ger»
manistik studirt; und Naturkunde 15 (nach dem Begriff agrarischer
Nnschuld).Nie das landläufige Gänschengeschnatter; redet nur,
wenn was zu sagen hat. Dabei bescheiden und mädchenhaft. Un°
willkürlich fragt man sich,wie mit solcherGeistesmitgift geworden
wäre; ob man das Gebresten einer tristen, von Bruders liebloser
IL

Bequemlichkeit angestifteten Ehe nicht leichter getragen hätte. Und
fängt zu begreifen an, was den Sohn einer Preußin in Feuer brin-
gen konnte. Ich kenne ihn und war nie blind für die Mängel von
mir Geborener. Zukaufen ist ernicht. Hätte immer auskömmlich zu
leben und würde nicht für eine Million, si le coeur ne lui en clisait,
den Daumen drehen. Daß mans ihm zutrauen, fein sauberes Her-
zenskleid mit dem Verdacht schmählicher Geldheirath bekleckern
werde, gab mir vor Ostern den Knacks. Wer sein Mädchen nah
gesehen hat, glaubts nicht mehr; nicht mal die in Fleisch und Bein
wandelnde Bosheit. Keine beaute, zu seinem Glück auch nicht <Zu
äiable; lang und schmal, gepflegt und trainirt, außer den ange-
nehm braunen Augen nichts über die Fräuleinnorm und wohl
nur für Pommern von fremdartigem Prickel. Aber in dem gan-
zen Gewese ist eine schöne Harmonie; und wenn das Luischen (bin
nichtfürDovvelnamen) warm geworden ist, transpirirt eine stolze,
nicht im Mindesten eitle Selbstficherheit, von der ich noch bessere
Ernte hoffe als von allem aus Universität und Seminar Einge-
brachten (das in den hellsten und in denfinstersten Stunden eines
Weiberlebens doch nicht mehr nützt als dem einsam Schiffbrüchi-
gen eineKravattenverle). Mit Dieser kann der Junge (dems.Du
weißt, unentbehrlich ist) sich aussprechen; in jeder Stimmung; in
jeder wird sie ihn verstehen. Trügt mein altes Auge nicht, sogar
in der borussischen.die an dem Kleinen, wie, öfter, an einer wehr-
losen Greisin, so gern und so eklig höhntest. Starr war ich, damerkte,
wie genau sie in unser Leben, in adelige Verkehrssitte eingeweiht
sei. Ottos Erzieherleistung? Nein: der Herr Geheime Kommer-
zienrath hat seit Iahren eine ganze Milchstraße von militärischen
und civilen Junkern, mit Neunzackigen und Wirklich Geheimen
Excellenzen drunter, im Haus und die Tochter war auf einem Halb-
dutzend märkischer Güter Gast, hat in Schlesien Iagdenmitgeritten
und bei Deutschen Botschaftern, nicht nur bei Tropengesandten,
Cotillon getanzt. Weiß in allemHöfischen deshalb mehrBescheid
als eine loin cZu bal verrunzelte Pommeranze. Alles, was in Berlin,
München, Wien, in Nauheim, Korfu, Homburg passirt ist, hat sie
am Schnürchen. Zwei Königlichen Hoheiten cienotrecrü vorgestellt
und in huldvolle Gespräche gezogen (Hofberichtsstil). Weil sie
nicht prahlt und protzt, kams erst langsam heraus; ohne Apparat:
wie Alltägliches, das man nicht zum Ereigniß aufbauscht. Und

mein unmodernfrisirtesGehirn hattesich eingebildet,ihr denUn»
terschied zwischen berliner undsigmaringerHohenzollern erklären
und sagen zu müssen, daß hier, wenn von Fürstenberg geredet
werde, nicht der Bankfürst gemeint sei. (Adolf meint freilich, auch
Max Egon, denImmermitreisenden, müsse man so tituliren; »ge-
hört zu den Sorgenkonten der DeutschenBank." Dieser Landwehr»
major erhält sich die böse Zunge bis ins Psalmistenalter.) Hätte
mich als Oberhofmeisterin bis auf die Knochen blamirt.TipTop;
jederZollMarieLuise.Daß die berühmte «Auffrischung" derHof-
gesellschaft schon so weit gediehen, die Schranke zwischenAdel und
Handel heute so leicht zu überklettern sei, hatte ich nicht in Alb»
träumen geahnt. Gut, daß Robert von der Normandie mit sei-
nem nur im Kloster frommen Helenchen nicht mehr über Eure Hof«
bühne spukt. Das Gold istuns längstnichtmehr Chimaere. Kannst
lachen. Doch mir nicht die Frage verdenken: Wo leben wir?
In der besten aller vorhandenen Welten, flötet Einer, der,
wenns noch heute bei uns nach Christengebot zuginge, meintzerr
sein sollte (dem Hofmeister des kleinen Candide sonst aber nicht
sehr ähnlich sieht). Fletscht alles plombirt übrig Gebliebene und
weist mich an die Zeitungen «unserer" (als ob er, selbst in Königs
Rock, je auch nur anderthalb Stunden lang konservativ gewesen
wäre!) Partei; nur, versteht sich, weil er sicher ist, daß mir dann die
knusprigste Gans verpfauche. Die Schreiberei geht wirklich über
die höchsten Akazien. Das über Internationales (danke gehör-
samst für Belehrung, daß so, nicht »Auswärtiges" zu nennen)
Ausgehökerte, selbst wenn altadelige Namen drunter stehen, so
dämlich, frech und ekelhaft, daß man die Scham aus dem Affen-
haus zurückflennen möchte. Kommt wohl meist aus der Schwaben-
destillation in der Wilhelmstraße. Baltisch-Port ein Triumph:
Zürich-Bern: zweiTriumphe. Dreibund (zum unwiderruflich vor-
letzten Mal, wie in Mvci «16 colonia! time Barnays und Haases
auf den Zetteln stand) so fest, daß überhaupt nicht mehr fester wer-
den kann. Nächsten Donnerstag Heilige Alliance der drei Kaiser,
unwiderstehlich nach Beitritt der Bersaglieri und anderer Appe-
ninenhelden. Daß der Zar, gestern angeblich mit Haut und Haar
sous le ckarme von S. M, einen HerrnPoincare.Advo- undDe-
mokraten, wie ein gekröntes Haupt empfängt, mit ihm den anti-
deutschen Marinevertrag beplaudert, ihm als Manövergast den

Großfürsten Nicklas schickt, der dann in Lothringen, dicht an un°
serer Grenze, Arm in Arm mit dem General Ioffre das Jahrhun-
dert Blüchers und Bismarcks in die Schranken fordert,während
seine liebeFrau,in veilchenfarbiger Paquinrobe.mit demOpern-
gucker nach Metz hinüberäugt, sich von herbeigelaufenen Unter-
terthanen des Deutschen Kaisers bekränzen und anhimmeln läßt
und vor dem geschätztenOhr derMenge allerlei unpassende Fra-
gen stellt: thut nichts. Gar nichts, daß Alles, in West und Ost,
gegen uns einig scheint und in Balmoral, indessen wir in selbst
möblirter Lügenhölle schmoren, die Erde vertheilt wird. Alles in
schönster Ordnung; denn (schreiben sie)Rußland liegt ja in Ohn-
macht, England hat weder Geld noch Matrosen und Frankreichs
Flotte ist nicht mal einen Schuß ihres elenden Pulvers Werth. Der
Schwindel erinnert mich immer wieder an den neunundsechziger
Winter, wo uns zwei Grünlingen der Vater in Paris täglich aus
den Zeitungen vorlas, das Kaiserreich Louis Napoleons sei der
Friede und seine Weltherrschaft habe nirgends einen Feind zu
fürchten. 1« ne cZeraZe plus; und kann nicht fassen, daß tzeydebrand
nicht mit Keulen dazwischenfährt. Heißt, konservativ sein,das Mi-
serabelste mit Lob hudeln, dann danke ich für Backobst und Klöße.
Sind für unsere Sache denn nur manierliche Esel zu miethen.die
vor Wonne grunzen, wenn ein Staatssekretär ihnen dasFellge-
kraut hat? Entweder wissen die Leute nicht, was vorgeht: dann
sollten sie die geehrte Sprechanstalt unter Verschluß halten und
den rechten Arm in Bandage tragen. Oder sie zeugen bewußt für
Unwahres: dann gehören sie, als Landesverräthcr, ins Kriminal.
Uns, als Partei, Stand oder, wie Du spöttelst, Kaste, bringt, in
jedem Fall, der Quatsch um Ehre und Reputation: diePuten grin-
sen ja, wenn man ihnen von Erfolgen unserer Politik zu erzählen
wagt. Das, scheint mir, hats überhaupt noch nicht gegeben; we-
nigstens nicht bei uns. Was für Leute saßen sonst an der Spritze!
Roon, beide Bronsart, Robert Puttkamer, Fritz und Botho Eu-
lenburg (I^ö: Phili, der chronisch Totkranke,überlebt Alle,Feind
und Freund!), Stephan, Paül Hatzfeldt, Maybach, Lucius, der
Kultus°Goßler,Miquel:Das wog auch, Wenns blank, ohneMi-
nisterkittel und Orden, auf die Wage kam. Heute? Minister und
Staatssekretär: zieht nur noch bei Schreibern und Lassen. Ab-
gehärtete denken wie der alleweil lustige Prinz, der einem Be-

stöhner unseres inneren und äußeren Jammers mit dcrFrageins
Gesicht sprang: „Glaubten Sie denn allerunterthänigst, daß die
Addition von Nullen eine kaufkräftige Summe ergeben werde?"
Indem ichDiesesniederschreibe(aufdenTagheutesiebenmal
fünfIahre, seit gemeinsam im«Faust", mitDöring undBerndal,
schwelgten) und den mit der Zunge tollkühnsten Prinzen erwähne,
fühle einen anderen Krötenbiß im Herzen. Daß zwischen altem
und jungem Hof der Himmel nicht immer dragonerblau ist, kann
ein greiserPreußenmensch xetzt andervierten Generation erleben.
Friedrich Wilhelms »Elise" und die Prinzessin von Preußen,
Augusta und die Tochter der alten Vicky, Kronprinz Fritz und
Prinz Wilhelm: ganz richtig hats nie geklappt; und wie tief der
Groll manchmal saß, beweist der Brief, den der stumme Kaiser über
seinen Aeltesten an Bismarck schrieb (und über den vielleicht auch,
wie über den dritten Band von «Gedanken und Erinnerungen",
GuidoHenckel das Verfügungrecht hat).Wer altwird, lernts ver-
stehen. DerNngeduld wird dasWartenschwer,Geschichtenträger
belauern jedes Wörtchen: da hagelts Piquirstoff. Unterschied
nur, daß früher die Schlössen im engsten Kreis blieben, heute ins
Weiteste prasseln. Seit Mai endet der Tratsch nicht. In meiner
Slube verbitte ich mirs; merke aber, daß selbst hier die verlorene
Ecke gut informirt ist; über Heirathwünsche, Kommandokonflikte,
heiklere Szenen, sogar über Hollwegs nauheimer Sendung und
Zwiesprachemit dem Glocken-August. GehtKeinen an. Aber man
erfährt zu viel. Citirt schon unter dreißig Augen. «Bin jetzt erst
recht imBildRoosevelts,der mal sagte, seine Tochter sei schwerer
zu regiren als die Vereinigten Staaten." Noch das Harmloseste.
Daß der Kronprinz nach der Parade wieder den Hauptapplaus
hatte und viermal auf die Rampe mußte (oder: konnte?), wurde
balkendickunterstrichen.Nnd wennschon derPreßbengel anfängt,
sich darüber zu wundern, daß S. M. durch Potsdam fährt, ohne
seiner Schwiegertochter mündlich zum Geburtstag zu gratuliren,
hats mindestens Elf geschlagen. Sieht denn August Eulenburg,
sicher noch der Klügste unter Oberchargen, Kabinets und Adju»
tantur, nicht die Nothwendigkeit, alle Fensterritzen zu verkitten
und dieWetterrouleaux runterzulassen? Ist ja ärger als vor dem
Windmond von 1908. Von ewigem und nie grundlosem Gerede
wird auch wasserdichter Royalismus schließlich durchlöchert wie

mit Stadtchlor ausgebeizte Wäsche. Ziehst die Brauen bis an die
Wölbung, wo einst die Haare lieblich kastanienbraun flatterten,
und ächzest: Ein leidig Lied! Stimmt, Herr Brander; sorgt nur,
inEurerZeche lustiger Kasinogesellen, fürschimmelpilzdichtenZu-
stand: dann brauchen anständige Leute es nichtzusingen. Könntest
wissen (müßtest!), daß auf meiner Lippe nichtKlatschlred, sondern
Trauerkantate. Die in den Wunsch ausklingen soll, daß I. M.
nicht ernstlich krank ist, sondern nur, wie »Marie Luise", 6ans le
m«uvement,von den Zuverlässigsten („Superlativ oft weniger als
Positiv": unser Fürst) hörte, durch allerlei Gefühlsaffektion in
diesem launischen Frühling und trübsäligen Sommer gelitten hat.
Mit einer so treuen Mutter ginge ich bis HinterTilsit, nicht nur in
dieVendee, wosichs ja viel behaglicher alsmit «Ihm" leben läßt.
In Preußen, schriebst mir vor Sonnenuntergang, kommt im-
mer wieder, selbst wenn Geld allein zu regiren scheint, der Tag,
wo die Stimmung des kleinen Landadels wichtig wird, ävis au
>ecteur,- tröstlicher: gehörst zum kleinsten, kannst, unisono mit an-
derem Heerdengethier, also wichtig werden. Sind Euer Liebden
im Recht (Zweifel wäre Babylonierfünde), dann wette für über»
morgen auf den wohlthätigen Krach. Zwischen Weichsel und Elbe
(weiter westlich sind die Gefühle in Aktien angelegt) riechts nicht
mehr nach Hochzeitkuchen. Seit 88 (fast schon einVierteljahrhun-
dert! Dein Schwager will für die Dauer des Jubiläums zu Feuer-
anbetern auswandern, weil „durch Orgien des Byzantinismus
tobsüchtig würde und in die Gummizelle käme"; und ich trage den
Namen dieses Zeitgenossen), seit dem Tode des alten Herrn ist
mir,- wie dem unappetitlichen Schulterküsser aus der Polaken-
operette, «Manches schon passirt, aber so Etwas noch nie-; an
verbissener Wuth. Nicht etwa nur über Iunkerhetze und Fleisch-
nothgebrüll, woran man nachgerade, bei über die Puppen wachsen-
dem Bier-und Schnapsverbrauch, steigendemPreis fürMiethe,
Feuerung, Schule, Stiefelsohlen und Bouillontopf, gewöhnt ist
wie an Michaelisnebel. »Neber Allem muß ich mir beklagen",
sagte das geflügelte Hausmädchen, als es in Karzin bramsig den
Dienstschein nebst Führungzeugniß verlangte. AeberAllem. Alle
denken so. And das Iätmesser, mit dem ein Gutwilliger dem An-
krallt an die Wurzel könnte, ist dick verrostet. Welcher Morgen
lacht uns denn mit einer Kunde an, die das gläubige Herze wärmt?

Der Krückstock des Blinden fühlt, trotz allem Geschwafel, daß wir
draußen in jedem Spiel Schwarzer Peter werden. Behandlung
hinnehmen, die vor dem Jahr der drei Achten der Frechste uns
nicht zugemuthet hätte und gegen die unsere p. t.Alliirten unsanft
aufmucken würden. Wenn (knirscht der mir von Dir Spendirte,
der nur an Abstinenztagen ganz vaterlandlos ist) «das Groß»
fürstenpärchen sich bei Trient oder Trieft mit einem Italiener-
general so mausig gemacht hätte, wäre Franz Ferdinand ezplo dirt
und in Petersburg, Rom und Cetinje Fraktur geredet worden".
Wir? Werden nicht müde,uns dem kaltenNachbaranzubiedern.
Der achte große Schwabe soll ja noch vor erlangter Bettschwere
Jedem erzählen, daß er Rußland in der Westentasche habe. Mit
der unverschämtesten Deutlichkeit wird überall betont, daß man
denKrieg gegen die berlinerMacht vorbereite; und wir sind, wie
verprügelte Dorfbälge, selig, wenn ein Anderer auch einen Nacken-
schlag einheimst und unserMamelukenchorjauchzendarf: «Etsch!
Dem gehts nicht besser als uns."And drinnen? Hast mit unserer
Kaste nicht viel im Sinn; mußt aber zugeben, daß sie ererbtes Ge-
fühl für das zumRegirenNöthigste hat. Wer ausBerlin zurück-
kehrt, ringt dieHände.Versumpst wieKartoffelfeld nach derAugust-
überschwemmung.NirgendsGedanken,Wille,Muth;derMahner
wird mitWenn und Aber gefüttert, artig ersucht, die Rücksicht auf
die„OeffentlicheMeinung" nicht zu vergessen, oder hört, wie vom
Kellner im überfüllten Biergarten: „Nicht mein Tisch!" Immer
inAngst, beim nächstenSchrittinsFettnäpfchen zu treten und die
Escarpins ausziehen zu müssen. Deshalb geschieht auch nichts
als das Subalternste und der alte Respekt hängt in den Bin-
sen. Wenns anders wäre, müßte man staunen. Wie das Haupt,
so die Glieder. Kannst mir verrathen, was dieser Herr Hollweg,
der nomme Bethmann, eigentlich treibt? Las, daß er auf Korfu,
im Taunus, in Holstein, Rußland, Bayern, Oesterreich, Nngarn
»weilte",aufIagd ging und sich an Minister birschte; laseineDe-
pesche, die,weil dem anderen Globetrotter entgangen sein könnte,
für Dich abschrieb. An den Prinzregenten Luitpold (der seitdem
offiziell an Greisenbeschwerden laborirt): «Eure Königliche Ho-
heit bitte ich beim Scheiden aus Eurer Königlichen Hoheit unver-
gleichlich schöner Sommerresidenz, wo es mir vergönnt war, mit
meinerFrau einen leider so kurz bemessenen Erholungurlaub zu-

zubringen, in treusterVerehrnng meine ehrei bietigste Huldigung darbringen und nochmals meinen tiefgefühltesten Dank für die so überaus gnädige Iagdeinladung nach Linderhof für den Monat Oktober ausdrücken zu dürfen. Eurer Königlichen Hoheit unter» thänigster Diener Von Bethmann-Hollweg." Kanzler des Deut- schenReiches. Ich mußte Baldrian nehmen und war doch unfähig, Adolfen zur Ordnung zu rufen. Der gab seinem Affen Zucker. »Der verwunscheneKanzleirath.wieerimältestenPossenbuchsteht.War- umdennunvergleichlich? Sogar Shakespeare, Bismarck, dreiund- neunziger Pommery und die Braut unseres Jungen kann man anderer Herrlichkeit des Himmels und der Erde vergleichen. Was, Mannesseele, ist Korfu, so Dich das nette Berchtesgaden unver- gleichlich dünkt? Der Kanzleirath kann nie Distanz halten. Treuste Verehrung, ehrerbietigste Huldigung, tiefgefühltestenDank(tiefst- gefühlten würde der bessere Klippschüler stammeln), überaus hohe Gnade, unterthänigster Diener: weil ihm erlaubt worden ist, auch fern von der Heimath ein paar Böcke zu schießen." Und so weiter im Rüpeltezt; Melodie leider paßlich. Als ich den Pelz von der Zunge hatte,schmeckte sie erst den Stoßseufzer über den »leider so kurz bemessenen Erholungurlaub". Korfu, Kiel, Baltisch-Port, Petersburg, Moskau, Berchtesgaden, Gastet«, Wien, Buchlau, dazwischen tzohenfinow: kurz bemessen. Schön. Mancher lernt wieder hoffen, wenn gewiß, daß tzuckebein nicht »Regirungsge- schäfte erledigt". Dann regnete esBilderchen. Ein grauerKreis- fütterabend wurde durch die Zwerchfellgewitter aufgelichtet, die über das buchlauerBild hindröhnten. In allen Saalecken herum- gereicht und in Schluckchen, wie uralter Port, genossen. Der (im Ernst)Nnvergleichliche im streifigenUlster, mit Schnürstiefeln, ge- krämvten Beinkleidern, Stehkragen, steifem Melonenhut, Stutzer- stock in der Linken, beide Arme in spitzem Winkel, vom Filzrand bis unters Kinn inLächeln verklärt: derrichtig gehende Weltmann und Diplomat. Kinder! Ist nicht wenigstens ein Ausfuhrverbot zu erreichen? Im Achilleion blieb Heiterkeit doch in der Familie. Spaß bei Seite: Kannst mir erklären, warum S. M. diesen von Gott und Menschen Verlassenen hält, der ihm hundertzchn Rö- theste und drei Dutzend schwerster Schlappen eingebracht hat? Daß ihn der eben so lange Marschall nun nicht mehr beerben kann, schafft mir freilich kein Herzeleid. Hatte natürlich mchrGrips und, nachgerade, Erfahrung; aber der geborene Intrigant und

eigentlich nur im Schaumschlagen groß. Was jetzt über ihn gedruckt wird, geht auf keine Preiskuhhaut. Unser größter Diplomat und Staatsmann(dann können wireinpacken); unersetzlicherVerlust; Talent und Charakter gleich riesig. Nachbarin, Euer Spucknäpfchen! Wenn nurBismarckhasscrso über den Mann schrieben, der unserem Fürsten das Abscheulichste angethan hat und noch Häßlicheres anthunwollte (Tausch SCo.), würde begreifen.Aber auch Federhelden, die Jahre lang den Ehrgeiz hatten, vonFriedrichsruh zu ressortiren. Erinnerst Dich, wie dort die Frau seines badischen Landsmannes und großherzoglichen Mitgünstlings sagte: «Cavrivi ist nur dumm, aber Marschall ist gmoi"? Und wie der Fürst, dessen Vornehmheit sonst überderbe Ausdrücke nicht liebte, demWuthwortFlügelchengab? Hundertmal dort citirt.Und jetzt wird aus dem Biebersteiner (der, weißt noch.vorItalienernI.M. „I^mpereuse" nannte und selbst in allen Botschaften le ministre etranZer aux affaires hieß) ein Titan zurechtgewalzt. Dieser Mortimer starb seinem Ruhm sehr gelegen. In London (war, in Parenthese, die verwaiste Schwester nicht im Besitz des zuverlässigsten Röhrchens, als sie im März weissagte, sein Erbe werde dem geräuschvoll ideenlosenWangenheim zufallen?) wurde von ihm, nach der täppischenAnfangsreklame,mirtdestens erwartet, daß er, mit Siebenzig, die späte Flitterwöchnerin Britania in ein dreieckiges Verhältniß kosen werde. Schöner Gedanke. Als er, nach ein paarWochen erster Orientirung und letzter Aufplusterung, inUrlaubging,war die Karre schlimmer verfahren als je unterMetternich. Der Herr Grey scheint jetztja alle Fäden in denFingern zu haben. Miezens Marinegemahl meint, Krieg sei unvermeidlich und 1913 werde eine putzigeWaterloofeier bringen.Seit acht Iahren habe diese Botschaft so oft gehört, daß der Glaube sacht ins Brunnenloch abgerutscht ist. Und Wenns Puff und Knuff regnet: wir kriegen nicht. Werde meinen Einzigen nicht wieder im Waffenrock sehen. Auch gut so. Zwischen Weihnacht (der Geheime Kommerzienrath müßte die Laubhütte dem Christbaum vorziehen; will aber nicht) solltzochzeit sein. Hier, hoffe ich; möchte nicht den halben Thiergarten mit Ordenbehang und rundem Ausschnitt genießen. DerIunge hat dieKlinke zum achten Himmel indetHand. Bis über beide Ohren verschossen; und begeistert von Unabhängigkeit seines Handelns in großen, interessanten Geschäften, bei denen, schreibt er immer, das Geldverdienen durchaus nicht, wie

Mutter fürchtete, die Hauptsache sei. ?«urvu que cela ciure! Dann
hat wenigstens er eines Tages Nutzen von der »herrlichen neuen
EntWickelung", die uns Landmenschen nur genommen, noch nie
gegeben hat. Will mich gern dann bescheiden,wenn sein Erstes nicht
aus schlechterem Brennholz als der Vater; und dieMutter, trotz
fremdem Blut. Daß ichs nun sagen darf,ist in dunkler Zeit Noth-
lämplein, dessen Leuchten tröstet. Alter lehrt ducken. Lebewohl.Lie-
ber;woderholdeKnabeauchweile.SicherNordsee;sicher,wie der
unweifere Wotan, unbeweibt selig. Vergiß mein nicht auf der Le-
benshöhe! Aus verregnetem Thal grüßt schwesterlich, preußisch
Rina.
Noordwijk aan Zee, Werders Einzugstag 1912.
Oder: Serapnica! Oder: Ewiger Wonnebrand, glühendes
Liebeband! Oder: Ops! (Was, wie kein Sterblicher besser als
Dein Adolf weiß, die Urgöttin eines, wegen Geschäftsaufgabe,
jetzt geschlossenen Antiquitätenhimmels bedeutet.) Oder wie es
Euch ansonsten gefällt. Für die von Fortunen begnadete Mama
zweier Marien (der zweiten hat mein Prophetengemüth raschen
Einzug ins Mutterherz vorausgesagt) schien das Marianische
mir am Besten zu passen. Lasse auf Wunsch aber mit mir handeln.
Zu unbändig froh, um die liebe Seele in Stacheldrähte zu gittern.
Warum? Weil die letzte Vollmondnacht über jede Vorstellung
schönwar. AnWetterlamentohastauchwohlgenug; deshalb nur:
so oft Regen wie für den Adler des Götterpapas Leber (a
metkee) auf dem Menu. And Nordküstenregen; den man, ganz
wie den excellenten Hollweg, erlebt haben muß, um ihn für mög-
lich zu halten. Auch sonst viel Aehnlichkeit: zäh, langweilig, im
Genick eben so lästig wie an den Hacken, aufreizend und doch Schick-
ung von oben. Braun triefender Strand, graugrünes Meer, der
geehrte Himmel ein nasser Sack und eine Hundekälte, daß Eis-
bären sich Sweater kaufen und beglaubigte Lappen katholisch wer-
den mochten. Liebermann, ders noch nicht ist, aber »schon" (denkt
derAllerhöchsteFriedensherr) Senator, membre 6e I'Instiwt Dok-
tor garund.was viel mehr sagen will, ungefähr der einzige Sems-
sohn, den Rinuschka, seit den Netzflickerinnen, ins Herzensschränk-
chen befördert hat, zog mit einer besonders feinen Herbsternte ab
und ihm folgte schnell, was unter schwarzweißrother Fahne das

rosigeLichtzuathmenpflegt.FastalleStrandhäuschenwurdenver-
nagelt. Nur ein paar mobileDonnen von Klarchens Stamm blie-
ben, trotz Regen, Sturm, Hagel. (Will, weil Deine Puschel gern
streichle, verrathen, daß auch hier des Mannes zu wenig istund daß
rechts vom Greis im Silberhaar einMeisje den Besen führt, das,
mit seinem Zauskopf und Prachtgebiß dem ältesten Beelzebuben
einen Sünderbraten ablachen könnte, und daß links eine Mefrouw
wohnt, die in Weiß, Roth, Hell» und Dunkelblau, Wolle, Leinen,
Voile, Spitzen, Cape oder Regenmantel gleich lecker aussieht, 's
ist jammerschade, sang, um die Zeit des moskauer Brandes, die
Meersberg in Kantschukows Lager.) Trost in Himmelsthränen
waren mirBäder und Bilder. IedesBad ist, noch zwischen Quallen
und Muschelgestöber, ein Erlebniß. Nnd NiederlandsMalerkunst
beglücktnachjedemWiedersehenticfer.Diesmalhatmich,denRem-
brandts Admiralswitwe, Homer und König Saul flinker noch als
Nachtwache,Anatomie undTuchmachergilde zum schwärmenden
Knaben verjüngen, Jan Vermeer am festesten Band. Diesem Deis-
ter fehlt ja die mächtige Wunderpfote des tzaarlemers Hals; sub-
tilere Zeichnung, feinere Nerven für Seelen- und Farbenvaleur
gabs nie. SeineMädchenund seineArchitektur:schlichtgoethisch;
seine Kuppelszene (lohnt die Reise nach Dresden reichlicher als die
Puttenmadonna) bester Wilhelm Meister. Habe geschwelgt. Als
hier nur noch Oranje boven, kam auch Frau Sonne. Hitzig war sie
nicht; eine kühleMatrone, der man aber nachlechzte, Wenns nach
Fünf eisig pfiff. And der Mond rundetesich; wie der heilig bleiche
Leib einer Mythenfürstin, der von Menschheitsehnen trächtig ist
und in die Welttrauernacht einenPhosphoros gebären will. Der
ganze Hofstaat in Gala; des Nordlandheliands Einzug zu feiern;
Antike und Moderne, Aphrodite und Berenike,Wagenund Wid-
der. Als ich umElf von den florentinisch sanft blinkenden Dünen
an den Strand lief, wars, als habe für diese Weihnacht eine gött-
lich verschwendende Hand Milliarden japanischer Kirschblüthen
über Meer und Erde gestreut. Links, von Scheveningen, und
rechts, von Iimuiden, flammten die Drehfeuer auf. Als winkten
Goldbäche: Lasset uns, Silberströme des gestirnten Himmels, der
in weißem Feierkleid prangendenNrelemente,lasset in EureIubel-
einheit auch uns verfließen, daß wir nicht, wie in kalter Taghelle
die von Gold Glitzernden, einsam frösteln, wenn demAll sich neue
Glaubenshoffnung entbindet! Das Phantastischste, was sich träu-

men läßt. Prosperos Küste in Hochzeitnachlstimmung. And auf
Meilen keinHominingestank. Alles im Beltchen. Erst gegen Eins
zog ich dieDeckeübers Kinn. Durchkühlt und feucht wie einBahr^
tuch. Doch in mir kicherten alle guten Puppenstandsgeister. Der
nächste Morgen goß aus Kannen. Da kam Dein Brief.
Regen? Unsinn! Mir funkelt ja Alles. Und sämmtliche
Traumdeuter sprechen: Da ists nun. Der Dir (das beinahe, wie
Berchtesgaden, unvergleichliche Lottchen nimmts nicht übel) auf
Erden Liebsten ward neue Pflicht, ihr also neues Glück, geboren.
Deshalb, nach derWehenqual, das himmlisch-irdische Nachtfest,
ohne Sirenen und Galatee (Mefrouw träumt von Velourshüten,
Dantonjabots und Haagsche Hopjes), doch unter freundlicher
Assistenz von Psyllen, Marsen, Doriden. »Leih uns, Luna, Licht
und Schatten, Klarheit diesem Iugendflor! Denn wir zeigen liebe
Gatten unserm Vater bittend vor." Halleluja! Oder, falls zu he-
bräisch: Hurra! Ich bin bereit, dafür einzutreten, daß eine über--
sinnlich-sinnliche Spektakeloper, weil darin das Abendmahls-
fakrament in eine Theaterszene ausgestanzt ist, nie auf ein von
den Wahnfriedhofpfaffen nicht eingesegnetes Theater kommen
dürfe. Bereit, Berchtolds Reden ins Politische zu übersetzen und
Alfred Kiderlen fürs Weltpräsidium der Guttempler zu empfeh-
len. Ich will auf heliotropfarbiger Strickleiter in den Mond klet-
tern und nach derRückkehr vom speilustigsten Krater alle Berichte
lesen, die Herr Solf über feine weltgeschichtlichen Reisen von sich
giebt. Trotz dem Winterfahrplan will ich die Reiche Jesu und Sa-
tans absuchen, um dem General Booth ins linke Ohr zu flüstern,
daß ihn an der Spitze der Heilsarmee nur derWirkliche Geheime
Dernburg ersetzen könne (an dem jedes andere Unternehmen sich
denMagen verdürbe unddderdrum imdrittenIahrschon.aüchhierin
Unikum, seinen StellunghungerzuMarkte trägt). Soll ich in einem
Leitartikel beweisen, daß der König dem Preußenstaat dukch den
ErwerbundAusputzdesAchilleionsmehrnütztals durchKaufund
Kultur schwarzweißen Oedlandes und daß der Große Fritz, wenn
ihm nicht der thörichte Einfall gekommen wäre, in den Sieben-
jährigen Krieg zu ziehen, sicher in jedem Lenz auf Korfu residirt
hätte? Wird besorgt. Trübsal aber fürs Erste nicht mehr geblasen.
Wochen lang blies ich nicht, nein: posaunte. Alle Resigna-
tion, Skepsis, Pomadigkeit zum Teufel; und, by^ove, nicht ohne
Grund. Denn unser Znstand ist allgemach skandalös geworden.

Die sanfte Luna und die auch in Wonne wilde Reinette hatten
mir die Schleimhaut der Seele kurirt. Nnd seit ich dann die von
Oeffentlicher Meinung gedeckte Marschall-Tafel sah, knuffte ich
mich in das Gelübde, über mit der res publica (Adolf ist als Dol-
metsch vereidet) Zusammenhängendes mich niemals hienieden
noch aufzuregen. Daß ichs brechen werde, ist gewiß: wärmt in
Anwetter aber wie eine Flanellbinde. Darfst nicht etwa, dieses
Pimpelbildes wegen, vermuthen, der redliche Tom sei, zur Seite
den wärmenden Ofen, nicht mehr abgehärtet. Zehn Minutennach
Sieben in Toilette des Schöpfungtages am Strand; und gegen
alles Oeffentliche durch Hornhaut gefeit. KeineWimper hat über
demAuge gezuckt, das las, welcheenormenKerleAlbertTraeger,
Emil Jakob, Martin Kirschner waren; Leute, deren Anblick nur
der Zweifel überlebte, ob sie zu den knapp Mittelmäßigen oder
zu den Anmöglichen zählten. Das ist des Landes der Brauch,
dachte man; schnaubte die Nase und entspeichelte sich mit standes-
gemäßer Diskretion. Jetzt hat mein Hirnthürchen ins Schloß ge-
schnappt. Marschall als großer Staatsmann, dem das Vaterland
noch Aeonen lang dankbar sein muß, als Bismarckschüler, keuscher,
von Intriguen umbrandeter Charakter, alsBefehderPhilis, als
selbstlos, mit Bewußtsein, in den Sielen Verröchelnder, der, statt
seine behaglichen Schachpartien mit Allah und dessenBazarpro»
pheten weiterzuspielen, propätria sich in die londoner Nesseln setzt:
»Liebeken, Das is mich zu theuer!" Wenn vom siebenten vor»
christlichenSäekulum und von einem Sekretär des IimmuTenno
die Rede wäre, ließe die Narretei solcher Geschichtschreibung sich
begreifen. Was seit 1890 in und sür Berlin geschah, sollten Ein-
zelne wissen. Nee! So der Presse beliebt, wird aus dem Püstrich
ein Gott und ausBaubo eine flecklose Jungfer. Wie wars denn?
Zwei Fritzen, der Großherzog und Holstein, heben den badischen
Staatsanwalt a.D. zu höheren Sphären. Als Herbert erklärt hat,
er stehe und falle mit seinem Vater, schnellt Marschall aus der
Versenkung auf die Zinne des Auswärtigen Amtes. Bismarck,
derihnalsBundesrathsmitglied.konservativenSchutzzöllnerund
andächtigen Tischgast kennt, fragt, ob er ihn wenigstens pärlancl«
ins laufende Geschäft einführen, Äber den Vermögensstand in°
formiren solle; und erhält (der Vater, nicht der Sohn) die Ant-
wort: »Danke". Ob dem Neuling nicht vor dem unbekannten,
vielfach coupirten Gelände bang sei. »k->I«i. Das Auswärtige

war ja stets meine Passton. Ich bin ohne Sorge." Wie oft hats
der Fürst erzählt! Sein Schlußwort war: „Dann kann ich nur
gratuliren. An der Spitze des auswärtigen Dienstes ohne Sorge
zu sein, ist ein Glück, das ich in dreißigIahren nicht oft geschmeckt
habe." Stelle Dirs vor: der (bleiben wir simpel) an Erfahrung
und Erfolg reichste Staatsmann der Erde bietet sich, gratis und
franko, als Einpauker an, hat immerhin Mancherlei mitzutheilen,
wird aber abgewiesen. Weil die Stimme von oben also befohlen
hat. Da weder der Troupier noch der Staatsanwalt im Inter-
nationalen Weg und Brücke kennt, weiß Bismarck, daß sie unter
Druck gerathen werden; und spricht zu tzenckel: »Das Wichtigste
wäre jetzt, Holstein mit Anstand aus dem Amt zu entfernen; mit
seiner Personalkenntniß, Anermüdlichkeit und kombinatorischen
Anlage hätte er di,e vorgesetzten Dilettanten bald in der Tasche;
und so brauchbar er im wichtigsten Stalldienst ist, so gefährlich wäre
er alsKutscher. Ausführung oft prima, Leitung nicht diskutabel."
Holstein will nicht weiter avanciren, aber auch nicht von der über
fastAlles geliebtenArbeit scheiden; merkt, wie tief, als derKaiser
ihn in den engen Cirkel laden will, sein Staatssekretär die Lippe
hängen läßt; und beschließt, nie bis an die Rampe vorzutreten.
KecKercKe äe la paternite bliebefruchtlos. AufMarschallsSchuld-
konto stehen die ärgsten Fehler. Er kündigt den Russen die Asse-
kuranz; ficht(sehr geschickt übrigens), weilsinRohnstockgefordert
worden ist, für Handelsverträge, die Stadt und Land in unheil-
baren Haß verhetzen, den Landwirthebund zum Lehnsherrn alles
ganz oder halb Konservativen machen und mit Mühe und Noth
weggeschafft werden; weckt, durch unbedachte, aber befohlene Re-
den, in England den Verdacht, daß wir in ihr Transvaalgehcge
wollen, und läßt in seinem Zimmer von Paul Kayser dieDepesche
an Paul Krüger redigiren, die alles anglo-deutschen Anheils
Mutter wird und von der S. M. sich schließlich vor Rhodes ent-
schuldigen muß. Auch die dritte crux, Politisirung der Bagdad-
bahn, ist ja sein Werk. DaAlles schies geht, wird errabiat. Kommt,
wegen des Militärstrafprozcfses, mitBronsart, wegen dcrGlijsi-
rungen seiner Preßmcnjchen mit dem inneren Koller in Konflikt.
Nnd holt, schon in extremis, zu einem Hauptschlag aus. S.M Hat
ihn, nach so viel Enttäuschung, dick, mag ihn in keinem Sinn mehr
riechen und verkehrt wieder nach derKonvemenz mitFriedrichs-
ruh.Trotzdcm, rechnetMarschall, fiele cinStein vommajestätischen

Herzen, wenn Bismarcks als Brunnenvergifter entlarvt werden
könnten; undEiner, dem solcheRechtfertigung desNriasbriefcs ge-
länge, wäre nicht abzusägen. Wie Carmens Toreador, siegesbe-
wußt, muthvoll dieBrust, zieht derFreiherr vonBieberstein, von
allem Federvieh freudig umgackert, in den Kampf. Wider den Kna-
benLeckert.denSpitzelLützow, denKriminalkommissarTausch?In
jeder Kleinkinderbewahranstalt wird mans gern glauben. Der
Staatssekretär, denBismarck vor jedemOhrschroff.oftsogarallzu
verächtlich, getadelt hatte, war eisenfest in die Neberzeugung ver»
bissen, daß hinter denSchächern Herberts Vater stehe, der die Klei-
nen von den Seinen zur Trübung aller Wässerchen benutzt habe.
Ein politischer Kopf hätte gefühlt, daß man selbst einen so sch äbig ge-
wordenenReichsschöpfernichtandenPrangerbringenkönne,ohne
dasReichbis in die Wurzel zuschädigen. DerrichtigeProkurator
läßtdieWeltuntergehen,umimletztenAbendscheinenoch „seinen"
Verbrecher ansMesserzuliefern.l^iätjustitia! Nur aus derIuristen'
kurve seines Hirnes sind mildernde Amstände für Marschall zu
holen. Er „flüchtet in die Oeffentlichkeit.« (Auf der Flucht hatte
die Nachbarschaft bisher Deutschlands Geschäftsinhaber nie ge»
sehen.)In der Enge des moabiter Zeugenzimmers zeigen dievor-
geladenen preußischen Minister ihm die Kehrseite. Mit Philipp
Eulenburg, der ihn nicht auf Boettichers Stuhl abschieben und
imAA beerben wollte, ist er noch auf gutem Fuß. Ergebniß des
europäischenRiesenskandals: der desMeineides angeklagteKom»
missar wird, von bürgerlichen Geschworenen, freigesprochen; er
hat niemals mit Bismarck, recht oft aber mit Alfred Waldcrsee
und nicht ganz selten mit Philipps Eulenburg zu thungehabt.Die
sind, Beide, verwundet; der General (der nicht vor die Schranke
kam) schwer, der Botschafter (dessen Eid geschworen sein wollte)
einstweilen nur leicht. Außerdem wird festgestellt, daß Homun-
kulus Leckert wirklich vollbracht habe, den armen Chlodwig,
Kanzler des Deutschen Reiches, am Waschtisch zu interviewen.
Alles rast. Darum einhalbes Dutzend GelberIackenvorderIury.
Statt das Schlammgerinnsel im Stillen wegscheuern zu lassen?
DarummußteWalderseesKapitalanlageinderFirma Normann-
Schumann enthüllt, Nikolais Toast und Wilhelms Ohrenschmerz,
weitschweifig beschwatzt werden?Auch als Kriminalist hatMar»
schall nun seine Schlappe. Die Kreuzer nicht durchgebracht, den
Britenleun am Schwanz gekitzelt, schmierigen Staub aufgewir-

bell, drei Günstlingen Schrammen gekratzt und dem Sachsenwald-
mann in neue Glorie geholfen: viel auf einen Schlag. Er kann,
nach solcher Leistung, solchem Zusammenbruch im Gerichtssaal,
nichtTräger des Verkehrs mit denfremdenMächtenbleibenzund
bei der Vorstellung, ihn loszuwerden, blüht Hohenlohe inFrüh-
lingsgefühl auf. Ade. Nicht: a. D. Marschall geht, Boetticher
folgt; und Koller liest unterrothem Eildepeschenstreif: „DieKerls
sind weg. Nun können Sie wiederkommen."
So (ich hätte vielmehrgrobeFehlereinkerbenkönnen)wars.
Auch in Konstantinopel anders als in der Legende. Marschall hat
unverdrossen gearbeitet, viel gelerntund ist ein tüchtiger Geschäfts«
mann geworden. Hat sich nach und nach sogar die Griffe angeeignet,
mit denen Abd ulHamid zu Nachgiebigkeitzumassiren war. Alles
half ihm hier; auch,was imWestenHemmnißgewesenwäre. Daß
er so lang war und sich zu den meisten Fezschädeln herablassen
mußte; daß er in Reden und Rauchen nicht eher ein Ende fand
als der Teppichhändler, der seinen Smyrna theuer an den Mann
bringen will; seine Schwerfälligkeit (»er kann sich nie schnell wen»
den", seufzte Holstein, seinLehrer, der den ekstatisch nachBagdad
starrenden, im Haag mit den Franzosen flirtenden Zögling nicht
mehr zärtlich ansah); der eingeborene Trieb zu Versteckspiel und
Intrigue. lout et le regte. Ein Hexenmeisterstück kam dennochnicht
heraus. Meist Empusenkram in verblüffender „Aufmachung".
Von Radowitz (der bis an die Pforte des Algesirasjahres eine
viel feinere Nummer des selbenFadenslieferte)warderNimbus
vorbereitet undjedes bewohnbare Schlupfloch aufgewühlt. Mar-»
schall kam mit der Sichel, nicht mit Saatkörnern. And hinter ihm
standen: das Deutsche Reich, der Deutsche Kaiser, die Deutsche
Bank. Daß er mit solchem Stammkapital in drei Lustren ein paar
netteAbschlüsse machte, war schließlich nichts Ungeheures. S.M.
(dessen willigstes und biegsamstes Werkzeug er auch am Bos-
porus, wie im Kasus Krüger, in Sachen der Russen», Sansibar»
und Handelsverträge, stets war und dem jeder dieser Politik ge»
bührende Applaus, von Rechtes wegen, zufallen müßte) galt da-
mals den Türken als der «m Ernst Allergroßmächtigste, der dem
Islam neue Blüthe anheizen, Russen und Engländern sammt
dem griechischen Larissa« Schwager den Imperatordaumen aufs
Auge drücken, die Südslaven in Raison bringen, dem Sul-
tan Kreta und Arabien retten, Egypten zurückgeben werde. Daß

sein Botschafter, der mit solchen Bonbons winken durfte und wo
stärkere Beschwörerkunst nöthigwar, die Siemens, Gwinner, tzelf-
ferich an die Nibelungensafes kommandiren konnte, alle Thüren
offenfand, brauchtenwirnicht auf dem Bauch zu bestaunen. Oben-
drein kam Alles ganz anders^ Der.Glanz des blonden Islam-
schützers bleicht in Marokko: zuerst unantastbares Land und sou«
verainer Sultan, dann der Sultan vom Thrönchen gefegt und
Frankreich als Protektor. Abd ul Hamid fängt zu ahnen an, daß
ihm geschehen könne, was dem Schäker und Radfahrer Abd ul
Aziz geschah; und seine Ahnung wird Wahrheit: England nützt
die Zeit russischer Ohnmacht, um Wilhelms erhabenem Freunde
die Annehmlichkeit einer Luftveränderung und Liegekur (mit
Damenbedienung) zu verschaffen. Unser kaiserlicher Bundesge-
nosse nimmt Bosnien und die Herzegowina, unser (bis aufWei-
teresnoch)königlicherTripolitanien unddieKyrenaika. Der aufs
Moskowiterauge gedrückte Daumen dreht sich in dentzandteller,
demerreifePflaumeneinschüttelnsollte, und pollice versosieht der
Augustus den hastig entfetteten Türkenleib sacht verbluten. Der
Traum vom deutschen Oberkhalifen ist ausgeträumtund die schrei-
bende und schwadronirende Osmanenjugend murrt, Marschall
rieche allzu sehr nach den Kochtöpfen der hamidischen Giftmischer-
aera. Trotzdem ihm das Alter schon die Knochen weicht und die
Adern mitKalk stopft, tummelt derMorsche sich früh und spät; macht
Besuche, angelt nach neuer Freundschaft, schreibt Berichte (seine
Force: alles Erlebniß wog er immer nur nach derTauglichkeit für
den nächsten Bericht an die «maßgebende Stelle"), organisirt, in
mündlichemund schriftlichemBerkehrmitLicht-undSchwarzalben
derPresse.seinenRuhm. Quält sich.wieeinfahlgewordenerIockey,
vor den Tribünen kit zu scheinen. Vergebens. Wo, armer Vorik,
sind nun Deine Schwänke? Wo Deine Ränke, Odysseus von Pera?
Ich las, er sei übervoll von «bedeutenden Ideen" gewesen. Da-
nach schmachtet das bethmännisch dürre Vaterland; und bedauert
deshalb inniglich, daß die Gefäße, in diesolcheAeberfülle sich er-
goß, nichts davon ausschwitzen. Marschalls offizielle „Ideen"
kennen wir; auch des Botschafters. Der Bagdadbahnbau als
Haupt- und Staatsaktion, nicht als nüchternes Bankgeschäft (für
das man eines Tages ja doch in allen Kapitalistenländern das
Geld zusammentrommeln mußte). Folge: der Russe fürchtet die
Sperrung seines Zukunftweges an eine eisfreie Küste, Frankreich

das Schwinden seines selbst vom Pfaffenfeind Gambetta sorgsam gehegten Ansehens als des Orientchristenpatrons; England ver» rennt sich in den Wahn, daß wir s Wut prix eine trockene Straße nach Indien suchen; und die zimmerreinen Balkansürsten stecken die Köpfe zusammen und überlegen, ob sie, wenn auch Deutschland nun noch von dem abgeriebenenTurbankuchenmitessenwolle, sich nicht schleunig verbünden müßten. Des Kaisers Reise gen Da» maskus,dieRedeanSaladinsGrab,woersichdentreuenFreund aller Mohammedaner, also auch der indischen und russischen, nennt: wieder eine bedeutendeIdeeMarschalls.DerNeid muß ihm lassen, daß er betriebsam, innerlich an die Türkei akklimatisirt und im Kleinen geschickt war. Nur, wo es galt, mit unwahrscheinlicher Sicherheit auf der falschen Seite. Er setzte die ganzeBarschaft auf die eineKarteAbd ultzamid:undfühltenichtindenFingerspitzen, daß sie nicht mal mehr den nächsten Stich machen konnte. Später hielt er Mahmud Schewket für höchsten Trumpf: und verlor den Einsatz an Albions Kiamil. Er witterte nicht, daß seinem Sultan die Sonne untergehe, noch, im letzten Frühjahr, daß der Jung» türkenkonvent abgehaust habe. Er wollte durchaus nicht, daß wir im bosnischenStreitfürOesterreich optirten,und hätte, wenn nicht derNovembersturm vorangegangen und Bülow stramm geblieben wäre, die maßgebende Stelle vielleicht ins Wanken gebracht. Er verbürgte sich dem Großwesir für die friedlicheAbsicht der Italiener und überredete den(auch mit Eitelkeit zu hoch belasteten)Kriegsmi- nister,seinenSpeziSchewket,ausTripolis denGouverneurund die besten Truppen heimzurusen.Das ist Geschichte; erweisliche. Der letzte Streich schlug demFaß denBoden aus. Der»große Botschaf» ter"mußte gehen. MußtezimBereichderHohenPforte war erun» möglich. Noch einmal ist der Kluge klug genug, nicht klug zu sein: mit demRauch seiner Cigarette bläst er die Kunde aus.daß er das Rezept für den Friedensschluß in derTasche habe und bis über» morgen die wieder jung gewordenen Alttürken, durch die Rück» gäbe von Benghast, beschwichtigen werde. Im Juli. Wir haben Oktober. Ade. Wieder nicht: a. D. Weil eine bunt gesprenkelte Minirerschaar ihn sür den Kanzlerposten empfahl, wurde derfast Amortisirte, englischem Wesen Weltenferne nach London gelobt. Er nahm an. Warum nicht? Von Kings Croß ists nach der Wil- helmstraße näher als von Konstantinopel; kannmanKiderlen(die Beiden liebten einander wie Hund und Katze) also auch leichter

Knüppel zwischen die nichtmehr ganz sicheren Beine werfen. Sieht, terti«, nach Beförderung, nicht nach Bankerot, aus. Nnd wird nach vielem Lärm nichts: Metternichs, Tirpitzens, des tzohenfinowers oder des Schwaben Schuld. Das PreßkonsortiummachtAlles (sogar, wie wir jetzt sehen, Paradebetten für Gigantenformat). »Wer immer strebend sich bemüht, Den können wir erlösen." War aber der Abschied von Stambul nicht wie der von Berlin? Sturz mit Fallschirm. Emsig eingeübte Lobgesänge auf einer Brandstatt, von der(poorBülow weißdavon einLied)keinSchnitterschnellwieder ernten kann. Der Inhalt dieses Lebens? Sein Nutzen fürs Reich? Die Lücke, die es läßt? Bethmann und Kiderlen können nachts ruhiger schlafen und bei Tag ungestört den absurden Plan eines Dreikaiserbündnisses bebrüten. In der Türkei sind wir, als unsichere Kantonisten, tiefer als je im Wurstkessel. Der Balkanbund willEreigniß werden. Ferdinand, Georg und Peter machen ihre Heere wider Mohammed mobil.

Was draus werden kann? Draußen stürmts; durch klappernde Fenster sehe ich eine Schaumfluth, die in der nächsten Stunde Philemons dünnes Hüttchen überschwemmen, verschlingen kann. Doch drüber ist Sonne. And in mir der silberne Abglanz unverlierbaren Mondnachtglückes. «8t«rm«: seufzt die Hausbesorgerin, die den Mann und zwei Jungen in drei Heringfischerbooten draußen hat. ,,OrI«^«: jubilirtderDepeschenausträger,deramLiebsten mit der bulgarischen Bauernarmee gegen den Großtürken zöge. Sturm und Krieg: juble mit Wilhelminchens Postvasallen, Preußin! Das brauchen wir trägGewordenen, nur noch vonGeldgier Gerüttelten. Wolltest wissen, weshalb S.M. noch immer Sanctum Theobaldum hält? Einfach: um frechen Nachbarn und schlotternden Freunden zu beweisen, was diesesDeutscheReich (das nicht sein, sondern unser, nur in solchem Sinn auch sein ist) ohne Lähmung und Kraftschwund vertragen kann. Alle Fehler, die Menschenwitz zu erklügeln vermochte, sind, überall, gemacht (fehlt, höchstens, noch, daß wir denRömern auf den Leim einerMittelmeergarantie kriechen): und wir leben kräftig; strotzen, mit der kläglichsten Ministerkohorte, die je ein Auge in Mitteleuropa erblickt hat. Der Beweis ist gelungen; der schwärzeste Qualmschwaden hinter den geduldigen Deutschen. Neue Pflicht fordert uns. Dein Fall. Jauchze, tapferes Herz!

Moritz.

Die Zukunft.
Pestballade.
seiner Stadt im Thale, gefolgt von ihrem Hohn,
Ist Giambattist, der Düstre, feig vor der Pest geflohn.
warf fest ins Schloß die Thore: „Daß Reiner draus entweicht
Und, mit der Pest im keibe, mir nach zur Höhe schleicht!"
In sein Kastell Buino, das grau wie rings der Stein
Auf ödem Lelsen starrte, zog er am Abend ein;
Gianetto sein Begleiter. „V, hier behagt mirs sehr!
Her traut sich nicht das Leben und auch die Pest nicht her!
Nun hör' mich an, Gianetto! Du steigst empor zum Thurm,
Spähst nieder auf die Siraßel Naht wer, so läute Sturmi
wir wollen keine Gäste, daß uns die Pest nicht find't;
Du bürgst mit Deinem keben, Du und Dein Weib und Kind!"
Gianetto stieg zum Thurme, beim wein saß Giambattist.
Lr zechte bis zum Morgen und freut sich seiner kist.
„Das wär' ein Jubel drunten, stieg' mir die Pest aufs Dach!
Ich will Euch schon beweisen, daß ich als Letzter lach'!"
So mich die Nacht dem Tage nun schon ein drittes Mal.
Da irrt sein Blick hernieder im fahlen lNorgenstrahl,
Gin Reiter auf der Straße! „V fauler Hund Gianett!
Du schläfst wohl auf dem Thurme! Dir schaff' ich bald bin Bett!
Ihr Knechte alle, nieder, verrammelt mir das Thor!"
Dan» mit den Knechten steigt er den steilen Thurm empor:
„Den Schuft will ich erschlagen! Ich droh' nicht blos, Ihr wißt!"
Lr faßt den Do!ch. Laß stecken! Zu spät, Herr Giambattist!
Gianetto auf dem Bode», Herr Giambattist erblaßt,
Gr hat den Kaltgewordenen jähzornig angefaßt;
Gebrochne Augcn starren ihn leer, verloren an,
Gcdunsne blaue kippen! Das hat die Pest gethan.
Der Troß cniflicht. Die Thüre zum kugaus schließen sie.
Bei seinem toten Knechte sinkt Giambattist ins Knie,
<Lr reckt den Arm, Ein Geier erhebt sich, welch ein Graus!
Der wird bald wiederkehren zum geilen Leichenschmaus ...
Prag, Hugo Salus.

Entartung.

früher, sobald wir uns begeistert,
wurden wir durch die Vorschrift gemeistert:
„Bilde, Künstler, rede nicht!
Nur ein Hauch fei Dein Gedichtl"
Manchen, die uns damit mißhandelt,
Hat sich die Vorschrift bös verwandelt:
„Rede, Künstler, denke nicht I
Nur ein Schwall sei Dein Gedichtl"

München. Frank Wedekind.

Die Nacht der Entscheidung.

frühen Morgen wachte Frau Barbara an ihrem Kummer auf.
EDA Gestern abends waren ihre Mutter und ihre Schwester bei ihr ge»
Wesen. Ihr Mann hatte es so toll mit schlechtenFrauen getrieben, daß sich
jetzt die Öffentlichkeit mit ihm beschäftigte. Ihre Mutter war gestern
zu ihm aufs Bureau gegangen, um ihm ins Gewissen zu reden, und
hatte dann mit ihr gesprochen. So könne Das nicht weiter gehen; sie
sei immer zu gut und schwach mit ihm gewesen, müsse nun aber andere
Saiten aufziehen. Danach hatte die Schwester sie vertraulich auf die
Seite genommen. Wie sie denn zu ihrem Manne sei? Solch ein feuri-
ges Temperament wie Dessen verlange mehr von seiner Frau als stille
Hingabe an Mann und Kind. Temperament müsse sie zeigen. Was
der Mann zu Haus finde, suche er nicht draußen; und Dergleichen mehr.
Frau Barbara war, wie immer, wenn man von diesen Dingen
mit ihr sprach, ein Wenig erröthet und hatte gesagt, sie wolle Solches
gar nicht hören; sie wisse, was sie von sich und von ihrem Mann zu
halten habe, und Das genüge ihr. Aber diesmal hielt man ihr die Be»
weise unter die Nase; und die Kinder wüchsen heran und das Ver»
mögen werde vergeudet. Und ob man gleich keinen Entschluß aus ihr
herausbrachte: als sie allein war, brach doch der Schmerz schwarz über
sie herein; und sie war ihm hilflos ausgeliefert.

Im Fremdenzimmer war sie zu Bett gegangen, ohne den Mann
zu erwarten. Sie weinte still und heiß in ihre fremden Kissen und der«
meinte, niemals mehr fröhlich in ihrem Leben lachen zu können, das
sie ringsum sich geschaffen hatte. Nun wußte sie auf einmal nicht mehr,
ob sie es denn auch richtig geführt habe. Und so stark und mit inniger
Gewalt war sie ihm hingegeben, daß sie nur leiden, aber nicht streiten
konnte.

Die Zukunft.
Jetzt war sie also wach und klar und hell am dunklen Morgen
und der Kummer hatte alle Thore aufgerissen, daß sie direkt in die
Ursachen des Lebens blicken konnte mit lichtbeschwingten, traurigen
Augen des Schmerzes.
Eine Nacht war gewesen, wo sie vielleicht anders hätte werden
können; für ihr ganzes Leben.
In ihrer Hochzeitnacht war sie plötzlich, in tiefer Dunkelheit, auf»
gewacht. Als sie die Augen ausschlug, war sie voll eines prickelnden,
hnszen Lebens, in dem alle Sinne spielten, Ihr schien, die Lust, von der
sie eben erwacht, sei nur der Anfang eines Buches, das mit fliegenden
Sinnen durcheilt werden müsse. Eine treibende Unruhe hieß sie auf»
stehe», ans Fenster treten und auf die Dächer der Stadt schauen, die,
in glänzendes Mondlicht getaucht, unter ihr lagen. Ein nnerhörtes,
neues Leben voll Gier und Kraft schien im Dämmern vor ihr und in
ihr zu spielen; und plötzlich trieb es sie vor den Spiegel, daß sie sich
sehen wollte. Aber als sich eben das Elektrische Licht entzündet und ein
^,aar dunkle Augen in einem bleichen Gesicht gesehen hatte, lachte in
Oer Ferne Jemand höhnisch, laut; und ihr junger Mann drehte sich
im Schlaf um.
Da hatte sie das Licht rasch wieder ausgedreht und war in den
hintersten Winkel des Gemaches geflüchtet, zitternd von Angst und
Schrecken. Doch Alles war ruhig geblieben. Wohin hätte sie Das wohl
geführt, wenn sie Dem nachgegangen wäre, damals?
Als sie sich wieder ins Bett gelegt hatte, waren ihr die Kinder»
äugen ihres kleinen Bruders zuerst eingefallen; dann, wie ihr Mann
um sie geworben hatte; ihr Vater, die Mutter.
Jetzt fühlte sie wieder deutlich, wie ihr in jener Nacht gewesen
war. Ein Schneefall weicher, schwerer Flocken war über sie gegangen
und hatte sich tief in sie gesenkt. Eingehüllt in dieses schwere Gefühl,
wachend und doch von den Düften dumpfen Fühlens wie von Schlaf
umweht, hatte sie gelegen, bis ihr Mann erwacht war. Da hatte sie
gemerkt, wie er sich Dem gebeugt hätte; wie gern er ihr eine stille
Herrschaft einräumte. Es war ein Glück, das sich weit ausdehnte und
sich doch nie verlor.
Ihr Vater war tot, ihre Mutter hatte sie gescholten, ihr Mann
betrog sie, ihr Bruder war ein verdorbener Junge geworden.
Sie war erröthet, hatte von Alledem nichts wissen wollen; Alles
in ihr war von selbst immer wieder in das dunkle Fühlen zurückge-
kehrt. Es hatte ihr Würde und Stärke, Achtung bei den Kindern und
in der Gesellschaft, Heiterkeit und Freude wie reiche und süße Stun-
den des Glückes geschenkt. Es schien in ihr verborgen; nur zu athmen
brauchte sie tief: da umwehte es sie.
Sie erinnerte sich, wie oft sie den Klagen der anderen Menschen
mit einem erstaunten Lächeln gelauscht, wie dieses Fühlen ihr leicht,
was Andere aufwühlte und zerstörte, vom Leibe geschoben hatte. Wo
war es jetzt? Hatten die anderen Menschen Recht? Hätte sie damals

den anderen Weg gehen sollen? Oder hätte sie Mann und Welt ein
absichtvolles Wollen entgegensetzen müssen?
Jetzt machte dies Fühlen sie schwach und elend; sie wußte nicht,
wie sie ihrem Mann und der Welt noch begegnen solle. And ein
Schauer überlief sie wie ein Bangen vor dem Tod. Begann hier schon
das Ende des Lebens? Sie erhob sich, schlüpfte in ihr Morgenkleid und
ging mit ihrem schweren, schönen Gang durch den im Dunkel des Win«
termorgens liegenden Korridor in das Eßzimmer.
Bevor sie eintrat, vernahm sie die lärmenden Stimmen ihrer
Kinder, die sich zum Aufbruch nach der Schule richteten. Da vermochte
sie nicht einzutreten; ihr erhobener Fuß senkte sichnicht und ihre Hand,
die die Klinke der Thür gesaßt hatte, konnte nicht zudrücken.
Sie ging stumm zurück, woher sie gekommen war, und setzte sich,
als sei sie erstarrt, auf das Bett. Ihr war, als sei ihr die eigenste Liebe
zu Kind und Mann genommen und aus ihr herausgesetzt; und dafür
müsse sie nun all ihr Lebtag eine plumpe und häßliche Lüge festhalten.
Da fiel ihr plötzlich das jüngste Töchterchen ein, das noch im
Wickelkissen war. Sie fuhr in einer wilden Empfindung auf und rannte
ins Kinderzimmer.
Das Kindermädchen hatte das Kleine gerade gebadet und auf dem
Wickeltisch auf ein Kissen gelegt, wo es mit den runden Beinchen stram-
pelte. Das Mädchen beugte sich über das Kind, hatte es in beiden
Händen, schüttelte es und gab ihm zärtliche Ammenworte,
Die Mutter stürzte auf das Kind. „Fort!" rief sie dem erschreck-
ten Mädchen zu; „hinaus!" und deutete nach der Thür. Als das be-
stürzte Ding sich entfernt hatte, beugte sich die Mutter über ihr Kind,
vergrub ihr Gesicht in den kleinen Leib und brach in einen Strom
von Thränen aus.
Dann nahm sie es auf den Schoß und betrachtete es mit über-
strömenden Augen. „Ach," sagte sie, „Dich kann ich noch lieben; aber
was nützt es Dir, Du armes kleines Mäuschen? Nun bist Du doch
nichts Anderes als ein Kind des Schmerzes und Dir wäre besser, Du
wärest nicht geboren!'
Das Kindermädchen in seinem Schrecken war inzwischen zu dem
Herrn gelaufen, um zu erzählen, wie seltsam die gnädige Frau gewe-
sen sei. Der kam in Angst langsam zur Thür herein,
„Barbara," sagte er (und als er sie so sitzen sah, quoll dem stol-
zen und schönen Mann das Wasser zusammen), „Du bist doch immer
das Gute für mich gewesen; sei mir jetzt nicht so, ich bitte Dich!"
Da erhob sich Frau Barbara und schwankte. „Nimm das Kind,"
sagte sie, „ich lasse es fallen."
Langsam strömte wieder dies Fühlen in ihr auf; sie erröthete
und sagte nach ihrer Gewohnheit: „Ich weiß, was ich von Dir und
von mir zu halten habe". Und nach einer Weile sagte sie mit einem
tiefen Seufzer: „Wir Frauen lassen uns so gern betrügen!"
München. Hermann Horn.

Der Klausner.

i,

er Klausner betete vor Tagesweben:
„Mein Gott, Du hast mein Mahl mit Salz beschenkt,
verweigre nicht die Schmerzen meinem Leben.
Doch von den Schmerzen, die zum Guten lenkt
des Himmels milde Göttlichkeit hieniedcn,
erspare mir den argen Schmerz, der denkt.
Sonst, wie Du fügst, sei mir fortan bcschiedcn
mit dem, der denkt, auch noch der Schmerz, der schreit;
weil sich im Unmuth das Gedankenschmieden
wie das Gemitter in dem Blitz befreit."

II.

Er bat zur Mittagszeit: „Mein Gott, es bliebe,
daß mir getrost der Feind auf leisen Sehen
die nackte Weiblichkeit ins Antlitz triebe.
Ich würde denken, wenn sie stumm vergehen,
daß ich nicht weniger in Wirklichkeit
die nackten Schatten hätte schwinden sehen.
Zwei schwarze Mächte sind in uns im Streit:
der Schein des Traumes und der Schein vom Ding;
doch dieser hüllt den Blick in Dunkelheit
und jener labt Den, der zur Ruhe ging."

III.

Des Abends sprach er: „Dir, mein Gott, gefiel,
daß ich, Dein Diener, im Ermessen frei,
obschon versucht, nicht in Versuchung fiel.
Mit bittrer (ZZual kamst Du dem Herzen bei
und mich bcdünkt, daß schon ein Michvergcssen
nun aller Wonnen allerschönste sei.
Des Menschen Kind wird nimmer selig, dessen
Gefühle zitternd ihren Traum beneiden,
in Furcht und Sehnsucht immer unermesscn.
Linst mar mir so. Nun kann ich still verscheiden."

IV.

Und als der Klausner sanft sein Auge schloß,
steh da: des müden Lebens süßcr Schlummer
ihm durch des Herzens hohle Kammern floß.

Doch aufgerüttelt (auf dem Spiegel stumm«
Gewässer trug ein Segelboot ihn leicht)
rief er: „Gieb mir, mein Gott, gieb mir den Kummer,
gieb mir den Traum zurückI Der Schmerz, der weicht,
ist, was den ZNenschen überaus beglückt;
doch liebt er ihn, der einer Blume gleicht,
die dann blos duftet, wenn er sie gepflückt."

Giovanni pascoli (gestorben am sechsten April l?l,2)>
Deutsch von Benno Geiger.

Meine Gedichte.

Sommer schrieb ich nie ein Gedicht. Das Blühen und Prangen war mir zu sinnlich. Ich war traurig im Sommer. Mit dem Herbst kam eine Melodie über die Welt. Ich war in den Nebel, in die früh schon beginnende Dunkelheit, in die Kälte verliebt. Den Schnee fand ich göttlich, aber vielleicht noch schöner und göttlicher kamen mir die dunklen, wilden, warmen Stürme des Vorfrühlings vor. Im kalten Winter glänzten und schimmerten die Abende bezaubernd. Die Töne thaten es mir an, die Farben redeten mit mir. Ich brauche kaum zu sagen, daß ich unendlich einsam lebte. Die Einsamkeit war die Braut, welcher ich huldigte, der Kamerad, den ich bevorzugte, das Gespräch, das ich liebte, die Schönheit, die ich genoß, die Gesellschaft, in welcher ich lebte. Es gab nichts Natürlicheres und nichts Freund« licheres für mich. Ich war Commis und sehr oft ohne Passende Stelle. Das paßte mir. O die reizende träumerische Schwermuth, das wonnige Verzagen, die himmlisch»schöne Muthlosigkeit, die gesellige Trauer, die süße Härte. Ich liebte die Vorstädte mit den vereinzelten Gestalten der Arbeiter. Die verschneiten Felder sprachen mich vertraulich an, der Mond schien mir auf den gespenstisch weißen Schnee niederzuweinen; die Sterne! Es war herrlich. Ich war so fürstlich arm und so königlich frei. Ich stand in der winterlichen Nacht, gegen den Morgen, am offenen Fenster und ließ mir das Gesicht und die nur mit dem Nachthemd bedeckte Brust anhauchen vom eisigen Athem. Nnd dabei hatte ich die sonderbare Einbildung, daß es glühe rund um mich. Sehr oft warf ich mich, in dem entlegenen Zimmer, das ich bewohnte, auf die Knie und bat Gott um einen hübschen Vers. Dann ging ich zur Thür hinaus und verlor mich in die Natur. RobertWalser,

Banken und Bergwerke.

ie deutschen Bankiers und Finanzmänner waren in München zu frisch, fromm, fröhlichem Thun vereint! haben in aller Eile ein Bischen Geschichte gemacht und sind dann wieder nach Haus gefahren, hinter ihnen blieb die tröstende Gewißheit, daß die Gedanken leicht bei einander wohnen, doch hart im Räume sich die Dinge stoßen. Wirk« Ncher Legationrath Professor Dr. Helfferich, Direktor der Deutschen Bank, der orswr Isursstus des Bankiertages, sagte, daß die Großbanken nicht so größenwahnsinnig seien, sich für die Stützen der gesammten Bolkswirthschaft zu halten. Geheimer Kommerzienrath Hermann Frenkel von der Firma Iacquier 6 Securius hielt für möglich, daß die 230 Depositenkassen Berlins noch Zuwachs bekommen, meinte aber, trotz« dem dürfe man die Bedeutung der Privatbankiers nicht gering schätzen^ Geheimer Oberfinanzrath von Lumm, Mitglied des Reichsbankdirektoriums, mahnte die Banken wieder, nicht zu viel Kredit zu geben. Das catonische Oteruin oeuss«. Die Reichsbank wünscht die Stärkung der Barreserven und damit die Förderung der finanziellen Bereitschaft der deutschen Banken. Der Präsident der Seehandlung, Excellenz von Dombois, wehrte sich gegen den Verdacht, die Königlich Preußische Staatsbank sei nicht liquid genug. Der Präsident der Preußischen Centralgenossenschaftkasse, Geheimrath Heiligenstadt, nannte seine Anstalt das Bankinstitut mit der größten Liquidität und erwähnte die Klage der Genossenschasten darüber, daß die Depositenkassen gewisser Banken ihre Agenten bis in die Häuser schicken. Auf diese Weise seien den kleinen Genossenschaften 200 Millionen Mark entzogen worden. (Warum haben sie es nicht eben so gemacht wie die Banken?) Schließlich wurde erklärt, daß die Ursachen der hohen Ansprüche an die Reichsbank „in der EntWickelung der deutschen Volkswirthschaft liegen, die in ihrer Gesammtheit gesund und erfreulich ist und die allein Deutschland die Möglichkeit giebt, die schweren allgemeinen Lasten zu tragen",- And die praktische Folgerung aus der angeblich zu großen Belastung der Reichsbank? Vervollkommnung der Zahlungmethoden; Beseitigung des Checkstempels; Vermehrung des Goldbestandes; Verbesserung der „Kassenliquidität" und Erhöhung der Giroguthaben bei der Reichsbank; Anpassung der öffentlichen „Finanzgebahrung" an die Bedingungen einer wirksamen Bereitschaft. Theorie und Praxis. Jene giebt Alles zu, was man gerade haben will. Diese sträubt sich, gegen jeglichen Zwang zu der einzig denkbaren Reform: der Einführung größerer Guthaben bei der Reichsbank. Nur ja keine Reglementirung! Neber die Höhe der Einlage muß „von Fall zu Fall" entschieden werden. Das heißt natürlich: Alles bleibt beim Alten. Sei ruhig, lieb Vaterland!

An der Börse ist inzwischen Kohle und Eisen wieder Trumps geworden. Der Phoenixabschluß mit der von IS auf 18 Prozent erhöhten Dividende war eben so wirksam wie das Resultat der Harpener Bergbaugesellschaft (9 gegen 8 Prozent bei 23,S2 Millionen Bruttogewinn

gegen 21,38). Und die Ankündung neuer Aktien beim Bochumer Eußstahlverein war eine kleine Sensation; denn im Machtbereich der Familie Baare wirb konservative Finanzpolitik getrieben. Keine.Expansion; keine Agiotage. Das Stammkapital ist über 30 Millionen nicht hinausgekommen (die letzte Kapitalserhöhung um 4,80 Millionen war 1910 erfolgt) und soll durch die neue Emission auf 36 Millionen gebracht werden. Die Selbstkosten will man durch technische Verbesserungen herunterdrücken. Das ist der springende Punkt. Eine verständige Finanzpolitik kann nur auf den Ausgleich der Lasten gerichtet sein, die Neigung zeigen, in ein Mißverhältniß zum Bruttogewinn zu gerathen. So ists überall; und der kluge Mann sorgt vor, daß ihm die Herstellung des Gleichgewichtes zuletzt nicht unmöglich wird. Der Bochumer Verein hat seine Dividende für 1911/12 von 12Vs auf 14 Prozent erhöht; und die Börse bewerthet die Aktie mit 240 Prozent. Das giebt eine Rente von 5,8 Prozent, mit der die Bochumer noch zu den gut verzinslichen Industriepapieren gehört. Harpener und Gelsenkirchener geben nur 4Vs Prozent Zinsen; Deutsch-Luxemburg giebt dagegen fast 6 Prozent. Deutsch-Lux ist eins der wenigen Bergwerkpapiere, die seit Jahresanfang am Kurs nicht gewannen, sondern verloren; 13 Prozent. Die Börse hat also das letzte luxemburgische Finanzgeschäft noch nicht verdaut, Ende Mai wurde, wie bekannt, das Aktienkapital (um 30) auf 130 Millionen erhöht. ZurDurchführung des großen Erweiterungprogrammes und zur Beseitigung der schwebenden Verbindlichkeiten waren 43 Millionen nöthig. Das ist nicht gerade wenig, wenn man sich den Wunsch der Barreservisten als Pendant denkt. Die Industrie frißt eben die Barreserven auf; sie kann nicht anders, wenn sie gedeihen will. Daß Deutsch-Lux für 1911/12 wieder 11 Prozent Dividende zahlen werde, war damals schon sicher. Für 1912/13 sind 20 Millionen mehr zu verzinsen; und 11 Prozent Dividende erfordern ein Plus von 2,2 Millionen. Wird die Konjunktur sich der erhöhten Produktion gewachsen zeigen? Immer kommts darauf an, daß die in Betriebskapital umgewandelten Bargelder sich aus Eigenem erneuern. Die Börse hat eine gute Witterung für Proportionen: Deutsch-Lux mit 130 Millionen Aktienkapital und 11 Prozent Dividende hat einen Aktienkurs von 184; Gelsenkirchen mit 180 Millionen Stammkapital und 10 Prozent Dividende einen Kurs von 213. Ginge es nach der Dividendenhöhe, so stünde Deutsch-Lux vor Gelsenkirchen. Das Kohlensyndikat hat einen Bericht erstattet, der die kühnsten Erwartungen nicht weit hinter sich läßt. Fast die ganze Monatbetheiligung des August konnte verkauft werden, während der August 1911 eine Absatzquote von nur 82>/s Prozent sah. So war es möglich, die Betheiligung für Kohlen auf 100 Prozent zu erhöhen. Eine Rekordleistung. Die giebts auch bei der Rohcisenproduktion, wo seit März eine Serie von „noch nie dagewesenen" Ziffern erschienen ist. In den ersten acht Monaten des Jahres waren 11,38 Millionen Tonnen (gegen 10,26 Millionen) produzirt worden; und das Jahr 1912 wird eine

Gesammtmenge von 10Vs Millionen Tonnen aufweisen. Das Produkt Roheisen ist ein wichtiger Werthmesser für die wirthschaftliche Leistung und die Qualität des Nationalvermögens.' England und die Vereinigten Staaten sehen deshalb mit Unbehagen, wie das deutsche Roheisengewerbe in den letzten Iahren aufgeholt hat. Der Ausfuhrüberschuß wird, nach den Ergebnissen seit Neujahr, gewiß 5Vs Millionen Tonnen betragen; abermals ein Maximum. Wer zweifelt am Wohlwollen der Berggeister? Auch den Schlesiern gehts gut. Die Aktie der Donnersmarckhütte ist auf 333 Prozent geklettert und hat zum ersten Januarkurs 25 Prozent angesetzt. Von der Laurahütte wird ein guter Jahresabschluß erwartet; die Dividende, die im vorigen Jahr 4 Prozent betragen hatte, wird auf 6 geschätzt. Die Aktie der Bismarckhütte aber, die im letzten Jahr dividendenlos blieb, steht auf 137. Kein übler Kurs für ein ertragloses Papier. Hohenlohe, Oberbedarf, Caro-Hegenscheid melden reichliche Beschäftigung, Bei Carö wird von einer Kapitalserhöhung gesprochen und man bringt damit die Aktienhausse in Zusammenhang. Das Papier ist von 81 rasch in die Höhe gestiegen; denn zur Ausgabe neuer Stücke ist, wenn man nicht Vorzugsaktien wählt, der Parikurs Vorbedingung. Die Spekulation neigt in jedem Fall einer optimistischen Weltanschauung zu und läßt nicht die kleinste Gelegenheit vorüber, sich mit neuem Stoff zu versehen. Wem graut vor der Götter Neide? Wir haben ein Roheisenshndikat und einen Stahltverkverband: zuverlässige Stützen. Merkwürdig, daß man sich der Erneuerung des Stahlverbandes und der Erörterung, die, sich daran knüpfte, kaum noch erinnert. Wie lange ists denn her? In der Nacht vor dem ersten Maitag wurde der neue Verband geschaffen. Zu Freudensalven war kein Anlaß. Was da entstand, war nur die Hälfte des alten Kartells, Allerdings die bessere Hälfte, da der andere Theil niemals ganz syndizirt werden konnte. Halbzeug, Formeisen, Eisenbahnoberbaumaterial sind dem Stahlwerkverband geblieben; Stabeisen, Bleche, Walzdraht, Röhren wurden frei. Daß die Beseitigung des Zwanges in der Produktion nicht fühlbar wird, wenn der Nachfrage kaum genügt werden kann, ist erklärlich. Die Syndikate wären überflüssig, wenn die Möglichkeiten stets den Umfang der Produktion hinter sich ließen. Aber es giebt Tage der Noth, des Waarenüberflusses, des Preissturzes, des Wettbewerbs bis aufs Messer. Da braucht man Nothhelfer; braucht man die Herstellung und Verkauf regelnden Kartelle. Nun fehlt ein Verband für wichtige Fabrikate der Eisenindustrie und man weiß nicht, wie sich die Dinge in voller Freiheit abspielen werden, wenn 'erst einmal die Konjunktur verdämmert.

Manche Leute glauben, sie müsse ewig währen. Die Trustwerke töürden natürlich leichter mit schlechtem Wetter fertig als die Hersteller von Spezialitäten, die sich ihre Fabrikation „rein" erhalten haben. Bei den Großen wird nur das Riesenmaß des Betriebskapitals und der technischen Leistung Schwierigkeiten machen. Der Umfang der drohenden Überproduktion läßt sich an der Ausgiebigkeit der fabrika-

dorischen Fähigkeit messen. Ob es gelingen wird, die gefährliche Even«
tualität durch Herstellung von Einzelverbänden sür die L-Produkte zu
bannen? Die Erfahrung ermuthigt nicht zu bejahender Antwort,
Stabeisen, Bleche, Röhren waren für die Dauer nicht zu shndiziren.
Besonders schlimm ging es mit der Stabeisenkonveirtion; da wars nicht
einmal möglich, die Preise zu binden. Daß die Chancen sich noch nicht
gebessert haben, lehrt das Schicksal des Walzdrahtverbandes, dessen
Erneuerung sehr zweifelhaft ist. Vielleicht wirds am Ende friedlicher,
als man glaubt; nur sollte der vorsichtige Rechner den schlechteren
Ausgang in den Kalkül stellen. Da die Möglichkeit einer Arbeitsthei-
lung nicht besteht (Werke wie Gelsenkirchen, Deursch-Lux, Phoenix ha-
den sie ja beseitigt), so bleibt in Tagen des zügellosen Wettkampfes je-
des Unternehmen auf die eigene Kraft angewiesen. Die Schlesier, mit
ihren primitiveren Lebensbedingungen, haben schon versucht, sich auf
eine Verfassung festzulegen, die eine Theilung der Fabrikation ver»
bürgen soll. Zuletzt bemühte sich die Oberschlesische Stahlwerkgesell«
schaft, die vier Großbetriebe (Bismarckhütte, Kattowitzer Bergbauge-
sellschaft, Oberschlesische Eisenbahnbedarsgesellschaft, Oberschlesische Ei-
fenindustriegesellschaft) umfaßt, solches Programm aufzustellen. Obs
heute noch erreichbar ist? Die Laurahütte ist ihre eigenen Wege gegan-
gen, die sie ans Ziel einer Großwerkstatt nach westfälischem Muster
-führten. Andere Gesellschaften suchen sich der Trustmode anzupassen.
Und wie stehts mit dem Kohlenshndikat? Ist die Erneuerung ge-
wiß oder will man sich Zeit lassen, nachdem der Stahlverband einmal
in Sicherheit ist? Die Reinen Zechen wünschen schnelle Entscheidung,
weil die Hüttenzechen eine erstaunliche Vitalität zeigen und über Nacht
stärker werden. Unter dem geltenden Shndikatsvertrag, der 1904 in
Kraft getreten ist, hat die Kohlenproduktion der Hüttenzechen sich von
knapp 13 auf 27 Millionen Tonnen erhöht; im selben Verhältniß ist
die für den Selbstverbrauch bestimmte, also syndnatfreie Kohlen» und
Koksmenge gestiegen. Da den Hüttenzechen unbenommen ist, ihr Pri-
vilegium weiter „auszubauen", so lockern sich die Shndikatfesseln für
fie immer mehr. Die Verbindung der Bergbaugesellschaft Neu-Essen
mit dem Kölner Bergwerkverein, die jüngst Ereigniß wurde, ist als eine
„vorbereitende Handlung" für die Erneuerung des Syndikates anzu-
sehen. Die Aktie des Kölner Bergwerkvereins gehört zu den schwersten
Düpieren des Bergwerk- und Hüttenbereiches; ihr Kurs ist: S3«. Im
Januar 1912 schloß sich der preußische Staat mit seinen Gruben im
Ruhrbezirk dem Kohlensyndikat an, zunächst allerdings nur für ein
Jahr. Die weitere Entscheidung wird von dem Verhalten der Saar-
gruben abhängen; denn die Betheiligung des Fiskus am Kohlensyn-
dikat wird erst wirklich wichtig, wenn der Staat mit seinem ganzen
Westdeutschen Grubenbesitz dem Verband beitritt. Vorbedingung eines
erneuerten Abkommens wäre die Einigung zwischen dem Fiskus und
Den Außenseitern in Saarabien. Wird die Verbindung des Staates
mit dem Kohlensyndikat fest, dann darf es hoffen, Glückauf! Ladon,

Fleischnoth.

^U^us Sachsen erhielt ich den folgenden Brief:

Viel ist schon über die Frage geschrieben worden, wie der Fleisch» theuerung abzuhelfen sei. Die meisten Artikel dienen parteipolitischen Interessen. Wie mir scheint, müßte die Frage lauten: Wie kann dem Fleischmangel abgeholfen werden, ohne den Landwirth, den Viehzüch» ter, zn schädigen? Deutschland ist beinahe auf allen Seiten von Fein- den und Neidern eingeengt und steht vielleicht am Vorabend eines großen Krieges. Die Grenze nach Oesterreich kann uns für die Fleisch» Versorgung nichts nützen, denn dort ist das Fleisch noch theurer als bei uns (was leider der Öffentlichkeit nicht deutlich und energisch ge» nug zur Kenntniß gebracht wird). Auch in Oesterreich hat man ange» fangen, argentinisches Fleisch einzuführen. Viel Erfolg hat man aber damit nicht gehabt. Das Publikum mochte das neue Fleisch nicht. Die Einkreisung unseres Vaterlandes macht uns zur patriotischen Pflicht, unseren Bauernstand in jeder Weise zu stärken und seine Arbeit pro» duktiv zu gestalten; denn bald kann der Tag kommen, wo Deutschland» gezwungen sein wird, sich aus sich selbst heraus zu ernähren, weil die Zufuhr vom Ausland abgeschnitten ist. Deshalb dürfen wir uns freuen, wenn unsere Regirungen den Bauernstand eben so in Schutz, nehmen, wie sie bemüht sind, für den Arbeiter- und Privatbeamten» stand zu sorgen. Wir wollen nicht auf einer Stufe mit England stehen, das im Fall eines Krieges in der fürchterlichen Gefahr schwebt, sehr schnell sämmtliche Vorräthe an Lebensmitteln aufgezehrt zu haben, so» bald die Zufuhr von außen auch nur für ein Weilchen stockt. Die Frage sollte für uns also nicht sein: „Wie wird das Fleisch billiger?" Son» dern: „Wie müssen wir leben, um mit dem uns zur Verfügung stehen» dem Quantum Fleisch auszukommen?" In den meisten Zeitungartikeln wird dem Volk der Glaube suggerirt, daß es ohne täglichen Fleischge» nuß nicht gedeihen könne. Sollte die liberale Presse die Macht und Intelligenz, über welche sie verfügt, nicht lieber anwenden, um das Volk über eine rationelle Lebensweise zu belehren?

Ich bin unter armen Arbeitern aufgewachsen. Da gabs nicht je» den Tag in der Woche Fleisch, sondern oft genug nur dickes Gemüse mit etwas Fettüberguß. Sonntags wurde ein Pfund gehacktes Pferde» fleisch geholt und mit Schweinefleisch zusammen in die Pfanne gethan. Das gab dann „Deutsches Beefsteak". Ich bin trotzdem gesund und kräftig geblieben und weiß noch heute, wie mjrs damals geschmeckt hat. Ich habe in Frankreich Jahre lang mit Arbeitern gegessen, die reich» lich verdienen und nicht sparsam sind. Doch sah ich sie selten etwas An» deres als gekochtes Rindfleisch essen; aber kein Arbeiter wäre vom Tisch aufgestanden, ohne zuvor einen Teller Gemüse (besonders gern weiße Bohnen), eine Schüssel Salat und ein Stück Käse gegessen zu haben. Dazu bringt sich Jeder sein Weißbrot, meist ein Pfundstück, selbst mit und ißt es g.niz auf. Solche Mahlzeit kostete:

Rindfleisch (mit Bouillon) W Centimes
Gemüse (ein Teller extra) 1« Centimes
Salat 20 Centimes
Käse 15 Centimes
Brot 1« Centimes
95 Centimes — 76 Pfennige.
Dazu kam Vt oder V2 Liter Wein zu 2« (40) Centimes oder 16 (32) Pfennigen. Ich kann versichern, daß die Leute satt waren und nicht nach ein paar Stunden schon wieder das Bedürfniß hatten, zu essen. And an vielen Tagen der Woche wurde das Rindfleisch durch andere Gerichte ersetzt: Kaninchen, Ragout, gebratene Heringe, Stockfisch, Kabeljau, Weißfisch. An Abwechselung hats niemals gefehlt.
Wie viele Deutsche essen sich aber an Gemüse, Salat, Käse und Brot satt? Fleisch und wieder Fleisch: Das ist die Losung. Selbst im Speisewagen giebt es gewöhnlich zwei warme Fleischgänge und dann kommt zum Salat noch einmal kalter Aufschnitt. Im belgischen oder französischen Speisewagen ists anders. Man kann darauf rechnen, daß von drei Gängen einer Fisch oder Omelette, der dritte Geflügel oder Wild ist. Das Gemüse läßt der Deutsche oft auf dem Teller. Salat wird in einem lächerlich kleinen "Näpfchen servirt. Das Brot wird oft gar nicht angerührt und kommt deshalb auch nur in winzigen Stückchen auf den Tisch. Und wie viele Arbeiter« und Mittelstandsfamilien sehen überhaupt jemals Fisch auf ihrem Mittagstisch? Höchstens einmal (an einem Waschtag oder Sonnabend) einen marinirtenHering mit Kartoffeln. Diese Menschen wissen nicht, daß ein Fischgericht oft viel schmackhafter ist als das minderwerthige, zähe Fleisch, das sie jeden Tag essen wollen. Warum, statt ellenlange Artikel gegen die Fleischtheuerung zu schreiben und künstlich zornige Unzufriedenheit im Volk großzuziehen, belehrt man die Leute nicht, welcher Nährwerth im Gemüse enthalten ist und wie man es recht schmackhaft bereiten kann? Ich erwähne nur: Milchreis, Milchhirfe, Kartoffelkäulchen, Eierkuchen, weiße Bohnen, Erbsen, Linsen, Vielen Familien und Gasthäusern sind die letzten drei Gemüse beinahe unbekannt; man muß nach dem Norden kommen, um sich einmal an Löffelerbsen mit Schweinsohren und Speck zu delektiren, nach Frankreich oder Ungarn, um ein gutes Gericht weißer Bohnen zu bekommen. Trotz unserer gerühmten Schulbildung wissen die Meisten nicht, daß Hunderte von Millionen unserer Mitmenschen überhaupt kein Fleisch essen; zum Beispiel: die bnddhistischen Inder, die an Rassenschönheit sogar die Germanen übertreffen (dort giebt es keine Schmeer- oder Bierbäuche). Warum wird verschwiegen, daß fast alle Sportathleten heute Vegetarier nnd Temperenzler sind? Ich will hier nicht etwa für den Vegetarismus eintreten (denn ich bin für gemischte Kost), aber die Thatsache beweist doch, daß der Nährwerth des Fleisches nicht unersetzlich ist.
Von dieser Erkenntniß ist bei uns in den Restaurants, wo Arbeiter und kleine Angestellte ihr Mittagessen zu sich nehmen, nichts zu

merken. Gebratenes Fleisch, auch wenn es noch so schlecht ist, wird unter dem Namen Beefsteak oder Schnitzel bevorzugt. Rindfleisch mit Gemüse wird wenig oder gar nicht gegessen, trotzdem es viel schmackhafter ist. Einen Teller Gemüse „extra" zu bestellen, fällt Keinem ein; auch Salat oder Obst wird kaum gefordert. Nachher heißts: „Das Essen ist ja so furchtbar theuer!" Oft aber werden mehrere Glas Bier getrunken, obwohl eins vollauf genügen würde, den Durst zu stillen. Mancher spart am Essen, um das Geld zu vertrinken. Mancher gut situirte Ehemann giebt mehr für sein Vier aus als seine Familie, Frau und drei Kinder, zusammen mit ihm für Fleisch. Die Frau weih nicht, wie sie sich noch mehr einschränken solle, aber der Herr Gemahl trinkt am Stammtisch seine sechs bis zwölf Glas importirten Biers. Das einheimische schmeckt ihm nicht; auch ists zu billig.

In den letzten fünfzig Iahren sind die Preise für Butter, Eier, Milch so ziemlich um das Doppelte gestiegen, die Tinkommen nicht; und doch findet man heute an diesen Preisen nichts mehr auszusetzen. Ist da zu verwundern, wenn sich das Fleisch in dem selben Maß vertheuert? Man öffne ruhig die Grenzen dem argentinischen und anderen Fleisch; es wird im Verhältnis; zu unserem einheimischen, frischen Fleisch nicht billiger werden als die Margarine im Verhältniß zur Butter. Unser Fleisch wird trotzdem seinen Preis beibehalten, genau so, wie die Butter, trotz der Margarine, nicht billiger geworden ist. Das ist ja auch ganz erklärlich. Die Produktion kann mit dem Konsum nicht gleichen Schritt halten. Und wie man in vielen Speisehäusern statt der Butter längst Margarine verwendet, wird man später vielleicht argentinisches Fleisch verbrauchen, ohne daß unsere Fleischpreise deshalb herabgehen. Ich habe Jahre lang in London in den billigen Kosthäusern importirtes Fleisch gegessen und kann aus Erfahrung versichern, daß es niemals frisch geschlachtetes Fleisch ersetzen wird. Man ißt es, weil mans essen muh, weil man eben unter den gegebenen Verhältnissen kein besseres bekommen kann, und man gewöhnt sich schließlich daran. Aber frisches Fleisch ist anders. Heute würde ich viel lieber Reis (dessen Nährwerth bei uns noch nicht richtig eingeschätzt wird) essen als argentinisches Fleisch. Dem Deutschen aber wird Tag vor Tag gesagt, ohne reichliche Fleifchnahrung könne er nicht gedeihen. Weil man diesen Glauben braucht, um die Agrarier als Volksfeinde hinzustellen.

Wenn der Industriearbeiter von Fleischnoth und Fleischtheuerung spricht: hat er eineAhnung, wie es seinem Bruder auf dem Lande geht, wie oft der Landarbeiter Fleisch genießt und wie hart er arbeiten muß? Und ist er schwächlicher als der Städter? An dem Tag, wo der Landarbeiter die selben Ansprüche an das Leben stellt wie der Industriearbeiter, wird das Fleisch noch viel theurer werden. So theuer wie Bier ists noch lange nicht; doch in Deutschland wird viel mehr Bier getrunken als Fleisch gegessen. Und das „starke Geschlecht" ist der Schuldige. Wenn die deutschen Männer nicht mehr Fleisch äßen «nd Bier tränken als die deutschen Frauen, dann gäbe es keine Fleischnoth,

Herausgeber »nd verantwortlicher Redakteur: Maximilian tzarden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin, — Druck von Pah « Earleb G.m. b H in Berit».

Berlin, den 12. Oktober 1912.

Film.

Paul und Eduard.

MUer vonGott die Herrschermacht empfangen hat, istverpflich» tet, unermüdlich für das Wohl seines Volkes zu sorgen. Die Berechtigung der Staatsformen, in die sich die einzelnen Völker geschickt haben, will ich nichterörtern. Wirwollengemein- sam versuchen, derWelt dieRuhe zurückzubringen, die sie braucht und die des Ewigen unwandelbares Gesetz empfiehlt. Daß ich Frankreich als Republik anerkenne und mich mit ihremHaupt in Gespräche einlasse, giebt mir die Möglichkeit, Oesterreichs, Eng- lands und Preußens Ausdehnungdrang zu hemmen, der das friedliche Behagen der Völker noch ärger stört als der Umsturz, dessen Schauplatz Frankreich war und ist. Ich schenke einer Hydra das Leben, damit nicht ringsum neue schuppige Nngethüme ent» stehen. Rußland und Frankreich sind durch so ungeheure Raum» strecken getrennt, daß sie einander nie schaden, durch einträchtiges Handeln aber die anderen Mächte an der Stillung ehrgeizigen Machtgelüstens hindern können." Sprach der zweite Nikolai so zu Felix Favre? Nein: Kaiser Paul zu Bonaparte. Der hat, auf dem Weg nach Egypten, dieIakobinerflagge vorMalta gezeigt; und damit den Briten ein Warnungsignal zugewinkt. Diese alte Melita, Karthagos Stützpunkt einst, dann Roms ostmediterra- nische Flottenstation, müssen sie haben. Im Herbst 1800 ist die

Iohanniterinfel desLeunBeute. Unerträglich (heultPaul); diese
Spitzbuben bereiten sich, das Türkenerbe in ihren breitenSchnapp-
sack zu stecken. And er beräth mit Rostoptshin den Plan, in Indien
den Engländern die Machtquellen abzugraben. Anerträglich
(knirscht Bonaparte); wider diese Räuberhorde muß ich den Nord-
landsbären in den Kampf Hetzen. Und er besinnt, schon 1801, den
franko-russischenBund.der demErdkreis die pax Zallica aufzwingen
könne. Was ist ihm noch Kaiser Franz? Ein Monarchenbild aus
dem überheizten Ehrensaal einesMuseums. Den Zaren, der ihn
gestern den korsischenUsurpator gescholten hat, will er.mußerjetzt
für sich gewinnen und an ein festesHalfterband knüpfen. Flinkhat
er selbst sich in denWahnüberredet, daß nur durch solche Verknüpf-
ung die Ruhe Europas gesichert sei. »Alle im Mittelmeer und im
SchwarzenMeerinteressirtenMächtemüsfenwünschen,daßEgyp-
ten uns bleibe. Bald wird derSuezkanal fertig sein, der das Mittel-
meer dem Indischen Ozean verbindet. Rußland ist unser bester
Freund. Schon zittert derBrite. Wir behalten Egypten, besetzen
Madagaskar,herrscheninMeziko,aufdenAntillenund Guayana;
sind unwiderstehlich." Bis in die Dämmerung des Tages, derben
vom tollenPaul, dann vom sanften SchwärmerAlexandcr begün»
fügten Traum in den moskauer Flammen verlodern sieht. Drei
Jahre danach funkelt an Alexanders, Franzens und Friedrich
Wilhelms Finger das Zeichen legitimerVerlobung: derWci hring
der Heiligen Alliance. Als das Jahrhundert ins zweite Viertel
tritt, herrsch: in Peters Stadt ein treuerMann; endlich wieder ein
Mann. Einer, der die Willenswurzel nicht von den Nerven ent»
krüftenlößt.NikolaiPawlowitsch hatMancherlei,auchinLondon,
versucht; doch im Innersten nie an seiner Pflicht gezweifelt, den
Briten die Weltherrschaft zu wehren. Die scheint ihnen seit Tra«
falgar gewiß. Noch ist kein zu starkem Handeln fähiges Deutsch-
lcmd(Der es schaffen soll, lernt bei Plamann just Brutus und Tel!
als gemeineMörder hassen); undFrankreich ist zu völlig von Rach-
sucht geblendet,um zu erkennen,daß es nurimVundmitFritzens
Staat die zur Umgrenzung britischer Machtgier nothwcndige
Kraft finden könne. (Anfang und Ende des neunzehnten Jahr»

Hunderts stehen unter dem selben Fatum: England erstarkt, weil
Frankreich und Preußen durch Feindschaft geschieden sind.) Niko-
lai läßt sich von Brunnow als das Oberhaupt eines Dreibundes
feiern, der in Orienthändeln freilich versagen müßte und dem es
in Wien und Berlin an moralischem Muth fehlt, der immerhin
aber die Seemächte den Willen der konservativen Festlands-
reiche respektiren gelehrt habe. Läßt sich vom Grafen Nesselrode
als neuen Heiland vergotten. „DieMachtEurerMajestät hat die
Griechen vor der Egypterplage bewahrt, Türken und Perser ge-
züchtigt, dem unheilvollen Bündniß des liberalen England mit
demFrankreich derIulirevolutiondieWirkensmöglichkeitgekürzt.
Eurer Majestät wichtigste Sorge galt dem Osmanenreich. Wo die
Verfallssymptome sich zu solcher Fülle häuften, durfte derWeise
sich nicht zu einer Territorialbürgschaft verpflichten. Stets aber
habenSie sich sür dieIntegrität derTürkei eingesetzt und mit rus-
sischen Truppen sie am Bosporus (gegen Ibrahim Pascha) ver-
thcidigt. Nur zum Schein ist der von England und Frankreich so
heftig bekämpfteVertragvontzunkiar-Iskelessivernichtetworden.
Der neue, von allen Mächten anerkannte Vertrag, der fremden
Kriegsschiffen die Dardanellen schließt und uns gegen jedenAn-
griff von derSeeseitesichert.verewigtinandererFormdas Wesen
des alten Abkommens. Die erfreulichste Folge der Orientkrisis
war aber dieAuflösung des anglo-französischenBundes,der nur
unter demNamen einer ententecorciialenocheinWeilchenhinküm»
mern konnte." 1850; im November. Drei Jahre gehen, noch vier
Monde leuchten und blassen: da liest Nikolai die Kriegserklärung
der wieder geeinten Westmächte (in derenLager bald auch Oester-
reich abschwenkt). EheFriede wird, stirbt der harte Gossudar; und
über sein Grab hin hallen, nach dreiLustren,Gortschakows Worte:
«Der Krimkrieg und derPariserFriede von 1836 waren die ersten
Schritte auf demWeg zu all dem Nnheil, dessen verhängnißvolle
Folgen wir jetzt in dem wankenden Erdtheil sehen." England ist
übermächtig, Preußen eines wehrhaften Reiches scharfe Spitze
geworden; Pauls Hoffnung begrub der Malakowthurm.

Vor einundzwanzig Iahren ist sie aus der Steingruft auf-

erstanden. Frankreichs Macht, hatte, nach Bismarcks Entlassung,
Alexander der Dritte an denRand eines Ministerialberichtes ge»
schrieben, darfnicht vermindert werden. Als AdmiralGervais aus
Kronstadt heimgekehrt ist, unterzeichnen in Paris Mohrenheim
undRibot den franko-russischenBündnißvertrag; und nach einer
Anstandspause holt General Boisdeffre aus Petersburg dieMi»
litärkonvention. Marine? Daran denkt man noch nicht. Das
DeutscheReich ist nur auf dem Festland gefährlich zu verwunden;
und gegen Britaniens Armada kämen die vereinigten Schaukel-
kasten der nätions amies et slliees doch niemals auf. Die Genossen
des neuen Bundes fühlen (Frankreich in Tunis, Marokko, Se»
negambien.Dahomey, Siam,China;Rußlandin Persien, Afgha-
nistan,Tibet, im Mongolen- und Mandschurenland) die Schlag-
kraft der Löwentatze; können aber nur einmal hoffen, die könig-
liche Bestie hinter Eifenstäbe zu pferchen: und der Weg in diese
eine Gelegenheit wird ihnen von Berlin aus gesperrt. Freiherr
von Marschall hat im Reichstag gerufen, Deutschland habe in
der Südafrikanischen Republik das selbeRecht wie England und
könne nicht erlauben, daß die Selbständigkeit dieser Republik an»
getastet werde. Danach und nach der Depesche an Krüger schien
ein antibritischer Dreibund derMächte möglich, die den Frieden
von Shimonoseki durchgedrückt hatten. Irrthum.Deutschland zeigt
zum ersten Mal, daß seinem Wort, dem lautesten, nicht die That
folgt und daß ein Land, dem es mit derZunge die Integrität ver-
bürgt, auf tzelferhandeln nicht rechnen darf.Deutschland läßt die
pariser und Petersburger Bündnißvorschläge in London denun-
ziren: enttäuscht FrankreichundRußland und bleibt, alsBuren-»
freund, Türkenprotektor und Begünstiger des russischenDranges
in die Mandschurei, den Briten dennoch verhaßt. Herr Delcasse,
dem die blinde Wuth unserer Dreyfusmannschaft auf den Stuhl
des deutschem Wesen freundlicheren Herrn Hanotaux geholfen
hat, erblickt keine Wahlmöglichkeit: um nicht, trotz dem Pakt mit
Rußland, ohnmächtig zu scheinen, muß er sich mit England ver-
ständigen. »In der weiten Welt sehe ich nirgends zwei Länder,
die so auf einander angewiesen sind wie Frankreich und Eng-

land": spricht Eduard der Siebente; später (zuLoubet): »Daß die
Freundschaft unserer Länder sich fest einwurzle, ist mein heißester
Wunsch.« Achter April 1904: entente corciiäle. Juni,Juli,August
1903: Flottenverbrüderung in Algier, Brest, Portsmouth. Ge-
meinsamer Groll schlägt von der kranco-anMise zur tranco-russe
die Brücke. Rußland ist an der Peripherie und im Centrum ge°
schwächt; unddasDeutscheReichbautseit 1906mit kaum noch be-
dächtigerSchnelleDreadnoughts.Eduard weiß,wohin ergelangen
möchte. Sein Vertrauensmann SirDonaldMackenzie-Wallace
muß in Algesiras mit dem Russen Cassini die Frage erörtern, auf
welchem Pfade dieses Ziel zu erreichen wäre. Zeichen undWun-
der werden sichtbar: Rußland unterstützt am Bosporus Englands
Anspruch im FallTabah; drei russischePänzerankernvorPorts-
mouth. Im März 1907; am dreißigsten August wird der anglo-
russischeVertrag(überPersien,Afghanistan,Tibet)unterzeichnet;
am zehnten Juni 1908 ist Eduard in Revas und zwei Tage da-
nach hören wir, daß Iswolskij und tzardinge »auch über Indien
und Makedonien ganz einig sind." Britanien, Frankreich, Ruß-
land. Noch immer scheints nicht genug. Die 1>iple-Entente sucht
der l'riple-^llisnce die Genossen und Freunde abzufangen. Im
Januar 1902, als Delcasse und Prinetti schon den accorcl fertig
hatten, der den Franzosen Marokko, den Italienern Tripolis
sichern sollte, ließ England noch merken, daß eseineRömerezpcin-
sion nach Tripolitanien nicht duldenwerde; einIahr danach, che
Eduard nach Neapel ging, hatte es Italiens »Recht" auf Tripo-
litanien und die Kyrenaika anerkannt. ZwischenLondonundRom
ists nun wiezwischenLondonundTokio: dasBündniß währt fort,
doch seine Spitze richtet sich in West nicht gegen Frankreich, in Ost
nicht gegen Rußland.DerRest? Oesterreich-Ungarn unddieTür-
kei.Mit Oesterreich war England bis in die Tage der Annexion
Bosniens fast immer in Eintracht; das Mürzsteger Programm
<Lamssorff-Goluchowski)wurdein der Foreign Office gelobt, der
Zwist über diemakedonischeFinanzkontrole verhallte schnell und
schon 1909 wurde leis wieder versucht, in Wien die gelockerten
Fäden fester zuziehen. DieWellensitticheCrozierundCartwright

wußten genau,daß ihnennichtmehröieAufgabezufiel.Oesterreich
gegen Rußland zu stacheln. Je herzlicher der Verkehr der bei-
den Ostreiche wird, desto tiefer sinkt für Habsburg-Lothringen der
Werth desBundes mitDeutschland. Dem sind in derTürkei, seit
auch Mahmud Schewket entthront ward, alle Stützen weggebro-
chen.EntschlüpftihmnochOesterreich.dannistsallein.Nndnurhin-
ter diesem Ziel ist Europas Ruhe vor Störung sicher. PaulPetro-
witsch war ein irrerTropf. Auch von einertzydra drohtLebensge-
fahr. Der einen die Köpfe zu mähen, muß jedes Schwert aus der
Scheide. RostetderStahl,soersetztihnfürsErste wirksam noch List.
Grey und Sasonow.
«Natürlich ist Ihr Marinevertrag mit Frankreich zunächst
nur fürs Auge der Galerie berechnet. Das ist aber nicht unwich-
tig. Der Urgroßvater Ihres erhabenen Herrn hat, als Brunnow
ihn bei einem Whig-Ministerium vertrat, eingesehen, daß die Ver-
kehrsformen der Staaten nicht mehr von deren Interessen, son-
dern von Öffentlicher Meinung bestimmt werden. Daß deutscher
tzochmuth das Abkommen als ein Gaukelspiel verhöhnt, zeigt
dennoch nur, wie schnell man drüben verlernt hat, politisch zu den-
ken. Was die Republik von Brest nach Toulon schickt, ist ja nicht
ersten Ranges; mit uns (die den Bestand dort stärken, nicht, wie
Schafsköpfe glauben, noch schwächen) zusammen wird sie mäch-
tig genug, um jeden Gegner unschädlich zu machen. Hauptsache
ist aber dieDemonstration,daß die Wehrgemeinschaft sich nur ge-
gen Deutschland und dessen Genossen richtet. Davon verspreche
ich mir Allerlei. Wir sind ziemlich stark. Seit Sie mit dem Fürsten
Katsura ins Reine kamen, reicht unser Concern vom Weißen
bis ans Gelbe Meer. Japans Freundschaft bietet uns vierfache
Assekuranz: Ihnen in der Küstenprovinz und hinter dem Baikal,
uns gegen den Hindu und den Pankee. Doch wir brauchen Ge-
wißheit, werden von Hoffnung nicht satt und möchten uns noch nicht
mitFinanzzöllenundallgemeinerWehrpflichtbepacken-Wernoch
zaudert, soll endlich erkennen, daß die Sache jetzt ernst wird; daß

Film.
nach Agadir die Welt nicht mehr aussieht wie zuvor. Wir wissen
nun, was zu thun ist, wenn derDeutsche dieStirn furcht und wie
ein drohender Wütherich die Augen rollt. Aus der Iriple-^ntente
ist ein Dreibund geworden, der einen viel größeren Erdtheil be»
herrscht und festerist als der ältere. Warumsind wir 1908nicht vor«
wärts gekommen? Weil wirBeide, Rußland undBritanien, den
Türken, so lange ihre Jugend lebensfähig schien, schmeicheln und
IswolskijsPrivatärger überAehrenthal Heirathen mußten. Vor»
bei. VonAmteswegenmüssenwirweiterfaseln, dieTürkeisei,eine
europäische Notwendigkeit; denntheilenwir heute, soklafft zwi»
schenIhnenundOesterreichgleich wiederein Zwiespalt aufund ver-
schlingt dieWünfche, an derenErfüllungunsereZukunft hängt.Wir
müssenItaliendurchneueWohlthatverpflichtenundOesterreichvor
die Frage stellen, wem es nützt, wenn es, selbst ungefährdet, für den
deutschenBalkanrivalen ins Feuer geht. Italien käme mit seinem
Athem zwar noch leidlich über den Winter und Frühling; sehnt
sich aber nach Frieden. Die Türken würden ihn gern gewähren
(über die Bedingungen ist man im Wesentlichen ja längst klar),
wenn nicht jeder Psortenhüter das Odium scheute, mit dem neue
Gebietshingabe ihn bedroht. Dem vereinten Druck unserer Bot-
schafter kann, wie der Zweibund Sinoview-O'Connor in der Oase
Tabah bewiesen hat, kein Osmanenkabinet widerstehen. Drücken
wir aber allzu kräftig, dann fällt der listenreiche Urgreis Kiamil
(oder verduftet freiwillig), das Chaos kehrt wieder und wirBeide
sinddieErzfeinde,diedenVerzichtaufdieSyrtenländererzwungen
haben. Wer den Knoten mit leiser Hand löst, handelt klüger als
Einer, der ihn mit schartigem Messer durchschneidet. Und wir
haben Glück: gerade in diesen schönen Spätherbsttagen, die uns
als Gäste meines Königs in Balmoral sehen, zeigtuns der liebens»
würdige GrafBerchtold den Zipfel, der eine gefahrlose Lockerung
erwirkenkann. DerMinisterFranzIosephs hatteschon imAugust
von,Autonomie'gesprochen, eine Botschafterkonferenz empfohlen
und angedeutet, daß die Hohe Pforte die im dreiundzwanzigstcn
Artikel des Berliner Vertrages umschriebene Pflicht endlich auf
sich nehmen und die nur denKretern bewilligte Selbstverwallung

in allen Provinzen sichern müsse. Den ungarischen Delegirten hat
cr, während wir am Tisch Seiner Huldvollen Majestät speisten,
den Balkanstatus dann pechschwarz gemalt. Absicht (er war lange
in Petersburg, stand mit dem von Ihnen verehrten HerrnIswolskij
noch nach dem buchlauer Gewitter gut, weiß, was unsere Gemein-
schaft vermag, und will nicht am Leitseil der berliner Dilettanten
warschiren) oder Zufall: wir dürfen uns freuen. Sein Wort hat
die glimmende Hoffnung der vier Balkankönige geschürt (viel-
leicht, um die in Kroatien, den Magyaren zu Liebe, geärgerten
Südslaven zu trösten); wenn wir auch nur mit halber Lungenkrast
in die Funken blasen, flackerts auf. Das Wuthgeschrei des Balkan»
bundes übertönt die schwachen Geräusche des libyschen Krieges!
die im Herzen gefährdete Türkei kann ihren letzten afrikanischen
Besitz den Italienern lassen. Die haben dann, was sie so lange
begehrten; merken, daß sie Ihnen und uns Alles, dem deutschen
Bundesgenossen nichts danken; um seiner Einfalt eine im inter»
nationalenArbitragegeschäft verwerthbare Mittelmeerbürgschaft
c, bzupressen, thun Giolitti und San Giuliano dann wohl noch ein
Weilchen,als sei dieIntimitätmitFrankreich zerstört; grinsen aber
durch die Larve und vergessen in der Mummenschanz nicht, wo,
im Bereich welches Europäerlagers, ihr Weizen allein blühen
kann. Was meinen Sie? Römer und Türken kommen zugleich
aus der Klemme. Den Balkanbrand spritzen wir, wann es uns
paßt.schnell nieder; Kiamil muß irgendein altes Reformprogramm
fürMakedonienausderRumpelkammervorkramenundReschids
bewährten Kniff mit dem tzattischerif von Gülhane wiederholen.
Ferdinand und Georg, Peter und Nikita stecken dann das Schwert
vergnügt in die Scheide zurück. Und wir können auf eine Macht-
probe pochen, wie Europa im Frieden noch keine sah. Die muß
auch auf Oesterreich wirken. Wozu braucht es die pfiffigen Kon-
kurrenten, die sich so stolz mit ihrer ,schimmerndenWehr' brüsten,
wenn es ungefähr auf der mürzstegerBafis mitIhnen einig wird
und das alte Freundschaftband mit uns erneut? Wir Zwei
machen in Osteuropa das Wetter. Was Deutschlands Thor-
heit vor einem Jahr versäumt hat, können wir thun: in Rom

den Verzicht auf nahe Balkanaktion durchsetzen und (trotz den
während derletztenManövergehaltenenundverheimlichtenitalo-
phoben Reden) Oesterreich mit Italien versöhnen. Berchtold ist
willig; hat, weil er Kiderlens Freude an jeder Kollegenschlappe
kennt, den Berlinern von seinem Türkenplan keine Sterbenssilbe
gesagt und wird noch im Oktober mit Victor Emanuel und Giolitti
plaudern. Unter dem Eindruck unseres friedlichen Sieges. Wird
er richtig behandelt, dann giebts bald, neben dem nordischen Phan-
tom, nur einen Dreibund; den mächtigsten (auch Spanien haben
wir sacht nun an Frankreich gekittet), den die Geschichte kennt. So
muß es werden; weilesnureinenallenGroßmächtengefährlichen
Feind giebt: dasDeutfcheReich, das, mit denWaffendestzänd-
lers und des Kriegers, erobern oder im Fett ersticken muß. Was
uns so lange getrennt hat uud was Sie von Oesterreich fern hielt,
ist dagegen Bagatelle. Sie möchten die Mongolei? Gern; wenn
Sie uns freiesSpiel inTibet gönnen. Eine gesicherte Machtzone
in Persien? Mit Vergnügen; wenn uns der Golfbezirk bleibt.
Auch die Opposition (deren Unterhaushaupt ich deshalb herbat)
wird einsehen, daß wir, dieLandgenughaben,unsereneitlentzer-
zcn einenSloß geben müssen, um dieGewißheit zu erlangen, daß
Sie im Nothfall mindestens ein tzalbdutzend deutscher Corps an
der Grenze zurückhalten und mitIhrerBaltenflotte denFeind in
der Ostsee belästigen. Ists Ihnen recht, dann ziehen wir jetzt auf
dem Balkan die Zündschnur."

Theobald.

Nicht die dunkelsteAhnung von den Zusammenhängen noch
gar vomZweck der diplomatischenRekognoszirung. Jeden Sonn«
tag intzohenfinow. Vor derAbreise nach Bayern (wiederzu,, lei-
der so kurzbemessenemErholungurlaub") einehöchstoffiziöseEr«
klarung, die als Stümperwerk in keinem Operettenländchen zu
überbieten ist und deren jederDeutsche sich, wieeigenerSchmach,
schämen müßte. Zum Erbarmen schlechtstilisirterSchwatz, der die
Türken nicht trösten kann und die Balkankönige mit Grobheit be»

wirthet. Sonst? Nichts. »Die Diplomatie des DeutschenReiches
ist eifrig und erfolgreich bemüht, die Einigung Oesterreichs mit
Rußland zu beschleunigen." Das Dümmste und zugleich lieber-
flüssigste, was sie in diesem Augenblick zu thun vermag. Der Herr
Kanzler, der Herr Staatssekretär rührt nicht einen Finger, um
die deutsche Finanzwirthschaft vor einer Börsenpanik zu bewah-
ren, die uns wieder, wie im Agadirsommer, als Hasenfüße vor
Europa blamirt. Heiterkeit ringsum. Deutschland ist ausgeschalt
tet; merkt nicht einmal, wie schlau manövrirt wird, ihm die Ge-
fährten von der Seite zu locken. Im April 1854 rieth der beim
Bundestag bevollmächtigtetzerrvonBismarck-Schönhausen sei»
nem König, sich durch die Aufstellung eines Heeres von zweihun-
derttausend Mann »zum Herrn der gesammten europäischen Si-
tuation zu machen". AlsTräger derpreußischen Politikin Frank-
furt konnte er sich »einer Beschämung und Erbitterung nicht er-
wehren", wenn er sah, »wie wir jede eigene Politik undjedeselb-
ständige Ansicht opferten, von Posten zu Posten zurückwichen und
unter dem Druck der Inferiorität, in Furcht vor Frankreich und
in Dcmuth vor England, im Schlepptau Oesterreichs Deckung
suchten". Er wollte die Gelegenheit nützen, »um uns und die
preußische Politik aus der sekundären und, wie mir schien, un»
würdigenLage herauszuheben". 1834. Jetzt gebenwirfürWehr»
zwecke alljährlich anderthalb Milliarden aus: und sind, wo wir
snn« Olmütz waren. Weil wir die unfähigsten, an Willen und
Schöpfergedanken ärmsten Geschäftsführer haben. Weil das Bis-
chen Hirnschmalz nur der Absicht dienstbar gemacht wird, der Na-
tion Tag vor Tag einzureden, Alles sei herrlich bestellt und der
HnMel über ihr hell. Ermannt sich nicht Einer von Denen, auf
die Wilhelm hört, deutlich dem Deutschen Kaiser zu sagen, daß
wirmilsolchemKanzlerwederindenKriegziehennochdemRiefen-
bluff trotzen können, der vor dem letzten Mittel der Könige und
der Völker morgen versucht werden soll?

Theodor Gomperz.

Theodor Gomperz.

AMieder ist einer der Gelehrten alten Schlages dahingegangen, die bei strengster Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit in ihren Facharbeiten doch nicht dem eng umgrenzten Spezialisten» thum verfallen sind, das bei der fortschreitenden Differenzirung der wissenschaftlichen Arbeit immer mehr das unvermeidliche Los des Forschers zu werden droht. Naturforscher wie tzelmholtz, Dubois-Reymond und der, zu unserer Freude, noch lebende Ernst Mach, Mediziner wie Rokitansky, Meynert und Billroth, Historiker wie Ranke und Mommsen, Philologen wie Ponitz und Usener, Theologen wie Adolf Harnack sind von ihren Fachstudien zu allgemeinen Anschauungen aufgestiegen, haben in politischen, kulturellen, künstlerischen und erziehlichen Fragen das Wort ergriffen, wendeten sich oft an das gebildete Publikum Europas; und so sind viele ihrer Werke zum wesentlichen Besitzstand der deutschen Nationalliteratur geworden. In diese Kategorie von Männern gehört auch Theodor,Gomperz. Als klassischer Philologe war er stets von peinlichster Gründlichkeit. Das Kleinste schien ihm nicht zu klein, jeder Buchstabe in den tzerkulanifchen Rollen, auf deren Entzifferung er so viel Kraft und Zeit verwendete, jedes Blättchen in der Sammlung von Papyrus-Urkunden, die den Namen des Erzherzogs Rainer trägt, konnte Gegenstand seiner eingehenden und oft langwierigen Untersuchung werden. Dabei aber hielt er stets den Blick auf das Ganze des Alterthums nicht,nur, sondern ans die Gesammtkultur der Menschheit gerichtet, und indem er bei den griechischen Denkern die Gedanken aufsuchte, die in ihrer Weiterentwickelung die moderneWissenschaft hervorgerufen und befruchtet haben, lehrteer uns, wie man aus dem Alterthum die Gegenwart und aus der Gegenwart das Alterthum zu verstehen vermöge.

Für das gebildete Publikum Europas ist Theodor Gomperz zunächst der Verfasser der „Griechischen Denker". Dieses Werk hat seinen Namen weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinausgetragen und sichert ihm eine lange Dauer. Gomperz schildert hier drei Jahrhunderte (600 bis 300 vor Christus) schöpferischer Geistesentwickelung, die sich in solcher Fülle und Mannichfaltigkeit nicht mehr wiederholt haben. In diesem Zeitraum hat das unvergleichlich begabte Griechenvolk, abgesehen von den unsterblichen Werken der Dichtkunst und Bildhauerei, die noch heute ihre lebendige Wirkung üben, die Grundlegung aller abendländischen Wissenschaft hervorgebracht. Daß die griechische Philosophie nicht nur die Probleme aufgestellt hat, mit denen wir heute noch ringen, sondern auch eine

ganze Reihe von Denkmitteln geliefert hat, mit denen wir täglich
und stündlich operiren (Wirklichkeit und Möglichkeit, Stoff und
Form, Substanz und Kausalität), habe ich schon oft hervorgehoben.
Aber auch in den einzelnen Wissenschaften ist es nicht anders. Je
genauer uns die Philologen mit der Geschichte der griechischen
Mathematik, der griechischen Medizin und Physik bekannt machen,
desto deutlicher wird, daß Griechenland dem wissenschaftlichen Den«
ken der Menschheit nicht nur die wichtigsten Stoffe, sondern auch
die wirksamsten Methoden gegeben hat.
Diesen Eroberungzug des menschlichen Geistes in seinen An-
sängen zu schildern, hatte für Gomperz einen besonderen Reiz.
Zwar waren die Lehrmeinungen, die Systeme, die Weltanschauun-
gen und die Schulen der griechischen Philosophen schon mehrfach
aus den Quellen gesammelt und ausführlich dargestellt worden. In
den Werken von Ritter, Brandis, Zeller und Ueberweg lag das
Material geordnet und gesichtet vor. Viele kleinere, für populäre
Zwecke bestimmte Darstellungen ermöglichten auch dem Laien, sich
über Sokrates, Platon und Aristoteles rasch zu orientiren. Gom-
perz aber wußte, daß diesem oft behandelten Stoff noch ganz neue
Seiten abzugewinnen seien, und so ging er denn in einem bereits
vorgerückten Alter daran, in der Darstellung der „Griechischen
Denker" die Summe seiner Lebensarbeit zu ziehen.
Die Vorbereitung dazu war bei ihm eine besonders glückliche,
gründliche und vielseitige. An den gerkulanensischen Rollen und
an den Papyrus-Arkunden hatte Gomperz seine angeborene Kom-
binationengabe zu einer hohen Meisterschaft entwickelt, die ihn be-
fähigte, verstümmelte Texte zu entziffern und zu ergänzen und so
aus Bruchstücken ein Ganzes zusammenzuschauen. Die zahlreichen
Beiträge zur Kritik und Erklärung griechischer Schriftsteller, die
meist in den Schriften der Wiener Akademie der Wissenschaften er-
schienen und jetzt unter dem Titel „tzellenika" in zwei stattlichen
Bänden gesammelt vorliegen, zeigen demFachmann, wie souverain
Gomperz das griechische Schriftthum beherrschte und wie tief er in
die Sprache und in den Geist des tzellenenthumes eingedrungen
war. Damit hatte sich Gomperz das philologische Rüstzeug ange-
eignet, das für eine Darstellung der griechischen Philosophie zwar
unentbehrlich ist, aber durchaus nicht dazu ausreicht. Viel wichti-
ger und namentlich für das Unternehmen des Werkes bestimmen-
der war die gründliche und zugleich eigenartige philosophische Bil-
dung, die Gomperz mitbrachte. Er war vor Allem bei den Englän-
dern und hier besonders bei den zwei Mills, Vater und Sohn, in
die Schule gegangen. Als junger Student stieß er, wie er selbst er-

zählt hat, in der Bibliothek des Juridisch-Politischen Lesevereins auf das psychologische Werk James Mills „^nal^sis ot' tlie nomsns, «k tlis lium^u inincl"; und diese von jeder Metaphysik freie, auf dem Prinzip der Assoziation-Psychologie beruhende Darstellung des Seelenlebens wurde für seine ganze Denkrichtung maßgebend. Vom Vater James Mill ward Gomperz, wie er in seinen „Essays und Erinnerungen" selbst mittheilt, auf den berühmteren Sohn John Stuart Mill geführt, dessen System der indultiven Logik ihn begeisterte. Er begann sofort, dasWerk zu übersetzen, und war mit der Arbeit schon 185^t (als Zweiundzwanzigjähriger) fertig geworden, konnte sie jedoch erst viel später publiziren. Die Uebersetzung vermittelte ihm die Bekanntschaft mit dem Verfasser, den er sein Leben lang verehrte und liebte. Gomperz hat John Stuart Mill zweimal in England besucht, hat mit ihm die österreichischen Alpen durchwandert, eine deutsche Gesammtausgabe seiner Werke veranstaltet und ihm nach seinem 1873 erfolgten Tod einen Nachruf gewidmet, der zu dem Schönsten gehört, was von Gomperz, und zu dem Besten, was über John Stuart Mill geschrieben wurde. Man findet diesen prächtigen Aufsatz jetzt mit Anmerkungen in den „Essays und Erinnerungen".

Die Denkweise der beiden Mills kam der Richtung entgegen, die dem Geist des jungen Philologen von Haus aus kongenial war. Gomperz ist. strenger Empiriker. Er will sich nicht vermessen, hinter die dem Menschen allein zugängliche Erscheinung in das unerforschliche Wesen der Dinge vorzudringen. Ihm genügt, die dem Menschen gegebene und deshalb für ihn allein wichtige Welt der Erscheinungen (Phaenomene) zu verstehen. Es scheint, daß er sür diese philosophische Denkrichtung zuerst den Ausdruck „Phaenomenalismus" geprägt hat. Gomperz hat ferner das tiefe Bedürfniß, die EntWickelung des Menschengeistes psychologisch zu verstehen, und ist der Ansicht, daß dazu die Gesetze der Vorstellung-Assoziation das sicherste Mittel sind. Hier war vielleicht eine Schranke seines Könnens. Die moderne Seelenkunde hat nämlich erwiesen, daß die zu Tage tretende Verkettung der Vorstellungen ein Oberbau ist, der von tief unten wirkenden Kräften und Trieben getragen und geformt wird. Für die Erforschung der griechischen Philosophie war jedoch gerade der von Gomperz gewählte Standpunkt besonders günstig.

Da sein Interesse anders gerichtet ist als das der meisten anderen Philosophie-Historiker, so sieht er Dinge, die den Anderen entgehen. Ihn interessirt nicht in erster Linie die logische Struktur eines philosophischen Systems. Er findet seinen Ehrgeiz nicht da-

kin, Lücken aufzusuchen, auf Widersprüche hinzuweisen und sie
dann dialektisch wegzudisputiren. Gomperz will vielmehr erkun-
den, aus welchen psychologischen und historischen Bedingungen das
Weltbild eines großen Denkers zu verstehen sein könnte. Er will
die Persönlichkeit erfassen, die Seele des Philosophen erschließen:
und betitelt deshalb sein Werk nicht „Griechische Gedanken", son-
dern „Griechische Denker". Außerdem ist er sorgsam bemüht, die
Fäden zu ziehen, die das antike Denken mit der modernen Wissen-
schaft verbinden, und weiß dabei mit besonderer Meisterschaft in
den offensichtlichen Verfehlungen die fruchtbaren Gedankenkeime
zu entdecken, die sich später zu wahren und bedeutenden Erkennt-
nissen entwickeln. Ein besonders interessantes -und lehrreiches Bei-
spiel bietet in dieser Beziehung seine meisterhafte Darstellung der
pythagoreischen Astronomie.
Fast sechzig Jahre war Gomperz alt geworden, als er mit der
Veröffentlichung seines Lebenswerkes begann. Als im Jahr 1891
sie erste Lieferung erschien, wurde sie für Wien wenigstens ein lite-
rarisches Ereignis. Ludwig Speidel, der damals schon selten schrieb
und noch seltener Bücher besprach, berichtete darüber in einem geist-
vollen Feuilleton der „Neuen Freien Presse" und Billroth sagte zu
Freunden, daß ihm seit zwanzig Iahren kein so bedeutendes Buch
untergekommen sei. Langsam schritt die Arbeit vorwärts. Ich er-
innere mich noch lebhaft daran, wie ich die einzelnen Lieferungen,
die der Verfasser mir zu senden so freundlich war, mit großem Ge-
nuß verschlang und mit Spannung der nächsten entgegensah. Nach
mehr als vier Iahren war der erste Band vollendet und die eben so
gelehrten wie interessanten Anmerkungen gaben Aufschluß über
Manches, das im Text blos angedeutet war. Dieser erste Band ist
das Glanzstück des ganzen Werkes geblieben. Hier treten nns die
Denkergestalten eines Anaximander, Heraklit, Xenophanes und
Protagoras (GomperzensLiebling) mit so plastischer Anschaulichkeit
entgegen wie in keiner anderen Darstellung. Wir lernen aber nicht
nur die philosophischen und religiösen Strömungen kennen. Gom-
perz führt uns auch die Geschichtschreiber tzerodot und Thukydides
vor und zeigt, wie sich die historische Auffassung allmählich vertieft.
Besonders interessant und lehrreich ist das Kapitel über die Aerzte,
wo der intime Kenner der unter dem Namen des berühmten Hippo-
krates überlieferten Schriftsammlung den meisten Lesern ganz Neu-
es bietet. Gomperz hat herausgefunden, daß es im alten Griechen-
land zwei verschiedene Schulen von Aerzten gab. Die eine wollte
ihre Kunst auf philosophische Hypothesen über die Natur des Men-
schen gründen und danach das Heilverfahren einrichten. Gegen

diese Methode treten energisch die strengen Empiriker auf, die eindringende Beobachtung, weitgehende Individualisirung verlangen und das Hauptgewicht auf das Sammeln eigener und die Benützung älterer Erfahrungen legen. Von den moralischen Forderungen, die die ärztliche Gilde an ihre Mitglieder stellte, giebt uns eine sehr alte Eidesformel Kunde, die zeigt, welche Verpflichtung jeder Lehrling, der in die Genossenschaft eintrat, auf sich nehmen mutzte. Er mußte schwören, Gift auch Denen nicht darzureichen, die ihn darum bitten, den Frauen kein Abortivmittel zu verabfolgen, und die Kastration auch dann nicht vorzunehmen, wo Heilzwecke sie zu erfordern scheinen. Schließlich gelobt er, sich jedes, zumal des erotischen Mißbrauches seiner Stellung Freien wie Sklaven beiderlei Geschlechtes gegenüber zu enthalten und über alle Heimlichkeiten, von denen er in der Ausübung seines Berufes oder auch sonstwo Kunde erhält, unverbrüchliches Stillschweigen zu bewahren. Gomperz hat hier zum ersten Mal die medizinische Literatur der alten Griechen für die Darstellung ihrer Geistesentwickelung herangezogen und wir wollen hoffen, daß der von ihm gewiesene Weg auch von Anderen betreten werden wird.

Im zweiten Band hat mich die Darstellung des Sokrates besonders gepackt. „Das Seltenste aller Phänomene ist ein ungewöhnlich mächtig arbeitendes Herz, das seine ganze Triebkraft dazu verwendet, den Kopf kalt zu erhalten, einem Dampfkessel vergleichbar, der ein Eiswerk in Betrieb setzt." „Man hat Benjamin Franklin einen Enthusiasten der Nüchternheit genannt. In weit höherem Maße gilt diese Bezeichnung für Sokrates. Die seine mächtige Persönlichkeit beherrschende, bis zur Lust am Martyrium gesteigerte Leidenschaft gilt der Klärung des Intellekts. Er hat nach Reinheit der Begriffe gedürstet, mit der selben Inbrunst, mit welcher ein mystischer Schwärmer nach der Vereinigung mit der Gottheit lechzt." Schon diese einleitende Charakteristik des einzig dastehenden Mannes ist wahr und tief. Sie erklärt sein Wesen und seine weltgeschichtliche Wirkung. Aber auch der geschichtliche Sokrates in seiner historischen Bedingtheit kommt zu seinem Recht. Durch ein sehr geschickt zusammengestelltes Gespräch eines Atheners mit einem Fremden weiß Gomperz die Verurtheilung des Sokrates historisch und psychologisch vollkommen begreiflich zu machen. Dagegen hat mir die den tzaupttheil des zweiten Bandes füllende Darstellung Platons eine Enttäuschung gebracht. Zwar findet man auch hier viel Schönes und Richtiges (die Darstellung der Ideen- und Seelenlehre Platons und besonders die Charakteristik seiner Altersperiode). Doch dem Verfasser ist etwas Merkwürdiges

so
Die Zukunft,
begegnet. Während er die Vorsokratiker aus ihren fragmentarischen Neberresten zu neuem Leben zu erwecken verstand, so daß sie uns als lebendige Gestalten entgegentreten, zerfällt ihm das vollständig aus uns gekommene schriftstellerische Werk Platons in eine Anzahl von Dialogen. Gomperz bemüht sich zwar, auf dem festen Grund sorgfältiger philologischer Forschung die philosophische EntWickelung Platons darzustellen. Man bekommt auch bei wiederholtem Lesen ein Bild dieser EntWickelung. Nicht deutlich und lebendig genug aber sieht man Platon selbst. Vielleicht liegt die Ursache in der Eigenart des Verfassers. Gomperz hat als strenger Empiriker kein innerliches Verhältnis; zu Platons mystisch angehauchter und religiös gefärbter tiefgründigen Metaphysik; und dem liberalen Politiker, der nie mit des Lebens Noth zu kämpfen hatte, fehlt, wie ich glaube, das Organ für Platons radikale Utopien und sür seinen gewaltigen Sturmlauf gegen die Vermögenungleichheit. Vielleicht ist auch die schriftstellerische Anordnung hier nicht so glücklich wie im ersten Band. Gomperz verweilt meiner Meinung nach zu lange bei den einzelnen Dialogen und erschwert dadurch den Ueberblick und den Durchblick, Windelband zeigt in seinem kleinenBuch über Platon (in Frommans „Klassiker der Philosophie") gewiß nicht die intime, umfassende, vor der Bearbeitung immer wieder aufgefrischte Vertrautheit mit dem Originaltext, wie sie dem Kenner auf jeder Seite der „Griechischen Denker" entgegentritt, aber in seiner Darstellung ist Plato als Lehrer und Schriftsteller, als Philosoph und Sozialpolitiker, als Theologe und Prophet markanter und geschlossener herausgearbeitet.

Wesentlich anders steht Gomperz zu Aristoteles, dessen Seele und Werk er uns im dritten Band erschließt. Dem großen Schätzer der Thatsachen, dem „baumeisterlichen Mann", der in unermüdlicher Beobachtunglust Natur und Menschen kennen zu lernen und das massenhaft angehäufte Wissen zu ordnen und zu verarbeiten bemüht ist, bringt er volles Verständnis; und starke Sympathie entgegen. Trotzdem geht Gomperz mit dem „Meister Derer, die da wissen", oft sehr streng ins Gericht. Gomperz wirft dem Stagiriten mit Recht vor, daß er manche schon vor ihm errungene richtige Erkenntniß (zum Beispiel: die heliogenteische Weltanschauung und die Funktion des Gehirnes als Denkorganes) nicht gelten ließ und durch seine Autorität lange Zeit um ihre Wirkung gebracht hat. Dabei entwirst er aber ein treffendes Bild von Aristoteles als Naturforscher mit seinen großen Vorzügen und nicht geringen Schwächen. Eben so eingehend bringt er die Logik, die Psychologie, die Sitten- und Staatslehre, die Theologie, Metaphysik und Aesthetik

zum Ausdruck und zeigt uns den wirklichen Aristoteles, wie ihn bisher nur Wenige kannten. Vielleicht ists nicht unnütz, darauf hinzuweisen, daß die Kenntniß der thatsächlichen philosophischen Änd wissenschaftlichen Leistungen des Aristoteles und ihre gerechte historische Würdigung erst durch die philologische Forscherarbeit des neunzehnten Jahrhunderts in Angriff genommen und noch lange nicht erreicht ist. Im Mittelalter war Aristoteles in allen weltlichen Wissenschaften und vielfach auch in der philosophischen Theologie unbedingt Autorität. Diese Stellung behauptete er in Deutschland bis zum siebenzehnten, in England bis zum achtzehnten Jahrhundert,- und die neuscholastische Bewegung in der Katho» Irschen Kirche ist bemüht, diese Geltung auch heute noch zu erhalten. Man berücksichtigte dabei jedoch immer nur die Grundlehren des Philosophen, hatte gar keinen Anlaß, sich mit allen Einzelheiten abzugeben, und noch weniger, seine Forschungmethoden zu untersuchen. Dies konnte erst geschehen, als seine autoritative Stellung erschüttert war. Jetzt erst konnte die unbefangene Forschung einsetzen; und sie hat die Arbeit mit größter Energie in Angriff genommen, aber noch nicht vollendet. Gomperz that einen großen Schritt vorwärts. Wir dürfen jetzt sagen, daß Aristoteles in der Logik und Psychologie, auf einigen Gebieten der organischen Naturwissenschaft, besonders der Zoologie und vor Allem in der Wissenschaft vom Staat bahnbrechend gewirkt, auf anderen Gebieten, wie in der Poetik und Rhetorik, werthvolle Anregungen gegeben hat, namentlich aber (was Gomperz nicht genug hervorhebt) der Schöpfer einer Reihe von sehr wichtigen Denkmitteln geworden ist. Dagegen hat er in derAstronomie und zumTheil auch in derPhysik die wissenschaftliche EntWickelung mehr gehemmt als gefördert.
Anfangs hatte Gomperz die Absicht, in feinen „Griechischen Denkern" auch die Hellenistisch-römische Periode darzustellen. Bei der Vollendung des dritten Bandes (1909) stand er aber schon im siebenundsiebenzigsten Lebensjahr. Das bewog ihn, das Werk abzuschließen. Dennoch ists kein Torso geblieben, sondern schildert eine der fruchtbarsten Perioden der menschlichen Geistesentwickelung bis zu dem Punkt, wo mit der Spezialisirung der wissenschaftlichen Arbeiten eine neue Epoche beginnt.
Für die große Zahl der Gebildeten, so sagte ich, ist Theodor Gomperz vor Allem der Verfasser der Griechischen Denker. Für den kleineren, aber darum nicht kleinen Kreis seiner Schüler, Freunde und Bekannten war er mehr. Wir bewunderten in ihm den feinsinnigen und zugleich überaus gründlichen Philologen, den warmen Verehrer und energischen Vertheidiger der klassischen Studien. Wir erfreuten uns an dem weltmännisch gewandten, phi»

losophisch geschulten, ganz ungewöhnlich universell gebildeten Ge°
lehrten, der über wissenschaftliche, literarische und kulturelle Fra-
gen geistvoll und anregend zu plaudern wußte. Alle diese Eigen-
schaften wurden besonders in kleinen wissenschaftlichen Cirkeln
sichtbar. In der Philosophischen Gesellschaft trat er manchmal als
Vortragender, öfter als Redner in der Diskussion auf und wußte
immer Neues und Anregendes vorzubringen. Besonders genuß-
reich waren aber die Abende im Philologischen Verein „Eranos",
zu dessen eifrigsten Mitgliedern Gomperz zählte. Wenn er da über
ein neues Buch, eine neue Inschrift, einen Papyrusfund oder über
ein neuentdecktes Philosophenfragment sprach, kam seine eben so
vielseitige wie intime Kenntnitz des Griechenthumes, sein phäno-
menales Gedächtniß, sein kritischer Blick und seine Schlagfertigkeit
zur Geltung und bereitete allen Zuhörern einen ganz besonderen
Genuß. Gomperz arbeitete in der Regel langsam und hat sich, mit
seinen „Griechischen Denkern" vielleicht sogar zu viel Zeit gelassen.
Mitunter aber, wenn ein neuer Fund ihn anregte, konnte er durch
eine geradezu erstaunliche Schnelligkeit überraschen. Als 1891 die
Schrift des Aristoteles vom Staat der Athener in meinem egyptischen
Grab aufgefunden und vonKenhon zum erstenMalpubltzirtwurde,
hielt Gomperz, nachdem die Texte erst seit zwei Wochen in Wien
eingetroffen waren, in der Juristischen Gesellschaft einen Vortrag,
in dem er das Werk von allen Seiten behandelte. Der Vortrag er-
schien dann in der „Deutschen Rundschau" und wurde in der Ge-
lehrtenwelt allgemein als das Beste bezeichnet, was über dieses alte
und neue Buch geschrieben worden war.

Gomperz gehörte zu den immer noch wenig zahlreichen Philo-
logen, die sich mit Völkerkunde beschäftigen und deren Ergebnisse
zur Aufhellung antiken Geisteslebens benutzen. Er hielt sich dabei
an die anthropologische Schule der Engländer und stützte sich mit
Vorliebe auf die Arbeiten Edward B. Thlors. Die meiner Ansicht
nach tiefer grabende Betrachtungweise der französischen Soziolo-
gen von der Schule Durckheims ist ihm unbekannt geblieben. Er
hätte sich jedoch schwerlich mit dieser Methode befreundet. Denn
obwohl er in sozial wirkenden Wohlthätigkeitvereinen gern mit-
that und sich an den wiener Volksbildungbestrebungen auch aktiv,
durch volksthümliche Vortrags-Cyklen betheiligte, so konnte er doch
aus der individualilistischen Lebensanschauung, die ihm im Blut
lag und die er überdies durch den Verkehr mit seinen englischen
Freunden gefestigt hatte, niemals ganz heraustreten.

Die „Griechischen Denker" hatten das Interesse für die Per-
sönlichkeit des Verfassers in weite Kreise getragen. In sehr dan-
kenswerther Weise kam Gomperz diesem Umstand entgegen und gab

in dem 1903 publizirten Bande „Essays und Erinnerungen" eine
allerdings nur kurze, aber inhaltreicheDarstellung seines Bildung«
ganges, die auch als Beitrag zur Kulturgeschichte der vierziger und
fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts werthvoll ist.
Er war am neunundzwanzigsten März 1832 in Brünn gebo-
ren worden und stammte aus einer wohlhabenden und angesehenen
Iudenfamilie, deren Mitglieder in der Großindustrie und in der
Finanzwelt hervorragende Stellen eingenommen haben und noch
einnehmen. Bis etwa zum dreizehnten Jahr hatte Gomperz, wie er
selbst sagt, ein inniges Verhältnis; zu der angestammten Religion.
Dann aber hat ihn der augustiner Chorherr Franz Bratranek zwar
nicht zum Katholizismus, wohl aber zum vollständigen Freidenker»
thum bekehrt. Das Sturmjahr 1848 hat Gomperz bereits mit vollem
politischen Bewußtsein durchlebt. Zweimal ist er mit den brünner
Studenten nach Wien gezogen und war vom Freiheitstaumel ganz
berauscht. Aber schon im Februar 1849 urtheilt er in einigen mitge«
theilten brieflichenAeußerungen über die ganzeBewegung und ihre
Folgen mit erstaunlicher Besonnenheit und Voraussicht. An der
wiener Nniversität ließ sich Gomperz als Jurist immatrikuliren,
hörte aber daneben philologische, philosophische, mathematische und
naturwissenschaftliche Kollegien. S eine Studien fanden keinen for-
mellen Abschluß. „Unmerklich ging der Student in den Privatge-
lehrten über, um so unmerklicher, als sein Kollegieneifer bald er-
kaltet war und er die Bücherei dem Hörsaal vorziehen gelernt hatte.
Ein bestimmtes Lebensziel stand mir nicht vor Augen. Die Kon-
kordatszeit war angebrochen und hatte dem Juden die akademische
Laufbahn wieder verschlossen. So stand mein Jünglingsalter unter
dem Druck'der Aussichtlosigkeit, die nicht mit Mittellosigkeit ge-
paart war. Weder der Sporn der Hoffnung noch jener der Entbeh-
rung drückte meine Weichen. Was Wunder, daß ich einigermaßen
lässig meines Weges zog? Auch ermangelte ich nicht eines Gefüh-
les sicheren Selbstvertrauens, das mich am fchließlichen Erfolg nie-
mals zweifeln ließ. Widerstrebende Stimmen meines Inneren be-
schwichtigte ich gern durch das humboldtische Verspaar: .Suche
nicht'ängstlich die Bahn, sie hierher zu lenken und dorthin; Liebli-
cher krümmt sich des Bachs weltengeschlängelter Pfad.'"
Der geschlängelte Pfad führte ihn auf ein Jahr nach Leipzig,
wo er mit Gustav Freytag, Julian Schmidt, Theodor Mommsen
nnd Otto Jahn bekannt wurde und eine Weile die „Grenzboten"
redigirte, dann nach Paris, wo er Littre kennen lernte und sich an
der Fürsorge für die Witwe Auguste Comtes betheiligte. Vorher
hatte er schon in der Schweiz und in den österreichischen Alpen hohe
Berge bestiegen; er steht in Anton Ruthners Glocknerbuch unter

den ersten zwölf Ersteigern des Großglockners verzeichnet. Von sei»
nen Reisen nach England, wo er außer John Stuart Mill auch
George Grote und Herbert Spencer kennen lernte, habe ich schon
gesprochen. Nach Italien führte ihn mehrfach seine Beschäftigung
mit den tzerkulanensischen Rollen und diese Studien halfen ihm
schließlich in die akademische Laufbahn. Im Jahr 1867 habilitirte
er sich in Wien für klassische Philologie, wurde bald darauf Pro»
fesfor und hat mehr als dreißig Jahre an unserer Nniversität als
anregender Lehrer gewirkt. Die autobiographischen Aufzeichnung
gen reichen nur bis zur Habilitation. Gomperz hat zwar eine Fort-
setzung in Aussicht gestellt, aber nicht mehr zu liefern vermocht.
Ich habe Gomperz dreißig Jahre lang gekannt. Gemeinsame
wissenschaftliche und kulturelle Interessen führten uns oft zusam-
men und so konnte ich seinen Aufstieg vom Fachphilologen zum
weltberühmten Verfasser der „Griechischen Denker" beobachten und
Verfolgen. Eine wichtige Etape auf diesem Weg war das Buch
„Die Apologie der tzeilkunst", das mich bei seinem ersten Erschei-
nen lebhaft interessirte. Gomperz behandelt darin eine in der
unter dem Namen des tzippokrates überlieferten Sammlung medi-
zinischer Schriften auf uns gekommene kurze Rede „über die Kunst",
in der das ärztliche Gewerbe gegen seine Angreifer vertheidigt wird.
Schon als junger Mann hat sich Gomperz für dieses Schriftchen er»
wärmt. Er erkannte früh, daß hier eine Sophistenrede vorliegt, und
glaubte, aus einigen darin ausgesprochenen philosophischen An«
sichten schließen zu dürfen, daß der berühmte Sophist Protagoras
ihr Verfasser sei. Dieser Gedanke war für Gomperz der Anlaß, sich
Jahrzehnte lang mit dem Studium der alten medizinischen Liter«»
tur der Griechen zu beschäftigen, und diesem Studium verdanken
wir das zuvor gerühmte Kapitel der „Griechischen Denker" über die
Aerzte. Erst im Jahr 1890 trat Gomperz mit seiner Hypothese her»
vor und gab in dem erwähnten Buch die kleine Schrift mit deut»
scher Uebersetzung und ausführlichem Kommentar heraus. Ich habe
das Werk in der damals von Otto Braun redigirten Münchner
„Allgemeinen Zeitung" angezeigt, auf seine Bedeutung hingewie-
sen und bin dadurch auch zu eigenen Studien über Protagoras an-
geregt worden. Gomperzens Ansicht, daß Protagoras der Verfasser
sei, hat nicht die Zustimmung der Fachgenossen gefunden; aber
auch wenn man davon absieht, bleibt doch die „Apologie der tzeil-
kunst" ein Muster philologischer und philosophischer Interpreta-
tion, das für Studirende vorbildlich werden sollte. Man findet
hier schon die selbe psychologische Behandlungart und die selben
Hinweise auf die Beziehungen zur modernen Wissenschaft, die in
den „Griechischen Denkern" so anregend und so genußreich wirken.

Gomperz hat sich bis in sein hohes Alter eine bewunderns» werthe körperliche und geistige Frische zu bewahren vermocht. Wie ost habe ich in den letzten Iahren gestaunt, wenn er aus einem wissenschaftlichen Verein, dessen Sitzungen sich mitunter bis gegen Mitternacht hinzogen, ganz unbegleitet wegging!und zur Heimkehr nicht etwa einen eigenen Wagen, sondern die „Elektrische" benutzte. Seine Konstitution war sehr kräftig, i Sicher aber hat auch die Viel» seitigkeit seiner Interessen dazu beigetragen, daß seine Arbeitfreu- digkeit und seine wissenschaftliche Genußfähigkeit ihm so lange er- halten blieb. Er war kein Freund des Spezialistenthumes, wenn er auch dessen Notwendigkeit in gewissen Grenzen einsah. Bezeich- nend für seinen Standpunkt ist eine Bemerkung am Schluß seiner Lebenserinnerungen. Gomperz erzählt da, wie er zusammen mit Wilhelm Scherer an einem Sonntagvormittag den genialen Ge- hirnforscher Theodor Meynert, der damals noch Prosektor war, in seinem Laboratorium aufsuchte und sich an dessen immer neuen Ent- deckungen erfreute. »Bei diesen ^Erinnerungen," fährt er fort, „drängt sich uns die Wahrnehmung auf, daß die „specialis äis- persivs" (um einen Lieblingausdruck Comtes zu gebrauchen) seit» her, vielleicht mehr zum Heil der Wissenschaft als ihrer Pfleger, gar erhebliche Fortschritte gemacht hat. Damals hat die Gemein- samkeit der Interessen in Wien wenigstens noch Viele vereinigt, von denen und von deren Nachfolgern jetzt fast jeder seinen engum- hegten Sonderpfad wandelt."

Ich halte mit Gomperz das zu weit getriebene Spezialistenthum in der Wissenschaft für eine Gefahr. Unsere Kultur muß leiden, wenn die wissenschaftlichen Forscher den Zusammenhang unter einander verlieren oder wenn sie gar zu Arbeit» und Rechenmaschinen her- absinken. Jeder Mann der Wissenschaft sollte nie vergessen, daß er zum Führer der Menschheit berufen ist. Jeden Augenblick sollte er sich ferner der Thatsache bewußt bleiben, daß die Wissenschaft dem Leben zu dienen berufen ist, dessen Inhalt sie zu bereichern und dessen Glücksmöglichkeiten sie zu vermehren bemüht sein muß. Diese Wendung zum Leben sollte Alle, die durch Vermehrung des Wahr» heitschatzes das menschliche Leben zu fördern berufen sind, verbin- den. Gomperz zeigt uns an einem bedeutenden Beispiel, daß strengste Gründlichkeit mit weitem Blick und mannichfachstenInteressen ver- einbar ist. Möge sein Andenken uns mahnen, daß es der letzte und der höchste Zweck der Wissenschaft bleiben muß, die Humanität her- auszuführen, und daß jeder Forscher einem Thiasos, einem geweih- ten Verein angehört, der aus allen Wahrheitsuchern und Men» schensreunden besteht.

Wien. Professor Dr. Wilhelm Jerusalem.

Agrippa von Nettesheim.*)

^^?grippa von Nettesheim wurde in Köln am Rhein im Jahre i486 Z^Itzs geboren. Sicherheit haben wir nicht einmal über seinen richtigen Namen; wahrscheinlich ist, daß auf dem Titelblatt allein der ersten Ausgabe seines Bekenntnißwerkes mehr Lügen über seine Persönlichkeit beisammen stehen, als man selbst einer Vertheidigungrede gestatten dürfte. Er nennt sich da Heinrich Cornelius Agrippa von Nettesheim, nennt sich einen Mann von glänzendem Adel, einen Ritter, einen Doktor beider Rechte; bei anderer Gelegenheit hat er sich als einen Doktor der Theologie und wieder als einen Doktor der Medizin eingeführt. Es wird später manche Bemerkung überflüssig machen, wenn gleich hier aus der Schwelle der Charlatan in seiner ganzen Lügenhaftigkeit erkannt wird.

Wahrscheinlich hieß er Heinrich Cornelis; den Familiennamen latinisirte er nach der Sitte der Zeit zu Cornelius und auf der Schule fügte er wohl (wieder nach der Sitte der Zeit) die BezeichnungAgrippa hinzu, was ursprünglich an die Vaterstadt Köln (lateinisch: Colonia Agrippina) erinnern sollte; da aber Agrippa der Name eines sehr berühmten alten Römers war, so mochte es der Eitelkeit unseres Agrippa schmeicheln, vermuthen zu lassen, daß er von diesem alten Römer abstamme. Er wurde allgemein Agrippa genannt und auch seine Söhne noch nannten sich nach diesem (wir könnten sagen) Schriftstellernamen, Den noch volleren Adelsnamen von Nettesheim hat er sich zuerst aus den Titeln seiner größeren Werke beigelegt; wir wissen nicht einmal,

*) Der unermüdliche Verlag von Georg Müller in München hat sich zur Herausgabe einer „Bibliothek der Philosophen" entschlossen, deren äußerer und innerer Zurichtung man den Zweck anmerkt, mit dem Besten, was Philosophie je irgendwo schuf, über den Zunftbereich hinaus auf die Schaar der Gebildeten, der Leute von ästhetischem Bedürfniß und Geschmack zu wirken. Für den Ernst des Unternehmens, für die Gewißheit, daß es nie in Spielerei und Verniedlichung entgleisen werde, bürgt der Name des Leiters: Mauthners (der mit anderen Mitteln, auf ungeradem Weg, nun das große erkenntnißtheoretische Werk seiner „Kritik der Sprache" weiterführt). Cr selbst giebt den fünften Band heraus, der noch im Oktober erscheinen und den Titel tragen soll: „Die Eitelkeit und Unsicherheit der Wissenschaften und die Vertheidigungschrift von Agrippa von Nettesheim". Mit welchem fröhlichen Ernst Mauthner das Bild Agrippas gezeichnet, mit welcher feinen Frische und Buntheit ers gemalt hat, lassen die Bruchstücke, die hier veröffentlicht werden, ahnen. Doch eben nur ahnen. Man muß den ganzen Aufsatz lesen, um zu empfinden, welches Portrait hier Einem gelungen ist, der als Mann der Wissenschaft Künstler blieb. Halten die nächsten Bände sich diesem Niveau nur nah, dann ist von der „Bibliothek der Philosophen" manche Freude zu hoffen.

worauf sich der Ortsname bezieht. Auf den Adel seiner Familie fängt
er allmählich schon 1526 an, anzuspielen, und seine Ahnen werden,
wenn man ihm glauben soll, von Jähr zu Jahr adeliger; es besteht
Wohl kein Zweifel daran, daß er bürgerlicher Herkunft war.
Ins Groteske geht'die sich ebenfalls mit den Iahren steigernde
Berufung aus seinen persönlichen oder Militäradel, auf seine Ritter-
schaft, die er auf dem Schlachtfeld als Lohn für seine Heldenthaten er-
rungen haben will. In diesem Fall möchte man fast glauben, der Lüg-
ner habe seine eigenen Lügen geglaubt; der Schwindel wäre sonst selbst
für das sechzehnte Jahrhundert zu unverschämt gewesen. Und ich lasse
in diesem Zusammenhang ganz beiseite, daß Agrippa sich einmal so
weit vergißt, mit der Bezeichnung für Ritter (milss oder «quss äuraws)
so zu spielen, als ob er, der Vagant, Ritter des Goldenen Vlieses ge-
wesen wäre. Aber er ist auch niemals zum Ritter geschlagen worden,
weder vom Kaiser Maximilian noch von einem anderen Fürsten. Auch
Soldat oder gar Offizier ist er Wohl im Ernst niemals gewesen. Nur
gerieth er in die Kriegsunruhen (in Italien, zur Zeit der Kämpfe zwi-
schen dem Kaiser und Franz dem Ersten von Frankreich) persönlich hin-
ein, leistete in seiner Phantasie wichtige militärische Dienste und lebte
sich später als Professor und als Arzt immer mehr in die Rolle- eines
ehemaligen Kriegshelden hinein. Wenn man es so liest, wie Agrippa
(1526) einem hohen Herrn brieflich vorjammert, er sei vordem ein Rit-
ter gewesen und jetzt zum königlichen Dreckfresser (Leibarzt) geworden,
so möchte man nicht für möglich halten, daß Agrippa nicht nur die
Ritterschaft, sondern auch seine Militärdienste einfach erfunden hatte.
Eben so schlimm steht es, wenn man die formelle Berechtigung
ins Auge faßt, um den dreifachen Doktorgrad, den er sich nicht allein
auf Büchertiteln, sondern auch (1532) in einer amtlichen Eingabe an
die Regentin der Niederlande beigelegt hat. Sich um diese Zeit noch
einen Doktor der Medizin zu nennen, war eine um so größere Frech«
heit, als ihm damals, eben weil er nicht der Medizinischen Fakultät
angehörte, die Ausübung der ärztlichen Praxis schon verboten worden
war; zu seinen Gunsten mag aber erwähnt werden, daß der Mangel
medizinischer Studien ihn weder gehindert hat, viele Jahre lang in der
Schweiz, in Frankreich und in den Niederlanden die ärztliche Kunst
seiner Zeit auszuüben, in Freiburg (Schweiz) die ausdrückliche Er-
laubnis; dazu zu erhalten und in Lyon sogar die Bestallung eines Leib-
arztes der Königin-Mutter zu erringen. Ich brauche wohl nicht her-
vorzuheben, daß Agrippa auch ohne Doktortitel ein eben so guter Arzt
sein konnte wie seine berühmtesten Zeitgenossen; seine Kenntnisse wa-
ren auch auf diesem Gebiet erstaunlich, und da er als Alchimist die
Chemie seiner Zeit gründlich studirt hatte, dürfte er sogar, wie mir
auch sein Rezept geigen die Pest zu beweisen scheint, zu den Aerzten des
sechzehnten Jahrhunderts gehört haben, die man damals modern
nannte. Nur freilich durfte er nicht behaupten, er habe rits den medi-
zinischen Doktortitel erworben.

And noch Eins hätte zu Gunsten Agrippas angeführt werden
können, wenn seine Bertheidigung nicht durch sein fast gewerbmäsziges
Schwindeln so überaus schwer gemacht würde. Das geistige und über-
Haupt das öffentliche Leben Europas war damals noch nicht, wie heute,
unter Polizeiaufsicht gestellt; man konnte auch ohne Examen Gelehr-
ter, Feldherr, Staatsmann werden. Doch Agrippa hatte es in seiner
Jugend, auf der Universität von Köln, nur bis zu dem Grade eines
Magisters der Freien Künste gebracht; wir würden es wissen, wenn
er später Doktor der Rechte oder Doktor beider Rechte geworden wäre;
wir können (trotzdem sein ausgebreiteter Briefwechsel nicht in der
beste« Ordnung vorliegt) sein Leben in Frankreich und in Italien ge-
nau genug verfolgen, um sagen zu können: Er hatte in Paris eben so
wenig Zeit für das Studium der Jurisprudenz, wie später in Italien
Zeit bleibt für die angeblichen Kriegsdienste. Es ist richtig, daß Agrippa
Aemter übernommen hat oder zu übernehmen suchte, für welche man
heute das Assessorexamen gemacht haben müßte; einer seiner Ruh-
mestitel, die Rettung der angeblichen Hexe, ist eine That, die dem Iu°
risten Agrippa allein gelingen konnte. Nur: Doktor der Rechte ist er
nicht gewesen. Auch Doktor der Theologie ist er niemals. Das hat er
auch nicht einmal ausdrücklich behauptet; trotzdem durfte er sich rüh-
men, einmal für kurze Zeit Mitglied eines Konzils gewesen zu sein.
Die weltberühmte Universität von Paris hat Agrippa aller-
dings besucht. Er hielt sich aber zu kurze Zeit dort auf, als daß man
glauben könnte, er habe in Paris regelrechte Studien getrieben und
sie abgeschlossen. Er war ungefähr zwanzig Jahre alt, als er sich nach
Paris begab. Wir sind nicht genau darüber unterrichtet, was der
Jüngling daselbst getrieben hat; da er aber schon sehr bald darauf
durch magische Schriften bekannt wird, so muß er sich eben in Paris
besonders auf die okkultistischen Wissenschaften verlegt haben. Nur
von der Astrologie wissen wir, daß er sich sowohl ihre wissenschaftlichen
Grundlagen als die Technik ihres Schwindels bereits in Köln angeeig-
net hatte; die Annahme liegt sehr nah, daß sein faustisches Streben,
das Unwihbare zu erkennen, ihn nun nach den sogenannten hermeti-
schen Schriften greifen ließ; er selbst citirt Albertus den Großen.
Vielleicht ähnelte aber schon der Jüngling mehr dem historischen
Faust, dem Hochstapler, als dem Faust der Dichtung. Agrippa gründete
schon auf der pariser Universität einen Geheimbund, dessen Mitglie-
der, durch einen Schwur verpflichtet, einander zu unerhörten Erfol-
gen helfen wollten. Die Mittel scheinen außer Astrologie und Magie
auch noch die Geheimwissenschaften der Kabbala und der Alchimie ge-
wesen zu sein. Wir kennen die Namen einiger der Freunde; wir kön-
nen einige ihrer Briefe lesen; aber wir werden niemals erfahren, ob
Agrippa noch an diese Geheimwissenschaften glaubte oder ob ihm schon
damals der Okkultismus gerade recht war (wie später so oft), mit Hilfe
der Magie reiche Gimpel zu fangen. Wahrscheinlich kam er über diese
Eewissensfrage selbst nicht zu völliger Klarheit; er war der Sohn einer
Zeit, die nichts und Alles glaubte.

«
Agrippa reiste um das Ende des Jahres 1507 nach Köln, weil
hier irgendeine Fortune zu winken schien; als aus der Sache nichts
wurde, kehrte er nach Paris zurück und stürzte sich dort mit einigen
Bundesbrüdern in ein Abenteuer, von welchem wir eine Menge ro»
manhaft ausgeschmückter Züge erfahren, nicht aber Das, um was es
sich eigentlich gehandelt hat. Die jungen Leute ließen sich offenbar an»
werben, irgendein Schloß in Spanien, am Südrande der Pyrenäen,
das von Rebellen genommen worden war, für den König oder sonst
wen wiederzugewinnen. Das Schloß wurde wirklich gewonnen, einer»
lei, ob durch Kanonen oder durch magische Künste; dann aber wurden
die jungen Sieger von den wüthenden Bauern belagert, bewiesen nicht
eben kriegerische Fähigkeiten, zogen sich zunächst in einen entlegenen
Felsenthurm zurück und flüchteten von dort; Agrippa war es, der mit
einer seiner vielen Künste einem Knaben das Aussehen eines Aus»
sätzigen gab, in welcher Maske der Bursch das Lager der Bauern Pas»
sirte und aus einem nahen Kloster die Mittel zur Flucht herbeischaffen
ließ. Die jungen Leute, jeder auf seine Rettung bedacht, scheinen sich
getrennt zu haben; Agrippa vagirte, immer wieder von nenen Hoff»
nungen getrieben, über Barcelona nach Neapel, von dort zurück nach
Frankreich, nach Avignon, nach Lyon, endlich nach DSle, wo ihm für
kurze Zeit das Glück günstig schien. Er war nicht zu schüchtern, es
schnell bei der Stirnlocke zu fassen.

Wenn Agrippa während der spanischen Expedition nicht ohne
Geld gewesen war, so ging es jedenfalls auf der Flucht bald aus. Er
mußte in Valencia die Pferde verkaufen und kam in Frankreich mit
lener Börse an. Er warf sich sofort wieder auf die Goldmacherkunst;
wir dürfen aber annehmen, daß er sich das nöthige Gold nicht direkt
in seiner Alchimistenküche herstellte, daß er vielmehr auf recht indirek»
tem Wege durch seinen Ruf als Wundermann seine Bundesbrüder
und wohlhabende Leute zur Hergabe von Geldmitteln bewog. Sein
Ansehen bei den Genossen des Geheimbundes war groß; die jungen
Leute rühmen sich, für ihn in die Trompete gestoßen zu haben. Der
Glaube an seine Zauberkünste und der wirkliche Zauber, der von seiner
Persönlichkeit ausgegangen sein mag, erklärt es, wie jetzt der dreiund»
zwanzigjährige Abenteurer, später oft genug der reifere Mann ohne
Titel und ohne Mittel, Zutritt zu ansehnlichen Stellungen erlangte,
deren Vortheile ihm dann jedesmal durch viele schlimme und einige
gute Eigenschaften verloren gingen.

.. .DieStadtDSle war für die politischeGeograPhie jenerZeit nicht
unbedeutend: der Sitz einer Universität, die Stätte eines Parlaments,
die Hauptstadt des tzerzogthums Burgund; dieses Herzogthum war,
mit den Niederlanden vereinigt, einem jungen Prinzen zugefallen,
dem Prinzen Karl von Luxemburg, der später Kaiser Karl V. hieß. Als
Agrippa sich in DSle niederließ, war Karl erst neun Jahre alt und noch
unter doppelter Vormundschaft: in Spanien und in Deutschland; Bur»
gund und die Niederlande wurden noch zu Deutschland gerechnet: und

so stand die Hausmacht des jungen Herrn unter der Regentschaft seiner Tante, der Prinzessin Margarete von Oesterreich, um deren viele Ehen wir uns hier nicht zu bekümmern haben. Erwähnt sei nur, daß sie als dreijähriges Kind dem französischen Dauphin angetraut worden war, der sie aber nachher nicht heirathete, daß sie als siebenzshnjähriges Mädchen einem spanischenPrinzen durchProkuration angetraut wurde und daß sie auf der Seereise zu diesem zweiten Gatten, in äußerster Sturmgefahr, ein voreiliges Epigramm verfaßte, das ungefähr den Sinn hatte: Zweimal verheirathet und als Jungfrau gestorben.
Margarete hatte also literarische Interessen und Das genügte für Agrippa, um seine Hoffnungen auf diese Fürstin zu setzen. Während er in Dole, immer noch im Geheimbunde mit seinen Freunden, sich mit alchimistischen Charlatanerien abgab, schrieb er die erste der Schriften, die uns von ihm erhalten geblieben sind: „Neber den Adel und die Ueberlegenheit des weiblichen Geschlechtes"; das Büchlein ist so paradox, daß es in der Sprache unserer Tage recht gut den Titel führen könnte: „Ueber den Schwachsinn der Männer". Agrippa geht von dem Gedanken aus, daß Gott Männlein und Weiblein nrsprünglich dem Körper nach ungleich, sonst aber gleich geschaffen habe, ohne Unterschied an Seele, Vernunft und Hoffnung auf ein ewiges Leben; nachher hätten aber die Männer Alles verdorben. Nicht Eva war die Verführerin, sie wurde vielmehr von Adam verführt. Männer haben den Heiland gekreuzigt. In allen Gaben des Geistes und des Körpers ist der Mann geringer als die Frau; natürlich, denn Gott hat ja die Fran später geschaffen als den Mann und erst bei seinem zweitenWerk sein Meisterstück gemacht. Diese Paradoxien werden mit Beispielen aus der heiligen und aus der profanen Geschichte belegt und mit einem Chnismus vorgetragen, der selbst im sechzehnten Jahrhundert doch nur in lateinischer Sprache möglich war.
Die närrische Schrift war für die Prinzessin Margarete bestimmt und wurde Wohl sehr früh aus diesem Grunde ins Französische übersetzt; Margarete verstand nicht Latein. Gedruckt wurde das Büchlein in beiden Sprachen erst zwanzig Jahre später, als Agrippa schon ein berühmter Schriftsteller geworden war.
Nun wissen wir wieder nicht, welcher Gunst er es im Jahre 160S verdankte, an der Universität von Dole öffentliche Vorlesungen halten zu dürfen: ob sein Ruf als Kenner der Kabbala, ob der Dank der Regentin, ob am Ende gar das Pochen auf seine soldatischen Thaten ihn förderte. Nach dem Gegenstande seiner ersten Vorlesungen und nach der fast zu gleicher Zeit begonnenen Arbeit an seinem großen okkultistischen Werk sollte man fast glauben, daß sein Ruf als Magier ihm zumeist geholfen habe. Er las über „Das wunderthätige Wort" von Reuchlin, das fünfzehn Jahre früher erschienen war und in einem wüsten Durcheinander christlichen Glauben, neuplatonischen Mystizismus und kabbalistische Buchstabenspielereien zu »einigen suchte.
Die Kämpfe Reuchlins um die Benutzung der kabbalistischen Juden-

bücher waren damals noch nicht ausgebrochen. Die Schrift „vom wun» derthätigen Worte" galt bei den wundersüchtigen Zeitgenossen für ein Meisterwerk geheimer Wissenschaft. Wenn wir es heute lesen, glauben wir einen Chor von hunderttausend Narren sprechen zu hören. Das hebräische Alphabet soll uns alle Geheimnisse der Natur und des Uebernatürlichen deuten. Drei Buchstaben bilden den Namen des Urgottes, vier Buchstaben den Gott des alten Bundes (Iehova in der hebräischen Schreibung), fünf Buchstaben den Namen Jesus; das Buchstabenzeichen des Kreuzes, der griechische Buchstabe ?, ist das tiefste Geheimniß. Mit Hilfe dieser Buchstaben kann man alles Verborgene erkennen und wohl auch Zauber wirken.

Agrippa hatte bei seinen Vorlesungen über die kabbalistischen Träumereien Reuchlins großen Zulauf. Das Blatt wendete sich aber schon zur Fastenzeit 1310, als ein Franziskaner zu Gent, in Gegenwart der Regentin, gegen den „judaisirenden Ketzer" Agrippa zu predigen anfing; unmittelbar vorher hatte der Sturm gegen Reuchlin selbst begonnen: die Verfolgung aller jüdischen Bücher, der Antrag auf ihre Verbrennung; nach der Anschauung der Zeitgenossen war diese Iudenhetze in Szene gesetzt worden, um den Juden Geld abzupressen. Man weiß, mit welcher Tapferkeit der Streit um die Iudenbücher von Reuchlin und seinen humanistischen Freunden ausgefochten wurde. Agrippa gehörte nicht zu den Tapferen. Wir wissen nicht, ob ihn in DSle eine augenblickliche Gefahr bedrohte; wir wissen nur, daß er nach England entfloh und von London aus eine wüthende Streitschrift gegen den Franziskaner richtete. Unklug und jähzornig warf er demGegner unchristliche Gesinnung vor und bekannte sich, wie auch noch später, da er bereits lebhafte Sympathien für Luther und die Reformation geäußert hatte, zum katholischen Glauben.

Während seines Aufenthaltes in DSle hatte Agrippa auch die Arbeit an seinem großen magischen Werk begonnen, das jedoch (wie gesagt) erst viel später, zu gleicher Zeit mit dem Bekenntnißbuch veröffentlicht werden sollte; Agrippa schickte der Buchausgabe wie eine postume Empfehlung seinen Briefwechsel mit dem berühmtesten Okkultisten der Zeit voraus, mit dem Abte Tritheim, der fünfzehn Jahre vor der Ausgabe des Buches gestorben war; die Briefe sind von 1610.

Während seines kurzen Aufenthaltes in England mag Agrippa, vielleicht durch die Angriffe der Geistlichkeit erschreckt oder sonst durch äußere Anregungen bestimmt, theologische Studien getrieben haben, wobei nicht unbemerkt bleiben darf, daß er allerlei Fragen der Kirchengeschichte und Wohl auch die fragwürdige Beschäftigung mit (durch die Namen Gottes auszuübenden) Zaubereien zu seiner Theologie rechnete. Noch im Jahr ISIS sehen wir ihn dann in Köln, wo er, wieder unter großem Zulauf, bunte theologische Vorträge hielt, die er selbst in barbarischer Gelehrtensprache als ein theologisches Quodlibet ankündigte. Sollte er die Absicht gehabt haben, durch solche Thätigkeit die Würde eines Doktors der Theologie zu erstreben, so hat er sein Ziel jedenfalls nicht erreicht. Den Abenteurer treibt es bald aus seiner Va°

terstadt fort und die nächsten sieben Jahre (1611 bis 1518) lebt Agrippa im nördlichen Italien. In diesen Iahren will er dem Kaiser Maximilian wichtige Kriegsdienste geleistet haben, will er zum Ritter geschlagen worden sein; wir können aber seine Erlebnisse in Italien hinlänglich genau verfolgen, um zu dem Schlüsse zu gelangen: die Kriegs» dienst« Agrippas sind eitel Flunkereien. Vielleicht hat Agrippa dem Kaiser wirklich irgendwie andere Dienste geleistet: als theologischer oder politischer Agent; vielleicht hat er eben nur, im Mittelpunkt kriegerischer Unternehmungen, nachträglich der Phantasie nachgegeben, in der dankbarsten und bsstkostümirten Rolle aufzutreten, in der eines für seine Großthaten belohnten Offiziers. Wir sind in der Zeit, die der Schlacht vonPavia vorausgeht. Um jeden Flecken in Norditalien wird in Scharmützeln und Schlachten gekämpft. Vom italienischen Stand-Punkt aus sieht man außer Venedig und Mailand auch noch eine Menge kleinerer Staaten und Herren um jeden Fußbreit des Landes raufen; vom europäischen Standpunkt aus sind die Gegner der Deutsche Kaiser und der König von Frankreich. Wir wären nicht in Italien und nicht im sechzehnten Jahrhundert, wenn nicht die Bündnisse der klei» nen und der großen Mächte von Jahr zu Jahr und noch öfter sich verschöben und wenn nicht die Beziehungen zum Papst von Fall zu Fall Einfluß hätten auf die weltliche Politik. Frankreich war damals wieder im Streite mit dem Papst und die Einberufung des Konzils von Pisa scheint ein Versuch gewesen zu sein, die Unabhängigkeit der französischen Kirche vom Päpstlichen Stuhl durchzusetzen, ein Konzil zum Verbündeten des Königs von Frankreich zu machen. Das Konzil sollte ein neues Schisma herbeiführen.

Agrippa will nun auch an diesem Konzil theilgenommen haben. Das Konzil tagte zuerst im November 1511 zu Pisa, bald darauf in Mailand und schon im Frühjahr 1512 in Lyon; nach den Briefen und ihren Daten kann Agrippa höchstens an den Sitzungen in Mailand theilgenommen haben; wir sind aber schon geneigt, auch die Berufung auf diese ehrenvolle Stellung für Flunkerei zu halten. Vielleicht war er nur in der Nähe des Schauplatzes, so wie ihm die Nähe des Schauplatzes, genügte, um sich kriegerischer Heldenthaten zu rühmen. Vielleicht aber auch hat Agrippa sich irgendwie mit seiner Feder in den Dienst des Päpstlichen Stuhls gestellt, der just damals mit der kaiserlichen Macht gegen Frankreich zusammenging; vielleicht denkt Agrippa an diese Art von Diensten, wenn er später so bombastisch an die Leistungen erinnert, für welche das kaiserliche Haus ihm verpflichtet fei. Iedesfalls darf nicht verschwiegen werden, daß ein Aktenstück aus dieser Zeit, unterschrieben vom Kardinal Bembo, im Namen des Papstes den Eifer Agrippas für die Katholische Kirche anerkennt und den guten Agrippa dem Lieben Gott warm empfiehlt. Es ist möglich, daß dieser Lohn der Bedeutung der Dienste entsprach.

Sicherer bezeugt ist ein Versuch Agrippas, sich durch äußerlichen Pomp und durch die Reklame seiner Freunde an der Universität von Pavia Anhang zu verschaffen; der Versuch mißglückt zunächst, weil die

Zeitläufte zu unruhig sind. Pavia ist die Stadt, auf welche sich die von
allen Seiten bedrängten Franzosen zurückziehen; und Agrippa, der
zum Ritter geschlagene Offizier, der aber rauhe Berührungen mit der
Soldateska nicht liebt, beeilt sich, die bedrohte Stadt zu verlassen.
Einige Briefstellen lassen vermuthen, daß er nun in Italien wie-
der, wie vorher in Frankreich, seinen Lebensunterhalt als Alchimist er»
warb. Wollen wir unsere Kenntnis; aber nicht durch gewagte Vermu»
thungen ergänzen, so müssen wir eingestehen, daß wir über seine nach»
sten beiden Lebensjahre nicht viel mehr wissen als seine Aufenthalts»
orte und die Thatsache, daß er sich damals zum ersten Mal verheirathete.
Ich möchte die eben so gründlichen wie unfruchtbaren Anter»
suchungen über die Namen der drei Frauen Agrippas, über die
Zahl und die Namen seiner Kinder, über deren Geburt» und Todes»
baten nicht vermehren; ich wüßte nicht zu sagen, was dabei und
bei ähnlichen Forschungen philologisch geschulter Biographen für
das Verständniß der Wesensfragen bedeutender Männer herauskäme.
Ich möchte mich darauf beschränken, gleich hier zusammenzufassen, was
wir über das Geschlechtsleben Agrippas sicher wissen. Es verdient
gleich hervorgehoben zu werden, daß dieser Abenteurer, im Gegensatz
zu anderen Vaganten und Humanisten, keine Spur eines lüderlichen
Liebelebens hinterlassen hat. Er scheint seinen beiden ersten Frauen
ein guter und treuer Ehegatte gewesen zu sein und beidemal den Per»
such gemacht zu haben, eine bürgerlich behagliche Existenz zu gründen.
Seine erste Frau war eine Italienerin von guten Sitten, die dann in
Frankreich durch ihr hübsches Gesicht ,und durch ihre fremdartige Tracht
auffiel; er mag sie wenige Monate vor der Schlacht von Marignano
geheirathet haben, also zu Anfang des Jahres 1515; sie schenkte ihm
ein Söhnchen und starb zu Metz im Jahre 1521. Wenige Monate spä»
ter nahm Agrippa in Genf eine zweite Frau, eine sehr schöne Frcrn»
zösin von achtzehn Jahren; sie scheint aus gutem Haus gewesen zu
sein; Agrippa deutet einmal in gewohnter Ruhmredigkeit an, die Re»
gentin der Niederlande habe diese seine zweite Frau irgendwie in ihre
Dienste ziehen wollen. Sie gebar ihm fünf Kinder und starb im Som»
mer 1529 zu Antwerpen an der Krankheit, die man damals die Pest
nannte und gegen die der Arzt Agrippa so vorzügliche Rezepte besaß.
Von der dritten Frau wissen wir nur, daß Agrippa sie zu Wechsln
nahm und sie kurz vor seinem Tode verließ oder sich von ihr scheiden
ließ. Eine ausführliche Lebensbeschreibung müßte bei der Thatsache
verweilen, daß Agrippa sich jedesmal, wenn eine Ehe geschlossen oder
durch das Schicksal getrennt wurde, gerade in kritischen Vermögensver»
Hältnissen befand, wie fast zu jeder anderen Zeit. Agrippa war nicht
Ritter; aber Widersacher, Weiber, Schulden wurde er nie los.
Um die Zeit seiner ersten Eheschließung gelang es dem Nnermüd»
lichen, an der Universität von Pavia Fuß zu fassen. Einige Worte sei»
ner Antrittsrede lassen mich vermuthen, daß er in der Uniform eines
Offiziers oder sonst in ungewohnter Kleidung vor seinen Hörern er»
schienen sei. Wieder beruft er sich auf seine kriegerischen Thaten; er

ist Soldat gewesen und ist jetzt Professor, denn dieses Amt ist ehrenvoll
und bringt Gewinn. Den Gegenstand seiner Vorlesungen bildeten ok-
kultistische Schriften und vielleicht auch die phantastische und mystische
Logik, zu welcher er ungefähr um diese Zeit die Lullische Kunst umzu-
gestalten suchte. Als infolge der Kriegsläufte die Universität Pavia
noch im Jahre 1515 verödete, fand Agrippa einen Unterschlupf bei dem
Marchese von Monferrat, dem er empfohlen war und dem er seine
neusten kabbalistischen Schriften mittheilte oder versprach. Auf Kosten
des Marchese lebte er zwei Jahre lang in Casale mit Weib und Kind;
die Mittel oder die Großmuth des Marchese scheinen aber nicht ganz
Agrippas Wünschen entsprochen zu haben; denn er sucht während die-
ser Zeit immer wieder anderswo Geld oder Protektion, beginnt 1517
abermals ein Vagantenleben, das ihn für kurze Zeit nach der Univer-
sität von Turin verschlägt, schreibt oder veröffentlicht dort auch eine
Lobrede auf den Herzog von Savoyen, ohne den gehofften Erfolg,
knüpft in Genf Unterhandlungen an und nimmt endlich zu Anfang des
Jahres 1518 den Antrag an, als Rechtskundiger in den Dienst des
Magistrats von Metz zu treten.
Als juristischer Beirath oder als Festredner, man! weiß nicht recht;
jedesfalls war er zunächst froh, ein kleines Amt gefunden zu haben;
daß er die Stadt nach Jahr und Tag, da er sie wieder verlassen muß,
mit einem Fluch bedenkt, hat nicht viel zu sagen; Agrippa hat jede
Stätte seines Wirkens, jedes Haus eines Brotgebers beim unfreiwilli-
gen Abschied verflucht. Unmöglich ist es nicht, daß dem Vaganten, der
sieben Jahre lang in Italien ein so freies Leben geführt hatte, die
strengeren Beamtenpflichten in der prüden Patrizierstadt von Anfang
an zuwider waren.
Man beachte auch die Jahreszahl 1518; 1517 hatte durch Luther
stürmisch die Bewegung begonnen, die man die Reformation nannte
und nennt. Agrippa war Theologe und Ketzer genug, um auch in der
alten deutschen Reichsstadt, die jetzt vielfach von ihrem Bischof abhing
und von Mönchen wimmelte, an der Reformbewegung lebhaften An-
theil zu nehmen.
In seiner Weise. Die theologischen Fragen interessirten ihn mehr
als die politischen Folgen; und auch in den theologischen Fragen war
Bekennermuth seine Sache nicht. Weder in seiner Vaterstadt Köln noch
in Lothringen schien die Sache des Protestantismus zu siegen. Luther
wird 1521 auch von der Universität Paris verdammt. Und später noch
bleibt das offizielle Frankreich der Reformation feindlich, trotzdem die
schöngeistige Umgebung des Königs mönchfeindlich und lutherfreund-
lich ist und trotzdem sich der König mit den protestantischen deutschen
Fürsten gegen den Deutschen Kaiser verbündet, seinen alten Rivalen.
Am Rhein, an der Mosel, wie in Frankreich fehlt es für einen Sieg
der Reformation an den beiden Bedingungen: der Habgier weltlicher
Fürsten und der religiösen Leidenschaft der Bürger. Die Gelehrten
des Westens scheuen sich, für Luther entschieden Partei zu ergreifen.
Sie sehen und verurtheilen die Mißbräuche in der Kirche, aber sie

Agrippa von Nettesheim,
wogen nicht, sich von der Kirche zu trennen. So Erasmus, dessen Vorsicht man heute so gern für geistige Ueberlegenheit über Luther ausgeben möchte; so Montaigne, dessen Unterwerfung unter die Kirche man recht unlogisch mit seiner berühmten Skepsis erklären will.
Auch Agrippa war nicht ohne Skepsis, auch Agrippa war mehr vorsichtig als tapfer; aber seine natürliche Heftigkeit, sein geradezu voltairischer Haß gegen die Mönche (diese „Pest der Kapuzenträger", die er alle verbrennen möchte) verführen ihn zu Aeuszerungen, die ihn bereits in Metz und später noch oft als einen Vertheidiger von Luther erscheinen lassen. Er stand in lebhaftem Verkehr mit solchen katholi» schen Geistlichen, die innerlich der Reformation zugeneigt waren; er sandte ihnen Schriften Luthers zu, die er sich in drängenden Briefen aus Basel erbeten hatte. Er lebte und starb in der Katholischen Kirche, er ließ es sich angelegen sein, für seine verstorbene erste Frau Messen lesen und ein frommes Gelübde seiner zweiten Frau vollführen zu lassen: aber in den beiden Hauptpunkten der neuen Lehre, in der Gnadenwahl und in der Frage der Willensfreiheit, war er ein Lutheraner.
Sein okkultistisches Hauptwerk beschäftigt sich, begreiflicher Weise, nicht mit io kleinen Angelegenheiten, wie es die einer positiven Religion sind; aber in seinem skeptischen Hauptwerk hat er sich an vielen Stellen zu Luther bekannt, mit kecken Worten, die denn auch (1331) zu einer Verurtheilung des Buches durch die Sorbonne geführt haben und die darum in späteren Ausgaben des Werkes (wahrscheinlich erst nach dem Tode Agrippas) weggelassen worden sind. Es soll nicht vergessen werden, daß Agrippa Luther den „unbesiegten Ketzer" nannte.
.. .Ich habe in meiner Darstellung nichts verschwiegen, was den Charakter des Charlatans und Abenteurers Agrippa unerfreulich macht: im Vergleiche zu dem klugen Erasmus, der in den Geisteskämpfen der Zeit immer den besten Männern überlegen war und dennoch in der entscheidenden Stunde jedesmal versagte, war der jähzornige, rachsüchtige, draufgängerische Agrippa dennoch der liebenswerthere Mann. Aber das letzte Urtheil über Agrippa, wenn denn schon über eine historische Persönlichkeit geurtheilt werden soll, wird sich nicht allzu weit von dem Verdikt des sorgsamen und klugen Jakob Brucker entfernen dürfen: „Alle seine Gaben verderbte und schändete, ihm zu seinem eigenen Unglück, sein verderbtes Herz, welches über die tumultirenden Begierden nicht Meister werden konnte. Daher war er unbeständig, ruhmredig und prahlerisch heftig in Worten, zumal gegen Diejenigen, welche ihn beleidigt hatten, und auch in den desperatesten Umständen voll Rachgier/ Und auch für meine Erinnerung, daß Agrippa den großen Skeptikern nicht zuzurechnen sei, möchte ich mich auf das Zeugniß Bruckers berufen: „Die ihn wegen seiner Satire über die Eitelkeit der Wissenschaften zu einem Skeptiker machen, haben weder seine Absicht in diesem Buch noch die Zeit, da es geschrieben worden, genugsam erwogen."
Meersburg. Fritz Mauthner.

Chinesische Anleihen.

, ie chinesische Finanzpolitik ist seit etwa zwei Iahren von der durch die Bankiers gezogenen Linie abgebogen; seit dem Tage, da der finanzielle Dreibund England, Frankreich, Deutschland „ergänzt" wurde. Zuerst kam Bruder Jonathan. Bei der 1910 abgeschlossenen Anleihe für den Bau der Eisenbahn Kanton-Hankau drängte er sich in das alte Syndikat und erzwang einen Platz. Schon damals hieß es, die Erweiterung der Bahnkonzession sei nicht im Interesse Chinas, sondern zum Besten des neuen Konsortialen erfolgt. John Pierpont Morgan und seine newyorker Firma haben sich der chinesischen Angelegenheiten mit bekanntem Eifer angenommen und die Regie des ersten großen Finanzgeschäftes des neuen Viermächtebundes, der Währunganleihe von 1911, geführt. Die 20« Millionen Mark sollten für die Geldreform und für die wirthschaftliche Förderung der Mandschurei verwandt werden. Die Revolution vernichtete diesen Plan und seitdem ist das „große Syndikat" nicht über Experimente hinausgekommen, während die Außenseiter fast immer Glück hatten. Eine belgisch-englische Gruppe, vertreten durch die Banque Sino-Belge, schloß im März 1912 einen Geldhandel mit Vuanshikai ab und in den leeren Staatssäckel floß 1 Million L. Nach dem Vankee kam der Russe. Der Viererzug setzte sich gegen die Eindringlinge in Bewegung, erreichte aber nur, daß Rußland sich von den Outsiders lossagte und zur alten Partei übertrat. China pumpte überall, wo es eine Quelle fand. Oesterreichische Bankiers gaben, zum Besten der Skodawerke, zweimal Vorschuß; die Firma Diederichsen S Co. in Shanghai, die Vertreterin der Rheinischen Metallwaarenfabrik, besorgte mehrere Millionen; und das Haus Carlowitz S Co., das die Aktiengesellschaft Friedrich Krupp vertritt, lieh 6 Millionen Mark. Aus der G. m. b. tz. der vier Großmächte wurde bald eine sechsgliedrige Genossenschaft. Denn dem Dollar und dem Rubel folgte der japanische Ven. Der Bund der sechs Nationen erbot sich, dem chinesischen Reich die Riesensumme von 1200 Millionen Mark (nur Rußland hatte 1906 noch mehr bekommen) zu schaffen. Daß Russen und Japaner, um zu zahlen, ihren Beitrag selbst erst bei Frankreich und England borgen müßten, störte das Vergnügen nicht.

Aber Iungchina sollte den stolzen Nacken unter das Joch einer internationalen Finanzkontrole beugen. Diese Bedingung wurde abgelehnt. Nun sollte die chinesische Regirung das Salzmonopol als Unterpfand geben, die Art der Geldverwendung nachweisen und sich verpflichten, ohne Genehmigung des Konsortiums kein Finanzgeschäft zu machen. Prosit! Die okinsss ßovsrnnisnt rsorAsnisstioii losn blieb auf dem Papier. Die „Nation" erhob sich gegen die fremden Eroberer und verwarf alle Bedingungen, Die Großmächte, hieß es, haben uns einen viel höheren Betrag aufgedrängt, als wir brauchen. Ein chinesisches Blatt sagte: „Rußland und Japan bestehen auf der Kontrole der Aus° gaben, um zu verhindern, daß China seine Armee neu organisire, und

um uns jedes Mittel der Vertheidigung zu entziehen". Die chinesische Regirung vereinbarte die neue Anleihe mit einem Syndikat, an dessen Spitze die Maklerfirma Birch Crisp S Co. in London steht. Von einem Eesammtbetrag von 10 Millionen L (angeblich hat der chinesische Fi» nanzminister niemals mehr gefordert, auch nicht, als man ihm 60 Millionen L bot) wurden 5 zur Zeichnung aufgelegt. Neberwältigend war das Resultat nicht, da 60 Prozent des Betrages von den Banken über» nommen wurden. Der Preis der neuen fünfprozentigen Chinesen war 95, Die Bedingungen sind aber natürlich bequemer als die von den Großmächten verlangten. Eine internationale Aufsicht soll erst geschaffen werden, wenn die als Sicherheit verpfändeten Resteinnahmen aus der Salzsteuer (3,60 Millionen L) nicht pünktlich eingehen.
China hat jetzt also 89 Millionen Mark. Das ist etwa das Doppelte der Vorschüsse, die von den Outsiders gewährt wurden. An volle Rückzahlung ist aber nicht zu denken. Bleiben die Beträge, die das Sechsmächteshndikat vorgeschossen hat. Diese kleinen Flickdarlehen (etwa 30 Millionen,Mark) müssen getilgt werden, weil die alten Bankiers gekränkt sind. Was dann noch bleibt, könnte für die „Reorganisation" des Staatswesens verwendet werden. Für ein Werk, dessen Kosten auf 1200 Millionen Mark geschätzt worden waren, sollen nun 150 Millionen ausreichen. Nnd die Staatsbilanz des neuen Finanzministers bringt ein stattliches Defizit: mindestens 300 Millionen Taels oder 820 Millionen Mark. Diese Summe setzt aber voraus, daß die Einnahmen (300 Millionen), mit denen das Budget für 1912 rechnet, wirklich vorhanden sind. Sonst ist die Anterbilanz noch viel größer. Mit dem Geld, das die chinesischen Staatsmänner aus London bekommen, werden sie die Welt nicht aus den Angeln heben. Die neue Regirung muß deshalb versuchen, den Kredit, den ihr Birch Crisp S Co. erschlossen haben, weiter auszunutzen. Ob der Bund der Finanzgrößen je wieder aufleben wird? Vuanshikai und sein englischer Berather Dr. Morrison haben still gearbeitet und die Pause, die zwischen dem letzten Seufzer des Sextetts und dem jüngsten Anleihegeschäft lag, thätig ausgefüllt. England hat sich nicht ernstlich gewehrt. Die Hongkong and Shanghai Banking Corporation, die Repräsentantin Britaniens im chinesischen Wirthschaftbereich, ist bei dem neuen Handel übergangen worden, während andere Cithbanken sich dem Konsortium anschlössen. Sir Edward Grey soll die Aufnahme Rußlands und Japans in den Vierbund gefördert haben. Diese beiden bösen Buben haben aber mit ihrem politischen Programm dem Finanzshndikat das Geschäft verdorben; man wußte in Peking zu gut, daß sie sich ins Fleisch des neuen Staatskörpers einnisten wollen. Im londoner Auswärtigen Amt that man gekränkt; aber die Forderung des Mister Crisp, ihm schriftlich zu bescheinigen, daß das Geschäft gegen englische Staatsinteressen verstoße, wurde nicht erfüllt. Konnte Sir Edward Grey das gewünschte Attest ausstellen? Der Handel des Mister Crisp ist ja nicht gegen, sondern für die englischen Staatsinteressen. Wer Geld bringt, führt die

Braut heim. Nnd wenn die londoner Cith den Geldmangel Chinas
klug ausnützt, so ists ein Konkurrentenstück, dem nur der geschlagene
Rivale nachweinen darf. Den Fehler, Russen und Japaner ins Kon-
sortium aufzunehmen, haben die Pankees mitgemacht; sie glaubten,
den Ehrgeiz der Zwei besser überwachen zu können, und vergaßen, wie
der chinesische Nationalkonvent über Petersburg und Tokio denkt.
Man wird wieder einig werden. Bisher hat China seine Zinsen
prompt bezahlt; aber der gute Ruf darf nicht durch unkluge Pump«
wirthschaft aufs Spiel gesetzt werden. Die neue Republik braucht große
Summen; ob die londoner Cith allein das Nöthige liefern kann, ist
fraglich. Vermag sie es, dann ist kein Zweifel mehr daran möglich, daß
die englische Staatsmacht, unsichtbar, hinter ihr steht. Lad^n.

SRn dem Heft vom achtundzwanzigsten September stand eine
widerung auf meinen in Nummer 49 der „Zukunft" über „Das
Problem der Sonnenrotation" veröffentlichten Aufsatz. Dem aufmerk»
sameren Leser, der meinen Aufsatz kennt, wird sofort aufgefallen sein,
wie durchaus unaufmerksam der Verfasser, Herr Dr. Schoh, über meine
Ausführungen hinweggelesen hat. Nämlich über ihre Hauptsache.
Neber die so großes Aufsehen erregende, vom Direktor Stephani in
Kassel photographisch festgestellte Thatsache, daß die Flecke nur auf ab-
gewandter Seite der Sonne entstehen. Ich hatte zu allem Aeberfluß noch
darauf hingewiesen, daß auch die Astronomin Mistreß Maunder bereits
1908 unbeanstandbar und über jeden Zweifel sicher nachgewiesen hat,
das; die Sonnenflecke nur auf abgewandter Seite der Sonne entstehen.
Da nun aber eine direkte oder indirekte verschiebende Tinwirkung der
Erdbahn auf den Entstehungort der Flecke ausgeschlossen ist, da ferner
die ostwestliche Oberflächenströmung mit einer sä Ko« von den Fach-
leuten ins Auge gefaßten einjährigen Rotationperiode der Sonne sich
nicht vereinbaren läßt, so ist eben ein Nmlauf der Erde um die Sonne
ausgeschlossen. Das Verhältniß von Sonne und Erde, das Herr Dr.
Schoy am Schluß seiner Zeilen noch berührt, ist nicht minder unauf-
merksam ins Auge gefaßt. Denn ist die Erde Centraltorper, so sind ja
alle durch die Parallaxenrechnung gewonnene Werthungen für die
Sonne und die kosmischen Körper sofort illusorisch geworden, da die
Parallaxenrechnung bekanntlich des Durch- beziehungweise Halbmes-
sers einer Erdbahn bedurfte, der in Wirklichkeit aber nicht vorhanden
ist. Also ist noch gar nichts über die Größe der Sonne ausgemacht und
das Gröszenverhältniß von Sonne und Erde erst zu ermitteln/Wahr-
scheinlich ist die Sonne ungleich kleiner, als man bisher annahm.
Weimar. Johann es Schlaf.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian gurden in Berlin. —
Verlag der Zukunft in Berlin, — Druck von Paß S Garleb S, m b, g. in Berlin.
!Sonnenrotation.

Berlin, den 19. Oktober 1912.
Dies illa.
Panik.
DRn hunderttausend Deutschen ist, wie in Shakespeares dickstem Ritter, die Gier größer als das Vermögen. Hunderttausend Deutsche wollen scheinen, was sienichtsind: reich; oder wenigstens „wohlhabend". Wollen stolzirend erzählen, daß sie im August in SanktMoritz oderMadonna di Campiglio, im SeptemberinBiarritz oder Blankenberghe waren; der neidischen Nachbarschaft sich im Automobil zeigen, im eigenen oder in einem gemietheten,das sie, weils ihre Mittel erlauben, Stunden lang warten ließen; im Winterzehnmalzwanzigbesternte,bebändertetzerrennebstdreißig bis unter die Achselhaare entblößten Damen in ihrem »Heim" füttern (auf ausgeliehenen Goldstühlchen, mit herbeigefahrenen, flink aufgewärmten Speisen, vor denen der Eisblock mit dem Caviarhaufennicht fehlen darf); die den uppertenZugehörigen mimen, alfo auch in ausgetrommeltenKonzerten undTheatervorstellungen auf den theuersten Plätzen thronen; ein Tag undNacht in Seide und Spitzen gewickeltes, nach Korylopsis riechendes Mädchen mit französischem Bett und Opalampel halten oder einem Tenor, Seilläufer, Bretterromeo, RingkämpferMiethe, Kleidung, Feinfutter bezahlen; und sich,wenn sie nicht etwa im Gestrüpp ihres Lebens« schleichpsades die Ehrenrechte verloren haben, einen Orden oder Titel, nach dem Tarifsatze, kaufen. Ist die SchaarDerer, die das dazu nöthige Geld haben,so groß, wie derArglose glauben muß, der in

deutschentzauptstädtendieFüllederAutomobile,dergeputztenKin-
der und mit Sammet, Pelz, Juwelen aufgedonnertenWeiber, den
Prunkapparat des Wintervergnügens sieht und, während durch
die Blätter der bourgeoisen Meinungplantagen das Sturmgeheul
über den hohen Fleischpreis schrillt, von Sachkundigen hört, daß im
berlinerpalais cie äanse anmanchemAbendtausendFlaschenSektge-
trunkenwerden? Nein, dieSchaarist viel kleiner, als sie flüchtigem
tzinblickscheint. VonMüllers raunenMeyers, vonMeyers schmö-
lenMüllers:»DieLeutelebenüberihreVerhältnisse."Müllersund
Meyers sind, Beide, im Recht. Hunderttausend »leben über ihre
Verhältnisse". Die würden nur schmalere Wohnung, kargere Kost,
simplereErgötzung gestatten.Beamtengehalt oderGeschäftsertrag,
vier oder gar drei Prozent aus den von der Frau ins Eheverließ
gebrachtenKonsols: damit sind kaumdieTheaterabende(mitRei°>
her, Stola, Autos, Atzung im Kaiserhof, bei Adlon oder auf Max
Egons Esplanade) zu decken. Doch liegt nicht ringsumher schöne
grüne Weide? »Plutussohn hat durch Hansa sein Glück gemacht
und Professor tzaustausch an Waffen und Munition ein Per«
mögen verdient. Beide meinen, noch fei Zeit, ein Bischen zu kitzeln.
Gefährlich? Mehr als an Reichsanleihe, die, auf Krücken, unter
78 steht, wird man daran auch nicht verlieren; und hat wenigstens
Chancen. Warum soll ich aus Liebe geheiratet haben?" Er kitzelt.
Fortuna wirft ihm, die Schamverletzungzu rächen, einpaarBläu»
linge mit berlinisch erbärmlichem Bild und dem Gekritzel der
Reichsbankdirektoren hin: und hat ihn nun am Ohrläppchen. Er
spekulirt. Macht Termingeschäfte. Kauft mit dem Gelde der Bank,
in deren Stahlkammer sein Mitgiftrest liegt, Aktien, die er, wenn
sie um zehn Prozent gestiegen sein werden, sicher verkaufen wird
und dann doch behält, weil ein neuer Tip ihm verrathen hat, daß
»die Sache erst anfängt". Eine Weile gehts. Plötzlich fühlt Herr
von Gwinner wieder einmal den Drang, feinen Namen zu plaka«
tiren, und kündet, ohne auf seiner Höhe sich um die im Thal greift
baren Thatsachen zukümmern, dem Erdkreis.dieKonjunkturneige
dem Ende zu. Oder der Reichsbankpräsident (Herr Havenstein:
eine imMaierfroreneHoffnung)suchtdenMangelanfruchtbaren
Gedanken dadurch zu verbergen, daß er in dem Augenblick, wo
auch der anständige Kapitalist, der Löhner eines ums Doppelte

zu großen Beamtenheeres, an seinem Anlagepapier Freude er»
leben könnte, unkluge, nach Preßbeifall haschende Warnungen ins
Land schickt und draußen die Meinung nährt, die Mär von deut»
schem Wohlstand sei Lug und Trug. (Das wäre, selbst wenn er
nie übertriebe, nicht seines Amtes. Er ist nicht der Wortführer
noch reicher, schon rückständiger und den Großbanken drum nei»
discherPrivatbankiers. Darf sich denAktienbankleitern nicht vor-
gesetzt wähnen. Die soll man einsperren, wenn sie mit fremdem
Geld leichtsinnig wirthschaften; aber nicht, wie ungezogene Iun»
gen, öffentlich rüffeln. Daß die sonst Breitspurigen, um den Ercel-
lenzenklüngel nicht zu verärgern, sichs gefallen lassen, schändet die
ganze Kaste. Auslachen müßten sie den leistunglosen Magister
lobesam;ihm auf offenemMarktzurufen: „Wir haben fürDeutsch-
lands Industrialismus, Lebenskraft, Weltstellung in einem Jahr-
zehnt mehr gethan alsSie in Ihrem langenLeben und unser Ge-
schäft schon verstanden, ehe Freund Kreuzwendedich Sie in die
Seehandlung lotste, aus der Sie nichts Rechtes zu machen wußten.
Sorgen Sie für Ihren Kram, der viel schlechter als unserer aus-
sieht, und verderben Sie, im Bund mit eitlen Phrastern und un-
tüchtigen Erben, uns nicht die fürs solideste Geschäft nöthige
Stimmung.") Der gemeinfchädlicheAnsinn des Einen, die bram-
sigeRüge desAnderen erwirkt eineBaisse. Verhallt aber schnell.
Schlimmer wirds, sobald das Kriegsgespenst umgeht. Wer seine
Aktien nicht bezahlt hat, also auch nicht auf beliebige Zeitdauer
behalten kann, muß fürchten, in der ihm unbequemsten Stunde
von dem Gläubiger gemahnt, zur Zahlung (des Preises oder des
Kursverlustbetrages) gedrängt zu werden: und giebt deshalb
lieber schon in der ersten Spukdämmerung den Auftragzum Ver-
kauf. Hunderttausend handeln so. And hat das Massenangebot
unbezahlterAktien jähenPreissturz erzwungen.dann werden auch
die imBesitzrecht wohnendenAktionäre ängstlich,werfen die über
Nacht um ein Drittel entwertheten Effekten von sich: und eine Pa-
pierlawinerolltinsBodenlose.IederWirthschaftwerthschrumpft.
Weil Hunderttausend «über ihre Verhältnisse gelebt haben".
Die tzandelszeitungen (die in Berlin freilich nur Börsen-
zeitungen sind) könnten helfen. An jedem Abend müßten, an je-
dem Morgen ihre Leiter zu den Kunden von sauberem Wirth-

schaftwandel sprechen: „Ihr habt Aktien gekauft, weil Ihr die Gesellschaft, die sie ausgab, für gesund, klug regirt, ertragsfähig hieltet. Das bleibt sie; mögen in Ostasien, Nordafrika, in der Türkei die Völker noch so ungestüm aufeinanderschlagen. Schmälert in derAEG, in Harpen, Gelsenkirchen, Haspe der Umsatz sich um ein Beträchtliches, weil die Balkanwenzel gegen den Schatten» fultan Krieg führen? Und leidet eine Gesellschaft, in der Euer Geld mitarbeitet, in währender Kriegszeit: über ein Kleines erholt sie sich. Dürft Ihr, als Mitbesitzer, das Leid dadurch mehren, daß Ihr der Kränkelnden Euer Geld entzieht? Wartet geduldig; erleichtert nicht, durch die Beschleunigung des Kursfalles, einem schatzsüchtigen Vorstand den Entschluß, bei der nächsten Gewinnvertheilungzuknausern. LassetPumpfpekulanten,Ultimohändlcr, KocZenusomne bluten, bis Zunge und Zahnfleisch erbleicht. Gehts Euch an? Ihr könnt warten: wartet; so meidet Ihr schmerzhaften Verlust und reißet nicht alle Nationalbilanz fürMonde in Wirrniß. Schlottert auch nicht, wennIhr lest, was in Wien und Paris geschah. Oesterreich-Ungarn ist eine Balkangroßmacht, derSchot» tenring eine schlüpfrige Gegend, Frankreich mit Türken-, Serben-, Griechen-, Bulgarenpapieren bis an den Schlund vollgestopft. Da schoß der Schreck aus dem Grund fester Verpflichtung. Bei uns ist er ein Popanz. Und ein Ochs, wer an solchen Tagen ungenöthigt die von Lüdrianen ins Sinken gebrachten Aktien verkauft." Das würde, nach und nach, nützen. Thun es die Herren Redaktoren? Mancher möchte vielleicht; scheut aber des Chefs Zorn mehr als Jahwes oder der Monismuspfaffen. Nur keine Verantwortlichkeit auf sich laden: Erstes Gebot ein Lehrbuch des Börsenpiloten. »Wenn wir vom Verkauf abrathen und der Kurs danach noch viel elenderwird, kommen ganze Stöße groberAbonnentenbriefe vors Auge des Alten, das uns vom Thrönchen dann in denWurstkessel weist. Um solchem Schicksal auszubiegen, wimmern wir ja fast täglich, jahrein, jahraus,Alles sei überzahlt, der Himmel umwölkt, des Pharaos magere Kuh dicht vor der Stallthür. Habt Ihrs niemals gemerkt? Kommen Niederschläge: wir sind schön heraus. Hebt sich die Kurve noch höher: die Vorwürfe hageln nicht und wir freuen uns mit flach gefurchter Stirn. Die Ordre lautet: Unter allen Umständen ist darauf zu achten, daß

unsere Kundschaft, Inserenten und Abonnenten, nicht durch die
Befolgung eines imBlatt gegebenenRathes Geld verliere; sonst
lauftsie uns weg und denkt obendrein noch, wir seien fürs Animiren
gemiethet worden. "HabtIhrs nie gemerkt?Nie,werim eigentlichen
Sinn die Zeitung redigirt? Dann seid Ihr würdig, die Schauer»
geschichten von Panik undDeroute zu schlucken und durch albern
hastige Angstverkäufe Euch die Silvesterbilanz zu schimpfiren.
Orsmäti8 per8onse.
Wie kindisch wirkt, wie niedrigzielt der Gassenhohnüber das
kleine Montenegro und seinen König! Daß der im Balkanbund
Winzigste denAngriff begann, war natürlich verabredet worden.
Wenn ein Türkenheer nordwärts gelockt werden konnte, wurde
den Bulgaren und Serben die Arbeit erleichtert; wenn es, vor
der Unterzeichnung des Tripolisfriedens, nah an Cetinje, zwi-
schen Antivari und Cattaro, kam, konnte mindestens Victor Ema«
nuel sich freuen.Dessen Schwiegervater, König Nikolaus, ist tapfer,
eitel, pfiffig; Held, Narr und Schlaukopf; ein Balkanbjörnson,
der nicht den Wuchs des Aulestaders hat, doch eine betastbare,
versetzbare Krone trägt. Reden, Dramen, Hymnen und anderes
Patriotenspektakel: die czernagorischeMajestät geruht,Alles selbst
zu machen; und ihr Machwerk steht überunserem»Großen König"
(„Alles für die Firma!") Ein Prachtkerl, der in seine Welt paßt
und den der stämmig stille Zar Alexander zwar nie als einzigen,
oft aber als liebsten, zuverlässigsten Freund begrüßt hat. Mit oder
ohne Verabredung: daß der Knirps, fürs Erste allein, den Tür»
ken zum Kampf herausheischte, war eine tzeldenleistung, die jeder
Mann rühmen muß. And an der Nikas Selbstgefühl sich bis zum
letztenWankrösten wird. „ DaAllezauderten, schlug ich los." Süd«
slavenbefreier. Achill und Nestor, Odyfseus und Homer von einer
Haut umspannt. Ein kleines Volk stürzt sich, den Glauben, die
Rasse zu wahren, aus freiem Willen in Lebensgefahr: und in
Deutschland, hundert Jahre nach Scharnhorst, Vorck, Schill, öf-
fentlich Meinende rülpsen ihm Spottlieder nach. Nase zu; weiter.
Der verschlagene Profitwitterer Georgios, der als Hellene ver»
mummte Däne, wird glimpflicher behandelt. Bei uns; zu Haus

kennt Jeder die schöne Maske. Sechsmal vom Volkswillen er-
sucht, den Thron Agamemnons zu räumen: sechsmal geblieben,
weil nur der mit Gewalt Weggejagte das Recht auf den Ruhe-
sold, das von den Großmächten dann fällige Reugeld, hätte.
Da er von Manierlichen nicht abzuschütteln ist, läßt man ihn
Hausen; spricht von ihm aber wie von dem lästigsten Kostgänger.
Der Serbenpeter sogar wird sanfter angefaßt als sein Schmie«
gerpapa in Cetinje. Ließ ja auch nur die angenehmen Zeitge-
nossen Alezander und Draga töten, verpflichtete sich durch Na-
mensunterschrift, keinem der Totschläger je einHärchen zu krüm-
men; und ist seitdem von Gottes Gnade König. Die stärkste und
am Besten gedrillte Claque hat Ferdinand, Zar der Bulgaren
(auch der in Makedonien, unterderblutrothenTürkenmondsichel,
schmachtenden, versteht sich). Koburger: also außen kalt, beweg-
lich, ckänsesnt in Wollen, Haltung, Huld und Ton, nach langer
Leutsäligkeit hochfahrend, mit der innerenMöglichkeit zu schroff-
ster (also löblichster) Brutalität. Vielleicht kein Kongoleopold noch
ein King Edward; doch ein kluger, anmuthig gebildeter Herr, ein
ungemeines Herrschertalent in der Hülle eines mit Buchwissen
und Lebenserfahrung gepolsterten Plauderkünstlers. And das
Wichtigste: sehr reich. Ein russischer Corpsführer, der sich zu den
Befreiern Bulgariens zählte, Pflegte zu sagen:»InBalkanstaaten,
wo Alles, bis ins Ministerzimmer, Trinkgeld ersehnt, ist ein reicher
Regent allmächtig." Ferdinands Schatulle erlaubt jeben Auf-
wand; würde sogar Vergeudung erlauben. DreiAussprüche des
noch unter Gichtqual zäh Aufrechten. „IederMonarch muß heut-
zutage Komoediant sein. Die Kollegen werden schauen: ich bin
der für Schauspielerei begabteste." »Wenn mir beschieden wäre,
meine Regirung ohne Glanz und Glorie zu enden, müßte ich wün-
schen, nie nach Sofia gekommenzu sein." »Ich werde mich für den
Frieden einsetzen, so lange ichs vermag, ohne täglich einen Mord-
anfall fürchten zu müssen." Selbstverspottungsucht,Ehrgeiz,miß-
trauische Vorsicht; ein kühles Herz, das ein Föhn aus Phantasie-
land für Minuten in Hitze wirbelt; nichtverwegen, nichtkriegerisch,
aber inpersönlicher Deckung manchmal kühn. Koburger. Der Blou-
senkönig Leopold, Prinz-Gemahl Albert, Fritzens Vicky und
deren Aeltester sind ihm verwandt. Die Bulgaren, denen er viel

erarbeitet hat, schätzen seine Verwalterkunst undNnterhändlerlist
sehr hoch ein; und würden ihnausSlaveninbrunst anbeten, wenn
er zum Rock auch das Wesen des Soldaten hätte, ein Tröpfchen
vom Blut des nur Physisch tapferen Battenbergers. Träumt er
jetzt von der Sonne, die ihn in Glanz und Gloria des General-
issimus nach Sofia heimkehren sieht?
Von den vornmitwirkendenMinisternhatnureinerHaltung
und, ohne Riesenmaß, ansehnliches Format: Sir Edward Grey.
Der hält keine Reden, schreibt keine Artikel, brüstet sich nicht mit
Philosophie oder Historie, birscht sich nicht an junge oder alte
Potentaten heran, trabt nicht mit der Neomanry durch die Straßen.
Ist gar nicht eitel; nie aufApplaus erpicht. Er weiß, was er wollen
muß, und ertastet, furchtlos, doch stets behutsam, in schwierigem
Gelände nicht allzu selten den Weg, der ans Ziel des Wunsches
führen kann. Seit er den stuttgarter Ikarus (»Jammer genug!")
nicht nur mit blanker Klinge aus dem Feld geschlagen, sondern
danach vor allen Unbefangenen ins Anrecht gefetzt hat, nennt die
ZunftihnMeister. Auch in diefem Herbst hat er leise, gründlich, klug
und beinaheunsichtbargearbeitet; rechts Kitchener, links Nicolson
als Berather. Allerliebst, wie er, der den Gesammtplan langsam
. mitReifen undDauben gedichtet hatte,in der ersten Ausführung-
stunde verschwand (und von pariser und berliner Dummköpfen
den faulen Schlingeln gebührenden Tadel ins Ouartalszeugniß
bekam). Ob er bis ans Ende durchhalten darf, ist abzuwarten.
Sonst? Das Unzulängliche wurde Ereigniß; inWest undOst.Poin-
care: tüchtiger Civilanwalt; ein lothringischer Kempner, der im
Barreau zwischen Waldeck-Rousseau und Briand gesessen, in den
Kammern Barres und Clemenceau, den Großneffen der Hirtin
von Domremy und den Urkelten, bestaunt hat und sich so fest ins
Vertrauen seiner Landsleute betten möchte, daß er ein möglicher
Erbe des Herrn Armand Fallieres wird. Durchaus geschickt zu
Parteivergleichen undGesellschaftverträgen; doch ohnePhantasie-
kraft und eingeborenen Sinn für das politisch Nothwendige, für
Resonanz und optische Fernwirkung. MitFormeln, meint er, mit
bedächtig erwogenen conclusions istAlles zumachen; und verliert
denFaden, wenn in seine langen, mit «attenciu que« beginnenden
Perioden vonPodgoritza her die Kanonen hineinböllcrn. Giolitti

(San Giuliano ist nur Handlanger und „ nachgeordnete Instanz °):
Fra Diavolo als Exzellenz; der auf die Höhe gelangte, mit Gipfel-
ehren geschmückte Bandit, der, weil ers »nichtmehrnöthig hat", die
Flamme ins Vaterland schlagen läßt. Nett, wie erjedenFamilien-
zank mit den Parisern ausnützt, um in der Spree eine Mittelmeer-
bürgschaft zu erködern (mit der er dann in Frankreich wieder den
Bündnißpreis steigern könnte). Hinter der Talleyrandlarve steckt
abernureinFouche,dessenKinderstubevomNachhalldesBorgia-
ruhmes bebte nnd der seinem Bonaparte (Crispi) das Räuspern
und Spucken abgeguckt hat. Sasonow: einkleinerMann; kränklich
behender Tshinownik; Anbeter, Echo und, wo es irgendwie geht,
Rächer Iswolskijs (der ihn, wie Bülow den Bethmann, als un-
schädlich Scheinenden vorschob). In Petersburg ohne Ansehen;
viel zu schwach, um gegen die montenegrischen Großfürstinnen
(Militza,die inSpiritismus,Anastasia,dieinFranzosenrevanche
macht) und deren Popen, Nacktbüßer, Bademeister und Damen-
tröster aufzukommen; nicht einmal so robust, daß er den Pansla-
visten mit dem Germanennamen Hartwig, der dieser Hofclique in
Teheran und Belgrad sich mit täppischem Nebereiser empfahl, in
Demuth zu ducken vermochte. In vollen Zügen schlürft der daheim
Dürstende drum im Ausland die Wonnen der Hohen Excellenz.
Ist jedem Photographen und Interviewer willig zu Dienst, täuscht
sich, vor Linse und Tintenstift, mit fast gortschakowischer Selbst-
Zufriedenheit über feines Liebreizes Fülle und dunkelt sich einen
Gewaltigen, wenn er dreißigmal zwischen der ersten und der letzten
Theekonfiture eines Tages den ranzigen Schwatz von der Er-
haltung des status quo und dem einmüthigenWillen zurLokalisi»
rung des Balkanbrandes von sich gegeben hat. Ungefähr so redet,
freilich seltener, auch Graf Berchtold (der Europen noch den Be-
fähigungnachweis schuldet). Auch, wie Safonow, nicht zuver-
sichtlich, in Willen und Muth stählern genug, um Alles auf eine
Karte zu setzen. Auch, wie der Russe, im Strudel zweier unverein-
baren tzofströmungen. Er ächzt unter der Last aehrenthalischer
Mißgriffe (verfrühte, unentgeltliche Hingabe des Sandschak, ver-
spätetes Trachten nach Rußlands Versöhnung); unter der launi-
schen Tölpelei der berlinerSozien (die ihm vor einem Jahr Ita-
liensBalkanverzichtanfdemPräsentirbrettbringcn.damitdenaus

allen Nöthen platzenden Dreibund fürs Nächste festigen konnten
und ihn jetzt mit der posener Enteignung, wider das seinem Vor-
gänger in den Handkoffer gepackte Versprechen, den Polenklub, vor
unerhört hohen Militärforderungen, im Tiefsten verstimmen); hat
aber auch eigeneFehlerzubestöhnen. Er durfte den magyarischen
Vettern undFreundennicht, als Applausvorschuß, die Diktatur in
Kroatien gewähren, die das ganze Südslaventhum vor den tzitz»
kops stieß und gegen Oesterreich aufstachelte; durfte noch weniger,
neben einem wunden, aus zerschnittenen Wurzeln blutenden Tür-
kenreich, Beusts Zufallswort von der wünschenswerthen »Auto-
nomie- osnmnischer Provinzen wiederholen, ohne dessen fernste
Folgewirkung besonnen zu haben. Trotz schüchterner Deutung
und zaghafter Einschränkung (die dem Herrn des Ballplatzes
den Nimbus bleichten): dieses Wort ward zur Lunte, die den
lange gespeicherten Zündstoff in rothes Geflacker auflodern ließ.
«Wehe! Wehe! Beide Theile stehn in Eile schon als Knechte
völlig fertig in die Höhe! Helft mir, ach, Ihr hohen Mächte!"
OesicZeräta.
Sind diese hohen Mächte noch mächtig? Nein, lautet das
rascheNrtheil derGalerie; Wochen lang haben sie sich vergebens
um die Friedenswahrung gemüht, in Sofia, Athen, Belgrad, Ce°
tinje kein Gehör gefunden und ihr Prestige so geschwächt, daß sie
einem christlichen Sieger die Beute nicht mehr aus den Fängen
zerren könnten. Dieses Artheil wäre gerecht, wenn das Mühen
ernsthaft gewesen, die „ Willenseinheit" nicht nur, dumme Passan-
ten zu schwichtigen, ins Schaufenster gelegt worden wäre. Be-
greift Ihr, nach allem Geschwätz, noch immer nicht, worum sich
der Streit dreht? Um Lebensfragen germanischer und slavischer
Zukunft. Verlegenheit der Türkei: Gelegenheit der Balkanstäatcn.
Griechenland erstickt in der Schmach, wenn ihm nicht endlich
Kreta zugesprochen wird. Bulgarien (dessen deutscher König, mit
koburgischer mimicry seiner Nmwelt angepaßt, den Slavendrang
ans Ziel führen möchte und von Deutschen dafür noch bejauchzt
wird) braucht einen stattlichen Fetzen aus der Nordflanke Make-
doniens. Die Serben müssen aus einer Klemme, in der ihre

Wirthschaft dorrt, ans Meer; und Nikita würde mit dem Eidam
Peter gern den Sandschak theilen. Gemeinsam ist allen Vieren
der Trieb, die Schande der Türkenherrschaft vom Haupt ihrer
Brüder zu schütteln. Solches tzerzensbedürfniß der Kleinen bringt
die Großen nicht in Feuer. Der Türke kann auf keine Kultur-
leistung pochen; sein Land ist verwahrlost, sein Staatshaushalt
erbärmlich, seine Politik von Bummelstudenten geleitet (die jetzt,
nach einem Einbruch in den Ministerrathssaal, auch das Postu-
lat schärferer Friedensbedingungen ertrotzt haben); weder sinn-
liche noch übersinnlicheWerthe hat er je geschaffen. Aber Frank-
reich hat ihm vier Milliarden geborgt und darf ihn, so lange er
in Europa athmet, der Schuld und des Christenprotektorates we-
gen nicht allzu rauh anpacken. Italien will die Adria umklam-
mern oder sich im Aigaiermeer Stützpunkte sichern. Rußland strebt,
aus dem Käfig des Schwarzen Meeres in eisfreie Weiten; und
würde durch einen ihm unterthanen Bund starker Südslaven-
staaten zum Herrn Osteuropas. Da dräut der Anfang vom Ende
habsburgischerGroßmacht(auch deutsch-österreichischer Handels-
expansion, die ein von Rußland geschirmter Balkanbund ins
Läppergeschäft einschränkenwürde); deshalb ist, wasjetzt aufdem
Spiel steht, sür tzabsburg hundertmal wichtiger, als der Wechsel
der Firmentafel in Bosnien war, und wir verlieren Oesterreich,
wenn ihm der geringste Zweifel an berlinerBündnißtreue das Blut
vergiftet. Aergste Gefahr: England will (weil es wollen muß)
Deutschlands Genossenin seinen Concern ziehen und sich, in Egyp-
ten oder Arabien, einen Khalifen schaffen,mit dessenStimme es auf
seine indischen Mohammedaner einwirken kann; muß also, ohne
dieAbsichtzu entschleiern, neue, empfindlicheSchwächung der Tür-
kei wünschen. Einzige Friedenshoffnung: Rußland ist mit seiner
Rüstung noch so tiefim Rückstand, daß es um jeden erschwinglichen
PreiszweiFriedensjahre erkaufen müßte. And wem lächelt, noch
einmal, die Gunst der Konjunktur? Dem DeutschenReich. Im Feld
und im Kongreßpalast kann es siegen. Nur nicht: mit Bethmann.

Die Frauenfrage in Kamerun.
Kamerun hat seine Frauenfrage, freilich die Frauenfrage der
MM primitiven Länder, die sich nicht aus einem Ueberfluß an Weib«
licher Bevölkerung nnd Arbeitkraft ergiebt, sondern aus einem Man-
gel. Noch ists nicht lange her, seit als heiliges, selbst von der Wissen»
schaft verfochtenes Dogma galt, daß die weiße Frau in den Tropen fast
völlig steril sei und schon deshalb nicht dorthin auswandern dürfe. Wie
weit sichs dabei um bequeme Vermuthungen, wie weit um Thatsachen
handelt, ist nicht ganz leicht zu entscheiden. Sicher ist, daß der käme»
runer Weiße in den ersten Jahrzehnten der Kolonie sich fast ausschließ»
lich mit schwarzen Frauen beholfen hat.
Die Mannesabstinenz ist in den Tropen ein Traum, dessen Ver-
wirklichung weder möglich noch nützlich ist. Das heiße Klima peitscht
und erregt die Sinne in einer daheim ganz unbekannten Weife. Auch
hat der dort unten Jahre lang einer Aufgabe lebende Weiße durch
sein schwarzes Weib allerlei wirtschaftliche Vortheile, die dem
Ledigen versagt bleiben. Der Kaufmann, der tief im Busch, oft viele
hundert Meilen von der Küste und viele Tagereisen vom nächsten
Weißen entfernt, seinen Geschäften (meist dem Gummihandel) nach-
geht, hat in seinem Weib, wenn er es leidlich anständig behandelt, eine
Gehilfin, die nicht nur seine Sachen in Ordnung hält, sondern auch auf
seine schwarze Dienerschaft (Koch, Jäger, Boh) ein Auge hat und ihn
vor deren Betrügereien wirksamer schützt, als er selbst vermöchte. Hat
sie Zuneigung zu ihm gefaßt (die will auch hier erst errungen sein),
so steht sie ihm in Noth und Gefahr, wie sie das Leben im Busch mit
sich bringt, zur Seite und widmet ihm, ist er krank, die opferwilligste
Pflege. Aus solchen Erlebnissen wird, wie sich verstehen läßt, dann
manchmal ein stärkeres, innigeres Band, als es sonst zwischen den bei-
den so verschiedenwerthigen Rassen zu bestehen pflegt. Ich habe an der
Küste manchen Kaufmann aus dem Inneren getroffen, der nach mehr-
wöchiger Trennung die lebhafteste und aufrichtigste Sehnsucht nach
seiner schwarzen „Mammi" äußerte und nicht um die Welt eine weiße
für sie eingetauscht hätte.
Der oft gehörten Behauptung, daß die Negerin nicht treu sein
könne und den weißen Herrn und Gebieter regelmäßig mit einem sei-
ner Boys betrüge, wird von anderer Seite durchaus widersprochen;
vermuthlich ist es damit ungefähr so wie bei uns: die Untreue auf der
einen zieht leicht die Nntreue auf der anderen Seite nach sich. Das in
der Wildnißfreiheit, entlastet vom Druck der Kontrole, oft ins Ange-
messene anschwellende Herrengefühl des Europäers läßt ihn eben hier
und da die Rücksicht vergessen, die er auch einer schwarzen, für ein
paar Hundert Mark gekauften Frau schuldig ist. Wer für ein paar
Lappen bunten Tuches, für Glasperlen und Tand jedes Weib haben
kann (der Weiße ist hier ja der ehrfürchtig umdienerte Aristokrat), Der
unterliegt gern dem Kitzel, die von der Klugheit gezogene Grenze zu

überschreiten und Haremsgewohnheiten anzunehmen, An den vielbeschrienen Negerruch, den auch ich nicht abstoßend finden konnte, gewöhnt er sich merkwürdig schnell; eben so an die unserem Schönheit-» ideal weltenferne Gesichtsbildung; und wenn er nur ein leidlich guter Erzieher ist, so hilft sorgsame Pflege des Haupthaares, das im Gegen» satz zu den manchmal ungeheuren Negerfrisuren (schon wegen der Ungeziefergefahr) kurz zu tragen ist, der Hände und Kleidung schließlich ein Wesen schaffen, mit dem sich wohl ein gewisser Grad vertrauten Zusammenlebens rechtfertigen läßt.

Manche Eigenschaft freilich kann mit bestem Willen nicht aberzogen, manche Fähigkeit nicht anerzogen werden. Nie wird ein Weißer sich seine Kost von dem schwarzen Weibe bereiten lassen; nimmt er doch einmal aus ihrer Hand ein Gericht, so ists eine Ehre für sie und wird als solche gewürdigt. Auch die von Klima und Rasse bedingte größere sexuelle Begehrlichkeit der schwarzen Frau gehört hierher. Wer die geschlechtlichen Gewohnheiten der Neger kennt, wird verstehen, daß der an mäßigere Kost gewöhnte Europäer bei einer gleich starken Be° thätigung bald in einen Zustand der Erschöpfung verfallen muß, der sich als wesentlicher Faktor zu den anderen schwächenden Momenten wie Malaria, Ruhr und sonstigen Krankheiten gesellt.

Die größten Schwierigkeiten aber liegen Wohl noch auf anderen Gebieten. Da ist zunächst die Gefahr der Verniggerung. Der Europäer ist gewöhnt, seinem Weib einen wesentlichen Einfluß auf sein Handeln, seine ganze Lebensführung zuzugestehen; überträgt er diese Gewohnheit (wozu er unwillkürlich neigt) auf die bei ihren Rassegenossen hauptsächlich als Last- und Arbeitsthier betrachtete Negerin, so sinkt er hinab und uähert sich ihrem Niveau, da ja in solchen Bündnissen immer der Tiefere den Höheren hinabzieht. Das Herrenthum der Weißen Rasse sinkt, der Respekt der Schwarzen, ohne den eine rechte Kolonisation nicht denkbar ist, verschwindet. Ich habe Bilder gesehen, auf denen der weiße Mann in der Haltung eines selbstzufriedenen Familienvaters, mit Frau und den Halbblutkindern, dargestellt ist. In der Wirklichkeit liegt die Sache so, daß er, kommt ein Weißer zu Besuch, seine schwarze Frau verstecken muß, wenn er nicht Anstoß erregen will. Auch rechtlich kam es oft zu allerlei MißHelligkeiten. Daß die Regirung diese Nebelstände zu beseitigen strebt, ist begreiflich.

Leider ist mit der weißen Kulturrasse nicht nur der Alkoholismus ins Land gekommen, sondern auch das Heer der Geschlechtskrankheiten. Besonders die Küste ist in einem erschreckend hohen Grade verseucht und selbst im Inneren giebt es heute Stämme, in deren Gebiet die Geschlechtskrankheiten furchtbar verbreitet sind. Die Folge ist natürlich, daß es schon schwer ist, ein gesundes schwarzes Weib zu finden. Nur wers ganz jung kauft, kann hoffen, ungefährdet zu sein.

Man möchte nun möglichst viele weiße Frauen im Tropengebiet ansiedeln; in den letzten Iahren ist es beinahe schon Mode geworden, daß der weiße Beamte, der gutgestellte Kaufmann seine Frau mit hin-

ausnimmt oder doch nachkommen läßt. Die Zahl der weißen Frauen
ist denn auch nicht gering; sie wird auf etwa Zweihundert geschätzt, wo»
von allein auf Dual« und Nmgegend etwa achtzig, auf Kribi (Süd»
kamerun) und Nmgegend etwa vierzig kommen. Die Küstenstriche sind
also bevorzugt. Ob die weiße Frau in den Busch passen würdet ist mm»
bestens fraglich. Nnd schon haben sich Stimmen erhoben, die gegen eine
weitere Einwanderung weißer Frauen energisch Protestiren zu müssen
glauben. Warum? Ist dieser Protest berechtigt?

Die Europäerin erschlafft in den Tropen, bei ihrer zarteren Kon»
stitution, noch schneller als der Mann. Sich wirthschaftlich zu bethä»
tigen, zu kochen, im Haushalt zu arbeiten, wird ihr schon durch das
Klima unmöglich gemacht. Sie ist auch meistens ganz unvorbereitet
für die besonderen Verhältnisse des Landes; denn schließlich ist Tro»
penwirthschaft etwas Anderes als heimische Wirthschaft. Keine Haus»
halt- oder Oekonomieschule giebt es bis jetzt, die ihr die Anfangsgründe
beibrächte. Lächelt man nicht, wenn man an Bord des Woermann»
Kampfers sieht, daß eine junge Ehefrau vierundzwanzig Gepäckstücke
für ihren Aufenthalt in den urwaldhaften Pflanzungen von Südkame-
run mitnimmt, Gepäckstücke, in denen sich eine vollständige heimische
Aussteuer birgt, die ihr sicher in kürzester Frist von den Eingeborenen
gestohlen wird?

Steril sind nicht alle Frauen in den Tropen. Ich habe selbst in
den Küstenorten eine ganze Reihe junger Mütter mit ihren Kindern
gesehen; muß allerdings bemerken, daß sie alle, Mutter wie Kind, dem
Blick des Arztes wenig Erfreuliches boten. Die fahle Tropenfarbe hat»
ten Alle; sie gleichen Pflanzen, die im Keller aufgekümmert wurden,
Recht groß ist denn auch die Sterblichkeit der Kinder in den ersten Iah»
ren. Haben sie aber diese Zeit überwunden, so können sie ganz gut her»
anwachsen und sich entwickeln; um so besser freilich, je öfter und für
je längere Dauer sie das heimische Nordlandsklima aufsuchen. Das
älteste Kind, das ich sah, war zehn Jahre alt.

Der Weißen Frau wird in Kamerun besonders verdacht, daß sie
so hohe Ansprüche mitgebracht habe. Diese Klage habe ich immer wie»
der gehört. Der Europäerin fällt es ungemein schwer, ihre Ansprüche
an die Ritterlichkeit des Mannes den veränderten Verhältnissen anzu»
passen. Der Pflanzer, der sich nicht in aufgekrämpten Ammeln, mit
offener Hemdbrust, an den Eßtisch setzen kann, fühlt sich nicht Wohl;
dem gestärkten Oberhemd und dem schwarzen Anzug aber sind die Tro»
Pen, weiß Gott, nicht eben günstig. Das Hemd wird sehr bald „schwach"
und der Gehrock schimmelt in der Regenzeit so leicht und gründlich, daß
wohl kein Weißer die mitgebrachten Anzüge bei seiner ersten Heim»
fahrt noch benutzen kann.

Die Weiße Frau ist gerade im „Affenland" Kamerun dem Mann
eher eine Last als eine wirkliche Gehilsin und Stütze. Sie will hosirt
sein und ist durch Klima und Anlage verhindert, Werths zu schaffen,
die über solche Schattenseiten hinwegsehen ließen. Deshalb wird die

Weiße Phase des Frauenthums, wie ich annehmen zu müssen glaube, Wohl nicht von sehr langer Dauer sein. Der Europäer wird zu dem alten Modus zurückkehren: zu der bequemeren und nützlicheren schwarzen Frau. Staat und Gesetzgebung werden bald genörhigt sein, der gern umgangenen Frage jeder tropischen Kolonie, der Bastardfrage, eins ausreichende Antwort zu suchen.

Alt-Strelitz. Oberarzt Dr. Georg Lomer.

asEnde des Sommers brachte zwei Zusammenbrüche: im Theater zMA des Westens stürzte unter Gepolter und starker Rauchentwicke« lung das Bühnenhaus zusammen und das Haus mußte geschlossen werden. Kurz zuvor hatte Herr Alfred Halm, wie man im Theaterjargon zu sagen Pflegt, „umgeschmissen". Sein Zusammenbruch erfolgte leise, allmählich; er wollte nicht viel Aufhebens davon machen. Aber seine Direktion war für die berliner Theatergeschichte der letzten Jahre wichtig. Als Regisseur und Künstler ist er überschätzt worden. Die Meisten sahen in ihm einen Bühnenleiter von Idealismus, Phantasie und schlechtem Geschäftssinn. Diesen Mangel mag er gehabt haben. Ein Reinhardt ist er jedenfalls nicht. Höchstens ein recht tüchtiger Arbeiter, der sich an der Spitze eines mit reichen Mitteln arbeitenden Stadttheaters gut ausnehmen würde. In den wenigen Iahren, in denen er das Neue Schauspielhaus selbständig und unter eigener Verantwortlichkeit leitete, hat er es auf über 600000 Mark Schulden gebracht. Bedenkt man, daß er eine durchschnittliche Iahreseinnahme von 350000 Mark erzielte und daß sein Etat kaum viel über 600000 Mark betragen hat, so fragt man erstaunt, woher die Schuldenlast kam.

Der selbe Fall ergab sich beim Zusammenbruch des Herrn Morris in der Kurfürstenoper. Er hatte mit 220000 Mark baren Geldes angefangen, von denen 110000 Mark für Kautionen verbraucht wurden. Immerhin waren ihm 110000 Mark geblieben. Er bekam ferner von Freunden 40000 Mark unter sehr günstigen Bedingungen für den Betrieb und hatte zu Beginn eine Abonnementseinnahme von über 5000« Mark in der Tasche. Sein Etat betrug 7000« Mark im Monat. Die Einnahmen der ersten Monate bewegten sich zwischen 30000 und 60000 Mark, Das Unternehmen sah also gar nicht übel aus und man konnte höchstens vermuthen, daß sich die 150000 Vlark Betriebskapital bald auf 100000 Mark reduziren würden. Das wäre gar nicht schlimm gewesen, da die Erfahrung lehrt, daß die erste Saison in einem neuen Hanse selten günstig verläuft. Doch kam nach drei Monaten Theaterelend.

schon die Katastrophe. Die baren Mittel waren aufgezehrt und die
Schulden betrugen über 200000 Mark. Die Kautionen waren ver-
braucht, Gagen zum Theil nicht bezahlt und Betheiligungen im Be-
trag von 50000 Mark, für welche die doch unbedingt nöthigen Deko-
rationen und Kostüme geliefert waren, konnten von ihren Inhabern
abgeschrieben werden. Zweifellos hat weder Halm noch Morris Gel-
der bei Seite gebracht. Keiner von ihnen ist als heimlicher Krösus
von bannen gezogen. Irgendwo aber muh das Geld geblieben sein.
Wo? Das ist das Interessante an diesen Zusammenbrüchen. Für
Leute, die das Theatergeschäft als Kunst betreiben, ergeben sich aus
solchen Vorgängen prachtvolle Probleme.
Einst gründete man ein Theater, wenn man wenigstens ein paar
Tausend Mark eigenen Kapitals hatte und wenn man sich im Büh-
nenbetrieb als Künstler oder Literat bewährt und geschäftlich einiger-
maßen informirt hatte. Außerdem mußte man ein gewisses Führer-
talent haben. Bor etwa zehn Iahren begann in Berlin die Entartung
des Direktorenamtes. Junge, unerfahrene Schauspieler oder Unter-
nehmer, die statt der Klugheit höchstens Durchtriebenheit, statt ge-
schäftlicher Praxis äußerste Skrupellosigkeit, statt positiver Kenntnisse
schwadronirende Großsprecherei mitbrachten, wollten den Herrn Direk-
tor spielen. Die Gelder, über die sie selbst verfügen sollten, lockten sie
aus den Taschen harmloser Kunstbanausen. Nicht jeder in den letzten
zehn Iahren aufgetauchte Bühnenleiter paßt unter alle Kategorien die-
ser Schilderung. Aber es giebt leider nur sehr wenige, die nicht min-
destens einen der gerügten Mängel aufweisen. Man braucht als
Theaterdirektor kein Genie, kein Schlachtendenker und kein Krösus zu
sein. Aber man muß unter allen Umständen, persönlich und geschäft-
lich, seinen Mann stellen können.
Auf dem Untergrund der direktorialen Unzulänglichkeit wurde
nun der klägliche Prunkbau des großstädtischen Bühnenunternehmens
aufgeführt. Er glich den unzähligen Häusern im Westen Berlins.
Schlechtes Material, Protzenthum, Verzerrung (statt der Verzierung).
Die neuen Männer brachten nur selten ein festes Programm. Ihre
Unternehmungen waren nicht aus dem Bedürfniß der Zeit oder des
städtischen Lebens herausgewachsen, sondern einem Zufall, einer Spe-
kulantenlaune, einem Anfall von Großmannssucht entsprungen. Es
gab Leute (ich wage nicht zu sagen: giebt), denen es eigentlich nur
darauf ankam, in den Zeitungen genannt zu werden, mit sonst an-
spruchsvollen Bühnenkünstlerinnen leichter und billiger in Verkehr
zu treten, in einer luxuriösen Wohnung (möglichst mit Diener) zu
Hausen und im Auto herumzufahren. Wenn nicht von Allen, die Ein-
fluß haben und es ernst mit dem Theater meinen, gegen diese Kunst-
piraten vorgegangen wird, dann werden wir in jedem Jahr mindestens
einen großen Zusammenbruch erleben.
An drei Hauptübeln krankt heute unser Theater. Das erste möchte
ich die Industrialisirung nennen. Freilich ist die Bühne nicht nur mo-

ralische Anstalt; jedes Theater beruht auch auf geschäftlichen Voraus« setzungen. Aber das Geschäft ist dabei, die Kunst aufzusaugen. Direktoren von der geschilderten Sorte sehen nur auf ihren eigenen Vortheil und erleben dabei oft, daß sie selbst in die Grube fallen, die sie der Kunst gruben. Eigenes Geld besitzen sie nicht, und da fremdes Geld für Theaterunternehmungen schwer zu haben ist, so versprechen und gewähren sie den Geldgebern unmäßige materielle Aequivalente oder holen sich das Geld aus den Kreisen, die am Theater interessirt sind. Nun liegt in der Thatsache, daß man von Einem, der an dem ganzen Geschäft ein Interesse nimmt, sich Mittel zur Verfügung stellen läßt, an sich weder was Unehrenhaftes noch was Schädliches. Das Eine oder das Andere entsteht aber in dem Augenblick, wo eine pekuniäre oder ideelle Abhängigkeit geschaffen wird oder die Mittel des Theaters durch Betheiligungen geschwächt werden. Wenn ein Direktor Mitglieder, die er sonst nicht oder nur mit kleiner Gage engagirt hätte, trotzdem oder mit einer höheren Gage anstellt, so belastet er seinen Etat unnützlich; und wenn er unfähige Mitglieder beschäftigt, ruinirt er sein Unternehmen künstlerisch und geschäftlich. Aber mit der unerfreulichenBetheiligung vonBühnenangestellten ist dasKapitel der Zwangsbetheiligungen (so möchte ichs nennen) noch nicht abgeschlossen. Da ist der Kostümlieferant als Gesellschafter oder Geldmann interessirt und er verlangt große Bestellungen oder berechnet höhere Preise. Da sind die Unterpächter als Geldgeber herangezogen und sie suchen ihr Risiko durch billigere Pachten auszugleichen. Da geben Schriftsteller Darlehen, damit der Direktor ihr schlechtes Stück aufführe. Am Schlimmsten aber ist die Abhängigkeit vom Verleger, gegen die bisher noch niemals energisch vorgegangen wurde. Die „I^sx Sliwinski" ist eine Isx impei-5sew geblieben. In Berlin sind von 19 Privattheatern jetzt tatsächlich 6, also 33V3 Prozent, unter die Abhängigkeit von Verlegern gerathen. Die kontroliren das Repertoire und geben die Stücke ohne Rücksicht auf Kunst und höheren Geschmack. Sie fragen nicht einmal nach dem Erfolg; den glauben sie machen zu können. Berlin ist zur Versuchsbühne für die Provinz geworden. Wenn der Verleger einem bekannten Autor einen größeren Vorschuß gegeben hat, so muß das Stück in Berlin, ohne Rücksicht auf den Besuch, zum Zugstück gemacht werden: und die gläubige Provinz erwirbt es, weils in der Residenz (die schon in so vielen Beziehungen keine Hauptstadt des Deutschen Reiches mehr ist) allabendlich gespielt wurde oder wird. Auch die Dichterschaft hat sich mehr und mehr vergeschäftlicht. Gegenüber dem berechtigten Wunsch aller schaffenden Künstler, die wirthschaftlichen Folgen der Produktion selbst zu bestimmen und möglichst viel Vortheile daraus zu erzielen, ist die traurige Thatsache festzustellen, daß wir Autoren haben, die gar keine sind. Es giebt bekannte Lustspieldichter, die sich ihre Ideen und ihre Dialoge von anderen Leuten, talentvolleren, aber ärmeren, anfertigen lassen und mit dem erkauften Werk unter ihrem Namen sehr gute Geschäfte machen. Der Abgefundene muß

froh sein, wenn er noch Prozente bekommt. Mancher ist so schlau, daß
er die Ideen an der einen, den Dialog an der anderen Stelle arbeiten
läßt. Wir haben Komponisten, denen nie Etwas eingefallen ist, die
sich Einfälle kaufen oder stehlen und die sich die Instrumentation ir-
gendwo herstellen lassen. Jeden, der all diese Verhältnisse täglich über-
schaut und durchschaut, packt ein tiefer Ekel vor unseren Theaterver-
hältnissen. Er hat nur die Genugthuung, festgestellt zu haben, wohin
oft die Hunderttausende geflossen sind, deren Verschwinden sich manche
Leute so gar nicht erklären können.
Bei solchen Gelegenheiten fragt man sich, wozu wir eigentlich eine
Theaterpolizei haben. Die Censur dient nur noch, dazu, einige Direk-
toren, die sonst wegen Erregung öffentlichen Aergernisses bestraft wer-
den müßten, vom strafrechtlichen Dolus zu entlasten. Im Uebrigen
aber ist bisher zur Beseitigung der Mißstände nichts geschehen. Die
entscheidenden Personen sind (nach meiner ziemlich langen Erfahrung)
liebenswürdige, kenntnißreiche Männer, die das Beste wollen, Ihre
Thätigkeit bewegt sich jedoch in einer ganz falschen Richtung. Nach der
Auffassung unserer Theaterpolizei könnte man meinen, daß in der
Reichsgewerbeordnung, der die Bühnen unterstehen, nur von Schau-
spielern die Rede sei. Der Schauspieler ist das Schoßkind der Behörde.
Der Gagen etat bildet die Grundlage zur Feststellung der Sicherheit des
ganzen Unternehmens. Nach diesem Etat wird das Betriebskapital be-
messen, wird der Sperrfonds bestimmt; wenn es schief geht, wird zu-
nächst die Bezahlung der Gagen verlangt und über Zusammenbruch
und Tod des Direktors hinaus vom Eigenthümer und neuen Direktor
verlangt, daß er das vorhandene Personal, und sei es einäugig und
verkrüppelt, behalte. Dieses Handeln und Fordern kommt aus falscher
Auffassung der Kontrolpslicht. Die Polizei soll im weitesten Umfang
die Solidität des Theatergeschäftes untersuchen. Sie muß ein möglichst
großes Betriebskapital verlangen und sich überzeugen, daß es vor-
handen und bereit ist. Für unzulässig und unpraktisch dagegen halte
ich das Verlangen der Hinterlegung eines Sperrfonds. Im Gesetz ist
er nicht vorgesehen; da wird nur verlangt, daß der Direktor seine fi-
nanzielle Zuverlässigkeit erweise. Damit hat aber eine Kaution zur
Sicherstellung von Gagen, die Bevorzugung eines Faktors im Büh-
nenbetriebe, nichts zu thun. Dieser Sperrfonds belästigt den Direktor,
weil er ihn zwingt, ein größeres Kapital für die Dauer festzulegen,
statt es dem Bühnenbetrieb zuzuführen, und hat noch, keinen mittel-
losen Unternehmer von der beabsichtigten Gründung abgeschreckt. Das
Aufbringen des Sperrfonds führt bei Leuten dieser Art höchstens zu
unsolider Geldaufnahme und Gewinndethciligung, Mit welchem Recht
aber wird die Uebernahme der Schauspieler von der nächsten Direktion
verlangt? Wenn der Sperrfonds die Mitglieder schon für zwei Mo-
nate schützt und ihnen dadurch die Möglichkeit giebt, sich ein neues
Engagement zu verschaffen: warum soll der neue Leiter dann noch die
alten Verträge für ein Jahr halten? Mancher Direktor ist zusammen-

gebrochen, weil er schädliche Mitgliederverträge gemacht, weil er für Jahre hinaus unfähige Darsteller mit theuren Gagen verpflichtet hatte. Diese schlechten Spieler muß nun der Nachfolger, wenn er eine Konzession bekommen will, für ein Jahr weiterschleppen. Der Porgänger hat vielleicht Herren und (namentlich) Damen, weil sie oder ihre Freunde sich mit Kapital an seinem Unternehmen betheiligten, mit hohem Gehalt engagirt. Diese unnützlichen und theuren Mitglieder muß der Nachfolger nun behalten: und durch solche Zahlungpflicht wird sein Etat so belastet, daß er brauchbare, seinen Repertoireplänen unentbehrliche Schauspieler nicht mehr anzustellen vermag. Dann hat er vom ersten Tag an die Lebensgefahr im Haus,

Was berechtigt gerade den deutschen Schauspieler vor allen Schauspielern der Welt und vor allen deutschen Arbeitern zu solchem Privilegium? Genügt denn die Thätigkeit der Bühnengenossenschaft nicht und spricht die Lebenshaltung unserer Schauspieler wirklich für die Nothwendigkeit solchen Schutzes? Wichtiger als der Schauspieler ist für das Theater der Schriftsteller. Der aber wird gar nicht geschützt. Der Direktor schließt die Verträge und zahlt keine Tantiemen. Kein Sperrfonds schützt den Mann, der sein Bestes hergab und einem Direktor und dessen Schauspielern Monate lang ein gutes Leben ermöglichte. Der Direktor bricht geschäftlich zusammen. Dann bildet sich die berühmte Gesellschaft mit beschränkter Haftung, die von nichts weiß und keine alten Verträge anerkennt. Die Schauspieler werden übernommen. Der Verleger und sein Autor sehen der ekelhaften Schiebung zu und gehen leer aus, Sie hatten auf die Aufführung bestimmt gerechnet, hatten andere Dispositionen vielleicht unterlassen; das Stück kommt, weils nicht aufgeführt wird, in Mißkredit, Doch kein polizeiliches Machtgebot schützt diese Menschen, unter denen doch nicht nur Millionäre, sondern auch arme Teufel sind, die Etwas können. Wenn die Polizei die Schauspieler schützt, so muß sie auch die Autoren schützen. Die sind des Schutzes mindestens eben so würdig.

Der dritte Uebelstand? Er entsteht durch die Art, wie die Presse sich mit dem Theater abfindet. Die Berichterstattung verflacht mehr und mehr. Ein Versenken in das Kunstwerk ist Ausnahme. Die Oberflächlichkeit, die das Werk eines begnadeten Dichters und eines geschäftigen Possenschreibers an der selben Stelle und mit der selben Ausführlichkeit behandelt, verdirbt den Geschmack des Publikums, das wie ein großes Kind zu leiten ist. Allzu oft muß auch gefragt werden, ob manch« Kritiker, nach ihrer ganzen Stellung und ihren Beziehungen, ihrem Bildungsgrad und ihrer Erfahrung, die geeigneten Persönlichkeiten sind, um über Künstler zu Gericht zu sitzen. Auch davon muß einmal gesprochen werden. Denn nur rückhaltlose, unerschrockene Offenheit kann uns von dem traurigen Theaterelend befreien.

j Or. Max Epstein.

Die Wanderung.

s war einmal eine junge und sehr schöne Prinzessin. Ihr Fuß war behend, ihr Athem herb, ihr Haar kühl, ihr Herz voll Muth, ihre Seele schlummernd und heiter. Wenn sie ritt, umfing sie den Leib des Pferdes mit den langen schlanken Beinen, denn sie hatte die Kleider der Knaben angethan und glich ihnen sehr. Warf sie sie ab und sprang nach der Hitze des Rittes in den kühlen See inmitten der Gärten, so meinten die schnellen Fische, bei ihnen schwimme ein Knabe, und nur die älteren und klügeren bemerkten die kleinen vorspringenden Brüste der Bierzehnjährigen, wie sie dem kargen Leibe erwuchsen. Reiten und Schwimmen: Aas war ihre Lust, Schwamm sie zu lange hin und wieder, dann rief die Stimme der sorgsamen Hüterin durch die Gebüsche: „Biolante!" And manchmal rief selbst hie Königin, ihre Mutter, die nach ihr forschte und sie nicht fand, laut durch die Gärten: „Biolante!" Dann antwortete die klare Stimme der Prinzessin: „Ich suche Dich!" Denn so war ihre Weise, Antwort zu geben.

Als Violante erwuchs und ihre Nächte nicht mehr eines Kindes waren, begann sie, zu träumen, und immer, wenn sie erwachte, fühlte sie, sie sei jünger als Jene, die sie im Traum gewesen. Mit dem Lachen der Frühe erzählte sie der Hüterin, was Verworrenes sie behalten, und breitete es vor ihr aus; wie die Kaufleute aus dem Osten die verschlun« genen Muster ihrer Teppiche, wenn sie vor dem Thron der Königin er» schienen. !I

Aber eines Morgens, da die Hüterin dem Bett nahte, der jungen Prinzessin die Chokolade zu reichen, geschah ein großes Unglück. Gin Schreck machte die Hüterin so sehr erbeben, daß brechend das Porzellan am Boden zerschellte; aber zugleich erscholl ihr Schrei. Schwarz ergoß sich die Chokolade über das weihe Linnen, aber zugleich fielen Bio» lantes Thränen darauf. Denn Biolante, erwachend, hatte die Welt des Traumes in ihrem Blicke bewahrt und Traum und Blick mochten wohl aufsteigen aus tiefen Gründen, so daß die Hüterin vor solchem Blick zu Tode erschrak. Die Prinzessin aber, auf der Schwelle jener anderen Welt, mit Klirren und Wirren vom Tage empfangen, verwirrt an Leib und an Seele, war zum ersten Mal in solche Thränen ausgebrochen, die keine Ursache haben und darum kein Ende.

„Was träumte Euch, schönste Prinzessin?" rief da nach einer Weile stummen Schreckens die Hüterin.

„Ein wunderbarer Traum," sagte Biolante sehr leise; „und ich zögere, ihn Dir zu erzählen; denn diesmal weiß ich ihn genau."

„Nennt Ihr ihn wunderbar: o Prinzessin, was war es dann, das Euer Auge so tief beschattete und Euch zum Licht erwachen ließ, Welten fernen Dunkels im Blick? Warum weint Ihr, da Ihr so wunderbar geträumt?"'

„Weint mein Auge?" fragte die Jugendliche, indem sie sich auf den spitzen Ellbogen stützte und sann. Doch da sie sich lange nicht regte,

ward von Neuem die Hüterin besorgt und rief, wie um sie abermals zu wecken: „Mokante!"
Da aber, beim Klang ihres Namens, sprang die Prinzessin auf, drängte sich nah an Jene und rief laut und fast drohend: „Wie nennst Du mich?"
„Violante! Wie anders sollt' ich Euch nennen?" Da riß sich Plötz» lich das Mädchen los, warf flüchtig Kleider über sich und nackten Fu- ßes entsprang sie der zitternden und rufenden Hüterin.
Weit im Rücken lag ihr das Schloß, lagen die Gärten und die Ställe, die Eltern und die Diener, die Seen, die Pferde. Violante schritt durch Wälder, in denen sie ein Zauber vor den hundert jagen- den, reitenden, laufenden Boten verbergen mochte, die der König, ih» Vater, in großer Bestürzung ausgesandt, sie zu suchen.
Als sie einer kahlen und harten Felswand gegenüberstand, legte sie die Hände hohl vor den Mund und rief: „Wie ist mein Name?"
Aber das Echo gab nur leise zurück: „Name". Da rief sie aufs Neue und stärker: „Heiße ich Violante?" Aber das Echo gab nur leise zurück: .^Violante". Da fiel sie auf die jungen und spitzen Knie und rief mit einer hellen und dennoch klagenden Stimme:

Der Du mich, die Träumende, gerufen
Mit dem Namen, der mich süßer dünkte
Als ein Pferd, das sprang, ein See, der blinkte,
Mild wie Schlaf, doch dröhnend wie von Hufen:
Ach, Du raubtest mit des Traumes Binde
Mir des Namens himmlisches Gedächtniß?
Sprich, wo such' ich Deines Traums Vermächtniß,
Daß ich meinen Namen, wiederfinde?

And indem die Knieende die Arme hob und bittend zum Himmel streckte, blieb sie eine Meile unbeweglich, als harrte sie eines Zeichens.
Da sprang ein Reh über den Pfad, von Osten gen Westen eilend, und rasch wie das flüchtige Thier sprang Violante auf und folgte dem Boten nach Westen, um den Namen wiederzufinden, der süßer war als ein Pferd und ein See, den Namen, mit dem sie die Stimme im Traum gerufen und der der Erwachenden entfallen war.
Noch war es klarer Vormittag! da traf Violante auf die Hütte eines Einsiedlers. Er war jung und bleich? in die Kutte gehüllt, saß er auf einem alten Stein, auf den Knien hielt er ein gelbes Buch, darin las er gesenkten Blickes. Als ihn das wandernde Mädchen gewahrte, sprang sie auf ihn zu, stand dicht vor ihm still, drückte das Buch her- unter, faßte ihn bei den Schultern und rief: „Mönch, sprich, Mönch, sprich: wie ist mein Name?"
Der junge Mann, von solcher Schönheit aus stillen Gebeten ge° rissen, ward roth und bleich, wollte sie sacht mit den Händen entfernen, doch blieb er wie ein Getroffener unbeweglich, denn Hand und Arm ge° horchten nicht mehr einem Willen, der nach wenigen Sekunden erlosch.
„Wie ist mein Name, Mönch?" rief Violante noch einmal, doch

ward von Neuem die Hüterin besorgt und rief, wie um sie abermals zu wecken: „Mokante!"
Da aber, beim Klang ihres Namens, sprang die Prinzessin auf, drängte sich nah an Jene und rief laut und fast drohend: „Wie nennst Du mich?"
„Violante! Wie anders sollt' ich Euch nennen?" Da riß sich Plötz» lich das Mädchen los, warf flüchtig Kleider über sich und nackten Fu-ßes entsprang sie der zitternden und rufenden Hüterin.
Weit im Rücken lag ihr das Schloß, lagen die Gärten und die Ställe, die Eltern und die Diener, die Seen, die Pferde. Violante schritt durch Wälder, in denen sie ein Zauber vor den hundert jagen-den, reitenden, laufenden Boten verbergen mochte, die der König, ih» Vater, in großer Bestürzung ausgesandt, sie zu suchen.
Als sie einer kahlen und harten Felswand gegenüberstand, legte sie die Hände hohl vor den Mund und rief: „Wie ist mein Name?"
Aber das Echo gab nur leise zurück: „Name". Da rief sie aufs Neue und stärker: „Heiße ich Violante?" Aber das Echo gab nur leise zurück: .^Violante". Da fiel sie auf die jungen und spitzen Knie und rief mit einer hellen und dennoch klagenden Stimme:

Der Du mich, die Träumende, gerufen
Mit dem Namen, der mich süßer dünkte
Als ein Pferd, das sprang, ein See, der blinkte,
Mild wie Schlaf, doch dröhnend wie von Hufen:
Ach, Du raubtest mit des Traumes Binde
Mir des Namens himmlisches Gedächtniß?
Sprich, wo such' ich Deines Traums Vermächtniß,
Daß ich meinen Namen, wiederfinde?

And indem die Knieende die Arme hob und bittend zum Himmel streckte, blieb sie eine Meile unbeweglich, als harrte sie eines Zeichens.
Da sprang ein Reh über den Pfad, von Osten gen Westen eilend, und rasch wie das flüchtige Thier sprang Violante auf und folgte dem Boten nach Westen, um den Namen wiederzufinden, der süßer war als ein Pferd und ein See, den Namen, mit dem sie die Stimme im Traum gerufen und der der Erwachenden entfallen war.
Noch war es klarer Vormittag! da traf Violante auf die Hütte eines Einsiedlers. Er war jung und bleich? in die Kutte gehüllt, saß er auf einem alten Stein, auf den Knien hielt er ein gelbes Buch, darin las er gesenkten Blickes. Als ihn das wandernde Mädchen gewahrte, sprang sie auf ihn zu, stand dicht vor ihm still, drückte das Buch her-unter, faßte ihn bei den Schultern und rief: „Mönch, sprich, Mönch, sprich: wie ist mein Name?"
Der junge Mann, von solcher Schönheit aus stillen Gebeten ge° rissen, ward roth und bleich, wollte sie sacht mit den Händen entfernen, doch blieb er wie ein Getroffener unbeweglich, denn Hand und Arm ge° horchten nicht mehr einem Willen, der nach wenigen Sekunden erlosch.
„Wie ist mein Name, Mönch?" rief Violante noch einmal, doch

leiser' und mit einem Blick voll Trauer und voll Wollust nach dem
Tode. Denn von einer Sekunde zur anderen glaubte sie es gewisser:
er allein, zu dem sie das flüchtige Thier geleitet, der einsam saß und
nicht einmal den Namen kannte, mit dem man sie vierzehn Jahre lang
am hellen Tage gerufen, er mutzte ihn kennen, den Namen des Trau°
mes, der sicher war als ein Pferd und ein See.
„Heißest Du Ursula?"
„Nein/ rief sie laut, besorgt, durch fremden Namens Klang die
ferne Erinnerung völlig zu verlieren.
„Elisabetha?"
„Nein," rief sie wieder und drückte in Ungeduld seine Schultern,
als könnte sie ihm das Zauberwort entPressen.
„Nun: Martha?"
„Neinl"
„Agnes? Theresa? Caecilie?"
„Nein, nein, nein!" rief die Prinzessin und warf sich mit heftigem
Weinen an seinen Hals.
Da der Mönch fte so jin seinen Armen hielt, erwachte er zum ersten
Mal. Er war ein Jüngling und verschmachtet, sie war ein Mädchen
und lief ihm zu. „Vater, Sohn und alle Heiligen," betete eine letzte
Pflicht in ihm. „Ein Wunder!" erklang es gleich darauf laut in ihm.
^Versuchung!" flüsterte die Stimme der Lehre ersterbend. Dann trug
er auf Armen, die ihm wunderbar erstarkten, das schöne Mädchen auf
sein Lager.
„Was thust Du?" rief Violante.
„Deinen Namen will ich ergründen," sprach der Erhitzte.
„Weißt Du ihn nicht von Ewigkeit, in Deinem Drängen wirst Du
ihn nicht finden," sang Violantes Seele. Aber ihr Mund sprach nur
noch leise: „Ach, was thust Du?"
„Deinen Namen, Deinen,Namen muß ich suchen, Dein Geheimniß
muß ich suchen, ans Licht Deinen Schatz oder ich will in Deinem Schatz
versinken!"
Wie eine einzige unverhoffte Welle aus ruhendem Spiegel hatte
sich der Jüngling aufgebäumt und über die Ertrinkende geworfen.
Als seine Kutte Beide verhüllte, hörte Violante in weiter Ferne, einem
verklingenden Hifthorn gleich, mit einem Mal die Stimme wieder, die
im Traum ihren Namen gerufen; noch hörte sie, wie die Stimme be°>
gann, den nämlichen Namen zu formen: aber zu wild brauste über ihr
Welle und Sturm und verschlang in den Wettern die ferne Stimme,
Nieder sank der Mönch. Sie aber erhob sich, bleich und bitter.
Es war nm die Stunde des Mittags, denn auf dem braunen
Scheitel der Wandernden spiegelte sich der Glanz des Gestirnes. Da
traf Violante, die lief und lief, immer gen Westen, auf eine lachende
Runde, die zechte und sang am Waldrand.
Die jungen und frohen Kumpane hatteu das laufende Mädchen
erblickt, blaß und springend, mit Augen, die suchten, und Gliedern, die

brachen. Sie traten ihm in den Weg und nahmen es beim Arm, hoben sein Kinn und riefen: „Jungfrau, wohin so schnell? Was suchst Du?"
„Meinen Namen," !sagte Violante und sah sie an.
Da'sprang ein gar großes Gelächter auf und Einer fragte: „Hast Du vergessen, wie man Dich taufte?"
Sie aber, unkundig, gab hastig zurück: „Wohl weiß ich, wie meine Mutter mich rief. Doch Jener, der im Traum mich rief, ließ einen anderen Namen mich erlauschen, und seit ich erwachte, kann ich ihn nimmer finden. Nun muß ich ihn suchen; nun muß ich ihn suchen."
„Traumdeuterei ist uns fern!" rief da Einer. „Doch hört' ich Dich, reizende Jungfrau, zu nennen, ich nennte Dich Röslein!"
. pRösleinZ" lachte der Chor.
Ein Zweiter rief: „Wunderhold!"
„Wunderhold!" brauste der Chor.
Ein Dritter rief: „Braunlocke I"
„Rothmund!" „Einfalt!" „Spitzknie!" „Iwillingbrüstlein!" Es rief und rieth und lachte und immer dröhnte der Chor.
Da stand Violante, die wandernde Prinzessin ohne Schuh, roth Übergossen, und rief mit Beben: „Laßt mich fort!"
Aber Einer nahm sie vertraulich beim Arm und führte sie seitwcirts in die Gebüsche; und während die Anderen lachten und drohten, flüsterte er in ihr feines Ohr: „Jungfrau, ich will Dir den Namen nennen, komm mit mir, komm, ich find' ihn Dir aus! Du aber thu, wie ichs Dich heiße."
Und da sie ihm forschend ins Auge sah, schaute ein guter und Heller Blick sie an. Da vertraute und folgte sie ihm. Doch als er sich über sie warf wie der Mönch, war es zu spät, und als er sie an sich riß, schloß sie die Augen und hatte Acht auf die Stimme, und als er ihr nahte, erklang aus weiter Ferne, einem verklingenden Hifthorn gleich, die Stimme des Traumes und Hub an, den Namen zu singen, der füßer war als ein Pferd und ein See, und um ihn endlich, endlich zu vernehmen, drängte sie den stürmenden Mann von ihrer Brust. Der aber schüttelte sie nur heftiger und nahm sie; und die Wellen verschlangen die Stimme des Traumes.
Dann sank er nieder. Sie aber erhob sich, bleich und bitter.
Die Schatten wuchsen, es wuchs ihre Müdigkeit. Als Molante weiter gewandert war, immer gen Westen, gelangte sie an den Fuß eines Hügels. Oben aber blinkte ein weißes Haus. Und als die Erschöpfte den Hügel erklommen, stand sie davor und sah eine goldene, Pforte; schöne Säulen trugen das Dach. Da dachte die Prinzessin an das Schloß ihres Vaters; das war Wohl prächtig und riesengroß, doch minder feierlich als dieses.
„Tritt ein!" rief eine Stimme; und sie trat ein. „Was begehrst Vu?" fragte die Stimme; und im selben Augenblick trat ihr ein Mann entgegen, von edler Haltung, in schönem Gewand, mit Blicken, feurig und w«ise.

Die Wanderung.
„Wasser!" sagte Violante.
„Du bist schön," sagte der Herr des Hauses, „ich will Dir Wein
reichen." Dann füllte er eine bleiche silberne Schale mit dunklem Wein
und unsichtbare Genien, die über ihm schwebten, sangen ihm schmei«
chelnd ins Ohr: »Fülle, Prangender, fülle mit starkem Blute die
Bleiche an!"
Sie aber vernahm ihn nicht, den Gesang, sie ergriff die Schale,
bleich wie sie selbst, trank nnd röthete sich.
„Wer bist Du?" sprach da der Herr des Hauses, „Du scheinst bar»
fuß, eine Bettlerin und bittest um Wasser. Wein aber muß ich Di«
reichen, denn Dn dünkst mich'eine Prinzessin, wie sie die Lieder preisen,
und eine große Frage magst Dn im Herzen hüten."
„Wer verrieth Dir Das?" sprach Violante nnd bebte.
„Wein Genius/ erwiderte der Herr des Hauses und küßte ihre
Stirn. „Komm nnd durchschreite die Gärten mit mir."
Sie schritten durch ebene, klare und kühle Wege, Hand in Hand,
die wandernde Prinzessin ohne Schuh und der schön gewandete Herr
des ßauses. Steinbilder blickten aus dem Lorber, Chpressen aber schwie»
gen über den Steinbildern.
„Wer bist Du?" fragte Violante leise.
„Ein Dichter," erwiderte der Freund.
„Bist Du ein Dichter/ rief Ida Violante und legte ihre zweite Hand
auf seinen Arm, „und gab Dein Genius Dir ein, zu ahnen, wer ich
sei: nun, so sprich und erlöse mich von aller Ungeduld und alleim
Zweifel der Seele. O, rufe Deinen Genius und sprich: Wie ist mein
Name?"
„Dein Name?"
„In dieser Nacht," fuhr Violante fort (und ihre Stimme schien
dem Geheimnih nachzuhauchen) „rief mich im Traum eine Stimme
mit einem Namen, der süßer war als ein Pferd und ein See. Nenne,
o nenne mir den Namen des Traumes!"
Da blickte der Dichter lange auf die Prinzessin. Dann sagte er
mit dunklem Ton:
Du bist nicht Jungfrau mehr. An Deine Küsten
will ich mit stummem Muth getrieben werden
nnd so, entrückt dem Genius der Erden,
im Wahne fiebernd zwischen Licht und Lüsten,
wenn anders mir die Götter Gnade reichen,
erstammle ich Deines tiefsten Wesens Zeichen!
Und sie folgte ihm in ein purpurnes Gemach. Der Dichter senkte sich
über sie, wie die Nacht sich über die Hymnen der Dichter senkt, sie
aber ließ es willig geschehen.
Denn wieder lauschte sie auf jenen Ton und wieder nahte, einem
verklingenden Hifthorn gleich, von fern die Stimme des Traumes.
Mächtiger aber brauste des Mannes Gewalt über ihr und mit Ent°
setzen fühlte sie den Augenblick ?mhen, in dem jener Name leise ertönen,
zum dritten Mal aber überdröhnt werden könnte.

Verwandelt war die feierliche Schönheit des Dichters, seine Locken
brandeten, sein Mund bebte, ein Bündel Blitze stob aus ihm, und als
die ferne Stimme eben anhub, aufs Neue den Namen zu formen, da
rief der Dichter plötzlich, indem er sich schüttelte, laut, steil und kriege«
risch: „Violante!"
Dann sank er nieder. Sie aber erhob sich, bleich und bebend.
Nun war es Abend. Röthlich sank die Welt dem Schlummer zu.
Violante ging, ermüdet und gelassen, athmend und ohne Gedanken durch
einen Weinberg. Mit flacher HanÄ strich sie über breite hellgrüne Blär»
ter und träumte von den Gefilden der Schatten. Blau und schwer hin»
gen die Trauben von den stützenden Stämmen nieder; sie aber sah die
Trauben nicht.
Da trat auf ihrem Weg plötzlich ein wunderbarer Mann auf, als
wäre er aus der Erde getaucht. Sein langer Mantel war dunkelblau
wie die Trauben, sein bleiches Antlitz kühn und weise. Er hatte keins
Jahre. In den Händen trug er nichts, aber am linken Arm hing ihm
ein geflochtener Korb, von Trauben voll, und zuweilen brach er mit der
Rechten noch eine Traube und legte sie zu den anderen.
Violante schauerte; wie in Ehrfurcht sprach sie, als jie einander
trafen, ganz leise: „Guten Abend!"
„Guten Abend!" sagte die Erscheinung, aber im selben Augen-
blick war die Wanderin auf die Knie gesunken und rief: „Herr meines
Traumes, Deine Stimme kenne ich wieder. Noch einmal, o noch einmal
den süßen Namen nenne mir, sprich ihn aus, Herr meines Traumes!"
Da blickte er sie an mit langem Sinnen. Dann brach er eine dun»
kelblaue Traube; die reichte er ihr stumm.
Sie aber pflückte, den Blick auf ihn gerichtet, langsam eine grofze
Beere, führte sie an den Mund und trank ihren Saft.
Ein Lächeln wie von Genien zog über ihr Antlitz, das älter schien
und reifer als zuvor: denn nun, beim Saft der dunkelblauen Traube,
vernahm sie den Namen wieder, des Traumes Namen, um den sie
gewandert war. Und sie antwortete, wie ehedem, wenn sie vom Schloß,
gerufen ward, doch leiser und mit einem süßen Ton: „Ich suche Dich."
Dann sank die Prinzessin dem Tod zu Füßen.
Halensee. Emil Ludwig.
Zeus, um die Mitte zu finden vom Erdkreis, den er beherrschte,
Wußte den sinnigsten Rath; kindliche Dichtung erzählts:
Adler, ein Paar, von Morgen den einen, den andern von Abend,
Ließ er fliegen, zugleich, gegen einander gekehrt.
Wo sie alsdann, gleichmäßiger Kraft mit den Fittichen strebend,
Trafen zusammen, da fand, was er verlangte, der Gott,
So, wo die Weisheit sich und die Schönheit werden begegnen,
Stellet den Dreifuß keck, bauet den Tempel nur auf! (Mörike.)

Der verschlossene Garten,
Der verschlossene Garten.

i,

as Thor dcs alten Gartens steht verschlossen,
verschloffen seit wie lang? wer mag es sage»?
Die Jahre sind daiüber hingeflossen
Mit ihrem Strom von trüb und dunklen Tagen,
Auch Sonnenschein ist drüberhin gegangen,
Doch ist er kaum durchs Blätterdach gedrungen,
Venn auf dem Grund vom Bambusgang, dem langen,
Stehn Blumen wirr verwildert und verschlungen.

II.

Dort auf dem Rasen Hyazinthenkiffen,
Des Frühlings erstes dusliges Geschenk,
Und auf die Gräser nicken die Narzissen,
Dicht an dcs Epheu schattendem Gehäng.
Am Eingang zwei Cyxreffen schlank und grade
Bewachen diese totenstille Welt,
Und schläfrig von der steinernen Estrade
<Lin Brunnen in sein Muschelbecken fällt.

III,

Und durch den Lorber tief im Grunde blaut
Das Meer im Flimmer seiner sammtnen Wellen,
Die an dem Fels mit seltsam fremdem kaut
Seit Ewigkeiten schäumen und zerschellen.
Es sprüht der Gischt hinauf die steile Wand,
Um sinkend, fallend, ebbend zu verrinnen,
Und knirschend rollt er Steine auf den Strand —
Ein mühevolles, fruchtloses Beginnen,

IV,

Der Garten steht in seinem Märchentraum,
Als wüßt' er nicht, wovon die Wellen rauschen.
Und nur die Blüthen vom Magnolienbaum
Grüße mit ihrem Hcimathwinde tauschen.

Die Zukunft.

Im Abendspiegel goldig ruht das Meer,
Die letzte Welle ist am Fels verrönne»;
Der Galten hat sich weich und düfleschwer
In seine Stille wieder eingesponnen,

V.

Linst schritt die Sehnsucht hier auf hellen wegen,
Den Blick hinaus weit auf das Meer gewandt;
Dem goldnen Süden träumte sie entgegen
Und nach der Sonne streckte sie die Hand.
Und abends sieht sie von dem Felsenhange,
wie rings das Meer im Purpurglanz zerfließt,
Und bei der Fischer fernem Alaggesange
Sich ihre Hand im Schöße betend schließt.

VI.

Dann ist die Liebe durch den park gegangen,
Das Antlitz blühend wie ein Frühlingstag;
Die Hände nach den schönsten Rosen langen
Und strahlend ihr das Meer zu Füßen lag.
Und durch die Lüsche klangen süße Worte —
Auf jungem Haupt der Maienblüthenkranz —
Ein Jubeln überall — die offne Pforte
Stand feierlich in kicht und Sonnenglanz.

VII.

Dann kam das Glück mit leisen, leisen Schrnte»,
Im Silberklcid, die Rose überm Bhr;
Und wo der Fuß im Gras dahingeglitten,
Da brechen Blumen tausendfach hervor,
von Axfelblüthen stäubt der weiße Regen
Und auf den wegen bebt die Soimenluft;
Der Garten strahlt dem Himmclslicht entgegen
In Gluth und Glanz und Frühlingsnioigenduft.

VIII,

Der Garten lag in lichtem Sonnenfriede»
(wer weiß es noch, wie manche Jahre lang?)
Und jeder Abend schenkt den selig Müden
Segnend des Tages legten Feieiklcm^.

Und kleine Füße liippelicn im Garten,
Lin weites Rlcidchen und ein Lockenhaupt,
Und Kinderhände können si,um erwarten,
Bis sie vom Baum die erst.' Frucht geraubt,

IX.

Dann schritt die Trauer durch die dunklen Gänge
Mit langsam schwerem, leer ver ornem Blick;
Längst sind verhallt die Feierglockenklänge,
Nur kalter Marmor weiß noch von dem Glück.
Und durch den Garten rauscht ein udmpfcs Schweigen,
<Ls ist, als gingen alle Blumen ein;
Und trübe tropft der Regen von den Zweigen
Und müd ins müde, graue Nleer hinein,

X.

Vann kam ein fremder Gast. Mit dumpfen Schritten
Schlurft er daher durchs herbstlich rothe Laub;
Ls hat sein Fuß nichts Blühendes gelitten,
Sein Blick ist Grauen und sein Athem Staub.
Lr hauchte Blindheit auf die helle» Räume
Und warf die Läden einzeln klirrend zu.
Er schloß das Thor , . . Und alle Blumentränme
Deckt nun für immer grcibesstille Ruh,

XI.

Geliebte, siehst Du dort die Sense stehen,
Das Zeichen, das der Fremde ließ zurück?
Gieb mir die Hand und laß uns Beide gehen
Zurück ins Leben und in unser Glück,
Der Garten ranscht gcheimnißvoll und trübe
Aus seiner Stille dumpfe Grüße her . . ,
Komml Unsre Segel golden schwellt die Liebe
Und uns zu Füßen glänzt d.rs blaue Uleer,

Hamburg. Theodor Suse,

Selbstanzeigen.
Neue Gedichte. Verlag von Georg Müller in München.
W er b ist Du?
Du Wesen, das sich stets iu neue Schleier hüllt
und aus sich selber schattenhaft verdunkelt,
dem eignen Dunkel dann wie Licht entquillt
und hüllenlösend auf sich niederfunkelt;
das noch als Wolke Trauer hingebreitet
und schon, vom Graugeweb verborgen dicht,
sich wandelnd als Traum°Freude weiterschreitet —
wer bist Du, Schmerz»um°Lust, Dunkel-um°Licht?
Sonnenfinsternih im Frühling.
Die Sonnensichel schwebt in grauem Raum.
Die Luft ist dämmerstill. Ein Tagermatten
senkt seine Schleier um den Himmelssaum.
Fahl, wie im Mondlicht, steht der Blüthenbaum.
Halbsonnen schimmern in den Blätterschatten.
Herb st abend.
Herbstlicher Dämmerungwald, der feuchtschwarz starrt.
Ein Weg voll Moderlaub. Und ringsum Höhn,
die dunstverschwommen durch die Stämme sehn.
Raumrunde, die das Ohr mit Lauten narrt.
In das Erdgrauen, das des Schlummers harrt,
läuten die Thäler Nacht. Die Schritte zehn
verschwundenen Weg. Kaum Wipfel sind zu sehn.
Still. Stille wird zu dunkler Gegenwart.
Begegnung.
Stocktastend kam den Weg, den ich schritt,
an der Mauer ein Blinder mir entgegen,
stand auf dem Pflaster und lauschte dem Tritt,
der neben ihm mit harten Schlägen,
ein Bündel Laute, vorüberglitt.
Der Mann tappte weiter die sonnige Wand
und wußte, daß Jemand rückschauend stand
— denn jetzt wars still, er hörte nichts:
es schwieg auf dem Stein des Trittes Geklopf.
Mißtrauisch spähte sein Hinterkopf
statt des erloschenen Gesichts.

Die Dämmerung.
Zwischen den Dächern dunkelt das Blau
über Firste, Dachrinnen, Essen
windstill hin. Vom Licht schon vergessen
ist der Gasse steinernes Grau.
Doch in Thordunkel stehn helle Frauen,
Frauen lehnen aus Fenstertiefe heraus.
Heimkehrende bringen das Ergrauen
des Landes. Da schwinden sie Haus für Haus.
Vierzeiler.
Seinen Weg geht jeder Tag,
jeden mußt Du neu beginnen.
Immer läßt die Nacht zerrinnen,
was geschaffen vor Dir lag.
Was Du Dir ganz errungen hast,
sinkt aus der Hand als schwere Erdenlast.
Es schwebt nicht mehr traumleicht vor Deinem Blick.
Irden wurd' es — und fällt der Erde zurück.
Was uns bleibt? Der Traum von Stunden,
die ein ganzes Leben waren,
und das Werk von schweren Iahren,
die wie eine Nacht entschwunden.
Zeitlose Ewigkeit war einst Dein Traum.
Längst wurdest Du Zeit und wanderst durch den Raum.
Du weißt, Dein Weg ist nur ein kurzes Stück,
Dein Ziel der Abend. Doch Dein Schritt ist Glück.
München. Wilhelm von Scholz.
Die Gefchlechtswaffen in der Liebe und in der Moral. Ernst
tzofmann S Co. in Berlin.
Mein Buch ist eine Kampfschrift. Der Verfolgungsucht der Ge°
schlechtsmoralisten setzt mein Buch die Forderung nach mehr Aesthetik
entgegen. Die möglichst allgemeine Bethätigung einer ästhetischen
Sexualethik wird in meinem Buch als Kulturglück gewürdigt. Ich er-
kläre dort die rein animalische Liebeauswahl für überwindlich, sobald
das ästhetisch bewußt Erworbene in ihm unbewußt weiterwirkt. Mein
Buch schildert den Lebenswerth ästhetischer Selbsterziehung, die der»
edelte Phantasiekraft des Geistes und der Sinne, die den idealen Schön-
heitrausch der Liebe erzeugt. Ich versuche die Beweisführung, daß es
mehr schönfühlende Männer giebt als ihnen ebenbürtige Frauen, daß

noch zu vielen Frauen die ästhetische Wahrnehmung fehlt, die Gefühls» empfängniß für die innere Form eines Menschen anderen Geschlechts, für das geistig und sinnlich Verfeinerte an ihm. Ich sehe darin eine Folge der Jahrtausende alten sozialen und psychischen Untertänigkeit der Frau. Das mangelnde Verständnis; des Weibes, daß die Liebe auch ein ästhetisches Erlebniß sein kann, gilt mir als ein Hauptunterschied zwischen weiblicher und männlicher Liebe. In systematischer Untersuchung behandle ich die Seelen- und Körperprobleme der Erotik und ihre Beurtheilung durch die herrschende Moral, auch in der Literatur. Mein Buch ist eine scharfe Abwehr der übersittlichten Zuchtmeister ech-> ter Literatur, der Scheinheiligkeit in jeder Gestalt. Meine Kritik geht von dem Standpunkt aus, daß in.unserer Epoche naturwissenschaftlicher Erkenntniß die Geschlechtsliebe als eine Seligkeit des Selbstgefühls wohl anerkannt werden darf, als das angeborene Menschenrecht jeder gesunden Natur aus Fleisch und Blut. Welche gesellschaftlichen Hindernisse einer allgemeinen Veredlung der Geschlechtswahl noch entgegenstehen, wird von mir ausführlich dargelegt. So lange in zahlreichen Menschen der ästhetische Wille noch beschränkt ist, wird in ihnen das Geschlechtsthier stärker sein müssen als ihre feinere Menschlichkeit und so lange bleiben Dirnenhäuser das kontrolirbarste Nebel; für ihre humanste Einrichtung habe ich praktische Vorschläge gemacht. Mein Buch möchte dazu beitragen, daß das Seelenelend eines verhäßlichten und verkümmerten Geschlechtslebens in nicht zu ferner Zeit gemildert sein wird. Georg Keben.

Sbelinge. Drei Novellen. Gideon Karl Sarasin in Leipzig.

Mein Verleger hätte meine Kinder am Liebsten umgetauft und wenigstens aus der längsten der Novellen gern einen Roman gemacht. Er behauptete nämlich, nur das »Ave Maria" sei im engeren Sinn eine Novelle, ein Geschehniß oder Erlebniß. „Adel", die dritte des Bandes, umfasse die Tragoedie eines ganzen Frauen- und Lebensschicksals; und vollends die erste, „Auf Moorgrund", die am Tiefsten schürfe, gehe nach Stoff, Form und Umfang weit über den Rahmen^ der Novelle hinaus. Ich bin anderer Ansicht. Jeder Dichter gießt an Leben und Weltempfinden in die Form, was er als inneres Gut bei sich hat und abgeben kann, und wenn die überlieferte Form für die Quantität und Qualität des Stoffes zu schwach oder zu eng ist, dann sprengt, dann weitet er sie und baut sich eine neue mit der Kraft und dem Recht des Schaffenden. Ich hätte das innere Wesen der Novellen vielleicht noch durch das Beiwort „heroische" kennzeichnen können. Aber mein Gefühl war dagegen, das Menschenthum, das mir nur schöne Natur und geistige Gesundheit und Kraft ist, durch die Marke „heldenmüthig" anzupreisen und auf einen Sockel zu stellen.

Wandsbeck. Paul S chu lz e-B er g ho f.

Balkan.

n die ersten Oktobertage wird man in der berliner City noch lange zurückdenken. Der berühmte Börsencynismus, der sich aller Sorgen in einem Witz entledigt, war schon beim ersten Kriegsalarm weggeblasen. Als die Mobilijirung des Balkans gemeldet wurde, griff eisiger Schrecken den Helden der Burgstraße ans Gebein: sie rissen sich die Engagements vom Leibe, um die arme Seele zu retten. Auch das Publikum verkaufte in blinder Hast. Ob die Banken die Gelegenheit benutzten, nicht ganz taktfeste Kunden abzuschütteln, war nicht festzustellen. Daß Bergwerk» und Schiffahrtaktien ärger litten als Balkanpapiere, zeigt, wie verrückt Alles war. Die HAL-Aktie verlor am ersten Tag 13 Prozent. Dabei sind die Chancen des überseeischen Verkehrs besser denn je; und ein Balkankrieg würde sie nicht verringern, Gelsenkirchen fiel um 16 Prozent: als ob die deutsche Bergwerkindustrie Schaden hätte, wenn Türken, Bulgaren, Serben sich blutige Köpfe holen. Die berliner Börse hat seit 1909 Hausse; der Umsatzstempel brachte 1909: 19s/> (nach 1«^), 191«: M/4, 1911: AVi, 1912 bis Ende August: 16,50 (gegen 16«,!,) Millionen. War die Herrlichkeit aus Pappe? Zuerst konnte mans glauben; bis die guten Geister wiederkehrten und nach dem Schlachtfest der neue Auftrieb begann. Daß der schwärzeste Tag auf den ersten Oktober fiel, war ein besonderes Pech. Die Ultimoengagements waren erledigt; neue Kaufordres lagen noch nicht vor. Der Strom der zu verkaufenden Papiere ergoß sich also, durch keinen Damm gehalten, auf den Markt. Nun hieß es: „Das Fehlen einer Contremine war schuld an dem Kladderadatsch". Aber gab es im Bereich einer tief wurzelnden Haussestimmung Möglichkeiten für Baissespieler? Sie fehlten, weil kein Raum für sie war. Als der Terminhandel verboten war, hieß es, man müsse ihn wiederherstellen, weil die Kurse sich nicht ausgleichen könnten, wenn das Gegengewicht der Contremine fehle. Nun lebt der Ultimoverkehr wieder; aber die Baissiers striken noch immer. Am Tag vor der Deroute hatte ein ziemlich stark engagirter Spekulant sich „glatt gestellt". Als man ihm am nächsten Tag, der ihm, wäre er noch engagirt gewesen, beträchtliche Verluste gebracht hätte, zu der klugen Vorsorge gratulirte, rief er empört: „Wenn ich gefixt hätte, wäre heute ein Vermögen verdient! Ihr gratulirt?"

Die hohe Finanz griff nicht in den ersten Wirrwarr ein. Durfte mans ihr verübeln? Nach den pädagogischen Versuchen, denen sie seit Monaten ausgesetzt ist, mußte sie ruhig zusehen, wie das schönste Agio zum Teufel ging. Liquidität ist die Hauptsache. Und in Kriegszeiten ist bares Geld das einzig Wahre, Die Banken hielten sich streng an das Dogma von den Barreserven, als sie ihre Effektenportefeuilles nicht zum Asyl für Obdachlose machten. Die berühmten Zwischenbilanzen stehen im Zeichen schwindender Liquidität. Die letzten Abschlüsse zeigten wieder eine Verschlechterung des Verhältnisses zwischen realisirbaren Werthen und Verbindlichkeiten; und der Kredit, den das Bör- ,

sengeschäft beanspruchte, hatte noch immer Millionen (bei acht berliner Banken) festgelegt. Die Bankherrscher können ihr Geld in kurzfristigen Geschäften zu guten Zinsen verwerthen; und die Effekten sind um so reizvoller, je niedriger ihr Kurs ist. Dann kauft man, bei Gelegenheit, billig ein und setzt später zu hohen Preisen wieder ab. Daß die Reichsbank ohne Diskonterhöhung über den Quartalswechsel gleiten konnte, wurde als Symptom strafferer Organisation im Kreditbezirk angesehen. Die Börse kam bald wieder zur Besinnung. Aber sie hatte ihr schlechtes Gewissen verrathen. Sind die haufsepositionen stark genug, um einer neuen Springfluth Stand zu halten? Jetzt ist natürlich eine Contremine gelegt worden. Die politische Krisis wird nicht so bald aus der Rechnung verschwinden und giebt den Bqissiers einen Boden, auf dem sie stehen können. Zu bedenken ist ferner die unbesiegbare Vorliebe des Publikums für die Aktie. Kein gutes deutsches Anlagepapier hat aus dem ersten Sturz der Dividendenträger Nutzen gezogen. Die dreiprozentige Reichsanleihe senkte sich auf 78Vs Prozent und blieb da, während Türken, Bulgaren, Serben sich erholten. Vierprozentige deutsche Hhpothekenpfandbriefe: 96,10! Da die ersten Banken täglich kündbares Geld mit 3 Prozent verzinsen, so läßt man, was aus Verkäufen erzielt wurde, bar liegen; deutsche Renten will man nicht. Lieber Vogtländische Maschinenfabrik. Diese Aktie hatte einen höchsten Gipfel von 890 Prozent erreicht. Man rechnete auf eine beträchtliche Erhöhung der Dividende. Aber es kam anders: die Dividende bleibt, wie sie war (30 Prozent). Enttäuschung. Der Kurs purzelte in die Tiefe; und die Aktie hatte in wenigen Tagen 100 Prozent (1000 Mark, also ihren Nominalwerth) eingebüßt. Auf W« stand sie noch immer in einem Mißverhältnis; zur Dividende, die eine Rente von nur M Prozent gewährt. Aber der Kurs kletterte wieder in die Höhe und hatte bald vom Verlust fast 40 Prozent wiedergewonnen. Das geschah mitten im Kriegslärm; während deutsche Renten fielen. Wenn die Balkanländer Krieg führen, ist das Geld nicht Chimaere. Die Türkei, Bulgarien, Serbien, Griechenland sind (durch ihre Anleihen) Schuldner der europäischen Großmächte. Das Schicksal der Iinscoupons ist also für den ganzen Erdkreis wichtig. Im Osmanenreich regirt die ^äministrstion äs Ostts publique Ottomsns, der durch das Muharremdekret bestimmte Einkünfte für den Schuldendienst verpfändet sind. Gefährdet wäre sie nur, wenn die Türkei von der Landkarte Europas verschwände; und selbst dann müßten die Nachfolger wohl das Erbe der Ostts ?ubliczus übernehmen. Die reformirte Türkei wollte, in ihrem stolzen Selbstbewußtsein, keine Finanzkontrole. Die Zollanleihe des Jahres 1911, die 11 Millionen türkische Pfund betrug und von der etwa 10 Millionen an die Türkei ausgezahlt worden sind, verkündete den Sieg des jungtürkischen Stolzes über die Geschichte. Die französische Osmanenbank war abgesetzt worden. Freilich nur auf Zeit. Durch den Krieg gegen Italien kam sie wieder zu Ehren. Sie gab einen Vorschuh von 4 Millionen Pfund und erklärte sich (im Mai

1912) zur Uebernahme einer Anleihe von 10 Millionen bereit. Und
im herbst sollte eine Summe von 5 Millionen Pfund zur Bestreitung
der „Staatsnothwendigkeiten" aufgebracht werden.
Der erste Staat, von dem man nach der Mobilmachung hörte, er
habe sich nach Geld umgesehen, war Bulgarien. Das neue Königreich,
dem der kluge Enkel Louis Philippes einen fühlbaren Elan gegeben
hat. Das Werk sollte durch die Konvertirung der alten sechsprozenti«
gen Bulgaren gekrönt werden, die wie ein störender Schatten in den
Lichtkreis der neuen Zeit hineinfallen. Die Mittel sollte eine Anleihe
von 180 Millionen Francs liefern, für die deutsche, französische, öfter-
reiche und englische Banken sich interessirten. Was aus diesem schönen
Plan werden wird, ist die Frage. Ein Vorschuß von 23 Millionen
wurde vor der Krisis noch erreicht. Weitere Persuche blieben erfolg-
los. In Paris wurde die bulgarische Regirung abgewiesen! und das
Gerücht, daß die Russische Staatsbank der Bulgarischen Nationalbank
einen Kredit von 25 Millionen Francs eröffnet habe, wurde schleunig
dementirt. Eine internationale Finanzkontrolle giebt es in Bulgarien
nicht. Die Auslandanleihen der letzten Jahre sind nicht leicht erlangt
worden. Für eine Ä'/sProzentige Anleihe von 100 Millionen Francs
(1909) verweigerte die französische Regirung die Cote in Paris, weil
keine Spezialsicherheit gestellt war. Die Anleihe sollte dann in Deutsch-
land eingeführt werden, stieß aber auch hier auf den Widerstand der
Regirung. Erst im November 1911 wurde die Zulassung an die Ham-
burger Börse genehmigt. Spät kam sie; doch sie kam.
In Serbien wird, seit 1895, der Dienst der auswärtigen Schuld
durch die Autonome Monopol-Verwaltung kontrolirt. Bevor es zu
dieser Einrichtung kam, mußten die Besitzer serbischer Staatspapiere
eine Zwangskonversion hinnehmen. Die Monopolverwaltung ist nicht
eine Instanz zu internationaler Aufsicht; ihre meisten Mitglieder sind
Serben. Trotzdem haben Serbiens Finanzen uns seit 1895 keine Sen-
sationen mehr geboten. Wie es im Krieg würde, weiß man nicht. Die
Berliner Handelsgesellschaft, der Doyen für die serbischen Anleihege-
schäfte, erklärte, daß weder in Serbien noch in einem der anderen Bal-
kanstaaten der Coupon bedroht sei. Die letzte große serbische Auslands-
emission betraf die ÄVsProzentige steuerfreie Goldanleihe von 1909 im
Betrag von 15« Millionen Francs. Davon entfielen 3?Vs Millionen
auf Deutschland. Aus dieser Anleihe bestehen noch ansehnliche Gut-
haben, Die Franzosen waren lange ungemein stolz darauf, daß sie
deutsche Finanzinstitute aus dem Besitz von Balkanpapieren gedrängt
haben. Ein kluger Leiter des berliner Auswärtigen Amtes hätte ihnen
die Freude an diesem Besitz jetzt tüchtig versalzen.
Der schwächste unter den Bundesgenossen ist das Königreich der
Hellenen (Montenegro zählt nicht mit, weil es keine geregelte Finanz-
wirthschaft hat), das Land der Staatsbankerote, Unerreicht ist Hellas
als Sieger über die Gläubiger, Eine Rekordleistung war das Ab-
schlachten der Iinscoupons auswärtiger Anleihen im Jahr 1893, Da-

mals wurden 70 Prozent vom Werth des Zinsscheines einfach ge°
strichen; und so ists im Wesentlichen geblieben. Seit dem Krieg gegen
die Türkei (1898) herrscht eine internationale Kontrole, der gelungen
ist, die Quote der Zinsen etwas zu erhöhen. Aber die Folgen der alten
Schande sind noch immer ,sichtbar. Die Gläubiger Griechenlands kön-
nen nur hoffen, dasz ein günstiger Stern ihnen die Millionen wieder-
bringt, die sie verloren. Der Krieg ist keine Chance. 4940 Millionen
Francs betragen die Staatsschulden des Osmanenreiches und seiner
drei Hauptgegner; und die Summe der jährlichen Zinsen umfaßt 200
Millionen Francs. Was wird der Krieg davon vernichten?
Der Werth, des deutschen Außenhandels mit dem Balkan betrug
1911 etwa 420 Millionen Mark; vom Gesammtumsatz, der auf 1900«
Millionen gestiegen ist, nur 2V^ Prozent. Allzu beträchtlich ist also der
Antheil des Handels nicht, der unter direktem Einfluß des Konfliktes
steht. Rechnet man die Summe ab, die auf Rumänien entfällt, so blei-
ben nur 220 Millionen übrig. Das Moldaukönigreich ist der wichtigste
und zahlungfähigste Kontrahent Deutschlands auf dem Balkan. Wie
weit der Warenaustausch zwischen diesen beiden Partnern beeinträch-
tigt wird, läßt sich noch nicht voraussehen. Die Ausfuhr der Balkan-
länder umfaßt hauptsächlich landwirtschaftliche Produkte, während
Deutschland Maschinen, Metall- und Textilwaaren, Chemikalien,
Waffen, Munition einführt. Daß der Getreidehandel, für den der
rumänische Weizen und der russische Roggen von Bedeutung ist, durch
kriegerische Verwickelungen gestört würde, ist sicher. Die Sperrung der
Dardanellen während des Tripoliskrieges hat sich stärker fühlbar ge-
macht, als die kurze Dauer des Hindernisses vermuthen ließ. In den
Handelsbilanzen der Balkanländer werden, durch die Verringerung
des Waarenaustausches zwischen den Staaten, natürlich auch Ver-
änderungen entstehen, die auf die Zahlungbilanz zurückwirken. Das
läßt sich nicht durch ein einfaches Rechenexempel darstellen; denn das
Maß der Vernichtung hängt von der Dauer des Krieges ab. Die Größe
der wirthschaftlichen Werths ist immerhin eine Bürgschaft gegen inter-
nationale Konflikte. Man setzt die Leistung einer ganzen geschäftlichen
Epoche nicht leicht aufs Spiel. Wer aber damit rechnet, daß sich für
die Störung des Handels auf den Balkanmärkten ein Ausgleich in be-
trächtlichen Bestellungen von Kriegs- und Eisenbahnmaterial bieten
wird, muß überzeugt sein, daß diese Waaren auch bezahlt werden. Wie
es damit gehen könnte, zeigt das Moratorium in Bulgarien; für drei
Monate sind alle Zahlungverpflichtungen aufgehoben. Die Banken
haben ihre Schalter geschlossen; und die fremden Kaufleute mögen zu-
sehen, wie sie zu ihrem Geld kommen. O'sst Is Ausrrs!
Die berliner Großbanken beurtheilen die wirthschaftlichen Fol-
gen eines Balkankrieges nicht pessimistisch, Sie glauben, daß die „Kon-
junktur" Alles besiegen werde. Als die Börse ihre gute Laune wieder-
gefunden hatte, machte sie den Witz: „Man wird einige Vorschüsse
wechseln und dann wird Alles in Akkorden ausklingen". Ladon.
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harbin in Berlin. —
Verlag der Zukunft in Berlin, — Druck von Pah S Sarleb G. m. b, tz in Berlin.

Berlin, den 26. Oktober 1912.

Anser auswärtiger Dienst.*)

M^jarlament, Presse und Publikum gefallen sich seit einiger Zeit >AM in heftigem Tadel unserer internationalen Vertretungen. Man macht sie für unsere vielen Mißerfolge haftbar und übersieht dabei, daß ein Diplomat nur ein ausführendes Organ ist, der den aus der Centrale kommenden Befehlen unweigerlich nachzukommen hat. Wer leitet denn unsere äußere Politik?

In Preußen-Deutschland hat sich nach altem Herkommen der Träger der Krone großen Einfluß auf die auswärtigen Dinge zu sichern gewußt. Wir sehen hier also das Ideal der Lehre vom Person» lichenRegiment verwirklicht.Darf man sich diesesZustandesfreuen? Der Krone muß zweifellos die letzte Entscheidung in allen wichtigen auswärtigen Fragen, in rein politischen und den jetzt nicht minder wichtigen handelspolitischen, vorbehalten bleiben. Diese Ingerenz der Kron^ darf aber nicht in das Detail gehen, wie es zum Schaden der Interessen des Landes und der Allerhöchsten Person bei uns zu sehen ist. Der Träger der Krone kann nicht Fachmann sein; auch für ihn hat der Tag nur eine bestimmte Arbeitstundenzahl. Bei dem beständigen Aufenthaltswechsel, den der Monarch liebt, bei seiner steten Beanspruchung durch Repräsentation, militärische Dinge, Vergnügungen (wozu dann noch regelmäßige, lange Wochen dauernde Reisen ins Ausland kommen), ist eingehendes Studium der fast immer sehr verwickelten auswärtigen Verhältnisse überhaupt

Von einem im Ausland lebenden Deutschen, dessen Beobachtung (aus, wie der Leser bald merken wird, mild blickendem Auge) in den heute mehr als je nothwendigen Rath mündet, für Mißgriffe nicht stets die Außenposten, sondern zunächst die berliner Centralleitung, von der die Instruktion kommt, verantwortlich zu machen.

nicht möglich. Für die durch die räumliche Trennung verhinderte Fühlung mit Kanzler und Staatssekretär des Aeufzern bieten die diplomatischen Reisebegleiter, höhere Aktuare, keinen Ersatz. Leichter erscheint die Entscheidung in Personalfragen; scheint, sagen wir: denn auch hier gehört eine Vertiefung in Einzelheiten zur richtigen Benrtheilung des Einzelnen. Auch dazu fehlt materiell die Zeit; weil die Entscheidungen aber trotzdem (und oft nach ganz einseitiger Information) erfolgen, so sehen wir auch in personaii bns meist Mißgriffe. Dem Gang unserer auswärtigen Politik sehlt die nöthige Stetigkeit und Folgerichtigkeit; er ist überreich an schädlichen Plötzlichkeiten.

Wer, wie der Schreiber dieser Zeilen, persönliches Regiment und den Glauben an besondere göttliche Erleuchtung heute nicht für zeitgemäß hält, muß die Verantwortlichkeit da suchen, wo sie zu finden ist: beim Reichskanzler. Anbillig wäre es, von Bismarcks Nachfolger das Genie Bismarcks zu verlangen, das in der auswärtigen Politik seine höchsten Triumphe feierte. In das von dem Schöpfer des Reiches gesammelte Kapital an Ansehen und Vertrauen legte die Aera Caprivi sofort eine große Bresche. Der alte kluge Staatsmann, der des Generals Erbschaft übernahm, flickte Manches wieder aus und erwarb sich gerade in internationalen Dingen mehr Verdienste, als die Menge glaubt. Der rasche Niedergang begann erst unter Hohenlohes geistreichem, aber allzu leicht schwankendem Nachfolger. Ihm gelang es, Jahre lang Hof. Parlament und Oeffentliche Meinung über die wirkliche Lage der Dinge hinwegzutäuschen. Die unter Bülow ausgestreute Saat kommt jetzt zur Reife. Jedenfalls müssen dem fünften Kanzler und seinenl Staatssekretär für Auswärtiges, als Erben sine dsnei'icio inventarii, mildernde Umstände zugebilligt werden, zumal (allerdings nicht ohne Schuld des energielosen Kanzlers) die zuvor geschilderten Eingriffe einer unverantwortlichen Stelle in alter Schädlichkeit fortdauern.

Der Träger des höchsten Reichsamtes ist in der alltäglichen Beamtentour des inneren Dienstes zu seiner Würde emporgestiegen. Ans scheint, daß ihm noch immer viel zu viel vom Verwaltungbeamten anklebt und daß er sich nicht genug als Politiker und verantwortlichen Staatsmann fühlt. Die Verfassung bekleidet ihn mit einer Autorität, die er unter Umständen rücksichtlos bei Krone und Parlament einsetzen müßte. In ganz anderer Lage ist von vorn herein der Staatssekretär des Aeußern; er ist nicht Minister, sondern nur „nachgeordnete Stelle", ei^o hat er zu gehorchen; oder er fliegt. And doch untersteht dem Staatssekretär der ganze Dienst des aus-

wattigen Ressorjs. Ohne verantwortlich zu sein, ohne durchgreifen
zu können, in „gottgewollter Abhängigkeit" den oft plötzlich wech-
selnden Direktiven von nichtfachmännischer Seite ausgesetzt, wird
er nur zu leicht als Sündenbock in die Wüste geschickt; wenn Dinge,
die er nicht abändern konnte, schief lau'en. Geht es aber einmal
gut, so heimsen schnell andere Spellen Lohn und Beifall ein. In
richtiger Erkenntnis; dieser Diskrepanze,! ist denn auch vielfach die
Forderung aufgestellt worden, nur einen Fachdiplomaten zum
Kanzler zu machen, dem zu gelegentlicher Aushilfe und Vertretung
ein Vertrauensmann nnd ehemaliger Kollege zur Seite steht. Das
hört sich ganz nett an; kann aber eine relativ kleine Carriere, wie
die diplomatische, stets einen geeigneten Kanzler auf Lager haben?
Können nicht auch Situationen entstehen, wo nur ein Finanzfach«
mann, ein Sozialpolitiker oder ein überragender Parteiführer
Kanzler werden darf? Der Fehler liegt weniger an den Personen
als am System. Bismarck schnitt sich für die eigene gigantische
Größe die Stelle des Kanzlers in Germanien zu; da es nie oder
wenigstens so bald nicht wieder einen zweiten Bismarck geben wird,
müßten logischer Weise die Funktionen des einst von ihm verwal-
teten Amtes getheilt werden. Vor Allem müßte an die Spitze der
deutschen Diplomatie ein geschulter Fachmann als Reichsminister
treten, dem alle Einzelheiten überlassen bleiben und der auch für
die Durchführung der von Krone, Kanzler und Ministerrath ge-
billigten Maßregeln verantwortlich wäre. Heute weiß der Chef
einer Mission nie genau, wer in Berlin gerade Koch und wer Kel-
lermeister ist; sicher fährt nur Einer, der fein Schifflein immer in
der am tzos wehenden Windrichtung steuert. Hausandachten, by-
zantinische Reden und reger Kirchenbesuch gelten als erprobteMit-
tel zu schleunigem Avancement. Nach altem, bewährtem Bülow-
Rezept müssen überhaupt von den auswärtigen Vertretern die
Dinge nicht so geschildert werden, wie sie wirklich liegen, sondern,,
wie man sie in Berlin zu sehen wünscht.

Unsere Diplomaten müßten nicht Menschen sein, wenn sie sich
nicht, mehr oder weniger, dem neuen und neusten Kurs anzupassen
suchten. Immerhin giebt es auch hier Männer; und es ist unge-
recht, über unser gesammtes Diplomaiencorps so den Stab zu
brechen, wie es jetzt fast täglich in allen Parteilagern geschieht.
Eben so ungerecht ist es, die adeligen Diplomaten ganz besonders
haftbar zu machen. Was ist denn überhaupt heutzutage der Adel?
Er wird nach Laune und Gunst von allen möglichen Potentaten
an Groß und Klein verliehen, wie sie einen Kronen-, Löwen- oder
Adlerorden verleihen. Ein Blick ins Staatshandbuch genügt dem

einigermaßen in den Registern unseres Adels Bewanderten, um zu konstatiren, daß mindestens die Hälfte unseres diplomatischen Personals guten alten Bürgerhäusern oder bisher ganz unbekannten Familien von nouveanx riones angehört. Wenn sich unser Staatswesen und Volk auch immer mehr demokratisirt (richtiger: plutokratisirt), so weiß doch jeder Kundige, daß Ilten und ne^ien Adel eine hohe Scheidewand trennt. Man darf auch den Sprossen einer Kreuzfahrerfamilie nicht tadeln, wenn er sich dagegen wehrt, mit den Freiherren von Schoen, Heyl und Speck in einen Topf geworfen zu werden. Seine Haltung wird um so schroffer ablehnend sein, je ärmer er ist,- er kann dann nur noch auf sein altes Schild als den letzten Rest des einstigen Ahnenglanzes pochen. Ein kluger Diplomat (er lebt nicht mehr) hat mir oft gesagt, gerade bei seinen vornehmen Geschlechtern ungehörigen Berufsgenossen Habs er fast durchweg den Muth zu eigener Meinung und zu deren Vertretung nach „oben" gefunden. Nebrigens entstammten auch die besten Diplomaten der Bismarckzeit alten Adelsfamilien: die Reuß, Schweinitz, Hatzfeldt, Holstein, Münster, Hohenlohe, Daneben wußte der große Staatsmann freilich auch bürgerliche Talente im auswärtigen Dienst nutzbar zu machen: wie die Bucher, Busch, Brauer, Schloezer, Raschdau. Freilich war dabei Tradition (und namentlich auch Wunsch des alten Kaisers), daß die wichtigeren Posten, wenn es irgend ging, mit Trägern edler Namen besetzt wurden. Das Vaterland ist mit diesem System nicht schlecht gefahren. Bei gleicher Intelligenz und gleicher Vorbildung wäre auch heute noch der vornehmere Bewerber vorzuziehen, schon weil er durch seine Herkunft vielerlei Beziehungen und Verbindungen hat, die gerade im diplomatischen Dienst vom größten Nutzen sein können. In der Gesellschaft aller Hauptstädte (der republikanischen fast noch mehr als in denen alter Monarchien) findet der Träger eines historischen Namens oder ein Graf aus altem Hause sofort alle Thüren offen, während ein namo novns, obscnra Fents n»tns, er mag noch so tüchtig sein, sich den Eintritt in manche Salons erkämpfen und den Nachweis seiner Gentleman-Eigenschaft erst erbringen muß. Nach und nach beginnt freilich, von vielen Souverainen und anderen tzochbetitelten geradezu gefördert, das Mammon-System in Hof und Diplomatie sich einzubürgern. Geld, viel Geld: Das allein wird noch respektirt. Doch bleibt erst abzuwarten, ob unsere neuen, der Putokratie zugehörigen Diplomaten Das leisten werden, was, trotz allen Schwierigkeiten, vor der Aera ihrer <Sunst geleistet wurde. Vielleicht übernehmen sie die alten Traditionen von Pflichttreue, Vaterlandliebe und Zuverlässigkeit, die im

diplomatischen Corps Deutschlands, wie in allen anderen Beam«
tenlörpern, bisher hochgehalten wurden. Die Zufuhr frischen Blu»
tes kann unserer etwas verknöcherten Bureaukratie nur nützlich
sein. In der diplomatischen Laufbahn dürften künftig überhaupt
nur Herren mit großem Vermögen möglich werden, denn das Leben
in den Großstädten wird immer theurer und überall werden früher
ungeahnte Ansprüche an Repräsentation und Gastlichkeit gestellt.
Wenn wir von unserem auswärtigen Dienst sprechen, so dür-
fen wir die Kanzleibeamten nicht vergessen. Nach ihrer Vorbildung,
sozialen Stellung und Arbeitleistung darf man sie nicht den Sub-
alternen zuzählen. Sie sind in einer Mittelstellung, deren Son-
derheit auch in den Titeln, Gehältern und Orden zum Ausdruck
kommt; mehr noch in dem Vertrauen, das ihnen, oft als Trägern
wichtiger Staatsgeheimnisse, vom Ministerium und von den einzel-
nen Chefs entgegengebracht wird. Der Durchschnitt dieser Beamten,
die durchweg dem kleinen und mittleren Bürgerthnm entnommen
»erden, zeigt oft die löblichste Tüchtigkeit und immer eine (durch
den meist langMrigen Aufenthalt an dem selben Ort erworbene)
genaue Lokalkenntniß. Der Kanzleichef einer Botschaft ist dem
Feldwebel in unserem tzeer zu vergleichen; wie diese „Compagnie-
mutier" für den Dienst kaum minder wichtig ist als der Haupt-
mann, so läuft durch die Hand des Kanzleichefs der ganze Ge-
schäftsbetrieb einer Mission. Er muß alle Akten gründlich kennen,
Journalisten und andere Vertrauensmänner an der Hand haben,
mit den Sektionchefs und Dezernenten der einzelnen Ministerien
Fühlung halten und in alle Sättel gerecht sein. Das diploma-
tische Personal einer Botschaft, das, schon seiner Ausbildung we-
gen, oft wechseln muß, kann auf all diesen Gebieten, in all diesen
Winkeln gar nicht Bescheid wissen,- dazu gehört lange Eingewöh-
nung und eine Konzentration auf ein begrenztes Feld, die dem mit
der Repräsentation, dem Verkehr mit dem Hof, den Kollegen, den
Spitzen der Gesellschaft des fremden Reiches belasteten diploma-
tischen Beamten der Botschaft unerlangbar ist. Wer arbeitet, wer
immer bereit steht, hat Einfluß. Deutschland hatte kluge Botschaf-
ter, die nichts ohne Rücksprache mit ihrem Kanzleichef ausführten
und ihre Meinung oft der besseren einer bewährten „Säule der
Mission" unterordneten. So kommt in unserem auswärtigen,
Dienst, mehr als in dem irgendeiner anderen Großmacht, auch das
unbemittelte, aber tüchtige Bürgerthum zu gehöriger Geltung.
Summa Summarum: unsere Diplomatie kann sich noch immer
neben der anderer Staaten sehen lassen. Richtig mag ja sein, daß
heute Mancher Botschafter oder Gesandter wird, den Bismarck nie

aus dem Dunkel kleiner Verwendung gezogen hätte. Die Gegen«
wart aber möge sich dankbar der Vergangenheit und der großen
Verdienste erinnern, die sich viele Diplomaten der bismärckischen
Zeit um das Vaterland erwarben. Neben die, Großväter treten
jetzt Enkel; und wir dürfen hoffen,,daß in dem Nachwuchs unseres
auswärtigen Dienstes tüchtige Menschen sind. Adelig, frisch über«
geadelt oder schlicht bürgerlich: mit welchem Prozentsatz jede dieser
chinesischen Kategorien in der Mischung vertreten ist, kann Denen
gleichgiltig sein, die ihr Nrtheil nur auf die Leistung gründen.

Mermuths Aufgabe.

KK^ie berliner Stadtverordnetenversammlung hat allzu oft die
Neigung gezeigt, in hohe und höchste Kommunalstellungen
Staatsbeamte „mit Rückgrat" zu berufen: Männer, die Konflikten
mit Vorgesetzten nicht ausgewichen sind. Herr Reicks hatte als Kon«
sistorialrath Reibungen (allerdings recht gelinde) mit der Kirchen-
behörde und wurde alsbald Bürgermeister vonBerlin. Und auch bei
der erfreulichen Wahl von Mermuth entschied schließlich, daß er vor
Kanzler und Bundesrath Standhaftigkeit bewiesen und sich gewei«
gert hatte, feierlich verkündeteGrundsätze preiszugeben. Alle frühe-
ren Erfolge Mermuths, feine langjährige Thätigkeit in der inneren
Reichsverwaltung und an der Spitze des Schatzamtes, hätten allein
ihn schwerlich auf den Sessel des Oberbürgermeisters von Berlin ge-
führt, wäre er in Eintracht und Frieden aus seinem Staatsamt ge-
schieden. In dieser. Vorliebe der berliner Stadtverordneten für Kon-
fliktsopfer liegt unbestreitbar etwas Rührendes; freilich auch eine
leise Komik. Da kommt ein atavistischer Rückstand von Märzstim-
mungen zum Ausdruck; ein Rest vonBürgertrotz und Männerstolz,
den man zwar selber kaum noch hat, aber bei Anderen ganz gern sieht,
das letzte Bruchtheilchen von Kampflust der bürgerlichen, städti-
schen Selbstverwaltung gegen den Staat, dessen Vertreter immer
noch gefürchtet und als Gegner betrachtet werden, wie einstens der
friderizianische Steuerkommissar, der die verschüchterten, verarm«
ten Städte drangsalirte. And doch können diese Staatsvertreter
kaum verbindlicher, konziliänter, höflicher auftreten als heute, zum
Beispiel, der berliner Oberpräsident von Conrad und sein Adjutant,
der sachliche, kluge und immer liebenswürdige Oberpräsidialrath
Graf Rödern. Auch dem intelligentesten, lernbegierigsten Auslän-

der wäre der (nur aus unserer Geschichte und unserem politischen Elend zu erklärende) Gegensatz, der in Deutschland zwischen Staat -und Gemeinde klafft, nicht begreiflich zu machen; kein Verstand eines Fremden könnte je etwa erfassen, daß ein Polizeipräsident neben einem Bürgermeister und des Oefteren gegen ihn besondere Wohlfahrt- und Sicherheit-Interessen zu schützen hat, zu deren Schutz der Gemeindechef offenbar nicht geeignet ist. Ein durch und durch unsinniger, blöder, meist heimlicher, nur manchmal offener Kampf wird zwischen dem Staat und den städtischen Gemeinden in Deutschland täglich und stündlich aNsgefochten; ungezähltes Papier wird vollgeschrieben, Geld und kostbare Zeit werden diesem Anfug geopfert. ?1ecturitur ^okivi; der Bürger, der bauen, eine gewerbliche Konzession haben will, leidet unter diesem Zwiespalt, der auch die öffentlichen Interessen gefährdet. Gerade in Berlin blüht dieses Unwesen mehr vielleicht noch als anderswo; und man kann nicht einmal behaupten, daß die staatlichen Organe hier die Schuld tragen. Ein kleinbürgerlicher, mißtrauischer und rechthaberischer Geist hat lange in den Bureauz der berliner Kommune geherrscht; oft schien man städtische Freiheiten zu schützen, während man doch nur sich schwach fühlte oder kleine Eitelkeit fütterte. Nnd diese ständigen Reibungen zwischen Staat und Gemeinde, von denen nur in seltenen Fällen Etwas in die Oeffentlichkeit dringt, sind uni so wunderlicher, als sie gepaart sind mit heißer Sehnsucht der Bürger nach guten Beziehungen zu eben dieser Staatsgewalt, die doch nun einmal die Macht in Händen hat und ihre Sonne nur über Gerechte scheinen zu lassen gewillt ist. So mischte sich ja auch in de? Begrüßungrede desStadtverordnetenvorstehers das Lob wermuthiger Mannhaftigkeit mit der Hoffnung auf dessen gute Beziehungen „nach oben". Beseitigen lassen sich diese unerfreulichen Zustände, durch die eine echtdeutsche Abneigung vom Staat immer wieder genährt wird, wohl nur, wenn eine durchgreifende Verwaltungreform den Gemeinden und deren Oberhaupt die uralten, durch eine unselige EntWickelung gekürzten Rechte wiedergiebt. Immerhin wird der Konflikt viel von seiner Schärfe verlieren, wenn der richtige Bürgermeister da ist; hier hängt fast Alles von der Persönlichkeit ab, von ihrer suggestiven Kraft, ihrer diplomatischen Klugheit, ihrer durchgreifenden Energie. Vor dem seiner Kraft bewußten Bürgermeister großen Stils Pflegen nicht nur Polizeipräsidenten, Pflegen auch Regirung- und Oberpräsidenten die Segel zu streichen, wenn es hart auf hart geht. Männer von dem Wuchs des danziger Oberbürgermeisters Leopold von Winter (des bedeutendsten kommunalen Verwaltungbeamten, den Preußen her-

vorgebracht hat; darum hat ihn die dankbare Nachwelt auch schon beinahe vergessen) haben nicht nur die eigene Stadt, sondern das Bürgerthum der gesammten Provinz hinter sich und sind in ihrer amtliche?', und sozialen Stellung den obersten staatlichen Spitzen ebenbürtig. Braucht man an Wiens genialen Bürgermeister Lueger zu erinnern, dem nicht nur Wien, dem ganz Oesterreich zujauchzte und neben dessen Macht und Einfluß hie der Minister nur schattenhaft wirkte? Vielleicht steckt in dem Niedersachsen Adolf Mermuth Etwas von dieser ins Norddeutsche transponirten Kraft, vielleicht ist er berufen, in der Reichshauptstadt jenen selbstbewußten Bürgergeist zu erwecken, der nicht im bedientenhaften Schimpfen, nicht im kleinbürgerlich-afterdemokratischen BeHaben und Protestiren seine Stärke sucht, sondern durch die eigene Wucht und Schwere wirkt und imponirt. Gewiß wird auch heute schon viel selbstlose, stille und treue Arbeit in Berlin geleistet; aber dem ganzen Kommunalleben fehlts hier an Rhythmus und Schwung, an Einheit und Größe. Und Mermuth scheint neben seiner großen Arbeitkraft und Erfahrung, seiner Frische und Energie zum Glück auch noch eine starke Dosis diplomatischer Verschlagenheit in sich zu haben, die ihm in den unausbleiblichen Konflikten hoffentlich den Sieg verleiht; er hat diese Begabung oft, namentlich bei den Verhandlungen mit Witte über den russischen Handelsvertrag, bewährt, zu denen ihn Bülow nach Norderney rief. Diese Mischung der Gaben kann ihm helfen, die erste ihm gestellte Aufgabe zu bewältigen: Wiederherstellung des geminderten Ansehens der berliner Kommunalverwaltung in der Öffentlichkeit. Nur eine Kommune, deren tzaupt in solchem Ansehen steht, daß selbst der Mächtigste sich hüten wird, es anzutasten, kann erwarten, ihren Weg unangefochten zu gehen, ihre Verhandlungen mit den verschiedensten Ressorts in Ehren und mit Erfolg zu führen.

Die zweite Aufgabe wäre dann: Wiederherstellung der Autorität nach innen. Eine Stadt, in der die Stadtverordnetenversammlung dominirt, ist auf die Dauer zu ungemeiner Leistung eben so wenig fähig wie etwa eine Großbank, die vom Aufsichtrath geleitet wird. And in Berlin herrscht seit Iahren, eigentlich seit dem Tode Forckenbecks, die Stadtverordnetenversammlung; nicht der Magistrat und erst recht nicht der Oberbürgermeister. Dieser Zustand hatte sich in den letzten Iahren sichtlich verschlimmert und manchmal geradezu groteske Formen angenommen; der Magistrat und seine Mitglieder fühlten ihre sekundäre Rolle und haben sie laut und leise oft genug beklagt. Raubt aber schon kleineren oder mittleren Städten die Schwerfälligkeit des kommunalen Apparates

allzu viel Kraft und Zeit, wirkt sie schon da lähmend auf die Initiative und Arbeitfreudigkeit, so wird sie in der Großstadt, gar in des Reiches Hauptstadt, die ihren weltstädtischen Charakters sich so gern rühmt, in dem Augenblick besonders unheilvoll, wo der Schwerpunkt verrückt ist. Man darf nicht vergessen, daß Steins Städteordnung (sicher eins der weisesten Gesetze Preußens) aus einer Zeit stammt, in der selbst Berlin, nach den jetzt geltenden Begriffen, nach eine bescheidene Mittelstadt war. Sähe heute der Freiherr vom Stein die Vormänner im Rothen Haus agiren: er würde nicht säuberlich mit ihnen verfahren. Der größte Theil ihres Thuns und Treibens patzt nicht im Mindesten zu dem Geist der Städteordnung Steins: das ganze politisch-fraktionelle Getriebe, die Klüngelei, das Phrasenwesen, der unernste parlamentarische Aufputz. Hier mutz eine eiserne Faust zugreifen, die auf den Kopf gestellten Dinge zurecht zu rücken; und Berlin hofft, datz der neue Herr diese Faust hat, wenn er sie auch vielleicht noch eine Weile unter einem Sammethandschuh verbergen wird. Der Magistrat und sein Leiter müssen wieder die Zügel in die Hand nehmen nnd die Stadtverordneten in die ihnen vom Gesetz zugeschriebene Stellung verweisen; nicht aus Herrschsucht, sondern zu Nutz und Frommen der Reichshauptstadt. And jeder Sachkenner weitz: wenn nur erst einige eitle oder ehrgeizige Wortführer zur Raison gebracht sind, ist die überwiegende Mehrzahl der Stadtverordneten, die doch im Grunde ordentliche, tüchtige Männer zn sein pflegen, heilfroh, endlich wieder der Führung eines überragenden Kopfes folgen zu dürfen. Auch in der eigentlichen Verwaltung wird der neue Chef noch recht viel zu bessern finden; es fehlt an Einheit eben so wie an klar erkannten und der Mühe lohnenden Zielen; die Ressorts arbeiten an einander vorbei; Hochbau und Tiefbau, Technik und Justiz, hohes und niederes Schulwesen: nirgends die unentbehrliche Einheit im Wollen und Vollbringen. Das Stadthaupt mutz sich selbst erst die Waffen schmieden, mit denen es in den Schlachten siegen kann. Wenn Mermuth Das vermag, wird der Bürger Berlins wieder mit wirklichem Stolz auf sein Rathhaus blicken, das lange nur mit leisem Spott genannt wurde.

Aber (so höre ich fragen) rechtfertigt denn die großartige Entwickelnng Berlins mit seinen gewaltigen Instituten und Schöpfungen aller Art so herbe Kritik seiner Kommunalverwaltung? Kommt Mermuth nicht in einen großartigen Betrieb, hat er es nicht selbst laut anerkannt? Darauf ist zu antworten, daß das Wachsthum Berlins, wo Intelligenz und Reichthum des ganzen Landes zusammenströmen, eben so wenig auf das Konto der städtischen Ver-

waltung zu verbuchen ist, wie etwa Handel und Industrie ihre
Blüthe der preußischen (nachbismärckischen) Regirung verdankt.
Auch wenn wir davon absehen, daß diese neuberliner EntWickelung
«uf höchst wichtigen Gebieten recht unerfreulich ist, daß ausschritt
und Tritt schwere Sünden der Verwaltung sich vor das Auge
drängen, daß es an jeder Weite des Blickes, an ästhetischer Empfin-
dung, Voraussicht und Kritik oft genug im Rothen Haus gemangelt
hat: wo in Deutschland, von Königsberg bis Mannheim und von
Hamburg bis München, fehlen denn diese technischen Schöpfun-
gen heute noch? And sind die Leistungen der Staatsbauverwal-
tung, der Eisenbahnen, der Provinzen und Kreise, der großen Kor-
porationen, vor Allem aber der Privaten nicht mindestens auf dem
selben Niveau? Was mit Methode, Organisation und Geld ge-
macht werden kann, Das wird heute in Deutschland überall ge-
macht) und meistens besser und schöner als in Berlin. Mich hat
der selbstgefällige Stolz gewisser Stadtoberhäupter auf ihre neuen
Nathh'^'e? 5°.'us:?, auf ihre Schulen, Theater, Stadt-
Hallen immer etwas seltsam gedünkt. Du lieber Gott! Mit der
Hilfe tüchtiger Techniker, aus dem Säckel der Steuerzahler läßt
sich das Alles ohne besondere Intelligenz schaffen; und wäre es
nicht am Ende verständiger, statt immer wieder Kranken-, Irren-
und Arbeithäuser zu bauen, die Quellen dieses Elends nach der
Menschenmöglichkeit zu verstopfen: der Alkoholpest entgegen zu
wirken und gesunde, tüchtige Menschen heranzuziehen, die unter
menschenwürdigen Bedingungen wohnen, sich nähren und kleiden
können? Hier ist der Lorber zu holen, nur hier, nicht aus Pracht-
bauten und Luxusanstalten. Der Oberbürgermeister von Alm, der
vorbildlich und erfolgreich sich seit Jahrzehnten um die Probleme
der Bebauung, Behausung und Ernährung bemüht hat, steht hoch
über manchem betriebsameren Großstadtkollegen, der in allerlei
Firlefanz seinen brennenden Ehrgeiz zu kühlen sucht.
Daß in positiver, vorbeugender Kommunalpolitik Berlin we-
niger geleistet hat als andere deutsche Großstädte, darüber ist kein
Zweifel möglich; und diese erweisliche Thatsache kann durch höflich
anerkennende Worte einer Reisekommission eben so wenig aus der
Welt geredet werden wie durch eine Komplimentirung, die der neue
Herr, weil er klug ist und seine Leute kennt, nicht sparen durfte. Er
braucht die gute Stimmung dieser Leute. Denn er hat eine Riesen-
arbeit vor sich, dieser neue Bürgermeister, der uns einstweilen recht
gefällt; und herzliche Segenswünsche aller guten Berliner be-
gleiten ihn auf seinem schweren und dornenvollen Weg,
Richard Witting.

Monistische Sonntagspredigten.
mäuväisL 1it.«r.Tture zzour etrs uns Konus reli^ion: so
urtheilte «nn« 18^ Frau Emile de Girardin über gewisse
philosophische Produktionen ihrer Zeit. Wir Deutschen be-
sitzen seit Schopenhauer und Lotze literarisch werthvolle philosophi-
sche Werke; und auch Ostwalds.(im leipziger Akademischen Verlag
erschienene) ..Monistische Sonniagspredigien", kozinen sich iu^cr
Literatur se,hgn ^ss^« Religion wollen sie nicht sein; die religiöse
Erbauung zu ersetzen, wird ihnen ja, freilich nur in einem sehr klei-
nen Kreis, gelingen. Vielem, was der berühmte Chemiker darin
sagt, stimme ich bei. Auch ich verehre das Alte nicht darum, weil es
alt ist (uitter allen ethischen Typen ist mir der chinesische am Meisten
zuwider), und theile nicht die bei Orthodoxen und Konservativen
üöliche allzu hohe Schätzung der Tugend des Gehorsams; Schil-
lers Kampf mit dem DraHen ist mir von der Knabenzeit bis Heute
anstößig gewesen. Sehr gesund ist den tzierarchen der Nachweis,
wie iehr^Ie"Hre eigenen Leistungen für das Wohl der Menschheit
über-, die der anderen Kulturmächte unterschätzen und wieLM-
lich es von ihnen ist, daß sie „das Nrgrauen" in der Gestalt des
tzöllenglaubens zur Befestigung ihrer Herrschaft mißbrauchen (was
übrigens von den schlichten Seelsorgegeistlichen nicht gilt; sie han-
deln darin bonk 5iä«, da sie selbst an die tzölle glauben). Die Defi-
nition: „Wahrheit ist, was uns die Zukunft vorauszusagen ge-
stattet", charakterisirt richtig die exakten Wissenschaften, aber sie darf
nicht auf all: Wissensgebiete ausgedehnt werden. Die Ergebnisse
der Geschichtsorschung lassen sich nicht durchs Experiment und
durch das Eintreffen des Vorhergesagten prüfen; und doch wäre es
ungerecht, ihr darum den Charakter einer Wissenschaft abzuspre-
chen. Vortrefflich sind die Regeln, die Ostwald für die Arb.ttt,öko-
uomie und für das Streben nach Glück aufstellt; doch haben weise
Menschen sie schon vor Jahrtausenden befolgt. Glücklich bist Du,
°ZrieMi Dein Wille"geschieht, und er geschieht immer, wenn er mit
dem Willen Gottes übereinstimmt: Das habe ich Jahrzehnte vor
der Ausbildung der energetischen Theorie meine Schüler bei der
Erklärung der Dritten Bitte des Vaterunsers, des Achten Kapitels
des Römerbriefes, des Dritten und Vierten Kapitels des Galater-
briefe» gelehrt. Der Wille Gottes, mit dem der gläubige Christ
seinen eigenen Willen in Einklang zu bringen strebt, ist eben der
die sozial: Ordnung begründende vernünftige Weltwille. Ein be-
kannter Goethespruch, den sich Ostwald aneignet, ist dahin zu korri-
giren: Wissenschaft und Kunst können unter Umständen die Reli-

gion ersetzen; genauer: wer, wie Ostwald, frei von leiblichen und seelischem Gebrechen, von keinem schweren Unglück heimgesucht, in erfolgreicher Thätigkeit, in einer glücklichen Ehe volles Genügen findet, Der bedarf weder öer Religion noch einer sozialistischenUtopic. Das höchst anregende Buch Seite vor Seite kritisch zu analysiren, wäre mir Genuß; doch dabei würde ein zweites Bnch herauskommen; hier kann und muß nur gegen die Voraussetzungen Verwahrung eingelegt werden, von denen diese Predigten ausgehen.
In zwei Aufsätzen habe ich nachzuweisen versucht, daß Ostwalds energetischer Imperativ „Vergeude keine Energie" nicht allgemein anwendbar ist, weil höhere Kultur und Menschenglück mehr auf der Bethätigung als auf der Ersparung von Energie beruhen. Naturenergien wie Nahrungmittel, die ein anderer Mensch brauchen kann, zu vergeuden, verbietet das christliche Gewissen, aber seine eigene körperliche und geistige Energie zu verschwenden, darin finden der Splortsmann, der Verliebte, der opferwillige Menschenfreund, der Ehrgeizige, der vom Thätigkeitsdrang Besessene ihr Glück, ein nicht immer sündhaftes Glück. Wenn meine Aufsätze nicht schon zu lang gerathen wären, würde ich diese Anficht noch mit dem Sexualleben illustrirt Haben. Dass Thier geht geraden Weges auf das Ziel los. Welche Nmwege macht dagegen der Mensch! Mephistophelisch ausgedrückt: „Was Hilsts, nur gerade zu genießen? Die Freud' ist lange nicht so groß, als wenn Ihr erst herauf, herum, durch allerlei Brimborium, das Püppchen geknetet und zugericht." In edler schillerischer Auffassung: „Da faßt ein namenloses Sehnen des Jünglings Herz." Ohne diese Am- und Irrwege fiele die Hälfte der poetischen, Unterhaltung- und Theaterliterautr, also ein beträchtliches Stück Kultur, hinweg (Ostwald selbst rechnet neunzig Prozent, ohne daran zu denken, daß, es sündliche Energieverschwendung ist, was dieser Literatur den Stoff liefert). Und dann noch die wirthschaftlichsn Erwägungen, die Rücksichten auf Eltern, Verwandte, auf das qu'eu äirä-t cm, die gesetzlichen Hindernisse, die sich vor dem Ziel aufthürmen! Da bereitete es mir denn eine vonSchadenfreude nicht ganz freie Genugthuung, zu sehen, wie Ostwald (in der „Zukunft") an diesem kitzlichen Punkt sich selbst widerlegt, indem er aus seiner Theorie seinen Verstand Folgerungen ziehen läßt, die sein Herz und seine Vernunft (er ist ja ein fein gebildeter und edler Mensch) ohne Zweifel verwerfen.
An Gretchens Untergang soll die Kirche schuld sein. Aber die Kirche hätte mit Vergnügen ihren Segen gegeben, wenn Faust die niedrig/ Geborene zur Frau Doktor erhoben und mit ihr ein Dutzend FänMin in die Welt gesetzt hätte. Nichts und Niemand ist schuld

als der Herr Doktor, der genießen will, ohne Pflichten zu erfüllen. And weil Das allgemeine Männerart ist, darum hat die Weisheit, die im Menschengeschlecht, ihm selbst unbewußt, waltet, bei allen Völkern, von den sogenannten Naturvölkern höchstens die aller« rohesten ausgenommen, aus Fürsorge für die Arterhaltung den Geschlechtsverkehr an Regeln gebunden. Und selbst, wenn es, solchen Regeln nach, zur Ehe kommt („mit dem Gürtel, mit dem Schleier"): war der schöne Wahn, oder die Begierde ohne schönen PLahn das Einzige, was für ein Weilchen band, fehlen die mancherlei Rücksichten und das christliche Pflichtgefühl, dann beginnen alle di: „Eheirrungen", welche die Hälfte von den fünfzig oder neunzig Prozent mit Sstoff versorgen; und es ist noch sehr fraglich, ob die Beseitigung aller gesetzlichen Schranken die Zahl der tra° gisch verlaufenden Konflikte nicht vermehren, statt vermindern würde. Ein Sexualreformator der wilden Sorte empfiehlt die Mückkehr zur schönen Freiheit der Griechen. Nun, die Freierliebchen der Odyssee hatten die Sache „mit der selben Unbefangenheit behandelt wie etwa Essen und Trinken"; Telemach aber meint, sie hätten sein Haus geschändet und dürften darum keines reinen Todes ««v«-^,) sterben. Er knüpft sie auf. „Wie ein fliegender Zug der Drosseln oder der Tauben oft in die Schlinge einstürzt, die aufgestellt im Gesträuch ist, also hingen sie dort aneinandergereiht mit den Häuptern, zappelten dann mit den Füßen ein Weniges, aber nicht lange." Thomas von Aquin begründet die Notwendigkeit der Monogamie als einer Naturordnung mit dem Hinweis auf solche Thiers, die, wie die Singvögel, monogam leben, weil bei ihnen zur Aufzucht der Jungen beide Eltern zusammenwirken müssen; das Menschenjunge brauche viele Jahre lang beide Eltern. (Nebenbei: Ostwald theilt den viel verbreiteten Irrthum, die Katholische Kirche erkläre den Geschlechtsverkehr an sich für sündhaften den Werken der eben genannten höchsten theologischen Autorität dieser Kirche habe ich keine Spur solchen Aberwitzes gefunden). Im Christenthum kommt zur Fürsorge für die Nachkommenschaft noch der Schutz der Frau hinzu. Abweichend von Heiden und Mohammedanern, bei denen die Frau als Sache behandelt wird (in dem von Ostwald belobten Japan hat kürzlich die Polizei die Aufführung von Sudermanns „Heimath" erst nach der Amdichtung des Schlusses gestattet: Magda muß, reuevoll zur Pflicht des kindlichen Gehorsams zurückkehren), erklärt die Katholische Kirche, daß, die Ehe geschlossen werde durch die Willenserklärung beider Nupturienten, und sie hält an dieser Auffassung des Wesens der Ehe, die dem verfeinerten ethischen Empfinden un-

serer Zeit entspricht, mit solcher Strenge fest, daß ihr Tridentisches Dekret mit der Verurtheilung Aller beginnt, welche die bis dahin ohne Einwilligung der Eltern heimlich und formlos geschlossenen stehen ganz junger Personen für ungiltig erklären. Nicht um die Ehe von ihrem Segen abhängig zu machen, sondern, um dem Unheil zu steuern, das aus dem überhandnehmenden Unfug der klandestinen Ehen entsprang, hat sie, nachdem die lutherischen Obrigkeiten schon vorangegangen waren, eine Form für die Beurkundung des Personenstandes eingeführt. Nicht als Segner, sondern jnur als vornehmster der drei Zeugen sungirt, so weit die Giltigkeit der Ehe in Betracht kommt, der pai-völins propiius, wie Jeder weiß, der Manzonis ?rom«ssi 8posi gelesen hat, und nach wie vor dem Tridentinum gelten dem Theologen, der die Ehe im scholastischen Schema der Sakramentenlehre unterzubringen hat, die Brautleute als die Spender (ministri) des Ehesakraments (Ich habe diesen Sachverhalt schon einmal in der „Zukunft" dargelegt, um das illoyale Verhalten der deutschen Bischöfe bei der Einführung der Civilehe zu beleuchten.)
Wer den aussichtlosen Versuch macht, .die menschlichen Dinge in eine physikalische oder biologische Theorie zu zwängen, Der muß, ebe^l beim wichtigsten Stück Wirklichkeit, beim Menschenthum, vorbeisehen. Nach dem Glauben des Monistenpredigers war am Anfang das Chaos der chemischen Elemente. Aus ihm sind die organischen Gebilde hervorgegangen, die sich durch Anpassung vervollkommnen? der Mensch thut Das nach einem bewußten Plan; nicht sowohl sich der Natur, als die Natur seinen Bedürfnissen anpassend, ist er darauf bedacht, seine Zukunft immer glücklicher zu gestalten. Seine Selbstvervollkommnung beginnt mit der Religion, unter deren Leitung er allmählich die Stufe des wissenschaftlichen Denkens erklimmt. Ist sie erreicht, so leistet die Wissenschaft mehr als die Religion, die den Anhänger an die Denkweise ihres Stifters bindet und auf der von ihm erreichten Kulturstufe festhält, während die Wissenschaft, durch neue Erkenntnisse und Erfahrungen unaufhörlich sich selbst korrigirend, ohne Unterlaß fortschreitet. Darum führt auch die Wissenschaft die Geister zu immer höherer Einheit und Einigkeit zusammen, während die Religion sie mehr und mehr entzweit. Nur ein Unehrlicher kann sich heute noch zur Wissenschaft und zugleich auch zum Offenbarungsglauben bekennen. Die richtig verstandene (gemeint ist die im Sinne Darwins verstandene) EntWickelung liefert sichere wissenschaftliche Wahrheiten und vernichtet alle Mystik. (So Pflegt Ostwald die Metaphysik zu nennen. Mystik ist aber etwas ganz An-

dcres. Ich bin MetaPhysiker, habe aber keine Spur mystischer Anlage und verabscheue die Pseudomystik, die seit einigen Jahrzehnten, zum Theil in der Maske der Wissenschaft, unter dem Namen Okkultismus ihr Unwesen treibt.) Die religiöse Mystik ist pessimistisch und läßt das Menschengeschlecht von einem vermeintlichen. Paradies rückwärts in immer ärgere Schlechtigkeit und Nnglückseligkeit gerathen, weil die bisherigen Lehrer der Menschheit alte Männer waren und der Greis als 1g.uäätor tein^oris g.Oti, ss puerv, den Verlauf der Weltgeschichte verkehrt sieht. Die Wissenschaft dagegen ist optimistisch und muß, es sein; gelingt es ihr doch, die Menschen stetig besser und glücklicher zu machen.
Diese Gedankenreihe läßt eine Menge Wirklichkeiten unbeachtet; unter anderen diese: daß die größten Denker aller Zeiteu die Entstehung schöner, zweckgemäßer Gebilde, gar eines Kosmos unzähliger solcher Gebilde, durch zufällige Anpassungen, ohne leitende Intelligenz, nichtzu denken vermochten; daß, wieLotze zeigt, bis psychischen «nd die physikalischen Vorgänge unvergleichbar und, wie die Erkenntnißkritik zeigt, körperliche Dinge ohne wahrnehmende Seelen oder Geister undenkbar sind, daß demnach der Materialismus, der das Geistige aus dem Körperlichen hervorgehen läßt, unhaltbar ist. (Ostwald gesteht zu, daß, die Anvergleichbarkeit ein unwiderleglicher Einwand gegen den atomistischen und mechanistischei', Materialismus sei, und sucht die Schwierigkeit mit seinem Energismus zu heben; vergebens: denn die energetischen Er-Meinungen haben mit Empfindungen und Vorstellungen eben so weni.i, AehulichkMwie die mechanischen und die Molekularbeweg un gen. Als Funktion des Gehirns kann der Geist nur unter der Bedingung gedacht werden, daß, das Gehirn Werkzeug eines Geistes zur Erzeugung von Wahrnehmungen und Vorstellungen in geschöpflichen Seelen ist.) Ferner: daß, gründliche Geschichtkenner in der Totalität des mit der ethischen Prophetenreligion im achten Jahrhundert vor Christus beginnenden und bis heute fortwirkenden Christenthums eine Veranstaltung Gottes zum Heil der Menschheit sehen, die Offenbarung genannt werden darf, weil erst nach Jahrtausenden die Wahrheit mancher seiner Lehren, der Segen mancher seiner Institutionen durch Wissenschaft und Erfahrung deutlich erkannt wird. (Die Totalität, sage ich, weil viel Einzelnes preisgegeben werden muß,; daß das vaulinische Erlösungdogma nur als Symbol haltbar ist, habe ich oft erwähnt und seine endgiltige kirchliche Fassung be- und verurtheile ich ganz so wie Ostwald.) Daß unzählige ehrliche und verständige Menschen bekennen, entweder in der äußeren Führung ihres Lebensganges

oder iu inneren Einwirkungen oder in Beidem Gott erfahren zju haben. Daß die richtigen Grundsätze wissenschaftlicher Forschung lange vorfvarwin von den^großen Astronomen, Physikern, Mathematikern, Philosophen der neueren Zeit festgestellt worden sind und daß gerade die Entwickelunglehre darwinischen Gepräges den soliden Boden strenger Wissenschaftlichkeit verlassen hat, indem sie Hypothesen für Thatsachen ausgiebt und die Thatsachenlücken ihrer Schlußketten mit Phantasiegebilden ausfüllt; eine Sünde, der sich Ostwald selbst in seinem eigenen Forschungsgebiet nicht schuldig macht und die er auch, wenn er darüber hinausschweift, zu vermeiden sucht. Endlich, daß gerade auf dem biologischen Gebiet, dem die für Ostwald maßgebende Auffassung der EntWickelung entstammt, die Forscher täglich uneiniger werden.
Was die beglückende Kraft der fortschreitenden Wissenschaft betrifft, so sei nur an die Argumentation Eduards von Hartmann erinnert, der von Neberschätzung des Alterthums und vom Glauben ans Paradies sehr weit entfernt war. (Der biblische Baumgarten gehört übrigens zu den Offenbarunglehren, deren Wahrheit erst heute deutlich erkannt wird. Denn erst uns ist klar geworden, daß der Mensch die Anfangsstadien seines Daseins nur in einer paradiesischen Gegend, etwa von der Art der Samoainseln, überstehen konnte. Ein Rassentheoretiker, wenn ich mich recht erinnere, Willibald Hentschel, versucht denn auch, nachzuweisen, daß Ozeanien die Urheimath der weißen Rasse sei. Und wenn der Mensch von einem affenartigen Thiere abstammet, dann versteht sich von selbst, daß, die EntWickelung zum Menschen nur in einem Obstgarten geschehen ^ein kann.) Die negative Glücksbilanz Hartmanns lasse ich nicht gelten, aber was er von der Ohnmacht der Kultur, glücklicher zu machen, sagt, ist unwiderleglich. Hat man sich in einer Ueberzeugung und in Grundsätzen, die nicht vom Kultnrfortschritt abhangen, die Quelle des Glücksgefühls oder der dieses ersetzenden Resignation oder Hoffnung erschlossen, dann kann man auch der Erleichterungen des Lebens und der Annehmlichkeiten, die der Kulturfortschritt spendet, als willkoimmsener Zugaben dankbar froh werden. Der Preis der steigenden Moralität aber erregt beim Denkenden besonders dann immer Heiterkeit, wenn er ein Zeitungblatt überfliegt. Als Niederschlag der Literatur über diese Frage hat sich ergeben, daß mit wachsendie».' Kultur die Staatsordnung, die gewaltthätigeAusbrüche antiethischer Triebe in Schranken hält, an Festigkeit gewinnt, so daß es heutzutage äußerlich bei uns meist hübsch manierlich zugeht. Was in ungewöhnlichen Situationen möglich ist, hat der Herausgeber der „Zukunft" neulich erst drastisch

geschildert. Ostwald erklärt solche wilde Eruptionen des Selbster»
Haltungtriebes daraus, daß „die am Frühesten erworbenen Eigen»
schaften in unserem Geist zuunterst liegen und so die Grundlage
aller späteren EntWickelung bilden. Je später eine Eigenschaft er»
worden ist, um so höher und lockerer liegt sie diesen Grundlagen
iiuf und die zuletzt erworbenen Eigenschaften, die das Höchste,
Feinste und Schwierigste darstellen, was den Menschen auszeichnet
und ihn von den anderen Lebewesen so grundsätzlich unterscheidet,
können auch am Ehesten verloren gehen." Fürs Individuum mag
Das gelten, im Gattungleben verhält sich meiner Ansicht nach die
Sache anders. Grundlage alles Ethischen ist der Selbsterhaltungs-
trieb. Ethisch werden dessen Betätigungen dadurch, daß das
„Selbst" sich vergeistigt und sozialisirt, daß, in Dem, was der
Mensch zu erhalten strebt, die ethischen, ästhetischen, gemüthlichen,
intellektuellen Besitzthümer seiner Seele mehr und mehr überwie-
gen und daß ihm das Glück eines oder einiger Nebenmenschen
fürs eigene Glücksgesühl unentbehrlich wird. Der Durchschnitts-
mensch erfüllt nun diese Forderungen der Ethik so lange, wie
ihm nicht ein allzu schweres Opfer an leiblichem Behagen zuge-
muthet wird; jenseits von einer gewissen Grenze versagt seine
ethische Kraft, und gehts einem Energischen an Kopf und Kragen,
dann fliegt alle Ethik zum Teufel. Ostwald glaubt, das' Wachsthum
des Ethischen in dem Fortschritt von bestialischer Grausamkeit zu
sozialer Gesinnung zu erkennen. Doch erstens sind nicht alle Na-
turvölker grausam, sondern manche auch gutmüthig; und noch ist
nicht sicher, ob man den Kanibalismus als einen Akt der Grausam-
keit ansehen darf; die Leutchen haben einander vielleicht blos zum
Fressen gern, und das Verspeisen ist am Ende nur ein ungeschlach-
ter Kuß. (Wie der Urmensch ethisch beschaffen war, wissen wir nicht
Knd werden wir niemals wissen, weil er uns keine Dokumente
hinterlassen konnte; interessante Phantasiegestalten wie die in Jo-
hannes Jensens „Gletscher" sind eben doch keine Urkunden.) Und
was unterscheidet denn die Gesinnung des durchschnittlichen Kul-
turmenschen von der des Naturmenschen, der nach Ansicht der Ent-
wickelungtheoretiker den Urmenschen nahstehen soll? Aeußerlich
ist ja der Unterschied groß. Weil die Obrigkeit Gewaltthaten unter-
drückt (mit all den Waffen, die ihr eine von der Wissenschaft be-
fruchtete Technik darbietet) und weil der verweichlichte Kultur-
mensch leibliche Wunden scheut, ersetzen giftige Jungen und ver-
giftete Schreibfedern die Giftpfeile nnd statt mit Keulen erschlägt
der stärkere Konkurrent den schwächeren mit kostspieliger Reklame
Und mit Börsenmanövern. In der Völkerkonkurrenz sind ja die

Waffen der Wilden harmloses Mnderspielzeug, Hegen unsereMord« Maschinen. Endlich: ist denn Wohlwollen das einzige ethische Gefühl, die einzige ethische Idee? Anter der Einwirkung der immer zahlreicher und mannichfacher werdenden gesellschaftlichen Beziehungen und Kulturthätigkeiten entfaltet sich die ursprüngliche ethische Anlage (nach dem Begriff von EntWickelung, den ich für den richtigen halte, während ihn Ostwald für falsch erklärt) zu einer reichen Fülle von Gewohnheiten des ethischen Denkens. Fühlens und Handelns, und zwar gleichmäßig nach der egoistischen wie nach der altruistischen, nach der sozialen wie nach der unsozialen Seite hin, und die technischen Mittel unserer Zeit dienen den Vertretern aller ethischen Richtungen, dem Börsenjobber und dem Bomben werfenden Meuchelmörder so gut wie dem Philanthropen und dem Patrioten, so daß, von einer Gradskala der Sittlichkeit, an der die EntWickelung hinaufklettern könnte, gar keine Rede sein kann. Untersuchen wollen, ob ein Goethe sittlicher sei als ein Kant, ein Kant sittlicher als ein Plato, ein Bismarck sittlicher als ein Caesar: welcher Ansinn! And auf welcher Stufe der Skala wollte man einen Rousseau unterbringen? Man müßte ihn in Stücke hacken und diese Stücke auf ein Dutzend Stufen Vertheilen. Natürlich ist auch die kirchliche Eintheilung der Menschen in Gerechte und Sünder Nnsinn, ein um so unverzeihlicherer Unsinn, da gerade Jesus mit diesen zwei Begriffen eine allen Frommen höchst anstößige Amwerthung vorgenommen hat. Sehen wir von Berufsthätigkeit, Aesthetik, Wissenschaft, Zeitanschauungen, Volkssitten und allem Aebrige- ab, was die Ethik wandelt, und fassen wir sie im allerengsten Smn, so können wir als Gradmesser allenfalls Das benutzen, was man Charakteradel nennt. Der ist aber vom Fortschritt der Wissenschaft ganz unabhängig. Wie es unter gleichzeitig Lebenden edle Tagelöhner und Hochgebildete von schlechtem Charakter giebt (pin äotto, z>iü oorrott«, was sowohl ldrrupt wie verschroben bedeuten kann, spricht der Italiener), so finden wir in der homerischen Welt edle, in der heutigen genug unedle Charaktere; in allen Zeiten hats adelige Seelen, Schurken und Schufte gegeben. Auffällig nimmt die Zahl der einander bekämpfenden ethischen Anschauungen und der Gewissenskonflikte zu. Am vom Individuellen abzusehen und nur angroßezallgemeine Strömungen zu erinnern: welcher Anterschied zwischen den Rassetheoretikern und den Kosmopoliten, zwischen den sozialethischen Anschauungen eines Tille und eines Goldscheid, die sich Beide auf Darwin berufen! Der Kosmopolitismus und die Philanthropie sind aus dem Christenthum geboren, das zwei Jahrtausende lang

die Pflicht der allgemeinen Menschenliebe gepredigt hat. Liebe als
Affekt zu gebieten (darin hat Ostwald Recht), wäre sinnlos. Jesus
gebietet jedoch nur, so zu handeln, wie der Liebende handelt, in
der Voraussetzung, daß die Gewohnheit solchen Handelns allmäh«
lich auch Theilnahme am Schicksal des Nächsten dem Herzen ent»
sprießen lassen werde; so zu handeln, gebietet er auch gegen solche
Menschen, denen man weder durch Verwandtschaft, noch durch
gemeinsame Sprache und Sitte, nochlduvchein Interesse, noch durch
sinnliche oder geistige Zuneigung verbunden ist. Diese Liebe tritt
<Nun oft genug in feindlichen Gegensatz zum Familiensinn, zur
Vaterlandliebe, heute besonders zum nationalen und rassigen
Solidaritätgefühl, also zu den Formen des Altruismus, die aus
der Natu? (Ostwald würde sagen: auf der EntWickelung durch An«
Passung) beruhen. Im Juni wurde aus Südwestafrika gemeldet, ein
katholischer Pater habe den Deutschen Polsdorf mit einem Bastard«
Mädchen getraut, auf vieles Bitten des Polsdorf, der sich durch
seine Wilde Ehe im Gewissen beschwert fühlte, und um der Kinder
willen, die dem Verhältnitz entsprossen sind; Polsdorf aber habe
bom Bezirksamt Rohoboth den Befehl erhalten, sich wieder schei-
den zu lassen; sonst würde er ausgewiesen werden. In welcher Rich«
rung soll, nach Ostwalds Wunsch, die Sittlichkeit fortschreiten, in
der Polsdorfs und des Paters oder in der des Bezirksamts, hinter
dem der Kolonialdirektor und derReichskanzler stehen? (Das Schei»
dungsgebot des Bezirksamtes ist sehr spät, also offenbar ungern,
nur aus Rücksicht aufs Centrum, dementirt worden.)
Was die großen geistigen Epidemien betrifft, deren schlimmste,
das Hexenbrennen, nicht dem fernen Alterthum angehört, sondern
junserer Zeit ganz nah liegt, so danken wir der Wissenschaft für
Alles, was sie geleistet hat, die Wiederkehr solchen Gräuels bis zur
Unmöglichkeit zu erschweren. Doch ist es weniger die Forschung
gewesen als die Verbreitung ihrer Ergebnisse durch Schule und
Presse, was die Nebel zerstreut hat, in denen das Nnheil wucherte;
sund Beides, die Wissenschaft und ihre Verbreitung, wäre nicht
einmal nöthig gewesen, die abendländische Christenheit vor dieser
Verirrung zu bewahren, wenn die Maßgebenden vernünftig oder
wenigstens nicht böswillig gehandelt hätten. Die Hauptschuldi«
gen waren, abgesehen von dem Papst, der die Hexenbulle erließ,
nicht die Theologen, sondern die Juristen. Mochten sie selbst auf«
richtig an Hexerei glauben: wären sie verständige und rechtschaf-
fene Männer gewesen, so würde keine einzige Hexe verbrannt wor«
den sein, weil keiner das angebliche Verbrechen auf andere Weise
Nachgewiesen worden ist als durch ihre und der Zeugen auf der

Folter erpreßten Geständnisse. Daß Vernunft oder Unvernunft, nicht ein bestimmtes Maß von Kenntnissen, in diesen Dingen den Ausschlag giebt, beweist klar der Verlauf der Geschichte. Die kindliche!: und zumITHeil kindischen Göttergeschichten Homers sind ganz harmlos (Homer ist für die Entscheidung der vorliegenden Frage sehr wichtig; denn in den homerischen Gedichten finden wir bei absolutem Mangel naturwissenschaftlicher Kenntnisse und innerhalb eines geographischen Gesichtskreises von unglaublicher Enge edle Kultur, die Gewohnheit scharfer, richtiger Beobachtung und tiefe Lebensweisheit): Augustin widerlegte im fünften Jahrhundert den astrologischen Aberglauben durch die Erfahrung, im neunten be° kämpfte die hohe Geistlichkeit des Frankenreiches nicht die Hexerei, sondern den Hexenwahn. Der aber hat seine Orgien im Zeitalter Newtons und Leibnizens gefeiert.

Recht hat Ostwald, wenn er den erbitterten Kampf des zehnten Pius gegen den Modernismus als die letzten Zuckungen eines zum Tod getroffenen Organismus auffaßt; aber er irrt, wenn er den Offenbarungsglauben für den zum Tiod Verwundeten hält. Das Papstthum ist nicht das Christenthum. Seine Haltung ist seit der Reformation im Allgemeinen nicht imposant gewesen, aber niemals hat sie Jeden, der die Verdienste der Katholischen Kirche schätzt, so peinlich berührt wie in den Zeiten der letzten beiden Pius. Die römische Kirche hat die jungen Völker Europas erzogen und sollte stolz sein auf den Ruhm, den sie dadurch, erwarb, daß sie, gleich jedem tüchtigen Erzieher, sich selbst überflüssig gemacht hat, überflüssig in Beziehung auf weltliche Kultur und bürgerliche Ordnung. Sie aber jammert unaufhörlich und hinkt den mündig gewordenen und in Selbständigkeit rüstig weiterstrebenden Zöglingen keifend und verdammend, hier und da ratione Kabita mslitia, tc>mz,ornin, ein Konzessiönchen machend, nach. Sie müht sich, den Klerus und womöglich auch die Laien von jedem Luftzuge der neuen Zeit abzusperren, versucht, natürlich vergebens, das Privilegium, kvri wieder herzustellen, hat in den atheistischen Staaten Frankreich und Italien die Organisationen der ihr noch treugebliebenen Arbeiter zerstört und wagt, vorläufig noch schüchtern hinter einigen deutschen Fanatikern versteckt, das selbe thörichte Beginnen in Deutschland. Ihr Jammer rührt daher, daß sich die Kultur im Lauf der Zeit differenzirt und daß, der Differenzenng° Prozeß, sie auf ihr eigentliches Gebiet, die Religion, einschränkt. Aber die Religion selbst steht nicht in Gefahr, vernichtet zu werdenz in^I^Äunft wird sie die Seele des Kulturlebens bleiben.

"-Msse.KarlIentsch.

Anzeigen.
Anselm« Heine: Die Erscheinung. Modelle. Egon Fleische! S
Co. in Berlin.
Ein Blatt aus den Memoiren des Marschalls von Bassomviere.
Der Marschall hat zu der Zeit, da die Pest Paris verseuchte, im Haus
einer Kupplerin die Gunst eines jungen reizenden Geschöpfes genossen.
Als er zu einer zweiten zärtlichen Nacht in das Quartier ihrer Tante
eingeladen worden ist, findet er das Haus verschlossen, von innen her
wie von einer Feuersbrunst erhellt. Er erzwingt den Eingang; das
Zimmer, zwischen dessen Wänden er sich Lust erwartet, ist verwüstet,
Matrazenstroh schwält an der Erde, auf einem rohen Tisch liegen zwei
nackte Frauenleichen. Goethe hat die Erzählung dieses Abenteuers in
die „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten" gereiht. Von dort
aus hat sie auf Hofmannsthal gewirkt. Auf einem Umweg kam sie zu
Anselma Heine und gab den Stoff zu der Novelle „Die Erscheinung".
Auch ihr Konflikt verknäult sich in Paris. Doch zwischen Arnold Ried-
Hammer, dem Ingenieur, den sein Beruf sechs Jahre lang auf den
Marschallinseln festgehalten hat, und Frau Johne Steven baut nicht
die Sinnlichkeit allein die Brücke. Als er sie im Hafen von Port Said
zuerst erblickt, scheint sie ihm, wie eine seltsame Vision, „einer stillen,
hohen Meereswelle zu entsteigen". Auf dem Dampfer, da er und sie,
inmitten des Gedränges vielsprachiger Unbedeutendheit, sich im Ein»
klang der Gemüther zu einander finden, erkennt er in ihr die ihm seit
Weltbeginnen zugedachte Ergänzung seiner Seele, die Stillung aller
Sehnsüchte der Jugend, die dürstend in dem Heim« und Wurzellosen
nach Erfüllung schreien. Und er ist ein Kind des zwanzigsten Jahr-
hunderts, mit seiner Hochwerthung des Individuums. Da ihm Johne,
ein Einzel-Ich, zugleich die Duverdoppelung seines eigenen Wesens,
kaum zur Lebendigkeit verkörpert, wieder verloren geht, ihm entschwin-
det, in das Unbegreifliche hinein, in eine Leere, aus der der Wahn-
sinn nach dem tastenden Gedanken krallt... Wort vor Wort könnte
ich den Inhalt der Novelle wiedergeben (bei der Rückerinnerung die
kalte Faust des Grauens aufs Neue wieder im Genick), ohne ihre Wir-
kung abzuschwächen. Denn nicht der Stoff: die Darstellung giebt ihr
den Reiz. Die Ausbrüche der Ursprungselemente Wollust und Tod
sind zur Verhaltenheit gedämpft, über dem Gewagtesten liegt schleiernd
die Scham. Flüchtig wie ein Wolkenschatten zieht das Geschehen an
dem Hintergrund der Sensation vorbei, die Wilde Jagd der Geldgier
und der Menschenfeindlichkeit, die erbarmunglos ihr Opfer in Ver-
zweiflung hetzt. Ich, für mein Theil, hätte mich gefreut, wäre ein Zei-
chen Iohnes, durch einen Zufall vor Untergang bewahrt, gleichsam aus
dem Jenseits, in den Jammer des verlassenen Freundes gedrungen.
Anselma Heine wählte einen anderen Schluß. Hart und klar, wie in
gewolltem Gegensatz zu der nur andeutenden Feinheit der vorange-
gangenen Diktion, läszt sie den Polizeibericht zum Leser sprechen. Ried-
hammer, der aus dem Hinterhalt Gefällte, sieht das Gesicht der mör»

derischen Wahrheit nie. Waidwund und scheu in das Dickicht der Ver»
einsamung verkrochen, stiert er grübelnd in die Nacht des Räthsels.
Drüben in den Tropen mögen sich ihm Sinneswahrnehmung und
Wahn oft fieberhaft und unlösbar verworren haben. War es denkbar?
hatte er auch den Zauber dieser Tage nur geträumt? Das Wunder
der Amarmung? War sein liebster Mensch war die Beglückung und
der Reiz ihrer Geberde, war Föhnes ganze holdselige Fraulichkeit
nur eine Täuschung seines kranken Hirns? Eine dem Wüstenstaub
entstiegene, in des Irrsinns Nebel zurückgesunkene Erscheinung?

Lranziska Mann: Frau Sophie unö ihre Rinder. Verlag von
Rütten S Löning in Frankfurt.

Die Geschichte der jugendlichen Großmutter Frau Sophie Hein
liest sich wie sine lebendige Erläuterung der Theorie von Ellen Key
(ihr steht die Verfasserin in Freundschaft und Gesinnung nah) über
den Thatenwerth der Liebe. Das Menschenherz, symbolisch als der
Sitz der, Liebe angenommen, ist, wenn auch in Bolt und Pferdekraft
nicht abmeßbar, ein Energieherd, wie Dampfkessel und Dynamo.
Seine Wärme, in Bewegung umgesetzt, leistet die werthvollste, die
idealste Arbeit an dem Wohl des Nächsten. And wie die Spannung
im Innern der Kraftmaschinen die Stromstärke und Dampfentwicke»
lung steigert, so erhöht sich die wirkende Potenz der Liebe an dem
Opfermuth, der sich in ihr entzündet. In ihrer Ehe hat Frau Sophie
Hein noch auf das Recht ihrer Individualität gepocht; als Mutter
folgte sie dem Naturzwang, die Fortsetzung ihres Ichverlangens auf
ihr Geschöpf zu übertragen. Erst unter der Last des Nnglückes, das die
Pflicht für Enkel schwer auf ihre Schultern wirft, wächst sie über kleine
Regungen empor. Sich selbst und alle Möglichkeiten neuen Glückes
schenkt sie den Waisen, mit einer wissenden Entsagung, die nicht nach
Dank und Anerkennung fragt. Schlicht und vornehm, wie sie an den
Elternlosen handelt, wird von, ihrem Thun erzählt. So entsteht ein
feines, zu Nachdenken stimmendes Buch. Eine rührende Gestalt wird
vorgeführt, die Nnterthanin eines Reiches, dessen Gesetzestafeln ihre
neuzeitlichen Schwestern kampflustig zerbrachen. Die Frau, die ihr
Eigenleben auslöscht, um der Familie zu dienen, die nichts sein will
als eine Zwischenstufe, ein Glied in der Kette der Geschlechter.

Auguste Haufchne

Reichspetroleum.

IM?as seit Iahren geplant und vor einigen Monaten angekündet
□ward, soll Ereigniß werden: ein Reichspetroleummonopol. Die
durch Richterspruch zertrümmerte Standard Oil Company soll unter
Aufgebot der Reichshoheit in ihre Schranken gewiesen werden. Denn
dieser Trust, dessen Aktien niemals höher bewerthet wurden als nach

der »Vernichtung" (das Stammkapital von 100 Millionen Dollars hat heute einen Werth von vier Milliarden Mark), ist so aktiv wie möglich und hat den Kampf gegen die Königliche Niederländische Petroleumgesellschaft aufgenommen. Die Welt könnte auch ohne amerikanisches Rohöl auskommen; ob das Petroleum aber durch andere Stoffe, wie Spiritus, überall zu ersetzen wäre, ist noch fraglich. Den Vankees hat ihr natürlicher Reichthum die Priorität gesichert; und Rockefeller hat die Chance ausgenützt. Der erste Versuch einer Kontrole ist das deutsche Handelsmonopol. Eine Aktiengesellschaft (mit 60 Millionen Mark Grundkapital) soll unter ständiger Aufsicht des Reiches arbeiten; ein Reichskommissar die Führung der Geschäfte überwachen. Die kaufmännischen Verwalter der Gesellschaft hätten also dem Reich Rechenschaft abzulegen. Das Reich selbst kann nicht Petroleumhandel treiben. Der Kaufmann kommt also zu seinem Recht. Und da Deutschland nicht zu den Petroleumländern gehört, kann es die Produktion (die es nicht besitzt) auch nicht monopolisiren. Der selbe Grund schließt ein Monopol der Verarbeitung aus. Nur der Handel läßt sich organisiren. Das neue Unternehmen wird also den Verkauf des Petroleums auf dem deutschen Markt besorgen. Die Organisation der Standard Oil Co., die verbürgt, daß von der Quelle bis zur Lampe an Rockefeller Tribut gezahlt werden muß, wird aus Deutschland verschwinden, wenn der Monopolentwurf der Verbündeten Regirungen Gesetz wird. Die wichtigste Frage ist: „Wie wird das Verhältnis; zum amerikanischen Oeltrust werden?" Ihn auszuschalten, ist undenkbar. Die deutsche Regirung ist sich dieser Unmöglichkeit wohl bewußt. Sie sagt, das neue Gesetz solle sich nicht gegen das amerikanische Petroleum richten, sondern nur das Monopol einer einzigen Gesellschaft brechen. Auch sie, die Standard Oil Co., soll aber nicht von der Versorgung des deutschen Marktes ausgeschlossen werden; von der „geschäftsklugen Leitung" (Rockefeller, der im Allgemeinen durch amtliche Komplimente nicht verwöhnt wird, darf sich für diese Würdigung seiner Qualitäten in der Wilhelmstraße bedanken) des amerikanischen Trusts sei zu erwarten, daß sie „unter Verzicht auf ihr altes Monopol" ihre Waare an die neue Vertriebsgesellschaft liefern werde. In solcher Würdigung des amerikanischen Vorsprunges liegt ein Zugeständniß der eigenen Schwäche, das vielleicht auf die Rockefeller S Co. ganz anders wirkt, als man sich bei uns vorstellt. Denn die Angabe, „durch Verhandlun» gen mit den von der Standard Oil Co. unabhängigen Produzenten in Amerika, Rußland, Rumänien und Galizien" sei festgestellt worden, daß durch geeignete Verträge die für Deutschland erforderlichen Oelmengen zum größten Theil ohne Mitwirkung der Standard Oil zu verschaffen sind", müßte, um zu überzeugen, durch die Statistik erwiesen sein. Die aber steht noch auf der Seite der Dollarmänner. Amerika produzirte 1911 rund WV2 Millionen Tonnen Petroleum, Rußland 9, Rumänien 1,50, Galizien 1,46 Millionen. Deutschland führte ein: aus Amerika 7Ä300«, aus Galizien 14300, Rumänien 4900«, Rußland 16000 Tonnen, Der deutsche Konsum hat 1911 also etwa 952000

Tonnen Petroleum vom Ausland bezogen; und 80 Prozent stammten aus dem Bereich der Standard Oil Co. Bisher siird alle Versuche, sich von der Herrschast Rockesellers frei zu machen, erfolglos geblieben. Das Ende war immer der berühmte Friedensschluß, der die Herrschast der Standard Oil besiegelte. Wird dem deutschen Gesetzgeber gelingen, was dem Unternehmer versagt blieb? Rockefeller ist auch mit den Outsiders im eigenen Land fertig geworden; und vielleicht bringt das deutsche Reichsmonopol die Konkurrenten gleicher Nationalität einander näher, statt sie zu trennen. Das Schlagwort „deutscher Kampf gegen das amerikanische Petroleum" könnte chauvinistische Gefühle auf der Gegenseite wecken und im Petroleumlager das Heer einen. Richtig ist, daß die Standard Oil nicht riskiren könnte, die deutsche Vertriebsgesellschaft aufs Trockene zu setzen und sich für den deutschen Markt Ersatz in Südamerika oder Ostasien zu suchen. Die Gegnerschaft der Königlichen Niederländischen schmälert ihre Chancen ohnehin und zwingt sie, Deutschland mit einiger Vorsicht zu behandeln. Nur soll man nicht darauf schwören, daß die Leiter der Vereinigten Staaten den Feldzug für das Antitrustgesetz bis zu einer Begünstigung fremden Eingriffes ausdehnen werden. Vielleicht erblicken sie in dem deutschen Reichsmonopol eine Verletzung ihrer Ehre oder eine Gefährdung der nationalen Güter und richten ihre (durch keinen Handelsvertrag gebundenen) Zollmaßregeln danach ein. Siehe Shermanbill «antra Rhedereien!
Im deutschen Petroleumhandel herrscht die Standard Oil mit ihren zahlreichen Ablegern. Die „Ablösung" dieser (dem Privatmonopol dienenden) Vorposten ist für das Reich keine leichte Aufgabe. In der Begründung des Entwurfes heißt es, nachdem die einzelnen Gebiete, die frei bleiben (Petroleumraffinerie, Handel in Straßentankwagen, Rohölproduzenten, Benzin und andere Mineralöle), genannt sind: „Der Eingriff des Gesetzgebers in das wirtschaftliche Leben wird sich auf wenige Großhandelsgeschäfte in Leuchtöl beschränken,deren sämmtliche Anlagen und Vorräthe übernommen werden, und zwar, falls eine gütliche Vereinbarung nicht zu Stande kommt, im Wege der Enteignung. Die Gesellschaften werden in vollem Nmfang entschädigt." Die Deutsch-Amerikanische Petroleumgesellschaft in Hamburg, der Concern der Standard Oil Co., ist die wichtigste Großhandelssirma, die von der neuen Reichsvertriebsgesellschaft übernommen werden muß. Da das Anternehmen sehr gut gearbeitet und bilanzirt hat, wird die zu zahlende Entschädigung nicht gering sein. Bei 9 Millionen Mark Aktienkapital und S Millionen Reserven gab es, nach dem letzten Abschluß, 24,17 Millionen Debitoren; die (niedrig zu Buch stehenden) Betriebsanlagen waren auf IlVs und die Transportmittel auf 13,6S Millionen'beziffert. Auch die Mannheim-Bremer Petroleum-Aktiengesellschaft, die fast eben so gut ausgestattet ist wie die Deutsch-Amerikanische, gehört zum amerikanischen Oeltrust, dessen deutscher Bereich damit aber noch lange nicht begrenzt ist. Die neue Reichsmonopolgesellschaft wird also große Mittel aufzuwenden haben, um mit den Handelsfirmen amerikanischer Herkunft fertig zu werden. Ob 60 Millionen

reichen? Fraglich; man plant ja sogar einen Betrieb mit eigenen Tank» Kämpfern, um die Unabhängigkeit von der Standard Oil zu sichern. Die Olex°Gesellschaft, die den Verbindungweg nach Oesterreich bahnt, gehört zum Bezirk der Deutschen Erdöl-Aktiengesellschaft, von der behauptet wurde, sie habe sich durch ein Abkommen mit der Deutsch» Amerikanischen Petroleumgesellschaft zum Kampf gegen das Reichs» Monopol gerüstet. Sie hat sich gegen diese Darstellung gewehrt und ihre Befriedigung über die Absichten der Regirung unterstrichen. Be» sonders wichtig ist, daß der provisorische Vertrag, den sie mit der Standard Oil»Gruppe geschlossen hat, von selbst erlischt, wenn das Reichsmonopol in Kraft tritt. Als dritte Handelsfirma kommt die Deutsche Petroleum-Verkaufs-Gesellschaft in Betracht, die die Euro» päische Petroleum°Union G. m. b. tz. vertritt und zum Petroleum» distrikt der Deutschen Bank gehört. Die Einflußsphären der Großbanken sind nach Gruppen begrenzt, zwischen denen es manchmal Reibungen gab. Und die neue Gründung, an der sich, nach dem Wunsch der Re» girung, die gesammte Hochfinanz betheiligen soll, hat verschiedene Spitzen geschärft, die gegen einander gerichtet wurden. Die Deutsche Bank bekannte sich sofort zu dem Monopolplan, der ihrem Petroleum» geschäft guten Nutzen verspricht. Dahinter klafft ein Riß: Diskonto» gesellschaft, Bleichröder, Dresdener Bank haben ihre Mitwirkung zur Errichtung der neuen Monopolgesellschaft geweigert. Sie halten die Garantien, die für die Unabhängigkeit der Vertriebsgesellschaft ge» boten werden, nicht für ausreichend, um das Aufkommen jeder Son» derpolitik zu hindern. Keine der großen Finanzgruppen will der an» deren den Vortritt lassen; und da eine Parität kaum zu erreichen ist, war der Konflikt vorauszusehen. Natürlich wahren Alle das Gesicht.

Ist das Staatsmonopol der Privatherrschaft vorzuziehen? Ueber diese Frage hilft auch der „sozialpolitische Zweck" des Reichsmonopols nicht hinweg. Wird es gelingen, die Petroleumpreise so niedrig zu halten, daß die Konsumenten den Unterschied zwischen der Abhängig» keit von der Standard Oil und der gottgewollten vom Reich merken? Die Vertriebsgesellschaft wird in ihrer Preispolitik beschränkt sein; jenseits von der oberen Preisgrenze soll ihr Gewinn sich auf die „lan- desübliche Verzinsung" des Aktienkapitals beschränken. Was unter „landesüblicher Verzinsung" zu verstehen ist, weiß man noch nicht; für die Beurtheilung der Rentabilität einer Aktie ists aber wichtig, die amtliche Norm kennen zu lernen. Der Verdienst der Gesellschaft wird um so größer, je niedriger der Petroleumpreis ist. Den aber bestimmt nicht das neue Reichsunternehmen allein, sondern auch der Weltmarkt. Und schließlich bleibt die Frage zu beantworten: Oui Kon«? Ist der Kampf gegen die Standard,Oil, der Schutz der Konsumenten, die So» zialpolitik oder irgendetwas Anderes die Hauptsache? Um des Prin» zips willen setzt man einen großen Finanzapparat nicht in Bewegung; und da ausdrücklich erklärt wird, es handle sich nicht etwa um eine Er» gänzung der Neichsfinanzresorm, so wird Einem vor der Begeisterung für den neuen Monopolplan am Ende ein Bischen bang. Ladon.

1813.

«LinFestgesang zur Jahrhundertfeier.

I.

Bedrückung.

Die Stimme des Propheten.

AFMu Menschenkind, so spricht der Herr: das Lnde kommt, das Ende
MM über alle vier Berter des Landes. Das Lnde kommt, es kommt
das «Lnde, es ist erwacht über Dich, siehe: es kommt.

Hesekiel, 7, 2.

gie Stimme der Doch.

Brecht auf, Ihr Herzen, ungewohnt, zu klagen,
Ihr Stirnen, lernt Luch neigen,
Ihr Rniee, lernt in Staub Luch beugen,
Lernt, stolze Schultern, Joch und Lasten tragen.
Zu frecher Jugend schielt empor, Ihr Alten!
Die einst so flink im Flüchten,
Sie halten Luch in Anechteszüchten,
Um königlich auf Lurem Lrb zu schalten.
Lrröthet Lures Wortes und Gewandes,
Uebt kauderwelsche Bitten,
Liebt fremde Lhre, fremd Gesetz und Sitten,
Vergeßt den Namen Lures Vaterlandes.

Die Stimme des Gram».

Tages unbarmherzige Sonnen
Schütteln ihre Feuerbrände,
Ginge alles Licht zu Lnde,
Blieb uns ewige Nacht gewonnen.

1813.

Nacht des ruhelosen Schlummers,
Jammer schreitet durch die Gassen,
Nacht durchzuckt von Feindes prassen,
Dämmerung schreckerwachten Rummers,
Blasses, übernächtiges Sehnen,
ZNenschenbitte, nichtige Worte,
Schließt sich des Gebetes Pforte,
Beffnet sich das Thor der Thränen.

Die Stimme der Verzweiflung.

Du harter Gott, der von metallnein Thurms
Das All bewachst,
Der trunken von des Schaffens ZVirbelsturme
Des Fleisches lachst,
Wir Rnechtsvolk dienten Deiner Himmelsehre
Ach, allzu gern;
Sie stampften lästernd Deine Hochaltäre
Und sind die Herrn.
Hast Du dem eitlen Caesar, uns zu richten,
Dein Schwert verliehn?
G laß durch Deinen Donner uns vernichten,
Doch nicht durch ihn.
Geschändet stirbt Dein Volk. Und keine Spende
Des Himmelsborns
verwäscht die Schmach, vollende, Herr, vollende
Das Werk des Zorns.

Die Stimme «er Kache.

Vom Schwerte gerichtet,
Geblendet, vernichtet,
An Felsen geschmiedet, verblutet die Rrast,
Die Andern im Glänze
Erproben im Tanze
Die schmeidigen Glieder, vom Siege gestrafft.

Die Zukunft.

«Lmpor nun zu Göttern,
Gerechtesten Rettern
Die Zeugen der Nnbill, des Frevels und Mords:
Ihr blutigen Splitter,
Ihr Thränen der Mütter,
Zerreißet den Lrieden des himmlischen Crts.
Theruben erbleichen,
Gestirne entweichen;
Das Haupt in blauendes Düster gehüllt,
Sitzt schweigend der Zeuger,
Titanenkraftbeuger,
Bis Stunde und Urtheil und Schicksal sich füllt.
Der Stundenpfeil steiget,
Die Schale sich neiget,
Trompeten erzittern, schon reckt sich der S!rahl;
Zerflattert, Ihr Schleier,
Das Heer der Befreier,
Es stürzet und wettert und donnert zu Thal.

Die Stimme des Schicksals.

Erbarmen nicht noch Göttergunst noch Bitte
versöhnen Dein Geschick;
Uralter Stempel, aus Demant geschnitten,
prägt Leid und Glück.
wie lange trübt der dunkle (Juell der Trauer
Der slust den ^ebensstrom?
Nur Dumpfheit malt auf leere Nebelmauer
Ihr Schreckphantom.
Getrost hinab die innertiefen Schächte,
von Finsternis; geschwellt;
Im Mittelpunkt vermählen sich die Mächte:
Recht, Wille, Welt.

II.

Erlösung.

Die Stimme des Propheten.

So spricht der Herr: ich will <Luch ein neu Herz und einen neuen
Geist in Luch geben und will das steinerne Herz aus Eurem Fleisch
wegnehmen und <Luch ein fleischern Herz geben. Hesekiel, 26, 26.

Die Stimme der Reue.

Mensch, gedenke Deiner höchsten Stunde,
Heiße alle Lrdenstimmen schweigen,
Blicke einwärts, gieb dem Gotte Runde!
Mensch, bedenke! Nichts ist Dir zu eigen
Als der einige kristallne Spiegel;
ZVehe! Wessen Antlitz wird er zeigen?
Mensch! vom Herzen lösen sich die Siegel
Und Oandorens wirbelnde Gestalten
Veffnen ihre schillerbunten Flügel.
Mensch! Des trügerischen Schleiers Falten
Hüllen Dir den Blick mit Eitelkeiten,
Bergen Dir der Gottheit ruhend walten.
Mensch! vernimm des Geisterreiches Schreiten!
Mensch! vernimm des Varaklets Befehle!
Mensch! Laß Muth und Furcht und Hoffnung gleiten I
Mensch, o Mensch, gedenke Deiner Seele!

Die Stimme des Gpstre.

Durch des Sommers Sternennächte
Lasset Leuerzungen schießen,
Daß der Götter Weihestätte,
Heiliger Gipfel ZValdeskette,

Die Zukunft.
Lreiheitsdämmerung zu begrüßen,
Sich zum Sternenkranze flechte,
Flammender Gpferbrand,
Lautre mein Vaterland.
Himmelan, Du dunkle Säule,
Spende Deine Weibrauchdüfte,
Scheuche, Gluth von reiner Klippe,
Lügengeister, Teufelssippe,
Saubre Felder, kläre Lüfte,
Töte Pestilenz und Fäule
Flammender Gpferbrand,
Weihe mein Vaterland,
Tilge, Flamme, was uns zehrte,
Spieltand, den uns Sklaven preisen,
Friß Damaste und Geschmeide,
Hoher Frauen Gxferfreude,
Brenne Gold und gieb uns Eisen,
Wir genesen nur am Schwerte,
Flammender Gpferbrand,
Rette mein Vaterland.
An der Gluth der Lichenstämme
Zündet Fackeln, schwingt die Gluthen!
Nie mehr, Männer, Rnaben, schwört
Darf ein Feind, der Rächer hört es,
Hochmuthschwellend überfluthen
Deutscher Grenzen heilige Dämme,
Flammender Gpferbrand,
Schütze mein Vaterland
Die Stimme der Sehnsuchi.
Blond und stahlblau Korn und Lüfte,
Himmelaugen heiliger Seen,
Dunkler Riefern Waldesgrüfte,
Blasser Dünen Schaumeswehen,

1813.
Harter Boden, harte Herzen!
Mag der Feind sich Sieger wähnen,
Nie gelingt ihm, auszumerzen
Ahnensaat von Blut und Thränen.
Mag der Feind Dich frech betreten,
Adler hissen auf den Sinnen.
Neber schmachbedeckten Städten:
Nimmer wird er Dich gewinnen.
Mußte sich der Mund verschließen,
Daß das Herz umxanzert bliebe,
Endlich darf es überfließen:
Land, mein Land, Du meine Liebe!
Die Stimme der Königin.
Ihr zerbrochnen Mutterherzen,
Die am Rreuzesstamme schauert,
Schwestern tiefster Liebeschmerzen,
Die j)hr um die Knechtschaft trauert,
Junge Seelen, leidgeboren,
Heimathfremd in bangen Tagen,
Kommt zu mir, die auserkoren,
Dreifach Euren Gram zu tragen.
Laßt uns treu dem Gotte danken,
Der uns höchstes Recht gewährte,
Der aus dumpfer Kleinheit Schranken
Uns durch Marterglück verklärte.
Ja, mit Recht find wir geschlagen,
Selbstsucht darf die Welt bethören,
wenn die Besten uns verzagen;
Doch die Willkür kann nicht währen.
Gott folgt ewigen Gesetzen.
Mochten Caesars Lriedenslügen
Väterbrauch und Recht verletzen;
Reine Erdmacht konnte fügen,

Daß das Wort sich nicht erfüllte:
Demuth nur soll Herrschaft crben.
Da mir Solches Gott enthüllte,
Durfte ich getröstet sterben,
ZZ
in.
Erhebung.
Die Stimme des Propheten,
Tröstet, tröstet mein Volk! spricht <Luer Gott. Die auf den Herrn
harren, kriegen neue Rraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler,
daß sie laufen und nicht müde werden, daß sie wandeln und nicht er-
matten, Iesaicrs, HO.
Die Stimme des Gebets,
Unser Vater, Gott der Höhen,
Lenker aller Himmelsheere,
Siehe Tausend vor Dir stehen
Hart gewaffnet, Dir zur <Lhre,
Gieb, daß nicht uns Haß und Rache,
ZNenschenfurcht uns nicht entzweie,
Gieb, daß Deine Gottessache
Unberührte Seelen weihe,
Jeder Strahl aus Deinen Sonnen
Alingt in unsrer Herzen Stille,
Alle Wünsche sind zerronnen,
In uns athmet nur Dein Wille.
Gieb, daß Deines Himmels Feuer
Falschheit, Wust und Dunst zerstiebe;
Härte uns, Du ZZlitzestreuer,
In dem Feuer Deiner Liebe.

1813.
Nicht, um Römerglück zu werben,
Siehst Du unsre Heere schreiten:
Laß uns siegen, laß uns sterben,
Dein der Rranz der Ewigkeiten,
Die Stimme der Zugend.
Standarten und Spiele,
Wie blitzen die Höhn!
Der Herbstwind wie kühle,
Der Morgen wie schön!
Ihr Brüder, uns bindet
Ein königlich Band,
Das Nichtige schwindet,
Wir schützen das Land.
Wie wuchsen im Frieden
Wir träge heran!
Gefahren, sie schmieden
Den Rnaben zum Mann,
Nun brausen die Wälder
Dem feurigen Bund,
Bald dampfen die Felder,
Bald donnert der Grund,
Frischauf! Wenn die zweite
Der Sonnen erwacht,
Sie leuchtet dem Streite,
Der herrlichen Schlacht,
Und kauert in Gräben
Und lauert der Ted,
Sprüht Freiheit und Leben
Aus funkelndem Roth,

Die Stimme des Donners.

Im Donner stürzt das Schöpferwort zur <Lrde,
Das Weltall athmet schwer;
Durch Wirbel zuckt der Flammenruf: <Ls werde!
Das Chaos ist nicht mehr.
Schon schwingen sich zum Feuerkranz die Sonnen,
In weißgluthpracht,
In Schattenthälern ist der Tag zerronnen,
<Ls blaut die Nacht.
Gewaltge Spannung bannt die Firmaments,
<Ls sprüht der Streit,
Urewiges Hassen sträubt die Elemente,
Die Windsbraut schreit.!
Da kracht die Feste, flammt die Atmosphäre,
Der Abgrund stöhnt.
Zurück die Welt ins Chaos und ins Leere!
Und Satan höhnt.
Nun brechen blutige Segensströme nieder
Aus Götterbrust,
Aus höchstem Wpfer trinken Welten wieder
Sich Werdens Lust,
Im Nosenlicht verklärt, der Himmelsbogen
Besiegt die Nacht;
Der Heros stürmt, vom Glanz emporgezogen:
<Ls ist vollbracht.
V«x coelezstis.
61oris, in Lxcslsis Oso st in tsrra va,x nominions oonas
voluntatis. ^.men.

Herwart Raventhal.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian gnrden in Berlin. —
Verlag der Zukunft in Berlin, — Druck von Paß « Sarleb S, m, b, tz. in Berlin.

Berlin, den 2. November 1«12.
Reveille.
Ouchy.'
MMn drei Ladenthüren eines holländischen Fischerdorfes klebt
WM derZettel,ans dem, mit veilchenfarbiger „SalonInkExtra",
der turko-italischeFriedensschluß gemeldet wird. Dicht beiRem-
brandts Heimathstädtchen Leiden, dem Wilhelm der Stille, der
Schweiger von Nassau-Oranien, vor dreihundertfünfzig Iahren
mit seinem tollkühnscheinendenEntschluß zumDeichdurchstichdie
Nahrungzufuhr sicherte und aus dem Klammerdruck spanischer
Belagerer half; wo auf den Trümmern steriler Fremdherrschaft
dann, als das Geschenk eines dankbaren Fürsten, die von den
Namen Hugos de Groot, Remberts Dodoens, Scaligers und
Vocrhaaves im Gedächtniß untrennbare Hochschule entstand.
Dicht amAltenRhein; neben einer nochimzweitenOktoberdrittel
von frischem Grün umleuchteten Gotenkirche aus dem fünfzehnten
Jahrhundert. Die Noth und die Pracht Althollands steigt aus
der Gruft. Die Hochzeit seiner Kämpfe gegen Philipp und Alba,
Cromwell und Karl Stuart, den IZoi.Z«Iei> und Cond^' wird dem
Erinnern lebendig. Im haager Binnenhofe fällt das greise Haupt
Oldenbarnevelts,das sich aus beinahe bismärckischemGemüths-
trotz in einen Herrnwillen zu recken gewagt hat. Michel de Ruyter
läßt seine Admiralsflagge vor der Themsemündung wehen. Wil-
helm derDritte.Oraniens größter Sohn, stürzt den letzten Stuart,
dessen Eidam er ist, löst die Briteninsel vom Papstthum, wird, als
Statthalter in denNiederlanden, König von England und drängt,
mit der vereintenFlottenmacht beiderStaaten,LudwigdenVier-

zehnten bis in den Verzicht des Friedens von Rijswijk. Doch das Bündniß mit dem Leun muß, wie noch jede sociews leonina, den Schwächeren enttäuschen. Hollands Nimbus verblaßt, preußische Bayonnettes geleiten den fünften oranischen Willem auf den Statthaltersitz zurück, von dem ein Patriotenputsch ihn gestoßen hat, und der Britenlöwe gebietet mit aiolischerWillkürkraft über die Weltmeere. Hätte der tapfere Schwiegersohn Jakobs des Zweiten, statt die Mehrung seiner Hausmacht und die Ausdehnung der Kirchenreform zu erstreben, die ganze Wucht eigener Kraftund einer Festlandskoalition an die Schwächung Englands gesetzt, dann wäre das Land zwischen Vser und Ems vielleicht noch die Wohnstätte einer Großmacht und das Antlitz Europens sähe anders aus. In der rechten Stunde der rechte Entschluß und die Wahl der tauglichsten Kampfgenossen: daran hängt das Schicksal der stärksten Völker. Schon verdämmert die Vision. Aus dem Nebelstreif, der von ihr bleibt, taucht purpurn aber, wie Sonnennachglanz, dieFrage: WirdnichtlängeralsdieFriedensverträge vonWestminster, Rijswijk, Breda der inOuchy vereinbarte Präliminarfriede im Europäerbewußtsein leben, weil er nicht einem einzelnen Staat, weil er dem ganzen Erdtheil ein neues Historienkapitel beginnt? Mit englischer Tinte ward er, auf Maschinenpapier, der Dorfkundschaft emsiger Provinzblätter gemeldet; ein englischerSieg. „Italien käme mit seinemAthem zwar noch leidlich über denWinter und Frühling: sehnt sich aber nachFrieden. Die Türkei würde ihn gern gewähren (über die Bedingungen ist man im Wesentlichen ja längst klar), wenn nicht jeder Pfortenhüter das Odium scheute, mit dem neue Gebietshingabe ihn bedroht. Doch das Wuthgeschrei des Balkanbundes übertönt die schwachen Geräusche des libyschen Krieges; die im Herzen gefährdete Türkei kann ihren letzten afrikanischen Besitz den Italienern lassen. Die haben dann, was sie so lange begehrten; und merken, daß sie Briten und Russen Alles, dem deutschenBundesgenossen nichts danken.Englandwill(weileswollenmuß)Deutschlands Gefährten in feinen Concern ziehen und sich, in Egypten oder Arabien, einen Khalifen schaffen, mit dessen Stimme es auf seine indischen Mohammedaner einwirken kann; muß also, ohne die Absicht zu entschleiern, neue, empfindliche Schwächung der Türkei wünschen." Das wurde hier gesagt, als der Balkanlärm

anfing. Das war das Ziel Derer, die in glimmende Funken blie-
sen, bis sie zurFlamme aufprasselten. Nunists erreicht. DieStu»
dentenhorde, die ins Berathungzimmer der türkischen Minister
einbrach, konnte für ein paar Stunden, just so lange, wie ihrGeheul
feige Paschas der Ausdruck der Volksstimme dünkte, den Aufschub
des Rückzuges ertoben, doch die endgiltige Kapitulation nicht hin»
dern. Von drei Ladenthüren eines holländischen Fischerdorfes
grinst der Partezettel, der anzeigt, daß die osmanische Mondsichel
(trotz Ferdis Parole wars nie ein Halbmond) von Afrikas Himmel
wich. «Gestern,amfünfzehntenOktober1912,umsechsUhrabends
ist in Ouchy dcrPräliminarfriede unterzeichnet worden."
Für Italien ists keine Kleinigkeit. Nnd mir scheint ziemlich
(nein: unziemlich) thöricht, daß die meisten Zeitungleiter das Er-
eigniß kaum noch der Rede Werth finden und einzelne die „Kon»
Zessionen", die Victor Emanuel dem Khalifen gewährt hat (und,
fast alle, in seinem eigenenInteressegewährenmußte) durchFett»
druck hervorheben, um Herrn Omnes in den Glauben zu lullen,
Rom habe im Grunde nichts Rechtes erreicht. Viel. Anverlier»
bares. Die Schwachheit von Tunis und die Schlappe von Adua
sind verschmerzt. Das Trachten, aus Italien, nach dem hübschen
Wort des Herrn Charles Loiseau(,,^Italie et la question lZ'Oi ient"),
einenRegenschirm zu machen, den des Vessers Hand nach keiner
Seite hin mehr aufspannen kann, ist mißlungen. Die alte Frage
,,/mäiamo äl'ripoli?" ist glorreich bejaht worden. Nicht eine halb«
Wegs ernsthafte Schlachtverloren; nichtein Schiffbeschädigt. Blut
ist geflossen, mancherIüngling kehrtniewiederins Goldorangen»
land heim und die Staatskasse ist um eine halbe Milliarde ärmer.
Haben nicht auch wir jede Kolonie, die dürrste mehr als einmal,
mit Blut und mit Gold gedüngt? Ist der Werth Tripolitanicns
und der Kyrenaika etwa geringer als des Herero- und Hotten»
totenbezirkcs, der für kurze Abendstunden in Diamantenglanz
prunkt? Deutsche Schiffe können, wenn die frateNsn?ä Istina und
England ihnen dieKohlenzufuhr sperrten keine deutsche Kolonie
gelangen. Von Katania nach Tripoli ist ein Katzensprung. Das
letzte große, Europäern noch nicht unterthane Miltelmeerlnnd.
Wenn Frankreich sein nordafrikanisches Reich bis nach Tobruk
dehnte, wennBritanien, umseineMittelmeerfestungenGibraltar
und Malta zu sichern, für einMcnschenalter(diedannverlängcrte
IL»

Frist osmanischerAgonie) aufdieTürkenseitetrat unddiePrankc
auf den Bombagolf und die Sudabai legte, war den Italern jede
nahe Expansion unmöglich und das Ostbecken des Mittelmeeres,
das ihre Väter einst mare nostrum nannten, römischem Einspruch
geschlossen. Tripolitanien ist eine Wüste? Saharaland; der größte
Theil sandig und unbewohnbar. Doch dieZahlund derUmfang der
Oasen ist, vonMechya bis nach Kufra, nicht gering; und muß die
libysche Wüste ewig wüst bleiben? Moderner Technik bietet der
alte Plan, die Sahara zu bewässern, kaum noch abschreckende
Schwierigkeit. Der Sudanese ist ein billiger und guter Arbeiter.
Und dicht bei Tarabolos-el-Rharb, der Tripolis des Westens,
tragen auf dem von Pumpbrunnen und Kanälchen genäßtenSa-
haraboden Pflaumen- und Pfirsich-, .Citronen- und Orangen-
bäume Blüthe und Frucht; spendet das Riesendach eines unüber-
sehbaren Palmenwaldes Schatten; reift Weizen, Gerste, Mais
und jede Art europäischen Gemüses. Die Kyrenaika, mit dem (nach
tzerodots Libyerüberlieferung) durchlöcherten,Regen und Thau
schenkenden Himmel, mit dem Grünen Berg (Djebel Akhdar: der
Legendenftätte des Gartens der Hesperiden) und dem Rothen
Hochland, dessen eisensalzhaltiger Humus die Wachsthumskraft
aller Pflanzenins Subtropische erhöht, ist eine üppige, Europäern
wohnliche AckerbaukKlonie. Die Bai von Tobruk, die Schwein-
furth für tzafenanlagen eben so günstig fand wie La Valette und
Biserta, kann, zwischen West (Marokko, Algerien, Tunesien) und
Ost (Balkan, Levante, Egypten, Kleinasien), eine Flottenstation
von mitentscheidender Stärke werden. Daß derSudan früher als
Tripolitanien vergeben sein werde, konnte Gerhart Rohlfs nicht
ahnen; war er deshalb ein blinder Gimpel, da er den Besitz der
Syrtenländcr höher als Tunesiens einschätzte? Doch die Wuth
derAraber duldet, wie die zärtlichere derFrühlingssonne, nichts
Weißes; die dauerndeSicherungdertzerrschaftüberLibyen istnie
gelungen. Niemals. Nur ist damitnicht bewiesen, daßsie auch dem
Maschinengewehr, das in Minuten, ohne das Geräusch einerGar-
tenspritze zu übertönen, Abertausende hinstreckt, nichtgelingenkön-
ne. Schließlich: Italien hatte die egyptische und die tunesische Gele-
genheit versäumt; ihm blieb keine Wahl. Was es jetzt erworben hat
(die den Türken zugesagte Entschädigungsumme ist einPappenstiel
und wird obendrein noch inRaten gezahlt), darf kein Nüchterner

eineKolonie erstcnRangesnennenzauch nicht, wenn in dem franko-
italischenGeheimabkommenvon19l11(Delcasse-Prinetti)dasHin-
tcrlcmd reichlich bemessenund die Oäsenzone vonRhat bis Rhada-
nies ihmzugezähltist. FürPolilikundWirthschaftdesAppeninen-
rcichcs wiegt es dennoch ungemein schwer; mögenKaufleute, die
langsichtige Wechsel nicht lieben, im Ton tiefster Verachtung das
Geschäft schelten undMeittungmacher wieder,wieannc> Marokko,
trillern: „WelchesGlück, daßDeutschland nicht solcheKämpfe zu
führen hat!" DieserKindertexthätteauchaufdasIndienderSea-
poyzeit und auf die Kapkriege gepaßt. Italiens Volk war nie so
einig, vonTurin bis nachPalermo von solcherFreudeamVater-
lande durchglüht. Victor Emanuel und Giolitti müssen heute thun,
als habe der Gedanke an Albanien nicht einmal im Traum ihr
Hirn gestreift; noch morgen würde derVerdacht schädlich, daß ihr
Streichholz ein Feuer anzünden wollte, an dem in Cetinje der
Schwicgerpapa sein Süppchen wärmen kann. Auch übermorgen
ist ein Tag. Die Volksphantasie hat neue Nahrung. Bald tost sie
ins Blau, aus dem, wie Blinkfeuer, das Lichtbild einer Kaiser-
krone funkelt. «Wir sind wiederRömer. DieHerren der ins Latei-
nerinteresse eingcmörteltenPapstkirche. Valona ist unsere nächste
Etape. NnserArm umfängt dicAdria. Spitze und Absatz unseres
Küstenstiefels sind fortan Roms Hoheitlichen im Ioniermcer."
Bon Tunesien, von Tuareg, vom englischen Sudan aus ist
das Syrtenreich leicht zu gefährden. Zwischen Sizilien und der
weißenCitadelle vonTripoli licgtMalta; dcmKitchener ein stär-
keres Geschwader erwirkt hat. Wer darf.nach eincmBlick auf die
Karte, wähnen, Italiens Herz müsse vom neuen schnell sich wieder
zum altenDreibund wenden? Rußland hat dieTürkei unter dem
DruckängstigenderDrohunggehalten.EnglandihrdcnWegdurch
EgyPten,aufdemsieTruppennachBenghasischickcnkonnte,vcrric-
geit und damit ihreNiederlage entschieden; dann ausdemBalkan
die Zündschnurgezogcnund dem von fünfHeerenbedrängten Sul-
tan denFriedensschluß abgepreßt. Italien wirds nicht vergessen;
und ist fürs Erste mindestens,mit nochvergrößeriemBefitzoffcner
Küsren,mehr als jezuvoraufEnglandsFreundschaftangewiesen.
Sritaniä ti-iumpKsnZ? Die Regie des Staatsstückes lobt den Mei-
ster. (Freilich wurde sie von der »Politik" des DeutschenRciches
erleichtert, deren undurchlotbarcDummheit vor einemIahr nicht

die Spur alten, neu einstudirten Spektakels witterte.) Niemal?, sprachKiamilPaschanachderKriegserklärungdcrBalkanbundcs-staatcn, „galt imOsmanenreichEnglandsoviel wieheute." Nach-» dem es erlangt hat, daß dieses Reiches Mondsichel vom Himmel Afrikas wich, aufAfrikasBodcn sür einen neuenKhalifenRaum wurde. Den braucht Britania: ein Glaubenshaupt, das sich nach ihrcmWink neigt oder schüttelt und desfendcmganzenIslamehr-würdiges Wort am Nil ihr dieAraber, inIndien die fcchzigMil-lioncn Mohammedaner in unterthänigem Gehorsam hält. Griff die Behauptung, einem ganzen Erdtheil beginne dcrTodcskampf der europäischen Türkei einen neuen tzistorienabschnilt, über den Bereich nachprüsbarerWirklichkeit nun etwa hinaus? DicseAgo-nie ist unaufhaltsam. And Englands Triumph drum noch nicht verbrieftund besiegelt. DarfderIslamsichnichtmehraufEuropcns Weide sättigen, dann muß er die Stoßkraft ostwärts wenden; in Asien und Afrika die Gläubigen zurpanislamifchen Schlacht wider die Rumi schaaren. Weh dann dem Sieger von Ouchy! Die klüg-stenBriten kennen diese Gefahr; fürchten deshalb das Koma des Osmanenstaates(dasderPuseyitGladstone,einerderunklügsten, herbeifluchen wollte). Ihrer Wünsche Ziel ist eine sieche, von Al-mosen erhaltene, doch demEuropäerbodennichtvöllig entwurzelte Türkei, die den Khalifat auf ihr Erdenrestchen amBosporus be-schränkt. Sie werden weder dem Slaven aus Koburg noch dem Hellenen aus Kopenhagen gern die Stadt Konstantins öffnen.

Kreta.

„Ich wäre dafür, Kreta den Griechen zu geben."
(Bismarck 1S79 zu Odo Russell.)

Die kretischen Seeräuber wurden zuerst vom römischen Im-perator, dann vom griechischen Basileus gebändigt und unter-worfen. Dem entreißen die Araber dieInsel desMinosmythos. ImzehntenIahrhundertzwingtNikephorosPhokas.dcnalsschon alternden Soldaten die süße Dirne Theophano, des lakonischen Schankwirthes unersättliche Tochter, auf dasvomzweitenRoma-nos lcergelasseneLager gelockt hat, denIslam in denStaub^Als Nikephoros, das Kreuzszepter in der Rechten, in der Linken die Akakia, auf goldenen Sohlen, mit Goldbinden um den Leib, als vergotteter Autokrator durch eine Weihrauchwolke in die tzaupt-

straße von Byzanz schreitet, ist der Siegbringer Herr von Kreta. Für ein Vierteljahrtausend gehört die Insel den Griechen. Fällt, als die Kreuzfahrer in Konstantins Stadt eingezogen sind, den Genuesen, dann denVenezianern zu und wird im letztenDrittel des siebenzehnten Jahrhunderts von den Türken erobert. Griechen-aufstände, die stets niedergezwungen werden. Ibrahim Pascha siegt überCapo d'Istria. Der Friede von Adrianopel bestätigt die Türkenherrschaft. Als, nach Ottos Entthronung, Prinz Georg von Dänemark zum König der Hellenen gekürt wird (denen England, um der gefährlichen Kandidatur Leuchtenberg-Beauharnais zu entgehen, das Recht auf die Ionischen Inseln zusprechen muß) und eine Nichte des Zaren Alexander heimführt, entsteht das Gerücht, Kreta sei der Braut als Mitgift gewährt. Die Gelegenheit scheint günstig. Preußen hat Oesterreich geschlagen und muß sich gegen denpariserVersuch einer revancke poui-Zaäova rüsten.Von Mitteleuropa ist also nichts zu fürchten. Alexander darf demMann der Nichte helfen. Die Kreter stehen auf, Freiwillige strömen ihnen aus Ost und West zu und in Athen ist das Ministerium Kumunduros bereit, Alles auf ihre Karte zu setzen. Doch die erschreckten Großmächte interveniren, die Hohe Pforte entschließt sich nur zu winzigen Konzessionen und am neunten Januar 1869verbietet die pariser Botschafterkonferenz den Hellenen, auf Kreta zu landen oder den Aufstand durch bewaffnete Banden zu unterstützen. Auf demBerliner Kongreß kämpfenKaratheodorij undMehemedAli für dasTürkenrecht auf dieInselzund sind ihrerSache sicher, seit sie wissen, daß Beaconsfield zwar „ Etwas für Griechenland thun", den Sultan aber nicht zumVerzicht aufKreta zwingen will. Nach dem Kongreß wird dem Generalgouverneur (Wali) ein christlicher Adjunkt (Muchawir) beigeordnet, ein Theil der Landeseinkünfte für öffentliche Arbeiten rescrvirt und schließlich bestimmt, daß eine aus 49 Christen und 31 Musulmanen zusammenzusetzende Nationalversammlung, die alljährlich mindestens vierzig, höchstens sechzig Tage berathensoll, Gesetze vorschlage, die der Sultanbestätigen muß,wenn sie in denRahmen derOsmanenlegislaturpassenund die kaiserliche Macht nicht schmälern. Schon diese Klausel macht den kretischen Parlamentarismus zurPofse.DerWali bleibtInsulartyrann und schaltet hinter dem Ornament einer ior skov geschaffenen Verfassung nach willkürlichem Ermessen. Wird, nach

neuenAufstandsversuchen,vonAbdultzamid1889mitnoch weiter reichender Macht ausgestattet. Den Kretern gehts jämmerlich. Unter demDruck der Großmächte bewilligt dcrSultanihnen1895 einen christlichen Generalgouverneur(KaratheodorijPascha). Angern. Als die Musulmanen wüthend aufbrüllen und die Hohe Pforte fragen.ob derRumi auf derInsel herrschen,einChristals Wali mit der christlichen Parlamentsmehrheit regiren solle, finden sieimVildizpalasteinenstillenHelfer. Emin Pascha, der vom Wali unabhängige Truppenkommandant, ruft zu offenem Kampf gegen Karatheodonj, entzieht ihm die Polizeimannschaft und setzt durch, daß der demIslam verhaßteMann vonTurkhanPascha abgelöst wird. Straßenputsche. Russische und griechische Konsularkawassen werden gemordet. Wie ein Lauffeuer gehts durch die Insel. Zuerst schicken Frankreich und Italien, dann auch Britanien und Rußland Kriegsschiffe in die Sudabai. Doch der Bürgerkrieg ist nicht mehr aufzuhalten. In denStädtensinddieTürkenunantastbar; imGebirg befiehlt die Epitropie, deren Banden, auch als der Sultan neueTruppengeschickthat,nichtniederzuringensind. Darf Griechenland müßig bleiben, während die »Schwesterinscl" keuchend um ihr Lebensrecht ringt? In der Weihnachtwoche des Jahres 1893 schreibt Herr Bouree, Frankreichs Gesandter, aus Athen an Berthelot (der große Chemiker leitet unter Bourgeois das internationale Geschäft derRepublit),KönigGeorg habcihm gesagt: „Wenn die Türken wirklich, wie erzählt wird, fünf Bataillone nach Kreta schicken, kann ich für nichts mehr stehen und die Ereignisse müssen ihren Lauf nehmen." Der kluge Paul Cambon(derBruderdesjetztbeiunsakkrcditirten)istinKonstantinopel und schildert Herrn Hanotauz (der Berthelot abgelöst hat) die Möglichkeiten solcher EntWickelung. Schon kämpfen auf Kreta türkische Soldaten gegen griechischeFreiwillige. Wielangekanns dauern,bis überall dieHellenen aufstehen und dieRaserei dieses Nationalismus Makedonien ergreift? Europa muß helfen. Europa hilft. Abd ulhamid versprichtAlles,was von ihm gefordert wird: Amnestie, getreulicheWahrung der Konstitutionvom zwölften Oktober 1878, Ernennung eines christlichen Truppenbefehlshabers. Er kennt seine Leute. Nach kurzer Ruhe kehrt der alte Zustand der Wirrniß zurück und ein schlauer Fischer angelt sich was Schmackhaftes aus der trübenFluth. Berowitsch Pascha, der

Fürst von Samos, erfährt, als Kommandant, kaum,was vorgeht. Soll die Minorität der Anmaßung einer radikalenMehrhcit geopfert, die mitTürkenblut gedüngte Insel leichtfertig den unreinen . Rumi ausgeliefert werden? So fragen die Musulmanen. Doch auch die christlichen Kreter sind nicht zufrieden. Heischen, außer dem christlichen Generalgouverneur, der auch über die Truppen frei verfügen müsse, und der Aufsichtpflicht der Großmächte, die griechische Staatssprache und das Recht, die Einnahmen, nach einem derPforte zu zahlenden Tribut, nur für die Interessen der Insel zu verwenden. In deren Gebiet wird inzwischen lustig gesengt und gebrannt,geschändet und gemordet. Nndderbehutsame König Georg, der am Liebsten den Herrgott einen guten Mann sein ließe, kann dem Drang der Oeffentlichen Meinung auf die Dauer nicht widerstehen. Offiziere, Soldaten laufen aus seinem Heer zu den kretischen Rebellen. Kommts zumTürkcnkrieg gegen Neuhellas? Noch nicht. Abd ul Hamid läßt sich von dem bittenden, warnendenWort derBolschasterkonfcrenz erweichen. Berö- witsch Pascha soll fünf Jahre lang Wali sein und, uls besondere Auszeichnung, denRang derWesire erhalten. Justiz und Polizei werden im Einvernehmen mit derKonsularkommissionvonKanca reorganisirt. Was für den Wohlstand der Insel geschehen kann, wird ohne Aufschub geschehen. Jubel in der kretischen Christengemeinde. »Lasset uns, die wir Kinder des selbenLandes und an dessen Gedeihen, Christen und Musulmanen, in gleicher Weise interessirt sind, den alten Hader für immer vergessen und, statt einander nach Habe und Leben zu trachten, fortan nur im Wettstreit friedlicher Arbeit noch um den Sieg ringen." So stehts in der Christenproklamation. Endlich Friede auf Kreta. Fromme schluchzen. Die Diplomaten rösten sich am Gefühl ihres Erfolges. Nicht lange. Drei Tage nach der Proklamation kommt aus Kandia die Kunde von neuem Christengemetzel. Wieder ziehen Türkenhaufcn von Haus zu Haus und sichern sich die Herrschaft über die Städte. Wieder fordern sie laut das Recht, nach ihrem Sinn die Insel zu regiren, deren Bevölkerung zu zwei Dritteln doch aus Christen besteht. Und Abd ul Hamid ersinnt eine neue Finte. Am die Insel zu „beruhigen", schickt er Zihni Pascha hin, der, als Großherrlichcr Generalkommissar, mehr gelten muß als der Christ Berowitsch; und bald auch an allen Ecken Feuerchen

anzuzünden versteht. Im Januar 1897 Christenverfolgung in Kanea. Der Wali, die Konsuln, die Katholische Mission werden bedroht, die meisten Häuser zerstört, die Christen halbnackt durch die Straßen gescheucht. Auf der Brandstatt fehlts an Brot; nicht einBäckcr ist demTod entronnen. DieUeberlebendenflüchtenins Gebirg, hissen die Griechenfahne und beschwören die Brüder in H ellas, die Insel zu annektiren. Delijannis verliest im athenischen Parlament die Depesche, in der Generalkonsul Gennadis das hoffnunglose Elend der Christen meldet: und wie ein Mann erhebt sichdieKammerzum Kriegsruf gegendieTürken. EinPanzer soll hinüber. Und Prinz Georg, des Königs zweiter Sohn, wird mit einer Torpedoflottille die hastig in Smyrna zusammengezogenen türkischen Truppen hindern, auf Kreta zu landen. Am sechzehnten FebrUar 1897 landet Oberst Wassos dort mit drei Griechenbataillonen und nimmt im Namen seines Königs die Insel in Besitz. Hellas muß siegen. Dreihunderttausend Griechen sind bereit, Konstantins Stadt von der Türkenschmach zu säubern. Der Epirus, Makedonien, Albanien wird aufstehen. Der von Christenblut triefende Abd ul Hamid, den der Brite Gladstone schon vorher einen Mörder, der Franzose Vandal den Rothen Sultan genannt hat, fliegt in die Luft, die armenischen und kretischen Märtyrer werden gerächt und die brünstigen Wünsche endlich erfüllt, die seit den Kreuzfahrertagen auf Europens Gewissen lasten. Wie ein Sauserrausch gehts durch Griechenland; und das Häuflein der Nüchternen wird überheult. DSß die Balkanrivalität keinem Stamm einen Sieg noch gar einen völligen Triumph gönnt, scheint vergessen. Wird den trunkenen Hirnen rasch aber eingehämmert. Fürst Ferdinand von Bulgarien, der weiter sieht als die tzaemusvettern, läßt Alexander von Serbien nach Sofia kommen und verabredet mit ihm, was zu geschehen habe, wenn die Griechen nach Makedonien vordrängen. Das SammlungministeriumSimitsch erklärt, bei jederAenderung des 8wtus quo müsse auchSerbienKonzessionen fordern.Schonglimmts in Makedonien. Schon hetzt der Sultan Albanesenhorden gegen die Gricchengrenze. Höchste Zeit für die europäische Löschmannschaft. Salisbury läßt in Konstantinopel herrisch empfehlen, der Insel, unter der Oberherrschaft des Sultans, Autonomie zu gewähren; in Athen, sich mit diesem Erfolg zu bescheiden und die

Truppen zurückzuziehen, tzanotaux schließt sich diesem Vorschlag «n und sagt in der Kammer: «I-a Lrete vs elre remise en cZepot psr le sultsn entre les maing cZe I'llurope et jouira äeLormais ci'une sämi-nistrstion autonome sous la su?eramete 6e la Porte." InBerlin Wird der internationalen Politik vom Kaiser dieRichtung gewiesen. Der eilt,als er von demGriechenvorstoßgehört hat,injäh aufflackern-dem Zorn zu dem Marquis de Noailles, dem Botschafter der Französischen Republik, und ruft, die Großmächte müßten den Piraeus.die ganze Hellenenküste blotiren; Europa dürfe ein Volk nicht schonen, das seinen Nachbar so frivol herausgefordert und den Frieden des Erdtheiles gefährdet habe. (Vier Tage danach ruft er die Märker zum «Kampf gegen den Umsturz" und fpricht den unvergeßlichen Satz: »Dieses Gefecht können wir nur sieg« reich durchführen, wenn wir uns immerdar des Mannes erinnern, dem wir unser Vaterland, das Deutsche Reich, verdanken und in dessen Nähe durch Gottes Fügung so mancher brave, tüchtige Rathgeber war, der die Ehre hatte, seine Gedanken ausführen zu dürfen, die aber Alle Handlanger feines erhabenen Wollens wa-ren, erfüllt von dem Geist dieses erhabenen Kaisers.")Griechen-land soll seine Truppen zurückziehen. König Georg möchte wohl, darf aber nicht; wäre unmöglich,wenn er wieder nachgäbe. Wird das Versprechen derAutonomie etwa besser gehalten werden als frühere Verheißungen? Sicher nicht. Darf Hellas die christlichen Brüder schutzlos der islamischen Wuth preisgeben? Nein. Man lasse dieInsulaner abstimmen; sie werden deutlich sagen, ob sie tür-kisch bleiben, ob griechisch werden wollen. So laut, daß man sie bis 'ins Spreeschloß hört. Vorher darfWassos dieInsel nicht räumen. Britanien hat kaum Zeit, sich ernstlich um Kreta zu kümmern. Kitchener ist auf dem Marsch nach Dongola und Berber; der Su-dan wichtiger als das Gekribbel am Strand des Aegeermeeres. Vielleicht läßt sich doch irgendein Vortheil herausschlagen. Die Großmächte blokiren die kretische Küste, um die Landung neuer Truppen (aus Athen und Smyrna) zu hindern, und schicken selbst Kontingente auf die Insel. Die erweisen sich bald als zu schwach; undSalisbury findet,das für denChristenschutz Nöthige sei auch von zweiMächtenzu leisten; sogar von einer. Warum sollen Eng-land, Rußland, Deutschland, Oesterreich Soldaten imArchipela-gos halten? Seit Karl Martel bei Poitiers die Araber schlug, seit

Karl der Große vonHarun alRaschid die Schlüssel zum Heiligen Grabe empfingest derFranke im Orient derWestländer, der Christ; das Frankenreich der Wall gegen den Islam. Hat nicht auch die Republik (die schon Gambetta gewarnt hatte, aus der Kirchen-fcindschaft einen Exportartikel zu machen) eifersüchtig.'noch unter Carnot und Goblet, das Vorrecht ihres Christenprotektorates gewahrt? General Simmons und der Herzog von Norfolk haben Leo den Dreizehnten nicht zu überreden vermocht, in Nordafrika britische Bischofsitze zu schaffen, die der Gerichtsbarkeit des Kardinals Lavigerie.des Primas von Afrika, entzogen wären. Graf Lcfebvre deBehaiNe, der im VatikanFrankreich vertrat, hat dem Papst damals ins Gedächtnis gerufen, was die Römerkirche seit den Tagen desHeiligcnLudwig denFrgnzosen schulde; daß nach dem BerlinerKongreß am Quai d'Orsay für diewirksameWahrung des Katholikenrechtes der Dank der Kurie ausgesprochen worden sei.AndLeohat indcrEncyklika^spera rerum conclilioalle Missionare angewiesen, inNothfällen sich stets an Frankreich zu wenden, dessen Orienlprotektorat auf unzerreißbaren Verträgen beruhe. WerimErdosten derHort derChristenheit sein will, mag auch aufKrcta für die Glaubensbrüder sorgen. Frankreich soll als Mandatar Europas die Insel besetzen. Wohl ausgesonnen, Marquis Salisbury; wär' dcrGedanke nichtso vcrwünschtgeschcit.man wär'oersucht,ihn herzlich dumm zunennen. FrankreichaufKreta: keine pariserRegirung darf den Briten dann dasRechtzur Okkupation Egyptens bestreiten. DassiehtHanotaux ein und lehnt drnm den britischen Vorschlag ab, trotzdem Rußland ihm zugestimmt hat. Die Truppen der sechs Großmächte müssen bleiben. Kreta (so heißts in der Proklamation der vier Geschwaderkommandanten) steht unter Europas Schutz und seine Autonomie ist gesichert. Die Rebellen steigen von den Bergen; und ringsum ist nun Ruhe.
Auf Kreta. Nicht in Griechenland. Das macht jetzt eine unheilvolle Dummheit. Statt mit dem Erreichten mindestens zufrieden zu scheinen und zu thun, als habe sichs wirklich nur um ChristenschutzundAutonomiegehandelt, enthüllt es die nationale Selbstsucht. Die heimliche und offene Unterstützung der Kreter hat viel Geld gekostet, das Budget ist in Anordnung und nur ein sichtbarer Sieg des Hellenismus kann das Volk zur Hinnahme neuer Steuerlast bestimmen. Der kühle König ahnt wohl die Ge-

fahr hitziger Politik; würde aber die Dynastie entwurzeln, wenn
er allein sich der allgemeinen Volksstimmung entgegenstemmte.
Wir Griechen dürfen nicht auf Kreta bleiben? Die Großmächte
sperren die Häfen, halten die Infel besetzt? Die Enkel der Phil-
hellenen, dieLandsleuteByrons vornan, führenheutc dasTürken-
geschäft? Gut. Den Schlüssel zum Phoinikeremporium können wir
ihrer Faust nicht entwinden; aber in Makedonien demIslam be-
weisen, daß Hellas noch lebt. Kronprinz Konstantin wird zum
Armeeführer ernannt. DerSchwager des Deutschen Kaisers und
ein Mann, den schon derName zum Kreuzzugshelden praedesti-
nirt. Vorwärts! Oeus lo vult! So tobts durch die Straßen von
Athen. Doch der Herrgott ist noch immer, wie in Fritzens Zeit,
bei den stärkeren Schwadronen. And das Schicksal schreitet schnell.
Am zweiundzwanzigstenMärz haben dieAdmirale zuRuhe und
Frieden gemahnt. Inderfünfundzwanzigsten Märznacht schlach-
ten die durch neueArmeniermorde gereizten Christen in der Mo-
schee von Skutari ein Schwein, malen mit demBlut des Thieres
Kreuze andie Mauern, hängen denKadaver über die den Betern
geweihte Stätte, setzen dem abgeschnittenen Schweinskopf einen
Turban auf und lassen ihn in der Mitte des Tempels thronen.
In wölfischer Wuth heult der Musulman am nächsten Morgen
auf. EinGewimmelwälztsich ins Christenquartier, verwüstet den
Friedhof, stampft über die Gräber hin und reißt jedesKreuz aus
der Erde. DerVersuch, dieNnruhenlokal zubegrenzcn, mißlingt.
In Angora und Tokat, in Adana und Caesarea kommts zu ähn-
lichen Konflikten. Edhem Pascha steht mit Hundertfünfzigtausend
Mann an derthcssalischenGrenze. SeinHeer ist dem griechischen
nicht nur an Zahl überlegen. Jeder nichtblindeDiplomat sagt die
Hellenenniederlage voraus und Cambon beschwört seinenKolle-
gen Mawrocordato, inAthcn alles zur Vermeidung solchen Schla-
ges irgend Mögliche zu thun. Selbst wenn Konstantin, wider
jedes Erwarten.gcgendieAebermachtauskäme, wäre fürGriechen-
land nichts zu hoffen; die Balkanslaven sind mobilisirt und die
Großmächte haben laut erklärt, derAngreifer dürfe aussofrevlem
BeginnenunterkeinenAmständenGewinn ziehen. Alles umsonst.
ZweiFanatismenwüthenwider einander; zwei Dynastien fechten
für das Ansehen, das ihnen den Thron verbürgt. Am zehnten
April überschreiten Griechenbanden die Grenze; bald danach

suchen andere in Thrakien dem Türkenheer die Verbindung mit der Heimath abzuschneiden. Die Hohe Pforte läßt feststellen, daß diese Banden zum größten Theil aus griechischen Soldaten bestehen, von griechischenOffizierengeführtwerden: und schickt dem Fürsten Mawrocordato die ihn und sein Personal schützenden Pässe, erklärt dem König Georg den Krieg und giebt Edhem Pascha den Befehl zum Angriff. Die Großmächte bleiben neutral und werden trachten, den Kriegsschauplatz zu verengen. Das Deutsche Reich nimmt die in Griechenland lebenden Türken unter seinen Schutz; fürdieunterdem,Halbmond" seufzendenGriechenwerden Britanien, Rußland und Frankreich sorgen (die zum ersten Mal, eines neuen Dreibundes Partner, ein Orienthandel vereint). Rühren die Balkanslaven sich nicht? Ferdinand wäre kein echter Koburger, wenn er je eine günstige Konjunkur versäumte. Da Abd ul Hamid die Hellenen auf dem Hals hat, muß er den Bulgaren in Makedonien, demLand ihrer Zukunfthoffnung, drei neue Bisthümer und für den Wilajet Monastir eine Handelsagentur gewähren. Auch Serbien sichert sich einen Brocken: das Recht, in den Wilajets Monastir und Saloniki Schulen zu 'gründen und nach Aesküb, wo bisher ein griechischer Metropolit saß, einen Serben zu schicken. Nun mochte Hellas sein Glück Probiren. .. VierzehnTagenach derKriegserklärung istdas Griechen-Heer auf ungeordnetem Rückzug aus Larissa. Das auf demMeer ohnmächtige Osmancnreich ist nur auf dem Land ernstlich angegriffen worden und hat, nach kleinen Schlappen, den Feind auf den Weg nach Pharsalos gedrängt. Wo Julius Caesar im Jahr 48 mit zwanzigtausend Mann die vierzigtaufend des Pompejus schlug, flieht Konstantin jetzt vor EdhemPascha (dessenStrategie und Taktik der preußische General Grumbkow mitberäth). Am sechsten Mai fällt Pharsalos, am achten Velos; am zehnten stehen die Vorposten des Türkenmarschalls auf den Hängen des Othrys. Athen ist bedroht. Ist schon seit demTürkensieg bei Tyrnawos in wildem Aufruhr. Soll es, im Angesicht des Feindes, dieSchreckeneinerCommunenachpariserMustererlebcn? Georg, der für seinen Thron zittert, hat, wieKönige inNölhen gern lhun, einen Prügelknaben gesucht: und in Delijannis gefunden. Der wird der zum Schloß hinaufbrüllendenPöbelwuth als Opfer hingeworfen und im Ministerpräsidium durch Rhallis ersetzt. Einen

Helden, der mit gambettischer Energie die letzten Mtttel für den
Kampf aufbietenund demFeind nie den Rücken zeigen wird. Neue
Enttäuschung. Rhallisbesinntkeinetzeroenleistung, sondern sucht
rasch zu retten, was noch zu retten ist. And die patriotische Leiden-
schaft seiner Landsleute (die wohl nicht, wie Fallmerayer meinte,
als Slavensprossen anzusehen, immerhin aber durch das von Sta-
den, Albanesen, Kleinasiaten aller Art ererbte Blut dem brachy-
kephalen Südslaventypus näher als dem Urbild althellenischer
Kraft gebracht worden sind) kühlt sich schnell, als die Türken-
rache die Hauptstadt umdräut. Europa soll helfen. Europa
hilft wieder. Heischt zunächst aber die Rückberufung des Obersten
Wassos und seiner Truppe, die Unterzeichnung eines Waffen-
stillstandes und die Anerkennung der kretischen Autonomie. Am
achtzehnten Mai erklärt die athenische Regirung sich dazu bereit.
Am einundzwanzigsten giebt der von den Botschaftern bestürmte
Sultan den Befehl zurWaffenruhe. Und fünf Tage danach klet-
tert der letzte griechische Soldat vom Kreterstrand in den Kahn;
wird die letzte Hellenenkanone nach dem Piraeus verfrachtet.
Griechenland ist ruhmlos besiegt. Aber Kreta ist frei.
Frei vom Türkenjoch? Ein frommer Wahn. Am neunzehnten
September wird in Konstantinopel der Präliminarfriede ratifizirt.
Griechenland muß sich zu einer Kriegsentschädigungvonfünfund-
siebenzigMillionenMark verpflichten, auf einige Konsularrechte
verzichten, eine den Türken günstige Regulirung dcr thessalisch-
makedonischen Grenze hinnehmen und seine kränkelnde Finanz-
wirthschaft einer von den Großmächten einzuberufenden Kontrol-
kommission unterstellen. Denn dieGläubigerdes Griechenstaates
find unruhig geworden und wollen sich die Einlösung der Zins-
coupons sichern. Diese Bedingungen scheinen dem Volk zu hart
und bieten dem ehrgeizigen Delijannis die ersehnte Gelegenheit,
sich an Georg und an RhaUis zu rächen. Seine Rügerede be-
stimmt die Kammer zur Ablehnung des Präliminarvertrages.
Rhallis muß demKammerpräsidentenZaimis den Platz räumen.
Am achtzehnten Dezember wird der (vierzig Tage vorher schon mit
der endgiltigen Unterschrift der Türken und Griechen versehene)
Friedensvertrag angenommen. Doch das Land ist zerrüttet; der
König verhaßt, Kronprinz Konstantin fast zum Operettengeneral
herabgesunken. Beide verstehen, nach kurzer Frist ein Stück der ver-

lorenen Volksgunst zurückzuerobern. DemKönig hilft ein Attentat, das seinerPresse erlaubt, ihm die übliche „Unerschrockenheit" nachzurühmen, dem Kronprinzen eine Denkschrift, die, ohne Beschönigung einer Schwäche, die Reorganisation des Heerwesens fordert. Kreta? Griechenland kann in absehbarer Zeit nichts für die Insel thun. Neun Monate vorher hat Hanotaux im Palais Bourbon gesagt, einstweilen («pour le moment clu moins«) könne Griechenland Kreta nicht bekommen. Hätte man in Athen diese Unmöglichkeit erkannt und die Gewährung der Autonomie als einen Erfolg hellenischenMühens frisirt! Jetzt schwindet die Hoffnung. Georgs Reich blutet aus hundcrtWunden; derWeg nach Makedonien ist von Ferdinand verrammelt; das Balkanslaventhum gegen den Hellenismus gewasfnet. Auf Kreta sorgen die von den Großmächten hingeschickten Schutztruppen für äußere Ordnung. Salisbury versucht noch einmal den früher mißglückten Kniff: bietet derFranzösischcn Republik an, einen ihrer Generale zumWali zu machen. Noch aber sieht der Franzos in denBriten dieDanaer, derenGeschcnle nie Heil bringen können; und dieses Mißtrauen lehnt das londoncrAngebot ab. Wer soll nun Generalgouverneur werden? EinBelgier, Schweizer, Luxemburger; aus einem politisch da unten nicht interessirten Staat muß er kommen. Bis er gefunden ist, regirt ein von den europäischen Admiralen beaufsichtigter Ausschuß der Nationalversammlung. Steuern, Rechtspflege, Polizei werden reformirt, religiöse und nationale Leidenschaftender Verwaltung fernzuhalten gesucht. Doch in den HauptstädtensindnochtürkischeGarnisonen.DieserAnblickstachelt den Musulmanenmulh. In Kandia werden kretische Christen gemordet. Das ginge ohne Sühne hin; aberauch britischeW>,trosen verröcheln unter Türkensireichen. Zornige Beschwerde imMldizpalast. Wilhelm bereitet sich zur Reise nach Konstantinopel, Jerusalem, Damaskus. In Petersburg hat Felix Favre aus NikolaisMund endlich die Anerkennung des franko-russischenBündnisses gehört. Englandmuß,nachKitchenersSiegbeiOmdurman, auch am Bosporus zeigen, daß es noch lebt, noch zu befehlen vermag. Der Sultan giebt nach; zieht seine Truppen aus Kreta zurück. And dreiTagevorderWeihnachtübernimmtPrinzGeorg von Griechenland, Konstantinchens Bruder, die Regirung.

Ein Grieche Generalkommissar fürKreta; einIahr nach dem

Neveille.
Krieg. Ein griechischer Prinz; ein Sohn des Besiegten. Jetzt ist
die Insel doch frei? Abd ulHamid lächelt in seinen Scmitenbart.
Frei! Er hat 1878 dem Berliner Vertrag zugestimmt, dessen drei-
undzwanzigster Artikel mit dem Satz beginnt: «l.a Zublime-Porte
L'eriZsZe ä appliquer scrupuleu8ement äans Nie cle Lrete le re^Iement
«rZsnique äe I8b8, en^apportant lesmaclificationsqui ser-üentjuZeeZ
epuitables." Zwei Jahrzehnte lang hat er sich mit dieser Gewissens»
Pflicht bequem abgefunden. Soll er seiner überlegenen Schlauheit
nun etwa weniger fest vertrauen? Nach dem über ein Christen-
heer errungenen Sieg, den auf dem ganzen Erdrund der Islam
wie einen neuen Lenz bejauchzt? Nachdem ein Deutscher Kaiser
ihn eben seinen Freund und den würdigen Erben Saladins („ei-
nes der ritterlichsten Herrscher aller Zeiten, der oft seine Gegner
dierechteArt desRitterthumes lehren mußte") genannt, ihm Hilfe
zugesagt und erklärt hat, keine Europäermacht habe das Recht,
das Osmanenreich zu zerstücken? Der Mann der Armenier»
morde und der thessalischen Siege braucht nichts zu fürchten. Lebt
in hellerem Glanz als im neunzehnten Jahrhundert je ein Sul-
tan. Ist der glorreiche Padischah, der große Khalif, der dem Is-
lam zu neuer Blüthe hilft. »Den Gläubigen, von denen er den
Blick lange abgewendet hatte, läßt der Herr Mohammeds end-
lich nun wieder sein Antlitz leuchten; die Zeit harter Prüfung ist
überstanden und der Tag nah, der dem Islam das Zeichen zum
Vormarsch giebt." Auf allen Märkten, in allen Kaffeeschänken
des Mondsichelbereiches keimt über Nacht solche Zuversicht. Mag
Georg getrost in Kanea thronen, Europa wähnen, die Insel sei
ihm »remise en äepot": Kreta bleibt dem Großherrn. Griechen-
land ist wehrlos; kann, unter Zaimis, Delijannis, Theotokis,
Rhallis, die Parteien nicht einmal zu gründlicher Heeresreform
einigen; und bietet, als Michaelowskij in Makedonien das Feuer
schürt, dem Sultan, dem Sieger von Larissa, Beistand gegen die
Komitatschi und deren bulgarische Helfer an. Die Großmächte ha-
benAnderes zu thun; sind in Asien und Afrika beschäftigt und froh,
wenn sie von Kreti und Pleti nichts hören. (Georgs Vorschlag,
die Insel dem König der Hellenen zu geben und die Kontingente
der Schutzmächte durch griechische zu ersetzen, wird als nicht ois-
kutirbar abgelehnt.) Ein Balkanbund, wie Milan und George-
witsch ihn träumten, würde erst möglich, wenn das Schisma gc»

schlössen, die griechische der römischenKirche versöhnt wäre. Das ist fürs Erste nicht zu erwarten. Oesterreich blickt überMitrowitza hinaus; Rußland will die südwestliche Flanke nicht noch länger im Käfig des Schwarzen Meeres haben; Italien ist nicht satt und schielt nach Albanien und dem Epirus hinüber. DerNachbarmiß- traut dem Nachbar; würde selbst dem verbündeten das Türken- erbe nicht gönnen. Ein Staatenbund, der Griechenland, Rumä- nien, Bulgarien, Serbien, Montenegro für die Dauer umschlösse, müßte schon seltsam aussehen; und sollte dann noch die türkischen Provinzen Makedonien, Thrakien und Albanien an sein wirres Interessengesträhn knoten? In der Schweiz lebenDeutsche, Fran- zosen, Italiener friedlich neben einander; dem südosteuropäischen Bergland ist solches Idyll so fern wie Birmingham der Ntopia des Morus. Wenn auch derBalkan zu einer reichlicheRente abwer- fenden internationalenMafsenherberge würde, kämen die Rassen und Religionen wohl mit einander aus. Bis es so weit ist, mutz man mit Zwietracht, Sektenzettelung und Bandenkrieg rechnen. Hat der Khalif nicht mehr zu fürchten als in der Zeit Franzens des Ersten, des I?oi Ires-dKretien, der zum Schutzherrn des Sul- tans wurde. Mag Christenblut in rothem Strom fließen, mögen ganzeStämme von islamischemFanatismusausgerodetwerden: die »Integrität des Osmanenreiches" bleibt Europens Losung. Das weiß der Türke; und thut, vor solcher Zagheit, auch auf Kreta druM, unter dem Griechenprinzen und unter dessen Nachfolger Zaimis, grinsend nur, was ihm das Rasseninteresse befiehlt. DerPhilhellenismuslebtnichtwiederaufzalleTheaterkünste der neuenAthener bringen die Stimmung von Mesolongionnicht mehr zurück. Europa sieht in den Korinthenhänolsrn, die bei La- rissa so hastig auskratzten, nicht die echten Erben der heldischen Männer, die seit den Tagen des Nerzes tapfer gegen Barbaren- gewalt stritten; antwortet ihnen, die sich auf Perikles und Solon, auf Aischylos und Sokrates, in den makedonischen Wilajets be- sonders laut auf Philipp und Alezander berufen, höhnisch: Ihr habt allzu große Rosinen im Sack. Das geben sie natürlich nicht zu. »Nur uns Griechen haben die großen Sultane seit des zweiten Mohammeds Zeit als eine Nation anerkannt und geachtet. Nur uns ist zu danken, daß die Christenheit im Osten den Druck des Türkenjoches überlebt hat. Und als den Organisatoren und Er»

Haltern des Orientchristenthumes gebührt uns die Herrschaft über
die Kirche. Was die Türkei den Slaven bewilligt hat, war mit
unserem Blut bezahlt: auf die Kreterrebellion von 186? folgt die
Anerkennung desExarchates; und der Krieg von 1897 sichert den
Bulgaren drei neue Bischofssitze. Die Zunge trügt. Unzählige
Bauern, die einen flavischen Dorfdialekt sprechen, sind nach ihrer
Abstammung und in ihrem Herzen Griechen; diese slavovhonen
Hellenen müßt Ihr uns zurechnen. Mußten wir nicht in Make-
donien und auf Kreta unser nationales Lebensrecht wahren?
Durften wir von dem Boden weichen, auf dem vonAlexander bis
zu Akritas unsere Heroen gekämpft haben? Nicht unWerth sind
wir solcher Ahnen. Wer uns nachsagt, der Hebung des Rosinen»
Preises?gelte unsere Hauptsorge, ist ein Verleumder. Wir haben
gegen Türken und Bulgaren gefochten, haben oft genug ihren
Dranggehemmtzundwerdennichtruhen, bis keinChristin Europa
mehr einer Türkenbehörde zu gehorchen hat. Denn alle Reform-
versuche müssen, auch wenn sie in die Wurzeltiefe hinabreichen,
fruchtlos bleiben, so lange der Musulman, des Christen unbe-
lehrbarer, unverbesserlicher Feind, in unserem Erdtheil haust."
Pompös tönende, Wunder verheißende Sätze. Hätten nur die
Griechen nicht injederSchicksalsstundeschmählichversagt? Selbst
imLande derCochrane,Church,Gladstone regt sich fürihreSache
kaum noch Begeisterung. Während das Haupt des der dänisch--
glücksburgischen Hellenendynastie nah verwandten Hauses Hol-
stein-Gottorp seinen Krimpalast für den Empfang des Sultans
bereitet (und nicht daran denkt, die graeko-slavifchen Glaubens-
brüder zur Eroberung Kretas zu ermuthigen), überlegt Sir Ed-
ward Grey still, wie er seiner Heimath die kretische Sudabai, die
vorletzte Etape auf dem wichtigen Weg vom Atlantischen in den
Indischen Ozean, erwerben könne. Das, wurde 1909 hier gesagt,
„wäre zu erreichen, wenn die Schutzmächte ihre Trüppchen aus
Kreta zurückzögen und den türkenfeindlichen Insulanern so das
Zeichen zu offenem Aufruhr gäben. Möglich, daß man inCowes
dazu räth. Ein turko-griechischer Krieg, dem der lüstern nach Ma-
kedonien lugende Bulgarenzar sicher nicht müßig zusähe, böte
einem Britengeschwader den billigsten Vorwand zur Landung in
derSudabai. Das nur vonhellenischerWehrmachtnochgeschützte
Eiland wäre eine von der listigen Britania leicht zu erraffende
14»

Beute, Nur wird Sir Edward Grey kaum Lust haben, auch das Odium dieses unabsehbaren Handels auf sich zu nehmen. Groß» britanien weiß, daß es nur mit mohammedanischer Hilfe Indien zu halten vermag, und wird sich vor offener Kränkung des mit Japan äugelnden Islam hüten." Also auf einemNmweg das Ziel suchen; vor dem Ohr der Osmanenregirung, vor demArgwohn des in Saloniki tagendenjungtürkischenIakobinerklubs als Friedens- anwalt für den Status qu« und die ungeschmälerte Suzerainetät des Ostsultans reden und heimlich aus allen erreichbaren Blas- bälgen an der Küste des Aegeusreiches das Feuer anfachen. Eine stark armirte Flottenstation in der Sudabai könnte die Landstraße verriegeln, die über Makedonien und Kleinasien einstnach Indien führen soll. An die Möglichkeit solchen Gewinnes darf man be- trächtlichen Einsatz wagen. Kretatürkisch: werweiß,wasdaunten noch werden mag, wennWilhelmundGwinnersoweiterarbeiten. Kreta griechisch: Schwächung der Türkei und Erleichterung bri- tischer Ingerenz. Die Rechnung ist einfach. Nur soll man nicht wähnen, der Philhellenismus sei darin heute noch ein Nenner. Die Kreter sind längst ungeduldig. Welcher unbefangenUr- theilende wills ihnen verargen? Vor fünfzig Iahren verheißt Gortschakow,damals so ziemlich der inEuropamächtigsteMann, ihnen die Freiheit (die sie nur unter der tzellenenflagge finden könnten).ZwanzigIahredanachsagtBismarck.derindrei Kriegen gesiegt und dem Berliner Kongreß präsidirt hat, zu Odo Russell, er sei dafür, gegen kleine Konzessionen in Thessalien und dem Epi- rus den GriechenKreta zu geben; dann wäre Südeuropa von einer Reibungfläche befreit und auf der Elendsinsel könnte die säkulare Mißwirthschaft enden. Die Kreter haben das Wort des Deutschen Reichskanzlers,der demOrient fast schon cinMythosheld ist,gc° hört. Hören achtzehn Jahre später aus dem Munde des Ministers Hanotaux, daß ihr Wunsch zwar noch nicht («pourle momentan moins«) erfüllt, ihnen aber, wenn sie die Fiktion türkischer Ober- Herrlichkeit wahren, unbeschränkte Selbständigkeit unter einem griechischen Generalgouverncur gewährt werden könne. Alle Schutzmächte einigen sich auf dicscFormcl. Prinz Georg ruft grie» chische Offiziere und Beamte auf die Insel. Erkennt aber bald, daß er ohne festen Zusammenhang mit der hellenischen Hemiath gegen den wühlenden Islam nicht auszurichten vermag; bescufzt

die Schwierigkeit seinesAmtes,dieNnmöglichkeit seinerStellung
und stöhnt am Quai d'Orsay auf: »Ich Warden Kretern eine Hoff-
nung und bin ihnen nun die bitterste Enttäuschung. Anter so
widrigen Verhältnissen haben eigentlich nur noch zweiMenschen
auf einet Insel gehaust: Bonaparte und Dreyfus." Da ers nicht
länger trägt, legt er seinAmt nieder. Vermählt sich der Prinzessin
MarieBonaparte, dertzerrClemenceau erwirkt, daß sie als^Itesse
Imperiale ins Ehestandesregister eingetragen wird, also einen Titel
erhält, den sie weder unter republikanischem Gesetz noch selbst unter
Louis Napoleon je führen durfte. Warum setzt der Mann des
bloc sich dafür ein? Weil er demKönigGeorgbefreundetund auf
sichtbarem Posten vielleicht der letzte Philhellene alten Schlages
ist. In vielen Artikeln hat er empfohlen, Kreta den Griechen zu»
rückzugeben. Jetzt ist er Ministerpräsident; in Frankreich mäch»
tiger, als Richelieu und Mazarin dort waren (die nicht nur einen
feisten Schatten über sich hatten). Jetzt mutz den Kretern sich Alles
zum Guten wenden. Und Clemenceau trügt die Hoffnung nicht.
Als Europa zaudert, den Griechen Zaimis auf Georgs Platz zu
setzen, überredet der Kelte den King und die Russen zur Einwilli»
gung. Bald auch zu dem Entschluß, im Juli 1909 die Kontingente
aus Kreta heimzurufen und dadurch zu zeigen, daß die Schutz-
mächte die Insel nicht mehr „ in Depot "haben wollen.Hellas jubelt.
Endlich schlägtdenkretischenBrüdern, die inNeid und Sehnsucht
aufOstrumelier,Bosniaken, Herzegowzen blickten, die Stunde der
Freiheit. Die Hohe Pforte darf nicht länger fäumen, die Ver-
fassung anzuerkennen, der sie seit zehn Iahren die Sanktion wei-
gert; darfnicht neueBanden waffnen.als dieNationalversamm-
lung erklärt,Kreta gehöre fortan unlöslich zuGriechenland. Cle-
menceau hat sich jedesmal gefreut,wenn einFetzen vomLeib des
Großtürkengerissenwurde; warschon deshalb nichtgegenAehren«
thal und Franz Ferdinand mobil zu machen und stand im Ver-
dacht, den Konferenzplan Iswolskijs veröffentlicht und dadurch
vereiteltzuhaben.FürdeneuropäischenOrientnichtganzEduards
Mann; für das Ding, das am Aegeischen Meer gedreht werden
soll, aber sehr gut zu brauchen. England wird höchst korrekt sein
und in Per« und Athen für das Türkenrecht auf die umstrittene
Insel sprechen. Frankreich in Athen und Kanea andeuten, daß
man sich bei dieser Witterung schon ins Freie wagen könne. Die

Schutztruppen werden heimgerufen. Nächstens, künden die vier großmächtigen Patrone den Kretern, sprechen wir mit dem Su° zerainüberEureVerfafsungund Freiheit ein ernstes Wort. Nächstens: seit fünfzig Iahren heißts aus irgendeiner Ecke so. Worauf noch warten? Bis wieder Christenblut fließt und das Volksachtel, das an denKoran glaubt, zu neuerRumihetze ausSmyrnaHilfe wirbt? Jetzt oder nie tagt unserem Eiland dieFreiheit. InKanea und auf den Berggipfeln wird die Hellenenflagge gehißt.
Ein Bischen zu spät. Clemenceau ist nicht mehr Minister» Präsident und Herr Pichon nur ein Kleiner von den Seinen. Der sagt sich: »Erstens brauchen wirRuhe zuHaus; sonst scheitert die Steuerreform und die Marinekur und mich holt der Delcafse. Zweitens brauchen WirRuhe inSüdosteuropa; sonst brennts eines Tages von der Adria bis an das Ionische, das Schwarze Meer lichterloh und wir können den achtzehn Milliarden, die wir Russen uud Türken, Serben und Griechen geliehen haben, durchs Flackerfeuer nachlaufen. Drittens will England offenbar die Annexion, die Osmanenschwächung nicht; und die entente coräiale wäre gefährdet, wenn wir uns auf diesem heißen Boden von unseren Freunden, denBriten undRussen, trennten. Zwar hatClemenceau manchmal, unter vierAugen, geredet, alswünscheman inLondon, von der Thatsache der graeko°kretischen Vereinigung überrascht zu werden. Der bleibt aber bis an den Rand des Grabes tete cie linotte; hat auch das internationaleGeschäftniegründlichgelernt. In Vera fpricht Eduards Botschafter gegen die Annexion; und auf Korfu foll Wilhelm dem Schwiegervater seiner Schwester Sophie diplomatische Anterstützung zugesagt haben. Das muß genügen: über jeden Zweifel hinweg uns die Richtung weisen." Pichons pm animä ist in Bereitschaft, sich den anglo-russischen . Wünschen anzupassen. Also: Erhaltung des status quo und Nnantastbarkeit des Osmanenreiches. Die vontzanotaux inAmlauf gebrachte Formel. Ob der King damit zufrieden ist? Er hat sich gewöhnt, auch den ärgsten Verdruß hinter den Fettpolstern seines stets munter blickenden Antlitzes zu bergen. Am Bosporus aber schwillt jedem Hähnchen der Kamm. Die tzellenenflagge muß bis morgen vom Stock. Griechenland wird grob koramirt und stammelt, sich zu entschuldigen, es habe weder die Annexion gewollt noch dieAnschlußerklärungje als giltig anerkannt. AndderInsel, die vonFreiheit träumte, droht, erst rechtnun, völlige Vertürkung.

. Am sechstenAugusttag des Jahres 1909 überreicht derKaiser-
lich Osmanische Gesandte dem Ministerpräsidenten Rhallis in
Athen eine Note, die zwar die freundschaftlich klingenden Erklä-
rungen des nach dem Rücktritt des Ministeriums Theotokis ge-
bildeten Kabinets anerkennt, aber betont, mit diesen Worten sei
das Thun und besonders das Unterlassen nicht in Einklang zu
bringen. InMakedonienseienhellenische Konsuln,Offiziere(zwei-
hundert), Agenten bemüht, die türkenfeindliche Strömung zu stär-
ken und diedemSultanAnterthanengegenihrHauptaufzuhetzen.
Griechische Offiziere seien mitschuldig daran, daß auf Kreta die
blauweiße Hellenenflagge wehe. Wenn die athener Regirung
nicht schnell in einer Note erkläre, daß Kreta nicht das Ziel ihres
Ehrgeizes sei und daß sie die Agitation der kretischen Christen miß-
billige, werde der Vertreter des Sultans einen langen Urlaub
nehmen. Die Antwort wurde Herrn Rhallis von den Gesandten
der vierSchutzmächte(Großbritanien,Rußland,Frankreich, Ita-
lien) diktirt. Sie bestritt jede feindsälige Absicht der athener Re-
girung und desGriechenvolkes,das sich des kräftigendenWandels
der türkischen Verhältnisse aufrichtig, innig gefreut und niemals
versucht habe, aus den Wirren der Nebergangszeit Nutzen zu
ziehen. Griechenland sei dem Streben, die InselKreta dem König-
reich anzugliedern, fern geblieben, werde feine korrekte und loyale
Haltung nicht aufgeben,müsse aber die Schlichtung des kretischen
Zwistes den Schutzmächten überlassen, deren Obhut die Insel an«
vertraut sei, und könne nur hoffen, daß Hellenen und Türken ein-
ander fortan wieder ohne Mißtrauen betrachten und behandeln
werden. In einem derAntwortnote beigelegten Brief an denOs-
manengesandten erklärte Herr Rhallis noch, kein dem Hellenen-
heer angehöriger Offizier weile mehr auf türkischem Boden, den
Konsuln sei eingeschärft, sich mit den osmanischen Behörden gut
zu stellen, und die auf Kreta Dienst thuenden Offiziere seien, nach
dem Gesetz, aus dem Griechenheer geschieden, also der athenischen
Disziplinargewalt nicht erreichbar. Diese demüthigeAntwortge-
nügte den in SalonikiundKonstantinopelregirendenHerren nicht;
trotzdem sie mit dem nach grundlos barscher Koramirung fast allzu
artigen Satz schloß: ,,I^«U8 voulons esperer que ces explications si
franckes vont cZissiper Wut malentenäu et aicteront a inauZurer une
ere cte relstions coräiales et loyales entre le ro/aume et I'empii-e pour
Ze plus Zranci dien ctes cteux öwts." Die athener Regirung solle, so

heischte die Duplik, amtlich erklären, daß sie »an Kreta keinerlei: Interesse habe". Das ließen die Schutzmächte geschehen; obwohl sie selbst, als sie dem tzellenenkönig das Recht zusprachen, einen Kommissar für Kreta vorzuschlagen, unzweideutig anerkannten, daß Griechenland mehr als irgendeine andere Macht an dem Schicksal der Insel interessirt sei. Jetzt? In Konstantinopel kein ernstes Wörtchen; nur die Bitte, geduldig zu warten. In Kanecr aber die Drohung: Wenn Ihr nicht selbst flink die Griechenfahne vom Mast gleiten lasset, holen unsere Seesoldaten ste,imNothfall mitAufbietung der schärfsten militärischen Machtmittel, herunter. SohandelndieqIlätrepui8ssncespi'otectnceL; die selben Schutzmächte, die denKretern völlige Autonomie und griechische Gene»-ralkommissare (Georg undZaimis) verschafft haben. Als Oester» reich-Ungarndietzerzegowinaund Bosnien annektirt, Ferdinand das Vasallenband gelöst, Ostrumelien an sich gerissen und den Titel des Zaren der Bulgaren angenommen hat, glaubten auch die Kreter ihre Stunde gekommen. Soll nur für sie der dreiundzwanzigste Artikel des Berliner Vertrages noch gelten, den die Anderen gestern sorglos durchlöchert haben? Am achten Oktober 1908 kündeten sie Europen laut: Von heute anist Kreta eine Provinz des tzellenenstaate s. And die Schutzmächte? Am dreißigsten Oktoberkam ihre Antwort; derentzauvtsatz lautet: «l.es puissance^ protectrices consiclerent I'umon cle Is Oete avec Is, (Zrece comme penclant äe I^ssentiment cleg puisZances qui contracterent 6es obN> Kations avec lä l'urquie; elles ne sersient, neanmoins, pas eIoiZne?8 cl'envissAer avec bienveillance la cii8cu88i«n 6e cette czuestion avec la l'urquie, si I^orcire est maintenu cZäN8 I'ile et^i^autre part, 3i Is 8ecurit^ äelä Population mu8ulmane e3t s88uree.«AufDeutsch: »Wir wollen gefragt sein, werden aber Ja sagen, wenn Ihr Euch hübsch artig verhaltetund uns jetztnicht stört. Gerade jetztnicht. Gesternhaben unsere Vertreter mit gefurchter Stirn erklärt, das Handeln des Freiherrn von Aehrenthal zerfetze den Berliner Vertrag, verstümmele den großen Grundsatz, die Integrität des Osmanenreiches um jeden Preis zu wahren, und Herr Iswolskij hat beantragt, gegen den Trugkünstler vonBuchlau vor dem Konferenzgericht dastzauptverfahren zu eröffnen. Wenn wir Vorderselben Instanz morgen für Eure Befreiung von den Resten der Türkenherrschaft einträten, müßten wir die Klage gegen Oesterreich zurückziehen oder lächerlich werden. Duldet, geduldet Euch also noch

ein Weilchen!" Abgemacht. Kreta bleibt ruhig. Das Exekutiv-
komitee, das im Namen (nicht: im Auftrag) des Hellenenkönigs
regirt, sichert auch denMohammedanern Leben und Eigenthum;
erfüllt die von den Schutzmächten gestellten Bedingungen. Er»
laubt freilich auch, daß in Ost und West der Insel die blauweiße
Flagge gehißt wird. Niemand widerspricht. Als der Serbenlärm
verhallt, die letzte Guinee in Belgrad für Preßmobilisirung und
Straßenspektakel ausgegeben ist, darf man sich der Kreter erinnern.
Sie haben gethan, was sie thun sollten; und können jetzt ihren
Lohn fordern. Noch ist die Insel ,,en ciepöt entre les wams äe I'tlu-
rope«. Ists nicht mehr, sobald die Briten, Russen, Franzosen,
Italiener abgezogen sind. Das geschieht in der letztenIuliwoche.
Am sechsundzwanzigstenIulifeiertKaneadenAbzug des Schutz»
truppenrestes. Durch Myrthengewinde schlingen sich blauweiße
Bänder; in blauweißen Lettern grüßt, auf dem Triumphbogen
vor der Moschee, die scheidenden Krieger der Dank der freien
Nation; im Hafen wird den mit klingendem Spiel abmarschiren»
den Soldaten von einem Mitglieds des Exekutivkomitees dieser
Dank wiederholt; und über der Citadelle weht die Hellenenflagge.
Niemand widerspricht. Kein fremderSoldat mehr aufKreta. Die
Schutzmächte haben Griechenland aufgefordert, die zur Organi-
sation der Miliz und der Gendarmerie nöthigen Offiziere hinüber»
zuschicken. Einverstanden; doch der vorsichtige Rhallis läßt von
der Kammer ein Gesetz beschließen, das die in den Kreterdienft
tretenden Offiziere aus den Reihen des aktiven Hellenenheeres
streicht und ihnen nur, für denFall der Rückkehr, dasAncienne-
tätrecht sichert. Drei Monate kanns noch dauern, vielleicht noch
sechs: dann wird die der Türkei verlorene Insel auch staatsrecht»
lich dem Königreich Griechenland einverleibt. Die Bereitschaft zu
diesem Schritt haben die Schutzmächte gezeigt, als sie die Truppen
heimriefen. Da kommt die Türkennote vom sechstenAugust: und
i« London, Petersburg, Paris,Rom ist Alles vergessen, was seit
zwölfIahren geschah. Schnell die Griechenfahne vom Mast! Ant-
wort aus Kreta: Der Regirung ist nicht gelungen, das Volk von der
Nothwendigkeit solcher Fahneneinziehung zu überzeugen. Dann,
liebe Kreter, müssen wieder Kriegskreuzer hin und Schutztruppen
ausschiffen. Am sechsundzwanzigsten Juli dampft derletzteTrup-
Pentransport mit demtzeimathwimpel aus der Sudabai.Am sie-
benzehnlcn August sind dreitausend Soldaten der vier Schutz-

inächte dort zur Landung bereit. (ZuantiNä pruäentia munäus re-
Aätur: nie ward die Wahrheit des Spottwortes klarer erwiesen.
Am die selbe Zeit erzählte der Kong von Hellas: seines Soh-
nes Schwager, der Deutsche Kaiser, habe ihm auf Korfu'wohl-
wollende Unterstützung zugesagt und wolle das in Bülows Flö»
tenrede verkündete Prinzip der Enthaltsamkeit jetzt aufgeben. Der
Augustmond brachte die Meldung, von Marschall und Pallavi-
cini sei in Athen und Konstantinopel „ guter Rath«gespendet wor-
den. Der war gewiß theuer; half aber nicht. Der kretische Patriot
Venizelos wurde griechischer Ministerpräsident. Blieb bedäch-
tig und vertröstete die Heimath auf bessere Zeit. Die wurzellosen,
zu ernster Regirungarbeitunfähigen Iungtürken mußten, umnicht
von der Fluth verschlungen zu werden, sich auf die Nothschanzen
islamischen Dünkels flüchten und konnten für Kreta noch weniger
als für Makedonien thun. Zulängliches hätten auch ihre Erben
nicht vermocht; selbst mit Kiamils bestem Willennie den Ausspruch
Treitschkes entkräftet: »Die vielverheißene Gleichberechtigung
der Rajahvölker muß ein leeres Wort bleiben, weil in einem mo-
hammedanischen Staat dieHerrschaft derGläubigen über die An-
gläubigen eben dasWesen der unwandelbaren theokratischenVer-
fassung ausmacht." Schlug den Kretern endlich nun die Freiheit-
stunde? Venizelos hat die von der Insel Abgeordneten in den
Griechenreichstag zugelassen. Er ist ein toter Mann und die Dy-
nastie kann einpacken, wenn die nationale Hoffnung noch einmal
enttäuschtwird. Für den Versuch, durch die Hingabe des Eilandes
(das sich am siebenten Oktober 1908 den Hellenen verlobt, den für
dieTrauungzuständigenBeamtenabernirgendsgefundenhat)die
Athener aus demBalkanbund zu ködern, ists zu spät geworden.Als
Otto von Wittelsbach auf Agamemnons Thron wackelte, schrieb
Metternich: „Kein Zweifel kann darüber bestehen, daß Kreta nicht
Griechenland einverleibtwerdenwird." Freilich auch an Prokesch-
Osten, Oesterreichs Vertreter am Griechenhof, Athen müsse Kon-
stantinopel verschlingen. RichtetEnglandsichaberinderSudabai
häuslich ein.dann stehen dieKreter unter dem Riesenschirm einer
christlichen Großmacht. Nnd dürfen,)«ve, nicht mehr klagen.
Länger warten? Nach den ersten Türkenschlappen ernennt
Georg den Christen Dragumis zum Gouverneur; gliedert, ohne
die Schutzmächte zu fragen, Kreta Griechenland an. Für immer?

Reveille.
1LZ
Kreuzzug?
Der Balkanbund sieht noch fleckiger aus als andere Neuge-
borene; und seine Partner lieben einander fast noch inniger als
in Frankfurt einstBerliner nnoWiener. Ein bunterBund. Nicht
der von Georgewitsch ersehnte, der unter türkischemPatronat ge-
gen Rußland fechten sollte; nicht ganz so widernatürlich. Halt-
barer? DiestärkstenBalkanmächtesinddraußengeblieben:Oester-
reich-Nngarn(das zumTrialismus, zurAbspaltung eines serbo-
kroatischen Königreiches, noch nicht entschlossen scheint) und Ru-
mänien (dessen König jetzt erst, ein Bischen lange nach Plewna,
russischerFeldmarfchallgeworden,dasseit1887ab,erderSachedes
alten Dreibundes verpflichtet ist und diesen Geheimvertrag gestern
noch nicht gekündigt hatte). WovondenReibungflächendieFun-
ken aufsprühen, sindBulgaren undGriechcn, Bulgaren undSer-
ben die hitzigsten Gegner; den Tag des Sieges, der Beutetheilung
würde ihre Eintracht nicht überdauern. Daß ihre Einfalt bis in die
Zuversicht langte, Italien werde, nur um ihren Feind zu beschäf-
tigen, weiterkämpfen, klingt wieunglaublicheKindermär. Leidige
Gewißheitist aber, daßihreAnfängekeinAederchenkühnerGröße
enthüllten. Ein Vorsprung konnte sie weit bringen; sie zauderten
und hatten ihrenKram nicht in Ordnung, obwohl sie ihrPlänchen
seit dem Frühjahr besinnen. Nur Montenegro stürmte keck vor; und
KönigNika war verwegen genug, sich für acht Tage zwanzigtausend
MannundGrenzfestungen anzulügen (die bei Licht als spärlich be-
setzte Blockstationen erkannt wurden). König Georg muß sich seinem
Volk nnd seinem Rentenanspruch erhalten und bliebe am Liebsten
jedem Feld fern, auf dem ein Schuß losgehen könnte. König Peter
ist ein Schwerkranker, den nicht nur der Gewissenswurmfortsatz
peinigt. Nnd den Zaren Ferdinand hindert das Zipperlein, ein
Pferd zu besteigen; er muß am Krückstock oder im Auto den Ge-
neralissimum mimen. Dennoch hat er, als Einziger, in dunkler Zeit
uns reineFreude beschert; wer aus diesem Munde denRuf zum
„ Kampf des Kreuzes gegen den Halbmond" vernahm, muß das Le-
ben lebenswerth finden. Selbst wenn ihn dünkt, auch dieser Kluge
sei diesmal klug genug gewesen, nicht klug zu sein. Die Losung
„Kreuz wider Halbmond", das Stichwort des Panislamismus,
kann selbst von der Lippe eines Koburgers nicht hold ins Briten-
ohrhallen. Sollte siedieRussenherbeiwinken? DiehabenGrund,

noch nicht ins Treffen zu wollen; und manche Narbe mahnt sie
an die neue Mode, gefährlichen Krieg von Anderen führen zu
lassen. Mit Japans Schwert schlug England die Russen, die ihm
nun verbündet sind. Warum soll Rußland nicht mit der Wehr
der Südslaven die Oesterreicher schlagen und sie, via Bosporus-
Saloniki, dannverföhnen?AnserAugesieht nur markirteFeinde.
tzabsburgsundGottorpsAdler liegen imKampf. DieErbenRö-
mischerKaiser und ans Griechenkreuz geklammerterPalaeologen.
Rom und Byzanz: noch einmal unter unserer Sonne. Erst wenn
das Schisma der Katholikenkirchen geschlossen wäre, könnte ein
Balkanbund werden, den ein Schauerwindchen nicht löst.
»Wenn Serben, Bulgaren, Kroaten in brüderlicher Eintracht
mit einander lebten,wcnn sie denWerth derGriechen richtig schätzen
gelernt und auch diesen Nachbarn die Bruderhand gereicht hätten,
dann würde heute anderer Sang von des Olympos stolzer Höhe
bis an die Drave schallen. Leider hat im Empfinden der Balkan»
Völker der Haß gesiegt." Dieser Seufzer kommt aus derBrust Eines,
denNikolausPetrowitsch, seit demAugust1910KönigvonMon-
tenegro, in seinem Drama »Die Balkankaiserin" reden und such»
teln läßt.Und dieBalkankaiserinDanitsa selbst spricht dasDroh-
wort. «Wir werden der Böse Geist der Türkei sein. An unseren
Bergen wird ihreMacht sich brechen. Aus brüderlicherTreue eilen
wir jedem stöhnenden Nachbar zu Hilfe und in Ewigkeit währt
unsere heilige Losung? Des Bruders Leid vom Bruder gelindert!"
Der (nicht vonApollon)gekrönteDichter,der gern die Maske des
Schwärmers vor den Schlaukopf bindet, mag einst gehofft haben,
diese BalkanskaTsaritza werde Elena heißen; die Glanzrolle seiner
vierten, dem Italerkönig vermähltenTochter zufallen. Denn unter
den unzähligen Formen eines Balkanvölkerbundes, die schon in
der Lebenszeit des alten Byzanz, dann von Stephan Duchan,
von denMilosch,Karageorg, Vpsilanti, im letzten Halbjahrhundert
von Garaschanin und Georgewitsch erträumt und (in den Ver-
trägen und Militärkonventionen von 1867 und 68) ertrachtet
wurden, war auch eine, die ein neues Oströmerreich schaffen, die
tzagia Sophia unter das Savoyerkreuz stellen, den im Quin-
nal thronenden König zum Kaiser und Bundesprotektor küren
und einen Prinzen von Italien zum König eines albano-make-
donischen Staates machen wollte. In Racconigi, als Victor
^manuel und Elena im Oktober 1909 den Zaren empfingen, hat

dieses Traumes Gleißen vielleicht das Bewußtsein der zwei in
gemeinsamem Haß des Hauses Oesterreich vereinten Monarchen
mit einem letzten Strahl geröthet. An welche andere Möglichkeit
konnten die Minister Iswolskij und Tittoni denken, da siedenAb-
geordneten zuriefen, erst die Zukunft werde die ganze Bedeutung
des italo-russischen Einverständnisses entschleiern? Ein Eisen-
strang von der Donau bis an die Adria; italische Unternehmer
auf dem Skutarisee, im Hafen von Antivari, als Ausbeuter des
montenegrischen Tabakmonopols; Elenas Vater, der seines dar-
benden Landes Leben von Almosen (aus Petersburg und Rom)
fristen, die Westhälfte des Sandschaks Nowibazar begehren und
in Oesterreich den Erbfeind sehen muß, in den Königsrang erhöht:
die Morgenröthe eines lateinischen Balkankaiserreiches? Das
würde erst möglich, wenn Habsburg zum Sterben bereit gewesen
wäre. Jeder Versuch Italiens, die Straße von Otranto zu über-
schreiten, stellt Oesterreich-Ungarn vor die Frage, ob es mit dem
äußersten Kraftaufwand kämpfen oder auf die Großmachtstellung
verzichten wolle. Was wir erblickten, war Abendröthe. Allzu hart
stoßen im'Raum sich die Dinge, als daß derOströntertraum mor-
gen Wirklichkeit werden könnte. Und umknotet der Balkanbund
der Tetrarchen Ferdinand, Georg, Nikolaus, Peter den Keim des
christlich-byzantinischen Reiches,dem nach derMeinungdesjun-
gen Soldaten Hellmuth vonMoltke die Türkei (der er imFeldzug
gegen Mehemed Ali zu helfen versucht hatte) den Platz wieder räu-
menmüsse?KeinemderVierrolltKreuzfahrerblut'durch dieAdern.
Keiner gleichtderausGlaubensinbrunstrein auflodernden Flam-
me. Sie kämpfen mit fremder Erlaubniß, für fremde Rechnung.
Und erhoffen als Sicgesfrucht reichliche Konsortialbetheiligung.
Herbstmanöver. Unser Auge erblickt nur markirte Feinde.
Und bald beschleicht der Winter auf Schneeschuhen die Balkan-
höhen und Albaneralpschluchten. Ist das Deutsche Reich (das ja
noch leben soll, trotzdem es bei derErdvertheilung nichtmehr be-
achtet wird) gegen jede Fährniß des nächsten Frühlings sicher
assekurirt? Mit einer Wehr gerüstet, die nicht «schimmern", die
schlagen, treffen, töten soll? VordengröblichcnFehlern desvori-
gen Sommers geschützt? Sein Geschoß von keinem anderenüber-
tresfbar?Die taktische EinheitseinerFlotteverbürgt? Jeder weiche
Günstling aus der Führerstcllung gestoßen und durch den besten
Mann ersetzt? Der Oberbefehl dem Fachkundigsten und zugleich

Kühnsten gewahrtundjede Möglichkeit hemmender Einrede, auch
den Thronenden, abgeschnitten? Den Spielern eingeschärft, daß
ihr Kopf gefährdet ist, nicht nur der Kragen, wenn sie im Februar
noch mit geliehenem Geld en^agirt sind? DerDeutsche Kaiser hat
wieder, eine Feiervon überwältigender Großartigkeit" hinter sich;
erzählt wieder von seinen »großenAhnherren°(diesmalvondem
großen tzugenottenführer und dem großen Oranier); meint, trotz
Ballin und Nogi, noch immer, daß nur ein strenggläubiger Christ
dem König treu sein könne. Anderes erwartet das deutsche Volk
von ihm; ganz Anderes. Nicht Worte: That. Nicht Familien»
legende: Geschichte. Denn dieses Volkes Frommheit ist nicht ein«
gepökelte Kreuzfahrerinbrunst; ist dem fritzischen Glauben an den
mit der stärksten Schwadron reitenden Herrgott viel näher. And
hat theuer erkaufte Losweisheit nicht vergessen. In der rechten
Stundederrechte EntschlußunddieWahldestauglichstenKampf»
genossen: daran hängt das Schicksal der kräftigsten Völker.
War auch die neuste (und beinahe seltsamste) Rede Wilhelms
des Zweiten von der ins Koburgische spukenden Kreuzzugsstim»
munggefärbt?NichteinWortnationalerErinnerung.,,DieTreue
zum König kann nur auf dem Boden wachsen, wo der Glaube
herrscht und die freudige Begeisterung im Glauben an die Persön-
lichkeitunseres Herrn." Kein Gottloser also, kein»decidirter Nicht»
christ" war je einem König treu; und noch zwischen kadiner Kacheln,
derenAnkaus ihr denWeihebesuch eines Generaladjutanten ein»
trug, kannBerlins westlichsteIudengemeinde nichtalsunbedingt
zuverlässig gelten. An einer Küste, auf der weder Bronze noch
Marmor von dem Dichter Kleist und dem Staatsmann Stein
zeugt, wird dem französischen Admiral Gaspard de Coligny ein
Denkmal gesetzt. An einerIahresneige,woGeschehensinhaltund
Kalender laut an Scharnhorst und Vorck, Schill und Gneisenau
mahnen, wird von dem höchsten Kriegsherrn deutschen Soldaten
dieserAdmiral alsBeispiel undMustervorsAugegestellt. Wird,
als wäre es beglaubigte Wahrheit, über sein Thun und Wesen
behauptet, was längst als unhaltbar erwiesen ist. Der Deutsche
Kaiser meint, Coligny habe stets «seinem himmlischen König die
Treue gehalten". Nein: er hat von dem Gott Petri sich zu dem
Calvins gewendet. Da ihnderDeutscheKaiserderMarinemann»
schaft als Vorbild empfiehlt, muß er glauben, Coligny habe auf
dem Meer gefochtcn. Nein: dieser Admiral ist, wie Offenbachs,

sein Leben lang auf dem sicheren Festland geblieben. Wilhelm sagt,
als Kommandant von Saint-Quentin habeColigny »denSturm
derSpanier glänzend abgeschlagen und seinemLandesherrnStadt
undFestung gerettet. "Nein: derSturm gelang; Stadt undFestung
wurden (wie jeder Deutsche von Schillers Philipp wissen könnte)
von den Spaniern erobert; und von den in Stadt und Festung
Feigen war der Admiral der Feigste. Während die Besatzung
noch kämpfte, noch mit verströmendem Blute den Stürmern jede
Fußbreite des Festungbodens bestritt, schlich Coligny, der Kom»
Mandant, ins Lager des Feindes; ließ sich widerstandlos ent-
waffnen, vom Savoyerherzog ins Antlitz höhnen, in Haft ab-
führen; nannte, um seinLebennichtzu gefährden, auf dem Schleich-
weg des Fahnenflüchtlings überall feincnNamen undTitel, da-
mit der ihm feindlich Begegnende sich hüte, ein so edles Wild zu
strecken.NervenbankerotoderderDrang, sich einer größeren Sache
zu erhalten? Einerlei: der winselnde Deserteur, der, wie ein ge-
wissenloser Kapitän das sinkende Schisf, als Erster die bedrohte
Festung verließ, derWichtvonSaint-Ouentinistunwürdig, deut-
schen Soldaten ein „Beispiel" zu sein. Auch die «Treue zum Kö-
nig", die Wilhelm ihm nachrühmt, hat der als Feldherr immer
GeschlagenenuraufseinebesondereWeise bewährt: Heinrich dem
Zweiten und Karl dem Neunten mit zäher Wucht den Rumpf
entgegengestemmt, auf dem das Haupt eines ehrgeizigen Rechners
faß, und dasReichswohl, wie ers verstand, injeder Entschließung-
stunde überdasInterefsedes Königshauses gestellt. Nur auf die-
sem Willenspfad dürfte er uns Vorbild werden; wenn wirs in
Stein, Porck und Bismarck nicht näher und aus reinerem Stoff
hätten. War der Zweck der Rede (die gehalten wurde, während
Kiderlens vielfarbig livrirtes GesindeHerrnPoincare,als demEr-
streber desOrientfriedens, Weihrauch aufqualmen ließ),die Eitel-
keit derFranzosenzu kitzeln? Dann ward er verfehlt; Frankreich hat
lachend erwidert, es werde gewiß nicht klagen, wenn das deutsche
Heer den Neberläufer von Saint-Quentin zum Muster nehme.
Nach den Tagen und Reden vonDamaskus undTanger Kreuz-
fahrerstimmung? Wir möchten ernsthaft bleiben. Der Kruzifizus
schütztsich fchonselbst.Nichtihm.-demGermanenthum dräutGefahr.
?c>8cimur.
Ein GrafBernstorff, der sich mit der Ehrenpflicht, das Deut-
sche Reich in Washington zu vertreten, weislich bescheiden und

seinenRechtsanspruchaufeinenso wichtigen Posten endlich besser als durch Rednerei erhärten könnte, hat in einer Interview gesagt, derBalkankrieg habe Deutschland in ein freundlicheres Verhältniß zu Frankreich gebracht und manches Mißgefühl aus dem Bewußtsein der Republikaner getilgt. Die Thatsache, daß bedienstete Botschafter für die Presse schwatzen, giebt noch schlimmeres Aergerniß als die andere: daß Leute, die für die Presse geschwatzt oder geschrieben haben, also an eine Zufallsmeinung gebunden sind und nur einen Theil der Schachbrettfelder noch besetzen können, zu Botschaftern ernannt werden. An den washingtonerSpeech auch nureinAbwehrwortzuvergeuden,wäreMüßiggängerthorheit, wenn er sich nicht einer Sperrkette einfügte, über die Deutschlands Wille zur Klarheit abermals stolpern müßte.
Ist die Mär von Frankreichs freundlicher Zuneigung etwa auch dem Kaiser aufgetischt worden und hat deshalb Wilhelm, wie Wilhelmine, sich des Franzosenblutes gerühmt, das, von Coligny her, in seinen Adern mitkreise? Aus allen Winkeln wird seit vierzehn Tagen die selbe Tonart gezwitschert, gepfiffen, getrommelt; und in denPausen angedeutet, übermorgen werde der verkannte Schwabe ein Ding drehen, über das ganz Europa sich nicht weniger wundern müsse als über den von Säufern regirten, von Schürzenjägern geweihten Staat des Studentenliedes. ‚Mvat Coligny": schallts ausMeyerbeerstzugenottenoper; aus Kiderlens Wilhelmstraße (deren Brunnen auch nichtaus demBorngeschichtlicher Wahrheit schöpft): »Vivat Poincare!« Der rief die Balkanchristen zur Ordnung (obendrein vergebens: und jede Kollegenschlappe schmeckt unserem Staatssekretär wie der älteste Meukow). Der lockert, weil ihm um die Türkenschuld bang wird, die franko-britische latente dorcliale, hilft uns in das Dreikaiserbündniß zurück und stärkt es durch das Wohlwollen, am Ende gar durch den Beitritt der Repttblik. Mit solchen Mätzchen soll dem Helden vonAgadirdasAmtslebengefristetwerden; das verloren wä're.wennDeutschland in ihm denUrheber der Türkenkriege von 1911 und 1912 erkannt und die Abschirrung des Mannes gefordcrthätte.dessenhemmungloslaunischerThatendrang dem Volkswohlstand in dreitzcrbstzeiten tiefereWunden geschlagen hat als in einemMenschenalterje zuvor eindeutscherMinister.Nmihmbeizuspringen, bückt sich der Kaiserliche Botschafter in Washington bis in die Kniebeuge. Glauben diese Excellenzen, was sie aussprechen

oder andeuten, dann müßte Stockblindheit sie von hohen Posten
ausschließen. Den ruchlosen Wunsch, mit bewußter Lüge die Mit«
bürger einzulullen, dürfen wir selbst dem Dümmsten der aus der
Reichskrippe Gefüttertennichtzutrauen. RußlandundFrankreich
können,nichtnur des Geldes wegen, fürs Erste nichtvon einander
los; wollen auch nicht. Im Zarenreich wäre nur ein Krieg heute po-
pulär und derDynastie nichtschonamTagnachdemAbmarschder
Kerntruppen gefährlich: der Krieg gegen Deutschland. In derRe»
publik würde Jeder als Memme verachtet, der so bald nach dem
Panthersprung die Abkehr von England, die Umkehr zu Deutsch,
land empföhle. Der Lochringer Poincare, der sich vondenDelcasse
und Millerand, Barres und Maurras im Ton, nicht im Wesen
seines Patriotismus unterscheidet, mußte für die Türken, die den
Franzosen vier Milliarden Francs entliehen haben, mit derZunge
thun, was er vermochte. Daß er von Sasonow, Bertie, Tittoni,
Iswolskij und Paul Cambon auf das seit dem Frühjahr Geplante
vorbereitet war, kann nur Einer bezweifeln, der noch immer nicht
merkt, wie klug für das Spektakel die Rollen vertheilt und einge»
übtwordensind.GrafBernstorff hat ferner gesagt, auf der Balkan»
Halbinsel werde und müsse der Status quo ungewandelt bleiben;
und auch damit die Wissenschaft deutscher Diplomatie vor dem
Erd rund blamirt: denn diesenStatus fraßen noch unter demWein-
mond die Motten. Zaungastberichte „vom Kriegsschauplatz", die
eben so albern wie theuersindund denFernblick nur trüben; »be-
deutsame" (und drumtelegraphirteMussprücheirgendeinestzam-
mcldiebes oderTrinkgeldsuchersvonderUnterenDonau; Stroh«
drusch hochgelobterDiplomaten.diesich unter einem des internatio-
nalen Geschäftes unkundigen und dem Herrn des Auswärtigen
Amtes deshalbunentbehrlschenKanzlerihresDaseins lautfreuen;
ein Bischen Gegrein über das Schrumpfen der (winzigen und oft
ertraglosen)AusfuhrinsBalkangebiet: haben wir zu Allem, was
in Südost geschah und wird, sonst wirklich nichts zu sagen?
Handlung wird, nicht Rede, von uns verlangt; That, nicht
Anekdote. Im zwanzigstenIahrhunderthatjederFeldzug (Trans-
vaal, Mandschurei, Hereroland, Libyen) ehrwürdige Prophetie
genarrt. Auch nach Kirkkilisses Fall weiß Keiner, wie der Balkan-
krieg enden werde. Rußland, das in unfertiger Rüstung und mit
brandigen Geschwüren am Riesenleib noch nicht selbst schlagen
kann, führt ihn gegen Oesterreich, das seinem Kaiser gern daS

Altersleid ersparen möchte, lebend, imLehnstuhl, vom Heerführer»
rühm des Herrn Neffen überstrahlt zu werden. Nnter englischem
Patronat wird er geführt und von zwei Zielen winkt der dem Blick
, verborgenen Schutzmacht der Siegespreis. Wie dieser Krieg ent»
stand? Nicht im Hirn der vier Balkankartenkönige. Seit 1898
(Wilhelms Reise ins Heilige Land, seine Werberarbeit für die
Bagdadbahn, seineVerherrlichung Saladins und Hamids) mußte
England fürchten, die stärkste Landmacht wolle ihm nicht nur die
Seeherrschaft, sondern auch den Vorrang im Islam entwinden.
Die Verständigung über die Flottenrelation blieb, von Banner«
mann bis zu Haldane, unerlangbar. Die andere Gefahr zu be-
schwören, schien drum kein Opfer zu schwer. Von 1904 bis 1907
wird Deutschland, das kein tzilfeverfprechen einlöst, inAlgesiras,
Casablanca,TabahumseinenOrientkreditgebracht. ImIuli1908
Abd ul Hamid, den Wilhelm Freund genannt hat, entmachtet;
sechs Wochen nach Eduards Besuch inReval, dessen Frucht das
anglo-russische Reformprogramm für Makedonien, dessen (ge»
wollte) Folge die türkische Militärrebellion ist. Im Oktober 1909
läßt Italien den von Frankreich und England schon gewährten
Besitzanspruch aufLibyen inRacconigi von Rußland acceptiren;
und erficht ihm Rechtskraft, als die Fabeldummheit von Agadir
die Inple Entente zum Dreibund gefestet hat. Im Oktober 1912
nützen die vier Reguli die Verlegenheit der Türkei. (Noch ein»
mal seis hier betont: Ohne Agadir kein lybischer, ohne den lybi»
schen Krieg keiner im Balkan.) Der Khalif ist in Afrika landlos.
Italien an Englands Seewehr gekettet. Der Todeskampf des
europäischen Türkenstaates hat begonnen. Daß er nicht kürzer
sei als einst im Reich des Basileus von Byzanz, ist Englands
Wunsch: denn es kann sich, bis es seinen eigenen Khalifen hat, am
Nil und in Indien nur halten, fo lange der Islam die Stoßkraft
nicht, von Europa weg, ostwärts wendet. Mag der Südost unseres
Erdtheiles immerhin slavisch werden, der Schemel zu Rußlands
Ausstieg in Uebermacht (der inOstasien sich unbrech bare Wälle ent-
gcgenthürmen). Sputet Euch, schlaftrunkene Staatswächter, in
einen neuen Vertrag, der Oesterreich den Weg insAigaiermeer
sichert. An Eurem Willen zurThat hängt das SchicksälEuropens
und die vielleicht letzte Bürgschaft germanischer Herrenzukunft.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur- Maximilian Hirden in Berlin. —
Verlag der Zukunst in Berlin, — Druck von Pag « Sarleb S, m. l>. H. in Berit».

Berlin, den 9. November 1U1L.
Halali.
Wider den Türken.

MWach der jungtürkischen Revolution vom vierundzwanzigsten
Mh Juli 1908, die in der Welt des Westens von lauten Jubel-
☐
chören begrüßt ward, fand der Leser hier (fast jeder ungern) die
folgenden Sätze: „Kann derKhalifat aus dem Westen importirte
Latwergen vertragen? Aus Schlössern und Ministerien fliegen
Glückwünsche ans GoldeneHorn, wo ein Sultan von meuternden
Truppen entthront, ein neuer aus dem Prunkkerker auf denKha-
lifensitz geholt worden ist. Unzufriedene Offiziere sind die Faust,
Journalisten das Hirn des neuen Türkensystems. Journalisten,
die Jahre lang in London, Paris, Brüssel gefaulenzt oder Auf»
ruhrblätter redigirt, Keir Hardie, Iaures, Bandenvelde als die
representative men edelster Menschlichkeit angestaunt haben und
froh waren, wenn ein reicher Mann aus Albaner- oder Syrer-
land sie an feiner Tafel sättigte. Die rcgiren heute Bajesids und
Suleimans Reich. Humaner als Abd ulHamid? Weniger grau-
sam? Nein. AnWahlschwindel, Sprengeltyrannis und Korrup-
tion aller Art haben sie in kurzer tzerrschaftzeit das Menschen
Mögliche geleistet; und der Aasdunst der von ihnen Gehenkten,
Gemetzelten stinkt zur Mondsichel hinauf. Aber sie haben, wie
alle Iakobinerenkel, die Öffentliche Meinung für sich. And in
dertzeimath noch die hungernde Hoffnung aller bisherAnbefrie-
digten. Wird demtürkischenOffizierundBeamtenfortander (viel
zu hoch normirte)Sold, vondemerstctsnureinBiertel, höchstens
einDrittelerhielt.vomStaatvollundpünktlichausgezahltwerden?
Darauf rechnet er, fragt nicht, woher das Geld kommen folle, und
preist jubelnd drum die Rebellen. Wird der Türke, der im euro-
päischen Thcil des Reichsrcstcs nicht die Mehrheitgewähr hat,
IS

wird der Mohammedaner, der in dem Christen immer einen unreinen, starken und deshalb gefährlichen Feind, in dem Juden gar einen schmutzigen, tückischen Sklaven sah, sich, weil die regirendenRedakteure so heischen, entschließen, Christen und Juden in das Besitzrecht zuzulassen, in dem er so lange allein gewohnt hat? Ihrem Glauben, ihrer Sitte, ihrem nationalen und politischen Anspruch die selbe Raumweite zu gönnen wie den vom Prophetenmantel Gewärmten? Das ist die Hauptfrage. Europa sollte mit derAntwortvorsichtigwarten. MohammedundRobespierre, Koran und dontrat Social: Das giebt keinen Reim. Daß die flinke Modernisirung des Khalifates, einer hochmüthig abgeschlossenen Glaubensgenossenschaft, auf dieDauer haltbar sein werde, istmindestens unwahrscheinlich. And dem Deutschen Reich könnte die Demokratisirung des Osmanenstaates eben so wenig nützen wie die ungezügelteSelbstherrlichkeitdesReussenvolkes." AlsdieseSätzehierveröffentlichtwurden, gefielen sie kaum Einem vom Dutzend. DieFreiheit hatte ja gesiegt; morgen (wartet nur!> duftet vonOst her der holdesteLenz. Drei Jahre danach wurde der dem erhabenen Muster des pariser Lomite cie Salut public nachgestümperteAusschuß sür Einheit und Fortschritt gesprengt und die Schaar derStreber undProfitjäger vom Zorn derOffizierklubs angeprangert. Schon war zu spürenKaß der libysche Besitz derTürkei» ihre letzte Parzelle in Afrika, gegen Italiens Ansturm nicht zu halten sein werde. Noch aber wirkte der von der trias superklua Goltz-Gwinner-Marschall den Osmanli gewebte Nimbus. Und wieder schüttelte Mancher das Haupt, da er am zwanzigsten Juli 1912 hier Sätze las, die vom Einklang zuversichtlichertzoffnung schrill dissonirten. »Das verheißene Wunderwerk türkischer Wehrkraft ist nicht Ereigniß geworden. Die Mannschaft empfängt pünktlich Nahrung und Sold. Die Offiziere werden mit Versprechungen gemästet undhaben mitLeuten zu thun, die weder für denWehrdienst gedrillt noch in Ausdauer gewöhnt worden sind. Mit tap» feren Kerlen, die ihr Leben wie einen welken Dattelzweig hinwerfen, doch früh erlahmen, wenn der Krieg nicht Glanz und Gewinn beschert. Das schaart sich und läuft wieder auseinander. Schwört heute, auch nach einem in Konstantinopel beschlossenen Waffenstillstand weiterzufechten: und hat morgen, wenn ein Feiertag, eine Privatfehde, ein heißes Mädchen lockt, das Gelübde vergessen. Kiamil, Englands zuverlässigster Lehnsmann, ist, sobald ers sein will, wieder Großwesir. Daß die afrikanischenWila» jets dem Osmanenreich verloren sind, weiß in Stambul der räu»

digste Bettler. Das Gesicht soll gewahrt, derKhalifat vor unheil-
barem Schaden geschützt werden. Wann herrscht in einerKanzlci
Europens wieder einSchöpfcrgeist, der erkannt hat, daß der Is-
lam in unserem Erdlhcil nicht heimisch werden, den reichsten Bo-
den nur verwüsten kann und daß die Stunde schlug, die ihn nach
Asien zurückruft? Dort gedeiht er; wird er auch bündnißfähig.
Jeder Versuch, die alte Schule der Glaubensgemeinschaft zu
sprengen und in derMummenschanz europäischer Gesittung mit-
zuhüpfcn, mehrt ihm nur die Lebensgefahr. Einst hat ervonNie»
derösterreich bis an die Ukraine, von Budapest bis nach Cerigo
dem ganzen Südosten Europas sein hartes Joch aufgezwungen.
Wenn das Türkenreich hinter Gallipoli beginnt, können die im
letzten tzalbjahrhundert erwachsenen Großmächte sich endgiltig
einrichten; können auch Oesterreichs und Rußlands gerechte
Wünsche Erfüllung finden. Sonst? Der kranke Mann am Bos-
porus stirbt langsam. Nnd sein Bett umstehen die Zaghaften, die
niemalsdenMuthzu eigenemDenken in ihrtzirn dringen ließen,
und greinen: „Wahrt, um des lieben Friedens willen, den «Klus
quo!« Zwanzigster Juli 1912. Bis an den Oktoberausgang hat
dieses Gegrein uns umwimmert; erst der Geschützdonner von Kirk-
kilisse und Lüle-Burgas hats übertönt. Jetzt kennen wir die Glo-
ria derIungenTürkei; Alle (auch ihre Pensionäre wohl endlich).
DerDuft des vorvierIahren verheißenenLenzessteigt,wie eines
unter faulige Blätter eingescharrten Kadavers, in die von Gier
geblähte Nase Europens. Den swtus quo fressen die Würmer.
Wartet abermals ein Weilchen; aus jedem Leitartikel rauschts
dann in Posapathetik: „Nnd jauchzend sieht Europa seinen
Feind an selbst geschlagenen Wunden sich verbluten!"
Noch ists nicht so weit; trotzdem Kiamil Pascha geruht hat,
auch die sichtbare Würde des Großwesirates auf seine Greisen-
schultern zu laden. In einer der in Deutschland und draußen am
Meisten gelesenen Zeitungen fand ich neulich die Frage, woher
der Haß komme, der sich wider die Türkei, trotz ihrer duldsamen,
noblen, wohlwollenden tzaltung.überallwaffnezfandichdenAus-
druck «aufrichtiger Sympathie" mit dem Schicksal der „uneigen-
nützigen" Türken, auf deren staatliche Habe „die Begehrlichkeit
einhacke." Ist Denen, die Solches schreiben, die Menschheitge-
schichte ein siebenfach versiegeltes Buch? Wissen sie wirklich nicht,
was geschehen ist, seit Karl Martell, der Sieger von Tours und
Poitiers, um die Mitte des achten Jahrhunderts den ins Franken-
reich vordringenden Islam übers Iberergebirg zurückwarf? Daß

Bulgaren, Griechen, Serben auf der Balkanhalbinsel große, blü-
hende, kräftig emporstrebende Reiche hatten, die von 1396 bis
1433 ihnen von den Türken geraubt, die verwüstet, durch Miß«
wirthschaft und Gräuelherrschaft entwerthet, entwürdigt wurden?
Darf der Eroberer, dessen frecher »Eigennutz" sich nie von Ge-
Wissensbedenken ankränkeln ließ, klagen, weil das Schwertzurück»
zuraffen trachtet, was einst das Schwert stahl? Sind die Bulga-
ren, Serben, Griechen als eine begehrliche Meute zu schelten, dann
trifft die Rüge mit ungeminderter Wucht auch die Preußen, die
nicht in Christengeduld trugen, was uneigennützige Gentlemen
vom Schlag Ludwigs des Vierzehnten und Bonapartes ihnen
aufgepackt hatten. Warum in Westeuropa der Türkenhaß nicht
stärker,wilder,wehrhaftergeworden,warum er allgemach infreund-
liche Gleichgiltigkeit eingedröselt ist: nur diese Frage drängt heute
sich dem Betrachter auf. Wie eine Räuberbande sind die Türken
in Europa eingebrochen; und wie Bluthunde haben sie auf unfe»
res Erdtheiles Boden gehaust. Auf keine Kulturleistung können
sie pochen; ihr Land ist verwahrlost, ihr Staatshaushalt erbärm-
lich; weder sinnliche noch übersinnliche Werths haben sie, in einem
Halbjahrtausend europäischen Hordenlebens, geschaffen. Sie dür-
fen der Rajah (der Heerde Ungläubiger, dernach islamischer Glau-
bensvorstellung auch die Christenheit zugehört) nicht ein ihrem
gleiches Recht gewähren; dürfen ihr, nach dem Korangebot, nie-
mals die Treue halten. Und sind die Schandthaten völlig ver-
gessen, deren Schauplatz Bulgarien, Armenien, Albanien so oft
war? Schwand aus dem Gedächtniß sogar schon, was, unter den
Auspizien Djavids, des zu Mohammed bekehrten Iudenspröß-
lings, noch imFrühling 1910 türkische Truppen in Oberalbanien
und Makedonien an Menschenschändung, Menschheitschande ge-
leistet haben? Da wurde kein Kind, keine Schwangere geschont;
wurden harmlos Anschuldige grausam gefoltert. Das waren nicht
Ausschreitungen zügellos schweifendenGesindels.Das war vom
löblichen Ausschuß für Einheit und Fortschritt angeordnet und
fügte sich paßlich in die altenMethodenislamischerStrafzüge.Nnd
die Völker, die sich gegen solche Schmach, gegen so wölfische Nie-
dertracht bäumen, werden auf deutscher Erde von den Hütern des
Verfassung- und Gewissensrechtes „begehrlich" gescholten. Wenn
der Japaner ein von der Weichsel bis an den Rhein reichendes
Shintoreich errichtet hätte: wäre der deutsche Stamm, ders dul-
dete, etwa nicht ehrlos zu schimpfen?
Wie der Krieg ende: die Sympathiejedcs anständigen,rein-

lichen Menschen (Christen, Juden, Gottlosen) muß mit den Völkern sein, von denen Europa die Tilgung des türkischen Schandfleckes hofft. Auch jedes klugen, der Geschichte nicht ganz unkundigen; denn weder wird uns die Mondsichel Frucht bergende Halme schneidennochjcdasschöne.reicheLand.auf demderTürke als Herrscher die Schenkel kreuzt, dem Ackerbau, dem Gewerbe und Handel lohnen, wie es unter anderen Gebietern vermöchte. Seht, was unter Karol aus der Moldau und Walachei, unter Kallay aus Bosnien und der Herzegowina, unter Ferdinand aus Bulgarien geworden ist: und vergleichet dieser Augenweide den Zustand türkischer Provinzen. Treitschke hat einst geschrieben: „Die Osmanen blieben eine Reiterhorde des Ostens, geschaffen für die Zelte der Wüste, der Kultur gänzlich unzugänglich, bei den anderen mohammedanischen Völkern selbst wegen ihrer Stumpfheit verrufen; sie gleichen jenen harmlosen wilden Hunden, die den Tag über in den Gassen Stambuls schlafen, bei Nacht denNnrath aus den Häusern fressen, aber, sobald man sie ins Haus nimmt, jeder Erziehung trotzen und aus Sehnsucht nach der Freiheit bald dahinsterben. " Und der große Preußenmagister aus Sachsen lebte im Glauben einer Zeit, die den Türken leidlich gesinnt war, weil sie daraufschwor, daßdieRussen nach dem Besitz Konstantinopels strebten. Dieser Spuk schrecktuns nicht mehr. Was Peterund Katharina träumte, hat schonNesselrode, derReichskanzler des nervenlosen ZarenNikolaiPawlowitsch.alsWahngespinnst erkannt; schon er hat empfunden, daß ein russisches Byzanz nicht zu halten, Konstantins und Peters Stadt nicht von einer Hand zu schirmen sein würde. Im Februar 1830, nachDiebitschs Siegermarsch über den Balkan und dem Friedensschluß von Adrianopel, der den Griechen die Freiheit gab, schrieb er an den Großfürsten Konstantin: „Unser Heer konnte in Konstantinopel einziehen und das Türkenreich töten. Keine Macht hätte sich uns entgegengestemmt, keine nahe Gefahr uns bedroht, wenn wir der Osmanenmonarchie in Europa das Ende bereitet hätten. Nach der Meinung des Kaisers dient aber diese Monarchie, die uns fortan willfährig sein und unsere Wünsche erfüllen muß, dem Interesse Rußlands, feiner Politik und Wirthschaft, besser als jedes neue Gebild, das uns zwänge, entweder unser Gebiet durch Eroberung zu dehnen oder in den zu Erben des Osmanenreiches bestimmten Staaten uns Wettbewerber auf allen Gebieten der Civilisation und Industrie, der Macht und des Reichthums zu züchten. Diesem Grundsatz Seiner Majestät hat uuserVcryällniß zurPforte sich angepaßt."

Deutlicher durfte selbst dieser fest in desEossudarsGunstsitzende
Minister nicht zu einem Großfürsten sprechen, der den aus der
Christengcschichte vorschimmernden, von Katharinens apokalyp»
tischer Schwärmerlaune den Moskowitern geweihten Namen
Konstantin trug. Nesselrodes nachgeborene Berussgenossen soll-
ten dem Brief ernstlicher nachdenken als jedem Testament Peters,
des dünn gefirnißten Barbaren. Rußland langt nicht nach Kon»
stantinopel; kann heute, im Fünfbund mit England und Japan,
Frankreich und Italien.auch ohneProtektoralsrecht auf dieTürkei,
sogar ohne Befestigung des Nordeinganges zum Bosporus (die
das Schwarze Meer vor einem Angriff der Westmächte schützen
sollte) auskommen und sich mit der Oeffnung seines Meerkäfigs
und dem Sieg des Südslavenbundes begnügen, der ihm der
Schemel zum Aufstieg in europäische Aebermacht werden kann.
Russenhaß, Russenangst dürfte auch Dem nicht die Stimmung
färben, der darüber klar ist, daß Rußland den Sieg, den es, wie
jemals ein Verschmachtender einen Ouelltrunk, braucht, ohne den
es nicht wieder aus tieferBrust athmen und im Vollgefühl starker
Einheit schwelgen kann, auf deutscher Erde suchen wird, sobald
es sich bereit glaubt; suchen muß: weil nur diesen KriegdieVolks-
leidenschaft in lautloser Inbrunst ersehnt. Stark zu bleiben, stärker
zu werden, ist unsere Pflicht. Anter keinem Himmel uns in die ver-
ächtliche Calibanrolle desTürkenverthcidigers zu ducken. Stam-
buls wilde tzunde gehören nicht, taugen nicht nach Europa. Lun-
gern hier aber noch, schnappen nach Anrath und sch änden das Erd-
reich, weil England sich am Nil und in Indien nur halten kann,
wenn der Islam sich in Europa sättigen darf und nicht gedrängt
wird, die Stoßkraft ostwärts zu wenden. Wer hetzt die von Blut
und Koth triefendenRüden in denBezirk des unersättlichenBri»
tenleun? Marokko, Bosnien, Kreta, Persien, Tripolis, Makedo-
nien, Albanien: nur der Islam hat in diesen Iahren Anruhe ge-
stiftet, denFrieden bedräut.Wer diesenFieberherd löscht, lebe.und
wärs ein Südslave aus Koburg, fürAeonen imtzeldenlied. Wer
für die Massenmörder am Goldenen Horn, die mit Niedertracht
lohnenden Schmarotzer am Leib Europas jetzt noch die Stimme
hebt,sterbeschmählichenTod im Gelächter derwachen Menschheit.
»Wir müssen ein Ende machen": mit diesem Ruf auf der
Lippe sind reiche Bulgaren, Männer in Amt und Würde, aus
häuslichem Behagen freiwillig zu Ferdinands Fahnen geeilt.
Auch wir mußten längst schon ein Ende machen. Seit zwanzig
Iahren ward hi^r vor dem Popanz der Türkcusrcundschaft, die

ims gegen England panzern könnte, gewarnt. Bergebens. Der
türkische Schacht, hieß es stets, ist noch nicht ausgeschürft; birgt
noch Schätze, die uns in den Schoß reifen. Wie mag Wilhelm,
wie Bülow jetzt über Marschalls Berichte und Goltzens Hymnen
denken? Marschall hatte Glück: er starb, ehe ruchbar wurde, wie
,ungeheuerlich der bis über die Hypothekargrenze mit Eitelkeit Be-
lastete das Reich geschädigt habe. «DerNeid muß ihm lassen, daß
er betriebsam,innerlich an dieTürkei akklimatisirt undimKleinen
geschickt war; nur, wo es galt, mit unwahrscheinlicher Sicherheit
auf der falschen Seite." Klingt dieser Nachruf (vom fünften Ok-
tobertag) noch heute zu hart? Biel zu mild. Das von diesem Bot-
schafter, den Kindergemüther undTrinkgelderspäherbis insBlau
des Genienhimmels lobten, angerichtete Anheil ist ohne Beispiel
in der sonnenlosen neudeutschen Diplomatengeschichte. Da er, der
sich für die friedliche Absicht derItaliener verbürgtund empfohlen
hatte, den Gouverneur und die bestenTruppen aus Tripolis heim»
zurufen, im Bereich der Hohen Pforte unmöglich geworden war,
schlüpfte er, mit der Behendheit der schlausten Riesenratte, aus
dem sinkenden Schiff und rettete sich durchs Kanalwafser in das
Kellergewölb von Prussia House. Noch wußte man nur, daß
Deutschland im Orient machtlos geworden, der Schacht unserer
Hoffnung bis auf die Sohle von Britaniens Einfluß durchsickert,
war. Im März hatte mich ein Hofmann gefragt, ob ich in Mar-
schall nicht einen möglichen Kanzler sehe. Antwort: »Er sähe auf
diesem hohen Sitz nicht so drollig aus wie Sanctus Theobald«?,
über dessen gespreizte Hilflosigkeit die Expedirenden Sekretäre
lachen, und würde uns schnell von Kider!en, dem, mit all seinen
Talenten, schlimmsten Staatssekretär, den das Reich je gehabt
hat, erlösen. Wäre vielleicht aber noch gefährlicher als der dürre
Bethmann: weil feine Eitelkeit von der aggressiven Art ist und
ihn vorderFülle der Gesichte leichter als einen trockenen Schleicher
in den Entschluß zu Similihandlung stoßen kann. Erstens: bei-
nahe amortisirt; zweitens: Berichter,nichtMannderThat,Iour-
nalist, nicht Politiker; ohne das winzigste Schöpfervermögen.
Wird aberEiner gesucht, der alleTrommeln rühren, alle Puppen
tanzen läßtund Alldeutschland sammt sich selbst bis ins Morgen-
roth des Schlachttages über jede Gefahr hinweg schwatzt, schreibt,
scherzt, qualmt: dannfindetIhrmit tausend Laternen nicht Einen,
den die Vorsehung wie Diesen für solches Amt schuf." Ihm war
dieTürkeidasLandderZukunst;inNöthenG?rmanicnsHortund
Stab. Auch in London wäre der Lebende nun unmöglich. Wil-

Helm undBülow habenGrund, dem Mann der lackirten Berichte
zu grollen; ihre ärgsten Rechenfehler hat seine Blindheit erwirkt.
Freiherr Colmar von der Goltz erblickt aus noch Hellem Auge
den Zusammenbruch seines mühsam insMorgenlandgethürmten
Luftschlosses. Bis in den Spätherbst hat er den Herrn des Aus»
wältigen Amtes alla turca gestimmt. »Weder in Libyen noch gar
aus dem Balkan wird der Türke geschlagen; passet auf: wie ein
Edelthier den tzornissenschwarm, fo schüttelt er all das bunte Klein-
zeug ab, das seinen Schellenbaum umsummt." Tag vorTag hörte
und las mans; von allen Papierwänden der weiten Scherlei hallte
es wider. Die Zuversicht des bewährten Mannes schuf ein Konta-
gium.das noch in der offiziellen, offiziösen Bespöttelung des Bal»
kanbundes fühlbar war. Alles mußten wir, Wenns nach Goltz ging,
auf die Türkenkarte setzen. War auch er blind?Hatte dasSchauspiel
der Herbstmanöver.die vor zwei Iahren siebenzigtausend Mann in
der Ebene von Adrianopel vereinten, ihm die Ruhe zu nüchter»
nem Blickmatz geraubt? Der kluge Soldat merkte nicht, daß die
schlechten Artikel, die er drucken ließ (und denen nur sein Name
Marktwerth lieh), dem Reichsinteresse schädlich waren, und mußte
um die Einstellung dieser Thätigkeit ersucht werden. Hat er nie»
mals dem Erlebniß Moltkes im Osmanenheer vor und nach
der Niederlage bei Nisib, in ungeblendetem Sinn nachgedacht,
nie dieses Hauptmannes Sehnen nach dem Ende des Türken-
reiches mitempfunden? Von Allem, was er mit Mund und Fe»
der prophezeit hat, ist nichts Wirklichkeit geworden; bis heute
nicht das Allergeringste. Als Instruktor und Reorganisator des
Türkenheeres erwarb er Wellruhm. Jetzt läufts auseinander,
ist niemals und nirgends zum Aeußersten bereit; und die Zög-
linge des Preußen werden von Franzosenschülern geschlagen.
Das, heißts ringsum, »ist die Frucht deutscher Erziehung; von
ihrem veralteten, verrosteten System war reicherer Ertrag nie zu
hoffen. Das von französischen Offizieren ausgebildete, von Schnei-.
der aus dem Creuzot armirte Bulgarenheer siegt über Goltz und!
Krupp." Wir dürfen und wollen nicht vergessen, was General >
von der Goltz, in Praxis und Theorie, sür Deutschlands Wehr-
fähigkeit gethan hat. Ein Patriot und ernster Soldat. Kein poli-
tischerKopf; und dem ebensohoch begabten Robert von der Goltz,
den Bismarck rauh aus seinem Weg stieß, in manchem Wesens-
zug allzu ähnlich. Die berliner Luft hat ihn,dcrlangedemSonnen-
strahl fern war, verleitet, zwischen Sellerie und Kaffee Vorträge
über Argentinien zu halten, mit der Feder eifernd für ein Land

ZU fechten, das ihn zum Pascha ernannt und Jahre lang üppig besoldet hat, und ins Staatsmannsgewerbe überzugreifen. Soll er drum als Sündenbock in die Wüste? Sein Schicksal kann dem härtesten Herzen ehrerbietiges Mitleid entPressen. Sein Fleiß, seine Diensterfahrung und gewissenhafte Nmsicht haben dem Tür« kenheer sicher genützt; die pariser Sachverständigen selbst haben 1910 den Fortschritt gerühmt. Wofür aber kämpft dieses Heer? Für einen Islam, der einer Spatzenscheuche gleicht, seit er ins Iakobinerkleid eingeschnürt ward. Für einen Khalifen, der willig nach dem Rhythmus jeder lauten Trillerpfeife hüpft, und dem nach jedem Palastputsch ein neues Läppchen ans Kleid geflickt wird. FürAberglaubensvorstellungen,dieschon verröcheln. Nicht für eine lebensfähigeIdee oder sittlicheMacht. AlsHordewaren dieOsmanli stark; alsScheinbildeinesVolksheeressindsiespolt-schwach. Solchem Heer giebt das Einheitbewußtsein die Wucht. Woher soll es diesen vierzehn Corps kommen, in deren Verbänden der Musulman knirschend neben dem gehaßten Christen, dem ver-achteten Juden steht? Dieses Heer ist gegen seinen Kriegsherrn,, Sultan, Khalifen geführt worden (dem es wider dreisten Bevor-mundungdrang Hilfe zu bringen wähnte) und hat ihn, Moham-meds Erben, auf Rebellenbefehl eingekerkert. Dieses Heer weiß, daß es höchstens noch zu erhalten, nie wieder zu erobern vermag. Und der gemeine Mann denkt, die Rajah der Slaven, die er oft genug ja gerochen hat, werde ihn nach ihrem Sieg am Ende noch besser behandeln als derTroß, der seit vierIahrcn, uniformirteK Gesindel und Bettelstudenten, um die Beute rauft. Eine Armee^ der das monarchische Gefühl aus dem Seelenschaft gebrochen ward, die keinen unzersplitterten Islam hinter sich hat, bis ins Jahr 1909 nicht scharf fchießen durfte und der das Trostmittel! alkoholischerTränke versagt ist, kann kein Goltz retten. Diebraucht, umvonderlähmendenRedeihrerWinkelrobespierreundGassen-marat zu genesen, einen Bonaparte; mindestens einen Hoche. Gestern hörte sie, daß Mahmud Schewket ein Dieb sei: und foll morgen auf den Wink Torguts Schewket froh ins Feuer? Abb ul Hamid hat seine Leute gekannt. Nur nach seiner Methode waren sie noch zusammenzuhalten und ins Joch islamischenWollens zu spannen. Seit er hinterRiegeln stöhnt, schleift dieKhalifenzieran der Köderruthe derDemagogen durch denSchmutz. Die aus dem Westen importirten Latwergen haben in Osmans Staat schlim» mcr als die Pest gehaust; ihm jeden Kraflborn heimlich vergiftet. Wir? Wurden belogen;vonBlinden und Tauben mitNach»

richt bedient. Botschafter,Gesandte,Militärbevollmächtigte,Erste, Zweite, Dritte Sekretäre, Konsuln und Agenten jeglichenRanges und Kalibers löhnen wirzwischenWienund Brussa: und erfuhren nichts. Von Italiens, unseres Bundesgenossen, diplomatischer Strategie seit den Geheimverträgen mit Frankreich und England. Von der Zerrüttung der Türkei und der stillen, altpreußischem Muster nachgeahmten Staatsbauarbeit der Bulgaren. Von der libyschen Schwachheit und dem unterirdischen Wühlkampf für den britischenKhalifat.Von dem Frühjahrsbeschluß der vierBalkan-könige, vor dem Tripolisfrieden in Makedonien, Albanien, auf Kreta, im Eperus «ein Ende zu machen." Nichts: Nicht einmal Haltbares über die Bewaffnung, Leistungfähigkeit, äußere und innere Bereitschaft der sechs tzeerc, die seitdem ins Treffen kamen. Und doch herrscht im Auswärtigen Amt ein launischer Tyrann, der lange in Bukarest gesessen, zweimal in Konstantinopcl den Biebersteins? vertreten und nur als Balkandiplomat einLoiber-reislein gepflückt hatte. Der witterte auch nicht, daß, wie auf das U das W, nach der Ordnung imABC des Politikers, aufAga-dir Tripolis, auf Tripolis der Südslavenaufstand folgen müsse. „Blech! Agadir war eine großeNummer." Im September wurde hicrgcsagt: „Drinnen wirdgelogenzunddraußengewittertsschon. HabetAcht!" Unsinn, brummte es zurück; „Gespensterseherei am hellen Tag. In Afrika läppert die Chose einem für beide Theile faulenFrieden zu undEuropa läßt sich dieRuheumkeinenPreis stören." Jetzt? Allen zwischenWien und Brusfa imReichsdienst Bemühten wäre ein Klimawechsel nützlich. RnsererWehrkraft eine höllisch ernste, völlig vorurtheillose Prüfung deutschen Geschütz» Materials; das beste muß für unser Heer gerade gut genug und die Herkunft gleichgiltig sein. Denen aber, die den Glauben aus» brüllen, Deutschlands Armee sei ein altmodisches rosliges Instru« mcnt, ist, morgen noch, mit zornlos fester Stimme von Reiches wegen die Antwort zu geben: „Versuchls!"

Coligny.

Vor acht Tagen habe ich dieRede des Kaisers erwähnt, die deutschen Soldatenden injedertzauptschlachtbesiegtenFeldherrn Coligny, deutscher Marinemannschaft den nie vom sicherenFest° land aufs Meer gelangten „Admiral" Coligny als Vorbild em° pfähl. Diese Rede hat Vertheidiger gefunden. Wer wundert sich darüber? Und wer begreift nicht, daß solcheDefensoren,um ihres Siicbcns Ziel zu erreichen, den Thatbestand entstellen mußten?

Das, denken die armenKerle,merktKeiner,wenn wir recht ruppig
auf Hardert schimpfen; auch wirds dann sicher auf Blättern aller
Couleurs nachgedruckt. (Arme Kerle, ihr Geifer näßt mir nicht
einmal das Schuhband. Klebt er dersauberenKrcuzzeitu>ig,über
die nach Bismarck nichts mehr zu sagen bleibt, oder dem noch
trauriger hinsiechenden Hannoverschen Courier drei neueZahIer»
namen ins Kundenbuch, so mag er noch oft von den lechzenden
Kicfern träufen.) MeinÜrtheil über Colignys Handeln in Saint-
Quentinsoll grundfalschund im Superlativ ungerecht sein. Denn:
Ranke hat anders gerichtet. Weiß ich. Lamprecht, der mir mehr
ist, als Ranke je sein könnte, hat über Herrn vonBethmann ganz
anders geurtheilt als ich; undmit dem Gewicht seiner Persönlich-
keit mich dennoch nicht von der widerwillig erworbenen Aeber-
zeugungwegzudrängen vermocht, daß dieser Beamte nie über ein
Unterstaatssekretariat hinauskommen, durfte. Das Charakterbild
fast aller Lebenden und der meisten Toten schwankt auf der Ar-
theilswage. Darf ich den Hugenottenführer (den mancher Deutsche
wohl nur ausMeyerbeersOpernchorund aus Lindners kindischein
Bluthochzeitspektakel kennt)nichtaus meinem Auge, muß ihn aus
Rankes sehen? Der meint, Coligny habe „in dem Willen Gottes
dieArsache des Anfalls gesehen, dem ersich als Christunterwerfen
müsse, ohne ihn zu ergründen." SolcheDemuth macht demFeld-
herrndasLebenbequem;hataberKuropatkin,Stoesselunddenaus
Kirttilisse vertriebenen Pascha nichtentschuldet. Da vieleFunda-
mente, die Rankes feinem Spürsinn fest schienen, inzwischen als
morscherwiesen wurden.wollen wir uns lieber an einenjüngeren
Historiker halten.AuchProfessorEri'chMarcksvertheidigtinseinem
Buch „Gaspard de Coligny" den Admiral; auf dessenBericht er
seine Darstellung des Falles von Saint-Quentin im Wesentlichen
stützt. Geschlagene Generale sollte man, wie Ibsens Menschen,
nur nach ihrer That, niemals nach ihrer Rede richten. Sieben-
undzwanzigsterAugust1537. DreiTage zuvor hat EmanuelPhi-
libert Herzog von Savoyen, Philipps Generalissimus, acht Pfeile
in die Stadt schießen lassen (nicht.wie der Kaiser erzählte, „einen
Speer über den Graben geworfen"), die denBelagerten dieAuf-
forderung zur Kapitulation brachten. Coligny hat die Pfeile ab-
gefangen und befohlen, sie mit einem angehefteten Zettel zurück-
zuschießen, der die stolze Antwort trug: «KeZem Kademus«. Der
schöne Gestus des in Chatillon-sur-Loing Geborenen oder der
Ausdruck felsenfesten Entschlusses? In einem von Goldstickerei
strotzenden Sammetgewand steht derKommandant heute aufdem

Wall. Am „erkennbar zu sein", sagt Marcks; nicht, wie Andere behauptet haben, «um desto leichter verschont zu werden". Drei« zchn Tage lang wird die Festung schon beschossen, drei Wochen lang belagert: und der Befehlshaber muß sich putzen, mit dem Michaelsorden behängen, um erkennbar zu sein? Er sieht, daß der Feind durch eine Bresche einzudringen beginnt, daß deren Mannschaft weicht; und stürzt sich, sie aufzuhalten.an seinem Feuer zu Hitzen, in neuen Willen zur Abwehr zu spornen, ins dichteste Getümmel? Nein. »Er sucht nach einem ansehnlichen Mann, einem Spanier, dem er sich anständig ergeben könne" (Marcks); und nennt diesem Ansehnlichen seinenNamen, damit er ihn nicht länger angreife. Nach dem Bericht des Vertheidigers führen die Spanierihn über die fünfteBresche hinweg. » Noch hatte kein Feind sie überschritten. Coligny sieht, wie anAndelots (seines Bruders) Bresche das Gefecht.fortdauert. Savoyen ließ, zuerst zweifelnd, seine Persönlichkeit feststellen; und man geleitete ihn weiter ins Lager." Zuerst zweifelnd? Trotz Sammet, Goldprunk und Michaelsordens? Französische Geschichtschreiber melden, der Herzog habe im Ton spöttischer Verachtung zu den Gefangenen gesprochen: »Andenkbar, daß Sie der Admiral sind!" Die glauben auch nicht, daß die Stadt,wie Coligny angiebt, durch den Kleinmuth der Bürger, die Iagheit der Besatzung gefallen sei. Was ist Wahrheit?Gewißheit,daß derKommandant einer nochzu zähem Widerstand fähigen Festung, auf deren Wällen noch ein beträchtlicher Theil der Mannschaft tapfer kämpft, sich ohne irgendwelchen Zwang, mit der Pike in der Hand, dem Feind ergeben hat. Was thäte der König und Kriegsherr von Preußen einem General, der in Metz oder Graudenz so gehandelt hätte? Würde er ihn als Vorbild empfehlen oder vor einKriegsgericht stellen?Als Gnei« scnau, dem Kolbergs Schutz anvertraut war, den Fall Danzigs erfuhr, schrieb er: »Mir bleibt also nichts übrig, als zu fechtenund zu sterben." Der hätte demSammetenen von Saint-Quentin Litze und Orden vom Rock gerissen. Auch wer dem Spruch des ungemein bcgabten,dochinseinenHeldenverliebtentzistorikersMarcks Rechtskraft zuschreibt, wird im Anblick der paar sicheren Tatsachen meine Frage nicht allzu hart finden: „Nervcnbankerot oder de'' Drang, sich einer größeren Sache zu erhalten?" Doch das WlcytigstehabendieliebenswürdigenSchimpferinschlichterTreue unter den Schreibtisch verscharrt. Kein Zweifel, winseln sie, dürfe „die Giltigkcit der kaiserlichenWeiheworte" benagen. Der Kaiser hat, nach dein beglaubigten Wortlaut, gesagt, als Kommandant

Von Saint Quentin habeColigny „denSturm derSpanier glän-
zend abgeschlagen und seinem Landesherrn Stadt und Festung
gerettet." Keine Silbe dieses Satzes ist haltbar. Der Sturm gelang.
Stadt und Festung wurden von den Spaniern erobert. Und der
Kommandant, der in jedes Ohr, nach seinem eigenen Bericht, ge-
schrien hatte, wer ihn je vonUebergabe nur reden höre, solle ihn,
„als einen Feigling",über dieMauer in den Graben werfen,er-
gab sich, ehe die Festung noch im Lebenssitz gefährdet war, dem
Feind. Sorgte nur für des Daseins süße Gewohnheit. Andelot
ficht und Coligny weicht vom Posten.Thut, was seine Hypothese
selbst soeben feige Verrätherei genannt hat. Steuert sein Schiff-
chen Pfiffig durch alle Klippen.
Die Franzosen stehen nicht in dem Ruf, ihre Nationalhelden
gering zu schätzen; lassen sichkeinen, wie auch seines tzelmbusches
Farbe fei, ohne Gegenwehr rauben. Coligny wird als Soldat (sein
Lebenswerk war der mit Staatsmannsmitteln unternommene,
völlig mißlungene Versuch, Frankreich dem Calvinismus zu er-
obern) nur von Protestanten gepriesen. Wilhelm sagt über ihn:
»Seinemhimmlischen und drum auch seinem irdischenKönig hielt
er fest, bis zum letzten Athemzug, die Treue." BrantSme: »Das
Schönste, was er in seinem Leben vollbracht hatte, wandte sich,
hieß es überall, gegen seinen Gott, gegen den Glauben, auf den.
er getauft worden war, und gegen seinen angestammten König."
C Harles Merki (auch ein Historiker): »Imletzten Augenblick über-
wog am Tag von Saint» Quentin in ihm die Eigensucht, derTrieb
nach Selbsterhaltung. Er konnte die Seinen sammeln, zog aber
vor, sich zu retten". Nnd in der pariser Zeitung „Eclair", deren
Leiter, HerrIudet, oft inWorten scheuer Bewunderung von Wil-
helm dem Zweiten gesprochen hat, fandichdieSätze: »Diedeutsche
Marinemannschaft wird kaum verstehen, was ihr das Bild eines
Admirals sein solle, der nie das Meer sah. Der Deutsche Kaiser
kennt unsere Geschichte und seinen Ahnherrn schlecht. Seine Rede
wird von den Thatsachen der Historie schroff widerlegt. DieUeber-
gabe von Saint-Quentin ein französischer Sieg? Hat Wilhelm
ganz vergessen, daß im spanischenSiegerheerdeutscheMiethlinge
mitfochten, mitmordeten? Er war nicht gutberathen oder grund»
falsch informirt, da er seinen Soldaten diesen Ahnherrn als
Vorbild empfahl." Schimpft weiter, arme Kerle....
Rumänien.
Aller Augen haben seit der ersten Oktoberwoche auf König
Karol gewartet. Der, dachten aufgescheuchte, verstörteDiplomaten-

Hirne, greift morgen ins Balkanwespennest; schickt seine Viertel» Million guter Soldaten über die Dobrudschagrenze und zwingt die Bulgaren zum Rückzug aus dem TürkeNreich. Die Kundigsten wärmten sich am Rostgitter dieser Hoffnung. Nicht nur, weil im „Platin«, just vor zwei Iahren, von einem in Konstantinopel und Bukarest unterzeichneten Geheimvertrag gemunkelt worden war, der Rumänien der Türkei zum Beistand gegen bulgarischen Angriff verpflichte. Weil das rumänischeInteresseinsolcheGemeinschaft zu zielen schien. Doch Karol blieb still. Der heute wohl an Erfahrung reichste Kenner der Balkangeschichte rührte sich nicht. Und jetzt ists vielleicht schon zu spät. Der Iungtürkenkrebs über» stinkt alle WohlgerücheBessarabicns und nimmt selbst Abgehärteten die Lust, mit Salbe und Serum sich in diese Pesthöhle vorzuwagen. Ist der zweite Sohn Antons von Hohenzollern, der Bruder des Prinzen Leopold, dessen Kürung für den Spanierthron einst im Vogesendickicht die Kriegsfurie entfesselte, zu kühnem Mannesentschluß schon zu alt geworden und hat die Gunst der Stunde verzaudert? Hat ihn, der den Russen vor fünfunddreißig Iahren aus der Plewnaklemme half, die späte Verleihung russischerFeldmarschallswürde so innig gerührt, daß ihm der gerechte Groll über Gortschakows schnöde Untreue aus dem Ge-.dächtniß schwand? Zerriß ihm Ferdinands Kreuzfahrerruf die Rechnung und lehrt den Klugen erkennen, daß selbst seiner von Ehrfurcht umhegten Autorität nicht mehr gelingen könne, die Walachen für den Islam ins Geschützfeuer zu bringen? Lauscht er demFriedensflötensang seinerElisabeth? Oder ist er, noch vor der Kriegserklärung der Tetrarchen, mit dem HerrnVetterin Sofia über den Staatshandel einig geworden?

Karol ist König von Rumänien, nicht König der Rumänen. Söhne des Lateinervolkes der Walachen, das sich der Abkunft vonTrajansrüstigenOstsiedlern rühmt, wohnen indichterSchaar unter dem Reif der ungarischen Stephanskrone und im russischen Bessarabien, in schmaleren, immerhin stattlichen Haufen auf dem Boden derBukowina und im Serbenstaat. Solls, kann es so bleiben? RumänienistDonauwacht, Anrainer des Schwarzen Meeres, anderOeffnung und dem Verschluß derDardanellcn und des Bosporus mit dem Hirn seines Herzens interessirt, schielt ins Mittelmeer: undhatfast dieHälfte seiner Kinder nicht im eigenen Haus und kann dieses Haus der Bosheit des Nachbars nicht sperren. Rußlandhat ihm, umsich fürPlewna dankbar zu zeigen, denSüdenBefsarabiens abgcpreßt(Gortschakowthatin denTagen

von San Stefano, als sei er Rumäniens Lehnsherr; drohte mit Okkupation und Entwaffnung) und ihm als Ersatz schließlich die Dobrudscha hingeworfen. Die ist fruchtbar.hat den wichtigen Hafen vonKonstanza,wäre von einem übermächtigenBulgarien aberstets bedroht: und ein großerTheil ihrerAecker wird von bulgarischen Bauern bestellt. Ist Ferdinand der Zar aller Bulgaren, so wird ihm auch dieser Slavensplitter im Lsteinerleib leicht ein handliches Werkzeug. HerrschterüberMakedonien(das nach derLösungaus derTürkenklammernurbulgarisch sein könnte),so hängt die Baumung, die Brandung der Südslavenwelle an seinem Wink. Rumänien sinkt, wenn einer der slavischen, griechisch-orthodoxen Bal« kanstaaten steigt. Und ist vor Einbruch erst sicher, wenn es den Schlüsselzu feinemHaus in derTasche hat.Iahrzehnte lang hätte es sich mit Stadt und Festung Silistria begnügt, die Waddington ihm auf dem Berliner Kongreß zugedacht hatte, aber von Bismarcks müdem Mißmuth nicht für die lateinische Schwester im Osten erlisten konnte. Heute? Silistria öffnet und schließt die Pforte zum Iungferboden der Dobrudscha und wäre, unter dem Schirm moderner Festungwerke, ein noch gege» dieSpringfluthen festerDeich. Ferdinand kann denPreis zahlen; käme noch billig davon. Doch schon wirdinwalachischenSchulengelehrt,daßesaußerdem freien Rumänien ein (von Oesterreich, Ungarn, Rußland) geknechtetes giebt. Von solcher Lehre ists nicht mehr weit in das Streben nach einem Großrumänien. Keime des Panrumanismus sind längst sichtbar. DasBuchPopovicis, das dieWalachenUngarns, Transsylvaniens, derBukowina denen des Königreiches staatlich vereint zeigte, ist vor sechs Iahren erschienen. Und 1908 las auch Südosteuropa Bismarcks Satz: »Es ist natürlich, daß die Bewohner des Donaubeckens Bedürfnisse und Pläne haben, die sich über die heutigen Grenzenderösterreichisch°ungarischenMonarchie hinaus erstrecken; und die deutscheReichsverfassung zeigt den Weg an, auf dem Oesterreich eine Versöhnung der politischen und materiellen Interessen erreichen kann, diezwischen der Ostgrenze des rumänischen Volksstammes und der Bucht von Cattaro vorhanden sind." Franz Joseph und Karol sind alteHerren; und hinter ihnen zuckt der Kontur der Zukunft noch in unsicherem Flackerlicht.

Wird in Wien, in der Burg und am Ballplatz, empfunden, welche große Stunde geschlagen hat? Das Historienbuch, das von PlewnanachBerlin führt, kann die plumpenFehler meiden lehren, durch die Rußland fechs unwiederbringliche Lustren verloren hat.

Briefe von Treitschke").

Göttingen, am siebenzehnten Februar S6.

Mein lieber Bachmann!

ch habeDir sehr viel abzubitten. In der That, gerade jetzt, wo s>M ich Deinen letzten Brief, der nachgerade durch sein greises Alter ganz ehrwürdig aussieht, wieder durchgelesen, jetzt begreife ich selbst nicht, wie ich Dein Schleiden so lange ohne Antwort lassenZonnte. Jedes Schuldbekenntniß machtden Eindruck der Schwäche und widersteht mir. Ich berufe mich also auf den guten Glauben, den Du zu mir haben mußt, und sage einfach, daß es am Willen nicht gefehlt hat. Von Dresden aus mochte ich nicht schreiben, weil ich hoffte, Dich im Oktober in Münster zu sehen. Wie Du jetzt wis» fen wirst, bin ich Dir damals auch sehr nah gewesen. Ich habe in Herford tüchtig mit mir selbst kämpfen müssen, ehe ich mich entschloß, den Besuch in M., der mir so sehr am Herzen lag, zu unterlassen. Jetzt kann ich die Folgen klar überblicken und muß mir sagen, daß ich nicht nur verständig gehandelt, sondern das unumgänglich Noth» wendige gethan; im Hinblick auf meine Mittel war schon der Exkurs nach Herford ein Leichtsinn, alles Weitere war eine Unmöglichkeit. Nachher war ich so vielfach beschäftigt, daß ich alle nicht ganz dringenden Briefe bis Weihnachten aufschob. Da spielte mir das Glück einen bösen Streich. Von Weihnachten bis in den Januar hinein war ich krank, und zwar so, daß ich auf lange Zeit recht niedergeschlagen war. Du wirst Das begreifen, wenn ich Dir sage, daß ich in Folge furchtbaren Ohrenreißens ganz taub war und mich mit der Furcht trug, ich werde es für immer bleiben. Hast Du

*) Schon im September 1837 nannte Heinrich Treitschke, in einem Brief an seinen Vater, das Haus S, Hirzel „eine der größten Firmen in Deutschland, deren Name für das Buch (Heinrichs zweite Gedichtsammlung) eine gute Empfehlung sein wird". Jedes Jahrzehnt hat dann des Historiendichters Freundschaft mit dem leipziger Verlagshaus gefestigt. Dessen Inhaber, Herr Dr. Georg Hirzel, hat für gute und billige Ausgaben der Schriften, Reden, Vorlesungen Treitschkes gesorgt und beschert den Deutschen jetzt „Heinrich von Treitschkes Briefe, herausgegeben von Max Cornicelius". Ein paar Proben aus dem ersten (von 183^t bis S8 führenden) Band werden beweisen, daß dieses Buch keines empfehlenden Wortes bedarf; daß es ernsten deutschen unentbehrlich werden muß. Mit Recht konnte der sorgsame Herausgeber sagen: „Erst die Briefe werden zu voller Anschauung bringen, welche Willenskraft, welcher zu Zeiten heroische Gelehrten- und Künstlerfleiß neben genialer Begabung am Werk war, um die fünf Bände der Deutschen Geschichte zu schaffen."

je einen heruntergekommenen Reichen gesehen, der die bettelhaften
Reste seiner Habe mit kindischer Angst hütet? Danach magst Du
Dir vorstellen, welchen Werth für mich jener Sinn hat, den ich so
kärglich genieße. Ihr Glücklichen denkt freilich nicht daran, welchen
Schatz Ihr habt an dem Bollgenuß Eurer Sinne. Was wäre auch
das Glück, wenn es bewußt genossen würde, wenn es verbunden
wäre mit der Erkenntniß seines Werthes? Nun, jetzt steht es end-
lich mit mir wieder so gut oder so schlecht wie vor Weihnachten.
Auch nachdem ich wieder „gesund" war, bin ich noch lange unwohl
gewesen, bis ungefähr vor vierzehn Tagen. Da Hab' ich mich oft
mit trüben, krankhaften Gedanken getragen. Endlich gelang mirs,
meiner Stimmung Herr zu werden. So ist ein Gedicht daraus ge°
worden, vielleicht das Beste, was je aus meiner Feder geflossen. Es
kam so recht aus tiefstem Herzen; und doch war der Gedankengang,
den es ausspricht, für mich abgeschlossen; ich hatte jene Ruhe wie»
der, welcher die Bewegungen des Herzens zum künstlerischen Bilde
werden. Du wirst das Gedicht hoffentlich bald unter dem Titel
„Krankenträume" (laß Dich nicht schrecken durch den sentimentalen
Namen) (hoffentlich bald) zu Gesicht bekommen. Dann laß uns
weiter davon reden

Du wirst von unseren Bekannten wissen wollen. Put ist hier;
er will im Sommer promoviren. Er ist mein vertrauter, beinah ein»
ziger Umgang. Ich gewinne ihn immer lieber. Leider hat er jenes
fahrige, zu leicht erregbare Wesen, das sich schwer auf einen Punkt
konzentriren kann, noch immer nicht abgelegt, so daß es mir manch-
mal um seine Zukunft bangt, trotz seiner schönen Anlagen. Er steckt
noch recht voll von unklaren Ideen; Das ist natürlich: er hat viel
Interesse für die höchsten politischen und philosophischen Fragen,
ohne sich je mit etwas Anderem als der Naturwissenschaft ernstlich
beschäftigt zu haben. Da nimmt sich manches feiner Urtheile oft ko-
misch aus, denn von Recht und Geschichte hat er nicht den leisesten
Begriff. Er denkt noch immer die Welt gewaltsam zu reformiren
mit Kanonen, die nur mit Ideen geladen sind. Aber er ist ein rei-
cher denkender Kopf und zeigt mir täglich mehr ein so warmes, lie-
benswürdiges Herz, daß an ihm allein Alles zu Schanden werden
muß, was man über den Charakter der Juden gefabelt hat. Ein
psychologisches Kuriosum ist mir Dr. Aegidi, den Du ja kennst. Er
ist ohne Frage ein geistreicher Mensch, der vielleicht in der Wissen-
schaft einst einen großen Namen haben wird. Wie sich aber ein kla-
rerVerstand mit einer so krankhaft kleinlichen Eitelkeit reimen kann,
Das wissen die Götter. Da ist keine Kneipe, kein Ball so elend, daß
nicht Aegidi durch eine Pauke oder sonst was sich zum Löwen des
Tages machen sollte. Ich habe mich früher oft darüber geärgert,

daß ich gesellschaftlich nie eine Rolle spielen werde. Hätte ich aber jetzt noch den geringsten Zweifel über die Wohlfeilheit und Werthlosigkeit solcher Triumphe, so würde Aegidi ihn mir genomiuen haben. Und dann dieses teutsche Reckenthum in Glacehandschuhen! Wie ein Frommer kein Mittagessen vernichten kann, ohne dem HErrn für seine Gnade zu danken, so Fann Aegidi nicht zehn Worte reden, ohne unser unglückliches Vaterland ins Spiel zu mischen. Neulich reiste ein frankfurter Doktor ab; da gab es eine Rede über die, Einigkeit zwischen Süd- und Norddeutschland. Im Ernst! Wüßte ich nicht aus, unverwerflichen Zeugnissen, daß Aegidis deutsche Gesinnung eine sehr ernste ist, fo wäre es mir unmöglich, an die Aufrichtigkeit von Gefühlen zu glauben, die wie kleine Münze ausgegeben werden . . .

Ich ging aus Dresden fort, gerade als ich anfing, mich dort einzugewöhnen und wohl zu befinden, und habe nun hier einen herzlich langwelligen Winter verlebt. Die Bibliothek ist gut: Das ist das einzige Lob, das ich diesem Nest mit gutem Gewissen zugestehen kann. Ich bin aber leider nsch nicht zu jener Höhe des wissenschaftlichen Sinnes gekommen wie Professor Herrmann, der mir neulich sagte: „Es wird mir allemal ganz warm ums Herz, wenn ich in diesen herrlichen Büchersaal trete!" Meine Verdauungwerkzeuge sind leider so beschaffen, daß ich mich von Schweinsleder-Bänden allein nicht nähren kann. Setze Herrmanns Worte als Motto über ein Stadtthor, nimm noch etwas Dünkel für die alten, etwas Liederlichkeit für die jungen Mitglieder der Hochschule hinzu, so hast Du ein Bild der Georgia August«. Damit ist übrigens nicht gesagt, daß es nicht eine treffliche Universität ist. Mein Umgang beschränkt sich auf Put. Je mehr ich in Kreise komme, wo der laute Studententon aufhört und das gesellschaftliche Wesen oder Unwesen beginnt, desto schwerer wird mirs, Bekanntschaften zu machen. So bin ich also mit den jungen Doktoren usw. nur oberflächlich bekannt. Es ist Keiner, dem ich näher getreten. Aus Langeweile verkehre ich manchmal mit den Grünen. Aber einerseits ist Das überwundener Standpunkt, andererseits empört mich dieser bureaukratische Geist gegenseitiger Knechtung und das kalte, theilnahmlose Wesen der Leute; ich komme mir unter den steifen Herren vor wie ein Fuchs. Von Kunst und Natur ist natürlich nicht die Rede. So war mirs oft trübsälig zu Muthe. Ich kam sogar so weit, daß ich bei einem Mädchen Erholung suchte. Sie war hübsch und, so weit Das möglich ist, liebenswürdig; ihre Sittlichkeit magst Du Dir denken. Es ist stark, daß ich Dir von solchen Dingen rede; aber ich will vor Dir nicht besser scheinen, als ich bin. Ich bin vielleicht doppelt tadelnswerth; denn ich habe das Glück des Umganges edler

Frauen genossen. Jetzt ist die Thorheit hoffentlich überwunden. Das ewige Einerlei des Arbeitens in langweiliger Umgebung verstimmte mich; da magstDu Dir erklären, wie der Verkehr mitFrauen unentbehrlich wird. Ich hätte mir selbst sagen können, daß man bei dem Gemeinen nie etwas Schönes suchen darf, wenn man sich nicht selbst belügen will. Aber es steckt in Jedem ein Stück Thomas: wir glauben nichts, was wir nicht mit Händen greifen. So bin ich um eine häßliche Erfahrung reicher; ich gestehe, daß ich sie lieber nicht gemacht hätte. Viele meinen, der Charakter bilde sich nur durch solche Schlammbäder. Ich glaube Das nicht. Wer Alles an sich selbst erfahren will, kommt endlich zu jenem Raffinement Byrons, der einmal glaubte, einen Menschen getötet zu haben, und sich nun an Mörder-Empfindungen weidete. Da hört jeder sittliche Standpunkt auf.

In anderer Hinsicht bin ich glücklicher-gewesen. Ich habe einen Verleger gefunden . . . Das Artheil von Euch Beiden, Dir und Vereli, die Ihr die Sache sicher sehr verschieden ansehen werdet, lund von den Grenzboten: Das sind so ziemlich die Einzigen, von denen ich hoffe, Etwas zu lernen. Neber Prutzs Geist und „poetisches" Talent bin ich durch eigene Erfahrung aufgeklärt worden*) ... Ueber die kleine Sammlung noch ein paar Worte. Die Gedichte sind zu verschiedenen Zeiten, einige noch in Bonn, entstanden und erst im Sommer zu einem Ganzen verarbeitet worden. Sie sind ohne Zusammenhang; aber ich wünsche, daß Du sie als ein Ganzes ansiehst, damit Du manche scheinbare Widersprüche darin verstehst. Sie sollen eine poetische Verklärung sein der Empfindungen, die sich einem guten Deutschen aufdrängen in unseren gegenwärtigen namenlosen Zuständen, besonders wenn er Trost sucht in unserer Geschichte. Das ist etwa der Inhalt in nackter Prosa. Daß darin Widersprüche vorkommen, ist unvermeidlich, denn eben jene Empfindungen widersprechen sich selbst. Eine andere Frage ist, ob nicht der ganze Stoff eben jenes Widerspruchs wegen der poetischen Verklärung unfähig ist. Darüber sollst Du mir, wenn Du gelesen, Deine Meinung sagen. Das Thema ist sehr gefährlich, die Phrase liegt gar zu nah. Gewiß ist, daß von zehn „patriotischen" Dichtern mindestens neun unzurechnungfähig sind. Die Meisten gehen auf Hermann seligen Andenkens zurück und erwerben sich das Verdienst, uns jene herrlichen Großthaten herzlich widerwärtig zu machen. Von all dem Bardengebrüll ist rein gar nichts auch nur der Rede Werth, — Kleist natürlich ausgenommen. Seine „Her-

*) Folgt Näheres über Prutzens Bearbeitung des Gedichts „Ambrosius Dalfinger". ^

mannsschlacht" ist die großartigste Verklärung des vaterländischen
Hasses; herrlicher hat selbst Schiller nicht für die Freiheit geschrie-
ben. Auch jetzt ist diese Bardenpoesie nicht ausgestorben . . . An«
dere, wie tzerwegh, verherrlichen die Freiheit manchmal in kräfti«
gen Sätzen, gewöhnlich aber in modern-sentimentalen Phrasen,
ganz wie man sein Liebchen besingt. Ich denke aber, wenn man ein»
mal sentimental sein will, so thut^man Das besser einem Mädchen
als einem abstrakten Begriff gegenüber. Ich bin auf die Zeit des
erwachenden Bürger« und Bauernthums und ihre ersten Kämpfe
zurückgegangen. Du wirst mir auch hier mit Recht das oinns simile
o1g.näiOg,t einwerfen, aber schwerlich die Richtigkeit des Gedankens
bestreiten können. Ist es doch der lange nicht ausgefochtene Haupt»
kämpf unserer Zeit, dem Bürgerthum zu seinem Recht zu helfen
und die modernen Trümmer des Feudalstaates zu stürzen. Ich bin
weder selbst mit meiner Leistung zufrieden noch wirst Du es sein.
Aber es ist gut, daß ich meine Schriftstellerlaufbahn gerade mit die»
sen vaterländischen Gedichten eröffne. Jedes Wort, das heute an
unsere Schmach mahnt, ist gesegnet. Wenn meine Gedichte An»
klang finden sollten in dem Leserkreise, für den sie vorwiegend
geschrieben sind, unter der männlichen Jugend, dann will ich gern
jede verdiente Rüge der Kritik hinnehmen. Habe ich mit den Vater»
ländischen Gedichten einiges Glück, so werde ich noch im Sommer
eineSammlung vermischterGedichte drucken lassen, fast lauter Bal-
laden und kleine Epen. Von denen, die Du in Bonn von mir in
Händen gehabt hast, wirst Du nur sehr wenige, und auch diese ganz
verändert, wiederfinden. Es waren eben Stilübungen, die heut»
zutage unvermeidlich sind, wo es so leicht ist, Verse zu machen, und
eben darum so schwer, zu dichten. Es ist noch in diesem Winter
Manches dazu geschrieben worden. Ich will herzlich froh sein,
wenn ich damit abgeschlossen habe. Bisher ging es Zimmer so: wenn
mir Etwas einen sehr tiefen Eindruck gemacht hatte, so ward ich
nicht eher ruhig, als bis ich es mir zum Gedicht gestaltet hatte. Das
ist insofern gut, als ich daraus sehe, daß mir wenigstens die Em»
pfänglichkeit, die dem Künstler unentbehrlich ist, nicht abgeht. Es
hat aber auch seinen großen Nachtheil. Ein solches Schaffen ist
nur die rechte Art für den Lyriker; und gerade lyrisches Talent
habe ich sicher gar nicht. Was ich innerlich erlebe, verflüchtigt sich
mir nicht in eine musikalische Stimmung, sondern es verdichtet sich
zum Bilde. Da ists wohl klar, daß ein solches Skizzen-Entwerfen
nicht ewig fortgehen kann; ich hoffe, mich jetzt davon los zu machen
und mich auf ein großes, voll ausgeführtes Bild zu konzentriren.
Je mehr ich das Leben kennen lerne (Das heißt: je lieber ich das
Leben gewinne), desto mehr strebe ich danach, meine Phantasie»

gestalten mit Fleisch und Blut zu umgeben, desto weniger kann ich mich mit bloßen „Studien" begnügen. Anter diesem Titel soll jene zweite Sammlung auch in die Welt gehen, auf die Gefahr hin, daß die Kritik darin eine Bestätigung der deliebten Ansicht findet: Alle Künste werden immer mehr malerisch. Eine lange Zeit Hab' ich mich mit verschiedenen dramatischen Plänen getragen, endlich alle theils verworfen, theils verschoben und einen gewählt, der mir das Herz warm macht und im Sommer bestimmt ausgeführt wird. Es wird ein historisches Drama im strengsten Sinne, sehr ernst, gar nicht rührend, fast ohne Weiberrollen, aber hoffentlich auch ohne Phrasen. Wenn ich mir dadurch die Möglichkeit verschaffe, an den Bühnen Etwas zu lernen und nicht mehr, wie bisher, nur den einen Theil der Schauspielkunst, die Mimik, zu genießen, dann, hoff' ich, sollen meine Leistungen schnelle Fortschritte machen. Es kommt mir fast komisch vor, wenn ich hier mich selbst vor Dir auf den Sezirtisch lege und lang und breit über Dinge rede, die Du noch gar nicht kennst und vielleicht auch später nicht großer Beachtung würdig finden wirst. Doch es ist ein halbes Jahr seit meinem letzten Briefe vergangen; da ists wohl gut, wenn ich mir und Dir einmal Rechenschaft ablege.

Die Geschicke unseres Vaterlands habe ich auch in der letzten Zeit mit großer, natürlich sehr schmerzlicher, Theilnahme verfolgt. O Freund, wenn ich Deinen vor den Wahlen geschriebenen Brief lese und das jetzt Erreichte mit Deinen damaligen, so unendlich bescheidenen Hoffnungen vergleiche: wo soll ich da Worte finden? Meine Neberzeugung, daß wir nur in einer Nebergangszeit leben, steht allerdings ganz fest. Aber es fällt mir oft furchtbar schwer, mit dem Schicksal nicht zu hadern, das mich in einer solchen Zeit leben läßt. So weit meine'Geschichtkenntnisse reichen, finde ich kein Beispiel, daß Lüge und Unrecht so schamlos auf dem Throne gesessen hätten. Widerrechtlichkeiten freilich kommen unter jeder Regirung vor. Aber daß sie von oben herab nicht entschuldigt oder verleugnet, sondern geradezu als Staatsweisheit gepriesen werden mit dem offenen Eingeständniß, Recht sei Das allerdings nicht: Das ist eine Virtuosität in der Verhöhnung des Heiligsten, die das Ministerium Manteuffel erst erfunden hat. Die Geschichte mit dem Grafen Pfeil hat mich natürlich eben so berührt wie jeden Redlichen (beiläufig ist er auch daran schuld, daß ich diesen Brief erst heute schließe. Als ichs vor acht Tagen thun wollte, hatte ich eben jene Rede gelesen und war natürlich zu aufgeregt dazu*).

*) Graf Pfeil, Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses, hatte sich hier gm fünfzehnten Februar bei der Verhandlung über das

Aber im Ganzen kann sie doch nur gut wirken. Wer wird es noch wagen, die staatliche Lebensfähigkeit eines solchen sittlich vermoderten Standes zu vertheidigen? Oder vielmehr, wessen Gewissen ist so schwach, es ihm zu erlauben? Dem Iunkerthum hat aller» dings kein Denkender eine staatliche Zukunft zuerkannt; aber auch die scheinbar lebensfähigen Theile des Adels, die Standesherren und Mediatisirten, zeigen ihre völlige Reife zur Vernichtung, über die ich allerdings nie im Zweifel war, recht klar. Die Einen ziehen sich vom Staatsleben ganz zurück (die beste Art, wie sich eine Aristokratie selbst morden kann), dieAnderen unterstützen jenenWahnsinn des Iunkerthums oder schweigen dazu. Das ist kein Schade, Eine viel ernstere Frage ist die nach Preußens Zukunft. Aus der Reihe der Großmächte ist es schon ausgeschieden; wird es unter solchen Zuständen je wieder darin eintreten? Ich denke allerdings sehr hoch von der Lebenskraft jenes Staates. Aber es ist nicht das erste Mal in der Geschichte, daß ein gesunder Staat durch den konsequenten Wahnsinn seiner Lenker vernichtet worden wäre. Das Element, worauf die Wiederbelebung eines gesunkenen Staates immer fußen muß, der sittliche Geist des Volkes, wird mit merkwürdigem Erfolge untergraben. Das ist der Fluch unnatürlicher Zustände, daß auch die Besseren im Volk in eine schiefe, halbe Stellung getrieben werden. Was kann unerquicklicher sein als die Kammer-Verhandlungen? Ein Kampf nicht zwischen Parteien, sondern zwischen verschiedenen Jahrhunderten. Eine Opposition, die immer und immer ihre eigentlichen Ansichten verschweigen und mit Persönlichkeiten und Aeußerlichkeiten sich herumschlagen muß. Wer will sie tadeln, wenn sie solchen Gegnern gegenüber eine kindische Furcht zeigen vor der „Revolution", jenem Gespenst, das eine abgeschmackte Theorie erfunden zum Schrecken ängstlicher Gemüther? Wäre es nicht so furchtbar ernst, so müßte man lachen, daß in dem protestantischen Preußen ein Pfaffensohn wie Reichensperger, der seine fromme Seele mit ein Wenig flachem Liberalismus getränkt hat, zu den Vorkämpfern der Freiheit gehört ,j . .
Mir sind gerade jetzt diese politischen Zustände doppelt widerlich. Ich habe eben Aristoteles' Politik mit immer steigender Bewunderung gelesen. Ich denke, wie wir einst unsere Literatur durch die Erkenntnis; des Alterthums neu geboren haben, so kann auch die staatliche Denkweise der Alten unserer staatlichen EntWickelung nur heilsam sein. Daß wir dabei nicht in die „Fehler" der Alten verfallen werden, daß uns der Mensch nie im Bürger aufgehen, der ländliche Polizeigesetz frivol gerühmt, als Inhaber polizeiobrigkeitlich erKewalt allerlei rechtswidrigeStrasverfügungen erlassen zu haben.

Staat nie alle Kräfte des Volkes absorbiren wird, dafür bürgt unsere ganze Geschichte nur zu sehr; die entgegengesetzte Gefahr liegt uns viel näher. Daß aber unter gesunden Verhältnissen der Staat das Herz des Volkslebens sein muß, das mit allen seinen Bestrebungen in Verbindung steht, diese Ueberzeugung wird mir immer klarer. Noch heute gilt das Wort jenes Pythagoräers, der einem Vater auf dieFrage, wie er seinen Sohn am Besten erziehen könne, zur Antwort gab: „Wenn Du ihn in einen wohleingerichteten Staat schickst." Es ist wunderbar, wie mächtig der Einfluß des Staates auf die scheinbar entlegensten Seiten des Volkslebens ist, auf seine Sittlichkeit, seine Kunst usw. Nur ein großes Staatswesen konnte aus dem Schöße eines sittenlosen rohen Iunkerthums gewaltige Freiheitkämpfer wie Fox hervorgehen lassen. Nur in einem staatlosen Volke konnte ein Geist wie Goethe nicht dahin gelangen, ein nationales Werk im eigentlichen Sinn zu erschaffen. Freilich, wenn ich einen solchen Maßstab anlege, dann fehlen mir die Worte für unsere heutigen Zustände, Wir sind bereits so weit, den Staat als eine Last, ja, als eine Unsittlichkeit anzusehen; kein Ehrlicher tritt, gern und ohne Gewissensbisse in Staatsdienste,
Den eigentlichen Zweck meines tzierherkommens, die Habilitation, sehe ich schon jetzt als verfehlt ein. Wissenschaftliche Gründe haben mich dabei nicht geleitet (ich denke zu hoch vom Beruf des 'akademischen Lehrers, um mich schon jetzt ihm gewachsen zu glauben), wohl aber pekuniäre Gründe. Ich muß endlich sehen, wie ich mich selbst erhalten kann; die Verhältnisse meines Vaters verlan-. gen Das dringend. Aber hier sehe ich am Beispiel eines Fachgenossen und Landsmannes, Dr. von Mangoldt, dem es weder an Wissen noch Verstand gebricht, wie ich in dieser Hinsicht gar nichts erwarten kann, weniger noch als nichts. Da bin ich in der That in böser Lage. Ihr Staatsdiener, die ich keineswegs preisen will, seid doch insofern gut daran, daß Ihr Euch langsam von den einfachen zu den verwickelten Geschäften heranbildet, während der akademische Lehrer gleich mit dem Höchsten anfängt. Mein Gewissen sagt mir, daß ich unbedingt noch einige Jahre warten muß. Wie diese Zeit verwenden? Von meinen imaginären Renten leben kann ich nicht. Ich habe daran gedacht, auf einige Jahre Journalist zu werden. Die Gefahren dieses Berufes für Charakter und Bildung und besonders den direkten Gegensatz, in dem er zu dem gelehrten Beruf steht, verhehle ich mir nicht. Aber es ist doch eine ehrenwerthe THStigkeit für eine gute Sache; und leben muß ich! Was meinst Du dazu?
Zu Vischers Aesthetik, wovon ich nur einen kleinen Theil kenne, bin ich trotz Deines Rathesnoch immer nicht gekommen. Ich

hatte in meinen Nebenstunden genug zu thun, um meine Kennt»
nisse in der Literatur» und Kunstgeschichte etwas zu vervollständi»
gen. Da ist mir auch die neue Auflage von Julian Schmidt zuge-
kommen, ein ganz neues Werk. Ich empfehle sie Dir dringend.
Ihre Mängel werden Dir sehr bald klar fein; denn das Buch ist
höchst einseitig. Dann werde ich Bischer lesen und später endlich
ordentlich Philosophie treiben. Für meine Wissenschaft Hab' ich
diesen Winter einige philosophische Werke benutzt. Aber daß ich
mir in Herbarts System wie in einem Tollhause oder einer Klein»
kinderbewahranstalt vorkam, Das wirst Du mir wohl verzeihen.
Dagegen hat mich Hegels Staatswissenschaft mächtig angezogen;
und ich empfehle Dir zum Tröste jenen Paragraphen, der über den
Soldatenstand handelt, worin der Soldat gepriesen wird, der mit
Entäußerung aller subjektiven Gelüste nur der Idee des Staates
dient, allerdings ein komischer Kontrast zu den redenden That»
fachen Z
Nun, lieber Bachmann, erschrick nicht zu sehr über dieses
Briefwerk. Gehe mit jener Ruhe und Gewissenhaftigkeit an die
Entzifferung dieser Hieroglyphen, womit Dindorf des Simonides
Palimpsest untersuchte*). Du wirst daraus zwar keine klingenden
Bortheile ziehen, wie jener antike Charakter; aber wenn Du die
Ueberzeugung gewinnst, daß ich trotz meines Schweigens noch im-
mer der Alte gegen Dich bin und wohl eine Antwort verdiene, so
soll mirs herzlich lieb sein . . .
Dein
Heinrich Tr
Uebrigens bist Du im Irrthum, wenn Du glaubst, daß die
englischen Gemeinden je sehr unabhängig waren. Sie waren es
nie in dem Grad wie die deutschen, London ausgenommen. Das
ist eine iadls oonvsnue, die in allen Büchern spukte, bis die De»
hatten über die Munizipalreform 1836 die häßliche Wahrheit ans
Licht zogen. Bucher wiederholt die Fabel, weil sie in sein geistreich
durchgeführtes, aber thatfächlich durchaus falsches, System paßt.
Leipzig, am zweiten August 57.
. . . Der ganze Ton Deines Briefes ist recht bedenklich; Du
sprichst bitter von einer Menge Erscheinungen, die Das wirklich
nicht verdienen. Wohl wahr, daß in unserem geselligen Verkehr
*) Anspielung auf eine damals Aufsehen erregende Handschrift»
fZlschung eines Griechen Konstantin Simonides, durch die der Profes»
sor W. Dindorf in Leipzig sich täuschen ließ und auch die berliner Aka»
Venne beinahe getäuscht worden wäre.

mit Frauen Sinnlichkeit oder Trivialität das Herrschende sind.
Aber wer wird auch die Frauen in Gesellschaften kennen lernen
wollen? Edel und wahr erscheinen sie doch nur in der Familie.
Und dann, was kann denn ein Mädchen anders sein als trivial,
die in dem beschäftigten Müßiggang unserer gebildeten Frauen
aufgewachsen ist und nicht ganz ungewöhnliche Gaben besitzt oder
sehr ernste, Schicksale erlebt hat? Charakter und Halt wird dem
Menschen erst, wenn er ein großes objektives Interesse gefunden
hat, um das sich all sein Denken wie um einen Brennpunkt ver-
sammelt. Ein solcher Mittelpunkt ist für die Frauen einzig die
Liebe, das Haus. Ists da ein Wunder, wenn die meisten jungen
Mädchen nichts weiter sind als ein unbeschriebenes Blatt, eine
schöne Möglichkeit? Es ist oft wunderbar, wie schnell und uner-
wartet sich eine weibliche Natur vertieft und stärkt unter dem Ein-
fluß eines tüchtigen Mannes. Sähest Du häufig verheirathete
Frauen und, vor Allem, lebtest Du nicht in dem Klatsch und der
Stagnation eines kleinen Nestes, so würdest Du minder herb über
den Verkehr mit Frauen urtheilen. Mir scheint an der Leere un-
serer geselligen Unterhaltung weniger die Einseitigkeit der Män-
ner schuld zu sein (denn die Konversation ist einmal ein Fangeball-
spielen mit guten raschen Einfällen, nicht ein tiefes Eingehen in
ernste Dinge) als der Mangel an ästhetischem Gefühl, an Form-
sinn. Die Frauen sind einmal die lebende Poesie; und es ist nur
billig, daß sie Denen, die sich ihrer freuen wollen, mancherlei
Zwang auflegen. Diese Formen, dieser Zwang galanter Sitte wi-
derstehen den echten Söhnen des Jahrhunderts aufs Aeußerste;
wir denken viel zu niedrig von den Frauen, um uns ihretwegen zu
geniren,- ich glaube, es hat in civilisirten Perioden selten eine so
flegelhafte Zeit gegeben als die unsere (man kann Das recht sehen
an dem Betragen der Männer gegen ganz fremde Frauen, auf
Reisen, zum Beispiel). Und wie jede traurige Zeiterscheinung eben
so sehr Symptom als Ursache von Uebeln ist, so steht die Gedanken-
losigkeit unseres geselligen Lebens und die Entfernung der Män-
ner von den Frauen in Wechselwirkung. Wir stehen den Weibern
entsetzlich fern: unter zehn jungen Männern ist kaum Einer, der
Gelegenheit hat, ein Mädchen auf erlaubte Weise genau kennen
zu lernen. Und doch wäre ein solcher Verkehr gerade für unsere in
tausendfache einseitige Tätigkeiten zersplitterte Männerwelt ein
wahrer Segen. Eine Frau ist immer rein menschlich, immer natür-
licher als der Mann, und sei sie noch so verbildet. Wir wir unser
leibliches Befinden zum guten Theil in der Macht unseres Wil-
lens haben, während die Frau darin ganz von der Natur abhän-
gig ist, so kann auch ihr Denken sich nicht davon frei machen. Wo»

von spricht Dir ein Mädchen? Sie freut sich über den schönen Tag, erzählt von ihren kleinen Geschwistern, sorgt, daß Du auch satt zu essen und trinken hast. Warum soll mir solch ein Gespräch nicht gefallen? Ich fühle mich da ganz als Sohn der Mutter Erde; die Stellung, die mir unsere wundersame Standesordnung anweist, wird vergessen so gut wie die Sorgen und Zweifel, mit denen unsere Bildung uns belastet. Es ist, wie wenn man morgens sich ins thau frische Gras legt und das Athmen der feuchten ZErde vernimmt, Ich habe mich o/t genug selbst verlacht: warum ich mich denn wohlbefunden bei diesem nichtssagenden Frauengeschwätz? Aber man soll eben nicht darüber nachdenken; darin liegt das ganze Ge° heimnifz.'

Ueber die beiden Tummelplätze des Gesprächs der Männer, Schöngeisterei und Kannegießerei, urtheilst Du, glaub' ich, doch zu hart. Du hast Recht: es ist oft schwer für einen denkenden Menschen, ernsthaft oder ruhig zu bleiben bei dem faustdicken Nnsinn, den unsere Kunst unter der Firma „Urtheil" sich gefallen lassen muß. Aber Du sagst selbst, es sei sehr schwer, richtige ästhetische Grundsätze sich zu bilden. Wären diese Gemeingut der Nation, so müßten wir ein Künstlervolk sein wie die Hellenen. Dazu fehlen uns gegenwärtig alle Voraussetzungen. Man muß also, meine ich, sich durch die Dummheit einzelner ästhetischer Redensarten nicht beirren lassen. Sehen wir lieber in der Allgemeinheit des mehr oder minder gebildeten Interesses an der jKunst eine Bürgschaft dafür, daß der Kunstsinn den Deutschen nicht anerzogen, sondern natürlich ist. Ich freue mich allemal, wenn ich ein paar Ladenschwengel ihre alberne Meinung über ein Kunstwerk auskramen höre. Ich schöpfe daraus die Hoffnung, daß der Materialismus des Den« kens in Deutschland nie so völlig herrschen wird wie in anderen Ländern. Endlich scheint mir die Abgeschmacktheit unserer politischen Konversation gar nicht so furchtbar. Wenn Viele in ihrem politischen Denken sich von halbverstandenen Idealen oder Worten leiten lassen, so führt Das wohl auf Irrwege. Aber woher sollen ihnen gesunde staatliche Anschauungen kommen? Bedenke, wie unsere Nation Jahrhunderte lang politisch mundtot war, wie uns die beste Schule staatlicher Bildung, die Selbstregirung in den kleinen Kreisen der Gemeinden, Korporationen usw., erst seit wenigen Iahren, und auch jetzt noch in sehr beschränktem Maße, offen steht! Wenn Andere in ihrem politischen Raisonnement von anerzogenen Ansichten oder (was meist das Selbe ist) von den Interessen ihres Standes usw. ausgehen, so ist Das ganz in der Ordnung: ein interesseloses Theilnehmen an staatlichen Dingen ist für die Mehrzahl der Menschen unmöglich, Pflicht der Wissenschaft und der

Staatskunst ist es dann, die verschiedenen Einzelinteressen auf dem Boden des gemeinsamen Rechtes auszugleichen. Ich denke nicht daran, unsere politische Bildung gut oder nur leidlich zu finden. Doch wenn ich denke, mit welcher raffinirten Konsequenz dem einzelnen Bürger die Theilnahme am Staate erschwert wird, so ist mir jedes noch so alberne politische Geschwätz ein Trost. Die Gefahr einer gänzlichen Stumpfheit für die Geschicke unseres Landes steht unserem Geschlecht furchtbar nah. Da darf man nichts unbeachtet lassen, was uns zeigt, daß der politische Sinn noch nicht ganz erstorben ist. Laß die Leute sich mit einander zanken: nur wenn sich Halbwahrheit an tzalbwahrheit, Interesse an Interesse reibt, wird das Gute gefördert. Diese meine Duldsamkeit erstreckt sich natürlich nur auf das Gebiet der Unterhaltung; hier hat die Subjektivität, sei sie dumm oder klug, brav oder gemein, ihr volles Recht. Wenn uns aber das subjektive Gefühl oder das Cliquen-Interesse als ästhetische Kritik, oder wenn der Standes-Egoismus als politische Theorie uns entgegentritt, da, versteht sich von selbst, schlage auch ich mit Fäusten drein. Noch Eins: schmähe mir nicht zu sehr die allseitige Ausbildung des Menschen. Glaube mir, wir trennen uns nicht ungestraft von unseren Idealen, denn wir haben die Götter nicht umsonst gerufen. Freilich, wenn es gilt, sich in einen neuen Beruf einzuarbeiten, da mag man wohl alles Andere stehen und liegen lassen. Daß Du Das über Dich vermocht hast, ist mir um so ehrenwerther, weil ich fühle, wie schmerzhaft Dir diese Resignation sein muß. Doch schon als Nationalökonom weiß ich, daß in dem selben Maße wie die Arbeitstheilung die Arbeitvereinigung an Bedeutung gewinnt. Nichts Anderes ist es mit der geistigen Arbeit. In wie viel engerem Verhältniß zu einander stehen jetzt die einzelnen Wissenschaften! Wer liest noch einen Conring oder yeineccius*)? Die Armen! Sie hatten keine Ahnung, daß das Recht mit dem ganzen Volksleben im innigsten Zusammenhang steht? ihr Gesichtskreis ist uns ein beschränkter, lächerlicher. Umgekehrt, welche Fülle universellen Wissens aus allen Bereichen des Denkens mußten ein Puchta oder Savigny ansammeln, um nur große Juristen zu werden! So weist heute den Einzelnen schon sein

*) Hermann Conring, der Mediziner und Polyhistor von Helmstedt (1606 bis 1681); Johann Gottlieb Heineccius (1081 bis 1741), den Stintzing in der Allgemeinen Deutschen Biographie den vielleicht bedeutendsten deutschen Juristen des achtzehnten Jahrhunderts nennt, besonders die „klare und geschmackvolle Darstellung seiner Werfe" hervorhebend, die auch dem jungen nach Leipzig kommenden Hseths gerühmt wurde.

Beruf, mehr als je früher, auf das große Ganze hin. Und dann, meinstDu: die ungeheure moralische Macht, welche dieklassischeBil« dung auf jeden Denkenden ausübt, werde an Dir sich nicht zeigen? Oder die großen politischen Bewegungen, die uns bevorstehen, würden den Richterstand unberührt lassen? Sieh einmal die Thai» kräftigen unter Deinen älteren Fachgenossen Z Sobald sie sich in den Beruf eingelebt haben, findet Jeder der Besseren Etwas, was ihn davor bewahrt, blos ein Rad im großen Uhrwerk zu sein, was ihn ankettet an das allgemein Menschliche. Der Eine nimmt alte Lieblingstudien wieder auf, der Andere wird thätig im Gemeinde» und Korporationleben; und wenn ein Dritter auch sich damit be- gnügt, eine glückliche Familie zu gründen, so wird ihn selbst Dies (wenn es wirklich ein Haus ist im guten Sinn) vor einem gänz- lichen Versinken in fachmännische Einseitigkeit erretten. Darum sei guten Muthes, mein Freund, hüte Dich vor der westfälischen Erbsünde, dem Brüten über traurigen Gedanken. Deine gesunde Natur wird sich oben halten, Du wirst zu Deinen philosophischen Bestrebungen zurückkehren, die Dir so nöthig sind wie frische Luft. Laß Dich durch die jetzige Uebergangszeit nicht irr machen. And vor Allem, gieb die Zuversicht nicht auf: es wird eine ernste Zeit kommen, die auch den einseitigsten Fachmann mit Ruthenstreichen herantreiben wird, mitzuwirken an dem Fortbau unseres öffent- lichen Wesens.

Nun noch ein paar Worte von mir selbst, die ich vervollständi- gen werde, wenn Du mir (ich bitte Dich herzlich drum) recht bald geantwortet haben wirst. Ich Hause jetzt in Leipzig . . . und be- finde mich vorderhand niederträchtig schlecht . . . Inzwischen will ich geduldig auf eine Gelegenheit harren, mit Einem oder dem An« deren der tüchtigen Männer, die in dieser häßlichen Stadt nisten, bekannt zu werden. Gebe nur der Himmel, daß ich mich der ge- drückten Stimmung, des Gefühls grenzenloser Vereinsamung, das mich oft übermannt, entschlagen kann. Dann werd ich auch mehr und besser arbeiten als bisher. Deiner Einladung werde ich wohl nicht folgen können, mein lieber Bachmann; ich habe durchaus kein Geld und werde höchstens auf einige Tage zu einem Bekannten an der böhmischen Grenze aufs Land gehen und nachher auf ein paar Wochen nach Dresden, wo ich ungestört arbeiten, aber auch reiten und frische Luft schöpfen kann. Letzteres ist in diesem Krämerloch mit seinen verfluchten staubigen Pappelalleen unmöglich. Und ge- rade jetzt macht mich die erstickende Luft fast unfähig, die Feder zu führen. Ich schließe also mit der herzlichenBitte: Schreibe recht bald.

Heinrich Treitschke.

Bargeld.
hne Illusionen kommt man im wirtschaftlichen Leben nicht aus.
Weil die Daseinsbedingungen des Kapitals nicht von derUeber»
legenheit baren Geldes, sondern vom Tempo und Umfang des Maaren»
austausches abhängen, konnten alle Möglichkeiten rentabler Anlage
verwerthet werden, ohne daß zunächst die Sorge um den Stand des
Barvermögens auftauchte. Auch bei der Unsicherheit des Ernteertra-
ges hielt man sich nicht lange auf. Erst als die Illusion in ihrer Wir-
kung nachließ, fing man zu rechnen an. Die Produktivität ist, mit Hilfe
des Kredits, bis an die Grenze des Möglichen gebracht worden; nun
aber fürchtet man, trotz dem reichen Ertrag der gewerblichen Arbeit,
die Folgen der „Kreditwirthschast". Die Illusion ist zum Teufel; an
ihrer Stelle waltet graue Nüchternheit, die vor dem offenen Kassabuch
die Höhe der Barbestände prüft. Früher hieß es: „Kein Pfennig darf
ungenutzt bleiben". Jetzt lautet das Dogma: „Jeder Pfennig muß, zur
Verstärkung der Sicherheitbürgschaft, aufbewahrt werden". Ist der
Tag der letzten Abrechnung schon gekommen? Daß man Waare gegen
Waare austauscht und sich des Geldes nur als Werthmessers bedient,
ist vergessen (oder nie beachtet worden). Warum ist das Geld Gegen-
stand wissenschaftlicher Theorien? Weil sein Wesen labil, seine wirth»
schaftliche Aufgabe bestrittener ist als die jedes anderen Faktors.
Die Reichsbank, das Herz des geschäftlichen Organismus, leidet
angeblich an den Folgen zu starker Blutentziehung. Und doch hat das
Institut (im Gegensatz zur englischen Kollegin) noch niemals Sym-
ptome der Schwäche gezeigt. Die Sorge geht von einer Fiktion aus.
Man denkt sich den Fall, daß die Proportion von Notenumlauf und
metallischer Deckung einmal bis hart an die gesetzliche Grenze kom-
men könne. Das wäre auch noch kein Unglück; wo ist denn der Besitzer
einer deutschen Banknote, der fürchtet, dieses Papier sei kein vollwer-
thiges Geld? Unsinnig ists, zu glauben, die Reichsbank könne oder
müsse im Stande sein, sämmtliche von ihr ausgegebenen Noten auf
einmal in Gold umzuwechseln. Das kann nie geschehen, weil der ge-
schäftliche Verkehr selbst so viel Gold aufzehrt, wie er braucht, und im
Uebrigen auf die Elastizität des Notenumlaufes, eingestellt ist. Eine
starre Golddecke würde ihn ersticken. Da Alles sich schließlich den
Existenzbedingungen der Centralbank anpaßt, so liegt kein Grund vor,
sich Konsequenzen auszumalen, die ja doch niemals eintreten werden.
Wer beklagt, daß die Organisation des Geldmarktes mit zur Voraus-
setzung wirthschaftlicher Größe geworden ist, Der möchte an die Stelle
der freien EntWickelung den Bureaukratismus fetzen. Und damit na-
türlich das Errungene in Frage stellen. Die Reichsbank wehrt sich ge-
gen ungerechte Vorwürfe. Schlimm ist nur, daß ausüben falschen An-
schuldigungen Vorurtheile gegen die Gesammtwirthschaft entstehen.
Man sagt, das Hauptsammelbecken sei nicht genügend mit Gold „be-
schickt"; und die Folge dieser unrichtigen Kritik ist, daß die finanzielle

Bereitschaft überhaupt bezweifelt wird. So wächst einem Irrthum gleich dcr andere nach; nnd der Oeffentlichen Meinung beliebt es, zu rechnen, zu zählen und sich den Glauben an die ökonomische Leistung mit ängstigenden Ziffern zu untergraben. Da die Reichsbank nachweisen kann, daß sich ihr durchschnittlicher Iahresgoldvorrath im letzten Dezennium um eine Viertelmilliarde erhöht hat (er betrug 1911 rund 827 Millionen), so darf man ihr Lässigkeit im Auffüllen des Goldlagers nicht vorwerfen. Daß seit 1908 für den Ankauf ausländischer Wechsel so viel geschieht, zeigt, mit welchem Eifer die Goldpolitik betrieben wird. Nnd die Golddecke war im Durchschnitt des Jahres noch ansehnlich: das Verhältnis; zum Durchschnitt des Notenumlaufes (1663 Millionen) war 1911 etwa WVs Prozent. Und 33V3 Prozent ist erst das Minimum. Ob etwas mehr oder weniger Gold im Keller oder im Verkehr ist: darauf kommts wirklich nicht an. Wenn die Statistik, die bei Gold nicht sehr zuverlässig ist, Recht hat, so wäre der Bestand an gemünztem Gold seit zwei Iahren nicht größer geworden und der Produktionüberschuß von der Industrie aufgezehrt worden. Trotzdem hat gerade diese Zeit einen wirthschaftlichen Aufschwung nnd eine erhebliche Ausdehnung des industriellen Kapitals gebracht. Was sind schließlich die 3000 Millionen baren Goldes gegen die vielleicht zwanzigmal so große Summe, die in rentablen Anlagen steckt? Solcher Kontrast sollte die Sorge um die „liquiden Mittel" auf das richtige Maß herabdrücken. Sonderbarer Weife sieht man in einem anderen Zusammenhang keinen Mangel, sondern einen Ueberfluß an Gold. Die allgemeine Erhöhung der Warenpreise zeigt ihn; und man hat schnell die Gelegenheit ergriffen, ein neues Schlagwort zu prägen: EntWerth ung des Goldes. Die soll die Folge einer Neberproduktion und die Ursache der Theuerung sein. Was ist Wahrheit ?Giebts zu wenig oder zu vielGold? Wir kennen nur das Ziel: möglichst fruchtbaren Anbau des Kapitals. Die Banken haben nach diesem Grundsatz gearbeitet und sich einen Horror vor ertraglosem Geld anerzogen. Was sie aus dem allgemeinen Besitz in ihre Kassen holen, bleibt dort nicht liegen, sondern wird in die Adern des Wirthschafttorpers geleitet. Dieser Leistung wegen werden sie aber nicht etwa gelobt. Der Kaiserliche Bankdirektor Dr. Arnold hat neulich über die Mängel ungenügender Barreserven geklagt und auf die Abneigung der Banken von nennenswerthem Giroguthaben bei der Reichsbank gewiesen. Aber auch er giebt zu, daß das Prinzip, keine Zinsen zu verlieren und alle Barbestände in Nutzen bringende Anlagen umzuwandeln, das „große Produktiongeheimniß war, dem Deutschland seine heutige wirthschaftliche Größe verdankt". In diesem Zugeständnis; liegt die beste Rechtfertigung des geldmörderischen Handelns der Banken. Aber man muß auch zugeben, daß die Ansprüche der Aktionäre und Derer, die ihr Geld deponiren, eine Nolle spielen. Da Jeder eine möglichst hohe Rente haben will, ergiebt sich der Zwang zur Verwerthung aller Betriebsmittel von selbst. Uebertreibung ist freilich auf jedem Gebiet zu tadeln. Die Kre-

Bargeld,
ditgeber dürfen nicht selbst den Umlauf der Betriebsmittel im Wirthschaftkörper durch gefährliche Engagements hemmen.
Aus der Aufsichtrathssitzung des Schaaffhausenschen Bankvereine kam die Botschaft von einem Rückgang des Effekten- und Konsortialgewinnes. Diese Minderung wurde durch beträchtliche Betheiligungen des Bankvereins an berliner Bau- und Grundstücksunternehmungen bewirkt; an die in Konkurs gerathene Baufirma Kurt Berndt hat er eine Forderung von mehr als 3 Millionen Mark. Das; eine Hhpothekengarantie vorhanden ist, ändert an der Unfruchtbarkeit der Betheiligung nichts, da der Zinsverlust bleibt und die Hypotheken erst verwerthbar sind, wenn sich dem berliner Grundstücksmarkt die Geldquellen wieder erschließen. Das Immobiliargeschäft ist ausgepowert; die Bankwelt folgt den höheren Weisungen und eigenen Erfahrungen und will nichts von neuer Befruchtung alter Engagements wissen; Kapital geht zu Grunde, weil ihm die Fähigkeit fehlt, sich in Rente umzusetzen. Ist solches Schauspiel so reizvoll, daß man ihm Nachahmung wünscht? Was dem Boden geschieht, kann auch das Eisen, die Kohle, die Elektrotechnik einst erleben. Der Schaaffhausensche Bankverein ist „auf die Dörfer" gegangen, weil er sich aus den Erträgen des Terraingeschäftes einen Ausgleich für die schwierige Konkurrenz mit der berliner Haute Banque versprach. Seit der Trennung von der Dresdener Bank stand das Institut, dessen Schwerpunkt im rheinisch-westfälischen Bezirkt ruht, vereinsamt im Wettkampf um die Depositenkassenbeute. Die berliner Arena ist ein gefährlicher Turnierplatz; denn die Zahl der gut gerüsteten Kämpen ist groß und der Siegespreis geht in viele Theile. Die Sichtung der Kundschaft wird in solchem Drang leicht lässiger und der Debitor, der die höchsten Zinsen zahlt, gewinnt an Bedeutung. Giebt man aber dem Bauunternehmer oder der Terraingesellschaft Kredit, so ist die Voraussetzung, daß gebaut und verkauft werden kann. Beides hat aufgehört: srg« bringt das Bankengeld keinen Ertrag. Statt zu cirkuliren, liegt es zinslos still. Das lockt nicht.
Nicht nur die Uebertreibung im Geben, auch das Uebermaß im Entziehen schadet. Und es ist gewiß nicht leichter, hier die richtige Formel zu finden, als beim Aufbau des Kreditgerüstes, Ob eine dauernde Verstärkung der Giroguthaben der Kreditinstitute und Bankiers bei der Reichsbank genügenden Schutz gegen eine Versumpfung der großen Bankkapitalien böte? Leise Zweifel sind berechtigt; denn eine Großbank steht für alle, und wenn eine in die Klemme geriethe, würden auch die anderen bald von ihren Gläubigern bedrängt. Das gäbe einen Run, gegen den mehr als im ersten Angstanlauf nach einer Kriegserklärung (man rechnet für diesen Fall mit zwei Milliarden Mark) flüssig gemacht werden müßte. Auf den Girokonten der Banken und Bankiers stehen aber im Jahresdurchschnitt der Reichsbank kaum mehr als 150 Millionen. Die Konzentration der Banken ist an allem Uebel schuld; und die Verfeinerung der Zahlungmethoden, die noch immer empfohlen wird, hat neuerdings auch das Mißtrauen der Vorkämpfer für die

Liquidität der Reichsbank geweckt. Was durch den Check- und Ueber-
weisungverkehrs am baren Umsatz gespart wird, wächst nicht den Depo»
siten des Centralinstitutes, sondern den Konten der Banken zu. Die
aber sorgen dafür, daß das Geld bei ihnen nicht warm wird, sondern
rasch eine Funktion im wirtschaftlichen Betrieb findet. Das ist für'die
Verkünder der Lehre vom Bargeld ein eireulus vitiosus. Aber aus diesem
verfehlten Kreislauf ist schließlich das wirtschaftliche Prestige Deutsch»
lands hervorgegangen. Daß die Depositenkassen oft übergroßen Eifer
im Einfangen von Barmitteln entwickeln, ist nicht zu bestreiten. Nur
darf dieser Trieb nicht als Ding an sich angesehen werden. Er gehört
ins System; wäre die Kundschaft mit niedrigen Zinsen zufrieden, so
würde sich die Thätigkeit der Banken vereinfachen und auf das Ver»
langen reichlicher Barreserven einstellen. Gäbe es aber keine riskanten
Geschäfte mehr: wozu brauchte man dann besondere Rücklagen?
Jede Geldplethoraldrängt zu neuen Thaten. Das Hat die Geschichte
des letzten wirtschaftlichen Aufschwunges gelehrt, der niemals lange
Perioden des Geldüberflusses sah. Erst wenn die letzten Möglichkeiten
neuen Kapitals erschöpft sind, wird das Geld zur Ruhe kommen. Viel»
leicht war die Monopolisirung des Kreditgeschäftes im Bereich weniger
großen Finanzconcerns ein Fehler. Die Wirkung zeugt, sub spseis der
Weltwirthschaft, zu Gunsten der Konzentration. Im engen Kreis läßt
sich über Nachtheile streiten. Der Allgemeine Deutsche Bankiertag hat
sich in München mit dem Schicksal der Privatbankiers beschäftigt. Daß
diese Männer von den Aktienbanken erdrückt wurden, mag man be°
klagen. Ob sie aber mehr für die Liquidität des Volksvermögens ge°
than hätten als die Großbanken? Die sind ein Produkt der wirthschaft»
lichen Fähigkeiten. Wären sie Kunsterzeugnisse, dann müßte der größere
Theil der geschaffenen ökonomischen Werths reines Agio sein. Würden
die Riesenunternehmungen der deutschen Wirthschaft, die Krupp, Gel»
senkirchen, AEG (die durch die neuen Mittel, etwa S5 Millionen zu
ihren alten 100, die berühmte Liquidität, trotz der sehr erheblichen Er»
Weiterung der Fabriken und des Geschäftsbereiches, aufrechterhalten
will), H°A°L, Phoenix, sich solche Kennzeichnung ihres Vermögens ge°
fallen lassen? Man sieht, daß das Dvglma vom Segen des baren Geldes
sich mit den Leistungen des Wirthschaftkapitals schlecht verträgt. Um
das Verhältniß dieses Kapitals zum Bargeld dreht sich Alles. Jeder
Klage über Kursverlust folgt die Antwort: „Kein Wunder; das Geld
ist zu knapp". Manchmal auch: „Die Terrainkur allein kann helfen.
Im Boden, der seit einer kleinen Ewigkeit keinen Gewinn wachsen läßt,
stecken zu riesige Summen. Umlaufsmittel? Gesegnete Mahlzeit! Der
Eingegrabene kann nicht umlaufen. Und die Kreditgeber haben natür»
lich keine Lust, neue Münze in die Grube zu werfen, die nichts heraus»
giebt," Bargeld lacht, sagt der Volksmund. Und die gar nicht naiven
Börsianer sagens, in ihrer Sprache, nach. Von König Salomo und
vom Schuster Sachs könnten sie lernen: „Wahn? Alles ist Wahn!"

L a d o n.

Handelsminister und Kohlensyndikat.

Ein Brief ans der Rheinprovinz.

MMekannt ist, daß der Herr Minister für Handel und Gewerbe für g^L^ seinen Kohlenbergbau an der Ruhr und Saar die Genehmigung zur Erhöhung der Kohlenpreise um durchschnittlich SS Pfennig pro Tonne gleich 3 Pfennig pro Centner für nächstjährige Abschlüsse der» sagt hat und das mit dem Rheinisch-Westfälischen Kohlenshndikat ge° thätigte Verkaufsabkommen, das im Dezember abläuft, nicht mehr er« neuern will. Das ist sein gutes Recht. Betrachten wir aber seine Be» weggründe. Die kommen nicht aus dem glänzenden Zustand des in- und ausländischen Kohlenmarktes, sondern wohl eher aus der Besorgnitz, im Abgeordnetenhaus von solchen Abgeordneten angegriffen zu werden, die sich lediglich die Gunst der großen Wählermassen aus Verbraucherkreisen erhalten wollen auf Kosten der kleinen Werths schaffenden Wählerzahl. Die Gründe sind also nicht nüchterner kaufmännischer Berechnung entsprungen, sondern politischer Art.

Man muß sich eine solche Handlung in ihrer ganzen Tragweite vergegenwärtigen. Nehmen wir ein späteres Ministerium bismärckischer Schule an, die den Kämpfen nicht auswich und die Klingen im Parlament auch gegen Mehrheiten kreuzte, nehmen wir dabei eine Zeit heruntergehender Steuererträgnisse an und die Forderung, daß auch der Bergfiskus, eben so wie der Eisenbahnfiskus, herangezogen werden soll, um die Staatskassen zu füllen. Dann müßte der Handelsminister, politischen Erwägungen folgend, sagen: „Die Ermäßigung von 60 Pfennig pro Tonne, die das Kohlenshndikat mit Rücksicht auf die ungünstigere Lage des Kohlenmarktes beschlossen hat, genehmige ich nicht; ich fordere noch eine Erhöhung von SV Pfennigen Pro Tonne; und auch diese ist noch gering, denn sie verzinst mir nicht genügend die hohen Kapitalien, die der Staat im Kohlenbergbau angelegt hat. Der Staat will, wie jeder andere Unternehmer, für die von ihm geschaffenen Werths angemessene Erträge haben und seine Bergleute auskömmlich entlohnen." Solche Gründe, noch dazu bei schwacher Konjunktur, würden auch politischer Art sein. Mit Recht würden aber die Verbraucher dann sagen: „Betreibt der Staat im Wettbewerb mit seinen Steuer zahlenden Unternehmern Handelsgeschäfte in Kohlen, dann darf er nur Preise nehmen, welche die Lage des Weltmarktes im Augenblick gestattet, und seine Stellung nicht mißbrauchen."

Die politischen Gründe des Herrn Ministers stehen aber noch dazu auf schwachen Füßen. Er findet eine Erhöhung der Preise für den

Industrieverbrauch angemessen, nicht aber für den Hausbrandverbrauch. Nun wird das Iahresbudget einer Arbeiter» und Kleinbürgerfamilie nur mit einer Mehrausgabe von etwa 2,30 Mark durch die vom Kohlenshndikat beschlossene Erhöhung belastet; sie verbraucht jährlich etwa 5 Tonnen gleich IVO Centner Kohlen; der Hausbrand ist nur um SV Pfennig pro Tonne gleich 2Vs Pfennig pro Centner erhöht. Von dieser Erhöhung flicht aber ein guter Theil in die Tasche des Bergmannes; denn die Thatsache ist unbestritten, daß die Lohnkurve der Preiskurve folgt. Soll künstlich die Preiskurve nach unten gedrückt werden, wie der Herr Minister es wünscht, dann drückt er auch die Lohnkurve künstlich. Was sagen unsere Arbeitersekretäre dazu? Steht diese geringe Mehrbelastung von jährlich nur 2,30 Mark wohl nur annähernd im Verhältnis^ zu den höheren Preisen für Lebensmittel, Miethen und Aehnliches? Warum soll denn gerade der Kohlenbergbau, der, wiederum aus politischen Gründen, ^nit sozialen Ausgaben stärker belastet ist als irgendein anderes Gewerbe (noch neuerdings sind dem Ruhrrevier etwa 7 Millionen Mark für Sicherheitmänner aufgebürdet worden), nicht mäßigen Antheil an der guten Lage des Kohlenmarktes haben?

Hausbrandkohlen liefert aber der Saar- und Ruhrfiskus nicht, nur etwas Brechkoks für Centralheizungen; seine Kohlen eignen sich wegen des hohen Bitumengehaltes nicht für diese, sondern nur für industrielle Zwecke. Leicht ist daher dem Herrn Minister die Forderung geworden, Hausbrandsorten nicht im Preis zu erhöhen, sondern nur Industriekohlen. Ist ihm denn nicht bekannt, daß gerade die kleinen und mittleren Zechen an der Ruhr, die fast nur Hausbrandsorten versenden, die höchsten Selbstkosten haben? Die haben hohe Wasserzuflüsse zu heben und dabei keine überschüssigen Koksgase wie die großen Fettkohlenzechen zu verheizen, sie haben weniger und dünnere Flöze, sie können die Feinkohlen, welche die Hälfte der Förderung ausmachen, nicht verkoken und erzielen dafür nur Verlustpreise; sür die Brikettrung ist Fettkohlenzusatz hinzuzukaufen. Diese Zechen wollen doch auch ihre Bergleute auskömmlich bezahlen und haben dafür in erster Linie eine Preiserhöhung nöthig. Obwohl diese Magerkohlenzechen keine Schlagwettergruben sind, will die Bergbehörde ihnen dennoch die Vertheuerungen durch die neuen Sicherheitmänner auferlegen, wie den Schlagwettergruben. Ich möchte annehmen, daß der Herr Handelsminister über diese ganze Sachlage nicht genügend unterrichtet worden ist und daß sein Gerechtigkeitgefühl ihm, sobald er sich informirt hat, den Weg zur Revision seiner Verfügung weisen wird.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Härder, tu Berlin. —
Verlag der Zukunft in Berlin, — Druck von Paß « Garleb GmbH, in Perlin.

Berlin, den 16. November 1S12.
Konstantinopel.

^ M^ie Belagerung von Konstantinopel durch die Türken lenkt un-
□sere erste Aufmerksamkeit auf die Person und den Charakter des
großen Zerstörers. Mahomet der Zweite war der Sohn Amuraths
des Zweiten, und obschon seine Mutter mit den Titeln einer Chri-
stin und Prinzessin geschmückt worden ist, gehörte sie doch wahr-
scheinlicher zu den zahlreichen Beischläferinnen, welche den Harem
des Sultans aus jedem Himmelsstriche bevölkerten. Seine erste Er-
ziehung und Gesinnungen waren die eines frommen Muselman-
nes, und so oft er mit einem Angläubigen sprach, reinigte er Hände
und Antlitz durch die gebotenen Ceremonien der Abwaschung. Al-
ter und Herrschaft scheinen seinen engherzigen Bigottismus gemil-
dert zu haben; sein hochstrebender Geist verschmähte es, eine Macht
über seiner eigenen anzuerkennen, und in seinen vertraulichen
Stunden wagte er (wie erzählt wird), den Propheten von Mekka als
einen Räuber und Betrüger zu brandmarken. Indessen beharrte
der Sultan auf anständiger Ehrerbietung gegen die Lehre und den
Dienst des Koran, seine geheimen Gespräche müssen vor den Ohren
der Menge stets heilig gehalten worden sein; nnd wir sollten Arg-
wohn gegen die Leichtgläubigkeit von Fremden und Sektirern
schöpfen, welche so geneigt sind, zu glauben, daß ein gegen die
Wahrheit verhärtetes Gemüth mit überlegener Verachtung des
Ansinnes und Irrthumes ausgerüstet sein müsse. Von den geschick-
testen Lehrern unterrichtet, machte Mahomet frühzeitige und schnelle
Fortschritte auf dem Pfade des Wissens; es wird versichert, er habe
außer seiner Muttersprache fünf Sprachen, das Arabische, Per-
sische, Chaldäische oder Hebräische, das Lateinische und Griechische
geredet oder verstanden. Persisch mochte in der That zu seinein

Vergnügen, Arabisch zu seiner Erbauung beitragen: solche Studien sind der orientalischen Jugend geläufig. Bci dem Verkehr zwischen den Griechen und Türken mochte ein Eroberer wünschen, mit dem Volk, über das er zu herrschen sich sehnte, reden zu können; sein eigenes Lob in lateinischer Poesie oder Prosa mochte einen Weg zum Ohr des Fürsten finden; aber welchen Nutzen, welche Eigenschaft konnte dem Staatsmann oder Gelehrten die unförmliche Sprache seiner hebräischen Sklaven empfehlen? Die Geschichte und Geographie der Welt war seinem Gedächtnis; gegenwärtig; das Leben der Helden des Morgenlandes, vielleicht auch des Abendlandes erregte seinen Wetteifer; seine Geschicklichkeit in der Astrologie wird durch die Thorheit jener Zeit entschuldigt und setzt einige Anfangsgründe der Wissenschaft der Mathematik voraus; und ein profaner Geschmack an den Künsten verrieth sich in seiner Einladung und freigiebigen Belohnung italienischer Maler. Aber der Einfluß der Religion und Wissenschaft blieb gegen seine wilde und zügellose Natur wirkunglos. Ich will die Geschichte von den vierzehn Edelknaben, denen er wegen einer gestohlenen, Melone den Bauch aufschlitzen ließ, oder von der schönen Sklavin, deren Haupt er vom Kopf trennte, um die Ianitscharen zu überzeugen, daß er von Liebe nicht beherrscht werde, weder nachschreiben noch glaube ich selbst fest daran. Seine Nüchternheit wird durch das Schweigen der türkischen Annalen bezeugt, welche Drei, nur Drei, aus Osmans Geschlecht des Lasters des Trunkes bezich» tigen. Aber es kann nicht geleugnet werden, daß seine Leidenschaften zugleich wüthend und unerbittlich waren; daß er im Palast wie auf dem Schlachtfeld Ströme Blutes auf die geringste Herausforderung vergoß und daß, die Edelsten der gefangenen Jünglinge häufig durch seine unnatürliche Wollust geschändet wurden. Im albanesischen Krieg studirte er die Lehren und übertraf bald das Beispiel feines Vaters; und die Eroberung von zwei Kaisertümern, zwölf Königreichen und zweihundert Städten, eine ruhmredige und schmeichelhafte Aufzahlung, wird seinem unbesiegbaren Schwert zugeschrieben. Er war ohne Zweifel Krieger, vielleicht Feldherr; Konstantinopel hat seinen Ruhm besiegelt, aber wenn wir die Mittel, die Hindernisse und die Thaten vergleichen, muß Mahomet der Zweite erröthen, wenn er neben Alezander und Ti« mur gestellt wird. Anter seiner Anführung waren die osmanischen Streitkräfte stets zahlreicher als ihre Feinde; dennoch wurden ihre Fortschritte von dem Euphrat und demAdriatischen Meer begrenzt und seine Waffen durch Hunyadyi und Skanderbeg, die Rhodiserritter und den persischen König gehemmt.

Unter der Regirung Amuraths kostete er zweimal die höchste Würde und stieg zweimal vom Thron herab; sein zartes Alter war nicht im Stande, die Wiedereinsetzung seines Vaters zu hindern, aber nie konnte er den Wesiren verzeihen, welche zu dieser heil« samen Maßregel gerathen hatten. Seine Vermählung mit der Tochter eines turkomannischen Emirs wurde gefeiert; und nach zweimonatigen Festlichkeiten reiste er mit seiner jungen Gattin von Adrianopel ab, um in der Statthalterschaft Magnesia zu resi« diren. Vor Ablauf von sechs Wochen wurde er durch ein plötzliche Botschaft vom Diwan zurückgerufen, welche ihm den Tod Amuraths und den meuterischen Geist der Ianitscharen verkündete. Seine Schnelligkeit und Thatkraft gewann ihren Gehorsam; er ging mit einer auserlesenen Leibwache über den Hellespont und in einer Entfernung von einer Meile von Adrianopel fielen die Wesire und Emire, die Imame und Kadis, die Soldaten und das Volk dem neuen Sultan zu Füßen. Sie erkünstelten Thränen, erkünsteltenFreude; er bestieg denThron im Alter von einundzwanzig Iahren und entfernte die Ursache zum Aufruhr durch den Tod, den unvermeidlichen Tod seiner unmündigen Brüder. Die Gesandten von Europa und Asien erschienen bald, um ihm zu seiner Thronbesteigung Glück zu wünschen und sich um seine Freundschaft zu bewerben, und er führte gegen Alle die Sprache der Mäßigung und des Friedens. Die Zuversicht des griechischen Kaisers wurde durch feierliche Eide und schöne Verheißungen, womit er die Genehmigung des Vertrages besiegelte, wieder hergestellt und eine reiche Besitzung an den Ufern des Strymon für die jährliche Zahlung von dreihunderttausend Aspern als Kosten des Unterhaltes einem osmanischen Prinzen angewiesen, der auf sein Ansuchen am byzantinischen Hofe festgehalten wurde. Indessen hätten die Nachbarn Mahomets über die Strenge zittern sollen, womit der jugendliche Monarch die Pracht des Hofhaltes seines Vaters abstellte; die Ausgäben des Luxus wurden in jene des Ehrgeizes verwandelt und eine unnütze Schaar von siebentausend Falkenieren entweder aus seinem Dienste entlassen oder unter seine Truppen gereiht. Im ersten Sommer seiner Regirung besuchte er mit einem Heer die asiatischen Provinzen; nachdem aber Mahomet den Stolz des Karamaniers gedemüthigt hatte, nahm er dessen Unterwerfung an, um auch nicht durch das kleinste Hindernitz von der Ausführung seines großen Planes abgelenkt zu werden.

Die mohammedanischen, insbesondere die türkischen Kasuisten haben erklärt, daß kein Versprechen die Gläubigen gegen das Interesse und die Pflicht ihrer Religion binden und daß der Sultan

is»

seine eigenen und seiner Vorgänger Verträge aufheben könne. Die Gerechtigkeit und Groszmuth Amuraths hatte dieses unmoralische Vorrecht verachtet; aber sein Sohn, obschon der Stolzeste der Menschen, vermochte sich vom Ehrgeize zu den niedrigsten Künsten der Verstellung und des Betruges herabzulassen. Friede trug er auf den Lippen, Krieg im Herzen; er seufzte ohne Unterlaß nach dem Besitz von Konstantinopel und die Griechen gaben durch ihre eigene Anklugheit den ersten Vorwand zu dem verhängnißvollen Bruch. Statt sich zu bemühen, vergessen zu werden, folgten die Gesandten seinem Lager, um die Bezahlung, ja, sogar eine Erhöhung des Fahrgeldes in Anspruch zu nehmen; der Diwan wurde durch ihre Klagen belästigt und der Wesir, ein geheimer Freund der Christen, fühlte sich gedrungen, die Gesinnungen seiner Brüder auszusprechen, „Ihr thörichten und erbärmlichen Römer," sagte Kalil, „wir kennen Eure Anschläge, aber Ihr kennet Eure Gefahr nicht; der gewissenhafte Amurath ist nicht mehr; auf dem Thron sitzt ein junger Eroberer, den keine Gesetze binden, dem keine Hindernisse widerstehen können; wenn Ihr seinen Händen entgehet, so preiset die göttliche Barmherzigkeit, welche die Strafe Eurer Sünden noch verzögert. Warum suchet Ihr uns durch eitle und mittelbare Drohungen zu schrecken? Lasset den flüchtigen Archan los, krönet ihn zum Sultan von Romanien, rufet die Nngarn von jenseits der Donau zu Hilfe, waffnet die Nationen des Westens g:gcn uns und seid versichert, daß Dies Euer Verderben nur Heraussordern und beschleunigen wird." Wenn aber die Gesandten über die ernste Sprache des Wesirs in Besorgniß und Bestürzung geriethen, wurden sie durch die huldvolle Aufnahme nnd die freundschaftlichen Worte des osmanischen Fürsten beruhigt und Mahomet ertheilte ihnen die Versicherung, daß er nach seiner Rückkehr nach Adrianopel ihren Beschwerden abhelfen und für das wahre Interesse der Griechen sorgen werde. Kaum war er aber über den tzellespont zurückgegangen, als er den Befehl erließ, das Fahrgeld zu unterdrücken und ihre Beamten von den Afern des Strymon zu vertreiben; durch diese Maßregel verrieth er seine scindsälige Gesinnung und der zweite Befehl verkündete, ja, begann gewissermaßen die Belagerung von Konstantinopel. An der Enge des Bosporus war in Asien schon von feinem Großvater eine Feste erbaut worden; er beschloß, gegenüber, auf der europäischen Seite, ein furchtbareres Kastell zu errichten, und tausend Maurer erhielten Besehl, sich an einem sünf Meilen von der griechischen Hauptstadt entfernten Platze, der Asomaton hieß, zu versammeln, Ileberredung ist das tzilfmittel des Schwachen, nur daß der Schliche

selten überreden kann; die Gesandten des Kaisers versuchten ohne Erfolg, Mahomet von seinem Vorhaben abzubringen. Sie stellten ihm vor, daß sein Großvater die Erlaubniß Manuels nachgesucht habe, um ein Schloß auf seinem eigenen Gebiete zu bauen; daß dagegen diese doppelte Befestigung, welche die Meerenge beherrschen würde, nur bezwecken könne, die Verbindung der Völker zu stören, die Lateiner, die nach dem Schwarzen Meer Handel-trieben, aufzufangen und vielleicht der Stadt die Lebensmittel abzuschneiden. „Ich sinne auf kein Unternehmen gegen die Stadt," erwiderte der treulose Sultan, „aber das Reich von Konstantinopel wird durch dessen Mauern gemessen. HabtIhr die Bedrängnitz meines Vaters vergessen, als Ihr ein Bündnitz mit den Ungarn schlösset, als sie in unser Gebiet zu Lande einbrachen und der Hellespont von den fränkischen Galeeren gesperrt wurde? Amurath mußte die Fahrt über den Bosporus erzwingen, aber Eure Macht kam Eurer Böswilligkeit nicht gleich. Ich war damals ein Kind und in Adrianopel; die Muselmänner zitterten und die Gaburs höhnten eine Weile unsere Schmach. Nachdem aber mein Vater auf dem Schlachtfelde zu Varna gesiegt hatte, that er das Gelübde, ein Schloß auf dem westlichen Gestade zu bauen, und es ist meine Pflicht, seinen Schwur zu erfüllen. Habt Ihr ein Recht, habt Ihr die Macht, meine Handlungen auf meinem eigenen Boden zu meistern? Denn dieser Boden ist mein; so weit die Gestade des Bosporus reichen, ist Asien von den Türken bewohnt und Europa von den Römern verlassen. Kehret heim und meldet Eurem Fürsten, daß der gegenwärtige Osmane von seinen Vorgängern sehr verschieden ist, daß seine Beschlüsse ihre Wünsche übertreffen und daß er mehr vollbringt, als sie beschließen konnten. Kehret in Frieden heim, aber der Nächste, der mir eine ähnliche Botschaft bringt, erwarte, lebendig geschunden zu werden." Nach dieser Erklärung hatte Konstantin, der Erste der Griechen an Muth wie an Rang, beschlossen, das Schwert zu ziehen und den Türken die Annäherung und Festsetzung am Bosporus zu wehren. Er wurde durch den Rath seiner geistlichen und weltlichen Minister entwaffnet, welche ein minder hochherziges und in der That minder kluges System als sein eigenes empfahlen, nämlich: ihre Geduld und langen Leiden zu erhärten, den Osmanen mit dem Namen und der Schuld des Angreifers zu brandmarken und sich wegen ihres eigenen Heiles und der Zerstörung einer Feste, die in der Nähe einer großen und volkreichen Stadt nicht lange behauptet werden könne, auf Zufall und Zeit zu verlassen. Unter Hoffnungen und Besorgnissen, Besorgnissen der Weisen und Hoffnungen der Leicht-

gläubigen, entschwand der Winter; das eigentümliche Geschäft jedes Menschen und jeder Stunde wurde verschoben und die Griechen schlössen ihre Augen gegen die drohende Gefahr, bis die Ankunft des Frühlings und des Sultans ihr Verderben entschied.
Die Befehle eines Gebieters, der nie verzeiht, bleiben selten unvollzogen. Am sechsundzwanzigsten März war der bezeichnete Punkt Asomaton mit einem thätigen Schwarme türkischer Arbeiter bedeckt und die Materialien wurden zu See und Land emsig aus Europa und Asien herbeigeschafft. Der Kalk war in Kataphrygien gekauft worden, das Bauholz wurde in den Wäldern von Heraklea und Nikodemia gefällt und das Steinwerk aus den anatolischen Brüchen gehauen. Jedem der tausend Maurer waren zwei Arbeiter zugetheilt und Jedem zu seiner täglichen Arbeit ein Matz von zwei Futz aufgegeben. Die Feste wurde in einem Dreieck gebaut? jeder Winkel war von einem starken und massiven Thurm flankirr, einer auf dem AbHange des Hügels, zwei längs dem Gestade; eine Dicke von zweiundzwanzig Futz war für die Mauern, von dreißig für die Thürme befohlen und das ganze Gebäude wurde mit einer festen Plattform von Blei bedeckt. Mahomet selbst betrieb und leitete das Werk mit unermüdlichem Eifer; seine drei Wesire geizten nach der Ehre, ihre Thürme recht schnell zu vollenden; der Eifer der Kadis wetteiferte mit dem der Ianitscharen; die geringste Arbeit wurde durch den Dienst Gottes und des Sultans geadelt und die Emsigkeit der Arbeiter durch den Blick eines Despoten beschleunigt, dessen Lächeln Glückeshoffnung, dessen Dräuen Todesbote war. Der griechische Kaiser sah mit Schrecken die unaufhaltsamen Fortschritte des Werkes und bestrebte sich umsonst, durch Schmeichelei und Geschenke einen unversöhnlichen Feind zu besänftigen, der die geringste Gelegenheit zum Streite suchte und insgeheim veranlaßte. Eine solche Gelegenheit mußte bald und unvermeidlich gefunden werden. Die Ruinen prachtvoller Kirchen, ja, selbst die marmornen Säulen, die dem Heiligen Erzengel Michael geweiht gewesen waren, wurden von den frevelhaften und räuberischen Muselmännern ohne Bedenken verwendet; und einige Christen, welche es wagten, sich der Fortschaffung zu widersetzen, empfingen von ihren Händen die Krone des Märtyrerthumes. Konstantin hatte um eine türkische Wache angesucht, um die Felder und Ernten seiner Anterthanen zn beschützen - dieWc:^ wurde aufgestellt, aber ihre erste Vorschrift war, den Maulthiereu und Pferden des Lagers freie Weide zu gestatten und ihre Brüder zu vertheidigen, wenn sie von den Eingeborenen belästigt werden sollten. Das Gefolge eines Osmanenhäuptlings hatte seinePferde

für die Nacht in reifem Korn gelassen; der Schade wurde gefühlt, das Unrecht geahndet und von beiden Nationen Mehrere in einem unordentlichen Zusammentreffen erschlagen. Mahomet hörte die Klage mit Freuden und entsendete eine Abtheilung, um das schuldige Dorf auszurotten; die Schuldigen waren entflohen, aber vierzig arglose und unschuldige Schnitter wurden von denSoldaten niedergemetzelt. Bis zu dieser Herausforderung hatte Konstantinopel dem Besuch des Handels und der Neugierde offen gestanden; bei dem ersten Lärmen wurden die Thore geschlossen, aber der Kaiser, noch auf Möglichkeit des Friedens hoffend, ließ am dritten Tag seine türkischen Gefangenen frei und sprach in einer letzten Botschaft die feste Ergebung eines Christen und Soldaten aus; „da weder Eids noch Verträge noch Unterwerfung den Frieden sichern können, so führe," sagte er zu Mahomet, „Deinen gottlosen Krieg fort. Mein Vertrauen ruht in Gott allein; wenn es ihm gefallen sollte, Dein Herz zu erweichen, werde ich mich über die glückliche Veränderung freuen, und wenn er die Stadt in Deine Hände liefert, mich ohne Murren in seinen heiligen Willen fügen. Bis aber der Richter der Erde zwischen mir und Dir ausgesprochen hat, ist es meine Pflicht, in Vertheidigung meines Volkes zu leben und zu sterben." Die Antwort des Sultans war feindsälig und entscheidend; er hatte seine Festungwerke vollendet und stellte vor seinem Abzug nach Adrianopel einen wachsamen Aga mit vierhundert Ianitscharen auf, um von den Schiffen jeder Nation, die innerhalb ihres Kanonenbereiches kommen würden, Zoll zu erheben. Ein venetianisches Schiff, welches den neuen Herren des Bosporus Gehorsam weigerte, wurde mit einer einzigen Kugel in den Grund gebohrt. Der Patxon und dreißig Matrosen retteten sich in dem Boote, wurden aber in Ketten nach der Pforte geschleppt, der Befehlshaber gepfählt, seine Gefährten enthauptet, und der Geschichtschreiber Dukas sah zu Demotika ihre Leichen den wilden Thieren preisgegeben. Die Belagerung von Konstantinopel wurde bis zum nächsten Frühling verschoben, aber ein osmanisches Heer brach gegen Morea auf, um die Streitkräfte der Brüder Konstantins abzulenken. In dieser Epoche des Unglückes wurde einer dieser Fürsten, der Despot Thomas, mit der Geburt eines Sohnes gesegnet oder betrübt, „des letzten Erben," sagt der trauernde Phranza, „des letzten Funkens des römischen Reiches."

Die Griechen und die Türken verbrachten einen unruhigen und schlaflosen Winter: Jene wurden durch ihre Besorgnisse, Diese durch ihre Hoffnungen, Beide durch die Rüstungen zu Vertheidigung und Angriff wach erhalten; und die zwei Kaiser, welche das

Meiste zu verlieren oder zu gewinnen hatten, waren von dem Nationalgefühl am Tiefsten angegriffen. In Mahomet wurde dieses Gefühl durch das Feuer der Jugend und des Temperamentes entflammt; er vertrieb sich die Mutze, indem er zu Adrianopel den stolzen Palast Dschehan Numa (Wachtthurm der Welt) baute, aber sein ernster Gedanke war unabbringbar auf die Eroberung der Stadt der Kaiser gerichtet. In tiefer Nacht, um die zweite Wache, fuhr er von seinem Lager auf und befahl augenblickliches Erscheinen seines ersten Wesirs. Die Botschaft, die Stunde, der Fürst, seine eigene Lage setzten das schuldige Gewissen Kalil Paschas, der das Vertrauen Amuraths besessen und zu seiner Wiedereinsetzung gerathen hatte, in Bestürzung. Bei der Thronbesteigung des Sohnes war der Wesir in seinem Amt und dem Schein der Gunst bestätigt worden,- aber dem greisen Staatsmann entging nicht, datz er auf dünnem, glattem Eis schritt, das unter seinen Fützen einbrechen und ihn in den Abgrund stürzen konnte. Seine Freundschaft für die Christen, welche unter der vorigen Regirung unschädlich sein mochte, hatte ihn mit dem Ngmen Gabur Ortachi, Milchbruder der Nngläubigen, gebrandmarkt; und er unterhielt aus Habsucht ein erkauftes und hochverrätherisches Einverständnitz, welches nach dem Schluß des Krieges entdeckt und bestraft wurde. Als er den kaiserlichen Befehl empfing, umarmte er, vielleicht zum letzten Male, seine Frau und Kinder, füllte einen Becher mit Goldstücken, eilte nach dem Palast, betete den Sultan an und brachte nach orientalischer Sitte den geringen Tribut seiner Pflicht und Dankbarkeit dar. „Nicht ist mein Wunsch," sprach Mahomet, „meine Geschenke zurückzunehmen, sondern vielmehr, sie über Dein Haupt zu häufen und zu vervielfachen. Dafür verlange ich von Dir aber ein viel werthvolleres und wichtigeres Geschenk: Konstantinopel I" Sobald sich der Wesir von seinem Staunen erholt hatte, erwiderte er: „Der selbe Gott, der Dir einen so großen Theil des römischen Reiches gegeben hat, wird Dir denNeberrest und die Hauptstadt nicht versagen. Seine Vorsehung und Deine Macht sichern den Erfolgund ich selbst und alle Deine übrigen getreuen Sklaven werden Gut und Blut zum Opfer bringen." „Lala" (Lehrer), fuhr der Sultan fort, „siehst Du dieses Kissen? Die ganze Nacht habe ich es in meiner Aufregung von einer Seite zur anderen geworfen; ich bin vom Lager aufgestanden, habe mich wieder niedergestreckt, aber kein Schlaf ist auf diese müden Augen gefallen. Hüte Dich vor dem Golde und Silber der Römer; in Waffen sind wir überlegen und mit der Hilfe Gottes und durch die Fürbitte des Propheten werden wir bald Herren von Konstantinovel sein." Am die Stimmung

der Soldaten zu erforschen, wanderte er oft allein und verkleidet
durch die Straßen; und es war verderblich, den Sultan zu er«
kennen, wenn er den Blicken der Menge verborgen bleiben wollte.
Er brachte seine Zeit zu, indem er den Plan der feindlichen Stadt
zeichnete und sich mit seinen Feldherren und Kriegsbaumeistern
berieth, auf welchen Punkten er seine Batterien aufstellen, von
welcher Seite er die Mauern stürmen, wo er die Minen sprengen,
wo die Strickleitern anlegen solle; und die Arbeiten des Tages
wiederholten und verbesserten die Gedanken der Nacht.
Während Mahomet die Hauptstadt des Ostens bedrohte, flehte
der griechische Kaiser inbrünstig die Mächte des Himmels und der
Erde um Beistand an. Aber die unsichtbaren Mächte waren taub
gegen seine Bitten und die Christenheit sah mit Gleichgiltigkeit
den Fall von Konstantinopel, welches wenigstens ein Versprechen
der Hilfeleistung von der eifersüchtigen und zeitlichen Politik des
Sultans von Egypten erhielt. Einige Staaten waren zu schwach,
andere zu entlegen; die einen betrachteten die Gefahr als eingebil-
det, die anderen als unvermeidlich; die abendländischen Fürsten
waren in endlose heimische Kämpfe verwickelt und der römische
Papst zürnte wegen der Falschheit und Hartnäckigkeit der Griechen.
Statt zu ihren Gunsten die Waffen und Schätze Italiens zu ver-
wenden, hatte Nikolaus der Fünfte ihren nahen Nntergang ge-
weissagt und seine Ehre hing von der Erfüllung der Prophezei-
ung ab. Vielleicht besänftigte ihn der äußerste Grad ihrer Noth,
aber sein Mitleid kam zu spät, seine Bestrebungen waren schwach
und unwirksam: und Konstantinopel gefallen, bevor dieGeschwader
von Genua und Venedig aus ihren Häfen segeln konnten. Selbst
die Fürsten von Morea und der griechischen Inseln zeigten kalte
Parteilosigkeit; die genuesische Kolonie zu Galata unterhandelte
über einen Sondervertrag und der Sultan ließ sie in der trüge-
rischen Hoffnung, daß seine Milde sie den Sturz des Reiches über-
leben lassen würde. Eine Schaar Plebejer und einige byzantinische
Große entzogen sich niedriger Weise der Gefahr ihres Vaterlan-
des und der Geiz der Reichen verweigerte dem Kaiser und sparte
für die Türken die geheimen Schätze, womit sie zu ihrer Vertheidi-
gung ganze Heere von Söldnern hätten anwerben können. Der
dürftige und alleinstehende Kaiser rüstete sich indessen, seinem
furchtbaren Feinde zu begegnen; aber wenn sein Muth der Gefahr
gleichkam, war seine Stärke doch dem Kampfe nicht gewachsen. Zn
Anfang des Frühlings säuberte die türkische Vorhut die Flecken
Und Dörfer bis an die Thore von Konstantinopel; was sich unter-

der Soldaten zu erforschen, wanderte er oft allein und verkleidet
durch die Straßen; und es war verderblich, den Sultan zu er«
kennen, wenn er den Blicken der Menge verborgen bleiben wollte.
Er brachte seine Zeit zu, indem er den Plan der feindlichen Stadt
zeichnete und sich mit seinen Feldherren und Kriegsbaumeistern
berieth, auf welchen Punkten er seine Batterien aufstellen, von
welcher Seite er die Mauern stürmen, wo er die Minen sprengen,
wo die Strickleitern anlegen solle; und die Arbeiten des Tages
wiederholten und verbesserten die Gedanken der Nacht.
Während Mahomet die Hauptstadt des Ostens bedrohte, flehte
der griechische Kaiser inbrünstig die Mächte des Himmels und der
Erde um Beistand an. Aber die unsichtbaren Mächte waren taub
gegen seine Bitten und die Christenheit sah mit Gleichgiltigkeit
den Fall von Konstantinopel, welches wenigstens ein Versprechen
der Hilfeleistung von der eifersüchtigen und zeitlichen Politik des
Sultans von Egypten erhielt. Einige Staaten waren zu schwach,
andere zu entlegen; die einen betrachteten die Gefahr als eingebil-
det, die anderen als unvermeidlich; die abendländischen Fürsten
waren in endlose heimische Kämpfe verwickelt und der römische
Papst zürnte wegen der Falschheit und Hartnäckigkeit der Griechen.
Statt zu ihren Gunsten die Waffen und Schätze Italiens zu ver-
wenden, hatte Nikolaus der Fünfte ihren nahen Nntergang ge-
weissagt und seine Ehre hing von der Erfüllung der Prophezei-
ung ab. Vielleicht besänftigte ihn der äußerste Grad ihrer Noth,
aber sein Mitleid kam zu spät, seine Bestrebungen waren schwach
und unwirksam: und Konstantinopel gefallen, bevor dieGeschwader
von Genua und Venedig aus ihren Häfen segeln konnten. Selbst
die Fürsten von Morea und der griechischen Inseln zeigten kalte
Parteilosigkeit; die genuesische Kolonie zu Galata unterhandelte
über einen Sondervertrag und der Sultan ließ sie in der trüge-
rischen Hoffnung, daß seine Milde sie den Sturz des Reiches über-
leben lassen würde. Eine Schaar Plebejer und einige byzantinische
Große entzogen sich niedriger Weise der Gefahr ihres Vaterlan-
des und der Geiz der Reichen verweigerte dem Kaiser und sparte
für die Türken die geheimen Schätze, womit sie zu ihrer Vertheidi-
gung ganze Heere von Söldnern hätten anwerben können. Der
dürftige und alleinstehende Kaiser rüstete sich indessen, seinem
furchtbaren Feinde zu begegnen; aber wenn sein Muth der Gefahr
gleichkam, war seine Stärke doch dem Kampfe nicht gewachsen. Zn
Anfang des Frühlings säuberte die türkische Vorhut die Flecken
Und Dörfer bis an die Thore von Konstantinopel; was sich unter-

warf, wurde verschont und beschützt, was zu widerstehen wagte, durch Feuer und Schwert ausgerottet. Die griechischen Plätze am Schwarzen Meere, Mesembria, Acheloum und Bizon ergaben sich auf die erste Aufforderung; nur Selybria verdiente die Ehre einer Belagerung und Blockade, und während die kühnen Einwohner zu Lande eingeschlossen waren, stießen sie mit ihren Booten ab, plünderten die gegenüberliegende Küste von Cyzikus und verkauften ihre Gefangenen auf dem öffentlichen Marktplatze. Aber bei der Annäherung Mahomets selbst verstummte und unterwarf sich Alles; er machte zuerst in einer Entfernung von fünf Meilen Halt, rückte dann in Schlachtordnung vor, pflanzte vor dem Thor des Heiligen Romanus die kaiserliche Fahne auf nnd begann am sechsten April die ewig denkwürdige Belagerung von Konstantinopel. Die Truppen von Asien und Europa dehnten sich zur Rechten und Linken vom Propontis bis zum Hafen aus; die Ianitscharen im Mitteltreffen waren vor dem Zelte des Sultans aufgestellt; eine tiefe Verfchanzung deckte die Linie der Osmanen und ein zweites tzeec schloß die Vorstadt Galata ein und beobachtete die zweifelhafte Treue der Genuesen. Der forschsüchtige Philelphus, der sich in Griechenland ungefähr dreißig Jahre vor der Belagerung ausgehalten hatte, hält sich für überzeugt, daß sämmtliche, türkischen Streitkräfte, von was immer für Namen oder Art, die Zahl von sechzigtaufend Reitern und zwanzigtausend Fußgängern nicht übersteigen konnten, und er schilt die Feigheit der Nationen, welche so zahm vor einer solchen Handvoll Barbaren gewichen sind. Das mochte in der That die regelmäßige Macht der Kapikuli, der Truppen der Pforte, sein, welche mit dem Fürsten marschirten und aus dem kaiserlichen Schatze bezahlt wurden. Aber die Paschas unterhielten oder stellten, jeder in der ihm zugetheilten Statthalterschaft, eine Provinzialmiliz; viele Ländereien wurden als Kriegslehen besessen, viele Freiwillige durch Hoffnung auf Beute angelockt und der Schall der heiligen Trompete zog einen Schwärm hungriger und furchtloser Fanatiker herbei, welche wenigstens zur Vermehrung des Schreckens beitragen und bei einem ersten Angriffe die Schwerter der Griechen stumpf machen mochten. Die Gesammtzahl der türkischen Streitkräfte wird von Dukas, Chalkondyles und Leonard von Chios auf drei- bis vierhunderttausend Wann vergrößert; Phranza aber war ein näherer und genauerer Richter und seine bestimmte Angabe vonzweihundertachtundfünfzigtausend übersteigt keineswegs das Maß der Erfahrung und Wahrscheinlichkeit. Minder furchtbar war die Flotte der Belagerer: dreihundertzwanzig Segel deckten den Propontis, aber nicht mehr als

achtzehn von ihnen konnten als Kriegsgaleeren gelten und der bei Weitem größere Theil muß, zu den Proviant- und Transportschiffen gerechnet werden, welche frische Zufuhren an Menschen, Kriegsbedarf und Lebensmitteln in das Lager schafften. Konstantinopel besaß auch in seinem letzten Verfall noch eine Bevölkerung von mehr als hunderttausend Einwohnern; aber diese Zahl findet man nicht in den Kriegslisten, sondern in jenen der Gefangenschaft? und sie bestand größtentheils aus Handwerkern, Priestern, Frauen und Männern, denen es an jenem Muth fehlte, den selbst Frauen zuweilen für die allgemeine Sicherheit gezeigt haben. Ich kann den Widerwillen der Nnterthanen, nach den Launen eines Tyrannen an einer fernen Grenze zu dienen, begreifen, sogar entschuldigen; aber der Mann, der sich scheut, zur Verteidigung seiner Kinder und seines Eigenthuines sein Leben in die Schanze zu schlagen, hat in der Gesellschaft die ersten und thätigsten Kräfte des Naturzustandes verloren. Auf Befehl des Kaisers war eine eigene Nachforschung in den Straßen und Häusern angestellt worden, wie viele Bürger, ja, selbstMönche fähig und Willens wären, die Waffen für ihr Vaterland zu tragen. Die Listen wurden Phranza anvertraut, welcher nach emsiger Zählung feinem Gebieter mit Schmerz und Staunen berichtete, daß die Nationalvertheidigungauf viertausendneunhundertundsiebenzigRömer beschränk! sei. Das trostlose Geheimniß blieb zwischen Konstantin und seinem treuen Minister bewahrt; und eine genügende Anzahl von Schilden, Armbrüsten und Musketen wurde aus dem Waffenhause unter die Vertheidiger der Stadt vertheilt. Sie erlangten einigen Zuwachs durch zweitausend Ausländer unter dem Befehl des Johann Iustiniani, eines genuesischenEdelmannes; ein freigiebiges Geschenk empfing diese Hilfstruppen und eine fürstliche Belohnung, die Insel Lemnos, wurde der Tapferkeit und dem Siege ihres Anführers versprochen. Eine starke Kette wurde quer über die Mündung des Hafens gezogen, von einigen griechischen und italienischen Kriegs- und Handelsschiffen unterstützt und die Fahrzeuge jeder christlichen Nation, wie sie nach einander vonKandien oder aus dem Schwarzen Meere ankamen, wurden zum öffentlichen Dienste zurückbehalten. Eine Stadt von dreizehn, vielleicht sechzehn Meilen im Amfange hatte zur Vertheidigung gegen die osmanischen Streitkräfte also nur eine schwache Besatzung von sieben- bis achttausend Soldaten. Den Belagerern standen Europa und Asien offen, aber die Stärke und Vorräthe der Griechen mußten täglich abnehmen i'nd sie konnten sich auch nicht auf die Hoffnung fremder Hilfe oder Zufuhr verlassen.

Die alten Römer würden ihre Schwerter mit dem festen Entschlüsse gezogen haben, zu sterben oder zu siegen. Die ersten Christen hätten einander nmarmt und mit Geduld und Ergebung den Märtyrertod erwartet. Aber die Griechen von Konstantinopel waren nur vom Religiongeiste entflammt: und dieser Geist brachte nur Feindsäligkeit und Zwietracht hervor. Der Kaiser IohannesPalaeologus hatte vor seinem Tod ans die dem Volk verhaßte Maßregel der Vereinigung mit den Lateinern verzichtet und der Gedanke lebte nicht eher wieder anf, als bis die Noth seines Bruders Konstantin den letzten Versuch der Schmeichelei und Verstellung auslegte. Seine Gesandten waren angewiesen, in das Begehren zeitlicher Hilfe die Zusicherung geistlichen Gehorsams einfließen zu lassen; seine Vernachlässigung der Kirche wurde mit den dringenden Sorgen des Staates entschuldigt und seine rechtgläubigen Wünsche baten um die Sendung eines römischen Legaten. Der Vatikan war zu oft getäuscht worden, indessen konnten die Zeichen der Reue nicht mit Anstand übersehen werden; ein Legat war leichter zu gewähren als ein Heer: und ungefähr sechs Monate vor der endlichen Zerstörung erschien der Kardinal Isidor von Rußland in dieser Eigenschaft mit einem Gefolge von Priestern und Soldaten. Der Kaiser begrüßte ihn als Freund und Vater, schenkte seinen öffentlichen nnd vertraulichen Reden ehrfurchtvolles Gehör und unterzeichnete mit den gefügigsten Geistlichen und Laien die Vereinigungurkunde, wie sie auf der Kirchenversammlung von Florenz genehmigt worden war. Am zwölften Dezember vereinigten sich die beiden Nationen in der Sophienkirche zur Gemeinschaft des Abendmahles und Gebetes und die Namen der beiden obersten Priester wurden feierlich erwähnt, der Name Nikolaus' des Fünften, des Statthalters Christi, und des Patriarchen Gregorius, der von einem aufrührerischen Volke in die Verbannung getrieben worden war.

Aber Tracht und Sprache des lateinischen Priesters, der am Altar das Hochamt feierte, waren ein Gegenstand des Aergernisses und man bemerkte mit Entsetzen, daß er einen Kuchen oder eins Oblate von ungesäuertem Brot segnete und kaltes Wasser in den Kelch goß. Ein Nationalgeschichtschreiber erkennt mit Ervthen an, daß Keiner seiner Vaterlandsgenossen, nicht einmal der Kaiser selbst, in dieser Fügsamkeit aus Noth aufrichtig gewesen sei. Ihre hastige und unbedingte Unterwerfung wurde durch eine Verheißung künftiger Prüfung beschönigt; aber die beste oder schlimmste ihrer Entschuldigungen war das Geständnitz ihres eigenen Meineides. Wenn sie von den Vorwürfen ihrer redlichen

Landsleute gedrängt wurden, flüsterten sie: „Habt Geduld, bis Gott die Stadt von dem großen Drachen befreit hat, der uns zu verschlingen droht. Dann werdet Ihr sehen, ob wir uns mit den Azymiten wirklich ausgesöh.nt haben." Aber Geduld ist nicht die Eigenschaft des Glaubenseifers,- und die Künste eines Hofes lassen sich der Freiheit und dem Ungestüm des Volksenthusiasmus nicht anpassen. Aus ,dem Sophiendome strömten die Einwohner jedes Geschlechtes und Ranges in Schaaren nach der Zelle des Heiligen Eennadius, um das Orakel der Kirche zu befragen. Der fromme Mann war unsichtbar, wie es scheinen sollte, versunken in tiefes Sinnen oder göttliche Verzückung; aber er hatte an der Thür seiner Zelle eine redende Tafel aufgehangen und sie zogen sich Einer nach dem Anderen zurück, nachdem sie die furchtbaren Worte gelesen hatten.-^O.unglücklicheRömer, warum wollerIhrdis Weisheit verlassen, warum, statt auf Gott zu bauen, Euer Vertrauen in die Italiener setzen? Indem Ihr Euren Glauben verlieret, werdet Ihr Eure Stadt verlieren. Habe Erbarmen mit mir, o Herr! Ich betheure in Deiner Gegenwart, daß ich an dem Verbrechenunschuldig bin. O unglückliche Römer, überleget, haltet ein, bereuet? In dem selben Augenblick, da Ihr auf die Religion Eurer Väter verzichtet und Euch der Gottlosigkeit zuwendet, unterwerfet Ihr Euch fremder Knechtschaft." Nach dem Raths des Gennadius verwarfen die Nonnen, rein wie die Engel und stolz wie die Teufel, die Bereinigung und schworen alle Gemeinschaft mit den gegenwärtigen oder künftigen Genossen der Lateiner ab; und ihrBeispiel wurde von dem größten Theil der Geistlichkeit und des Volkes gebilligt und nachgeahmt. Aus dem Kloster zerstreuten sich die frommen Griechen in die Schänken, tranken auf das Verderben der Sklaven des Papstes, leerten die Gläser zu Ehren des Bildes der Heiligen Jungfrau und flehten sie an, gegen Mahomet die Stadt zu vertheidigen, die sie einst vor Chosroes und dem Chagan gerettet hatte. In der doppelten Trunkenheit des Glaubenseifers und des Weines riefen sie tapfer aus: „Was brauchen wir Vereinigung mit den Lateinern und ihre Hilfe! Fern von uns sei der Gottesdienst der Azymiten!" Während des Winters, welcher der Eroberung durch die Türken voranging, wurde die Nation von diesem epidemischen Wahnsinn zerrüttet, und statt daß die Fastenzeit und Osternühe christliche Liebe und Milde brachten, diente sie jetzt nur zur Befestigung der Hartnäckigkeit und des Einflusses der Glaubenseiferer. Die Beichtiger erforschten und beunruhigten das Gewissen ihrer Beichtkinder und legten Denjenigen, welche das Abendmahl von einem Priester, der ausdrücklich oder stillschwei-

gend in die Vereinigung gewilligt, empfangen hatten, eine schwere Buße auf. Sein Dienst am Altare verbreitete die Ansteckung nn« ter die stummen und einfachen Zeugen der Feier; solche Geistliche verwirkten durch dieses unreine Schauspiel die Kraft des Priester« lichen Charakters; ja, selbst in plötzlicherTödesgefahr war es nicht er» laubt, ihre Gebete oder Lossprechung anzurufen. Kaum war die Heilige Sophienkirche durch das lateinische Meßopfer befleckt werden, so wurde sie von der Geistlichkeit und dem Volke wie eine jüdische Synagoge oder ein heidnischer Tempel verlassen; ein weites, düsteres Schweigen herrschte in diesem ehrwürdigen Dom, der so oft von Weihrauchwolken durchduftet, von unzählbaren Lichtern erleuchtet worden war, so oft von der Stimme des Gebetes und Dankes widergehallt hatte. Die Lateiner waren die hafsenswürdigsten Ketzer und Angläubigen und man hörte den ersten Minister des Staates, den Großadmiral, erklären, daß er in Konstantinopel lieber den Turban Mahomets sehen wolle als die Tiara des Papstes oder den Hut eines Kardinals. Eine für Christen und Patrioten so unwürdige Gesinnung war den Griechen geläufig und verderblich: der Kaiser büßte die Liebe und Anterstützung seiner Anterthanen ein und ihre angeborene Feigheit wurde durch Ergebung in die Beschlüsse Gottes oder durch die träumerische Hoffnung auf eine wunderbare Befreiung geheiligt.

Von dem Dreieck, welches die Gestalt von Konstantinopel bildet, waren die zwei Seiten längs dem Meere dem Feinde unzugänglich, der Propontis durch die Natur, der Hafen durch Kunst, Zwischen den beiden Gewässern war die Grundlinie des Dreieckes oder die Landseite durch eine doppelte Mauer und einen tiefen, hundert Fnß breiten Graben geschützt. Gegen diese Befestigunglinie, welcher Phranza, ein Augenzeuge, die Länge von sechs Meilen giebt, richteten die Osmanen ihren Hauptangriff; und der Kaiser übernahm, nachdem er den Dienst und Befehl der gefährlichsten Posten vertheilt hatte, die Vertheidigung der äußeren Mauer.

In den ersten Tagen der Belagerung stiegen die griechischen Soldaten in den Graben hinunter oder machten Ausfälle auf das Feld: sie gewahrten aber bald, daß im Verhältnis; zu ihrer Anzahl ein Christ mehr Werth sei als zwanzig Türken, und nach diesem kühnen Vorspiele begnügten sie sich klüglich, den Wall mit ihren Geschossen zu behaupten. Diese Klugheit darf keineswegs mitFeigherzigkeit verwechselt werden. Die Nation war allerdings feigherzig und niedrig; aber der letzte Konstantin verdient den Namen eines Helden, feine edle Schaar Freiwilliger war von Römertugend beseelt und die fremden Hilfsvölker bewährten die Ehre des

abendländischen Ritterthumes. Der unaufhörliche Regen von
Speeren und Pfeilen war von dem Rauche, dem Donner, dem
Feuer der Musketen und Geschütze begleitet. Ihre Kleingewehre
schössen mit einem Male fünf, oft sogar zehn Bleikugeln von der
Größe einerWallnuß; und der selbeSchuß durchbohrte manchmal,
je nach der Dichtigkeit der Schaaren oder der Kraft des Schieß-
pulvers, mehrere Brustharnische und Menschen. Aber die An-
näherunglinien der Türken wurden bald zu Gräben vertieft
oder mit Ruinen gedeckt. Jeder Tag mehrte die Geschicklichkeit
der Christen, jeder Tag verminderte aber auch ihren unzureichen-
den Vorrath an Schießpulver. Ihr Geschütz war weder groß, noch
zahlreich, und wenn sie einige schwere Kanonen besaßen, fürch-
teten sie, diese auf den Mauern aufzupflanzen, damit der alte Bau
nicht etwa durch den Donner erschüttert werde und einstürze.
Das selbe verderbliche Geheimniß war aber auch den Muselmän-
nern geoffenbart worden, welche es mit der überlegenen Kraft des
Eifers, Reichthumes und Despotismus benutzten. Die große Ka-
none Mahomets ist insbesondere erwähnt worden, ein wichtiger
und sichtbarer Gegenstand in der Geschichte jener Zeiten: aber
dieser ungeheuren Maschine standen zwei Gesellen von fast gleicher
Größe zur Seite; die lange Reihe der türkischen Artillerie war
nach den Mauern gerichtet, viezehn Batterien donnerten zu glei-
cher Zeit gegen die zugänglichsten Plätze und von einer Batterie
ist zweideutig ausgedrückt, daß sie mit hundertunddreißig Kano-
nen besetzt war oder daß sie hundertunddreißig Kugeln abschoß.
Indessen vermögen wir in der Macht und Thätigkeit des Sultans
die Kindheit der neuen Wissenschaft zu gewähren. Anter einem
Gebieter, der die Augenblicke zählte, konnte die große Kanone an
einem Tage nicht öfter als siebenmal geladen und abgefeuert
werden. Das erhitzte Metall sprang unglücklicher Weise; mehrere
Werkleute wurden getötet und die Geschicklichkeit eines Künstlers
wurde bewundert, welcher Gefahr und Unfall zu verhüten glaubte,
wenn er nach jedem Schutz Oel in die Mündung der Kanone goß.
Die ersten Schüsse aufs Gerathewohl brachten mehr Knall als
Wirkung hervor; und es war der Rath eines Christen, welcher die
Kanoniere belehrte, gegen die zwei entgegengesetzten Seiten der
vorspringenden Winkel eines Bollwerkes zu zielen. Wie unvoll-
kommen das Feuer auch war, machte doch das Gewicht und die
Wiederholung einigen Eindruck auf die Mauern, und nachdem
die Türken ihre Annäherunglinie bis an den Graben vorgescho-
ben hatten, suchten sie den ungeheuren Spalt auszufüllen, um
einen Weg zum Sturm zu bahnen. Unzählige Faschinen, Fässer

und Baumstämme wurden aufeinandergehäuft; und so groß war der Angestüm des Gedränges, daß die Vordersten und Schwächsten kopfüber in den Abgrund gestürzt und augenblicklich unter der aufgehäuften Masse begraben wurden. Den Graben auszufüllen, war die Rettung der Belagerer, den Schutt wegzuräumen, die Rettung der Belagerten; und nach einem langen und blutigen Kampfe wurde das Gewebe, das am Tage gewoben worden, in der Nacht immer wieder aufgefaset. Zunächst nahm Mahomet zu:- Anlegung von Minen seine Zuflucht; aber der Boden war felsig, bei jedem Versuche wurde er von den christlichen Gegenarbeitern gehemmt und unterminirt; und die Kunst, diese unterirdischen Gänge mit Schießpulver zu füllen und ganze Thürme und Städte in die Luft zu sprengen, war noch nicht erfunden. Ein Ilmstand, welcher die Belagerung von Konstantinopel auszeichnet, ist die Vereinigung der alten mit der neuen Artillerie. Neben den Kanonen gab es mechanische Maschinen, um Steine und Spieße zu schleudern; Kugeln und Sturmwidder wurden gegen die selben Mauern gerichtet und die Erfindung des Schießpulvers hatte den Gebrauch des flüssigen und unauslöschlichen Feuers nicht eingestellt. Ein hölzerner Thurm von außerordentlicher Höhe wurde auf Walzen vorwärts gerollt; dieses bewegliche Vorrathshaus von Schießbedarf und Faschinen wurde von einer dreifachen Bedeckung von Ochsenhäuten geschützt; aus den Schießscharten wurde mit voller Sicherheit ein unauslöschliches Feuer unterhalten und an der Vorderseite waren drei Thüren zu abwechselndem Ausfall und Rückzug der Soldaten und Arbeiter angebracht. Sie stiegen auf einer Treppe bis zur obersten Plattform; und bis zur Ebene dieser Plattform konnte mit der Hilfe von Flaschenzügen eine Sturmleiter erhoben werden, um eine Brücke zu bilden und den feindlichen Wall zu entern. Durch diese verschiedenen Plagekünste, von denen einige eben so neu wie für die Griechen verderblich waren, wurde der Thurm des Heiligen Romanus endlich gestürzt; nach einem harten Kampfe wurden die Türken von der Bresche vertrieben und durch die Nacht gehemmt; sie rechneten aber zuversichtlich, mit Anbruch des Tages den Kampf mit frischer Kraft und entscheidendem Erfolge zu erneuern. Jeder Angenblick dieser Pause des Gefechtes, dieses Zwischenraumes der Hoffnung wurde von der Thätigkeit des Kaisers und Iustinianis benutzt, welche sich in der Nacht an Ort und Stelle begaben und die Arbeiten betrieben, von denen die Rettung der Kirche und des Staates abhing. Mit graueudem Morgen gewahrte der ungeduldige Sultan mit Erstaunen und Schmerz, daß sein hölzerner

Thurm ein Aschenhaufe sei; der Graben war geräumt und hergestellt, der Thurm des Heiligen Romanus wieder stark und ganz. Er beklagte das Mißlingen seines Planes und rief in gereizter Stimmung aus, daß ihn das Wort der siebenunddreißigtausend Propheten nicht zu glauben vermocht hätte, solches Werk könne in einer so kurzen Zeit von den Ungläubigen vollbracht werden.
Die Großmuth der christlichen Fürsten war kalt und langsam; aber Konstantin Halle in der ersten Besorgniß einer Belagerung auf den Inseln des Archipelagus, auf Morea und Sizilien die unerläßlichste Zufuhr vorbereitet. Schon im Anfang des April würden fünf große, zu Handel und Krieg gerüstete Schiffe aus dem Hafen von Chios ausgelaufen sein, wenn der Wind nicht hartnäckig aus dem Norden geweht hätte. Eins dieser Schiffe führte die kaiserliche Flagge, die übrigen vier gehörten den Genuesen; sie waren mit Weizen, Gerste, Wein, Oel, Gemüse und vor Allem mit Soldaten und Matrosen zum Dienste der Hauptstadt befrachtet. Nach langer Zögerung erhob sich eine sanfte Luft, endlich ein starker Wind aus dem Süden und trieb sie durch den Hellespont und Propontis; aber die Stadt war bereits zu Lande und zu Wasser eingeschlossen und die türkische Flotte dehnte sich von der Einfahrt des Bosporus in Form eines Halbmondes von Ufer zu Ufer, um diese kühnen Bundesgenossen aufzufangen oder wenigstens zurückzutreiben. Der Leser, dessen Seele das geographische Gemälde von Konstantinopel gegenwärtig ist, wird die Größe des Schauspieles fassen und bewundern. Die fünf christlichen Schiffe fuhren unter freudigem Geschrei und mit dem vollen Drucke der Segel und Ruder gegen eine feindliche Flotte von dreihundert Schiffen heran; der Wall, das Lager, die Küsten von Europa und Asien waren mit unzähligen Zuschauern besetzt, welche ängstlich den Erfolg dieser wichtigen Hilfe abwarteten. Beim ersten Anblick konnte dieser Erfolg nicht- zweifelhaft scheinen, die Überlegenheit der Muselmänner war außer allem Maße und Verhältnisse und bei einer Windstille würde ihre Anzahl und Tapferkeit ohne allen Zweifel den Sieg davongetragen haben. Aber ihre übereilte und unvollkommene Seemacht war nicht durch den Genius des Volkes, sondern durch den Willen des Sultans geschaffen worden i auf dem Gipfel ihres Glückes haben die Türken anerkannt, daß Gott, wenn er ihnen das Land gegeben, den Ungläubigen das Meer gelassen habe, und sine Reihe von Niederlagen und die schnellen Fortschritte des Verfalles haben die Wahrheit ihres bescheidenen Geständnisses bestätigt. Mit Ausnahme von achtzehn einigermaßen bedeutenden Galeeren bestand der Ueber-

rest ihre.' Flotte aus offenen, roh gebauten und ungeschickt geführten, mit Truppen vollgepfropften Booten ohne Kanonen; und da der Muth zu einem großen Theil seinen Grund in dem Bewußtsein der Stärke hat, mochten die Tapfersten der Ianitscharen auf einem neuen Elemente zittern. Die fünf starken und hohen Schiffe des christlichen Geschwaders wurden von geschickten Lotsen gesteuert und waren mit den Veteranen von Griechenland und Italien bemannt, die eine lange Erfahrung in den Künsten und Gefahren der See hatten. Ihre Wucht wurde so gerichtet, daß sie die schwachen Hindernisse, welche ihrer Fahrt entgegenstanden, versenkten oder zerstreuten; ihre Artillerie säuberte die Gewässer: ihr flüssiges Feuer wurde auf die Häupter ihrer Feinde gegossen, welche, um zu entern, gewagt hatten, sich ihnen zu nähern, und Winde und Wellen sind stets auf Seite der geschicktesten Seefahrer. In diesem Kampfe wurde das kaiserliche Schiff, das fast überwältigt war, von den Genuesen befreit und der Türke im fernen? wie im näheren Angriffe zweimal mit beträchtlichem Verlust zurückgeschlagen. Mahomet selbst saß am Gestade zu Pferde, um seine Mannschaft durch seine Stimme und Gegenwart, durch Verheißung von Belohnungen und durch Schrecken, mächtiger als die Furcht vor dem Feinde, zu befeuern. Die Leidenschaften seiner Seele, ja, selbst die Geberden seines Körpers schienen die Handlungen der Kämpfenden nachzuahmen; und er spornte, gleich als wäre er der Herr der Natur, sein Pferd mit furchtlosem und ohnmächtigem Grimm in das Meer. Seine lauten Vorwürfe und das Geschrei des Lagers nöthigten die Osmanen zu einem dritten Angriff, der noch verderblicher und blutiger war als die beiden früheren; und ich muß das Zeugniß des Phranza, welcher aus ihren eigenen Aussagen bekräftigt, daß sie i,n dem Ge netzel dieses TageZ zwölftausend Mann verloren, wiederholen, obschon ich es nicht glauben kann. Sie flohen in Anordnung nach den Gestaden von Europa und Asien, während das christliche Geschwader triumphirend und unverletzt durch den Bosporus steuerte und innerhalb der Kette des Hafens sicher vor Anker ging. In der Zuversicht des Sieges rühmten sie, daß die ganze türkische Flotte ihren Waffen habe weichen müssen; aber der Admiral oder Kapudan Pascha fand einigen Trost für eine schmerzliche Wunde in seinem Auge, indem er diesen Unfall als die Ursache seiner Niederlage darstellte, Baltha Ogli war ein Renegat aus bulgarischem Fürstenstamm, sein militärischer Ruf war mit dem verhaßten Laster des Geizes befleckt und unter dem Despotismus des Fürsten oder Volkes ist Unglück ein hinreichender Beweis der Schuld. Sein Rang und

seine Dienste wurden durch das Mißsallen Mahomets vernichtet.
In Gegenwart des Sultans wurde der Kapudan Pascha von vier
Sklaven aus den Boden ausgestreckt und erhielt hundert Streiche
mit einem goldenen Stabe; sein Tod war ausgesprochen worden
und er betete die Milde des Herrschers an, der sich mit der gelin»
deren Strafe der Vermögenseinziehung und Verbannung be-
gnügte. Das Eintreffen dieser Hilfe belebte die Hoffnung der
Griechen wieder und klagte die Unthätigkeit ihrer abendländischen
Bundesgenossen an. In den Wüsten von Anatolien und zwischen
den Felsen von Palästina hatten sich Millionen Kreuzfahrer in
ein freiwilliges und unvermeidliches Grab gestürzt; die Lage der
kaiserlichen Stadt dagegen war stark gegen ihre Feinde, zugänglich
für ihre Freunde und eine vernünftige und mäßige Armada der
Seestaaten würde die Neberreste des römischen Namens gerettet
und eine christliche Festung im Herzen des osmanischen Reiches
bewahrt haben. Dennoch war Dies der einzige und schwache Ver-
such zur Befreiung von Konstautinopel; die ferneren Mächte blie-
ben gegen dessen Gefahr unempfindlich und der Gesandte von
Ungarn oder wenigstens des Hunyaoyi besand sich im türkischen
Lager, um die Besorgnisse des Sultans zu zerstreuen und seine Un-
ternehmungen zu leiten.
Es war für die Griechen schwer, die Geheimnisse des Diwans
zu durchdringen; dennoch sind sie überzeugt, daß ein so hartnäcki-
ger und überraschender Widerstand die Beharrlichkeit Maho-
mets ermüdet habe. Er begann, an den Rückzug zu denken, und
die Belagerung würde schleunig ausgehoben worden sein, wenn
der Ehrgeiz und die Eisersucht des zweiten Wesirs sich nicht dem
treulosen Rath? Kalil Paschas, welcher fortwährend ein geheimes
Einverständnis; mit dem byzantinischen Hofe unterhielt, widersetzt
hätte. Die Bezwingung der Stadt erschien hoffnunglos, wenn
nicht ein doppelter Angriff eben so wohl vom Hafen als vom Lande
gemacht werdeil konnte; aber der Hafen war unzugänglich; eine
undurchdringliche Kette wurde nun von acht großen Schiffen, mehr
als zwanzig von kleinerem Umfang und mehreren Galeeren und
Schaluppen vertheidigt, und statt diese Schranken zu durchbrechen,
mußten die Türken vielmehr einen Ausfall aus dem Hafen und
eine zweite Schlacht auf dem offenen Meer fürchten. In diesem
Verlegenheit faßte und führte der Genius Mahomets einen Plan
. von kühnem und wunderbarem Gepräge aus, nämlich: seine leich-
teren Schisse und Kriegsvorräthe zu Lande aus dem Bosporus
nach dem oberen Zheile des Hafens zu schiffen. Die Entfernung
betrögt ungefähr zehn Meilen, der Boden ist uneben und war

mit Dickicht bewachsen, und da die Straße hinter der Vorstadt Go>
lata gebahnt werden mußte, hing ihr freier Vorbeizug oder gänz-
liche Vernichtung von der Wahl der Genuesen ab. Aber diese
selbstsüchtigen Kaufleute geizten nach der Gunst, zuletzt verschlun-
gen zu werden, und der Mangel an Kunst wurde durch die Stärke
gehorchender Myriaden ersetzt. Ein ebener Weg wurde mit einer
breiten Plattform von starken und festen Planken bedeckt, welche
man, uni sie schlüpfriger und glatter zu machen, mit dem Fette von
Schafen und Rindern bestrich. Achtzig leichte Galeeren und Bri-
gantinen von fünfzig und dreißig Rudern wurden auf das Ge-
stade des Bosporus gelegt, nach einander auf Walzen gehoben
und durch Menschenkraft und Flaschenzüge vorwärts gezogen.
Zwei Führer oder Lotsen waren am Steuerruder und Vordertheile
jedes Schisfes aufgestellt, die Segel wurden dem Winde entfaltet
und die Arbeit durch Gesang und Zuruf ermuntert. Im Laufe
einer einzigen Nacht stieg diese türkische Flotte mühsam den Hügel
hinan, steuerte über die Ebene und wurde von dem AbHange in
die seichten Gewässer des Hafens, wo die tiefer gehenden Schiffe
der Griechen sie nicht belästigen konnten, hinuntergelassen. Die
wirkliche Wichtigkeit dieses Unternehmens wurde durch die Be-
stürzung und die Zuversicht, welche es einflößte, vergrößert; aber
die offenkundige, unbezweifelbare Thatsache lag vor Augen und
ist von den Schriftstellern der beiden Nationen aufgezeichnet. Eine
ähnliche Kriegslist ist von den Alten wiederholt ausgeführt worden,
die osmanischen Galeeren (ich muß es wiederholen) können nur
als große Boote betrachtet werden, und wenn wir die Größe und
die Entfernung, die Hindernisse und die Mittel vergleichen, ist
das gerühmte Wunder vielleicht von der Thatkraft unserer eigenen
Zeiten übertroffen worden. Sobald Mahomet den oberen Hafen
mit einer Flotte und einem Heer besetzt hatte, baute er in dem
engsten Theil ejne Brücke oder vielmehr einen Damm, fünfzig
Ellen breit und hundert lang; es wurden Tonnen und Fässer zum
Grunde gelegt, dannmitSparren vereinigt, mit Eisen verkettet und
mit einer festen Oberlage bedeckt. Auf dieser schwimmenden Batte-
rie fuhr er eine seiner größten Kanonen auf, während die achtzig
Galeeren mit Truppen und Sturmleitern sich der zugänglichsten
Seile näherten, jener, die vordem von den lateinischen Eroberern
erstürmt worden war. Man hat die Trägheit der Christen ange-
klagt, weil sie die unvollendeten Werke nicht zerstört haben; aber
ihr Feuer wurde durch ein überlegeneres Feuer beherrscht und zum
Schweigen gebracht, auch ließen sie es nicht au einem nächtlichen
Versuch fehlen, sowohl die Schiffe als die Brücke des Sultans zu

verbrennen. Seine Wachsamkeit verhinderte ihre Annäherung; ihre vordersten Galeoten wurden in den Grnnd gebohrt oder genommen, vierzig Jünglinge, Italiens und Griechenlands Tapferste, gefangen und auf seinen Befehl unmenschlich niedergemetzelt; und die gerechte, obschon grausame Vergeltung, auf dem Wall die Häupter von zweihundertsechzig muselmännischen Gefangenen auszustellen, konnte den Schmerz des Kaisers nicht lindern.. Nach vierzigtägiger Belagerung war das Schicksal von Konstantinopel nicht mehr abzuwenden. Die verminderte Besatzung war durch einen doppelten Angriff erschöpft,- die Festungwerke, welche Jahrhunderte lang jeder feindlichen Gewalt widerstanden hatten, wurden auf allen Seiten von dem osmanischen Geschütz zerschossen; mehrere Breschen waren geöffnet und in der Nähe des Romanusthores wurden vier Thürme dem Erdboden gleichgemacht. Am seine schwachen und meuterischen Truppen zu bezahlen, sah sich Konstantin gezwungen, die Kirchen (mit dem Versprechen vierfacher Wiedererstattung) zu berauben, und sein Frevel gab den Feinden der Vereinigung neuen Grund zu Vorwürfen.
Ein Geist der Zwietracht schwächte den Aeberrest der christlichen Streitkräfte; die genuesischen und venetianischen Truppen nahmen den Vorrang in Anspruch und Iustiniani und der Groszadmiral, dessen Ehrgeiz durch die gemeinsame Gefahr nicht gelöscht worden war, klagten einander des Verrathes und der Feigheit an.
Während der Belagerung von Konstantinopel waren die Worte Friede und Nebergabe zuweilen ausgesprochen und mehrere Gesandte zwischen dem Lager und der Stadt gewechselt worden. Der griechische Kaiser war durch Unglück gedemüthigt und würde auf jede mit der Religion und der kaiserlichen Würde nur einigermaßen verträgliche Bedingung eingegangen sein. Der türkische Sultan wünschte, das Blut seiner Krieger zu schonen, sehnte sich noch mehr, die byzantinischen Schätze zu. seinem eigenen Gebrauch zu sichern, und erfüllte eine heilige Pflicht, indem er den Gaburen die Wahl zwischen Beschneidung, Tribut oder Tod anbot. Die Habsucht Mahomets möchte mit einer jährlichen Summe von hunderttausend Dukaten zufrieden gestellt worden sein, aber sein Ehrgeiz gierte nach der Hauptstadt des Ostens; dem Fürsten bot er reichen Ersatz, dem Volk freie Duldung oder sicheren Abzug: allein nach einigen fruchtlosen Unterhandlungen erklärte er seinen Entschluß, in den Mauern von Konstantinopel entweder einen Thron oder ein Grab zu finden. Ehrgefühl und Furcht vor allgemeinem Tadel wehrten dem Palaeologus, die Stadt den Osmanen zu übergeben, und er beschloß, die äußersten Drangsale des Krieges

auszuhalten. Mehrere Tage wurden von dem Sultan zu den Vorbereitungen zum Sturm verwendet und eine Frist durch seine Lieblingwissenschaft, die Astrologie, gewährt, welche die glückliche und verhüngnißvolle Stunde auf den neunundzwanzigsten Mai festgesetzt hatte. Am Abend des siebenundzwanzigsten ertheilte er seine letzten Befehle, versammelte die Häupter des Heeres um seine Person und sandte seine Herolde durch das Lager, um die Pflicht und die Beweggründe des gefahrvollen Unternehmens zu verkünden. Furcht ist das erste Prinzip einer despotischen Regirnng; und seine Drohungen waren im orientalischen Stil ausgedrückt: die Flüchtlinge und Ausreißer würden, und wenn sie die Schwingen eines Vogels besäßen, seiner unerbittlichen Gerechtigkeit nicht entrinnen! Der größte Theil seinerPaschasundIanitscharen war zwar Nachkommenschaft christlicher Eltern, aber der Ruhm des türkischen Namens durch ununterbrochene Adoption verewigt worden und bei dem allmählichen Wechsel der Individuen wird der Geist einer Legion, eines Regimentes oder einer Oda durch Nachahmung und Zucht aufrecht erhalten. Die Muselmänner wurden ermahnt, ihre Seele durch Gebet, ihren Leib durch sieben Abwaschungen zu dem heiligen Kampf vorzubereiten und sich bis zum Schluß des folgenden Tages der Nahrung zu enthalten. Eine Schaar von Derwischen besuchte die Gezelte, um den Wunsch nach dem Märtyrerthume und die Zuversicht einzuflößen, unter den Strömen und Gärten des Paradieses in den Umarmungen der schwarzäugigen Jungfrauen eine ewige Jugend zu verbringen, Mahomet verließ sich aber hauptsächlich auf die Wirksamkeit zeitlicher und sichtbarer Belohnungen. Doppelter Sold wurde den siegreichen Truppen versprochen; „die Stadt und d.ie Gebäude," verkündete Mahomet, „sind mein; aber ich überlasse Eurer Tapferkeit die Gefangenen und die Beute, die Schätze an Gold und Schönheit: werdet reich und glücklich! Viele sind der Provinzen meines Reiches; der unerschrockene Krieger, der zuerst die Mauern von Konstantinopel ersteigt, soll mit der Statthalterschaft der schönsten und reichsten belohnt werden und meine Dankbarkeit wird feine Ehren und Glücksgüter über das Maß seiner eigenen Hoffnungen erhöhen." Diese vielfältigen und mächtigen Beweggründe verbreiteten unter den Türken einen allgemeinen Feuereifer voll Todesverachtung und Kampfesgier; das Lager widerhallte von dem Ruf der Muselmänner: „Gott ist Gott, es giebt nur einen Gott und Mohammed ist der Apostel Gottes!" Und Meer und Land von Galata bis zu den sieben Thürmen wurden von dem Glänze ihrer nächtlichen Feuer erleuchtet.

Weit verschieden war die Lage der Christen, die mit lauten
und ohnmächtigen Klagen die Schuld oder die Strafe ihrer Sün-
den betrauerten. Das himmlischeBild derHeiligenIungfrau wurde
in einer feierlichen Prozession umhergetragen, aber ihre göttliche
Beschützerin lwar taub gegen ihr Flechen; sie klagten die Hartnäckig-
keit des Kaisers an, mit der er eine zeitige Nebergabe verweigert
habe, empfanden die Schrecknisse ihres Schicksals voraus und
seufzten nach der Ruhe und Sicherheit der türkischen Knechtschaft.
Die Edelsten der Griechen und die Tapfersten der Bundesgenossen
wurden in den Palast beschieden, um sich am Abend des Achtund-
zwanzigsten !auf die Pflichten und Gefahren des allgemeinen Stur-
mes vorzubereiten. Die letzten Worte des Palaeologus waren die
Leichenrede des römischen Reiches; er bat, beschwor und suchte ver-
gebens die Hoffnung einzuflößen, die in seiner eigenen Brust er-
loschen war. In dieser Welt war Alles trostlos und düster und
weder das Evangelium noch die Kirche hat den Helden, die im
Dienst ihres Vaterlandes fallen, eine leuchtende Belohnung ver-
sprochen. Aber das Beispiel ihres Fürsten und die Einengung
einer Belagerung hatten diese Krieger mit dem Muthe der Ver-
zweiflung bewaffnet und die ergreifende Szene wird von dem Ge-
schichtschreiber Phranza, der selbst bei der trauernden Versamm-
lung anwesend war, mit dem Gefühl eines Patrioten beschrieben.
Sie weinten, umarmten sich und weihten, unbekümmert um ihre
Familie und Glücksgüter, ihr Leben; jeder Befehlshaber verfügte
sich nach seinem Posten und hielt die Nacht über emsige und sor-
genvolle Wache auf dem Wall. Der Kaiser und einige treue Ge-
fährten begaben sich in den St. Sophiendom, der in wenigen
Stunden in eine Moschee verwandelt werden sollte, und empfin-
gen andachtvoll, unter Thränen und Gebeten, das Heilige Sakra-
ment des Abendmahles. Er ruhte kurze Zeit im Palast, der von
Geschrei und Wehklagen widerhallte, aus, bat Alle um Verzeih-
ung, die er etwa beleidigt haben möchte, und stieg zu Pferde, um
die Wachposten zu besuchen und die Bewegungen des Feindes zu
erforschen. Die Bedrängniß und der Sturz des letzten Konstantin
sind ruhmvoller als das lange Glück der byzantinischen Kaiser.
In der Verwirrung der Dunkelheit kann der Angreifende zu-
weilen siegen,- aber bei diesem großen und allgemeinen Angriff
ließ sich Mahomet durch seine militärische Einsicht und astrolo-
gische Kunde bestimmen, den Morgen des denkwürdigen neunund-
zwanzigsten Mai des vierzehnhundertdreiundfünfzigsten Jahres
der christlichen Zeitrechnung abzuwarten. Die vorhergehendeNachj
war kräftig benutzt worden; die Truppen, Kanonen und Faschinen
waren bis an den Rand des Grabens gerückt, der an vielen Stel-

len eine ebene und glatte Fläche bis zur Bresche darbot, und seine achtzig Galeeren berührten mit ihren Schnäbeln und Sturmleitern fast die minder vertheidigungfähigen Mauern des Hafens. Unter Todesstrafe war Stillschweigen befohlen; aber die physischen Gesetze der Bewegung und des Schalles gehorchen der Disziplin oder Furcht nicht; jeder Einzelne mochte seine Stimme unterdrücken und seine Tritte mäßigen; aber der Marsch und die Arbeit von Tausenden mußten unvermeidlich eine seltsame Verwirrung mißstimmiger Töne erzeugen, welche die Ohren der Wächter auf den Thürmen erreichten. Mit Tagesanbruch griffen die Türken ohne das gewöhnliche Signal des Morgenschusses die Stadt von der Land- und Wasserseite an; und man verglich die Dichtigkeit und Nnunterbrochenheit ihrer Angriffslinie einem verschlungenen oder zusammengedrehten Knäuel. Die vordersten Reihen bestanden aus dem Auswurf des Heeres, einer freiwilligen Schaar, welche ohne Ordnung und Kommando kämpfte, aus-schwachen Greisen und Kindern, Bauern und Landstreichern, welche Alle in der blinden Hoffnung auf Beute oder Märtyrerthum dem Lager zugeströmt waren. Der allgemeine Antrieb drängte sie gegen die Mauern; die Verwegensten im tzinanklettern wurden augenblicklich wieder hinunterstürzt und kein Pfeil, keine Kugel der Christen ohne Wirkung gegen die dichten Schaaren verschwendet. Aber ihre Kraft und ihr Schießbedarf wurden durch diese mühsame Vertheidigungerschöpft und der Grabenlmit den Leichen der Erschlagenen gefüllt, welche die Fußtapfen ihrer Gefährten trugen, so daß der Tod dieser geopferten Vorhut nützlicher war als- ihr Leben. Die Truppen von Anatolien und Romainen wurden unter ihren vorgesetzten Paschas und Sandschaken zum Angriff geführt; ihr Erfolg war wechselnd und zweifelhaft, aber nach zweistündigem Kampf behaupteten und benutzten die Griechen ihren Vortheil und man hörte die Stimme des Kaisers seine Soldaten ermuthigen, durch eine letzte Anstrengung die Befreiung ihres Vaterlandes zu vollenden. In diesem verhängnißvollen Augenblick erhoben sich die Ianitscharen, frisch, kräftig, unbesiegbar. Der Sultan selbst, zu Pferde und einen eisernen Streitkolben in der Hand, war Zeuge und Richter ihrer Tapferkeit; zehntaufend seiner Haustruppen, die er für entscheidende Gelegenheiten vorbehielt, umgaben ihn und sein Auge und seine Stimme leitete und trieb den Strom der Schlacht. Seine zahlreichen Diener der Gerechtigkeit waren hinter der Linie aufgestellt, um zu befeuern, zu zügeln, zu bestrafen, und wenn die Gefahr vorn dräute, erwartete im Rücken die Flüchtlinge Schmach und unvermeidlicher Tod. Das Geschrei der Furcht

und des Schmerzes wurde von der kriegerischen Musik der Trommein, Trompeten und Becken übertäubt; und die Erfahrung hat bewiesen, daß die mechanische Wirkung der Töne, indem sie den ?!mlauf des Blutes und der Lebensgeister beschleunigt, auf diemenschliche Maschine kräftiger wirkt als die Beredsamkeit der Vernunft und Ehre. Von den Linien, den Galeeren und der Brücke donnerte die osmanische Artillerie von allen Seiten und das Lager und die Stadt, die Griechen und die Türken waren in eine Rauchwolke eingehüllt, welche nur durch die endliche Befreiung oder Vernichtung des römischen Reiches zerstreut werden konnte. Die Zweikämpfe der Helden der Geschichte oder Fabel unterhalten unsere Phantasie und regen unser Gefühl an; die geschickten Bewegungen des Krieges können unseren Geist unterrichten und eine nothwendige, wenn auch verderbliche Wissenschaft vervollkommnen. Aber in den gleichförmigen und häßlichen Schilderungen eines allgemeinen Sturmes ist Alles Blut, Gräuel und Verwirrung; und ich werde mich nicht bestreben, in einer Entfernung von drei Jahrhunderten und tausend Meilen ein Schauspiel zu schildern, das keine Zuschauer haben konnte und dessen Theilnehmer selbst nicht im Stande waren, sich eine richtige Vorstellung davon zu bilden. Der unmittelbare Verlust von Konstantinopel kann der Kugel oder dem Pfeile zugeschrieben werden, welcher den Panzerhandschuh Johann Iustinianis durchbohrte. Der Anblick seines Blutes und der außerordentliche Schmerz brachen den Muth des Anführers, dessen Waffen und Matzregeln das festeste Bollwerk der Stadt waren. Als er sich von seinem Posten entfernte, um einen Wundarzt zu suchen, bemerkte der unermüdliche Kaiser seine Flucht und hielt ihn an. „Deine Wunde ist leicht," rief Palaeologus, „die Gefahr dringend, Deine Gegenwart nothwendig; und wohin willst Du fliehen?" „Auf dem selben Wege," erwiderte der zitternde Genuese, „welchen Gott den Türken geöffnet hat"; und mit diesen Worten entfernte er sich eilig durch eine der Breschen der inneren Mauer. Durch diese feige Handlung befleckte er die Ehre eines kriegerischen Lebens und die wenigen Tage, die er noch zu Galata oder auf der Insel Chios lebte, wurden durch seine eigenen und die öffentlichen Vorwürfe verbittert. Der größte Theil der lateinischen tzilfstruppen ahmte sein Beispiel nach und die Vertheidigung erschlaffte in einem Augenblick, wo der Angriff mit verdoppelter Kraft betrieben wurde. Die Zahl der Osmanen war jener der Christen fünfzig-, vielleicht hundertmal überlegen, die doppelten Mauern waren durch die Kanonen in einen Trümmerhaufen verwandelt worden; in einem Umkreise von mehreren Meilen mußten

einige Plätze gefunden werden, welche leichter zugänglich oder schwächer bewacht waren, und wenn die Belagerer auf einem einzigen Punkt eindringen konnten, war die ganze Stadt unwiederbringlich verloren. Der Erste, welcher, die Belohnung des Sultans verdiente, war der Ianitschar Hassan, von riesenhafter Größe und Stärke. Mit dem Säbel in der einen, dem Schild in der anderen Hand erstieg er die äußere Befestigung; aber von den dreißig Ianitscharen, welche mit seiner Tapferkeit wetteiferten, kamen achtzehn bei dem kühnen Unternehmen um. Hassan und seine zwölf Gefährten hatten den Gipfel erreicht; der Riese ward vom Wall hinabgestürzt, er hob sich auf ein Knie empör, wurde jedoch abermals durch einen Regen von Pfeilen und Steinen gestürzt. Aber seine Kühnheit hatte bewiesen, daß die That möglich war; Mauern und Thürme bedeckten sich augenblicklich mit einem Schwärm Türken und die Griechen, nun von ihrem vortheilhaften Posten Vertrieben, wurden durch die immer zunehmenden Schaaren überwältigt. Unter diesen Schaaren sah man den Kaiser, welcher alle Pflichten eines Feldherrn und Soldaten erfüllte, lange und verlor ihn endlich aus den Augen. Die Edlen, die um seine Person kämpften, bewährten bis zu ihrem letzten Athemzng die ehrenvollen Namen Palaeologus und Kantakuzenus; man hörte ihn traurig ausrufen: „Ist kein Christ da, der mir das Haupt abschlüge?" Und seine letzte Besorgniß war, lebendig in die Hände der Ungläubigen zu fallen. Mit kluger Verzweiflung warf Konstantin den Purpur von sich; er fiel in dem Tumult von unbekannter Hand und seine Leiche wurde unter einem Berge von Erschlagenen begraben. Nach seinem Tode hörte Widerstand und Ordnung auf; die Griechen flohen nach der Stadt und Viele wurden in dem engen Weg des St. Romanusthores erdrückt und erstickt. Die siegreichen Türken stürmten durch die Bresche der inneren Mauer; als sie aber in den Straßen vordrangen, stießen bald ihre Brüder zu ihnen, die das Fanarthor auf der Hafenseite eingenommen hatten. In der ersten Hitze der Verfolgung wurden gegen zweitausend Christen niedergemacht; aber Habsucht bewältigte bald die Grausamkeit und die Sieger gestanden ein, daß sie sogleich würden Gnade haben walten lassen, wenn nicht die Tapferkeit des Kaisers und seiner auserlesenen Schaaren sie auf einen ähnlichen Widerstand in jedem Theil der Hauptstadt vorbereitet hätte. So geschah es, daß nach einer Belagerung von dreiundfünfzig Tagen Konstantinopel, welches der Macht des Chosroes, des Chagans und der Khalifen getrotzt hatte, von den Waffen Mahomets des Zweiten unwiederbringlich unterjocht wurde. Nur das Reich war

von den Lateinern gestürzt worden; von den muselmännischen Eroberern wurde auch die Religion in den Staub getreten.
Die Botschaft des Unglücks fliegt auf schnellem Fittiche; so groß war jedoch der Umfang von Konstantinopel, daß die ferneren Viertel einige Augenblicke länger in der glücklichen Unwissenheit ihres Verderbens verharren konnten. Aber in der allgemeinen Bestürzung, in der Spannung selbstischer oder patriotischer Gefühle, im Lärmen oder Gedonner des Sturmes mußten schlaflos die Nacht und der Morgen vergangen sein und ich kann nicht glauben, daß mehrere griechische Damen von den Ianitscharen aus einem gesunden und ruhigen Schlummer geweckt wurden. Nach der Gewißheit des öffentlichen Unglückes wurden die Häuser und Klöster augenblicklich verlassen und die bebenden Einwohner drängten sich auf die Straßen wie eine Heerde schüchterner Thiers zusammen, gleich als ob gehäufte Schwäche Stärke erzeugen könne, oder in der eitlen Hoffnung, daß jeder Einzelne unter der Menge sicher und unsichtbar sein würde. Aus jedem Theil der Hauptstadt strömten sie in die St. Sophienkirche: im Zeitraum einer Stunde waren tzeiligthümer, Chor, Schiff, die oberen und die unteren Galerien mit einer Menge von Vätern und Gatten, Weibern und Kindern, Priestern, Mönchen und Nonnen gefüllt; die Thore wurden von innen verrammelt und Alle suchten Schutz in dem heiligen Dom, den sie noch vor so kurzer Zeit als ein ungöttliches und entweihtes Gebäude verabscheut hatten. Ihre Zuversicht stützte sich auf die Prophezeiung eines Schwärmers oder Betrügers, daß eines Tages die Türken in Konstantinopel eindringen und die Römer bis zur Konstantinssäule auf dem Platz vor der St. Sophienkirche verfolgen würden; daß aber Dies das Ende ihrer Drangsale sein, ein Engel mit einem Schwert in der Hand vom Himmel niederschweben und das Reich sammt der himmlischen Waffe einem armen Mann, der am Fuß der Säule säße, geben würde. „Nimm dieses Schwert," werde er sagen, „und räche das Volk des Herrn." Bei diesen belebenden Worten würden die Türken augenblicklich fliehen und die siegreichen Römer sie aus dem Westen, aus ganz Anatolien und bis an die Grenzen von Persien treiben. Bei dieser Veranlassung ist es, daß Dukas, etwas phantastisch, aber mit vieler Wahrheit, die Zwietracht und Hartnäckigkeit der Griechen schilt. „Wenn der Engel erschienen wäre," ruft der Geschichtschreiber aus, „wenn er sich erboten hätte, Eure Feinde zu vernichten, im Fall Ihr in eine Vereinigung der Kirchen willigtet, selbst dann, in diesem verhängnißvollen Augenblick, würdet Ihr Eure Sicherheit verworfen oder Euren Gott betrogen haben."

Während sie das Niederschweben des säumigen Engels erwarteten, wurden die Thore mit Aexten zertrümmert, und da die Türken auf keinen Widerstand stießen, waren ihre unblutigen Hände damit beschäftigt, die Menge ihrer Gefangenen auszusuchen und zu sichern. Jugend, Schönheit und der Schein des Reichthumes bestimmten ihre Wahl; und das Recht des Eigenthumes wurde unter ihnen selbst durch frühere Besitzergreifung, persönliche Stärke und die Obmacht des Befehles entschieden. Binnen einer Stunde waren die männlichen Gefangenen mit Stricken, die weiblichen mit ihren Schleiern und Gürteln gebunden. Die Senatoren wurden mit ihren Sklaven, die Prälaten mit den Thürstehern der Kirche, junge Männer aus dem gemeinen Volk mit edlen Jungfrauen, deren Antlitz der Sonne und ihren nächsten Verwandten unsichtbar geblieben war, zusammengekettet. In dieser allgemeinen Gefangenschaft wurden alle Stände der Gesellschaft vermengt, wurden die Bande der Natur zerrissen; und der unerbittliche Soldat kehrte sich weder an das Stöhnen des Baters noch an die Thränen der Mutter noch an das Geschrei der Kinder. Die Lautesten in ihrem Wehruf waren die Nonnen, welche mit nacktem Busen, ausgestreckten Händen und aufgelöstem Haar vom Altar gerissen wurden, und aus Frömmigkeit möchten wir glauben, daß wenige versucht werden konnten, die Wachen des Harems denen des Klosters vorzuziehen. Vdn diesen unglücklichen Griechen, diesen Hausthieren, wurden ganze Koppeln roh durch die Straßen getrieben, und da die Sieger von Begierde brannten, nach mehr Beute zurückzukehren, wurde ihr zitternder Schritt durch Drohungen und Schläge beschleunigt. In der selben Morgenstunde wurde ein ähnlicher Raub in allen Kirchen und Klöstern, allen Palästen und Häusern der Hauptstadt begangen; und kein noch so heiliges, kein noch so abgelegenes Haus vermochte die Personen oder das Eigenthum der Griechen zu schützen. Ueber sechzigtausend dieses seinem Schicksal verfallenen Volkes wurden von der Stadt nach dem Lager oder der Flotte gebracht, je nach der Laune oder dem Interesse ihrer Gebieter vertauscht oder verkauft und in ferne Knechtschaft durch die Provinzen des osmanischen Reiches zerstreut. Unter ihnen müssen wir einige merkwürdige Charaktere erwähnen. Der Geschichtschreiber Phranza, erster Kämmerer und erster Geheimschreiber, wurde mit seiner Familie in das allgemeine Unglück verwickelt. Nachdem er vier Monate die Drangsale der Sklaverei erduldet hatte, erlangte er seine Freiheit wieder; im folgenden Winter wagte er sich nach Adrianopel und löste feine Gattin von dem Mir Baschi, oder Stallmeister, aus; aber seine beiden

Kinder, in der Blüthe der Jugend und Schönheit, waren zum Ge»
brauch Mahomets selbst ergriffen worden. Die Tochter Phran-
zas starb im Serail, vielleicht als Jungfrau; sein fünfzehnjähriger
Sohn zog Tod der Schande vor und wurde von den Händen seines
kaiserlichen Liebhabers erstochen. Eine so unmenschliche That kann
gewiß durch den Geschmack und die Freigiebigkeit nicht gesühnt
werden, womit er eine griechische Matrone und ihre beiden Töchter
nach dem Empfang einer lateinischen Ode von Philelphus entließ,
welcher seine Gattin aus dieser edlen Familie gewählt hatte. Ma-
homets Stolz oder Grausamkeit würde durch die Gefangenneh-
mung eines römischen Legaten auf das Ausgesuchteste befriedigt
worden sein; aber Kardinal Isidor wich mit Schlauheit der Nach»
forschung aus und entkam, als Plebejer verkleidet, aus Galata. Die
Kette und der Eingang des äußeren Hafens waren noch von den
italienischen Handels- und Kriegsschiffen besetzt. Sie haben bei
der Belagerung ihre Tapferkeit bewiesen und benutzten den Au-
genblick des Rückzuges, während die türkischen Seeleute in der
Stadt, um zu plündern, zerstreut waren. Als sie die Segel auf-
zogen, war der Strand mit flehenden und wehklagenden Schaaren
besetzt: aber die Fortschaffungmittel waren spärlich; die Penetia-
ner und Genuesen gaben ihren Landsleuten den Vorzug und die
Bewohner von Galata verließen, trotz den Verheißungen des Sul-
tans, die Häuser und schifften sich mit ihrer Habe ein.

Bei dem Fall und der Plünderung großer Städte ist ein Ge-
schichtschreiber verurtheilt, eine einförmige Rnglücksgeschichte zu
wiederholen; gleiche Wirkungen müssen durch gleiche Leidenschaf-
ten hervorgebracht werden, und wenn diesen Leidenschaften ohne
Zügel gefröhnt werden darf, so ist, leider, der linterschied zwischen
den civilisirten und den wilden Menschen gering. Die Türken wer-
den mitten unter den unbestimmten Ank.'agenderBigotlerieund des
Hasses weder einer muthwilligen noch unmäßigen Vergießung
christlichen Blutes beschuldigt: aber nach ihren Grundsätzen (den
Grundsätzen des Alterthums) war das Leben der Besiegten ver-
wirkt und der gesetzmäßige Lohn des Siegers bestand in dem
Dienste, dem Berkanfe oder dem Lösegelds seiner Gefangenen bei-
derlei Geschlechts, Der Reichthum von Konstantinoepl war von
dem Snltan seinen siegreichen Truppen preisgegeben worden
und die Plünderung einer Stunde ist einträglicher als der Fleiß
von Iahren. Da aber keine regelmäßige Vertheilung der Beute
stattfand, wurden die bezüglichen Antheile nicht durch das Ver-
dienst bestimmt und der Lohn der Tapferkeit wurde von dem Lager-
troß gestohlen, welcher den Mühen und Gefahren des Kampfes

ausgewichen war. Die Darstellung der Plünderung würde weder
Unterhaltung noch Belehrung gewähren; die Gesammtsumme in
der äußersten Armuth des Reiches ist auf vier Millionen Dnkaten
geschätzt worden und von dieser Summe war nur ein kleiner Theil
Eigenthum der Venetianer, Genuesen, Florentiner und der Kauf-
leute von Ankona. Das Kapital dieser Fremden war im schnellen
und beständigen Umlaufe; aber die Reichthümer der Griechen wur-
den entweder in eitlem Prunk der Paläste und Trachten zur Schau
gestellt oder in Schätzen von Gold- und Silberbarren und älte-
ren Münzen tief vergraben, damit sie ihnen nicht etwa zur Ver-
theidigung des Vaterlandes abverlangt würden. Die Entweihung
und Plünderung der Klöster und Kirchen erzeugte die tragischsten
Klagen. Der Dom der Heiligen Sophia selbst, dieser irdische Hini-
mel, das zweite Firmament, die Wohnung der Cherubim und der
Thron der Glorie Gottes, wurde der Gaben von Jahrhunderten
beraubt und das Gold und Silber, die Perlen und Juwelen, die
Gesäße und der Priesterschmuck höchst ruchloser Weise zum Dienste
des Menschengeschlechts verwendet. Nachdem die heiligen Bilder
alles Dessen, was sie für ein unfrommes Auge Werth machen
konnte, beraubt worden waren, wurde die Leinwand oder das Holz
zerrissen p,der zerbrochen,wurde verbrannt oldermit Füßen getreten
oder in Stall und Küche zu den niedrigsten Zwecken verwendet.
Das Beispiel des Frevels war indessen schon von den lateinischen
Eroberern von Konstantinopel gegeben worden; und die Behand-
lung, welche Christus, die Heilige Jungfrau und die Heiligen von
den sündigenden Katholiken erduldet hatten, mochte von dem
glaubenseifrigen Muselmanne den Denkmälern des Götzendienstes
zugefügt werden. Ein Philosoph wird vielleicht, statt in das allge-
meine Geschrei einzustimmen, sagen, daß im Verfall der Künste
die Arbeit nicht werthvoller sein konnte als das Werk und daß
eine frische Reihe von Erscheinungen und Wundern bald durch
die Schlauheit der Priester und die Leichtgläubigkeit des Volkes in
das Leben gerufen werden mochte. Ernster wird er den Verlust der
byzantinischen Bibliotheken beklagen, welche in der allgemeinen
Verwirrung zerstört oder verstreut wurden: einhundertundzwan-
zigtausend Handschriften sollen verschwunden sein; zehn Bände
konnten für einen einzigen Dukaten gekauft werden und der selbe
schimpfliche Preis, zu hoch vielleicht für ein ganzes Brett Theo-
logie, schloß die sämmtlichen Werke des Aristoteles und Homer, die
edelsten Erzeugnisse des Wissens und der Literatur des alten Grie-
chenlandes in sich. Mit Freuden mögen wir uns erinnern, daß
ein unschätzbarer Theil dieser klassischen Reichthümer sicher in
Italien niedergelegt war und daß die Handwerker einer deutschen

Stadt eine Kunst erfunden hatten, welche der Verherung der Zeit und Barbarei trotzt.

Von der ersten Stunde des denkwürdigen neunundzwanzigsteri Mai herrschte zu Konstantinopel Verwirrung und Raub bis zur achten Stunde des selben Tages, zu welcher der Sultan selbst im Triumphe durch das St. Romanusthor zog. Ihn begleiteten seine Wesire, Paschas und Leibwachen, von denen Jeder (wie ein byzantinischer Geschichtschreiber sagt) stark wie Herkules, gewandt wie Apollo und im Kampfe Zehn vom Geschlechte gewöhnlicher Sterblichen gleich war. Der Sieger betrachtete mit Freuden und Staunen die seltsame, aber glänzende Erscheinung der Dome und Paläste, so unähnlich dem Stile der orientalischen Architektur. Im yippodrom oder Atmeidan wurden seine Blicke durch die gewundene Säule der drei Schlangen angezogen; und er zerschmetterte, ^ls Probe seiner Stärke, mit seinem eisernen Streitkolben den Unl^iefer eines dieser Ungeheuer, welche in den Augen der Türken süt die Götzen oder Talismane der Stadt galten. Am Hauptthore del Sophienkirche stieg er vom Pferde, und so groß war die eifersücytige Achtung des Sultans vor diesem Denkmal seines Ruhmes, da^ er, als er einen fanatischen Muselmann mit Zerbrechen des mc>/mornen Pflasters beschäftigt sah, ihn mit seinem Säbel ermahnte, das; die Beute und die Gefangenen den Soldaten gewährt, die öffentlichen und Privatgebäude aber dem Fürsten vorbehalten worden seien. Auf seinen Befehl wurde die Metropole der orientalischen Kirche in eine Moschee verwandelt; die reichen und beweglichen Werkzeuge des Aberglaubens waren weggeschafft worden; die Kreuze wurden heruntergenommen und die Mauern, welche mit Gemälden und Mosaiken bedeckt waren, gewaschen, gereinigt Und ihr Zustand nackter Einfachheit wiederhergestellt. An dem selben Tage oder am folgenden Freitage bestieg der Muezzin oder Rufer den höchsten Thurm und verkündete das Ezan oder die öffentliche Einladung im Namen Gottes und seines Propheten; der Imam predigte und Mahomet der Zweite verrichtete das Namaz des Gebetes nnd Dankes auf dem Hauptalta',-, wo noch so neuerlich die christlichen Geheimnisse von dem Letzten der Caesaren gefeiert worden waren. Von Sankt« Sophia ritt er nach der erhabenen, aber verödeten Wohnung von hundert Nachfolgern Konstantins des Großen, die aber in wenigen Stunden ihrer ganzen kaiserlichen Pracht beraubt worden war. Eine traurige Betrachtung über den Wechsel menschlicher Größe drang sich seiner Seele auf und er sagte das schöne persisch: Distichon her: „Die Spinne hat ihr Gewebe in dem kaiserlichen Palaste gewoben und die Eule ihr Wachtlied auf den Thürmen von Afrasiab gesungen."

1912.
AusGibbonsehrwürdigemBuchüberdenVcrfallundNnter-
gang desRömerreiches habe ich(ohne die altmodische Schreibart
in Wesentlichem zu ändern) ein paar Bruchstücke abgedruckt: um
die Erinnerung an das vor fast vierhundertscchzig Iahren Ge-
schehene aufzufrischen und in dem belasteten, umtobten, umqualm-
ten Gedächtniß der Lebenden eine Skizze derZeit zu entschleiern,
in der, unter dem morschen Szepter Konstantins des Elften, des
letztenPalaeologen, das vomSohn des Konstantius Chlorus in
Konstantinopolis umgetaufte Byzantion türkisch wurde. Solls
nun wieder eines Christenstaates Hauptstadt, soll Stambul den
Slaven Zarigrad und die Sophienmoschee, nach der Abtragung
der von Mohammed, Selim, Murad angestücktenMinarets der
Bestimmung zurückgegeben werden, der im Ost heiliger Weis-
heit geweihte Dom dergriechisch-katholischenChristenheitzuscin?
Noch ists nicht gewiß. In derStunde.die mich zum Abschluß die-
ses Heftes zwingt, halten die Türken noch die Tschataltscha-
Linie; und als zähe Vertheidiger solcher befestigten Stellungen
hat dieGeschichte sie mehr als einmal bewährt. Die Verbindung-
linie der Bulgaren ist lang, ihr Nachschub (Mannschaft und Ge-
schütz) schwierig geworden, und ehe neue Kolonnen vom Gcbirg
hinabsteigen, vergeht Zeit, die Muße zu Vermittlungvorschlägen
läßt, Kiamil, ans dessen Befehl in der ersten Novemberwoche die
im Ausland thätigen osmanischen Beamten gefragt wurden, ob
ihrMobiliarausdenvomBelagcrergeschoßbedrohtenOuartiercn
weggeschafft werden solle, der damals also die Beschießung der
Hauptstadt für kaum noch vermeidbar hielt, scheintseitdemzuver-
sichllicher geworden zusein. Waffenstillstand? Amtrübentzimmel
der Diplomatie ist geschäftige Bewegung. Die Stimmführer des
west-östlichen Dreibundes möchten der Türkei den Bezirk Stam-
buls retten, den Klippen derMeerengenfrage ausbiegenund dem
Bulgarenzaren die Ehren des Einzuges in Konstantinopel ver-
sagen. (Die Gründe sind leicht zu wittern. Frankreich fürchtet, daß
ihm derSchuldner inAsiens dunkleTiefen entschlüpfe, England,
daß der von Europcns Boden gescheuchte Islam in Egypten und
Indien unbequem werde; und Rußland, dem ein schwacher, auf
schäbige Landreste beschränkter Sultan das Meerthor nie sperren
könnte, sieht weder Peters noch Nikolais Herzenswunsch erfüllt,

wenn ein römischer Katholik, ein in Wien geborener, in Franz Josephs lustigstem Reiterregiment ausgebildeter Koburger am Top Kapusi als Triumphator bejubelt wird.) Setzen die Rechtsanwälte Asquith und Poincare, die sich zurKuratel für dieMenschheit aller Hautfarben berufen wähnen, ihren Willen durch, dann bringt derFriedensschluß kein Ende; nur einen Waffenstillstand. Ferdinand würde sich vielleicht bescheiden. Die Südslaven aber sind trunken vomSieg und werden nicht ruhen, bis ihr Fuß, ihrer Pferde Huf die Erde Zarigrads tritt.

Ihr serbischer Flügel hat.zwischen den Schlachten,nicht sehr klug operirt. San Giovanni di Medua oder gar Durazzo als Hafen eines großserbischen Königreiches: Das durften die belgrader Herren nur heischen, wenn sie ganz sicher waren, daß Rußland für diese Forderung fechten werde. Unwahrscheinlich. Wären sie dazu entschlossen, dann hätte Nikolaus Petrowitsch es früher als sein Schwiegersohn Peter Karageorgewitsch gewußt; und wäre am Tag der Kriegserklärung auf geradem Weg südwärts marschirt. Doch er kennt wohl den Inhalt des^Ubkommens von Racconigi. Was können die Minister Rußlands und Italiens gemeint haben, als sie in den Parlamenten erzählten, erst eines kommenden Tages Sonne werde die Tragweite ihres Einvernehmens beleuchten? Sie hatten sich, unter dem Protektorat der hohen Damen Elena und Militza, über die Vertheilung des Türkenerbes geeinigt (noch im selben Herbst 1909 ging Ferdinand, zuerstmit derBotanisirtrommel des Bergpflanzensammlers, dann im Königspomp, nach Serbien); und in Quirin«! und Konsulta zweifelte Keiner mehr, daß Roms Hoffnung auf Albanien in Petersburg gebilligt werde. Jetzt muß man denlibyschenBrocken verdauen und Habsburg, wie Mephistos Schüler die Patienten Damen,vertraulich machen.Oesterreich hatsich schon im achtzehnten Jahrhundert das Recht gesichert, die albanischen Katholiken und seine unter ihnen lebendenMissionare zu schützen; und vom wiener BallhausplatzkamimIuni1911derWasserstrahl,derdieWuthder im Lande derMirditen undMalissoren hausenden Türkenbande kühlte. Seitdem hat Oesterreich bei den auf ihre Abkunft von den Pelasgern stolzen Albanesen einen dicken Stein im Brett. Die würden lieber noch dem Sultan als dem Serbenkönig gehorchen und sich, wenn sie, das von der liebenswürdigen Humanität der

Iüngtürken entwaffnete Skipetarenvolk, wieder Wehrmittel ha»
den, mit wilderKraft gegenjedenVersuch einer Slavisirung wen»
den. Alessio oder Avlona, San Giovanni dl Medua oder Du»
razzo serbisch?Wer einendieserAlbanerhäfen hat,darf (ein Mi»
nister Italiens hats ausgeplaudert) in der Adria mitreden, mit»
herrschen. Die Serben können, wenn sie mit den Balkanbundes»
genossen ins Reine kommen, ein Plätzchen zwischen Saloniki und
Kawala, als Entgelt nützlicher Konzessionen auch einen Freiha»
fenstrich in Spalato erhalten. Durazzo erst, wenn Oesterreich°Ün»
garn geschlagen wäre oder aus seine Großmachtstellung in Süd»
Osteuropa zag verzichtet hätte.Was haben Peter undPasitsch mit
ihrem plumpen Vorstoß bewirkt? Daß Italien und Oesterreich sich
in holder Eintracht zu dem Sehnen nach einem selbständigenAl»
banesenstaat bekennen. Den, denken dieWiener, färbt uns die Leo»
Poldinermission schwarzgelb.Der,meinen dieRömer, muß,neben
Antivari und dicht bei Brindisi, bald lateinisch werden.
Welche Antwort die strittige tzafenfrage zu erwarten hat, wird
sichtbar sein, ehe diese'Blatter gelesen werden. Die verbündeten
Kaiserreiche dürfen nicht, um keinen Preis, dulden, daß sie einem
Kongreß vorbehalten bleibe. Ein neues Algesiras ? Das fehlte uns
just noch. Der Kongreß ist, wie 1908, nur möglich, wennzuvor alles
irgendwie (auch für die Eisenbahnen und die Oette publique Otto-
mane) Beträchtliche vereinbart und nur noch würdig ins Register
einzutragen ist. Kann ein nicht völligBlinder verkennen, wohin un»
ser Lebensinterefse weist? Die Westmächte und Rußland «wün»
schen eine schwache, auch in Europa fortan noch verwundbare und
drum lenksame Türkei. Wir müssen wünschen, daß sie nach Klein»
asien abwandere, aus Anatolien, ihrer alten Kraftwurzel, frischen
Nährsaft sauge und, als eine Asiatenmacht von kräftiger Einheit,
am Persergolf und in Indien mit ihrem Gewicht die Wagschale zu
senken vermöge. Wir müssen für jeden Rechtsanspruch der Bal»
kanstaaten eintreten, der uns nicht an der Erfüllung der Haupt»
Pflicht hindert: das EinflußgebietgermanischerKulturundWirth-
schaft bis an die Küsten des Aegäischen und des SchwarzenMee»
res zu dehnen. Rußlands Aufstieg in unerträgliche Nebermacht
ist gehemmt, wenn Bulgarien sich bis an den Bosporus streckt; ist
siesichert, wenn Mohammed dem Fünften bleibt, was Mohammed
d ?r Zweite im Maisturm des Jahres 1453 derHorde erfochten hat.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian garden in Berlin. —
Verlag der Zukunft in Berlin, — Druck von Paß « Sarleb S, m, b, iz. in Berlin.

ZIr.7.
VIe ZuKunsl. — 1«. November ISItz-'"?

IKealer- uuck Verguiiguugs^niejge«
Mropol-cKeater.
RlemeZ bester.
Magdalena.
» UKr».
I)i «s6en«rstr. 72/73.
S UKi>.
ä,r«t «pI. «K,
^itsckLuer aus ^ViLii.
MM»
» UK>>i
liis mit KvIspI'IIoscm >.I»!k t-pf«IzM
aufgenommen» Klovltst:
>° v^- ^ncklioK «Hein!
>». Honst Uerrnkelll In de» NsuptroNe,^
VorverK 11—2 (?de»tsriia^so)
jlikunckener XönZttertKeaters:
„VrpKeus « ^
Unterwelt".
AurMten-Oper.
liLnig ttsrlekin.

Idealer- vvö Vergnügungs^llieigen

bleues Programm I
««Kleilill«
»«Kerl S«si«I
sovis öis von ?udNKllni «nS ?rssss
g>sn?enil beui-teiiten
Sonntag Kk«dinitt»g S VKri
»>»>, I,r>,», Ii!'
>»,?,, ii!,,,, I„
>>Ki> ssiix, »r», krci«^
, il!> I, «Ä, >/z «!>,
^,!^,r«d,<«,I,^,tt
SU2

ver neue Zplelpllln
öleier Müe
.... veginn S UKr....
risdermsus
Untei' llen l.inclen 14 Unter llsn l.inclön 14
VljUdlUtte! W«Wg!'Wi!WM litt »«illM
ffran^üsi8cne uncl wiener Kücne /, 2 Wiener Kapellen
I^Ieti'cDpoI- Palast
LsKrsnsdrssss S3/S4
l'äZIicK:
Pavillon l>Issc«tte
?racktrestäurant
Knssng 8 Ulis. ^>eijsn IVIo^si n«u«s ^>fogrsmm.

1K, Dovembcr ISIS.
Ar. 7.
Pie ZuKunst.
»ll»ilrlll!?lllll!t
« SM ösknnok r'rieltril!N8ti'ssss
^,IIsben6Iic:n:
«llnülsilk'
prMtiW»
prunkvolle
fug uvkl llockt
rtsri-e». unck
vsmsn-Abteilung
0»s grolle vsl» ?rogr»mm!
17. ».
rersbin"'SsittIIämpe«
vüt?r«ek«»d»ttsrisr> O. ü.II. O. K. <z,.u.

S7
Srsnnstuncksn
NsniIIsmxo II
17
Lrennstunilsn
« z >» « unsss, ««»«^«s» ss.

lassen Li« äie LrosedSre üdsr
sIs unvergleicKI. bestes
^ännpnt^pnlver,
2nr AleieK^eitiFen I?er»
Stellung eines »ntisep»
tiscken Nnnävassers,
pulver,
als T/oilettenpiräer kür
(Zesicdt un6 Körper ^
I.illol
l.illol
l.illol
nncl Lie veräen sicK eines ?rode»
versuckes nickt entkslten Können
unä überzeugt FolAen6ern Urteile
smsekliessen:
„samnlenge/aszt Können niekt <tt«
„WgenscKa/'ten «nck VortmVe a«^>
,,«>««em, «>e!cke ll^>0^ in «ek
„attekn dl>gt «nck ist cke«/»aw
einzig ztt'a/cttLc/ie, spa«am«te
,,«nck m«<jern«je ?«t!ettenz>»^v<!r
„cker Segen«?a?-t!>«eseknen.
Alleinvertreter nnä (Zenersläeposit.
M.»MIIk.MMl!iii»K.Il.tt.
ttsmbui'g 36.

M, 7.
— ?Ie Zukunft. —
I«. Novkmbkr IM?.

Vereini^unF äerkiunstkreunge
8«ni»!«»6 U«cKeT»Lreine» «. su» snöerem krivstbesit?.
0,. u. o. AeKendseli, K. «It, />, Sosollllln, k. örttt^nsr, <i. V. «en«I, >.uil«. Meine,', ssr, Volk.
Käwloe Kc>, IbSS mit 30 I^cKtgrucK.lakeln 5,—.
Ilunstssininluns ck. 5 KeK.Ilss >K»te8 kr.I.ippin«»n-LerI!iK,
krükeren OireKtors cles Xjzl, XupkersticKKäbinetts.
«. Oemälcle des 14,—IS,)«KrI>uncIerts, c. Oruppen, ffiguren und IZelieK sus ^la-
t>. ttolzslculpturen, Arbeiten KolläncliscKer, bsster^ Nein, ?on^ KeblKeimer ütein etc.
itslieniscker Kleister cles 15,—IS)sdrk, in öron«, Majolika, Ullenbein etc.
Ver8telseruns: 26. November lyiz.
Kstslog I>Io, Ibdl mit 71 I.icKtclrucK-?akeIn «, IS.—, nickt illustriert «, Z.—.
Oan^ijzer Klobili« uncl Kunstgeverbe cles 17 —IS, ^ZkrKun^erts.
Verstoijzeruniz: z. v«?«mber 1912 u. tol«. ?«zz«.
Katslog 51«. Ibv2 mit SV I.icKtclrucK.'rakeln «, I«,—.
KWtKllNkllunZ Victor »KM

ZS. Ausstellung clei»
5ecession
Ilurllirsleiillällim LllS/M.

Ins Kommen und Gehen ganzer Völker. ^n^?°^'^üZ
Herr! ch ge w alt, ihr heroisches, fast titanenhaftes Trotzen, mit dem sie lieber jubelnd und be»
geistert in den Tod gegangen, als dem verhaßte,, Sieger sich zu unterwerfen, hat nie ein Dich,er
mit solch imposanter Kraft der Anschauung und so hinreisiendcr Wucht der Empfind»,," vor
die Seele des Le» kLpsk« HnIKn >» seinen weltbekannter, historischen Romanen, Der bisherige
fers geführt, wie «UI1II teure Preis seiner Werke war siir die meUten seiner Be-
wunderer ein Hindernis, dieselben zu erwerben. Um so mehr wird die soeben erschienene
wohlfeile illustrierieGeiamiausgabe vo» Felix Dahns Werken überall mit Freuden
begrüßt werden. Die Buchhandlung Karl Block in Breslau liefert dieselbe» sofort kom»
plett geien bequeme monatliche Teilzahlungen, Wir machen unsere Leser auf de»
unserer heutigen Nummer beiliegende» Prospekt besonders ausmerksam.

1K. November Z9I2.
«r. 7.
Die Zukunft.
^ Ssrlin-^sKIsnciorf ^
W«-»llNW Hl. «M
I>»?»«n»vl„ t»IIun, »er üxr
8cKriftsteUer!!
^k-6gsist»Vsi-Iäg, l.sip?ig13.
Loeveii ersvkiell öer 8>:KI>i»»d»iick v«u
Von «en«n, 8ie»«.
«». 7<x> Seiten mit 21 interes». Illustrstioveu
U. I«.-, «ed. «. 12.—
Kkdslt: I. «u»»l«k«0r»u,»mkelt II.lVeld
III. UescKIeedtlicKe IV. pro»
»tltutio», p«rv«r»Itiit u«6 LxpKI»»
V. p«IKI«rI»tI»cK« Volumen«« (cls^Lr«
eile» I,exi>!nn, »pri«K«örter, I^ie6er u»6
»<I. I. «. V.-.^Üed. 9.—. »«ige LS«, falls
ffs'S^sri Li«
i ri ^ e 6 e l'K u n s k Ii s ri 6 l u

dieueri t^stsloS mir fgf'bitzel'
Probe uricj 1500 ^ddilclun^sr,
fiir> 1 i^Isr'>< fr'sril^o
vor, j^/X Zeemsriri l.eio^i^ic
Sei OrlOI^cZ SONOI in SrII?I_Ii>I ersebien von dem grossen >VerKe
l'ttrioS^I^I) ?IrIOI.rIP8: „OIü QrllSI-IQrl^ Ur<O SO?I^i.rIi>I
8IPO>1Ul>IOiI!>I Or^T-SCNI^OS M ly. '^«ttUl^OM« eine
Volksausgabe Tu dem billigen preise von 4.50 droscri, und Kl. 5.50 geb,
Oer starke Erfolg dieser billigen Ausgäbe ist die Veranlassung geworden,
dass jet^t ?wei annlicne >VerKe ?um gleicken preise in selir Kübscn aus-
gestatteten Volksausgaben erscneinen; es sind dies clie bekannten >VerKe
ledes dieser VerKe Kostete bislier ^. 10.— broscli., ^. 12,50 gedungen.
sckon diese teuren Ausgaben in vielen lausenden von Exemplaren
verbreitet sind, so vird die Volksausgabe, clie veniger als clie ttälkte
cles bislrerigen Preises Koslet, von vornherein ein grosses pnblikum
finden, rlin Prospekt über (Zeorg Kaufmsnris „OescliicKte O^utscn-
Isncls im ly. ^anrnundert" liegt dieser Kummer bei.

Zlr. 7.
Die Zuklinkt. —
I«, November 1912.
Grau K 60.

LrleirKterte LaKIung
lu reellen kreisen ei>lklal,ige IDoren
V>d>. >: Juwelen, kold- und LlldersIKmucK
kicizlllon5-lc,lckenllkren, mod. Z,nimeruliren,
rolelgeröke, Kunlmewerb!cke Segeustünde
Ndt.2. Wolo-iKxparuIe, Klnos, opl scde QKr-
mlstel, IKeolen und Kelseglöl r, «e ftzeuge,
iSowmeler, «ellekoser und Men'lllm nllcr «rl
Ndt. Z: LprechuponrMe und platten, MullK-
wmen aller «rttn, plustlsch. L,mmer!cKmucK.
SeleuchlungsKörper lue <Sv5 und kelioleum
Sei «ngnde der «btellung
Katalog Kostenlv5
jleipzig 2l5

jALeKengär-krueKt-SeKt! ^
Ii» LeieKntsell ,u»S >i«««Ke» von rr»udell»ei»»üieKt «iekt ^»
unteriekeiöe», »der »oek viekt Kalb »« teuer. I-eieKt «arl
»«Kr deKSmmIieK. ki»r >0 5teuer. ^ue» l» ele4»»ter
Keutrsler ^u»«tsttu«<. ?u deiieke» «lurek cke» Vei»,l»ll<i»I
»Ser «d ksdrilt.
p. i^ekmkuk!, ttamburs 21.

^sdue»«sSe« "M/litiM^ l.'n1«lll^^nSA

Hinstimmig fällt die Damenwelt das
daß zur Erkaltung eines rosigen, jugendfrischen und zarte» ^«ints
5leckenplerS-i.il!ei!iii!lcK-Fejse
»SN TZergmail« öc >5»., Radeöeul, K St. ZU Vf., ein vorzüglickies
Wittel ist un« dieselbe ein zartes, reines Äelickt erzeugt. Kerner macht
Cream „Daöa" ^ilie«mikch.«!resm)
rote und sxrode Kaut in einer Aacht weiß u. lammetweick. Auöe SV Vf.
Vviillgl. V^It im IZi!cK«i>. »a>ilr>. <Zsr»<Iedä!i??, Vvttiz
krsie Atmung vvS Levsgnvg, I'.Iegävte, scdlavks ?ig«r,
^s6eu Sport gseignel. I^ilr I«,6evSo uod Iiorpulsnw
v!>men Spsclsl-?asovs, ^U«st7. LroscdUre Ulli! /VuüKmill,
> Ii«sl«iU«s von ^<al««>ri!" o. m. d» lt.. Sonn <
rsdiik un<I VerKg,uissteIIe^ So»» ». «dein, ?ernspre<:Ker «r. S6g.
tiälssiris «pe^iulgerokiift: pr»»Iikurt»,«,,<Zr<isseL«<!kend«iliierstr.17.?ernspr,Ifr.gIZ4
«aläsiris Spe^ialAeseKäkt: «ei-IIn W, S2. üleiststr. 2S, rsrnspreeker l» 17Z.
LsIusirjs Spe^iälLesoKatt: «crlia S^V I?, I.ei?nigerstr. 71/72. rernsprsoksr I, «SM

Die
ISlLsr «oliells livl-
LteKen an äer Spitts
ller ileutsoksn
Kulomodiiiriilusteis
^ilsin Opel, IVIotoi'Wägenfabi'ilc, IZüsssIsKeiin s. IVI.
xilislö Ssrlin «. b2, L«urbiere8tr. 14.

jedes Industriellen und «ommerriellen Setrieb« ist nur
dsnn gesionert, «enn die steonsnmssonin»
»usgieblg von Inm bsnutit «ird. Kstslog u. VortuKrung
Kostenlos und unverbindlion duron die r^sbriksntsn
St-kit.il» L.4S, k>uttKsm«rstr.1S. I'sl.l.üko« 7S43

em Sucd Ii» Mklielt Mr kiziluill III Imlleil!
^ir Könnsn ?rs,Q« LiKivA nur öskür 6snKsn, össs sr gsn ^lut
oatts, cisvli trsLQSll clis >VsKrKsit ins (ZssieKt 211
soKIsiiüsin iincl volisn vUr>s«Qsn, <ts,ss visls «ick durok
ikv iidsr öas soKäucHioKs l'rsidsn 6ss „psrZctsll ^,1bion" in

KM^UmklelMlnkluM
Vu88eläors Nslles.8. Nannover Leip^iL «iannkeim
Mncnen iXürnberö 8tettiv 8tra8sburL i. L. etc.
Aktien > Kapital und Reserven 192 /Millionen /^ai-K
Zl) OepositenKassen un<Z V^ecKselstuben in öerlin un6 Vororten
Kuzgsbe i/sn Vkelt.?Zrllulsr°«reSitbrlefen
?sKIdar an über 2000 plät-en bei c». 2000 XaKlstei:««

1«, Dovkmber 1912.
Nr. 7.
Die Zukunft. —
Kai'Isk'uKep
auf Legen8eiiigKsit.
cn^e 1911 Sestsnil: 751 Millionen «S^K.
Alls Übe^olillsse cien Verzionerten.
vnsnfeontbs^Iielt, Unve^ssllbsrlieit, Veltpolios,
VKarlottenburger VasserverKe.
Au8Ubung lles ö«ug8revktö8 aus l!ie nsuen KKtisn.
II. 100M 000 »euer Aktien III srdoksn, ^
Visse neuen Aktien sinil im iVerbältvis cksr Lillikdlun^en sb 1 Oktober 1912 bis
M. Lsptembsr 191« bis ^n unS s,b 1, Oktober 191b voll ckivlllsollenbersekti^t.
Oiessr SssvKInss ist in S»s S»u>1elsresister eingstrssen vorSen.
s, r>«»K«I, Lsrlin, Ilutsr 6sn I^illSsQ S7/58,
Lsrliii, ^rsii^ösiLOks Ltrasss 57/53,
Zoo» !Vl»rK n«n>In»l »lter Aktien segsn Abstempelung ckisser Aktien «Ine neue ^Ktl«
>KtIen luTÜikllcd <Ie» ^ut^elcke» von >« 5^ — Z zooovo IttsrK »«vis t A 8tüeK>
linse« »d ». Oktober 1S12 »n uns e>n?er»KIt, „na »lock ckeoseldea von uns I«
Soo« LtiieK »uk Ikren kiamei» l»>»ten<le Interiinssedelne iler lleue» Aktion iio«r»
keben vorcke»,
Berlin, <Isn 7. November 1912.
I
vom n. bi8 2ö. äie808 Monats ein8vKIiö88lioK
szo IttsrK »I» ^ lZIn^sdlun? sovie 4 LtiisK^inssu vom 1. Oktober «r.
zz MsrK sis IZeiensstempel
VsrIin, Ssri 7. »ovsmbsr 1912.
8. kreokel.
verliver S»ull!u5lttut ^«se«K volösekmlitt S

Besucht werde» die Höfen: Monaco (Monte Carlo), BMefranche
s. M, «Nizza), Syrakus, Malt«, Port Said (Suez-Konai, Kairo,
Nil bis zu,» ersten Katarakt, Luxor, Slssuan, Pyramiden von Gizeh
nnd Sakkara, Memphis zc,), Haifa, Beirut (Damaskus, Baalbek,
Lnndreise durch Syrien und Palästina), Jaffa «"Jerusalem, Bethlehem,
Jericho» Jordan, Totes Meer usw,), Plriius (Athen), Kalaman
(Kanal don Korinth), Koustnntiuopel lgohrt durch den Bosporus),
Cottaro, Messt»» (Taormiiml, Palermo (Monreal«), Neapel <Pom>
peji, Capri, Sorrento, Amolft uiw>, Wiederonkmift in Genua am
S, April IV18. Reisedauer bon Genua bis Genua 44 Tage. Fahr»
preise «on Mk, 8S0,— an auswärts.
Alles Nähere enthalten die Prospekte.
Hamburg-Amerika Linie, Hamburg,
Abteilung Vergnügungsreise».
^dmirals-dasin«
K1»liS5r,ss Verlsgsblirsäli
2I/2Z ^«dsnn Ueorgstr. Lerii

Berlin, den 23. November 1912.

Arbeiterrecht.

AF^enn förderhin noch manchmal von«großen Bekehrungen die Rede sein sollte, wird man nicht Paulus und Augustin nen-
nen, sondern den deutschen Liberalismus. Welcher Gegensatz zwi-
schen dem stolzen „Selbst ist der Mann" seiner Glanztage uud den ünannheimer Berathungen der Fortschrittlichen Volkspartei, wie öiesem und jenem Berufsstande von Staates wegen zu helfen sei; zwischen dem Ideal des kleinen Mannes, der sich mit Fleiß und Sparsamkeit emporgearbeitet (Eugen Richter hat es in einer klei-
nen Frau, der vom „Vorwärts" grausam verspotteten Spar-Ag-
nes, verkörpert), und dem durch eine formidable Paragraphen-
rüstung vor der Ausbeutung durch das böse Kapital geschützten Ar-
beiter, der Herrn Potthoffs Zukunftstraum ist! (Probleme des Ar-
Keitrechtes. Rechtspolitische Betrachtungen eines Volkswirthes. Zena bei Eugen Diederichs 1912.) Sozial solle das Recht sein; so-
zial aber bedeute „das Vorrecht des lebendigen Menschen vor al-
len Gütern und Einrichtungen dieser Erde". Menschenökonomie fordert er mit Goldscheid. Die bisherige Volkswirthschaftlehre sei nur eine Lehre von Einzelwirthschaften; in der Einzelwirthschaft sei jedoch der Mensch nur Subjekt, in der Volkswirthschaft aber außerdem Objekt, das größte und wichtigste der Güter, da für die -Ernährung und Erziehung der Menschen drei Viertel des Volks-, Einkommens ausgegeben werden. Ungefähr die selben Vorwürfe hatvoreinundsiebenzigIahrenFriedrich List derNationalökonomie seiner Zeit gemacht; aber ist die denn unsere heutige? Haben nicht unsere Historiker und Sozialpolitiker die klassische Nationalökono-
mie von Adam Smith und Ricardo durch eine andere verdrängt, Zeren Mittelpunkt nicht mehr das Sachgut, sondern der Mensch

ist (was nicht blos nach Johannes Janssen, sondern auch nach Karl Bücher und Werner Sombart schon im katholischen Mittelalter gegolten hat); und ist nicht den Vertretern dieser neueren Schule von einem Parteigenossen Potthoffs der Spottname Kathedersozialisten angehängt worden? And führt nicht die allerneuste Schule, die ich in der „Zukunft" vom siebenundzwanzigsten April 1912 charakterisirt habe, Beschwerde darüber, daß die soziale Schule im» mer noch die Katheder beherrsche? Wenn sich prominente Persönlichkeiten zu titellosen Dilettanten herabließen, würde Herr Pott-» hoff finden, daß „der Mensch als Zweck der Volkswirthschaft" und „Produktivität, nicht immer blos Rentabilität!" das A und Z meiner „Kleinen Volkswirthschaftlehre" sind. Gewiß verdient es Lob, daß die Männer, die sich Fortschrittler nennen, dem vor vierzig Iahren gemachten Fortschritt nun endlich nachhinken (den zuvor erwähnten weiteren Fortschritt macheich vorläufig nicht mit); aber wenn sie dabei die Kontinuität mit der alten manchesterlichen Fort» schrittspartei wahren oder gar die Identität mit ihr behaupten wollen, so wirkt Das doch einigermaßen erheiternd.
Potthoff entschuldigt die Parteiväter: die Opposition gegen die Anfänge der Sozialpolitik sei in deren bismärckischer Tendenz und in der Besorgniß vor dem daraus der Bureaukratie blühenden Machtzuwachs begründet gewesen. Das ist wahr; aus dem selben Grund hat auch das von Haus aus sozial gesinnte Centrum mit der Zustimmung gezögert. Aber es ist nicht die ganze Wahrheit. Der eigentliche und Hauptgrund der Opposition (er hat auch bei mir gewirkt und ich schäme mich feiner nicht) war, daß die Zwangs» Versicherung einigen Millionen Volksgenossen die Sorge und Verantwortung für ihre Zukunft ganz oder zum Theil abnimmt und f» die Richtung zum sozialdemokratischen Zukunftstaat einschlägt. So sehr ich die Großartigkeit der bismärckischen Zwangsversicherung bewundere: meine Sympathie gehört nicht ihr, sondern den Schutzgesetzen. Damit befinde ich mich auf der Seite des zur Sozialpolitik bekehrten Fortschritts. So ganz freilich nicht. Pott" hoff meint, jedes Kind, das stirbt, ehe es die Kosten seiner Erziehung durch nützliche Thätigkeit seinem Volk wieder eingebracht hat, bedeute einen Verlust für die Volkswirthschaft. Als malthu» fischer Revisionist lasse ich Das nur für dünn bevölkerte neue Länder gelten. In dicht bevölkerten alten Ländern ist immer ein Theil der Heranwachsenden zu einem Proletarierdasein verurtheilt, daK weder kaufmännisch noch kulturell zu den nationalen Gütern gerechnet werden kann. Darum gratulire ich den Würmlein, die sogescheit sind (man erinnere sich, wie Lessing die Gescheitheit seines

Söhnchens lobt), aus diesem Iammerthal sich fortzumachen, ehe sie den Jammer mit Bewußtsein empfinden.
Und dann bin ich eben auch heute noch Manchestermann oder liberal oder Individualist oder wie mans sonst nennen mag. Ich fordere nur mit den Kathedersozialisten, daß der Staat einschreite, wo unter dem Schein der Freiheit die Schwachen von den Starken mißhandelt und ausgebeutet werden, zugleich aber, daß die Frei« heit des Einzelnen nicht ohne Noth eingeschränkt werde, wie ich es denn überhaupt in der Auffassung des Staates mehr mit Wilhelm von Humboldt halte als mit Hegel. Staatliche Freiheitschranken sind mir notwendige Uebel, aber Uebel. Das Arbeitrecht, auf das Potthoff hinarbeitet, scheint mir die Grenze zu überschreiten, die der Liberale zu vertheidigen hat. Auf dem wiener Iuristentag hat eine von ihm und seinemFreund, dem frankfurter Stadtrath Flesch, inspirirte Gruppe eine Resolution durchgesetzt, nach welcher die in verschiedenen Spezialgesetzen enthaltenen Schutzvorschriften über Arbeitzeit und Ruhepausen auf alle Privatangestellten ausge-dehnt werden sollen. Ich bezweifle, daß der Ruhezwang allen zu Schützenden erwünscht sein würde. Abgesehen von den Vielen, die mit mehr Arbeit mehr Geld verdienen wollen, giebt es sicherlich, besonders unter den Technikern großer industrieller Werke, nicht Wenige, die von einem Arbeitdämon besessen sind, der Forschung» trieb oder Liebe zu dem Unternehmen oder auch bloßer Betäti-gungdrang sein kann. Wilhelm Ostwald erzählt, sein dorpater Leh-rer Karl Schmidt habe, um eine schwierige Untersuchung möglichst wenig zu unterbrechen, eineWeile „von den vierundzwanzigStun-den des Tages zwanzig am Laboratoriumstisch zugebracht und die übrigen vier auf einem im Laboratorium errichteten Feldbett".
Wie wird es um den Fortschritt von Wissenschaft, Technik und In-dustrie stehen, wenn diesem Dämon das Handwerk gelegt wird und lwenn (da ist die andere Seite der Sache) der durch Schutzgesetze und durch allzu strenge Vorschriften über den Arbeitvertrag ein-geengte geniale Unternehmer nicht mehr Herr in seinem Hause ist?
Als den Grundfehler des geltenden unsystematischen, in meh-rere Gesetzbücher und Sozialgesetze verstreuten Arbeitrechtes be-zeichnet Potthoff, daß in ihm immer noch die altrömische Dienst-miethe fortlebe. „Thatsüchlich ist jeder Arbeitvertrag, mag er juri-stisch noch so scharf als freier Vertrag konstruirt sein, ein Stück tzerr-schaftverhältniß, bei dem ein Mensch in gewisser Beziehung in den Dienst des Anderen tritt." Die Forderung, erklärt er mit Flesch, „muß dahin gehen, daß das Arbeitverhältnitz aus einem Gewalt-verhältniß zu einem Rechtsverhältnitz werde. Der Bürger muß ein

freier Mann sein. Aber die formelle Rechtsfreiheit genügt nicht".
Was folgt, brauche ich nicht zu citiren, denn der freie Staatsbürger als Lohnsklave ist ja das bekannte Kreuz der Sozialliberalen.
Nun ist aber diese Lohnsklaverei nirgends ärger gewesen als in dem von der römischen Rechtspest (ein Ausdruck Lists) niemals heimgesuchten England, nnd wie es in Nordamerika steht, wo man auch von dieser Pest nichts weiß, hat uns nach den früher von mir angeführten Gewährmännern jetzt auch Arthur Höllischer erzählt.
Was spielt doch der „freie Staatsbürger der demokratischen Republik" für eine lächerliche Figur! Seine nicht im Weißen Haus, sondern in Wallstreet residirenden Herren ziehen ihm das Fell über die Ohren und sein ganzes Staatsbürgerthum beschränkt sich darauf, daß er bei den Wahlrummeln, in denen sich jene Herren um die Beute balgen, als Stimmvieh dienen darf. Höllischer tröstet sich über die grauenhaften Zustände mit der Aussicht auf eine bessere Zukunft. Diese scheinen ihm die Schulkinder zu verbürgen, die in höchst vollkommen eingerichteten Schulen von geist- und liebevollen Lehrerinnen zu Staatsbürgern erzogen werden. Ich fürchte, gerade das „Staatsbürgerspielen" der Kinder wird das Nebel unheilbar machen, weil es in die Seelen die Einbildung einpflanzt, mitWahlen undParagraphen könnten alle sozialen Krankheiten kurirt werden. In solchem Tohuwabohu von neunzig Millionen wehrlosen Ausgebeuteten und konkurrirenden Ausbeutern kann nur ein Diktator Ordnung schassen oder eine vom Parteigetriebe unabhängige Bureaukratie, mit einer Dynastie als Haupt, wie Preußen eine besitzt (wenn ihr heute die Steuerung aus der Hand geglitten zu sein scheint, so ist Das hoffentlich nur eine vorübergehende Erschlaffung). Die sogenannte Volksvertretung ist in einem kapitalistischen Riesenstaat letzten Endes immer nur ein Puppenspiel; und der Draht, mit dem es gelenkt wird, ist Das, was der Berliner Draht nennt. Weil Das die Sozialisten längst durchschaut haben, sind so Viele von ihnen Anarchisten oder Syndikalisten geworden. Eine neue soziale Phantasie („Iosua", bei Wilhelm Braumüller in Wien erschienen) läßt darum den modernen Heiland sein Werk damit beginnen, daß er die sämmtlichen (Parlamente genannten) Gesetzgebungfabriken auflöst. In Frankreich sind die Zustände besser als in Nordamerika, weil in der nicht durch Wahlen sich ergänzenden Bureaukratie die aus der monarchischen Zeit stammenden Traditionen fortleben. Trotzdem klagt auch dort ein Sozialift (Paul Louis; seine Schrift erscheint jetzt bei Dietz in Stuttgart deutsch): „Die Sozialgesetzgebung Frankreichs ist eine der rückständigsten in Europa und die Praxis ist noch schlimmer

als das geltende Recht. Das Verhältniß der direkten zu den in»
direkten Steuern ist noch ungünstiger als selbst in Oesterreich und
kein anderes Land hat so hohe Zollmauern. Der französische Ar-
beiter muß es als einen Hohn empfinden, wenn ihm die Herrlich»
keiten der demokratischen Republik gepriesen werden." Kein histo-
risch gebildeter Mensch kann der utopischen Einbildung verfallen,
irgendeine Verfassung vermöge allen mündigen Menschen völlige
Unabhängigkeit zu verbürgen. Kulturfortschritt bedeutet wach-
sende Unabhängigkeit von der Natur und wachsende Abhängigkeit
von der Gesellschaft, von Menschen, sei es von einem einzelnen
Herrn oder von einer Körperschaft, einer Behörde. Wer die Frei-
heit im Sinn der Unabhängigkeit von Menschen will, Der voll-
ziehe den Rücktausch: zum heroischen Alleinkampf mit der über-
mächtigen Natur entschlossen, baue er seine Hütte imUrwald(wenn
es heute noch Herrnlosen Urwald giebt). In dem Maß, wie sich die
Lebensweise dem tzinterwäldlerdasein nähert, gewinnt der Mensch
an Freiheit in diesem Sinn. Nicht Gesetze können den amerikani-
schen Fabrik- und Grubenarbeiter aus seiner Sklaverei erlösen,
sondern nur der Uebergang zur Landwirthschaft. Ein Volk ist frei
in dem Maß, wie seine Bauernschaft die Zahl der industriellen
Lohnarbeiter überwiegt. Von völliger Freiheit ist natürlich auch
auf dem Land keine Rede. Die Herrin des Bauern, die Natur,
schreibt ihm seine Arbeitordnung vor und diese Ordnung muß er
wiederum seinen Knechten und Tagelöhnern auferlegen. Dienen
ist aller Menschen Los; und Staatsverfassungen sind entweder die
Anerkennung und Regelung der thatsächlichen Macht», Herrschaft»
und Dienstverhältnisse oder sie sind Humbug. Um noch an ein paar
besondere Fälle zu erinnern: wie soll das Gesetz dem kleinen Kauf»
mann zur Unabhängigkeit verhelfen, der vor jedem dummen Jun-
gen dienern möchte, oder dem Handwerker, der mit tiefen Bücklin-
gen und demüthigen Redensarten einen Herrn Geheimrath ver-
gebens um Bezahlung seiner Rechnung bittet?

Daß die Gesellschaft ein Geflecht gegenseitiger Abhängigkei»
ten darstellt, darf man nicht bedauern. Denn der Mensch ist nicht
nur das werthvollste volkswirthschaftliche Gut, er ist der Zweck der
Volkswirthschaft, wie überhaupt aller sozialen Tätigkeiten und
Veranstaltungen, die allesammt keine andere Aufgabe haben als
die, so dielen Menschen wie möglich zur Persönlichkeit zu verhelfen.
Die Persönlichkeit aber gewinnt ihren Inhalt eben aus den gesell-
schaftlichenBeziehungen, unter denen dieAbhängigkeit- und tzerr-
schaftverhältnisse die wichtigsten, die Vertragsverhältnisfe die im
Sinn höherer Kultur am Wenigsten wichtigen sind. Ein Herr und

ein Knecht, die von Verträgen nichts wissen, die aber für einander
in den Tod zu gehen bereit sind, ein fürsorgender Industriefeuda-
ler wie Alfred Krupp oder August Borsig und seine Arbeiter, die
in guten und schlechten Zeiten zusammenstehen, sind werthvollere
und edlere Exemplare der Gattung Mensch als zwei Leute, dienichr
durch frei geleistete Treue, sondern nur durch einen Vertrag an ein-»
ander gebunden sind und deren Jeder auf seinem Schein besteht,
mag auch der Andere darüber zu Grunde gehen. Will man, weil
guter Wille, Menschlichkeit und Treue nicht mehr in Rechnung zu
stellen seien, von Staates wegen dafür sorgen, daß der Schwächere
der Vertragschließenden nicht zu Grunde gehen kann, dann muß
man über den auf die Spitze getriebenen Rechtsstaat hinweg in
den Sozialistenstaat fortschreiten.
Endlich ist noch zu erwägen, daß die Schwärmer für den
freien Vertrag zugleich für den Industrialismus schwärmen. Das
echte Arbeitrecht des neuen Deutschland, meint Potthoff, sei „das
Recht, das mit uns, einem großindustriell-weltwirthschaftlichen
Molk von Lohnarbeitern, geboren ist." Ein solches Volk sind wir ja,
Gott sei Dank, noch nicht; aber die Proklamirung dieses vielleicht
zukünftigen Auslandes als eines schon erreichten läßt doch durch-
blicken, daß dieser zukünftige Zustand herbeigewünscht, als Ideal
erstrebt wird. And wenn ihn große Parteien erstreben, so ist Das
ohne Zweifel ein Mittel, ihn zu verwirklichen. Zu den Eigenthüm-
lichkeiten dieses Zustandes gehört der Bezug der Nahrungmittel
aus der Ferne; und Potthoffs Partei predigt ja seit Jahrzehnten,
daß wir Industriewaaren ausführen und damit Brot und Fleisch
kaufen sollen. Das ist nun freilich vorläufig noch in keinem Staat
vollständig durchgeführt, und wie schlimm es um die Rechnung
steht, davon kann sich Jeder überzeugen, wenn er dem Geldwerth der
Lebensmittelmenge den Reinertrag des Exporthandels gegenüber-
stellt und außerdem bedenkt, daß die Handelsbilanzen von Eng-»
land und Deutschland negativ sind; die Engländer wären längst
verhungert, wenn ihnen für den Ankauf von Nahrungmitteln keine
anderen Einnahmen zur Verfügung ständen als die Erträgnisse ihrer
Ausfuhr. Und es handelt sich nicht etwa nur um die kaufmännisch«
kalkulatorische Seite der Sache, sondern neben verschiedenen ande-
ren nationalen Interessen zunächst um die Frage: Kann durchEin-
fuhr vom Ausland die Volksernährung gesichert werden?
Ich will hier nicht auf die Fleischnoth eingehen. Die Leute,
die „Hungersnoth" schreien, weil mancher Arbeiter auf den Schin-
ken zurFrühstücksstulle verzichten muß (vor vierzig Iahren bekann-
ten niederschlesische Mittelbauern, daß sie sich nicht öfter als zwei-,

Arbeiterrecht,
höchstens dreimal in der Woche zum Mittagessen ein Fleischgericht gestatten dürften), imponiren mir eben so wenig wie die ängstliche Sorge der Regirung um die Bolksgesundheit. So weit diese Sorge Nicht maskirter Agrarschutz-, sondern echt ist, finde ich sie sehr arg übertrieben (nicht zu reden von meinen ketzerischen Zweifeln an der Unfehlbarkeit der Vieh» und Menschenärzte und von der Klage der Landwirthe, die rigoroseDurchführung der Schutzvorschriften schade ihnen mehr als die Seuche). And was die Maßregeln betrifft, die von beiden Seiten vorgeschlagen oder bekämpft werden, so gehört zu ihrer Beurtheilung ein Maß von Sachkenntniß, über das ich nicht verfüge; vielleicht täuschen sich sogar die Fachleute, Land« wirthe., Fleischer und Händler, über die Wirkungen der vorgeschlagenen und der von der Regirung schon verfügten Maßregeln. Ich will nur an drei unanfechtbare Thatsachen erinnern.
Erstens: Was unsere deutsche Landwirthschaft leistet (die gesammte Landwirthschaft, vom Magnaten bis zum Schweine mästenden Parzellenbesitzer,- die „Agrarier", also die Rittergutsbesitzer und Domänenpächter, nicht ausgeschlossen; denn sie sind es, die den Betrieb rationalisirt und in landwirthschaftlichen Vereinen und Schulen die anfangs widerstrebenden Bauern zur rationellen Bewirthschaftung ihrer Güter erzogen haben), ist bewundernswürdig. Um 1800 hatten drei, um 1840 noch zwei Dorfbewohner außer sich selbst einen Städter zu ernähren; heute soll ein Dörfler für zwei und einen halben Städter die Nahrungmittel erzeugen. Und dieser ungeheuren Anforderung haben sich die deutschen Landwirthe bis jetzt gewachsen gezeigt. Wenn ein Bruchtheil unseres Nahrungbedarfes vom Ausland gedeckt werden muß (meist indirekt, durch Einfuhr von Futtermitteln im Betrag von einer Milliarde Mark), so ist daran nur die starke Zunahme des Fleischverbrauches schuld; nicht nur die Kopfzahl der gewerblichen Bevölkerung ist enorm gewachsen, sondern auch die Fleischportion, die jeder Städter, jeder Industriearbeiter verlangt.
Zweitens: Diese gewaltige Leistung war nur möglich, weil in Deutschland (wie auch in Frankreich, nicht in England) die Landwirthschaft von Bauern und Gutsbesitzern betrieben wird, die mit ihrer Scholle verwachsen sind, sie lieben, pflegen und fördern, wie die zärtliche Gattin den Gatten, die gute Mutter ihr Kind liebt, pflegt und fördert. Wo es nicht so ist, wird Raubbau getrieben; ist kein Neuland mehr zu haben, dann nimmt die Produktion ab.
Drittens folgt aus diesem Unterschied der deutschen von einer rein kapitalistisch betriebenenLandwirthschaft, daß, wenn ein Bruch mit unserer bisherigen Wirthschaftpolitik viele Gutsbesitzer von der

Scholle triebe und ein großer Theil des deutschen Bodens in denBe-
sitz von Kapitalisten überginge, die heimische Landwirthschaft bald>
eben so versagen würde wie die überseeische. Der Hunger würde
dann jede Beschäftigung mit Rechts-, und Verfassungfragen als>
einen unzeitgemäßen Luxus erscheinen lassen. Und ist, wenn sich
das Kapital des Bodens bemächtigt, auch nur die kapitalistische Be-
triebsform gesichert? Wie wenigstens der Abgeordnete Freiherr
von Zedlitz und Neukirch behauptet, beginnt der englische Unfug,
der seit dreißig Iahren die österreichische Alpenprovinzen verhert»
auch bei uns einzudringen. In Industrie und Handel reich gewor-
dene Herren kaufen zu Luxuszwecken, namentlich des Iagdvergnü-
gens wegen, im Osten Rittergüter, im Westen Bauergüter zusam-
men. Daß wir uns mit der Fürsorge für unsere Landwirthschaft
nicht begnügen dürfen, weil sie an den Grenzen ihrer Leistungfähig-
keit angelangt ist, daß wir Ansiedlerkolonien brauchen oder wenig-
stens schlecht kultivirte Länder in unsere Obhut und Pflege nehmen
müssen, habe ich hier oft zu beweisen versucht. Heute finde ich mit
solchen „Schrullen" schon mehr Resonanz als vor sieben Iahren.
Gründlich vorüber sind die glücklichen Tage des jungen Reiches»
wo alle guten Patrioten mit Bismarck und dem allen KäiserWil-
helm glaubten, daß wir eine saturirte Nation seien und uns unter
dem Schutz unseres vortrefflichen Heeres in aller Gemächlichkeit:
den Merken des Friedens widmen dürften, ohne zu anderem Zweck
als zu vergnüglicher Unterhaltung über die Grenze zu schauen.
Neisse. Karl Ientsch.

Kamerun und Bulgarien.

Zwei Briefe an den Herausgeber.

I ^6" „Zukunft" vom neunzehnten Oktober hat ein von mir ge-
schätzter Kollege, Dr. Lomer, sich über die kameruner Frauen-
frage geäußert. Sie wissen, daß die „Zukunft" sich gerade in den deut-
schen Kolonien weiter Verbreitung erfreut, und bei dem Interesse,
das sie von je her 'wichtigen kolonialen Fragen gewidmet hat, wage ich»
Ihnen mitzutheilen, daß in diesem Artikel neben manchen gut beob-
achteten Thatsachen doch wichtige Einzelheiten und namentlich die
zum Schluß formulirte Tendenz der Ansicht wohl beinahe aller Ka-
meruner zuwiderlaufen. Ich selber habe; seit mehr als zehn Iahren
im Dienst unserer westafrikanischen Schutzgebiete stehend, wovon sie-
ben auf Kamerun entfallen, in Wort, Schrift und persönlichem Bei-
spiel die gegentheilige Aeberzengung vertreten; wie ich glaube: sogar
mit einigem Erfolg. Je länger meine Erfahrungen und Beobachtung

gen währen, um so fester bin ich davon durchdrungen, daß wir die
Mithilfe der Frau in den Tropen noch viel weniger entbehren kön-
nen als daheim. Ich gehöre nicht zu Denen, die vom hohen Stand-,
Punkt wohlfeiler Alltagsmoral die vorübergehende Verbindung eines
Europäers mit einer Schwarzen verdammen; aber die Prophezeiung
(Prophezeien ist ja immereineundankbareAufgabe),daßdieweißePhase
des Frauenthums bei uns von nicht sehr langer Dauer sein werde nnd
das; der Europäer zu der „bequemeren und billigeren" schwarzen Frau
zurückkehren werde, geht ganz gewiß nicht in Erfüllung. Die tausend-
fache Erfahrung des täglichen Lebens widerlegt die Behauptung, daß
die weiße Frau dem Mann eher eine Lost als eine Stütze sei, so
schlagend, daß gerade das verlockende Beispiel der Verheirateten die
beträchtliche Zunahme der Ehepaare in Kamerun während der letzten
Jahre herbeigeführt hat. Wir verdanken ihr zweifellos die merkliche
Höherstimmung des früher oft recht tiefen gesellschaftlichen Tones, wir
verdanken ihr die Einbürgerung eines reizvollen Familienlebens,
dessen Ausstrahlungen auch dem unverheirarheten Theil mindestens
niemals nachtheilig sein werden. Wenn es in jüngster Zeit viel stiller
von Kolonialskandalen geworden ist als früher, so gebührt auch der
Frau ein Theil deZ Lobes für diese Besserung. Man sehe sich, in un-
seren Kolonien die Hausstände an, in denen der Junggeselle mit sei-
nen schwarzen Dienern und der „Mammi" haust, und die, wo eine
weiße Frau waltet. Die Behaglichkeit und Sauberkeit des Heimes,
eine vernünftige, geregelte Verpflegung, Anregung nach den sauren
Stunden des Dienstes, seelisches und körperliches Wohlbehagen und
unzählige andere Imponderabilien mehr vermag erst die Frau zu
schassen oder wenigstens zu erhöhen. Ich habe die Hälfte meiner bis-
herigen Kolonialdienstzeit ohne und die Hälfte mit Frau durchlebt;
habe es aber nie als eine Last empfunden, wenn mir die Sorge für
Küche, Haus, Kleidung abgenommen wurde. Solche Werths erschei-
nen zwar nicht unmittelbar in der Aus- oder Einfuhrstatistik; aber
nöthig sind sie uns wie das frische Wasser. Rnd sie zu schaffen, ist die
Frau weder durch Anlage noch durchs Dropenklima behindert, Frauen,
die hofirt fein wollen, leden in Kamerun nicht in relativ größerer Zahl
als inDeutschland; eher könnte man sagen, dieMänner thun es (meinet-
wegen tsuts cls misux) dort viel lieber. Wir können deshalb weder das
Schuldkonto der Tropen noch das der Frau damit belasten. Wohl aber
kenye ich so manches Weib, das in aller Selbstverständlichkeit mit sei-
nem Mann die Entbehrungen und Fährnisse des Reise-, Zelt- und
Lagerlebens in Busch, Steppe und Urwaldsümpfen theilte. Wir wol-
len ferner nicht vergessen, daß die entsetzlich hohe Ziffer der venerischen
Infektion der Europäer nur zu beseitigen ist, wenn wir das Surrogat
der schwarzen Venus durch den Einzug der Weißen Frau beseitigen,
Die ganze Frauenfrage ist für uns im letzten Grunde eine Gesundheit-
und eine Wohnungsrage. In allen größeren Orten ist für Gesundheit
und Wohnung jetzt so gesorgt, daß der Mann seiner Frau Wohl zu-

muthen darf, ihn dorthin zu begleiten. Für die Beamtenfrauen ist übrigens vor der Ausreise eine amtsärztliche „Untersuchung auf Tropenfähigkeit" vorgeschrieben; Private lassen sie freiwillig vornehmen. Die Erfahrung zeigt, daß die Frauen in Kamerun keine höheren Erkrankungziffsrn haben als die Männer. Nicht einmal die Kindersterblichkeit ist besonders hoch; wobei freilich bedacht werden muß, daß Mütter mit Kindern oft nach kürzerem Aufenthalt als die Männer in die Heimath zur Erholung gehen. Ich bin überzeugt, daß wir die Frauenfrage in Kamerun nicht ohne die weiße Frau, sondern nur mit ihr endgiltig beantworten können; und wir werden mit ihr das Problem gut lösen: denn vorläufig halte ich immer noch die deutsche Frau für die beste in der Welt. Zu großem Dank wären Ihnen außer mir gewiß alle Frauen und Männer Kameruns verbunden, wenn Sie auch meinen Darlegungen Raum gewähren wollten. Ihr sehr ergebener Dr. L. Külz, Kaiserlicher Regirungarzt in Kamerun.

II. Ein großerTheil derPresse zeigt sich nicht nur türkenfreundlich, sondern herausfordernd aggressiv gegen die Staaten des Balkanbundcs. Diese Stellungnahme ist ungerecht und unklug. Ungerecht, weil die Balkanstaaten nicht, wie viele Zeltungen behaupten, gleich einer Horde grimmiger Wölfe über das fromme Lamm Türkei hergefallen sind, sondern, in klarem Bewußtsein der verzweifelten Gefahr des Unternehmens, sich einem übermächtigen Bedränger entgegengestellt haben, um seiner unerträglichen Herrschaft ein Ende zu machen. Unklug, weil diese Haltung der westeuropäischen Industrie wichtige Absatzgebiete entfremden muß, ohne für diesen Entgang Ersatz zu schaffen. Die Pforte selbst hat als ihren einzig in Betracht kommenden Feind Bulgarien bezeichnet. Dessen geistige und materielle Hegemonie im Bund ist so sichtbar, daß auch wir hier nur diesen Staat als Gegner der Türkei betrachten wollen. Wer mit Bulgaren in ständiger Fühlung ist, Der kennt die Entschlossenheit die'es Volkes. Bauern, KaufFleute, Staatsmänner: alle Bulgaren zeigen die selben Züge einer starken Volksindividualität, welche die Elemente zum Aufbau einer mächtigen Nation in sich trägt und deshalb die Aufmerksamkeit Europas gebieterisch auf sich lenkt. Der Bulgare ist einfach, schlicht und ernst. Langsam und gründlich geht er an die Dinge heran und bereitet mit Umsicht seine Handlungen vor, die er mit ruhiger, geberdenfreier, aber aller Hindernisse spottender Energie zu Ende führt. Mit Staunen sah lman während der, Mobilisirung und sieht man in diesem Krieg die Eigenschaften, die man an jedem Einzelnen fand, im Charakter des ganzen Volkes verstärkt sich bethätigen. Diese Eigenschaften waren Jahrhunderte lang unter der türkischen Herrschaft geknebelt. In fünfnnddreißig Freiheitjahren haben sie sich überraschend entfaltet. Wer Bosnien und die Herzegowina bereist hat, konnte dort bewundernd sehen, wie das freie österreichische Regime neues Leben aus den Ruinen der osmanischen Mißwirthschaft erblühen ließ. Was dort mit Hilfe eines mächtigen modernen Staatswesens geschah, leistete Bulgarien in erhöhtem Maß aus eigener Kraft. Unwürdig nnd dumm ist es, ein

Kamerun und Bulgarien.
Wölk wie eine Räubechorde zu behandeln, das darum kämpft, seinen Stammesangehörigen den Segen dieser freien und gedeihlichen Ent-Wickelung zu erringen. Denn die Bulgaren kämpfen für Freiheit, Ent-Wickelung und Fortschritt, kämpfen gegen die Macht, die sich stets als grimmigsten Fein) europäischer Kultur erwie'en hat und die gerade deshalb auch von Oesterreich bekämpft worden ist. Der Krieg wird nicht von einer Militärkaste geführt und wurde nicht von gewissenlosen Profitjägern künstlich vorbereitet: er ist die große gemeinsame Sache, die oon jedem Bulgaren als ernste Nothwendigkeit erkannt wird. Selbst den Bauern und Handwerkern, die in weltentrückten Dörfern leben, kam der Ruf zu den Waffen nicht überraschend. Lange, still und geduldig hatten sie ihn erwartet. Nun er ertönt, nehmen sie sich nicht die Zeit, die Arbeit, die ihre Hände leisten, zu vollenden, sie denken nicht daran, die Werkzeuge zu bergen, die Kinder, die sie oft zum Tagwerk mitnehmen, zur Mutter zurückzubringen. Sie schultern den Spaten oder das Beil, nehmen den Knaben an der Hand und wandern schnurgerade zur nächsten Bahnlinie, um den ersten Zug zu besteigen. Schweigend erklimmen sie dort die Wagons, eng sich in die offenen Lastwagen pferchend, dicht sich auf den Dächern der gedeckten drängend. So sah man sie nach Tage langer Fahrt zu Hunderten in Sofia anlangen, von den Zügen springen und wieder ohne Zeitverlust in die Kasernen eilen.
Dort brachten sie die Buben unter, verwahrten die Werkzeuge und nahmen das Gewehr in die Hand. Ruhig, ohne Abschiedsszenen, vollzog sich der Abmarsch. Ein „Hurra" aus tausend Kehlen; dann Stille. Wer Das mit ansah, staunt nicht über die Erzählungen vom Kriegsschauplatz; auch nicht, wenn er hört, wie eine türkische Festung nach der anderen mit den Bayonnettes genommen wird; wenn er sieht, wie die Verwundeten nur daran denken, zurück auf den Kampfplatz zu dürfen. Ein verwundeter Offizier erzählte, daß er vor Kirkkilisse eines Abends seinen Leuten befahl, schlafen zu gehen, weil der kommende Tag, an dem eine naheliegende türkische Feldstellung genommen werden müsse, ihnen große Strapazen bringen werde. Er selbst ging zur Ruhe. Bald wird er von Geräusch geweckt. Er tritt vors Zelt: da stehen seine Leute in Reihe und Glied. „Hauptmann," sagen sie, „was nützt es? Schlafen können wir hier doch nicht. Wir müssen die Schanze nehmen. Oben werden wir schlafen." And oben auf der Schanze schliefen sie.
Aber nicht nur der gemeine Mann, nicht nur die imssrs plsbs ^twa, die wenig zu verlieren hat, wollte diesen Krieg; auch die gebildeten und besitzenden Klassen strömten zu den Fahnen, von der Nothwendigkeit des Kampfes durchdrungen. Der bulgarische Kaufmann liebt sein Geschäft, das er mit Fleiß und Geschick betreibt. Er ist allen auswärtigen Firmen, die den Balkan bearbeiten, als überlegender Geschäftsmann bekannt, der seinen Verbindlichkeiten mit Ernst und absoluter Zuverlässigkeit nachkommt. Häuser, die seit Jahrzehnten in 'Bulgarien Kreditgeschäfte machen, erklären, daß sie an bulgarische Kunden keinen Centime verloren haben. Ein solcher Mann verläßt nicht leichtsinnig, was er in Jahren aufgebaut hat. Auch er aber ging

ohne Zögern in diesen Krieg. Der Großaktionär eines hiesigen Unternehmens, ein vermögender Mann in gesetzten Iahren, wurde in der Uniform eines Gemeinen auf der Straße getroffen, kurz nachdem er in seinem Bureau neu emittirte Aktien unterschrieben hatte. Man fragt ihn: „Herr Konsul, auch Sie?" „Was wollen Sie," war die Antwort, „man muß ein Ende machen." Der Direktor einer großen Tabakgesellschaft erschien in Sofia nach dem Fall von Kirkkilisse in einer Sitzung in Uniform. Niemand hatte von seiner Einziehung gewußt. Man fragte ihn. „Ich war vor Losengrad. Für diese Sitzung bekam ich Urlaub; abends muh ich wieder zurück." Das war Alles, was er über die Angelegenheit sprach. Söhne reicher Männer, die im Ausland leben, reihten sich ein, viele, ohne militärpflichtig zu sein. Die Söhne der Herren Geschow und Danew stehen im Feld. Alle einberufenen Staatsbeamten wurden auf Sold gesetzt. Diese Maßregel muß den Westeuropäern ungeheuerlich erscheinen. Niemand murrte dagegen. „Es muß sein!" Bauer, Beamter, Kaufmann: Alle zogen wortlos, aber zum Aeußersten entschlossen, ins Feld. Die Angestellten kamen zu ihren Vorgesetzten und sagten: „Adieu; nun geh' ich!" Kein Wort weiter. Bon all ihrem Personal, das nahezu vollzählig eingerückt ist, hat eine große hiesige Bank bisher nur ein einziges Lebenszeichen erhalten. Es ist eine Postkarte. Sie lautet: „Lieber Herr Direktor, Herr Sekretär und Kollegen! Mit Gottes Hilfe und Gnade fangen wir morgen an. Alle guten Wünsche; denn vielleicht sehen wir uns nicht wieder." Die Karte trägt weder Ort noch Datumsangabe, denn in einer an kein Detail vergessende Voraussicht hat die Armeeleitung solche Angaben verboten. Man weiß aber, bei welchem Corps der Mann ist; es stand vor Kirkkilisse im Vordertreffen. Am Tag vor dem achtundzwanzigstündigen Ringen um die Festung hat er die lakonische Karte geschrieben. Ungewiß ist das Kriegsglück und trotz den bereits errungenen Erfolgen wäre es thöricht, den Ausgang dieses furchtbaren Kampfes voraussagen zu wollen. Gewiß jedoch ist, daß Bulgarien Krieg gegen die Türkei führt, um die Ruhe seiner Grenzen zu erzwingen, um menschenwürdige Lebensbedingungen für die osmanischen Unterthanen bulgarischer Nationalität durchzusetzen, um die Möglichkeit ungestörter EntWickelung bürgerlicher Tugenden für Makedonien und Thrakien zu sichern. Dieses Volk kämpft also für die abendländische Civilisation gegen deren alten Erbfeind, den Türken, dessen Herrschaft überall Verderbtheit, grausame Willkür und bestialische Unterdrückung jedes Fortschritts bedeutet. Es bringt in diesen Kampf Eigenschaften mit, welche die höchste Achtung und Bewunderung erheischen. Entschlossenen Muth vereinigt es mit ruhiger Schlichtheit und die unwiderstehliche Wucht des Handelns mit kühler Umsicht und nie erschlaffender Beharrlichkeit. Kampfziel und Kämpfer verdienen die volle Sympathie jedes fortschrittlich Gesinnten, jedes Gebildeten, der solchen Eigenschaften den Sieg wünscht über unfruchtbaren orientalischen Fatalismus und osmanische Schreckensherrschaft,

Sofia. Ingenieur Edwin Seligmann.

Der unverstandene Kleist.
Nngelöstes bleibt aber immer darin", sagt Bulthaupt von
der kleistischen Kunst, „das! sich auch der verwandtesten Seele,
der schärfsten Forschung nicht erschließen wird, das in der Natur
seines Dichters begründet liegt und das wegschaffen zu wollen nur
eine vergebliche Mühe sein kann." And wenn man,unsere literatur-
geschichtlichen und kritischen Darlegungen gläubig hinnimmt, kann
man allerdings über das seltsame Räthselwesen der kleistischen
Kunst nur erstaunen. Sie ist so voll von Mißverständnissen, Wider-
sprüchen, Verwechselungen, blöden Zufällen, Dunkelheiten, über
die eigentlichen Absichten, Sinne und Meinungen des Dichters,
die inneren Zusammenhänge der Gestalten und Begebenheiten
kann man sich so wenig klar werden, daß schließlich nur das eine
Rttungmittel übrig bleibt: nach dem Borgang TieK schlieft man
aus diesen unlöslichen Räthseln auf krankhafte Dispositionen im
Geist des Dichters; und der Selbstmörder von Wannsee hat doch
wohl von vorn herein immer mit Irrsinnsmächten ringen müssen.
Doch wie uns der Dichter selbst sagt, besteht die Aufgabe des
Meisters stets darin, „sich ganz und gar umzukehren, mit dem
Rücken gegen die ganze Vergangenheit zu stellen und in diametral-
entgegengesetzter Richtung den Gipfel der Kunst aufzufinden und
zu ersteigen"; und „nach neuen, eigenthümlichen, besonderen Ge-
setzen Eigenstes und Innerstes zur Anschauung zu bringen". Leider
jedoch ist unsere Kleistforschung und Kleistkritik auf diese Intention
nicht eingegangen und von der völligen Amkehrung, der diametral-
entgegengesetzten Richtung derKleistkunst,den neuen, nur ihr eigen-
thümlichen Gesetzen, hat sie uns bis jetzt noch recht wenig zu sagen
gewußt. Diese Kleistkritik, welche die eigentlichen Sinne und Absich-
ten des Dichters nicht durchschaute, seine Bilder falsch auffaßte, hat
von je her ihm Mißverständnisse, Verwechselungen, Widersprüche,
Entgleisungen und Verwirrungen zur Last gelegt, die jedoch nur
auf ihre eigene Rechnung kommen. Vielfach hat sie das Werk ge-
radezu auf den Kopf gestellt und ganz Anderes herausgelesen, als
der Dichter wirklich sagen wollte und gesagt hat. Durchaus sati-
risch-ironisch gemeinte Figuren nimmt sie tragisch und ernst; in
Ideal- und Symbolgestalten, in der Barnabe und der Nrsula („Fa-
milie Schroffenstein"), Versinnbildlichungen des Lebens und des
Todes, erkannte sie nur abergläubiges leichenschänderisches Gesin-
del, „alberne Trottel". An der für diesen Dichter besonders charak-
teristischen Bilder-, Symbol- und Zeichensprache mit allen ihren
Doppeltsinnen und Nebenbedeutungen, die sich ganz und gar von

einer Ideen- und Begriffssprache ab- und umkehrt, an dem mythi-»
schen Inhalt seiner Werke ging sie blind vorüber; und gerade in:
die vielen Szenen, an denen Publikum und Kritik den schwersten:
Anstoß, stets nahmen und nehmen, die von den Bearbeitern ent-
weder ganz gestrichen oder umgeändert wurden, um deren willen
lange Zeit die Dramen für unausführbar galten, hat Kleist seinem
tiefsten Sinne und Absichten hineingelegt und sie bergen in sick>
die eigentlichen Schlüssel. Unserer Literarhistorik wurde der „Am-
phitryon" und „Die Familie Schroffenstein" zum Chaos, den „my-
stischen Schluß", die Zigeunerinnenmär im „Kohlhaas" that sie als
eine Leihbibliothekenerfindung ab, den Sinn des „Prinzen von,
Homburg" drehte sie ins Gegentheil um. Die Märchensymbolik
des „Käthchens von Heilbronn" blieb ihr dunkel und sie nahm an
nichts so, sehr Anstoß wie an der unehelischen Geburt und kaiser-
lichen Abstammung des holden Kindes; in der,„Hermannsschlacht"
sah sie wesentlich ein Werk patriotisch-nationaler Begeisterungen
und das eigentliche Wesen des kleistischen Römer- und Franzosen-
Hasses hat sie eben so wenig erkannt wie in der „Penthesilea" die^
Bedeutung des „Gesetzes der Tanais". Die Symbolsprache der
„Marquise von O." des „Erdbebens von Chile", des „Zwei-
kampfes", der „Bettlerin von Lokarno" enthüllte sich ihr nicht. Sl>
mußte die Kunst dieses Dichters freilich zu einem RSthsel werden,
das sich „auch der schärfsten Forschung nicht erschließen wollte"^
In meinem bei WilhelmBorngraeber erschienenen „Kleistbuch"
will ich, im Kampf gegen die bisherige Forschung, eine neue Auf-
fassung und ein neues Bild des Dichters geben, indem ich allen
Aachdruck lege auf den Nachweis eben jener „diametral-entgegen-
gesetzten Richtung", in welcher, aller Vergangenheit den Rücken
zukehrend, die Kleistkunst zum Gipfel aufsteigt. Das Kleistproblem
schließt zugleich ein künstlerisches, ein religiös-ethisches und ein
wissenschaftliches Problem in sich ein. Alle einzelnen Werke des
Dichters aber bringen immer wieder in neuen Variationen das
selbe Grundgefühl, den selben Grundkonflikt zum Ausdruck, der
auch für sein ganzes Leben entscheidend wurde, den er für sich selbst
mit einem sehr ruhigen und sehr heiteren Tod, mit einem „Sterben
in Schönheit" zu lösen wußte. Anter sich aber sind die einzelnen
Werke wieder innig mit einander verbunden und weisen eins aus
das andere hin. And während in den ersten Dichtungen immer
wieder von einem unehelichen, außerhalb des Gesetzes geborenen
Kind, einem Kind der freien Liebe die Rede ist, von der Geburt
eines Herakles, eines neuen Erdengottes und Prometheus (auf-
fällig ist nur, wie Kleist hier und da selbst scheinbar zwecklos diesem

uneheliche Geburt hervorhebt), so ist in den letzten Dichtungen das
Kind herangewachsen, um als Käthchen, ,Hermann, Prinz von Hom-
burg ein: messianischeRolle zu spielen.Wenn man aber dasGrund»
Motiv der kleistischen Dichtung ersaßt hat, die besondere kleistische
Lehre von der Neberwindung eines alten und vom Ausgang eines
neuen Menschen, eines Nebermenschen, eines Menschen „vom un-
endlichen Bewußtfein", dann lösen sich alle Räthsel, Mißverständ-
nisse, Verwechselungen, Widersprüche, scheinbaren Zufälle sehr
leicht und einfach und man kann nur darüber staunen, wie sicher
und unbeirrbar der Dramatiker und Erzähler auf sein Ziel zugeht,
wie fein er seine Fäden spinnt, wie klar und scharf, freilich auch
sehr spitzfindig er zu motiviren weiß.
Die große Nmkehr- und Wendeperiode feines Lebens, da
er, verhältnißmäßig spät, den Poeten in sich entdeckt, die
mit de- Flucht aus dem Soldatenstand beginnt und mit dem^
Guiscard-Zusammenbruch und schwerer Krankheit abschließt, ist
für seine Psychologie die einzia entscheidende. In ihren höchsten
Ekstasen, tiefsten Verzweiflungen, Todesängsten und Todesverlan«^
gen trägt sie alle Symptome an sich, daß. der Schwerringende da-
mals in die Seelenzustände einer religiös-künstlerischen Mania
Hineingerathen war, wie sie uns aus dem Leben der Paulus,
Augustinus, Luther bekannt ist, von denen auch unsere Tolstoi und
Strindberg zu erzählen wissen. Der von solchen Erschütterungen'
Heimgesu chte steht nach ihrer Neberwindung immer aufrecht als der
unerfchütterlichste Mensch der höchste und reinste Glaubensprophet.
Er wurde „erleuchtet", er hat seinen „Damaskustag" erlebt, „den
neuen Menschen angezogen", sich zu Dem hingefunden, was seine
eigenste, innerste Natur ausmacht; und als großer Gefühlsekstatiker
hat er nur das einzige Lebensinteresse noch dieses sein Innerlichstes-
zum Ausdruck zu bringen, zum Siege zu führen.
Als Kleist den Soldatenrock auszog, bekennt er, daß, seiner
Natur nichts so ungleichartig ist wie das militärische Wesen, daß er
aufs Tiefste die Disziplin" verachtet und, trotz der „Bewunderung^
aller Kenner", darin nur ein „lebendiges Monument der Tyrannei"
erblicken kann. Er sucht sein Heil bei der Wissenschaft; doch bald
fühlt er sich von ihr eben so angeekelt, denn auch in ihrem Reich
herrscht nur der selbe Geist der Disziplin, der Nniformität; Kirchen,
Schulen und Kasernen sind auf die selbe Grundlage gebaut. Das
Studium Kants macht ihn zum gereiztesten Kantgegner; und wie
die Tolstoi und Strindberg steht er nun der Wissenschaft als schärf-
ster und erbittertster Kritiker bis zum letzten Athemzug gegenüber.
Das ganze Dasein Kleists zeigt nnr, daß er sich in ein disziplinirteK

Sie Zukunft.
Leben nicht einfügen kann und will. Die besondere kleistischs Welt» und Lebensanschauung aber, zu der sich der Dichter in diesen Kämp» fen durchringt, die, allen unseren wissenschaftlichen Lehren, Neber« Zeugungen, Idealen diametral entgegengesetzt, von unserer ganzen Kultur mit Verachtung sich abwendet und nun nichts mehr mit ihr zu thun haben will, kommt auch in einem neuen Kunstwerk zum Aus« druck, das nur den ihm eigenthümlichen Gesetzen folgen will, in» stinktiv, triebhaft, visionär sich gestaltet, gegen alle „Einheitgesetze" Unserer Aesthetik sich auflehnt. Dessen Komposition und Technik allerdings für unsere Literaturgeschichte und Kritik räthselhaft und unverständlich bleiben mußte, weil sie es immer nur nach überlie- ferten alten Schulregeln und Vorschriften untersuchte, die aber der Dichter nur gerade nicht befolgen und erfüllen will. Tiecks Erstau» nen, daß, der wie zum Dramatiker geradezu berufene Kleist Plötz» lich allen Halt verliert, ins Kindische, Absurde hineingerät!), vom Drama keine Ahnung mehr besitzt!

Was uns Kleist in jeder seiner Dichtungen stets von Neuem erzählt, ist die alte Mär und Geschichte vom verlorenen und vom wiedergefundenen Paradies; und kontrastirend stellt >er einer alten Welt des verlorenen seine neue Welt des Wiedergewonne» nen Glückes entgegen. In großen Gegenbildern baut er die beiden Welten Wider einander auf und sie ringen mit einander als eine Welt des Lichtes und der Finsterniß, des bösen und guten Geistes, und die Menschen der einen Welt, die dasParadies verloren haben und nun ein Paradies sich nicht mehr schaffen können, bringen Alles zum Ausdruck, wogegen die innerste Natur Kleists sich aus» lehnt; während die Menschen der anderen Welt, die das Paradies sich wieder erobert haben, Alles verkörpern, was dieser innersten Natur des Dichters entspricht und was sie sich fordert. Kleist ist Eudämonist und Bekenner höchster Daseinsfreude, Er verkündet in seine r Werken eine Glücks« und Paradiesesbotschaft. Für uns Menschen kommt Alles darauf an, daß wir den „sicheren Weg des Glücks" zu finden und zu gehen wissen, „trotz allen Leiden des Da» seins". And wie er für sich in seinem Leben, obwohl dieses das „qualvollste" war, einen solchen sicheren Weg zu finden wußte und angesichts des „schönsten" und „wollustvollsten Todes" heiter und versöhnt, ein Glücklicher, scheidet, so sind auch alle die Gestalten, in welche der Dichter sich selbst hineingegeben, solche Glücksjäger nnd Glückssucher, über denen zuletzt alle Seligkeiten des Daseins leuch» ten und die den „ganzen Sieg" errungen, die Krone des Lebens ge» Wonnen haben. Diesem glückschöpferischen Menschen und Edenkind stellt sich aber stets eine böse und finstere Macht in den Weg; sein

erbittertster Feind und Gegner ist ein durch und durch unglücklicher Mensch, eine höchst glücksunfähige Natur, die Alles, was sie an» packt, schlecht macht und sich die Erde in ein einziges Iammerthal verwandelt hat. Mit „Tanaisgesetzen", „märkischen Kriegsarti- keln", „sächsischem Recht" thun diese Menschen einander Gewalt an, entzünden als „Römer" oder getäuscht und verblendet durch die Trugkünste der Dame Kunigunde unaufhörlich Krieg, Brand und Mord, wüthen wie die Väter Schroffenstein, die Eltern der Mar» quise von O., Iofefens Vater im „Erdbeben von Chile" als Moral» bestien gegen das eigene Fleisch und Blut, erschlagen ihre Kinder. Und zwischen diesen Menschen, die in gesetzlichen Ehebetten erzeugt werden, und Ken anderen, ungesetzlich geborenen Kindern der freien Liebe besteht eine letzte und tiefste Feindschaft. Und dieser Kampf, de: größte, ernsteste und schwerste Kampf der Menschheit, kommt nicht eher zu Ende, als bis das Kind der freien Liebe den Ge» setzcsmenschen endgiltig überwunden -und erschlagen hat und damit der Mensch sich vom Leiden und aus seiner Gefängniß», Kasernen«, Schulstuben- und Maschinenwelt erlöste.
Als der Dichter bei Kant las, daß, der menschlichen Erkenntnitz unübersteigliche Schranken gesetzt seien, wurde er seh? heiter ge» stimmt und meinte, in diesen kantischen Schranken und Mauern sei ein Loch und Alles komme darauf an, daß man dieses Loch sieht. Und wer, nachdem er den „ganzen Kreis" umschritten, wieder an dem Punkte steht, „wo die beiden Enden der ringförmigen Erde zusammenstoßen", dort „in der Paradiesesmauer das Loch" er- blickt, durch welches man „von hinten wieder" in den Garten Eden hineinschlüpfen kann, nachdem man durch die Vorderthür sich her» auswerfen ließ: Der hat das Glück gefunden und ist der neue Pro- metheus, Schöpfer einer neuen Erde und Menschheit. Ein Mensch, der dieses Loch sieht, ist auch der Prinz von tzomburg. In einer vom bösesten Wahn beherrschten Welt hat man den Prinzen zum besonderen Dank dafür, daß er den großen „deutschen" Sieg bei Fehrbellin errang, auf Grund „märkischer Kriegsartikel" ins Ge- fängniß gesteckt und zum Tode verurtheilt. Wie die Alkmene und die Thusnelda ist auch dieser Prinz von Homburg zuerst noch ein etwas einfältiger Mensch, nur ein Naturkind noch, der allerdings instinktiv, unbewußt, als Träumer richtig handelte, als er bei Fehrbellin auf deutsche Art und nicht disziplinirt, römischen oder französischen Geistes, siegte. Doch dieser unbewußte Mensch soll sich seiner That bewußt werden und auf einem schweren Leidensweg der Erkenntnitz sich durchringen zum höchsten Lebenswissen, zum un- endlichen Bewußtsein, zum klaren Entschluß zu der Ueberwindung

„märkischer Kriegsartikel". And wie dem Thuschen der Hermann, der Alkmene der Jupiter, so kommt dem Prinzen ein Weisester aller Weisen, der Große Kurfürst, führend und rathend zur Hilfe und zeigt ihm den Weg, wie man nicht nur märkische Kriegsartikel, sondern eine ganze gesetzliche Welt in Trümmern schlägt, weist ihn auf das Loch hin, durch das er nicht nur aus seinem Gefängnis; ent» schlüpfen, sondern all den unübersteiglichen Schranken und Mau» ern entrinnen kann, mit denen ein Mensch gesetzlichen Denkens die Erde umstellt, sie in eine einzige Kerkerwelt sich umgewandelt hat. Dieser Prinz von Homburg verkennt allerdings zuerst den Kurfürsten, hält ihn für einen römischen Brutus, einen Dey von Tunis, für einen strengen Gefetzeshüter und Wardein eines preußischen Staatsbewußtseins, dem das „Ordre pariren" die höchste Pflicht scheint. Doch diese Schwäche und diesen Irrthum darf man ihm nicht so übelnehmen; er theilt sie mit unseren Literarhistorikern und Kleistkritikern, die den Kurfürsten auch so vollkommen mißverstehen. Diese Kritiker gleichen dem alten Kottwitz und Hohenzollerngrafen, über die der Dichter ironisch lächelt und die als „reflektirende Ma° rionetten" nur nicht das Loch in der Mauer des Homburg-Gefäng« nisses sehen, auf das es ankommt. Bis zu seinem letzten Athemzug hat Kleist solch eine preußische Welt der Disziplin, dies „lebendige Monument der Tyrannei", verachtet; er meintauch nicht, daß aufGesetzen das Glück und der Bestand von Staaten ruht, sondern allein auf einer Liebe, auf natürlichen Sympathien, gegenseitigen Hilfen und Förderungen.

Was ist nun eigentlich die urböse Macht, die nach Kleist alles Unhell über die Menschheit gebracht hat? Was meint er mit den in gesetzlichen Ehebetten erzeugten Menschen, die, eine einzige Rotte Korah, nur Zerstörer sind, Geister ewigen Hasses und der Zwietracht? Wer ist für ihn ein „Römer" oder „Romane"? Eine Glücksethik verkündet uns der Dichter in seinen Werken, nicht als ein blauer Optimist, sondern als ein tief Mitleidender, der alle Schmerzen der Kreatur empfindet, und die Frage, was das Uebel ist und wie es in die Welt kam, wird für ihn zur Lebensfrage. Und auch er beantwortet sie als ein Paradieseslehrer noch einmal mit der biblischen Lehre vom Sündenfall der Menschheit; und in seinen Dichtungen will er uns immer wieder nachweisen, daß der alte Mythos vom Paradiese Alles vollkommen richtig vorhergesagt hat und wir seine Warnung nur nicht in den Wind schlagen sollen. Der im gesetzlichen und nur nicht mehr im ursprünglich-natürlichen Ehe» bett freier Liebe erzeugte Mensch ist das Kind der Vernunft, der vom Erkenntnißbaum die Lebensfrüchte sich pflücken will, und die

Macht, welche die Menschen böse macht, ist allein bis Vernunft, mit
der uns die Büchse der Pandora zu Theil wurde.
Die Welt der Uniform und Disziplin, in der die Menschen
schablonisirt und maschinisirt werden sollen, die Welt gesetzlicher
Institutionen und Verbote, kategorischerImperativeund toter Mo-
rallehren, gegen welche die innerlichste Natur Kleists sich empört, ist
nichts als ein Produkt unserer Vernunft. Es giebt auch nicht etwa
ein menschliches Vernunftorgan. Das zu behaupten, ist nur lächer°
lich. Sondern es giebt allein eine Vernunftlehre, eine Theorie, eine
Vernunftweltanschauung, welche eine Begriffslehre ist, auf einem
abstrakten Denken beruht, ein gesetzliches Denken nÄr sein will.
Eine Lehre vom Absoluten, von einem einzigen Grund und einer
Ursache, der Einheit und Gleichheit aller Dinge, einer Welt der
uniloi-iuitAL, für die Alles darauf ankommt, diese letzte Ursache,
„das" Weltgesetz, zu erkennen und die Menschen zu dem Land der
Idee und des Begriffs hinzuführen, dem Nirwana, der metaphysi-
sche'. Welt, dem Zukunftstaat, wo AllesEins und gleichist. Unsere in
dieser Vernunftlehre wurzelnde Wissenschaft ist, als Lehre von einer
gesetzlich regirten Einheitwelt „geschlossenen Systems", wie Kant
sagt, nothwendig dogmatisch, stets und unter jeder Bedingung ab-
solutistisch: und das höchste Ziel wäre, zu konstatiren, was das
Absolute ist. In einer solchen Vernunftwelt sitzt, nach dem kleisti-
schen Wort, jeder Vernunftmensch, „wie die Raupe auf ihrem
Blättchen, hält dieses allein für das beste und um den Baum küm-
mern sie sich nicht." Ein solcher Absolutismus kann nur dazu füh-
ren, daß Alle wie Spinnen und Skorpionen gegen einander los-
fahren. Mit diesem betrogenen und verblendeten Menschen ist,
wie der Paradiesesmythos erzählt, der Tod in die Welt getreten
und e? hat sich die Welt in eine Dornen» und Distelwelt, stets völ-
lig unfruchtbaren Arbeitens, unausgesetzten Leidens verwandelt.
Als schärfster und radikalster Antirationalist aber zieht Kleist
gegen diese Vernunft zu Feld; fast jede seiner Dichtungen wird,
auch ins kleinste Maß, zusammengedrängt, zu einer umfassenden
geschichtphilosophischen Darstellung des ganzen Entwickelungs-
ganges der Menschheit. Der Dichter schildert uns, wie aus einem
Naturkind, einem unbewußt, rein instinktiv-triebhaft, doch stets
richtig und gut, schöpferisch-künstlerisch handelnden Menschen (denn
er handelt stets natürlich, im Einklang mit der Natur) ein be-
wußter, ein reflektirender Vernunftmenfch wurde, der „hinter die
Dinge" kommen wollte, doch nicht dahinter kam, mit seinem fäl-
schen, irrigen Denken stets nur der Natur Gewalt angethan hat,
mit ihr in Konflikt und Widerspruch gerieth;und all seinThun und

Trachten wurde widernatürlich und blieb nicht mehr „in den Dingen". Als Rousseauschüler verurtheilt Kleist unsere aus diesem Ver» nunftglauben errichtete Kultur und Civilisation in Bausch und Bogen, und wie für Strindberg stellt sie auch für ihn nur eine „mißlungene und mitzrathene Evolution" dar, die „ihrem Zweck, dem Glück, entgegenwirkt". Im „Amphitryon" gießt der Dichter alle Schalen seines Spottes über unsere Vernunftreligionen, unsere metaphysischen Religionen aus, die zu einem leeren Gottbegriff als der Macht aller Mächte aufstaunen. Doch der Jupiter möchte alles Andere, nur nicht mehr ein solcher Begriff sein; der Gott Witt Mensch werden. Als Ehereformator steigt er zu Alkmens herab, um sie von ihrem Wahn zu heilen, daß ihr Bett nur einem gesetzlich angetrauten Ehegatten angehören darf und nicht allein dem Geliebten. In der „Familie Schroffenstein" will er nicht ein Zufallsdrama schreiben und die Welt als blöden Zufall nachweisen, wie die Literaturgeschichte behauptet, sondern er kriti« sirt unsere Familie, den Eckstein der menschlichen Gemeinschaft, und nennt sie eine „Hölle der Kinder". Im „Kohlhaas" bekämpft er den Wahn des Gefetzesmenschen, er könne je uns sagen, was Recht und Gerechtigkeit eigentlich ist. Doch der Mensch der Liebe geht stets den richtigen Weg und bedarf keiner Gesetze; und die Bleikapsel der Zigeunerin schließt das Gefühl und die menschliche Schöpferkraft in sich ein, die einmal alle Tanais°S tasten, alle Vernunft- und Gefetzesstaaten in höhere und bessere Gemeinschaftgebilde umgestalten wird. Die „Hermannsschlacht" aber ist kein nationalpatriotisches Drama von der Befreiung Deutschlands, sondern eine Dichtung von der Befreiung der menschlichen Seele, aus dMSesseln des Vcrnunftdenkens.

Nur unsere Vernunft gerade ist keine Macht, die uns lenken und leiten kann, sondern jede von ihr aufgestellte Idee, jedes Gesetz Und Dogma, jede Theorie führt uns irr, hat stets irrgeführt und vor dem Wagen dieser Vernunft traben von je her zwei schwarze Pferde einher, die „beiden Rappen des Kohlhaas", die Antinomien, die Widersprüche der Vernunft, jedes Moral- und Naturgesetz, jedes Dogma immer gepaart, und wo das eine Pferd Ja sagt, sagt das andere Nein. Am dieser beiden Kohlhaas-Rappen willen wird dieWelt stets in Brand gesteckt. Einmal stehen sie schön gefüttert da, so daß, es sich wohl lohnt, um sie Leib und Lebenauss Spiel zu setzen, und alles Heil und Gut hängt davon ab, ob Gott Koinonsios oder Kamoiousios, ob das Brot Christi Leib ist oder nur bedeutet, der Monismus oder der Dualismus Recht hat, ob national oder international, Sozialismus oder Individualismus, Herren- oder Skia-

Venmoral und in intinitnin weiter, wie nun gerade die höchsten
und wichtigsten Fragen einer Vernunftmenschheit lauten mögen.
Aber all diese Kohlhaasrappen, die für die eine Zeit das höchste
Gut ausmachen, sind für eine andere Generation nur noch arm-
sälige Schindmähren. Bricht ein „Erdbeben in Chile" aus und die
empörte, mißhandelte Natur wirft eine solche Vernunftwelt mit
allen ihren Gesetzesmauern mit einem StoA über den Haufen und
rettet die Menschen der Liebe vor Feuertod und Gefängniß, so
folgt dieses Paar dennoch nicht seinem ersten richtigen Instinkt,
sondern wandert siethört in seine alte Welt zurück, um sich endgiltig
erschlagen zu lassen. Doch im Käthchen, im Hermann, im Prinzen
von Homburg stehen die Befreier vor uns, die den Vernunftmen-
schen überwunden, den Absolutisten in sich wahrhaft erschlagen
haben, die wiederum nur Wesen einer Natur sein wollen, die keine
„Dinge an sich" und nichts hervorbringt, was absolut wäre, sondern
jede Erscheinung immer wieder anders und eigentümlich: und keine
zwingt sich der anderen als Gesetz auf. Sie verkörpern den dritten
kleistischen Menschheitstypus, den Begründer einer neuen Kultur«
und Bildungperiode, der sich psychologisch von dem Vernunftmen-
sehen eben so unterscheidet wie Dieser von dem primitiven Natur«
kind. Aus aller Vernunft weg! Wieder zu der Natur hin, zu dem
Käthchen von Heilbronn, das, als Dornröschen aus dem tausend-
jährigen Schlaf erwacht, in den es verfiel, gestochen von der Nadel
de? Vernunft, still, lächelnd, ohne alle Gewalt der Herrschaft der
Dame Kunigunde das Ende bereitet. In seiner Vernunft besitzt der
Mensch keineswegs eine leitende, lenkende Macht! die Vernunft ist
keine schöpferische, nur eine nach-denkende, nicht eine vor-bildende
Kraft. Sie lähmt und erstickt die im Naturkind lebende künstlerisch«
schöpferische Fähigkeit; und der Künstler, der Menschenschöpfer
muß in dem Vernunftmenschen und in dessen „gesetzlichem Denken"
stets den gefährlichsten Gegner sehen. Aus der Leidenswelt, der ein-
zigen, die dieser Vmmn r^tion^lis sich schaffen konnte, kann uns nur
derUebermensch befreien, ein prometheisch fühlender, der sich seiner
Kraft bewußt und von Vernunft nicht angekränkelt ist.
Diese Vernunft, meint Kleist, geht durch die Welt dahin, blind
nur gegen alles Wirkliche und Thatsächliche, und kann überall nur
Aäthsel uud unlösliche Probleme konstatiren. Mit einer solchen
Vernunftbinde vor den Augen aber ging auch die Kritik durch die
Welt der kleistischen Kunst dahin, sa,h nicht, was dort ganz deutlich
geschrieben steht, und seufzte: „Räthsel! Näthsel!"
Zehlendorf. Julius Hart.

Winckelmann.*)

as Leben Johann Joachim Winckelmanns ist ein seltenes Beispiel für die sieghafte, als Naturkraft wirkende Macht des Genius. Daß von einer armsäligen Hütte des kleinen Städtchens Stendal in der Altmark der Weg zur Weltberühmtheit seinen Ausgang genommen hat, daß aus dem Sohn eines in Kümmernissen darbenden Schuhflickers ein Mann geworden ist, dessen Name für immer mit der Geschichte deutscher Wissenschaft vereint bleiben wird: nicht Dies ist das Merkwürdige an dem Bilde. Wäre Winckelmann ein Künstler, ein mächtiger Staatsmann, ein hervorragender Theologe geworden oder auch ein Gelehrter, der auf Gebieten seit Langem sorgfältig gepflegter Forschung Unerhörtes geleistet hätte, so bliebe gewiß die Ausdauer und Zähigkeit zu bewundern, die eine vorhandene Begabung trotz allen äußeren Widrigkeiten zu höchster Eutfaltung gelangen ließ. Doch es wäre leicht, Gegenbeispiele anzuführen. Winckelmann aber hat eine neue Wissenschaft begründet und hat an ihren Anfang gleich ein Werk von so umfassender Größe und weithin dauernder Wirkung gestellt, wie es ähnlich andere Wissensgebiete nur als Ergebniß einer vielfachen Anstrengung aufweisen können, wenn nach Iahren und Jahrzehnten der Einzelforschung überragende Ingenien, alles Erreichte aufsammelnd, aus Bruchstücken und Sonderwissen einen wohlgegründeten, einheitlichen Bau zu schaffen versuchen. Mit dem gleichen ehrfürchtigen Staunen wie feine Zeitgenossen stehen wir noch heute vor der Erscheinung, daß es diesem Einzelnen möglich war, fast ohne jede vorausgegangene Pionierarbeit Geringerer die Geschichte der Kunst des Alterthums zu schreiben, und unsere Bewunderung muß sich steigern, je mehr wir uns bemühen, zu verstehen, unter welchen Umständen dieses Werk entstanden ist, und erkennen, wie viele seiner Voraussetzungen in Winckelmanns Persönlichkeit selbst erst sich bilden mußten. Wenn wir sonst gern in den ersten, bleibenden Eindrücken und Erlebnissen der Kinder» und Jugendjahre die Grundlagen und Keime für spätere Reife finden wollen, die Richtlinien einer nachfolgenden EntWickelung aufzudecken versuchen, werden wir in Winckelmanns Kindheit und Iüng» lingszeit vergebens Umschau halten nach Zeichen, die seine künftige Wirksamkeit und Bedeutung ahnen ließen, nach Anregungen, denen sein Weg ein Ziel verdankte; man müßte denn die Lecture eines Buches „Neueröffneter adliger Ritterplatz" und die kuriosen Nachrichten von fremden Ländern und Kunstwerken, die es enthielt, gar zu hoch einschätzen, den Grabungen, die Winckelmann mit seinen Mitschülern in

*) Ein Fragment aus der Einleitung in eine neue Ausgabe von Winckelmanns „Geschichte der Kunst des Alterthums", die Herr Dr. Victor Fleischer bei Meyer S Jessen in Berlin erscheinen läßt und die gerade jetzt, in einer Zeit neuer Wirrnih des Kunsturtheils, neuer Sehnsucht nach festen Gittern, besonders willkommen sein muß.

Hünengräbern von der Stadt veranstaltete, Tieferes beimessen als
anderen Iungenspielereien. Ein unmittelbarer Anreiz von Werken
Bildender Kunst ist nicht zu erspüren, am Allerwenigsten natürlich
von solchen des Alterthums. Was wir als wichtig für Winckelmanns
Charakterbild in diesen frühen Iahren schon feststellen können, ist nur
ein Nebensächliches, das erst als Vorbedingung wesentlich wird: sein
nimmermüder Fleiß, seine ungesättigte Lern» und Lesebegierde.
Daß die Eltern dem Drängen des Knaben, ihres einzigen Kindes,
das am neunten Dezember 1717 geboren war, nachgaben und, statt es
zu dem kümmerlichen Handwerk des Vaters zu zwingen, den Besuch
der Lateinschule gewährten, ist begreiflich, zumal Winckelmann bald
als Kurrendesänger, durch Nachhilfestunden und verschiedene Unter»
stützungen selbst für sich sorgen konnte, begreiflich, weil ihnen, wie
manchen Anderen, das Theologiestudium ihres Sohnes als ein ehren»
voller Weg zu Würde und gesichertem Einkommen vorschwebte. We»
niger leicht verständlich aber wird immer bleiben, daß der Lehrplan
dieser Schule, in dem freilich neben dem Latein auch die andereSprache
des klassischen Alterthums, das Griechische, einen bescheidenen Platz in
den Quälereien mit Bibeltexten und Dogmen innehatte, der Quell ei»'
ner so hingebungvollen Liebe zur Antike und zu jeder Art Wissens
werden sollte. Das schwulstige, phrasenhafte Latein jener scholastischen
Zeit reichte im Allgemeinen eben hin, Theologen heranzubilden und
die Zunft der Rhetoren nicht aussterben zu lassen; der Griechisch°Un»
terricht kam über das Neue Testament nicht hinaus. Die Kenntniß der
klassischen Schriftsteller gründete sich selbst bei Gebildeten fast nur auf
Anthologien. Was mag da in dem siebzehnjährigen Winckelmann,
dem weder seine Lehrer noch die kleine Schulbibliothek Anregung ge»
den konnten, die Sehnsucht geweckt haben, gründlicheres Wissen in der
griechischen Sprache sich anzueignen? So seltsam wie dieser Wunsch,
der ihn damals zu Fuß nach Berlin wandern und Zögling des Köll»
nischen Gymnasiums und des Konrektors Damm'werden ließ, ist (wenn
wir an sein Lebenswerk denken) Alles, was Winckelmanns nächste
Jahre erfüllte. Nirgends zeigt sich eine Beziehung zu dem späteren
Hauptinhalt seines Denkens und Wirkens, zur Kunst. Wohl gilt es
ihm wenig, zu Fuß nach Hamburg zu wandern, nur um ein paar Aus»
gaben griechischer Autoren für erdarbte Silberlinge zu erwerben, und
mit unheimlichem Fleiß kopirt er handschriftlich große Theile aus
Werken, deren Ankauf er sich versagen muß. Aber dieser Drang nach
Wissen und Bildung strebt einstweilen ziellos in die Breite und häuft
Werthvolles und Belangloses in Exzerptenbündeln an. Winckelmann
kann an keinem Buch, an keiner Gelegenheit, Neues zu lernen, vorbei,
gleichviel, ob das so erworbene Wissen der Mühe Werth und ihm in
irgendeiner Weise dienlich sei oder nicht.
Die Armuth und Bedrängtheit von Sorgen des Alltags läßt auch
in seinem äußeren Leben Zufall und die Noth des Broterwerbs plan»
los regiren. Winckelmann wird Amanuensis des Schulrektors in

Salzwedel, bevor er dann im Jahr 1739 an der Universität Halle das
Studium der Theologie beginnen kann; zum ersten Mal beschäftigt er
sich hier mit der (von Wolf gelehrten) Philosophie, geht unbefriedigt
aus einer Vorlesung in die andere, empfängt vielleicht die stärksten
Eindrücke in dieser Zeit von Alexander Gottlieb Baumgarten, dem
Begründer der, „Wissenschaft des Schönen"; und hat im nächsten Fahr
sich ganz von der Theologie getrennt, wird Hauslehrer bei der Familie
Grolmann zu Osterburg und bemüht sich zunächst, seine gesellschaftliche
Bildung zu ergänzen, lernt als Autodidakt Englisch, Französisch und
Italienisch und ist bald wieder Student, diesmal als Hörer der Medi-
zin und Mathematik in Jena. Und wie früher von Stendal nach Ber-
lin, will er jetzt zu Fuß von Jena nach Paris, weil ihn die Sammlung
griechischer Manuskripte, deren Katalog eben erschienen ist, dorthin
lockt. Er kommt bis nach Fulda, muh, aller Mittel entblößt, die Wan-
derung aufgeben und ist froh, eine bescheidene Stelle als Erzieher des
Sohnes bei dem Oberamtmann des magdeburgischen Domkapitels zu
Hadmersleben, Lamprecht, zu finden. Anderthalb Jahre bleibt er dort,
festgehalten von der schwärmerischen Zuneigung zu seinem Zögling
und von der Bibliothek des Hausherrn, der früher als dänischer Ge-
sandtschaftsekretär in Paris eine ansehnliche Sammlung französischer,
meist historischer Werke erworben hat. Aus diesen Büchern rafft der
Nimmersatte in ungezählten Exzerpten Nachrichten und Mittheilun-
gen zusammen, wie ex auch nicht davor zurückschreckt, aus Vahles En-
chklopädie Auszüge zu machen und diese Extrakte wieder in eine neue
Verkürzung nochmals zusammenzudrängen.
Im Alter von sechsundzwanzig Iahren wurde Winckelmann
dann als Konrektor an der Lateinschule zu Seehausen in der Altmark
angestellt. Mit dem schmalen Einkommen von hundertzwanzig Tha-
lern, in stetem Kampf mit Nachbarn und Vorgesetzten, zermürbt von
ewigem Aerger, verbrachte er dort fünf Jahre; als „ein großer Lieb-
haber der Einsamkeit und ein Feind des anderen Geschlechts" wird er
uns geschildert, der seine Nachtruhe der Lecture der geliebten griechi-
schen Autoren opferte, der immer wieder große und kleine Fußreisen
unternahm, um in Bibliotheken nach einem Buch zu suchen oder Ex-
zerpte zu machen. Dem Griechenthum galt nun schon sein ganzes Sin-
nen; und hier in der Enge und Bedrängnih werden die ersten Gedanken
an Kunstwerke lebendig: wenn Winckelmann zur Messe nach Leipzig
wanderte, um die Vorräthe der Buchhändler zu durchstöbern, unter-
ließ er nie, auch in den Kunstläden sich umzusehen, und er trug sich
sogar mit der abenteuerlichen Idee, „einen Zug nach Egypten zu thun
und unter den Pyramiden die Kunst der Alten zu studiren". Mit grie-
chischem Empfinden verband ihn auch sein leidenschaftlicher Freund-
schaftkultus; lange Zeit theilte er mit seinem Zögling Lamprecht, der
zu ihm nach Seehausen kam, die einfache Stube, die als Wohn- und
Arbeitraum zugleich dienen mußte; und gewiß hat er die Mißhellig-
keiten seiner Umgebung, die unwürdige Plage mit dem Unterricht in

den niederen Klassen um so schwerer ertragen, seit der Freund ihn verlassen hatte. Die Erinnerung an Seehausen, an die Nöthe und Aergernisse dieser Jahre haben selbst die größten Erfolge und Ehren nicht auszulöschen vermocht. Sie verbindet sich in ihm stets mit bitteren und erregten Worten über die „dunkelste Zeit" seines Lebens.

Der Sommer des Jahres 17W brachte eine entscheidende Wendung. Lange hatte Winckelmann sich vergeblich umgethan, nach einer besseren Anstellung gestrebt; da erfuhr er, daß der Graf Heinrich von Büna», der Verfasser der in allen Fachschriften und Gelehrtenkreisen rühmend genannten Reichsgeschichte, die Winckelmann auch selbst besaß, zur Fortsetzung seines Werkes Auszüge anfertigen lassen wolle und dazu einen Gehilfen brauche. Ohne großes Vertrauen auf einen Erfolg und entgegen dem Rath seiner Freunde entschloß sich Winckelmann, an Bünau zu schreiben, dessen Name ihm von den Bücherauktionen her als der eines eifrigen Sammlers und Besitzers einer der bedeutendsten Privatbibliotheken Deutschlands geläufig war, und bat ihn um die Anstellung. Er wurde auf ein Probejahr angenommen und hat dann sechs Jahre lang in der Bibliothek dieses gelehrten Ministers an der Vorbereitung des Materials für die Reichsgeschichte und an der Katalogisirung der Bücherbestände gearbeitet.

Seine Aebersiedelung auf des Grafen Bünau Landsitz Röthenitz bei Dresden bedeutet die tiefste Umwälzung, die in dem Leben eines nach Wissen strebenden, für Kunst interessirten Mannes denkbar ist. Aus armsäliger Enge, in der jedes neue Buch ein Opfer mühsamer Ersparnisse voraussetzte, war Winckelmann nun mitten in einen Reich« thum aufgestapelter Literatur gestellt, wo neues Wissen und Denken von allen Seiten auf hin einstürmte, aus der Abgeschiedenheit des märkischen Landstädtchens in die unmittelbare Nähe des prunkvollen dresdener Maecenatenhofes, aus weltfremder Einsamkeit in eine vielgestaltige, mannichfach interessirte Gesellschaft, in deren Beschäftigung und Gesprächen alle geistigen und kulturellen Vorgänge der Zeit ein mächtiges Echo fanden. Hatte er bis jetzt selten und meist nur im Widerschein mehr oder weniger guter Reproduktionen einen Eindruck von den großen Werken Bildender Kunst erhalten, so war ihm nun Gelegenheit geboten, die Gemäldegalerie zu studiren, die gerade damals durch die bedeutsamen Erwerbungen des kunstliebenden Fürsten ihre entscheidende Gestaltung erhielt, und die reiche Bauthätigkeit in der Residenz mußte seinem so empfänglichen Geist Anregung geben, auch über die Architektur nachzudenken. Winckelmann selbst charakterisirt (im Beginn seiner ersten Schrift) diese Jahre: „Man muß gestehen, daß die Regirung des großen August der eigentliche glückliche Zeitpunkt ist, in welchem die Künste, als eine fremde Kolonie, in Sachsen eingeführt worden und vor den Augen aller Welt aufgestellt sind."

Aber gerade die Sammlung, deren Kenntniß für den späteren Archäologen von allergrößter Wichtigkeit hätte sein müssen, die Antiken, darunter die aus der Galerie Chigi in Rom und jene, welche aus dem

Besitz des Kardinals Albani für Dresden erworben wurden, gerade diese Kunstwerke blieben ohne Einfluß auf seine Studien. Noch in seiner Abhandlung über die Empfindung des Schönen in der Kunst sagt Winckelmann bei der Nennung dieser Werke: „Ich kann aber das Vorzüglichste von Schönheit nicht angeben, weil die besten Statuen in einem Schuppen von Brettern, wie die Heringe gepackt, standen und zu sehen, aber nicht zu betrachten waren/ Doch war alles Andere, was ihn umgab, stark genug, in Winckelmann die Erkenntnis; seines inneren Berufes reifen zu lassen und seine Sehnsucht nach der Stadt hinzulenken, die seinem Streben alle Erfüllung bringen sollte: Rom.

Das Mittel, mit dem er sich den Weg dahin erschloß, hat zu vielen Erörterungen Anlaß gegeben: er sicherte sich die Protektion des Päpstlichen Nuntius in Dresden, des Grafen Archinto, indem er zum katholischen Glauben übertrat.

Seine Thätigkeit im Dienst des Grafen Bünau befriedigte ihn längst nicht mehr; er gab seine Stellung auf und übersiedelte nach Dresden, wo er noch ein Jahr mit vorbereitenden Studien für seine Reise nach Italien verbrachte. Der Maler Adam Friedrich Oeser, zu dem später auch Goethe in Beziehung getreten ist, ein Mann, der „einen großen, fertigen Verstand" hatte, wie Winckelmann selbst sagt, nahm ihn in sein Haus auf und gab ihm Anleitung, nach Antiken zu zeichnen; die Fürsorge des Nuntius verschaffte ihm den näheren Verkehr mit dem Leibarzt Bianconi und bald gehörte Winckelmann einem Kreis an, in dem sich Männer von vornehmer Bildung und lebhaftem Kunstinteresse zusammenfanden. Christian Ludwig Hagedorn, ein jüngerer Bruder des Dichters, gehörte dazu, eiu Kunstkenner von ungewöhnlicher Erfahrung, Lippert, der Gemmenkundige, der vielgewandte Maler Dietrich und Andere. Den ästhetisirenden Debatten in dieser Gesellschaft verdankte Winckelmann viele Belehrung und Anregung.

In der Zeit des prunkvoll rauschenden Rokoko regte sich schon wieder ein Sehnen nach dem Gegensätzlichen, ein aufwachsender Protest, der einer in ihren Formen einfacheren Kunst die Wege bereitete. Winckelmanns erste Schrift, sein Abschied von Deutschland, hätte Wohl nicht den starken Widerhall finden können, wären nicht im Empfinden der Zeit, in der Hochblüthe ihrer Kunst selbst auch die Elemente der Weiterbildung gelegen. „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst" war die Schrift betitelt, mit der Winckelmann als Achtunddreißigjähriger seine literarische Produktion eingeleitet hat. Ihre reine, kraftvolle Sprache, ihr männlich ernster Stil und die Fülle des gelehrten Inhaltes, dessen Glaubwürdigkeit Winckelmann selbst in einem anonymen Sendschreiben anzweifelte, um die in der ersten Abhandlung unterdrückten Quellenbeweise in einer „Erläuterung der Gedanken" nachträglich anführen zu können: dies Alles wirkte zusammen, seinem ersten Auftreten als Kunstkritiker eine nicht alltägliche Beachtung und lauten Beifall zu verschaffen. Mit einer Pension von zweihundert Thalern, die ihm der

Winckelmann.

Kurfürst bewilligte, konnte Winckelmann nach Rom reisen, wo er am achtzehnten November des Jahres 1755 ankam. „Er verließ die Heimath," schreibt Karl Iusti, „nun schon nicht mehr als ein ganz Nnbekannte?: der Gedanke durfte ihn begleiten, daß das gewählteste Publikum den Früchten seiner Reife mit Erwartung entgegensah."

So spät Winckelmann zu seinem ureigensten Arbeitgebiet ge° langt war, so überreich sollte die Summe der Leistung werden, die in das letzte Viertel seiner Lebenszeit zusammengedrängt erscheint. Von dem Einzug in Rom an bedeutet sein Weg einen ungeheuren Aufstieg in der Sammlung und Verwerthung der Kräfte wie in äußeren Erfolgen und Ehren. Es ist erstaunlich wie in diesen Iahren „sich Verdienst und Glück verketten", bis auf der höchsten Stufe das Schicksal an dem Unermüdlichen erschütternd Rache nimmt.

Ein Empfehlungschreiben des Malers Dietrich hatte Winckelmann an Raphael Mengs gewiesen und in in diesem geistvollen und kenntnisreichen, als Künstler von den Zeitgenossen und nicht zum Wenigsten von Winckelmann selbst fast lächerlich überschätzten Mann einen guten und wichtigen Freund finden lassen. Die Beziehung zum Grafen Archinto, der ihm Wohnung und Thätigkeit in der Bibliothek der Cancellaria gab, vermittelte dem deutschen Gelehrten, dessen ungewöhnliche Belesenheit auch in Rom bald auffallen mußte, die Bekanntschaft mit Sammlern und den Wissenschaft und Kunst fördernden Würdenträgern der päpstlichen Residenz. Winckelmann hätte bald eine Psründe oder Anstellung erhalten können; aber wenn er früher seine Kräfte in grenzenlosem Bildungdrang zersplittert hatte, so war jetzt sein ganzes Streben auf das klar erkannte Ziel, das Studium der Kunstdenkmale, gerichtet. Die Bibliothek des Kardinals Passion«, deren Ordnung ihm anvertraut wurde, leistete ihm dabei große Dienste; gewichtige Empfehlungen öffneten ihm den Zugang zu den neu entdeckten klassischen Stätten bei Neapel. Durch die Aebersendung seiner ersten Schrift trat er in eine rege wissenschaftliche Korrespondenz mit dem Sammler Baron Philipp Stosch, der lange in Rom gelebt hatte und nun in Florenz ansässig war, und wurde nach dessen Tod berufen, die reiche und überaus werthvolle Gemmensammlung des Barons zu katalogisiren und zu veröffentlichen. War schon das ausgedehnte, zum großen Theil wohlgeordnete und richtig bestimmte Material, das ihm so zur Verfügung gestellt wurde, eine ungeahnte Förderung seiner Studien, so verdankte Winckelmann der Verbindung mit Stosch, die er ohne Empfehlung, nur durch seine wissenschaftliche Leistung selbst erworben hatte, die allerwichtigste und einflußreichste Bekanntschaft in Rom: durch seine Vermittelung wurde Winckelmanns Verkehr mit dem Kardinal Alessandro Alban: angebahnt, aus dem sich eine für die Wissenschaft folgenreiche Freundschaft und gemeinsame Arbeit entwickeln sollte.

Alessandro Albani, der Neffe des Papstes Clemens (des Elften), war von Kindheit an mit der Kunst des Alterthums vertraut, DieFür-

sorge des Oheims hatte ihm einen erfahrenen Antiquar, Marc Antonio Sabatini, zum Lehrmeister gegeben. Nach rascher Beförderung in der päpstlichen Armee trat er zum Priesterstand über. Früh schon begann er, mit großen Mitteln zu sammeln, und unternahm ergiebige Ausgrabungen, bei denen Stosch und andere Kunstkenner ihn unterstützten, und sein Reichthum an Plastiken, Münzen und Aehnlichem war berühmt. Als junger Kardinal, der viel Geld verbrauchte, mußte er sich dann zum Verkauf seiner Sammlungen entschließen. Ein Theil wanderte an den kurfürstlichen Hof nach Dresden, die Hauptmasse blieb in Rom, in päpstlichem Besitz: der Grundstock des neugestalteten Kapitolinischen Museums.

Doch bald ging der Kardinal mit verdoppeltem Eifer wieder dar» an, antike Kunstwerke in seinen Besitz zu bringen, und die neue Sammlung wuchs rasch so an, daß Alessandro Alban!, um sie würdig unterzubringen, einen Palast und ausgedehnten Garten schaffen wollte: die berühmte Villa Albani. Die Grundsteinlegung zu dem Palast hat Winckelmann bereits mitangesehen. Als Vertrauter des Kardinals zur Aufsicht über die Bauten, zu Ankäufen und Ausgrabungen berufen, stand er nun in einer von Kunst erfüllten Thätigkeit, die ihm Tag um Tag neue Erkenntnisse erschloß und immer wieder die eben erst gefundenen Denkmäler zuführte. Zwei neue Reisen nach Her» culanum und Pompeji (1762 und 1764) vertieften sein Verständnis; für die „Herkulanischen Entdeckungen", über deren wissenschaftliche Bedeutung er Anfang Oktober 1762 in dem „Sendschreiben" an Brühl auf Grund seiner Erinnerungen und eiligen Notizen (mehr gestatteten die Kustoden nicht) Rechenschaft gab.

Während Winckelmann so als unablässig Lernender inmitten des römischen Kunstbesitzes seinen oftmals von Mengs geleiteten Studien lebte, reiften schon die ersten Früchte seiner Arbeit: Beschreibungen der Statuen des Belvedere, von denen die des Apollo in der „Geschichte der Kunst" verarbeitet wurde, während die des Torso schon 1759 in der „Bibliothek der Schönen Wissenschaften" erschien; dort veröffentlichte Winckelmann auch seine „Erinnerung über die Betrachtung der Werke der Kunst" und die Studie „Von der Grazie in den Werken der Kunst". Im Jahr 1760 folgte das französisch geschriebene Werk über die Gemmen des Barons Stosch, 1761 die „Anmerkungen über die Baukunst der Alten", die, als Winckelmanns erstes Buch in deutscher Sprache seit der Abreise aus Dresden, von allen gelehrten Zeitungen in Deutschland mit besonderer Aufmerksamkeit und Anerkennung aufgenommen wurden.

Das bekrönende Werk Winckelmanns, „Die Geschichte der Kunst des Alterthums", erschien dann kurz vor Weihnachten 1763 (mit der Jahreszahl 1764) in Dresden. „Das, was ein solches Werk leistet, wird vielleicht am Besten in den ersten Augenblicken anerkannt; das Wirksame wird empfunden, das Reue lebhaft aufgenommen": diese Worte Goethes sind geschrieben in naher Erinnerung an den überwältigenden

Erfolg, der Winckelmann sofort zu einem der höchstgeachteten und bewunderten unter den Gelehrten und Schriftstellern deutscher Nation gemacht hat; nicht nur in der Heimath und in Rom: das ganze gebildete Europa beschäftigte sich mit dem Buch, das alsbald ins Französische und dann auch in andere Sprachen übertragen wurde. So „errang Winckelmann", schreibt Otto Jahn, „wie vor ihm Keiner und nach ihm nicht Viele, der Tiefe und Klarheit, der Kraft und Gediegenheit des deutschen Geistes durch ganz Europa hin bewundernde Anerkennung. "Als er zum „Präsidenten derAlterthümer inRom" ernannt war, arbeitet« Winckelmann in angesehener öffentlicher Stellung und mit gesichertem Einkommen, angefeuert durch die Verehrung, die ihm von überall her entgegenkam, mit um so größerer Hingabe an der Erweiterung und Ergänzung seiner Forschungen: er ließ seiner Kunstgeschichte ein Buch „Anmerkungen" folgen und veröffentlichte als „Novumsnti ivsSiti gi sutiokitä" ein Kunstwerk von mehr als zweihundert bis dahin ungekannten Denkmalen, für deren Auswahl allerdings nicht der Kunstwerth, sondern eben die Fremdheit und vor Allem auch die Gelegenheit zu methodischer Erklärung des Dargestellten bestimmend war.

Im zwölften Jahr seiner Ansässigkeit in Rom, im einundfünfzigsten seines Lebens, unternahm er zum ersten Mal eine Reise in die Heimath. Lange schon trug er sich mit dem Plan zu dieser Fahrt, ehe er sich, von einer immer wachsenden inneren Unruhe getrieben, wirklich dazu entschloß. Er kam bis nach Wien, wo er von der Kaiserin Maria Theresia in Audienz empfangen wurde; dann riß ihn die gleiche, quälende Zerfahrenheit und Unbeständigkeit zurück, er ließ alle Reisepläne fallen uud eilte wieder nach dem Süden. Am ersten Juli 1768 kam er in Trieft an und stieg in einem Gasthof ab, da das Schiff, mit dem er Weiterreisen wollte, erst eine Woche später auslaufen sollte. Während dieser acht Tage des Wartens war er sehr viel mit einem Italiener zusammen, den er in der Wirthsstube kennen gelernt, einem (wie man später erfuhr) vielfach abgestraften Gauner. Die Vertraulichkeit, die sich zwischen den beiden an Bildung so verschiedenen Männern rasch entspann, wurde Winckelmanns Verderben. Am Morgen des achten Juni kam der Fremde zu ihm und verlangte, noch einmal die goldenen Ehrenmünzen (das Geschenk der Kaiserin Maria Theresia) zu sehen, die ihm Winckelmann schon früher gezeigt hatte. Während der Gelehrte sich über seinen Koffer beugte, um dem Wunsch zu willfahren, warf ihm der Andere eine Schlinge um den Hals und ermordete ihn durch mehrere Dolchstiche.

„So war er denn auf der höchsten Stufe des Glückes, das er sich nur t)ätte wünschen dürfen, der Welt entschwunden. Ihn erwartete sein Vaterland, ihm streckten seine Freunde dieArme entgegen; alle Aeußerungen der Liebe, deren er so sehr bedurfte, alle Zeugnisse der öffentlichen Achtung, auf die er so viel Werth legte, warteten seiner Erscheinung, um ihn zu überhäufen. Und in diesem Sinne dürfen wir ihn

Wohl glücklich preisen, daß er von dem Gipfel menschlichen Daseins zu den Seligen emporgestiegen, daß ein kurzer Schrecken, ein schneller Schmerz ihn von den Lebendigen hinweggenommen/ (Goethe.)
Winckelmann ist die Auszeichnung geworden, dag das größte Ingenium der Deutschen in einem prachtvoll aufgebauten Charakterbild und in Worten dankbarer Verehrung Zeugniß gegeben von der tiefen Wirkung, die von Winckelmann zu den Besten seiner Zeit hinging. Winckelmann „erhob sich", schreibt Goethe, „über die Einzelheiten zu der Idee einer Geschichte der Kunst und entdeckte, als ein neuer Kolumbus, ein lange geahntes, gedeutetes und besprochenes, ja, man kann sagen, ein früher schon gekanntes und wieder verlorenes Land".
Daß anderthalb Jahrhunderte rastloser Forscherarbeit die Mittheilungen und Lehren Winckelmanns vielfach korrigiren mußten, daß manche Kunstwerke im Lauf dieser Zeit ihren bei ihm genannten Standort verlassen und verändert haben, ist selbstverständlich; und es hätte keinen Sinn, das Buch, das zum klassischen Bestände der deutschen Nationalliteratur gehört, durch Zusätze und Hinweise auf die neuen Ergebnisse der Wissenschaft zu beschweren. Sind doch fast alle Originalwerke, auf die sich heute unsere Kenntniß der griechischen Kunst gründet, und das Meiste, was über die Kunst der Orientalen Aufschluß giebt, erst nach Winckelmanns Tod gefunden und erforscht worden. Nnd doch bleibt sein Werk, dem in der Geschichte der Literatur durch seinen gedanklichen Reichthum, seine sprachbildende Kraft die Stellung neben denen der Hauptmeister gesichert ist, auch für die Alterthumskunde von so hohem Werth, daß Iusti mit Recht sagt, „man dürfte noch immer rathen, in Sachen alter Kunst anzufangen, mit Winckelmann zu sehen und zu irren". Die Grundlinien der griechischen Kunstgeschichte hat Winckelmann schon klar und sicher aufgezeichnet. Aber Wichtigeres noch verdankt ihm die Wissenschaft: vor Allem die Idee einer kontinuirlichen Kunstentwickelung, eine Auffassung, die uns gelehrt hat, die Kunstwerke nicht als etwas Gesondertes, Einzelnes zu betrachten, vielmehr im Zusammenhang mit der ganzen Kultur eines Volkes, unter Beobachtung aller Einflüsse von Land und Klima und als Glied einer ununterbrochenen Evolutionenreihe zu verstehen. Winckelmann ging von der Autopsie aus, suchte sein Urtheil nur auf Denkmäler zu gründen, die er selbst gesehen; dabei erkannte er viele unrichtige Ergänzungen und erfaßte die Wichtigkeit solcher Beobachtung, die Falsches von Echtem sondert. Seine außerordentliche Kenntniß der antiken Mythen- und Heroenwelt, der Geschichte und Kultur gab ihm die Mittel zur Erklärung des gegenständlichen Bildinhaltes, in seinen Beschreibungen der Kunstwerke bewundern wir noch heute die Meisterschaft der Sprache eben so wie die Genauigkeit im Erfassen des Wesentlichen; auch die Beziehung zwischen monumentalen und literarischen Zeugnissen der Vergangenheit hat er, wenn auch unvollkommen und mitunter unrichtig, festzustellen versucht. So sind fast alle Prinzipien moderner Kunstforschung in ihren Anfängen bei

Winckelmann zu finden. Da sein ganzes Interesse sich auf die Kunst des Alterthums vereinigte, hat er der Archäologie mit seinen so gearteten Arbeiten einen ungeheuren Vorsprung vor der Geschichte der neueren Kunst gegeben, die lange in kritiklos anekdotischen Künstlerbiographien und schöngeistigen Betrachtungen befangen blieb, von denen sie auch heute noch nicht ganz erlöst ist.

Die Wirkung von Winckelmanns Schriften und Lehren war nachhaltig. Daß die klassischen deutschen Dichter ihm ihre Vorstellung vom Griechenthum verdankten, ist durch die Worte der Herder, Lessing und Goethe selbst bezeugt. Am Stärksten war, der ganzen ästhetisirenden Zeit gemäß, natürlich der Einfluß der Theile der Kunstgeschichte, der vom Schönen und vom Ideal handelte und das Dogma von der allein vollkommenen Griechenkunst aufstellte; für die selbständige künstlerische Produktion seiner und der nächstfolgenden Zeit war dieser Einfluß unheilvoll: er hat einer unechten Kunst zur Herrschaft in Deutschland verholfen, die nicht, wie die Renaissance, der Natur auf den Wegen der alten Kunst näherkommen wollte, sondern diese alte Kunst selbst zum Vorbild nahm und, wie Winckelmann lehrte, „nachzuahmen" versuchte. Fester noch als bei den Künstlern hat sich der Glaube an die kanonische Bedeutung der griechischen Kunst bei den Kunstgenießenden, beim Publikum und in der Kunstschriftstellerei eingewurzelt und dem Verständniß für die neue EntWickelung lange alle Wege versperrt.

Mit dem Sieg, den endlich doch die lebendige Kunst erringen mußte, zugleich ist auch in der kunsthistorischen Forschung eine epochale Wandlung erfolgt: Winckelmanns Gedanken der kontinuirlichenKunstentwickelung folgerichtig ausbauend, haben erst an der Wende des neunzehnten zum zwanzigsten Jahrhundert zwei wiener Kunstgelehrte die Verbindung zwischen der klassischen und der christlichen Kunst aufgedeckt. Franz Wickhoffs „Römische Kunst" (die Einleitung zur „Wiener Genesis") und Alois Riegls fundamentale Arbeiten haben den Bann von einer Periode der Kunst genommen, die seit Winckelmann als eine Verfallszeit vervehmt war, und haben gelehrt, in dem vermeintlichen Niedergang eine Weiterentwickelung nach neuen Problemen und nach neuem Kunstwollen, ein Fortschreiten zu neuen Zielen zu erkennen.

Wenn wir endlich noch die große Kette der archäologischen Funde und Forschungen im neunzehnten Jahrhundert überschauen, von den englischen Expeditionen, von Lord Elgins und der Entdeckung der aeginetischen Giebelfiguren bis zu den Leistungen der Gelehrten, die noch jetzt am Werk sind, von den pompejanischen Grabungen bis zu Schliemann, Dörpfeld und allen den Anderen, so sehen wir in dieser unermüdlichen Arbeit eine schöne Erfüllung der Worte, mit denen Goethe feine Schrift über Winckelmann geschlossen hat: „Von seinem Grab her stärkt uns der Anhauch seiner Kraft und erregt in uns den lebhaften Drang, Das, was er begonnen, mit Eifer und Liebe fort- und immer fortzusetzen."

Wien, Dr. Victor Fleischer.

Canadian Pacific.
ie beliebt in Deutschland die Aktie der Kanada-Pacific-Bahn geworden ist, zeigt der Kurs: der niedrigste des vorigen Jahres war 198, der höchste in diesem Jahr 281. Dazwischen liegt eine Erhöhung der Dividende um V2 Prozent. Diesem Motiv ist der Aufstieg nicht zuzuschreiben; eine Aktie, die bei 10 Prozent Dividende mehr als 280 Prozent kostet, verzinst sich mit 3Vs Prozent in recht unzulänglicher Weise. Das auf der Kanada-Aktie ruhende Agio ist ein Werk der Spekulation. Die Dominion wird als Zauberland gepriesen. Als Land, wo Milch und Honig flicht und die Sturzäcker verkappte Goldgruben sind. Davon ist die Spekulation ausgegangen; und das Publikum ist ihr gefolgt. Kanada unterliegt nicht der Judikatur der Vereinigten Staaten; es ist englisches Gebiet und der amerikanischen Shermanbill, dem Antitrustgesetz, unerreichbar; sonst wäre der Bahn längst ein Prozeß angehängt worden: denn sie ist im Besitz souverainer Gewalt. Als Inhaberin der wichtigsten Transportwege und als Eigenthümerin großer Landstrecken herrscht sie im Wirthschaftleben der britischen Kolonie; ihre Agenten sind überall thätig, das für den weiten Bereich der Dominion werthvollste Material, Menschen, herbeizuschaffen. Und diese Arbeit wird mit solchem Eifer besorgt, daß die Regirung der Union sich zur Abwehr genöthigt sah; denn sie will nicht dulden, daß zu viel Volk über die Grenze läuft. Die Strategen der Bahn spielen das Instrument der Reklame meisterlich. Jetzt laufen sogar in Tirol Aussichtwagen der Kanada-Pacific. Die sollen nicht nur der Bequemlichkeit der Dollarkönige dienen, sondern auch Sehnsucht nach dem Land ihrer Herkunft wecken. Freilich: auf jeden Multimillionär, den die kanadischen Pullmanwagen über den Brenner fahren, kommen tausend Auswanderer, die ins Gelobte Land Kanada ziehen. Die Regirung der Kolonie unterstützt die Taktik derEisenbahngesellschaft, da Beiden an der Besiedelung des Landes liegen muß. Der Einwanderer erhält besondere Vergünstigungen für den Landerwerb. Der Preis, den der Staat von ihm fordert, ist niedrig. Für eine Stempelgebühr von 10 Dollars bekommt man 160 Acres Land und das Recht, das selbe Quantum billig zuzukaufen. So stellt sich der Acre (4500 Quadratmeter) auf weniger als 7 Cents. Dieses Land muß allerdings erst urbar gemacht werden; und wenn es Ernten bringt, muß das Getreide nach dem Stapelplatz zu befördern sein. Die Bahngesellschaft sorgt selbst für Bewässerung, Aber das Eisenbahnnetz ist weitmaschig, die Irrigation theuer und in manchem Bereich hat die Gesellschaft weder Land noch Wasser. Da nun die Bahn auf den Ertrag der Landverkäufe angewiesen ist, werden die Qualitätunterschiede nicht scharf von einander getrennt und man hört Klagen, der Preis sei zu hoch gewesen, weil das Land'nicht halte, was versprochen worden sei. Die Generalversammlung genehmigte die Erhöhung des Kapitals von 20V auf 260 Millionen Dollars, Dieses Finanzgeschäft hat eine

Canadian Pacific.

Borgeschichte. Gerüchte von einer geplanten Emission neuer Aktien waren noch in der letzten Stunde als falsch bezeichnet worden. Dadurch entstand Verwirrung im Reich der Spekulation; und die Aktie flatterte unruhig hin und her, wie ein aufgescheuchter Vogel. Man wußte eben nicht, wie man die Aktienmehrung finanziren solle. Schließ» lich wurde ein Haussemotiv daraus gemacht; vielleicht kam ein gutes Bezugsrecht heraus. Ob ein Anlagekapital von 1040 Millionen Mark sich eben so leicht verzinst wie eins von 800 Millionen: wer fragt danach? Die Ausgabe der nenen Aktien bedarf der Genehmigung des Parlaments. In diesem Jahr wirds also nichts mehr damit sein. And wer weiß, ob die Politik dem Aktienkurs, der schon gedrückt ist, in den nächsten Monaten nicht nene Substanzverluste zufügt? Dann würde der Preis von 173 Prozent für die neuen Stücke an Reiz verlieren. Der Präsident der Bahn, Sir Thomas Shaughnessh, pries in Winnipeg die Porzüge seiner Finanzmethode; er zeigte, daß die Bahn in den letzten zehn Iahren 200 Millionen Dollars für ihren Betrieb, ausgegeben habe, eine Summe, die der Finanzpolitik des Unternehmens alle Ehre mache. Die Position der Gesellschaft sei eine Folge des „fast universalen Vertrauens zu der Richtigkeit ihrer geschäftlichen Grundsätze". Dieses Vertrauen wird in der Bewerthung der Aktie erkennbar; und es fragt sich, ob das riesige Agio wirklich aus dem Staunen über ungewöhnliche Leistungen kommt. Präsident Shaughnessh hat ferner gesagt: „Die Aktionäre haben Anspruch auf ein werthvolles Bezugsrecht, weil sie nicht wissen, ob die Zukunft ihre Dividendenhoffnungen erfüllt." Sie tragen das Risiko künftiger Enttäuschungen, haben deshalb Anspruch aus einen Ausgleich. Dieser Hinweis war sicher nicht als Belehrung gedacht; ist aber eine für die Unersättlichen, die meinen, der Kurs könne nie in die Tiefe sinken. Die Kanadabahn hat stattliche Erträge. Die hängen aber von der wirthschaftlichen Lage des Landes, besonders den Ernten, und vom Gewinn aus den Ländereien ab. Der Verkehr brachte der Bahn im letzten Geschäftsjahr einen Reingewinn von 34 (gegen 28), der Verkauf der Terrains 10,71 Millionen Dollars (gegen 9,36). Aus den Betriebseinnahmen wurden 7 Prozent Dividende bezahlt; 3 Prozent sind der „Bonus" aus den Landverkäufen. Der trägt also einen nicht ganz kleinen Theil zur Dividende bei. Der Durchschnittspreis, den die Bahn für ihr Land erzielte, war 13,99 Dollars für den Acre, gegen 14,69 (1910), 14,84 (1909) und 13,32 (1908). Die Preissteigerung wäre als reiner Gewinn zu buchen, wenn man wüßte, ob der Werthzuwachs auf natürliche Weise entstanden ist und wie die Käufer bezahlt haben. Die Summe, die auf Landverkäufe gestundet wurde, hat sich nämlich nicht gerade langsam nach oben entwickelt. Sie betrug, laut Geschäftsbericht, 41Vs Millionen Dollars und hatte gegen das Vorjahr um 7 Millionen zugenommen. Die Qualität dieser Restkaufgelder ist von dem Zustand der Schuldner untrennbar. Wenn Die mit ihrem Besitz nicht zu Rande kommen, so werden sie auch ihre Schuld an die Bahn nicht tilgen, die

im besten Fall dann ihr Land wieder als Eigenthum erhält. Auch der Vergleich des von der Regirung geforderten Satzes von knapp 7 Cents und den 15,99 Dollars der Kanadabahn könnte Bedenken wecken. Die Bahn besaß 4,40 Millionen Acres Land in Britisch°Kolum» bien. Dort erzielte sie einen Preis von 40 Cents für den Acre. Vor Jahr und Tag war von der Verwaltung ein Durchschnittspreis von 14 Dollars genannt worden; und „Kenner" hatten behauptet, daß diese Schätzung hinter dem wahren Werth zurückbleibe. Sogar Skep» tiker glaubten, daß wenigstens 10 Dollars herauskommen müßten. Das Resultat giebt zu denken: statt der erwarteten 61 Millionen sinds nur lU Millionen geworden. Wie sieht es, nach diesem Beispiel, mit dem Werth der übrigen Ländereien aus? Die Stärke der Bahn beruht darin, daß sie konkurrenzlos ist. Man muß deshalb unterscheiden zwi» fchen Dem, was Spekulation und Reklame aufgebaut haben, und Dem, was wirklich geschaffen wurde. Die amerikanische Regirung hat der Gesellschaft mit den Bestimmungen des Panamakanalgesetzes einen Strich durch die Rechnung gemacht. Die Kanadabahn, die einen eige» nen Schiffahrtdienst unterhält, hoffte, für ihre Rheder« aus dem Ka° nal beträchtlichen Nutzen zu ziehen. Ein kleines Verkehrsmonopol wäre nicht übel gewesen. Aber die neue Bill hat es auf die Dampfer abgesehen, die Eisenbahngesellschaften gehören, weil verhindert werden soll, daß der Kanal eben so monopolisirt werde wie die Schienenwege. Seit die liberale Regirung gestürzt wurde, ist auf einen Handels» vertrag mit den Vereinigten Staaten kaum zu hoffen. Aber die Van» kees führen Waaren im Gesammtwerth von fast 290 Millionen Dol» lars in Kanada ein, während der nächste Importeur, Großbritanien, es nur auf 110 Millionen bringt. Und die Summe amerikanischen Kapitals, das in Kanada angelegt ist, wird auf 42« Millionen Dol» lars geschätzt. Die Gewinnmöglichkeiten, die der natürliche Reichthum der großen englischen Kolonie bietet, sind anerkannt, aber auch schon kräftig ausgebeutet worden. Die Statistiker haben festgestellt, daß vom Ausland fast 12 Milliarden Mark in die Dominion geflossen sind. Jede Gelegenheit kann durch übertreibende Reklame in Mißkredit ge° bracht werden. Wer die Möglichkeit sieht, Geld damit zu machen, stürzt sich auf das Objekt und entwerthet es durch das Agio. Die eng» lisch e Finanzwelt hat sich, aus politischen Gründen, an den kanadischen Unternehmungen mit großen Summen (wie behauptet wird, mit 900 Millionen Dollars) betheiligt. Ist damit bewiesen, daß man in Lon» don an alle Verheißungen der Propheten Kanadas glaubt? Die Zwei» fel werden von der Stimme der Politik übertönt. In Deutschland sollte man nicht allzu gläubig sein. Die Handelsbeziehungen zur Do» minion sind schlecht und recht geregelt worden; bis in den März 1910 war Zollkrieg gewesen. Aber was zwischen beiden Ländern umgesetzt wird (im Ganzen etwa 50 Millionen Mark), ist nicht so überwälti» gend, daß man 5 tout prix für Kanada begeistert sein müßte. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur! Maximilian tzarde» in Berlw. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Pag « Sarleb S, m, b g, in «erlin.

Berlin, den 3«. November 1912.

Mens Tekel.

1803.

DTMapoleon Bonaparte., der das Diadem der Römerkaiser, der 8Mv Caesaren und Karlingcr, auf das vom Papst gesegnete Haupt gestülpt hat, besinnt die Landung in England, die »sechs Jahrhunderte voll Schmach nnd Schimpf rächen soll", und reist, um Europens Auge von der Kanalküste, dem Ziel seines Plancns, abzulenken,durchItalienssommerlichprangendeFlur. Kann der Plan gelingen? Alle Nüchternen zweifeln und WilliamPitt sitzt furchtlos in seiner Inselfestung, Ein geheimes Abkommen verbündetihmRufzland, dessen junger ZarAlezandernach der Glanzrolle des Bö'!kerbefreiers laugt. And seit Napoleon den Scheitel mit der Krone von Italien geschmückt und Ligurien dem Kaiserreich einverleibt hat, ist auch der e.i8us foederis gegeben, den der austro-russische Vertrag vom Dezember 1804voraussah. England, Oesterreich, Ruhland: des Nsurpators Sterbestunde muß nahen. Ein Kongreß wird ihn entkrönen oder ihm mindestens die Herr» schaft überItalien,inDcutschland, Holland, der Schweiz das Mitbcstimmungrechtnehmenund seinem Frankreich wieder denRhein und die Mosel als Grenzen geben. Alexander war ein Schwärmer, dcnAdam Czartoryski für die Polensache gewonnen und zu hochmüthigerGeringschätzungPreußens beredet hatte. Pitt vermochte, wie die meisten Staatsmänner Britanicns, die festländischen Machtverhältnisse nicht richtig einzuschätzen. Nnd in dertzofburg herrschte Kaiser Franz, „das Skelett, dem das Verdienst seiner Vorfahren auf denThrongeholfenhat" (Bonaparte).DieseTrias

wähnt, ohne Zusammenballung aller erreichbaren Machtmittel
den Riesen bezwingen zu können. Zwar mahnt Erzherzog Johann,
mahnt der Protestantenfeind Gentz selbst zur Verständigung mit
Preußen, ohne das nichts auszurichten sei. Sie überreden schließ-
lich den Kaiser auch zu dem Vorschlag eines austro-preußischen
Bündnisses, das den fremden Eroberer niederwerfen und Oester-
reich im Süden, Preußen im NordenDeutschlands die Oberhoheit
sichern solle. Doch dieAnterhändlerkommenüber lauen Eifernicht
hinaus; und in Berlin hofft man noch immer, in behaglicherRuhe
den Welthändeln zuschauen zu können.Europa brauchtFrieden,
spricht der schwachgemulhe König, und Preußens Platz kann nur
neben Denen sein, die auch unter Opfern den Frieden erhalten
wollen. Selbst im Kriegsfall, schreibt Hardenberg, kann Nord-
deutschland neutral bleiben; und warum soll es^stch nicht dem
Fmn^o^senkmserverbünden.wenn er uns Preußen einen ansehn»
lichen Machtzuwachs, etwa durch die Annexion Hannovers, er-
regen Mfk?"DerKönig und derMinister des Auswärtigen em-
pfinden nicht, daß es sich um eine Lebensfrage deutscher Zukunft
handelt; daß dem Vormarsch des Korsen nur Halt zu gebieten ist,
wennNord und Süd des deutschen Sprachbereiches zusammen-
wirken. Napoleon fühlt das Dämmern einer Schicksalsstunde.
Rußland und Oesterreich rüsten? Gut; ihr Tempo, die Schranke
ihres Kraftaufwandes, kennt er. DieAbsicht,NelsonsFlotte nach
Westindien zu locken und im Kanal dann denAeberfall vorzube-
reiten, hat die Wachsamkeit des großen Admirals vereitelt. Also
muß die Entscheidung auf dem Festland fallen. Die Armee wird
vonBoulogne an denRheingeschickt,Bayern,Württemberg,Ba«
den, Hessen werden ins bonapartische Lager hineingeschmeichelt,
die Heerstraßen an der oberen Donau erspäht. Der Krieg kann
beginnen. Preußen weist zwar den Bündnißantrag zurück, den
der Gesandte Laforest imAuftrag desKaisers insSchloß bringt;
will aber neutral bleiben. Nnd Napoleon höhnt: «Preußen mag
lhun und lassen, was ihm beliebt; es ist heute schon in die Reihe
der Mächte zweiten Ranges hinabgesunken."

In Preußen wird um Zölle, Steuern, Verwallungreformen
gestritten. Salzmonopol, neuer Tarif für Ost- und Westprcnßcn,
Fabrikkommissare, Bankpolitik: mit solchen Aufgaben ist das Ge-
ncraldircktorium beschäftigt. Jede internationale Vereinbarung

scheint eine Fessel. Napoleon bietet Hannover und ließe wohl,
^wenn Hardenberg ungehemmt weiter verhandeln dürfte, auch über
SachsenundBöhmennochmitsichreden. DieKoalirten, England,
Rußland,Oesterreich, Schweden,verheißen die Stärkung derPo«
sition, die Preußen bis zum Baseler Frieden auf dem linken Rhein-
ufer gehabt hat. Von beiden Seiten winkt Gewinn; wer mit
Fritzenmuth das Schwert zieht, kann ihn einheimsen. DochFrie-
drichWilhelm derDritte ist nicht der Mann tapferen Entschlusses.
Er möchte neutral bleiben und nichts riskiren; ist schon um den
Preis der Neutralität Hannover zu haben: um so besser. Nur
wollen die Großmächte nicht wieder.wieindenTagenderZweiten
Koalition gegen Frankreich, durch preußischeZaudertaktik gehin«
dert sein; wer ihnen Schwierigkeiten bereitet, gilt als gemeinsamer
Feind. Alexander schreibt nach Berlin, ein Theil seines Heeres
werde durch Südpreußen und Schlesien marschiren: und zwingt
durch diesenDrohbrief denKönig zur Mobilmachung. DenKrieg
hofft ernoch zuvermeiden. AberauchderZustand,dendie Staats-
rech tssprache bewaffnete Neutralität nennt, kostet Geld. Stein soll
helfen; dringt mit seinenFinanzreformvorschlägenabernochnicht
durch. Ihn dünkt der Krieg gegen Frankreich unvermeidlich, er
möchte ihn in der für Preußen günstigsten Stunde wagen und
scheut, unter Säuslern ein Mann, nicht den unpopulären Ruf des
Kriegsparteiführers. Neutralität? Der Korse hat sie ja schon ver-
letzt; hat, um die Oesterreicher beiAlm zu fassen, ein Corps durch
das preußische Franken geschickt. Den dadurch in derBrustFrie-
drich Wilhelms entstandenen Groll muß man nützen. Preußens
ganzes Heer wird mobilisirt.der diplomatische VerkehrmitFrank«
reich abgebrochen, den Russen derMarsch durch Schlesien erlaubt.
Alezander kommt nach Berlin und erobert, wie überall, rasch die
Herzen. Auch Steins. Mit einem solchen Bundesgenossen, schreibt
er, können wir denKampf gegen den „gefürchtetstenManninEu-
ropa" getrost wagen. Der Aebermuth des Imperators ist nicht
länger zu dulden; die Selbsterhaltungpslicht zwingt uns, zu der
Wiederherstellung des europäischenGleichgewichtes mitzuwirken
Der Friede ist ein gutes Ding; der Mann mit den zwei Kronen
auf demPlebejerhaupte träumt jetzt aber von neuen Siegen und
ist humanen Friedenswünschen nicht erreichbar. Die Öffentliche
Meinung,die den innerenZwang zukriegerischerWehrnochnicht

empfindet, muß aufgeklärt und zur Erkenntniß der Lage geleitet werden. «Durch eine in der Stille zu veranlassende und zu auto? risirende Schrift sind die Begriffe des Publikums von derNoth- wendigkeit der Maßregeln, die zur Eröffnung außerordentlicher Quellen des öffentlichen Einkommens ergriffen werden, und von der Güte der Absichten und Aussichten zu bestimmen und zu be» festigen." Johannes Müller erhält den Auftrag, ein Manifest zu verfassen, das den Titel tragen soll: „Von dem Krieg an die Preu- ßen." And Stein schreibt an Hardenberg: »Gott gebc.daß man in diesem Moment der Krisis kraftvoll handle!" Gottes Ohr ver« schließt sich dem Wunsch des preußischen Patrioten. Frie drichWil» Helm kann von der Hoffnung auf friedliche Verständigung nicht lassen. Der Eindruck des französischen Neutraiitätbruches ist bald aus seinerBourgeoisseele verwischt. Auch Hardenberg fühltnicht, daß jetztnur ein rascher Entschluß zumAeußersten zu retten vermag, und räth zu dem Versuch bewaffneter Vermittlung (der durch jeden Sieg des Imperators doch überholt würde). Und selbst diesem Rath folgt der König nur, weil ihn derZar darum bittet (unique- ment par amitie pour m«j, schreibt Alexander). Im Potsdamer Vertrag übernimmt Preußen die Pflicht, Napoleon zurAnerken». nung des Besitzstandes von Luneville zu bringen oder der Koa« lilion beizutreten; für den zweiten Fall wird ihm eine stattliche Gebietserweiterung zugesagt. Als der Zar auf die Wiederher- stellung des Polenreiches (dessen Krone er schon auf seinem jun- gen Haupt schimmern sah) verzichtet und am Sarg Friedrichs des Großen den König umarmt hat, scheint das Bündniß besiegelt und stark genug, allen Stürmen zutrotzen. Daßes gar nichtersterprobt wurde, ist Alexanders Schuld. Der wollte die Welt durch einen schnell entscheidenden Sieg überraschen, ging, ohne Preußens Intervention und Kriegsbereitschaft abzuwarten, gegen die klug gewählte Stellung der Franzosen vor und schuf dem Imperator die Möglichkeit, bei Austcrlitz den Jahrestag seiner Krönung zu feiern. Oesterreich erbittet einen Waffenstillstand. Rußland stellt die in Schlesien und Niedersachsen versammelten Truppen unter preußischen Befehl. Friedrich Wilhelm gebietet über drei» hunderttausendMann und kannnichtnurNorddeutschlands Frei- heit wahren, sondern auchOesterrcich zu einem anständigen Frie- den helfen. Findet er im Drang nun wenigstens die Kraft zudem

nothwendigen Entschluß? Graf Christian Haugwitz ist ins französische Lager geschickt worden, um mit Napoleon zu verhandeln. Er muß, wenn seine Mission Erfolg haben soll, das Ultimatum so rasch vorlegen, daß ein Sieg des Gegners es nicht unwirksam machen kann. Erwähnt es in dem einzigen Gespräch, das er mit Napoleon vor dem Tag vonAusterlitz hat, aber gar nicht und verpflichtet Preußen, während der diplomatischen Verhandlung mit Frankreich den Truppen der Koalition die hannoversche Grenze zu sperren und damit die Möglichkeit eines Marsches nach Holland zu nehmen. Er droht nicht, spricht nicht von bewaffneter Intervention, deutet nicht einmal an, daß Preußen den Oesterreichern beistehen wolle, läßt sich mit schlauenWorten abspeisen ündübergiebt in Wien, während bei Austerlitz die Sonne sinkt, leichten Herzens dem Courier seinen Bericht. Als Stein den Inhalt kennt, schreibt er an Hardenberg: „DasBenehmen des Grafen Haugwitz ist feig, doppelzüngig, strafbar und bestärkt mich nur in der tiefen Verachtung, die mir dieser verächtlicheSykophant stets eingeflößt hat. Seine Feigheit hat sich darin gezeigt, daß er nicht einmal gewagt hat, den Friedensvorschlag auszusprechen, dessen Ueberbringer er war, und daß er die Bedingung annahm, durch die ein verbündetes Heer im Norden lahmgelegt wurde. Seine Perfidie hat er dadurch bekundet, daß er nichts that, um mit den Verbündeten Rücksprache zu nehmen, daß er sich weder mit Stadion (dem österreichischen Minister) zu besprechen gesucht noch mit den beiden Kaiferhöfen vonRußland undOesterreich inVerbindung gesetzt hat. Man muß diese eben so verächtliche wie perfide Kreatur zurückrufen, auf ihre Güter schicken und den Krieg beginnen, indem man in Böhmen einrücktundauf dieDonau marschirt." Auch Hardenberg tadelt den Grafen hart, Beyme nennt ihn einen verächtlichen Schurken und noch inTreitschkes (dem König allzu günstiger) Darstellung ist er ein „charakterloserMann" und „pflichtvergessener "Unterhändler". Heule wissen wir, daß Haugwitz nur denBefehlFriedrichWilhelms ausgeführt hat. Der eingeschüchterteMonarch wollte um jedenPreis den Krieg gegen Frankreich vermeiden (zu dem der von Alezander Ueberrumpelte sich doch bereit erklärt hatte) und gab dem Bevollmächtigten heimlich den Auftrag, sich im Lager des Korsen nachgiebig zu zeigen. Die koalirtenMächte und diepreußischenMinister mußten glauben.Haug-

Witz sei derUeberbringer einerDrohnote.FriedrichWilhelmhatte
ihm befohlen, das Ultimatum zu verschweigen. Amtlicheund königlichePolitik;zweiWege,zweiZiele.PreußenhatdieFolgengefühlt.
Noch ists nicht zu spät. Oesterreich hat sich im Waffenstillstandspakt verpflichtet, seine Grenze keinem fremden Heer zu öffnen. Rußland hatPreußen zwar der Fessel desPotsdamerVertrages entbunden, will ihmader mit seiner ganzen Macht beistehen,
wennesfriedlicherVerständigungden Kriegvorzieht. Einstweilen
sind die Corps Tolstoi und Bennigsen leicht heranzuholen; mit
den Preußen, Sachsen, Hessen über zweihunderttausend Mann.
Hat Preußen noch die Kraft zum Wollen^ so kann es mit solcher
Truppenzahl seine Unabhängigkeit wahren und einen leidlichen
Vergleich erwirken. Unsere Mittel, schreibt Stein, finanzielle und
militärische, erlauben uns, eine ehrenvolle Unabhängigkeit zu er« streben und durchzusetzen. Doch wieder versagt der König. Zwar
sträubt er sich, den vonHaugwitz aus Schönbrunn nach Berlin ge° brachten Vertrag zu ratifiziren, der dem Staat Fritzens Ansbach
und Kleve nimmt, ihn zur Anerkennung aller den Oesterreichern
im künftigen Frieden aufzuerlegenden Bedingungen, in einem
anderen Artikel zurAnerkennung des unantastbaren türkischenBesttzstandes verpflichtet und ihm als Entgelt das Kurfürstenthum
Hannover zuspricht. Dieser Vertrag, der Preußen zu Schutz und
Trutz an Frankreich bindet, scheintselbstden friedseligen Berlinern
gar zu schimpflich; er würde den Briten, von denen Preußen eben
Subsidien annehmen wollte, Hannover rauben, auf das Frankreich nicht das geringste Recht hat, und die Höfe vonLondon, Wien,
Petersburg inTodfeindschaft gegen dietreulosen Preußen Hetzen.
Aber Friedrich Wilhelm zaudert so lange, vertrödelt in seiner
Angst so viel Zeit an den Versuch, das Benefizium des Bündnisses ohne dessen Nachtheile einzustreichen, daß dem Sieger von
AusterlitzMuße bleibt, seine Heersäulen näher an die preußischen
Grenzen zu rücken. Als er so weit ist und erfährt, daß der König,
um Geld zu sparen und den Titanen nicht zu reizen, die Kriegs» rüstung abgelegt, die Armee auf den Friedensfuß zurückgebracht
Hai, sagt er lächelnd zu Haugwitz, auch ihm passe nun der Schönbrunner Vertrag nicht mehr; für Ansbach könne er keine Entschädigung geben undPreußen müsse seineHäfen undFlußmündungen an derNordsce und denlübcckerHafenderSchiffahrtund

dcm Handel Englands sperren. Auch diesen demüthigenden Zusatz hat Haugwitz hingenommen; und der König hat den Pariser Vertrag, der doch wesentlich ungünstiger war als der in Schönbrunn entworfene, in seiner Kriegscheu hastig ratifizirt. Wie diese nnithlofe Opferung preußischerLebensinteressen auf starke Herzen wirkte, spürt man in Steins Worten: «Hätte eine große moralische und intellektuelle Kraft unseren Staat geleitet, so würde sie die Koalition, ehe sie den Stoß, der sie bei Austerlitz traf, erlitten, zu dem großen Zweck der Befreiung Europas von der französischen Nebermacht geleitet undnachihmwiederaufgerichtethaben. Diese Kraft fehlte. Ich kann Dem, dem sie die Natur versagte, so wenig Vorwürfe machen, wie Sie mich anklagen können, nicht Newton zu sein. Ich erkenne hierindenWillenderVorsehungundesbleibt nichts übrig als Glaubeund Ergebung. "Preußens Steinist weich. Die Gelegenheit war versäumt.Zu spät sah man, in den Tagen von Jena, ein.welcherFehler es war,Oesterreich imSlich zu lassen. Das hatte Bonaparte früh erkannt. Schon in Schönbrunn ries er: «Wenn ich Preußens sicher bin, muß Oesterreich thun, was ich will!" Erzwang mit dem erstenVertrag (dem er inParis dann noch die Spitze gegen England gab)vom wienertzof dieAbtretungdes venetischen, tirolischen undschwäbischen Besitzes. Nnd lernte Preußen, dessen thörichte Furchtsamkeit ihm den Weg ge» kürzt hat, nie wieder respektiren. Am zwölften September 1806 schreibter aus Saint°CloudanTalleyrand:„DerGedanke, Preußen könne allein Etwas gegen mich unternehmen, ist so lächerlich, daß er mir der Erörterung nicht Werth scheint. Mein Bündniß mit Preußen beruht auf der Furcht. In Berlin ist das Kabinet so verächtlich, der König so charakterlos, der Hof so völlig von der Abenteuersucht junger Offiziere beherrscht, daß mit dieser Macht nicht ernsthaftzu rechnen ist. Was sie jetzt gethan hat, wird sie wieder thun: rüsten, zaudern, während draußen gekämpft wird, abrüsten und sich mit dem Sieger verständigen. Wir dürfen sie nicht durch direkte Drohung allzu sehr erschrecken? es genügt, wenn wir in Berlin sagen: Legt Eure Rüstung ab oder ich mnß meine verstärken. Das mindert die Furcht und läßt sie doch nicht einschlafen. Auf solchemMittelweg wächst das Heilkraut, mit dem manPreußen behandeln muß." Zu dieser Schätzung hatte die unkönigliche Politik des Königs dem StaatFriedrichs verholfen. Ihn machte

Stein, machte jeder aus wachem Auge dem Gang der Dinge Zuschauende für das Geschehen und Unterlassen verantwortlich.Und von ihm und seinen Kreaturen Haugwitz und Köckritz gilt, was der Steinbiograph Max Lehmann von den preußischen Staatsmännern sagt: „Sie wollten ernten, ohne gesät, gewinnen, ohne gesetzt, siegen, ohne gekämpftzu haben." Sie fühlten nicht, daß Oesterreich diesmal für die alldeutsche Sache focht; auch für Preußens.

1909.

Daß Oesterreich für die alldeutsche Sache ficht, wird im Deutschen Reich auch im Jahr des Haders um Bosnien nicht klar erkannt. »Wozu setzen wir uns für österreichische Interessen einer Kriegsgesahr aus?" Das hört man nun täglich; von verständigen, auf ihreArt patriotischen Leuten. Täglich die Erinnerung an Bismarcks Rath, die Option zwischen Rußland und Oesterreich zu meiden und Balkanfragen, wenn der Wahl nicht auszuweichen ist, lieber im russischen als im österreichischen Sinn zu beantworten. »Der Kaiser Franz Joseph ist eine ehrliche Natur, aber das österreichisch-ungarische Staatsschiff ist von so eigenthümlicher Zusammensetzung, daß seine Schwankungen, denen der Monarch seine Haltung an Bord anbequetnen muß, sich kaum im Voraus berechnen lassen. Die centrifugalen Einflüsse der einzelnen Nationalitäten, das Ineinandergreifen der vitalen Interessen, die Oesterreich nach der deutschen, deritalienischen, der orientalischen und der polnischen Seite hin gleichzeitig zu vertreten hat, dieUnlenksamkeit des ungarischen Nationalgeistes und vor Allem die Nnberechenbarkeit, mit der beichtväterliche Einflüsse die politischen Entschließungen kreuzen, legen jedem Bundesgenossen Oesterreichs die Pflicht auf, vorsichtig zu sein und die Interessen der eigenen Anterthanen nicht ausschließlich von der österreichischen Politik abhängig zu machen. .. Kann sich nicht die Politik für Pflicht gehaltener Nndankbarkeit, deren Schwarzenberg sich Rußlandgegenüberrühmte.inandererRichtungwiedcrholen, die Politik, die uns von 1792 bis 1795, während wir mit Oesterreich im Felde standen, Verlegenheiten bereitete und im Stich ließ, um uns gegenüber in den polnischen Händeln starkgenug zu bleiben, die bis dicht an den Erfolg bestrebt war, uns einen russischenKrieg auf den Hals zu ziehen, während wir als nominelle Verbun»

dete für das Deutsche Reich gegen Frankreich fochten, die sich auf
dem Wiener Kongreß bis nah zum Krieg zwischen Rußland und
Preußen geltend machte?DieAnwandlungen,ähn!iche Wege ein-
zuschlagen, werden für jetzt durch die persönliche Ehrlichkeit und
TreuedesKaisersFranzIoseph niedergehalten unddieserMon-
arch istnicht mehr so jung und ohne Erfahrung wie zu der Zeit, da er
sich vonderpersönlichenRancune des GrafenBuolgegendenKai-
serNikolauszumpolitischenDruckaufRußlandbestimmenließ.we-
nigeIahrenachVilagos;aberseineGarantie ist eine rein Person»
liche, fällt mit dem Personenwechsel hinweg und die Elemente, die
dieTrägereinerrivalisirendenPolitikinverschiedenenEpochen ge-
wesen sind.können zu neuemEinfluß gelangen...DieEindrücke und
Kräfte, unter denen die Zukunft der wiener Politik sich zu gestalten
haben wird,sind komplizirter als bei uns,wegen derMannichfal-
tigkeit der Nationalitäten, derDivergenz ihrer Bestrebungen, der
klerikalen Einflüsse und der in den Breiten des Balkan und des
SchwarzenMeeres für dieDonauländer liegendenVersuchungcn.
Wir dürfen Oesterreich nicht verlassen, aber auch dieMöglichkeit>
daß wir von Oesterreich freiwillig oder unfreiwillig verlassen wer-
den, nicht aus den Augen verlieren. Die Möglichkeiten, die uns
in solchenFällen offen bleiben, muß die Leitung der deutschen Po-
litik, wennsie ihrePflicht thunwiü, sich klar machen und gewärtig
halten, bevor sie eintreten, und sie dürfen nicht von Vorliebe und
Verstimmung abhängen, sondern nur von objektiver Erwägung
der nationalen Interessen." („Gedanken und Erinnerungen.")
Also mußIeder, der anBismarck glaubt, die entschiedeneAnter»
stützung der österreichischen Balkanpolitik jetzt tadeln? Nein. Er-
stens gilt hier Moliercs Wort: „(ZusncZ sur une pei sonne «n pre>
tencise realer, c est par les be»ux cotes qu il lui kaut ressembler"; und
zn den objektiv schönen, in alle Ewigkeit als Muster brauchbaren
Seiten bismärckischen Wesens gehört die mißtrauische Antipathie
nicht, die der größle Preuße gegen Oesterreich hegte, seit er Schwar-
zenbergs Depesche vom siebenten Dezember 1850 gelesen hatte,
«in welcher der Fürst die ol,nutzer Ergebnisse so darstellt, als ob
es von ihm abgehangen habc, Prcußenzu demülhigenoder groß-
müthig zu pardonniren". Zweitens ist die Zeit, von der und für
n'ck sprach, unwiederbringlich dahin und die Furcht,
Rußland könne sich, wenn wir ihmtzilfeoderwohlwollendeNcu-'

tralität weigern, einerunsfeindsäligenKoalitionanschließen, un°
zeitgemäß.seitdieserAnschlußEreigniß geworden ist.Bismärckische
Politik treibt Der aber nicht, der unter veränderten Umständen
handelt, wieBismarck in einerbestimmtenStundegehandelt oder
gerathen hat, sondern nur der geistig autonome Staatsmann, der
aus derSumme desMöglichen das imAugenblickNothwendige
so klug, so tapfer, so nüchtern zu errechnen vermag wie Bismarck
unter demDruckderVerantwortlichkeit. Drittens hätte derMann,
der vom Winter des Jahres 1805 als von einer versäumten Ge°
legenheitsprach, dieWiederholung des damals gemachtenFehlers
niemals gebilligt. Nnd viertens handelt sichs für uns da unten
nicht um österreichische Interessen, sondern um deutsche. Merken
wir Das wieder zu spät, dann treiben wir Oesterreich ins Lager
des Feindes (das seine Slaven längst mit der Seele suchen) und er-
neuen die kaunitz ische Koalition, deren Schreckbild, nach dem Wort
Peters Schuwalow, dem ersten Kanzler den Schlummer störte.
Warumwird Oesterreich bedroht, gescholten, mitimmerneuer
Schwierigkeit umdrängt? Weil es in derAera des jungtürkischen
Parlamentarismus, der Bosniaken und Herzegowzen an die
Wahlurne rufen konnte, sein tzoheitrecht dem Bereich des Zwei-
fels entrückt, dasAnschen desaltenKaiserszurErledigungeines
dem Nachfolger unbequemeren Staatsgeschäftes genützt und die
seit dreißig Iahren okkupirten Balkanprovinzen annektirt hat?
Nein: weil es dem DeutschenReich verbündet und noch nicht ent-
sch! offen ist, d lese Bundesgenossenschaft gegen einen anglo- russisch-
französischenAssekuranzvertragzutauschen. KeineGroßmacht hat
geglaubt, Oesterreich-Nngarn werde die ihm in Reichstadt, auf
demBerlinerKongreß und durch eingeheimes Separatabkommen
zugesprochenen Provinzen je wieder räumen. Keiner kann die
Beantwortung der Frage, ob Oesterreichs Souverainetätrecht in
diesen Provinzen beschränkt bleiben solle, wichtiger sein als der
Türkei, die sich, nachdem ihr ein anständiges Trinkgeld gewährt
war, mit der Annexion abgefunden hat. Keine würde sich für
Serbiens Sehnsucht nach einemWegandieMeeresküsteerhitzen.
Was seit dem siegreichen Iungtürkenputsch geschah, hat aber be-
wiesen, daß die Einkreisung ziemlich unwirksam bleiben muß, so
lange Oesterreich an Deutschlands Seite ausharrt. Frankreich
will nicht, Rußland kann noch nicht losschlagen. Die Heere der

beiden mitteleuropäischen Kaiserreiche wären vereint so stark, daß
selbst der skrupelloseHerrIswolskij nicht wagen würde, dieReste
russischer Wehrmacht diesem Anprall auszusetzen. Deshalb soll
Oesterreich eingeschüchtert und aus dem Bund geängstet werden.
Ist dieses Ziel erreicht, dann ist Deutschland in unbequemerLage
und, daOesterreich sich dem feindlichen Concern anschließenmüßte,
gezwungen, gegen die kaunitzische Koalition (Frankreich, Ruß-
land, Oesterreich unter britischemPatronat) zu kämpfen oder von
ihr demüthigende Zumuthung hinzunehmen. Was die Gegner
hindern kann, an dieses Ziel ihrerWünsche zu kommen, muß ver-
sucht werden. And der Staatsmann, der dazu mitwirkt, dient nicht
den Habsburg-Lothringern, sondern dem Deutschen Reich. Für
dessen Lebensinteresse der höchste Preis nicht zu hoch sein darf;
auch der mit demBlut deutscherMenschen zu zahlende nicht. And
schon die Erkenntniß der Zahlungbereitschaft würde genügen.
Vielleicht wäre die Auferstehung des Dreilaiserbündnisses
möglich geworden, wenn Deutschland sich für das russische Per-
langen derMeerengenösfnung eingesetzt hätte. Frankreich konnte
dem Wunsch der nation smie et alliee kaum widersprechen, Oester»
reich hatte ihm zugestimmt, und gelang es den Briten, die neuen
Tyrannen derTürkei zu ernstlicherAbwehr zu waffnen, so konnten
die Botschafter der Kaiserreiche in Petersburg sagen: Jetzt seht
Ihr, wo Eure Feinde zu suchen, Eure zuverlässigen Freunde zu
finden sind. Immerhin sprach manches Bedenken gegen denVer-
^uch, den Osmanen auch dieses Opfer noch in der Stunde natio-
naler Erregtheit aufzuzwingen. Da er nicht unternommen ward,
blieb keine Wahl. Wir mußten mit Oesterreich gehen. Früher ge-
machte Fehler tilgt auch der besteWille nicht binnen kurzerFrist.
Jetzt mußten wir. DieseNothwcndigkeit hat FürstBülow erkannt
und oft ausgesprochen, daß unserPlatz an Oesterreichs Seite sei.
Nicht so unzweideutig sprach leider die offiziöse Presse. Als inder
Norddeutschen Allgemeinelr^citung gesagt worden war, Oester-
reich handle, wie es müsse, und dürfe auch für den Fall schärferen
Konfliktes mit Serbien und dessen Protektoren zuversichtlich auf
die deutsche Hilfe zählen, erschien in der fast eben so offiziösen
Kölnischen Zeitung ein im Ton einer Bußpredigt gehaltener Ar-
tikel, der Herrn vonAehrenthal rieth, «dem kleinen Nachbarstaat
aus freier Entschließung Zugeständnisse zu machen", und der

austro>ungarischen Presse huldvoll einemildere Behandlung Ser-
biens empfahl. Dieser Artikel, denWolffs Telegraphen°Bureau
(aufmessen Weisung?) verbreitete, blieb nicht vereinzelt. DieFol-
gen? In Paris hieß es, Deutschland werde mit sich reden lassen; in
Wien wurde gedruckt, von Deutschland sei nicht viel mehr zu er»
warten als, von Zeitzu Zeit, ein Artikel derNorddeutschen, dessen
Werth durch lästige Rathschläge der Kölnischen noch gemindert
werde; in den Times las man, Deutschland lasse die Kanonen
krachen, um dasRückzugsgeräuschzuübertönen, undinderDaily
Mail, Deutschland wolle keinen Kriegund wage einkräftigesWort
nur, wenn nichts Gefährliches mehr zu fürchten sei. So gehts nicht
weiter. Wohin wir mit einer zwiespältigen Politik, einer offizi-
ellen und einer.offiziösen, kommen, hat derMarokkostreit gelehrt.
Wenn die Preßmannschaft des Auswärtigen Amtes damals nicht,
statt der amtlichen, die kaiserliche Politik („des impulsiven Ent-
gegenkommens") untcrstützthätte, wären die Zumuthungen, denen
wir uns dann, demReich zumAnheil, fügten, nie an uns gelangt.
Dieses Doppelspiel darf sich nicht wiederholen. Am keinen Preis
der Glaube entstehen, das Deutsche Reich beihcureLwqr.täglich
seineBundcstreue.wolle sich den äußerstcnKonsequeuzen aber ent-
zielM und lasse,umOestcrreich zuNachgicbigkeitzu stimmen,von
bieder blickendenKonsorten deshalb Schonung des serbischenNa-
ttonalstolzes cmp^feIlen. Daran mögen die ErbenLombcnds und
die Neberlebenden der 1>oisiöme ^IlemaZne unseligen Angeden-
kens ihre Freude haben, denen jede inParis fabrizirte Meinung
höchsterBewunderung Werth scheint. Wer deuschePolitik machen
will, muß zunächst wissen, was Deutschlands Interesse heischt.
Das ist nur gewahrt, wenn Oesterreich-Ungarn den Handel
mitsichtbaren Ehrenundmitgreifbarem Vorthcil abschließt.Dann
wäredemIslamunddenchristlichenBalcanvöllern.wäreEuropen
und ihren Geschwistern bewiesen, daß Eduards Concern nicht
Alles,was ihm beliebt, durchzusetzen vermagund daß dazwischen
Nordsee und Adria herrschenden Kaisermächte Kraft und Aus-
dauer genug haben, um auch aufcinemumlauertenund umdrohten
Weg ans Ziel ihres Möllens zu gelangen. Serbien wird von
England, Rußland, Italien, seit Eduards pariser Reise auch
wieder von Frankreich mit offener Entschlossenheit unterstützt.
Wozu sind die vierMächte entschlossen? FürSerbien, das einen

Ausgang nach der Küste braucht, Krieg zu führen? Dann sollen sies thun. Heute lieber als morgen. Dann soll man ihnennicht erst Zeit zu gemächlicher Vorbereitung lassen, nicht warten, bis sie in Bereitschaft sind, sondern die Stunde wählen, die in Berlin und Wien den Generalstäben die für den Kampf günstigste scheint. Die Vier werden sich hüten. InderReichsdumaistfestgestellt worden, daß Rußland kaum das zurLandesvertheidigungNoth-wendige zu leisten vermöchte; wenn der Kerntruppenrest als cnair 5 canon an die Grenzen spedirt wird, sinkt das Reich in Anarchie zurück und das Haus Holstein-Gottorp mag um sein Kaiserrecht zittern. Frankreichs Wehrmacht wird von Allen, die noch in der Vorstellungwelt der siebenziger Jahre leben, phantastisch überschätzt. Nicht von nüchternen Franzosen. Die wissen, was sie von einem Kriege gegen Deutschland zu erwarten hätten, und werden ihn meiden, so lange es irgend möglich ist. Mit der Britenflotte wäre in solchem Krieg nicht viel anzufangen, wenn unsere Schiffe sich nicht zur Schlacht stellten und die deutsche Ueberlegenheit in der Luftschiffahrt und Unterseebootstechnikklug ausgenützt würde. Italien wird die erste Entscheidungschlacht abwarten und dem Sieger dann enthusiastisch erklären, daß es mit seinen heißesten Wünschen immer bei ihm war. Was wollen die Vier also? In Südosteuropa Probiren, was in Nordwestafrika so guten Ertrag gebracht hat. Sie haben gesehen, daß vor und in Algesiras das Deutsche Reich jedem Druck nachgegeben hat, und hoffen, dieses angenehme Schauspiel noch einmal zu erleben. Dann wird Oesterreich(dem man die VerständigungmitRußland,sogarmitItalien bequem machen würde) von Deutschland abgedrängt oder das Ansehen beider Reiche (nicht nur im islamischen Gebiet) doch so geschmälert, daß von demLoch im Südostendes Isolirungskreises keine ernstliche Gefährdung des Vierbundes mehr zu fürchten ist. Das darf nicht geschehen. Das wirdnichtgeschehen, wenn in Wien kein Zweifel darüber bleibt, daß Deutschland diesmal bis ans Ende durchhalten und kein Wille mächtig genug sein wird, die deutsche Politik von dem bedachtsam gewählten Weg je abzubringen. Von dem gewählten Weg? Blieb denn eine Wahl? Dem nur, der auch Oesterreich noch verlieren, das LandSritzens und Bismarcks zum Kinderspott erniedern und dann vielleicht über Vereinsamung und Mißachtung jammern wollte. Das muß

der Nation gesagt und alsOeffentlicheMeinungproklamirt wer-
den. Noch ist nicht versuchtworden, dieDeutschen zu überzeugen,
daß von Ost ein Krieg kommen kann, dem nur ein Tropf zaghaft
aus biegen würde und der nicht, wie die Kurzsicht wähnt, für Oester-
reichs, sondern sürDeutschlandsLebensinteresse zuführen wäre.
Reichte 1805 der Blick des Freiherrn vom Stein weiter als 1908
der des Fürsten Bülow? Soll die Nation wieder, wie 1903, in
dem Irrglauben gelassen werden, man wolle sie wegen eines
Pappenstieles ins Feuer bringen? Sobald sie erkannt hat, welcher
Preis auf dem Kampfspiel steht, wird sie ihren Willen zu Much-
tiger Geltung bringen und Denen Schweigen gebieten, die den
Wienern zu feiger Nachgiebigkeit rathen. Stolz und hart wollen
wir Oesterreich. Eine Registrirkonferenz allenfalls; keine, von der
FranzIosephdenRechtsspruch zu erwarten hätte. Kollektivnoten
können in Belgrad nützen, sind in Wien aber, wenn sie die ser»
bische Anmaßung direkt oder indirekt fördern, als Makulatur zu
behandeln. Hat dennNiemand mehr denMuth, zu wollen? Des
Gezerrs und Gezeters wäre rasch ein Ende und die Lautesten
würden stumm, wenn man draußen erst wieder wüßte: Deutsch»
land ist, weil der Kampf seiner Sache gilt, zur Kraftprobe bereit.

1912.

Daß er, im Morgengrau des.Ighre.s,WQ9^1e.Sor^WNg
einer wichtigen Stunde nicht überhört, daß cr den Glauben an
Deutschlands Muth und Treue wiederhergestellt hat, war die beste
That des Fürsten Bülow (der dem unbefangen ihn seinen Erben
vergleichendenMckmählich ins Heroenmaß wächst). Er hatte dem
Oheim undtzasserWilhelms bewiesen, daßwider ein im Bewußt«
sein erworbener Kraft tapferes Deutschland zulängliche Bundes«
genossenschaft nicht zu finden sei; hatte (wie hier am drittenAvril-
tag vorausgesagt wurde) sich die Möglichkeit guten Abganges ge°
sichert; und konnte, als er im Sommer ging.sogarinderenglischen
Presse lesen, derWinterfeldzug seiner Diplomatie habe die Lage
desDeutschenReiches beträchtlich gebessert. AgadirhatAlles wie-
der verdorben. In dem gedemüthigten, doch nicht geschwächten
Frankreich den Kriegergeist, den Willen zur Wehrmacht gestählt
und die Schlagkraft des endlich wieder von Volkshoffnung um-
jauchzten Heeres gedoppelt. Diel'riple.^ntente zumDreibund ge-
festigt und den Briten erlaubt, einen neuen berliner Rückzug zu

Plakatiren, Italien und Spanien in engerePflicht zu ziehen, den KhalifenausseinemletztenafrikanischenLandbesitz wegzudrängen unddamitdasZeichenzurBalkanbrandstiftungzugeben.(Wissentlich, wie die Juristen sagen. Herr Tommaso Tittoni, der jetzt im Berein mit Nicolson, Iswolskij, Bertis, Barrere, Paul Cambon undCartwright die antigermanischenTrustgeschäfte führt, hat im Mai 1905, noch als Minister, Roms Senatoren zugerufen: »An die Eroberung Tripolitaniens darf Italien gar nicht denken. Schon der Versuch, diese Osmanenprovinz zu besetzen, müßte Alle ermuntern, die das Ende derTürkei zu beschleunigen wünschen.")
Nnd jetzt stehen wir vor ernsterer Gefahr als anno Aehrenlhal. Oesterreich hat erklärt, daß es serbische Territorialherrschaft, serbisches Hafenrecht in Albanien nicht dulden werde. Ob diese Erklärung klug, ob sie so früh nöthig war, soll man heute in Deutschland nicht öffentlich erörtern; daß Italien sie laut billigt, England undFrankreich sie in derRegirung nahenBlättern freundlich beurtheilen lassen, verräth nur den Wunsch, das Habsburgerreich den Südslaven tief zu verfeinden und ihm, mit liebenswürdigem Lächeln, ein neues, mächtigeres Piemont an den Hals zu Hetzen. Von der schmalenKlippe dieserForderung zu weichen, kann dem Bundesgenossen Oesterreichs nur ausbündige Thorheit empfehlen. Täglich aber hört man hundertmal bei uns wieder die unwirsche Frage': «Für österreichische Interessen sollen wir fechten, für die Lappalie des Adriahafens, der für das Zukunftbild europäischer Politik belanglos ist, sollen' unsere Söhne ihr Blut hingeben?" Wärs Lappalie: der Strohhalm, an dem Ehre hängt, ist mitBlutströmen nicht zu theuer bezahlt. Doch der Wahn, daß sichs nur um einen Bagatellprozeß handle, ist über den Aermelkanal eingeschmuggelt worden. Die stärksten Anrainer des Adriatischen Meeres sind anderer Meinung über den Werth albanischer Häfen (zu derem schwierigen Ausbau das Geld von mindestens drei Märkten bequem zu holen wäre). Dem Alarmruf des Abgeordneten De Marinis, der Besitzer eines albanischen Haupthafens werde derHerr derAdria sein,stimmte imIuni 1901 die Kammermehrheit auf Monte Citorio zu. Drei Jahre danach gitterten in Venedig Goluchowski und Tittoni sich in den Entschluß, die Unantastbarkeit Albaniens zu wahren, das sonst sür den austroitaliscyen Bund werden könnte, was Schleswig-Holstein für den austro»preußischen war; und Tittoni spricht zu den Abgeord-

neten: »Wenn Albanien selbst auch nicht sehr wichtig ist, so hätte
der Besitzer seiner Häfen doch die unbestreitbae Vorherrschaft im
Adriatischen Meer. Die zn erlangen, müßten wir Oesterreich,
müßte Oesterreich uns mit allen Mitteln hindern. Deshalb ha-
ben die beiden Mächte, die denFrieden wollen, sich einander ve, --
pflichtet, auch im Fall einer Störung des statu5 quo albanisches
Gebiet nichtzu besetzen." Drum kam jetzt aus der Hofburg nicht der
Befehl, vor dem Einmarsch der Serben in Durazzo Truppen zu
landen. Mit welchem Eifer man sich aber vom wienerBallhaus-
platz um die Albanesenstimmung bemühte, ward offenbar, als
im Juni 1911Markgraf Pallavicini,FranzIosephsBotschafter.
die Hohe Pforte ermahnte, die Treibjagd aufMirditen undMa-
lissorenrasch einzustellen. Lappalie? FürEngland, dem ein slavisir-
tes Südosteuropa lieber ist al Z ein von deutschem Einfluß durch-
tränktes. Nicht für uns,derenKulturundWirthschaft durcheinen
von Cattaro bis nach Varna, von der A dria bis ans Schwarze, süd-
wärts bis ans Aegäische Meer reichenden Slavenwall jede Aus-
Wirkung in den nahen Orient gesperrtwürde.Dasmußgesagtwer-
den; mit noch festerer Stimme als 1909. „Kommts zumKampf.so
gilt er einemGermanenziel, nicht einer wiener Laune. "Wir aber er-
lebendieWiederholungderunklugenSchwachheitvon18l)3.Oester-
reich fühlt, daß es seinenRechtsanspruch mit friedlichen Mitteln
nur durchsetzen kann,wennRußland(demaus derMongoleineue
Gefahr dräul) und dessen Affiliirte gewiß sind, beim ersten Vor°
stoß gegen die Heere der verbündetenKaiserreiche zu prallen. Hinter
durchsichtigen Schleiern bereitetes die Mobilmachung vor; schickt,
zugleich mit Franz Ferdinand, den Chef des Großen General-
stabes nach Berlin, damit er das fürdieallgemeineStrategieund
den Schutz Galiziens Nöthige mit Herrn von Moltke bespreche;
will denPrahlern imOsten einschärfen, daß es entschlofsenist.der
Waffenprobe nicht auszubiegen, und sicher, im Drang nicht allein
zu bleiben. Flink aber winken die Herren der Wilhelmstraße ihre
Offiziösestenherbeiund heischeneinFIötenkonzert.SeineBundes-
pflicht werde Deutschland erfüllen: doch einstweilen sehe Alles
wunderschön friedlich aus und keine Großmacht denke an Waffen-
anwendung. DerwienerAbschreckungplanistvereitelt. InLondon
und Paris wird der sanflmüthige Sinn derBerliner gelobt; und
ihnen nun das Allerdümmste zugetraut: die Willfährigkeit, den

Streit um dasTürkenerbe ohne Bürgschaft von einem Europäer» kongreß schlichten zu lassen, der für jeden Versuch, die deutsche Macht zu mindern, eine undurchlöcherbar feste Mehrheit hätte. Warum wurde die Aufstellung der neuen Armeecorps beschleunigt, die Kohle den Privatwerken entzogen und in dieMarinestation geschafft, für Ersatzreifen der Feldautomobile vorgcsorgt und mit den Kommandirenden Generalen in aller Stille verhandelt? Weil mit der Möglichkeit jähen Kriegsausbruches gerechnet werden mußte. War für diesen Tag aber die Stimmung der Nation irgendwie vorbereitet? Hätte nicht aus allen Ecken Geseufz und Geheul die Zumuthung abgewehrt, für Oesterreichs Sonderinteresse Knochen undBlutzuwagen?Andverhießesolche Anlust den raschen Sieg, der allein die Häufung der Angriffs» frontenhindernkönnte?Preußenfällt,der heute fürDeutschlands Schicksal verantwortliche Staat, in die FehlerFriedrich Wilhelms des Zweiten, des Dritten zurück; und schon müssen wir fürchten, daß eine Stunde versäumt ward.dieuns niemalswiederkehrt. Die von der Vision des Hauptmanns Moltke geahnteStunde,in der OesterreichsSchwert an derVerthcilungdesTürkenerbes mitwirkt. Das würde jetzt nicht fürtzabsburgs Hauemacht,nicht für austrischen Eigensinn.sondernfür die Sache des auch ohneStaatsrechtsbandunauflöslichen deutschenVolksthumesgezogen.Für unsere Sache: jederDeutsche muh es hören;jederWachekanndie Wahrheit desWoites nachprüfen. DerTürkentrumpf.für den zwanzig Jahre langso viel geopfert ward.ist der vonsorglosenHirnengelenktenJandentfunken.ErsteinaufAsienbeschränktes.aufBritenaunst nicht mehr angewiesenes Osmanenreich, das am Persergolf, am Nil und am Ganges niitsprcchcn darf, kann uns wieder nützlich werden. DcnMächtcn, die es aufEnropasBodcn beerben, müssen wir in die Kraft helfen, die sie von dem Zwang löst, russischen Druck zu dulden; aber auch jedenZweifel an unseremWillen zur 'Wahrung deutscher Vormacht nehmen. Des alten Reiches Ostmärker, Rumänen, Griechen und Albanesen sind in Südost unter Slaven jetzt nnserertzoffnungSlützcn. WerdenhellcnischenErbtheil kürzt oderAlbanien den Serben ausliefert, fördertdenPanslavismus. Wer Rumänien durch Lauheit enttäuscht, tappt an den großen Zeichen der Zeit blind vorüber. Wer Oesterreich zu zager Nachgiebigkeit räth, verschleudert einentzort Gcrmaniens.

Oesterreichs Finanzbereitschaft.

as Viertelstündchen des Rabelais schien wieder einmal gekommen, das unangenehme Viertelstündchen, in dem es gilt, die Großmacyistellnng der Monarchie bar zu bezahlen. Noch war auf dem Balkan nicht einmal der erste Kanonenschuß gefallen und schon lagen schwer Verwundete, sogar Tote auf den finanziellen Kriegsplätzen der Monarchie. Lawinenstürze sind an den Börsen von Wien und Budapest niedergegangen, haben das seit Jahren aufgethürmte Kursgebäude zerstört und manche Existenz unter den. Trümmern begraben. Die Banken mußten die Verbindlichkeiten ihrer Effektenkunden revidiren: und da zeigte sich, daß die Knudschaft bis zur Grenze der Leistungfähigkeit und in vielen Fällen sogar darüber hinaus engagirt war. Auch die Sparkassen blieben nicht verschont; an vielen Schaltern forderten geängstete Sparer ihre Einlagen zurück. Die Erschütterung überraschte um so mehr, als der Geld- und Kapitalmarkt schon seit langer Zeit politischen Erwägungen ganz verschlossen blieb. Plötzlich wurde er ein allzu empfindliches Barometer der politischen Ereignisse. And schnell entstand die Frage, ob die Monarchie aus einen Krieg finanziell vorbereitet, ob die Mobilmachung auf finanziellem Gebiet eben so gut organisirt ist wie auf militärischem.

Seit mehr als dreißig Jahren, seit die Monarchie zuerst mit Deutschland und später auch mit Italien ein Bündnißverhältnitz, schloß, hat Europa die Schrecknisse eines größeren Krieges nicht kennen gelernt. Die Kriege, die in diesem Zeitraum auf der Balkanhalbinsel geführt wurden, hatten nicht den Umfang des jetzt erlebten und konnten lokalisirt werden. Ein Menschenalter friedlicher EntWickelung hat die Kriegssorge fast aus dem Bewußtsein der wirtschaftlich thätigen Menschen verbannt. Erst die Annexion von Bosnien hat diesen friedlichen Zustand gestört und zu internationalen Konflikten geführt. Die militärische Mobilmachung im Frühjahr 1909 soll vollkommen gelungen sein; für die finanzielle Bereitschaft hat die Annexion, trotz den 328 Millionen Kosten, uns keine Lehren zu geben vermocht. Damals standen wir ja nur einer Macht dritten Ranges gegenüber. Wie steht es aber im Fall eines Krieges gegen eine Großmacht oder gar gegen zwei? Während des Krimkrieges mußte die Monarchie einen Theil ihrer Truppen demobilisiren, weil die Kassen leer waren; nach Solferino und Königgraetz verbot die Finanznoth jeden Versuch, das Kriegsglück zu verbessern. Seitdem hat sich aber Alles gründlich geändert. Die beiden Staaten der Monarchie haben sich zu einer ungeahnten wirthschaftlichen EntWickelung emporgearbeitet. Das gemeinsame

Budget für Heer und Flotte, das 1868 kaum auf 190 Millionen
kam, beträgt heute rund 600 Millionen Kronen. Im selben Maße
sind die Kosten der beiden Landwehren gestiegen. Nnd dem Auf«
marsch der'militärischen Kräfte muß der Aufmarsch der finanziellen
Kräfte entsprechen. Die Heeresverwaltung hat auf dem festen Grund
des militärischen Mobilmachungplanes für die ersten Kriegsmo-
nate einen Kostenvorschlag zu verfassen, der den Finanzministern
als Basis ihrer Borbereitungen für die finanzielle Mobilmachung
dient. Für die Berechnung der Kriegskosten bietet die Erfahrung
früherer Zeiten einige Anhaltspunkte. Rechnet man mit einem
Krieg nach mehreren. Fronten und mit einer Durchschnittsstärke
unserer Wehrmacht von 2Vs Millionen Mann, so kann man die
Kosten eines künftigen großen Krieges der Monarchie täglich auf
20 Millionen, monatlich auf 60« Millionen, jährlich auf 7,2 Mil-
liarden Kronen schätzen. Eine Mobilisirung unserer Flotte und
ein Seekrieg würde, trotz unseren bescheidenen maritimen Vor-
sorgen, diie Kosten für ein Jahr um 200 Millionen Kronen erhöhen.
Für die Deckung dieses Bedarfes mutz schon in Friedens-
zeiten gesorgt werden, damit die finanziellen Kräfte nicht in weni-
gen Monaten versagen und deshalb zum Friedensschluß drängen.
Die Kriegskosten bilden jedoch nur einen Teil der pekuniären An-
sprüche. Sie werden erhöht durch die Panik, die beim Ausbruch
eines Krieges in großen Gebieten der Wirthschaft entsteht und die
beschwichtigt werden muß. Die im Krieg vorzunehmenden finan-
ziellen Maßnahmen müssen so sein, daß deren Ausführung die
Grundlagen unserer im Frieden geschaffenen Wirthschaftordnung
wenig stört. Die Sicherung der Kriegsmittel darf nur durch die er-
höhte Verwendung unserer bereits im Frieden geschaffenen Ein-
nahmequellen und unseres Kredites bewirkt werden. Zunächst kom-
men die Kassenüberschüsse der beiden Finanzminister in Betracht.
Weitere Mittel können durch Verringerung der budgetmäßigen
Ausgaben während der Kriegszeit verschafft werden. Die zwei,
Staaten der Monarchie verfügen über Budgets in der Gesammt-
höhe von nahezu SVs Milliarden. Suspendirt man die Ausgaben
für kulturelle Zwecke, öffentliche Bauten und Investitionen wäh-
rend der Kriegsführung, so werden dadurch Mittel aus dem Frie-
densetat zur Verwendung für den Kriegsetat flüssig, die einen
großen Theil des Bedarfes zu bestreiten vermögen. Nicht unbe-
deutend sind die gesetzmäßigen Kriegsleistungen der Kommunen
und Privaten an Quartier, Naturalverpflegung, Vorspann und
Arbeiten, ferner an Neberlassung von Grundstücken, Gebäuden
und Materialien für den Kriegsbedarf, die vielfach gar nicht oder
mindestens nicht bar bezahlt zu werden brauchen.

Für die finanzielle Mobilmachung in der Monarchie ist aber
an erster Stelle auf die gemeinsame Notenbank zu rechnen. Als
die Kriegsgefahr im Winter 1909 ernster wurde, wirkte eine That-
sache beruhigend: die Oesterreichisch-Ungarische Bank hatte so viel
Gold und Goldwerth, daß sie ohne Verletzung der Statuten, im
Rahmen der vorgeschriebenen metallischen Deckung, noch zwei Mil-
liarden an Noten ausgeben konnte. Auch bei der jetzigen Krise
hat sie die Devisenkurse zu stabilisiren und den Goldbestand zu
wahren gewußt. Die Summe der emittirbaren Banknoten bewegt
sich nur deshalb um 1,3 Milliarden, weil die Ansprüche gerade
Ende Oktober besonders stark sind. Verschärfend hat gewirkt, daß
die fremden Guthaben sich vom Markt zurückzogen. Immerhin ist
die Bank die stärkste Kriegsreserve der Monarchie, die Kriegsbank
I>ar «x^ellsnc«, Ihr Golddepot darf dennoch nicht gewissenlose
Kriegsminister oder ehrgeizige Minister zu Spekulationen derlei»
ten. Die Verschuldung der Regirung bei der Notenbank muß als
ultima ratio betrachtet und für ernste Zeiten gewahrt werden. In
der Krisis nach der Annexion haben sich die beiden Regirungen ge-
einigt, die Bank so lange wie möglich zu schonen.
Der Notenbank werden die Privatbanken und Sparkassen in
patriotischer Weise beistehen. Bei der Neberfülle der Aufgaben,
die sie in Friedenszeiten anstreben müssen, wird man von ihnen
eine völlige Kriegsbereitschaft nicht erwarten können. Aber auch
sie werden mit ihren starten Reserven und aus der Verwerthung
ihres Devisenbesitzes in der ersten Zeit nach der Kriegserklärung
einen starken Auslandverkauf österreichischer und ungarischer Ef-
fekten an den Börsen der Monarchie hindern können und dadurch
den Markt vor zu großem und zu plötzlichem Druck in der gefähr-
lichsten Zeit schützen. Die fieberhaften Bewegungen auf dem Geld-
markt, die unruhigen Börsentage, die die Monarchie in der ersten
Woche des vorigen Monats durchgemacht hat, dürfen mit der fi-
nanziellen Kriegsbereitschaft nicht in kausalen Zusammenhang ge-
bracht werden. Auch ohne Krieg wäre, früher oder später, die zü-
gellose Spekulation zusammengebrochen.
Faßt man das Gesagte zusammen und bedenkt noch, daß das
Nationalvermögen der zwei Staaten der Monarchie die Höhe von
hundert Milliarden überschritten hat, so kann man einem Krieg
finanziell mit Gleichmut!) entgegensehen. Die Beschaffung der nö-
thigen Kosten ist in der Monarchie ohne Zwangskurs, Zwangs-
anlcihe und ähnliche Mittel möglich.
Dr. Elemsr Hantos,
Mitglied des Reichstages, Direktor des Reichsverbandes
Budapest. ungarischer Finanzinstitute.

Römischer Luxus.*)

m Hause der griechischen Hetaere Dionysia zu verkehren, war für die sittenstrengen Römer nicht so leicht. Wer feine griechische Konversation pflegte und zierliche Manieren sich angewöhnte, konnte ohne Weiteres in der Öffentlichkeit als unmoralisch und weibisch gebrandmarkt werden. Die Hetaere oder smigg, spielt in Rom nicht die Rolle wie in Griechenland. Lebedamen kommen meist vom Ausland und erringen keine gesellschaftliche Stellung.

Leider muß bei Betrachtung der römischen Geselligkeitgeschichte die liebgewordene Annahme schwinden, daß ehrbare Frauen, zur Ta° fel bei der Männergeselligkeit gezogen, unbedingt die Sitten mildern und verfeinern. Im Ganzen und Großen scheint die Römerin durch» aus nicht diese günstige Rolle gespielt zu haben. Sie nimmt, wie noch heute die Spanierin bei den Stierkämpfen, an den grausamsten Belustigungen leidenschaftlicher Theil als die Männer. Titus Livius erzählt aus den Zeiten der Republik, daß eine Dame bei einem Festmahl einem Feldherrn, der für sie schwärmte, gesagt haben soll, sie habe leider noch nie gesehen, wie man einen Kopf abschneide; dieses Schauspiel würde sie sehr interessiren. Darauf befahl der Feldherr einen Kriegsgefangenen zur Tafel und hieb ihm eigenhändig den Kopf ab.

Die Frauen, die reiche Mitgift erhalten, wollen ihre Männer unterdrücken und sich selbst keinen Genuß entgehen lassen, durch die Mitgift wird gemacht (6ots Kows terooss), wie Plautus spottet.

Allmählich erschienen zwar einige schöngeistige Frauen, die interessanteren geselligen Kreis um sich versammeln. Sie gehören meist dem Mittelstand an und sind geistig sehr frei, während die domina des Patriziates fromm konservativ bleibt und Gelehrsamkeit wie Kunstübung nicht ohne Verachtung ansieht. Jedenfalls sind die Frauen der Neureichen an dem plötzlichen Zunehmen eines ost sehr thörichten Luxus stark betheiligt. Schon aus Plautus' Komoedien ersieht man, daß die reiche Modedame zu des strengen Cato Zeiten einen rciffinirten Aufwand treibt, der sich etwa mit dem Aufwand heutiger neureicher Amerikanerinnen sehr gut vergleichen läßt. Cato sagt von den Frauen seiner Zeit, sie seien bedeckt mit Purpur und Gold, gemalt im Gesicht und ein rother Staub lege sich auf ihre Haare. Ihr Luxus beschäftigt unzählige Gewerbe. Längst hält die Matrone ihre einfache weiße Tunika für altmodisch und ersetzt sie mit einer in Purpur gefärbten Stola.

*) Herr von Gleichen-Rußwurm hat den ersten Band seiner „Geschichte der vornehmen europäischen Welt" (sie erscheint bei Julius Hoffmann in Stuttgart) vollendet; erträgt den Titel „Ws^ntiäs" und erzählt vom Leben und Denken der „Vornehmen" im klassischen Alterthum. Ein paar Proben werden zeigen, daß aus Fleiß und Takt, aus bunten Farben und anmuthig^n Konturen hier ein sauberes und gefälliges, fast Jedem Etwas bringendes Werk entstanden ist.

Damen verschmähen auch das praktische Stiefelchen, den eslosus, und tragen statt dessen den feinen Schuh, die leichte Sandale, »«Iss. Für alle möglichen Gelegenheiten, festliche und intimere Zusammenkünfte, Tcmpelgänge und Theaterbesuch giebt es unendliche Abarten von elegantem Schuhwerk, je nach der Gelegenheit parfumirt, ja, es entsteht ein eigenes Gewerbe, jenes der Schuhparfumerie.
Plautus führt eine ganze Reihe von Modenarrheiten auf, die sich nach dem letzten Punischen Krieg entwickelten, lange bevor Roni die Welt unterjochte. Das Verbot, orientalische Parfüms zu verkaufen und anzuwenden, nachdem sie seit dein Kri^g gegen Antiochus von den Eleganten eingeführt waren und den Dichter zu dem Wort veranlaßt hatten: „Nicht Jeder kann nach orientalischen Salben duften", wird umgangen, Schminken und Wohlgerüche jeder Art stapeln sich auf den Toilettentischen, an denen (ähnlich wie es im achtzehnten Jahrhundert wieder Mode werden sollte) die Verehrer der Dame zu geselliger Anterhaltung erscheinen. Jünglinge von Welt wissen schon zu des Plautus Zeiten gut Bescheid um Toiletiendinge, Der Dichter erkennt, daß er bei einem großen Theil des Publikums Anklang findet, wenn er die neuen feinen Moden verspottet, und obwohl er selbst griechische Vorbilder zu seinen römischen Komoedien benützt, versäumt er keine Gelegenheit, sich über den Einfluß von Griechenland und Sizilien lustig zu machen. Er liebt derbe Witze, die bei seinen Vorbildern nicht vorkommen, wie Shakespeare italienische Stoffe mit Clownspäßen für seine englischen Zuhörer ausstattet. Plautus hat sogar ein eigenes Wort, um elegantes Schwelgerleöen zu kennzeichnen, das er mit einem gewissen Grimm anwendet: „Trinkt Tag und Nacht, führt ein Leben wie Griechen, kauft Mädchen, sie freizulassen, füttert Parasiten und leert für Eure Feste den Markt, sagt ein Verfechter der guten alten Sitte spöttisch dem Sklaven, der den Sohn seines Herrn verführt, solche lose griechische Sitten anzunehmen. Als ihm von dem feinereren, Stadtsklaven seine Ländlichkeit vorgeworfen wird, bemerkt er empört: „Da seht mir den Städter, die Freude des Volks! Mein ländliches Wesen wirfst Du mir vor?" Der Gegensatz zwischen Rustizität und Urbanität, Land- und Stadtgepflogenheit, spitzt sich immer mehr zu. lZrueesri wird geläufig gebraucht für leichtfertiges Lesen führen, gnt essen, fein gekleidet sein, die eleganten Moden der Liebe mitmachen, als Gegensatz zu solidem Lebenswandel, dem ritu bsrbaro vivsrs. Die fröhliche Fugend huldigte dem Wein, Weib, Gesang, einem etwas sinnlich plumpen Ideal, wofür man den Ausdruck amsrs, i>owrs hatte und Sprichwörtliches wie: Lins Osrsrs sr llbsro kri^st Vsnus.
Plautus belehrt auch über galante Sitten znr Zeit der Punischen Kriege, die ebenfalls von Griechenland übernommen scheinen und sich lange Zeit wenig verändert erhielten. Der Liebhaber schenkt der Angebeteten allerlei Thiers, einen zahmen Sperling, eine Taube, manchmal auch, was heute weniger galant erscheinen möchte, eine Ente oder Gans, Nach dem Abendessen in lustiger Gesellschaft zieht er gern mit

seinen Freunden aus, Fackeln in den Händen, um ein Ständchen zu
bringen und Kränze als Werbung an die Thürpfosten zu befestigen.
Ist die Fackel ausgebrannt, läßt sich gut mit dem verkohlten Ende et-
was Freundliches an die Thür schreiben. Das nannte man Mrbvves
«IsZsoruin, das fröhliche Lärmen vor der Thür hieß oeeentärs ostiu«,;
das Verlöschen der Fackel wird also besungen: OKr^siais snts korss sx-
tinct» «um Kes osnto. Achnliche Sitten beim Ständchen erwähnen auch
später Properz und Martial. Um ein verliebtes Zeichen zu geben,
sandten die Damen ihren Liebhabern Kränze, die sie getragen, und
angebissene Aepfel. Kränze waren ein besonderer Luxusgegenständ,
besonders kostspielig stellten sich die künstlichen Bindereien auf egyp-
tische Art aus Blättern und Bast; auch gab es Gewinde aus stark par-
fumirten künstlichen Blumen. Bei großer Hitze trugen die eleganten
Damen Bernstein-» oder Kristallkugeln in der Hand zur Abkühlung,
wie sie heute bei der Kälte nicht ohne werthvollen Muff erscheinen.
Gegen alle verschwenderisch eleganten Moden äußert sich nun
Lato sehr mißliebig, oft mit übertriebener Grießgrämigkeit. Aber sehr
vernünftig wendet er sich gegen jene snobische Nachahmungsucht unter
den Frauen, die in modernen Zeiten eben so Unglück und Unzufrieden-
heit stiftet wie im alten Rom. Er rügt, daß die einfache Bürgersfrau
genau so auftreten will wie die großeDame; die Proletarierfrau ahme
nach Kräften, wenn auch dumm und geschmacklos, den schon schlecht
nachgemachten Luxus der Bürgersfrau nach. Jede schäme sich ihres
Standes oder des Standes ihrer Eltern und suche vorzuspiegeln (durch
ihre Art der Kleidung und Ausübung der Geselligkeit), daß sie einer
höheren sozialen Schicht angehöre. Da nun die Frauen erröthen über
Das, was durchaus nicht beschämend ist, fährt der große Censor fort,
so gewöhnen sie sich ab, über Das zu erröthen, was wirklich beschä-
mend und schmachvoll ist. Jene, die ihren Schmuck nicht selbst bestrei-
kten kann, sucht dazu ihren Mann zu zwingen; und Weh ihm, wenn er
nicht nachgiebt! Sie findet einen Anderen, der für ihren Luxus auf-
kommt. Zugleich mit dem erschreckenden Hang zum Toilettenluxus bei
den Frauen hätte man gern den Hang zum Tasselluxus bei den Män-
nern bekämpft, der viel mehr als die Freude an wahrer Eleganz im
römischen Charakter lag. Sogar von Cato, dem Censor, der bei Tisch
nur zwei Gerichte erlauben wollte, wird erzählt, daß sein Koch der
Prügelstrafe nicht entging, hatte er eine Speise verpfuscht. Wir sind
gewohnt, die Ungeheuerlichkeiten an Gefräßigkeit nur dem kaiserlichen
Rom zuzuschreiben. Doch gerade der Hang zu diesen Uebertreibungen
muß sich sofort nach der Eroberung der fein kultivirten reichen Länder
des Südens bemerkbar gemacht haben. Nur schwachen Damm gegen
die Fluth der Völlerei boten Gesetze wie die I^ex OroKis und I^sx ?sn-
niä, die allzu üppige Gastereien durch Vorschriften verhindern wollten.
Es klingt wie eine lächerliche Beschränkung der persönlichen Freiheit,
wenn man hört, daß bei offenen Thüren gespeist werden sollte, zur
öffentlichen Kontrole des Gastmahls, daß Maximalsätze für die Aus-

gaben des täglichen Tisches auf den Kopf bestimmt waren und dasz nicht mehr als drei fremde Gäste eingeladen werden durften außer an den dreimal im Monat festgesetzten Markttagen.
Früher hatte man ausschließlich, wie es heute noch bei gewissen landeingesessenen Geschlechtern üblich ist, Familientage gefeiert, wozu auch entfernte Verwandte, die noch irgendwie mit dem Haus zusammenhingen, herbeikamen. Nun werden Freunde als Gäste empfangen; Geschäftsfreunde, Parteigenossen, amüsante Junggesellen, deren es bald sehr viele giebt, sind zugezogen. Daß diesen Leuten vorgeprotzt werde, möchte die I.sx?siiniä verhüten, indem sie vorschreibt, keinerlei Geflügel zu serviren, höchstens ein einziges nicht gemästetes Huhn. Mit solchen Maßregeln suchte man dem reichen Schmausen Einhalt zu gebieten, das dem Römer von allen geselligen Freuden am Liebsten war, sofern er nicht, wie die Familie der Scipwnen, zu einem kleinen, geistigen Genüssen nicht abholden Kreis gehörte. Aber es dauerte nicht lange, so wurde offenkundig gegen den puritanischen Cant Iber ungeschickten Gesetze gemurrt. Als der Konsular Quintus Aelius, der mit Einfachheit prunkte, bei einem offiziellen Gastmahl altmodische, unbequeme, mit Bockshäuten belegte Tischlager verwendete und, statt auf silbernen Schüsseln, in irdenen Gefäßen auftragen ließ, beleidigte er seine Parteigenossen so arg, daß sie ihm ihre Stimmen versagten. Sehr klug spottet Voltaire über die armsäligen Lurusgesetze und katonischen Verweise, die den Eroberern der Welt verbieten möchten, auf ihre Art das Eroberte zu genießen, „Hütet Euch vor dem Luxus! Ihr habt Phasos erobert: esset niemals Fasanen! Ihr habt das Land besiegt, wo die Baumwolle wächst: schlafet immer hart! Ihr habt mit bewaffneter Hand Gold, Silber und Edelsteine von zwanzig Nationen gestohlen: seid niemals so dumm, davon Gebrauch zu machen." Die Art, in der die Römer den nüchternen Verhaltungmaßregeln Hohn sprachen, ist nun allerdings wenig sympathisch. Es war oft eine sehr grobe, protzig ungebildete Art, Eine kanibalische Lust an Grausamkeit kann man bei einem ganz wilden Volk eher vertragen; eine solche bei Menschen, die, wohlgepflegt, herrlich gekleidet, sich unter den größten Kunstkostbarkeiten der Welt bewegen, wirkt besonders widerlich. Als der Römer sich von dem ausschließlichen Familienleben lossagt, gewinnt auch seine Gastsreundlichkeit zuerst nichts Herzliches und Warmes. Für Herzlichkeit fehlt seiner Sprache das Wort. Seine Gastfreiheit ist anfangs eitel, hochmüthig und taktlos, bessert sich aber allmählich, nachdem die verschiedensten bildenden Einflüsse den rauhen Boden gelockert und ihn zum Tragen feinerer Blüthen fähig gemacht haben. Charakteristisch ist, zum Beispiel, der folgende Zug römischer Geselligkeit. Die Tischlager des Tricliniums waren auf zwei, höchstens drei Personen berechnet. Lud man jedoch Gäste ein, die weniger geschätzt oder vornehm waren, so mußten sie sich zu mehreren auf ein Lager bequemen. Auch bestimmte n«n nicht für alle Eingeladenen die selben Speisen, eine Unart, die wahrscheinlich aus Sizilien kam, wi?

die Tischanekdote des Dionhsios beweist, und die sich in späteres Hof-
leben forterben sollte. Weniger Vornehme bekamen geringere Kost
und mußten zusehen, wie mehr geehrte Gäste leckere Dinge erhielten,
ähnlich wie noch im achtzehnten Jahrhundert an der Tafel eines großen
englischen Herrn der Kaplan zwar Platz nehmen durfte, aber nur die
schlechtesten, von hochmüthiger Dienerschaft spöttisch zugeschobenen
Bissen bekam.
Vilnius der Jüngere, ein Mann von eben so feiner Herzens» wie
Geistesbildung, kritisirte später die Sitte, weniger vornehme Gäste
geringschätzig zu bewirthen, und führt als einer der Ersten die Neue-
rung ein, Allen gleichmäßig von den selben Speisen und Getränken
anzubieten. Ich trank, sagte Cato, keinen anderen Wein, als ihn meine
Ruderknechte bekamen, und unterschied mich so von Denen, die auch
den Gästen schlechteren Wein vorsetzten als sich selbst.
Fein abgestimmte Mäßigkeit und edler Geschmack, wie ihn das
griechische Beispiel bester Zeiten lehrte, herrschte im Gegensatz zu Prunk
und Cant der großen feindlichen Parteien im literarischen Kreis des
Q. Lutatius Catulus, der mit Marius Konsul gewesen war und sich
dann vom politischen Leben zurückzog, in edler Beschaulichkeit Dich-
ter, Gelehrte und Schöngeister gastlich zu empfangen. „Gebildet, wie
wir es sind, nicht, wie die Vorfahren es gewesen": so beschreibt ihn Ci-
cero. Dieser Römer stand im Bann der griechischen Civilisation und
vertheidigte den Hellenismus gegen die Leute vom «lten Schlag, in-
dem er die fremde Kultur dem römischen Wesen anzuschmiegen ver-
suchte. Sein glänzendes Haus auf dem Palatin öffnete sich gern den
Freunden und allen geistig strebsamen Zeitgenossen. Er empfing den
jungen Dichter Archias, der gerade von Antiochien gekommen war,
zählte zu den Tafelgenossen den Lyriker Furius aus Antium, der den
Krieg gegen die Cimbern in einem von Horaz weidlich verspotteten
Werk besang, den Verfasser erotischer Epigramme Portius Licinius
und Roscius, den berühmt schönen Schauspieler. An seiner Tafel
klang das Lob des gefeierten Jünglings und die begeisterten Gäste ba-
ten den Sonnengott um Verzeihung, weil sie den Sonnenaufgang des
Abends priesen, wenn Roscius, vom untergehenden Gestirn beleuchtet,
in der Thür erschien. Lucius Lucullus, der Sieger über Mithridates,
O. Metellus, der Triumphator über Iugurtha, M. Aemilius Scau-
rus, der überzeugte Aristokrat, berühmt durch seine mächtigen Luxus-
bauten, Livius Drusus, der Tribun, nach dessen Isx äs <zivit?Ns sociis
SsvSis der Bürgerkrieg ausbrach, lagen im säulengetragenen Haus des
Catulus bei einfachem Mahl und übten Wort und Geist nach griechi-
schem Beispiel. Das Essen entsprach den Vorschriften der l^sx I^iomis;
kostbare Gedanken, aber keine köstlichen Bissen schmückten die Gast-
freundschaft des Mannes, der als Erster der lateinischen Poesie eine
Stätte in der vornehmen Gesellschaft gab. Ein so vorbildlich guter Ge-
schmack war selten anzutreffen.
Gewisse Züge von AnVornehmheit bei den Gastereien der RS-

mer, besonders zur Uebergangszeit von den einfachen alten Sitten zu den neumodisch üppigen Gebräuchen der Großstadt, kommen daher, daß ein ungeheurer Andrang ordinären Publikums stattfand. Neureiche lockte von überall die Gelegenheit herbei, Geschäfte zu machen, sich an die Mächtigen heranzubirschen und sein Geld zu genießen. Rom wurde übersluthet von Leuten, die sich bei den politischen Wirren Geld gemacht; seine Geselligkeit wurde naturgemäß noch plumper und protziger als vorher. Ihre Manifestationen erinnern an die mondänen Geschehnisse unter den neugebackenen Milliardären Amerikas, deren geschmacklose Verschwendung der New Vork Herald mit Liebe in seine Chronik aufnimmt, nur mit dem Unterschied, daß in Rom womöglich irgendeine ausgesuchte Grausamkeit die Unterhaltung würzte. Mindestens müssen die Gäste irgendwie erschreckt werden; oder ein unglücklicher Klient wird recht übel behandelt; oder die fetten Muränen werden bei Tisch geschlachtet, um sterbend durch das wechselnde Farbenspiel ihrer Schuppen zu erfreuen.

Man blendete Wachteln, um sie zu mästen. Zu dem selben Zweck zerbrach man jungen Täubchen die Beine, damit sie im Nest bleiben muhten. Die I^ex ?annis, die Hühner zu mästen verbot, wurde lachend umgangen durch das Mästen von Hähnen und Kapaunen. Die schäbigen hundert Aß Strafe des Gesetzes nannte man zum Spott ein schlechtes Diner. Lange vor der Kaiserzeit, ja, noch vor Sulla wird der Luxus so plump und aufdringlich, daß Lucilius nicht bitter genug darüber dichten kann, insbesondere über die unsinnige Völlerei, die mehr und mehr Mode wird. Er beschreibt mit Ekel die Gourmands, die eine Schüssel Austern mit tausend Sesterzen bezahlen, herunterschlürfen und denen die Brüste einer eben geschlachteten Sau als höchste Delikatesse interessanter vorkommen als jedes Staatsgeschäft, Welche Oedigkeit! Am Morgen muß man Tasel und Würfelspiel verlassen, um sich auf das Forum zu begeben, wenn auch der Kopf brummt! Lucilius preist den Sauerampfer, den die Vorfahren gern gegessen und der nun verschmäht wird: „O Sauerampfer, welcher Preis gebührt Dem, der Dich noch kennt!" Endlich faßt er seine Empörung in dem Ausruf zusammen: Vivits venire»!

Gewissen unappetitlichen Gewohnheiten der Römer, um ja viel in sich hincinschlingen zu können, gesellt sich zur Zeit des Lucilius die Sitte, gleich nach Tisch heiße Bäder zu nehmen, was man der Verdauung für zuträglich hielt. Dabei wurde mancher Schwelger vom Schlag getroffen.

Es erscheint mir nicht als ein Ueberschnß an Kraft, daß die Römer gar so plump und roh Zugriffen bei den ihnen fremden Kulturwcrthcn. Vielmehr erscheint es mir bei Manchen als eine Art von Schwäche, daß sie den ungeheuren Reichthum, der plötzlich über sie kam, zuerst so schlecht vertrugen. Es ist gar nicht so leicht, unvorbereitet reich zu sein. Man kann alle Tage erleben, wie einzelne Individuen, die in Armuth und Arbeit sehr tüchtig gewesen, plötzlich, von sr.qenannten Glücksgütern gesegnet, unter der Last fast zusammen-

brechen, wie Tarpeja unter den glänzenden Schilden, oder sich unglaublich thöricht, geschmacklos und, brutal benehmen. Ein ganzes Volk von Parvenüs ist in Rom gegen Ende der Republik versammelt. Die Sucht nach Reichthum, die Art, damit umzugehen, ist nicht der gesunde Appetit eines Kraftvollen, sondern ein krankhafter Heißhunger, ein Fieberdurst, der mit ungeheurem Ekel endet, mit einer verzweifelten Müdigkeit, wie die Welt sie zuvor und seitdem nicht mehr sah. Auf dem Gipfel der Welt nichts als Langeweile, Oede. Das ws-SiuW vitss, das Seneca zwei Menschenalter später in den Briefen an Lucilius so lapidarisch furchtbar als Zeitkrankheit schildern sollte, begann während der Bürgerkriege; es gab zu Zeiten dem ganzen geselligen Dasein etwas verzerrt Schreckliches und begleitet die Goldfluth, die vom Fall des Phrrhus an fast ununterbrochen nach Rom strömte, bis etwa in die Zeit Vespasians.

Manchmal scheint es, daß es die Leute am Besten hatten, die nur dumm und gefräßig waren und ihr Ideal darin erblickten, von allen Leckerbissen der Welt gemästet zu werden. Aber mancher bedeutendere Mann hatte es schlecht. Er sucht unerhörten, nie dagewesenen Genuß, denn Genießen bleibt die einzige Thätigkeit, da alle Gewerbe, alle Künste in Händen von Sklaven sind und die Politik ein Gewebe von Freveln und bösen Zufällen wird. Daß Arbeit die Würde und Zierde des Lebens bedeutet, war ein fremder Begriff.

Es ist sehr möglich, daß sich wenigstens gewisse Haussklaven weniger unglücklich fühlten als ihre blasirten Herren. Sie hatten Arbeit nnd den Ehrgeiz, wenn sie intelligent waren, sich auszuzeichnen, Freigelassene zu werden und dann selbst den großen Herrn zu spielen, Hoffnung und Streben, Mühewaltung und Intriguen mußten das Leben der Klugen und Begabten unter ihnen zu einem spannend interessanten machen. Manchmal waren sie auch anhänglich und stolz aus die Familie, der sie gehörten. Doch sehr oft wurden die großen Herren, die Welträuber von ihren Freigelassenen und Sklaven gründlich geplündert und versanken in ein Meer von Schulden.

Plinius rügt energisch den unheilvollen Luxus der Sklavenvölker, die ein großer Herr schon unter der Republik brauchte, und erinnert an die patriarchalischen Zeiten, wo man nur einen Sklaven befaß, der nach dem Herrn benannt wurde, etwa I^sslius pusr, der Knabe des Laelius, und mit dem Besitzer Freud und Leid und die selbe Schüssel theilte, Nun brauchte man einen besonderen Mann, nur um die Namen der anderen Sklaven aufzuschreiben, statistisch über sie Rechnung zu führen. Es gab Vermögen, die bis zu zwanzigtausend Sklaven anwuchsen; in den Zeiten des Sulla und Lucullus hinterließ mancher reiche Mann ihrer viertausend bis fünftausend. Einige Hundert bildeten in großen Häusern die eigentliche Dienerschaft, die auserlesensten darunter hatten den Tafel- und Badedienst, die schönsten und geschicktesten Sklavinnen besorgten die Toilette der Domina. Die Menge der Sklaven machte ernsteren Männern Sorge, Im Senat wurde einmal vorgetragen, daß eine Kleidung für die freien Römer eingeführt

werden sollte, durch welche sie sich von den Sklaven unterschieden. Aber dieser Vorschlag wurde verworfen, weil man eine Gefahr darin sah; denn die Sklaven könnten die durch Kleidung ausgezeichneten Bürger überzählen und erkennen, wie wenige es unter der Schaar der Unfreien gebe. Philo beschreibt den eleganten Anzug der jungen Sklaven, die bei Tisch bedienten. Sie sind glatt rasirt und geschminkt, die Haare in regelmäßigen Locken geordnet oder rund über der Stirn als Fransen geschnitten. Sie tragen sehr leichte, Weiße Tuniken, die vorn bis zu den Knien fallen und rückwärts bis auf die Waden. Ein Gürtel hält die Falten zusammen, außerdem sind sie mit Bändern gerafft, so daß der Stoff leicht und anmuthig flattert, wenn die Jünglinge aufmerksam von einem Gast zum anderen eilen. Das Dessert (Kuchen und Früchte) wird bei Flötenklang unter rhythmischen Bewegungen von leichtgeschürzten Mädchen hereingetragen. Auf Pompejis Fresken sieht man solche Mädchen herantanzen, anmuthvoll und zierlich geschmückt. In manchen reichen Bürgerhäusern serviren heute noch Mädchen bei Diners das Kompot, freilich ohne Tanzbewegung, während die Diener alle übrigen Gerichte herumreichen. Bei römischen Festen war es besonders nothwendig, die großen Trachten der Tafel männlichen Bedienten anzuvertrauen, denn es gab mächtig große Prunkschüsseln. Eine ganze Gruppe von Sklaven schleppte etwa eine ungeheure Silberplatte mit einem ganzen gebratenen Schwein herbei. Riesengroße silberne Schüsseln gehören zu den ziemlich früh entstandenen Modethorheiten der Eleganz. Silbergeschirr, mit dem geprunkt wird, giebt es schon in verschiedenen Stilarten, deren Beliebtheit raschem Wechsel unterworfen ist, Plinius erwähnt frühere Stile, nunc ?iririiäi>ä, nun« Lloöiäns, nunc Lrätiims, nach den Künstlern benannt. Es war also ein besonderes Verdienst, Prunkgeschirre von Firmianus, Clodianus oder Gratianus den Gästen aufzutischen, bald in getriebener Arbeit, bald kunstvoll gegossen und ciselirt, bald in eingelegter Technik; und zu den Prunkschüsseln gehörten bald außerordentlich reich gearbeitete Sockel. Ein gewisser Mentor hatte als geschätzter Verfertiger feiner Tafelgegenstände die Stellung eines Penvenuto Cellini.

An Tafelluxus hat Rom sehr bald Großgriechenland und Karthago überflügelt. Die Philosophen klagen darüber und erinnern daran, daß in den glücklichen Zeiten der Republik ein einziges Silbergedeck in Rom vorhanden war, das bei besonders festlichen Gelegenheiten von Haus zu Haus ging. Doch vor Sullas Bürgerkriegen gab es in Rom schon an fünfhundert Silberschüsseln, deren jede hundert Pfund wog, und die Tischlager waren nach punischer Mode mit Silber eingelegt. Diese Dinge hielt Plinius für mitverantwortlich beim Ausbruch der Bürgerkriege, denn Einer mißgönnte dem Anderen den Raub an den Gütern der Welt und das ungeheure Protzen damit.

Mit der aus Asien zurückkehrenden Armee des Manlius kam die stärkste Woge des Luxus. Offiziere brachten die mit Erz eingelegten Lagerstätten, die köstlichen Decken und was man Alles von nun an als Hausrath begüterter Leute bewunderte, nach Rom. Sänger und Musi-

ker, die jetzt bei keiner Tafel fehlen durften, kamen im Gefolge des
Heers. Schon vorher hatte Scipios Triumph über den König von Sy-
rien Aehnliches gewirkt, so daß Plinius die Triumphe dieser Heerfüh-
rer als de» eigentlichen Beginn des zu hoch gesteigerten Luxus bezeich-
net. Der Sieg des Scipio und des Manlius gab den Sitten der Stadt
die Richtung, daß getriebenes Silber, attalische Teppiche und mit Erz
getäfelte Speisesäle die allgemeine Neigung wurden.
Voll grenzenlosen Abscheus spricht der römische Weltmann von
Roms Krankwerden durch die kostbaren Metalle, Silber und das noch
hassenswerthere gelbe Gold. Gr schildert die Goldseuche, die Rom er-
faßte, etwa, als handle sichs um ein ekelhaftes Gebrest, das erst leise
sich zeigt und nur einen Körpertheil angreift, dann immer weiter ent-
zündcnd frißt bis ins Herz hinein. Es schleicht sich nach Karthagos
Fall in die Stadt, die Tempelsäulen und Wände hinauf. Unter Mum-
uiius wird das Kapital darum bestaunt. Dann kriecht es weiter in die
Privathäuser wie in alle und an alle öffentlichen Gebäude, Es beklei-
det Säulen und umfaßt Statuen mit seiner verwerflichen Blendung.
Auch Material, das köstlich ist an sich wie edler Marmor, wird noch
mit Gold verputzt (was eine Eiweißmischung bewirkt).
Das Gold drängt sich an Helmzier und Waffe auch bei den ge-
meinen Soldaten. Matrone wie Buhlerin schleppen schwer an golde-
nen Fransen, Reifen, Spangen, Ketten. Sie tragen goldene Schuhe
und goldene Stickereien, aus dünnem Goldblech werden solche Orna-
mente ausgeschnitten und die Stoffe damit benäht, endlich schließen sie
den Leib ganz steif in golddurchwirkte Gewänder. Einen Berg von
Gold bilden die Schaugeräthe der reichen Häuser und nicht nur Schau-
geräthe, auch nicht genannt sein wollende Gefäße werden für manchen
Protzen aus Gold gefertigt. Die Baderäume sind massiv mit Gold be-
handelt. And nm all dieses Glänzens und Gleißens willen muß un-
aufhörlich Blut rinnen, bestes Blut. Einer verkauft, verräth den An-
dcren; vorüber ist Roms Kons kidss, Roms höchste Ehre, Es ist, als
werde diese ganze Welt so grausam mit Gold gesättigt wie der Mann,
den Mithridates ob seines Geizes grausam strafte: durch Eingießen
geschmolzenen Goldes in den Mund.
Rom frißt sich voll an Gold mit fürchterlicher Gier nnd frißt sich
krank daran. Ans dem Gipfel des Reichthums herrschte Unlust und
Pracht, ein leidenschaftlicher Wnnsch, einander zu überbieten, und un-
befriedigte Leere, wenn es gelungen war.
Verschiedene Schlemmer erschrecken selbst vor der Goldseuche und
suchen Abhilfe durch allerlei Gesetze. Später durften auch nur die
Kaiser goldenes Tafelgeräth haben. Aber die Lebewelt verlacht jede
Einschränkung, Ganz besonders mißachtet werden wieder die Gesetze,
die den Tischlurus zu beschneiden suchen, die schnell aufeinanderfol-
genden Lex DiSis, Lex Livin!» und endlich Lex ^smilis,, die sich vermißt,
uicht nur die Zahl der Gerichte, sondern anch deren Zubereitung von
Staates wegen bestimmen zu wollen, und den Köchen die theuersten
Gewürze verbietet. Und Das geschah in den Zeiten der höchsten kuli-

narischen Erfindungen, die bis auf den heutigen Tag ihren Ruhm be
wahrt, das römische Reich überdauert haben und noch immer erlesene,
feierliche Gastereien kennzeichnen. Etwa in der Zeit zwischen Sulla
und Caesar wird die Gänseleberpastete erfunden, Hortensius berichtet
darüber mit der ganzen Gravität des Römers und weiß nicht, ob er
diese ruhmwürdige Erfindung einem Konsul oder einem Ritter, einem
Scipio Metellus oder Marcus Scio zuschreiben soll. Aeber diesen
auch heute unentbehrlichen Leckerbissen dichtet in der Kaiserzeit Mar-
tial, ,,Schau, wie die Leber erschwillt, an Größe besiegend die Gans/
Auch die feinen Gänsefedern und Daunen zur Füllung dei-Kissen, die
man ans die Speiselager th.it, waren so beliebt, daß später an der ger-
manischen Grenze Festungen zuweilen fast unbemannt blieben, weil
die ganze Besatzung auf Gänse jagte.
Mit eben der selben Gravität, mit der Hortensius von den
Gänselebern spricht, stellt Plinius fest, daß, feine Schnecken für den
Tisch zu mästen, vor dem Krieg zwischen Caesar und Pompejus er-
funden wurde, und zwar von Fulvius Herpicius. Das Prinzip der
Speisenfolge bei einem korrekt verlaufenden Diner, der eosn» reow
(denn das pi-snSium, das Mittagessen, war frugal und wurde in der Fa-
milie eingenommen), ist kaum von dem heutigen, bei eleganten Abend-
tafeln üblichen verschieden. Zuerst erschien die ^usktio, kleine Lecker-
bissen, pikante dors g'osuvres, um Appetit und Durst zu reizen, dann
folgten Fische und Fleischgerichte, die Fische oft mit Zsruin gewürzt,
einer überaus kostspieligen, beliebten Sauce, Dazwischen kernen Ra-
gouts und Pasteten mit ihren Ueberraschungen, Viel verwendet als
Lieblingspeise der Römer wurde ein Zwischengericht aus einer er-
frischenden feinen Kürbisart. Auch das Brot mußte besonders köstlich
sein. Vornehme Gastgeber bezogen es nicht etwa vom Bäcker; es mußte
im Haus gebacken sein, womöglich unter peinlicher Aufsicht des Haus-
herrn, „Will man köstlich essen/ schreibt Aulus Gellius, „so muß der
Pfau aus Samos kommen, Hühner aus Phrygien, Kraniche aus Me-
los, Böckchen aus Aetolien, Thunfische aus Chalkedon, Mnränen aus
Tartessus, Hechte aus Pessinus, Austern aus Tarent, Muscheln aus
Chios, andere Seefische aus Nhodus, andere aus Kilikien, Nüsse aus
Tharsus, Datteln aus Egypten, Kastanien aus Spanien,"
Varro geißelt in den 82turs,s Nsnippsas verschiedene Tischbränche
und Mißbräuche, Die Kaiserzeit hatte nach Allem, was im Jahrhundert
des Lucullus und Pompejus an üppigen Dingen ersonnen war, nicht
mehr viel zu lernen. Nur konnten die zu ungeheurem Reichthum Ge-
langten wenigstens im augustischen Zeitalter mit etwas mehr Ruhe
und Sicherheit ihren Besitz genießen als im Jahrhundert der Bürger-
kriege, da ein Räuber dem anderen die Beute mißgönnte und womög-
lich blutig wieder entriß, da Jemand sterben mußte oder verbrannt
wurde wegen eines kostbaren Ringes, eines Humpens, eines besonders
gelungenen Mahles oder einer neuerbauten Villa, so daß eins der
Opfer ausrief: „Meine Villa in Alba ist mein Tod!"
München. Alexander von Gleichen-Rußwurm.

Deutschlands Finanzbereitschaft.
September 1911 sprach man in Frankreich von einer deutschen Finanzkrisis. Das Thema wurde mit Behagen behandelt. Dann? Die deutschen Banken zahlten die französischen EntHaben zurück und gingen dennoch nicht zu Grunde. Der berliner Privatdiskont betrug in den Monaten Juli bis September 1911 im Durchschnitt 3,W Prozent gegen 3,S9 im Jahr 1910; der pariser Wechselzinsfuß aber hatte sich von 2,38 auf 2,8S Prozent erhöht. Roch auffälliger unterschieden sich die beiden Geldcentreu während der letzten Septemberliquidation: in Berlin wurden die Iahlungen ohne Hemmniß und besondere Sensationen erledigt, in Paris ungewöhnlich hohe Reportsätze bezahlt. Auch das Märchen vom Retter Morgan, der, nach französischen Quellen, der deutschen Finanz unentbehrliche Hilfe gebracht habe, wurde durch Thatsnchen widerlegt. Deutschland verfügte gar nicht über große amerikanische Guthaben; die sind seitdem zurückgezahlt worden. Der Marokkokrisis ist der Balkankrieg gefolgt; aber man hört nicht mehr von einer deutschen Geldkrisis. Die Franzosen sind still geworden; denn nicht den Deutschen, sondern ihnen ists schlecht gegangen. Am vierundzwanzigstcn Oktober 1912 erhöhte die Reichsbank ihren Wechselzinsfuß von ^Vs auf 5 Prozent. Der Präsident erklärte, daß der Stand der Bank gut sei und die Verfassung des deutschen Geldmarktes zu keinen Bedenken Anlaß gebe. Am siebenzehnten Oktober 1912 erhöhte die Bank von Frankreich ihren Diskont von 3 auf 3Vz Prozent und ließ den Lombardzinsfuß unverändert auf 4 Prozent. Für das französische Institut ist ein Wechselzinsfuß von 3 Prozent normal; vom Frühjahr 1910 an hatte er gegolten. Am ersten November 1912 ist die französische Bank mit ihrem Diskontsatz aus Ä Prozent, mit der Lombardrate auf Ä>/s Prozent gegangen. Eine Sensation; seit den schlimmen Herbsttagen 1907, die der Welt die amerikanische Finanzkatastrophe bescherten, ward an der Seine ein Bankdiskont von solcher Höhe nicht mehr gesehen. And der Ausweis des französischen Institutes vom letzten Oktobertag ließ eine sehr straffe Spannung erkennen: das Wechselportcfeuille hatte sich (um 3'11 Millionen) auf 19N Millionen vermehrt, während der Status unserer Reichsbank nnr ein Wechselwachsthum von 31 auf 1Ä7S Millionen zeigte. Die schwärzesten Oktobertage brachten der berliner Börse gehäufte Verluste; aber eine Panik, wie sie Paris erlebte, sah die Burgstraße nicht. Da gab es doch immer wieder lichte Augenblicke, die sogar die Anfänge einer neuen Hausse vortäuschten. Der Wechsel in der Qualität der Hände aber wurde durch den Verlauf der Nltimoliquidation offenbar. Die Liste der Liquidationkurse sah aus wie ein Schlachthausbericht. Trotzdem ging es mit fliegenden Fahnen ins Novemberlager und zurück blieben nur ein paar oberschlesische Bankiers, die sich insolvent erklären mußten. Im Aebrigen wurde gezahlt, was nöthig war; und die Differenz

zen, die glatt gemacht wurden, waren nicht klein. Die ältesten Leute er-»
innerten sich nicht, einen Zahltag erlebt zu haben, der solche Summen
flüssig und fließend sah. Zweifelt noch Jemand an der finanziellen
Bereitschaft des deutschen Kapitals? Die Hausse, die am ersten Okto-
ber so jäh umschlug, ist nicht ein bloßer Rausch geblieben. Sie hat die
Vermögen gemehrt und das Geld geschafft, mit dessen Hilfe der schlimme
Monatswechsel zum Alltagsereigniß gemacht werden konnte. Die Li-
quidation in Paris gab zu besonderem Jubel keinen Anlaß, bewies
aber, daß die Spreeleute nicht schlechter gerüstet sind als die Pariser.
Der K«eg ist der Prüfstein der finanziellen Leistung; und bares
Geld ist der wichtigste Besitz in den Tagen des Waffenlärms. Die
preußische Regirung will dafür sorgen, daß es am Tag des Gerichtes
nicht an der nothwendigen Liquidität fehle. Jüngst nahm das preu-
ßische Abgeordnetenhaus ein Gesetz über die Anlage von Sparkassen-
geldern in mündelsicheren Werthpapieren an; und die Erörterung
drehte- sich um die Frage, wie die Sparkassen sich gegen den Ansturm
des Volkes bei Kriegsalarm wappnen könnten. Man hat beschlossen,
daß die Spargelder in Beträgen von 13 bis 23 Prozent der einzelnen
Vermögensbestände aus öffentlichen Schuldverschreibungen bestehen
sollen und daß drei Fünftel dieser Beträge in Anleihen des Reiches
und Preußens anzulegen seien. Die Sparkassen lieben die Anlage in
Hypotheken, da sie in manchen Theilen des Landes die wichtigsten Ver-
mittler des Grundstückkredites sind. Die Regirung aber ist, mit Recht,
der Ansicht, daß ein Hypothekenbrief nicht so leicht verwerthbar ist wie
ein Staatspapier, und schreibt deshalb für solche Anlagen allerlei Be-
dingungen vor. Die preußischen Sparkassen verfügten Ende 1911 über
einen Vermögensbestand von 11832 Millionen, Die Zahl der Spar-
kassenbücher betrug 13M Millionen! darunter waren 110000 Bücher
mit Spareinlagen von mehr als je 10000 Mark, Die Gesammteinlagen
hatten um 730 Millionen zugenommen. Die Märokt'okrisis war also
der Thätigkeit der deutschen Sparer nicht schädlich; in Frankreich aber
verminderten sich die Einlagen um 122 Millionen, Auch ein für die
xrknae nuticm nicht sehr erquickliches Schauspiel. Von den durch die
preußischen Sparkassen verwalteten Geldern waren 7^18 Millionen
oder 63 Prozent in Hypotheken, 282S Millionen (M Prozent) in Werth-
papieren angelegt. Das neue Gesetz schreibt für die Effektenanlage 13
bis 23 Prozent, im Durchschnitt also 20 Prozent, vor, so daß der wirk-
liche Durchschnittssatz schon über die gesetzliche Norm hinausgeht.
Trotzdem ist das Gesetz ohne Begeisterung angenommen worden; erst
ein Kompromiß half ihm ins Leben. Der Hauptgrund der Antipathie
ist die Entwerthuug der deutschen Staatspapiere. Diese Abneigung
ist für die besten Anlagepapiere, die der deutsche Markt besitzt, nicht
sehr schmeichelhaft; aber der Nationalstolz hört auf, wo der Kursver-
lust anfängt. Und daß das Reutenkapital große Substanzschäden er-
litten hat, ist leider nicht zu leugnen,
„Warum soll das Geld der kleinsten Rentiers dazu dienen, den

Staatspapieren in die Höhe zu helfen?" So tönte es aus dem Lager
der Opponenten, die natürlich nicht unterließen, auch gegen die Ban-
ken Fanfare zu blasen. „Seht Euch doch erst mal an, wie es um die
Liquidität in den Protzenkästen der Behren» und Französischenstraße
bestellt ist, ehe Ihr am Leib des Mittelstandes Experimente macht."
Der erste Gesetzentwurf, der 1906 berathen wurde, ging in die Binsen.
Das Abgeordnetenhaus lehnte ihn ab, nachdem er die Billigung der
Pairs gefunden hatte. Damals verlangte die Regirung 30 Prozent für
mündelsichere Werthpapiere. Auch das neue Gesetz ging, in der Fas»
sung der Minister, im Herrenhaus durch. Die Abgeordneten nahmen
es in die Kommission und änderten die offiziellen Borschläge so gründ-
lich, daß die Minister der Finanzen und des Innern im Plenum er«
klärten, ein so gestutztes Gesetz habe für sie keinen Werth. Man rettete
sich deshalb auf einen Kompromiß, dem das Haus der Erlauchten und
Edlen von Neuem sein Placet geben muß. Der Minister des Innern,
der das Urheberrecht für die neue I^sx in Anspruch nahm, wies die
Absicht auf eine Förderung der Rentenkurse weit von sich, während
der Finanzminister zugab, daß er neue Abnehmer seiner Konsols suche.
Die Motive sind schließlich nicht so wichtig wie der Erfolg; nnd der ist,
so weit der Rentenmarkt in Frage kommt, zweifelhaft. Da die Spar«
lassen mit ihren Effektenbeständen zum Theil schon den vorgeschriebe-
nen Prozentsatz erreicht haben (die berliner Sparkasse hatte am letzten
Märztag dieses Jahres von ihrem 395 Millionen betragenden Ver-
mögen 290 Millionen in mündelsicheren Werthpapieren angelegt,
während es nach dem Gesetz nur 99 zu sein brauchten; 132 kamen auf
Reichs- und Staatsanleihen, für die das Gesetz nur 69 gefordert hätte),
so werden die zu erwartenden Neuerwerbungen den Kursen keinen
starken Aufschwung geben. Für die Bereitschaft aber kommt es darauf
an, daß die Vermögensbestände sich lelicht in Geld umsetzen lassen. Man
darf nicht vergessen, daß gerade die Sparkassen im Fall des Krieges
dem heftigsten Sturm ausgesetzt sind. Nicht, weil der Staat auf ihre
Gelder Beschlag legen kann, um seinen Kriegsfonds zu ergänzen (von
solchem Eingriff wurde in den Tagen von Agadix gefaselt, mit dem Er-
folg, daß an einzelnen Stellen ein Rennen auf die Sparkassen anhob),
sondern wegen der Noth der Einleger, die in schlimmen Zeiten ihre
Ersparnisse brauchen. Väter und Söhne werden zum Heeresdienst
eingezogen; und der Arbeitlohn bleiibtaus, weil viele Räder stillstehen.
So müssen die „Banken der kleinen Leute" zuerst daran glauben. Wer
nimmt ihnen im Krieg deutsche Staatspapiere ab? Man denkt zu-
nächst an die Reichsbank. Die aber kauft die Papiere nicht, sondern be-
leiht sie, und zwar nur zu 76 Prozent ihres Kurswerthes. Für 1<X>0
Mark dreiprozentiger Reichsanleihe giebt die Bank im Lombard nichr
mehr als 585 Mark. Oft genug ist darüber gestöhnt worden.
Die Bewerthung der Staatsfonds hängt von der EntWickelung
des Wirthschaftkapitals und den neuen Lebensbedingungen des Zins-
fußes ab.,Nun sagt man sich: „Die Sparkassen haben an ihren deut-

scheu Staatspapieren so viel Geld verloren (der Gesammtverlust durch
den Kursrückgang wird auf rund 200 Millionen geschätzt), daß das
Kursrisiko den Nutzen der leichten Verwerthbarkeit solcher Anlagen
aufhebt." Der Finanzminister räth den Sparkassen zum Erwerb von
Schatzanweisungen, die geringen Kursschwankungen ausgesetzt sind, da
sie, nach relativ kurzer Geltungdauer, zu Pari eingelöst werden. Aber
die Reichsbank beleiht sie auch nur mit 75 Prozent. Und manchen Leu»
ten steht die dreiprozentige Reichsanleihe mit 78 Prozent noch zu hoch.
Da man ein vierprozentiges Staatspapier zu Pari haben kann, muh
die Dreiprozentige auf 75 stehen. Doch solche Vergleiche sind thöricht,
weil es keinen Nlormalkurs giebt und die Bewegung nicht von der
Rentabilität allein abhängt. Wie wäre sonst der hohe Preis auslän»
bischer Anleihen (die I'/sprozentige italienische Rente steht auf 97), die
dem inneren Werth nach gewiß nicht über deutschen stehen, zu erklä»
ren? Die Sparkassen sollen Garantien gegen Kursverluste bekommen.
In England und Frankreich werden solche Schutzvorschriften vom
Staatsschatz ausgeführt. Das ist kein billiges Vergnügen, wenn, wie
in England, der Rentenkurs abrutscht, als säße er auf Seife. Wie sich
die preußische Regirung mit der Resolution über die Kursgarantie ab»
finden wird, ist eine Frage berechtigter Neugier.

Weil unsere Industrie gut marschirt, werden ihre Aktien gern ge»
kauft; und weil ihre Aktien gern gekauft werden, kann sie gut mar»
schiren. Wenn die kleinen und großen Mittel zur Hebung des Staats»
anleihenkurses Erfolg hätten, könnte er nur auf Kosten unserer In»
dustrie erzielt werden. Aus dieser Sackgasse kommen unsere pfiffigsten
Rentenreformer nicht heraus. Wie oft muh man ihnen ins Gedächtniß
zurückrufen, daß ein Publikum, dem von mancher Seite bombensichere
Industrieobligationen mit fünfprozentigem Zins winken, sich nicht
gierig auf Staatspapiere stürzen wird, an denen, bei niedriger Ver»
zinsung, schon so viel Geld verloren worden ist? Eine einzelne Spar»
kasse, die berliner, hatte am letzten Märztag dieses Jahres eine Ein»
buhe von 25Vz Millionen Mark an ihren deutschen Staatspapieren
zu verzeichnen. Die Mixtur, die den Renten aufhilft und den In»
dustriepapieren nicht schadet, muh erst erfunden werden. Was bis jetzt
vorgeschlagen wurde, verheißt wenig Wirkung und konnte deshalb nir-
gends Begeisterung wecken. Das müßte auch Herr Lentze begreifen.

Finanzielle Bereitschaft! Die Gefahr des Versagens besteht schließ»
lich doch nur in der Theorie. Alles irgendwo angelegte Geld ist freilich
über Nacht nicht flüssig zu machen. Das ist auch nicht nöthig. Was in
der ersten Angst verlangt wird, kann aufgebracht werden. Die Banken
sind schon seit Monaten mit der Erhöhung ihres Barstandards be»
schäftigt; und die Reichsbank gewinnt durch den Zwangskurs, der im
Kriegsfall sofort eintritt, größere Bewegungfreiheit in der Notenaus»
gäbe. Sie und ihre Kundschaft sind nicht schlecht gerüstet. Ladon.

Herausgeber uns verantwortlicher Redak euri Mazimilian Karden in Berlin. —
Verlag der Zu'unft In Berlin, — Druck von Paß S Garleb <S, m, b. ß. in Berlin.

Berlin, den 7. Dezember 1912.

Satura.

nd dieseDebatte hatten alteAmtshähne gefürchtetZPasset auf,
krähten sie .-diesmal gehts an den Kragen; daß auf Agadir,
wie auf dasU gleich das W.Tripolis, aufTripolis, wie aufZwie-
belstank die Thräne, der Balkanaufstand folgen mußte, wird uns
vorgehalten; daß wir wieder mal im Schlaf überrascht wurden;
daß der Türkentrumpf der Hand, die zwanzig Jahre lang mit ihm
fuchtelte, nun entwunden ist; daß wir, nicht die p. t. Erben des in
Gott ruhenden Herrn Kara Georg, Schwarzer Peter werden; und
fo weiter.Walzblech.Wer den Nebelmond von 1911 erlebtund den
Kongokursdurchschmarutzthat.schwört drauf,daß indiesenHeiligen
Hallen internationaler Händel wegen nichts mehr geschehen kann.
Wetten, daß der Chef sich noch ein Kränzchen holt ? Schade, daß es
nur ein trockenerIroy war; hätte auf ein tzalbdutzend gehalten.Da-
bei wardie Zunft inderVerurtheilung desarmenBethmannnoch
nie so einig. Gepfauch, Geknirsch, Hohngelächter der Hölle; in den
Botschaften kreischten sie vor Wonne. Thut nichts: der löbliche
Reichstag war höchstzufrieden. Ein unwahrscheinlicherKanzler;
dochgenau,wasdiesesKonzilderinallem«Auswärtigen"Ahnung-
losen braucht; nicht eine Bierviertelminute lang über ihrem Ni-
veau. »WiederholteVersuche sind gemacht worden, die Zustände
daselbst zu bessern undzuordnen, wobei die Hauptschwierigkeit auf
der Verschiedenheit der Rassen und Religionen beruhte." Balkan-
geschichte aus der Eierfibel. «Im Lauf dieses Jahres hatte sich
zwischen der Türkei und den Balkanstaaten die Stimmung so zu-
gespitzt, daß derAusbruch des Konfliktesnichtmehrzuverhindern

war, trotz dem eifrigenBestreben der Mächte, den Frieden zu er-
halten. " WelcherMächte?Mindestens drei wollten denAusbruch;
und nicht die schwächsten, parbleu! Er, natürlich, wußte schon „im
Beginn des Sommers", daß derBalkanbund gegen die Osmanen
losgehen werde. Erstens war der Bund damals noch gar nicht
fertig. Zweitens wurde noch im August erörtert, ob er nicht die
Türkei aufnehmen solle. Drittens haben hundert Ohren gehört,
wie in der Centrale über die falschen Berichte der Außenposten
gejammert wurde. And wäre Theobald, er ganz allein, richtig in-
formirt gewesen: mußte er sich damit brüsten? Nnsauchnoch den
Tort anthun, daß Kiamil und Berchtold jetzt fragen, warum wir
sie nicht gewarnt haben? Drei Wochen vor der Kriegserklärung
wurde ein ganzer Jahrgang des ausgebildeten Heeres sammt den
mobilen Redifdivisionen entlassen, weil der Herbst nach Frieden
roch: und der Kanzler aus Allerhöchstem Vertrauen schreit in hie
Lüfte, feit Sommersanfang habe er gewußt, was kommen müsse.
Warum, Donnerwetter, hat ers dem mit Todesgefahr bedrohten
Freund und dem mit demLebensnerv anderOperationbetheilig-
ten Bundesgenossen verschwiegen? Wenn er noch in Buchlau seine
Wissenschaft ausschwitzte, wäre in Südost heute ein anderes Bild.
Hätte er Künftiges gewußtund dennoch nicht gehandelt, dann müß-
te die Landsmannschaft ihm Herdfeuer undWasser versagen. Er
lernts nicht; zerschlägt jeden Topf, den sein langer Arm greifen
kann. »Von den Vorgängen auf dem Balkan werden wir nicht
unmittelbar berührt. "Nachdem wir zwei Jahrzehnte lang ziemlich
Alles auf die Türkenkarte gesetzt, uns als Schutzmacht demIslam
empfohlen und dadurch den Groll Englands aufgekitzelt haben, be-
rührt der Niederbruch der Türkei uns »nicht unmittelbar". Das
fchluckt die Vertretung des deutschen Volkes. Wälzt sich nicht in
Lachkrämpfen, heult auch nicht wüthend auf, als ihr erzählt wird,
bethmännifcher Staatskunst sei gelungen, während des libyschen
Krieges dem Deutschen Reich die Sympathie der Türken und
der Italiener zu erhalten» Irgendeinem M. d. R. müßte doch
ein Neffe oder Commis geschrieben haben, wie verhaßt wir seit-
dem im Mondsichelland sind und was gegen unsere Waffen,
Truppenausbildung und Taktik zwischen Verona und Catania
gedruckt wird. »DerGedankenaustausch unterdenMächten wird
in entgegenkommendem Geist geführt, hat fchon jetzt günsti ge Er-

gebnisse gehabtund läßt eine allseitig befriedigende Einigungun-
ter den Großmächten erwarten." DerOrdinarius vonAntertertia
machts besser; sonst würde er am Ohrläppchen vors Konferenz»
gericht gezerrt. Hoffen wir, lieber Leser, daß nur unsere Feinde
sich auf ein Gedankentauschzeschäft mit Sankt Theobald einlassen.
Dann ist wenigstens ein uns günstiges Ergebniß sicher. Wo sind die
anderen? Aus welchem Rauchfang winkt auch nur der Schatten
allseitig befriedigender Einigung? Abgründe trennen die Inter-
essen der Mächtegruppen; wohin aus dem geplatzten Geschwür
von Europa der meiste Eiter sickert: tkat is tne question. Wüst ist
auch der Passus über Oesterreich. Weil das blöde Bimbam,
das süße Gesäusel und verlogene Geflenn unserer Offiziösen die
Leute am Ballhausplatz und in Bukarest fast in Tobsucht geär-
gert hat, muß der Magister lobesam jetzt auf die Katheder hau-
en, daß die Tinte über drei Bänke hinspritzt. Oesterreichs Sache
ists, sagt er, »seine Ansprüche zur Geltung zu bringen". Wirds
dabei aber »von dritter Seite angegriffen und in seiner Existenz
bedroht, dann würden wir, zur Wahrung unserer eigenen
Stellung in Europa, zur Bertheidigung der Sicherheit und Zu-
kunft unseres eigenenLandes, an der Seite unseres Verbündeten
fechten." Logik:schwach. Takt: kaumgenügend. Wenn Oesterreich
Sonderansprüche, nicht im Sinn desBolksthumesgesammtdeut-
sche Lebensrechte verträte, wäre der zwischen Maas und Memel
hausendenMenschheitdasBeistandsopfernicht zuzumuthen.Die
Pflicht zu deutscherGemeinbürgschaft begrenzt denBündnißfall;
und wo er möglich wird, sollte Selbstachtungbedürfniß die über-
laute Anzeige verbieten, daß der Genosse nicht sein Wort brechen
werde. Zu sagen war: Oesterreich ist in Südost unserer, der ger-
manischen Sache Walter. Daß es ohne unsere Hilfe «in seiner
Existenz bedroht" sein, erst nach solcher Bedrohung auf unsere
Hilfe rechnen könne, hätte ein Politiker niemals der Zunge an-
vertraut. And wie locker das Gerüst dieser Logik! Alle Großmächte
sind „entgegenkommenden Geistes", aller »allseitig befriedigende
Einigung" ist, nach den schon jetzt gesicherten »günstigen Ergeb-
nissen", für nahe Frist zu hoffen: und einer Großmacht wird die
Faust unter die Nase gereckt. Der in Potsdam und Baltisch-Port
allzu zärtlich umarmten. Der Jüngling sieht den Grund nicht ein.
Aber derReichstag. Der fragt nicht, wohin denn die Iubelkantate

verklungen sei, die den Himmeln Rußlands Gelöbniß meldete,
jede Genossenschaft zu meiden, die »eine aggressive Spitze gegen
uns habe". DerwillinRuhedieGesetzebeschwatzen,dieerimmer-
hingründlicherkenntalsGeschichteundinternationalePolitik.und
nimmt drum, ohne an die Enttäuschung vom letzten Schaum schlag
zurückzudenken, mit jedemTrostsprüchleinartig vorlieb. Wozudie
Stadt aus ihrem Schlafe wecken und sich obendrein mit der Zipfel-
mütze lächerlich machen? Die Mondsichel schrumpft in die Dürre
eines Auslassungzeichens, der Khalif wird gelenkiges Spielzeug
derLöwenbrut.vomSchwarzenbis ansAdriatischeMeerstrecktsich
eine neue Slavenmacht, ein Schemel für Rußlands Aufstieg. Aber
„der lebhafte Gedankenaustausch bietet alle Aussicht auf Erfolg".
Aussicht? EineRiesenernte ist jaschon in derReichsscheuer.
Kiderlen pflanzt sich vierschrötig vor die erlauchten Volksboten;
nimmt, all in seiner Heiserkeit, den Selbstherrscher aller Reufsen
(aber nicht den eben so unglimpflich gescholtenen Erzherzog Franz
Ferdinand) unter seinen Schirm; und packt dann aus: „Während
der ganzen letzten Krisis waren unsere Beziehungen zu England
besonders vertrauensvoll; die offenen und von vollem Vertrauen
getragenenAussprachenzwischenLondonunduns haben nichtnur
eine sehr erfreuliche Intimität unsererBeziehungen hervorgerufen,
sondern aucheinerVerständigung unter allenMächten guteDienste
geleistet." Stimmt. Ob diePlakatirung, nach allem Geschehenen,
nicht lieber der anderen Seite zu überlassen wäre? Geschmacks-
sache; wer Marschall seit fünfzehn Iahren im Magen hatte, zeigt
gern schnell,wie gut der Kram ohne desLangenBetriebsamkeit geht.
Die Wahrheitdes Schwabenwortes darfkeinZweifelbeknabbern.
England braucht und ersehnt einen schwachen Khalifen, der in sei-
nem europäischen Absteigequartier zu füttern und zu schrecken ist
und am Persergolf, in Egypten undIndien gehorsam deshalb der
Heerde Mohammeds die londoner Losung übermittelt. England
wünscht das Wachsthum einer vom Meer aus verwundbaren
Slavenmacht, die den deutschen Drang nicht im Westen nur ans
Festland bindet und deren junger Leib doch nicht stark, nicht satt
genug werden darf, um sich von Rußland lösen zu können. An
beideZiele, die dasAufgebot deutscherWehrkraft sperren konnte,
will unser Vetterneifer den Briten helfen. Er befreit sie von zwei
Aengsten, uns von zweiLebensversicherungpolicen. Wirsind ver-
trauensvoll, sie von erfreulicher Intimität. (»Lebhafter Beifall.")

Englands Seeherrschaft.
der wichtigsten Züge im politisch-militärischen Bilde unserer
Tage ist die überragende englische See- und Kolonialherrschaft.
Ihre Aufrechterhaltung ist die vornehmste Pflicht jedes britischen
Staatsmannes; und jeder Engländer ist überzeugt, daß das britische
Reich unter anderen Bedingungen nicht bestehen könne. Unter Naval
Supremach, Vorherrschaft zur See, versteht man in England die Herr-
schaft über alle Verbindungivege auf dem Weltmeer, die unbestrittene
Verwendung der militärischen Machtmittel und die Möglichkeit, in
jedem Augenblick die Verbindungwege jedes möglichen Gegners sper-
ren zu können.
Noch im fünfzehnten Jahrhundert war die Hansa in fast allen
Kämpfen über die Engländer siegreich gewesen. Und noch 1561 besaß
sie ein solches Uebergewicht über den englischen Handel, daß sie 44 000
Stück englische Tücher ausführte, während England selbst es nur auf
1100 bringen konnte. Erst der Thatkraft der Königin Elisabeth von
England war zu danken, daß die Hansa allmählich überwunden wurde.
Eine neue Zeit brach an. Während das Heilige Römische Reich Deut-
scher Nation in Ohnmacht und Zerrissenheit sich zu keiner kräftigen
Gegenwehr aufzuraffen vermochte, kaperte das unter Elisabeths Szep-
ter erstarkende England im Jahr 1589 auf dem Tajo 00 hansische
Schiffe, In den folgenden Iahren begann im Kampf gegen die Welt-
und Seegewalt Spaniens der Aufstieg Englands zu Macht und Größe.
Spanien zu vernichten, war den Engländern jedes Bündniß recht: mit
den rebellischen Niederländern, mit Frankreich, ja> mit den Türken.
Und seit die Augusttage des Jahres 1588 den weltgeschichtlichen Unter-
gang der Armada brachten („^Llsvit Osus st Sissipsti sunt"), hat Eng-
land nie mehr ernstlich den spanischen Gegner gefürchtet. Bemerkens-
werth ist, daß hinter dem Kampf schon ein waches und starkes Natio-
nalgefühl stand. In stolzem Ehrgeiz und heißer Glaubensleidenschaft
drängte die junge Nation in alle Fernen, England hat damals den
Seeraub, die Kaperei, sanktionirt, deren Aufgabe zunächst die Ver-
nichtung des feindlichen, bald aber auch des neutralen Handels war.
Unter Elisabeths Regirung wurde die Kaperei durch, Auszeichnungen
aller Art, selbst durch Rangerhöhungen der großen Freibeuter, der
Cavendish, Hawkins, Raleigh und Drake nachhaltig gefördert. Nach
dem Verfall der spanischen Seemacht trat England als kolonisirende
Handelsmacht an dessen Stelle; schon 1578 begannen die ersten koloni-
satorischen Unternehmungen Englands. Und schon 1612 sprach der
Kanzler Bacon: „Wer die See beherrscht, hat viel Freiheit und kann,
wenn er will, in jeden Krieg eingreifen, während selbst die größten
Landmächte oft in der Klemme sind."
Nach Spanien kam Holland an die Reihe, das um die Mitte des
siebenzehnten Jahrhunderts den Gipfel seiner Größe erreichte. 1050

betrug der Gesammthandel Hollands das Fünffache des englischen und Colbert schätzte die holländische Handelsmarine auf vier Fünftel der europäischen; ihre Ladesähigkeit umfaßte etwa die Hälfte des Gesammttonnengehaltes aller europäischen Handelsflotten. Nicht nur war die Nordseefischerei fast ganz in holländischen Händen, sondern der Kapitalreichthum der Niederlande überwog auch den englischen um ein Beträchtliches, Ein Zug behaglicher, naiver, derber Lebensfreude ging durch diese Zeit und dem Genuß der durch Handel und Schiffahrt erworbenen Glücksgüter gab sich das holländische Volk mit Behagen hin; sorglos, allzu sorglos. Schon 1651 kam, in der Navigation-Akte, die handelspolitische Kampfansage Englands gegen Holland. Dessen Handel war fortan bedroht. Der Ausbruch des um Handelsvortheile und nm den Besitz der stärkeren Seemacht zu führenden Krieges wurde durch Englands Anspruch aus die unbegrenzte Seeherrschaft in den „kour ssss" beschleunigt. In drei schweren Seekriegen haben Holland und England, ein Vierteljahrhundert lang, um die Vorherrschaft zur See mit einander gerungen. Der Friede von Westminster bezeichnet die erste Station auf dem Abstieg Hollands von der Höhe seiner Macht. In Verlauf von fünf Vierteljahren hatte es etwa 1600 Kauffahrteischiffe verloren, der Hering- und Wallfischfang war unterbrochen, der Ostseehandel gefährdet; in Amsterdam stockten alle Geschäfte nnd 1500 (nach anderen Berichten 3000) Häuser standen leer. Aber noch war die Niederlage Hollands nicht vollendet und der Engländer Monck prägte dasWort: „DerAnlaß zumKrieg ist gleichgiltig: wirbrauchen ein größeres Stück von dem Handel, den die Holländer jetzt haben". So kam es zum zweiten und dritten anglo-holländischen Krieg. Im Frieden von Breda wurde das englische Flaggenrecht und die Navigation-Akte in der Hauptsache bestätigt. Neu-Amsterdam (New Pork) blieb den Engländern, War Holland auch nicht besiegt worden, so mußte es schließlich doch die britische Suprematie feierlich anerkennen. Trotz den niederländischen Heldenthaten auf dem Meer stand schon 1674 fest, daß die erste Seemacht der Welt jetzt England hieß.

Eine Folge der holländischen Niederlage war, daß England dauernd den Niederlanden die südafrikanischen Kolonien, das Kapland, Ceylon und die Stationen auf dem Festland von Indien nahm. Dem Besitz Indiens maß man von je her großen Werth zu. Darum wurde auch der erste indische Wettbewerb, die 1722 in Ostende gegründete „Deutsche Ostindische Handelsgesellschaft" im Keim erstickt. Nach endgiltiger Räumung Indiens von den Niederländern nnd Franzosen war der Weg zur völligen Eroberung des indischen Reiches beider Halbinseln frei, die, als der blutige Seapoh-Aufstand niedergezwungen war (18S7), ihren Abschluß fand.

Oft hat England behauptet, für die Freiheit anderer Völker diplomatisch und militärisch zu kämpfen. Stets aber kam es auf seine Kosten und erwarb mindestens Aufsichtrechte, Interessensphären und wirthschaftlichc Vortheile aller Art. Allzu oft haben die Kontinen-

talstaaten zum Vortheil Englands gefochten und geblutet, sich auf lange Zeit hinaus militärisch und wirthschaftlich geschwächt, während England gerade in solchen Zeiten erstarkte, große und reiche Länder erwarb und die Früchte der Siege einheimste. Der Rückblick sieht England stets gegen den jeweilig gefährlichsten Gegner, möglichst mit schwächeren, ihm selbst ungefährlichen kontinentalen Staaten als Bundesgenossen, vorgehen, hat es auch keinen der großen europäischen Kriege des achtzehnten Jahrhunderts entfesselt, so war es doch an allen betheiligt und hat sie in seinem Streit gegen Frankreich ausgenutzt. Stets aber hat es die eigenen Kräfte, so lange es irgend konnte, geschont. Nns interessirt aus dieser Epoche besonders der Siebenjährige Krieg, in dem England das um seine Existenz kämpfende Preußen nur so lange mit Subsidien unterstützte, bis der gemeinsame Feind, Frankreich, in Amerika endgiltig niedergeworfen war. Dann hat es Preußen, vorzeitig und gegen die Verabredung, nach Bismarcks Wort „treulos im Stich gelassen". Nnd während in Europa die Französische Revolution und die ihr folgenden Kriege tobten, erwarb England, in aller Stille, Australien und setzte sich in Westafrika fest. Napoleon aber durchschaute die Ziele der englischen Politik und erkannte in ihr seinen ge« fährlichsten Feind. Daß England aus dieser schwierigen Periode dennoch als Sieger hervorging, verdankte es nur seiner überlegenen Flotte, die den Gegner vom Meer abschloß und den neutralen Handel verhinderte. Das Können und heldenmüthige Handeln seiner Admirale und Seeleute führte zu den Siegen von Abukir und Trafalgar. Am einundzwanzigsten Oktober 1805 hat Englands größter Admiral die französische Flagge bei Trafalgar vom Meer vertrieben. Frankreichs Seemacht war gebrochen. Das durch seine Flotte gedeckte England schickte Truppen auf den Kontinent, wo sie Schulter an Schulter mit Oesterreichern, Russen und Preußen von Sieg zu Sieg über Frankreich schritten. Als England an den Befreiungskriegen theilnahm, focht es vor Allem um seine Existenz und Größe; damals wurde entschieden, ob die Welt englisch oder französisch werden solle. Aber während die Kontinentalstaaten bluteten, während Handel und Wandel in Europa stockten, blühte Englands wirthschaftliches Leben auf. Der neutrale Handel ging fast vollständig in Englands Hände über. Erst durch das Niederzwingen des unter Napoleon zu ungeahnter Macht erstarkten Frankreich wurde England zum Weltreich. Als der Friede geschlossen wurde, war England unbestrittener Herr der Meere, der einzige starke Industriestaat der Welt und im Besitz des größten Kolonialreiches. Jeder Gegner war auf lange Zeit zurückgeworfen und das englische Weltreich unserer Tage geschaffen. Einen seemächtigen Gegner in der Nähe der englischen Küste gab es nicht mehr und die Zeit war gekommen, wo Englands Suprematie auf den Meeren als etwas vom Schicksal unwiderruflich Gefügtes betrachtet wurde.

Drei Karten zeigen die EntWickelung britischer Kolonialmacht:

An der Wende zum zwanzigsten Jahrhundert umspannte das
englische Weltreich über ein Drittel der Erdoberfläche. Dank seiner
Vorherrschaft zur See sind ihm große Länder mühelos zugefallen. Oa
der Union-Jack, Englands Machtzeichen, überall auf den Weltmeer ni
wehte, konnte es sich leicht die besten Theile der Erde nehmen. 1«W
wurdcAden besetzt, Hongkong kamalsPreis für die Beendigung des d>m
Chinesen zu englischem Bortheil aufgezwungenen Opiumkrieges in
britischen Besitz, in der Südsee wurden viele Inseln ohne Mühe den
schlecht bewaffneten Eingeborenen abgenommen und ganz Kanada bis
zum Stillen Ozean kam in friedlicher Durchdringung ohne jeden geg-
nerischen Widerstand eben so wie viele andere kleine Besitzungen in
britische Hände. Widerstand hat es nur in Afrika gefunden und ernst-
lich hat es nur in Indien, an den indischen Grenzen und in Süd-
Afrika zu kämpfen gehabt. Das Abkommen mit Frankreich von 18W,
das auf Faschoda folgte, sicherte dem Britenreich den Nil mit allen
Zuflüssen; der Pertrag vom April 1904 entfernte Frankreich für im-
mer aus Egypten. Seitdem fehlt jede bedrohliche koloniale Reibung-
fläche zwischen England und Frankreich. Ein glänzender Beweis für
Englands Alleinherrschaft zur See war der Krieg gegen die Buren;
die Unterbrechung des Seeweges von der Heimath nach Südafrika
hätte zum vollen Erfolg der Buren und zum Verlust des gesammten
südafrikanischen Besitzes geführt. Wenn ferner auch nicht zu erweisen
ist, daß England den russisch-japanischen Krieg herbeigeführt hat,
so hat es ihn doch meisterhaft zu seinem Vortheil zu nützen gewnßt nnd
sich die wichtigste Frucht des Sieges gesichert. Nach dem Frieden von
Portsmouth kam aus dem „Standard" die stolze Frage: „Wer kann uns
jetzt Etwas anhaben? Auf ein Menschenalter hinaus ist ein Zusam-
menschluß der Kontinentalmächte gegen England unmöglich geworden".
Die bedeutsamsten Aufgaben der englischen Kolonialpolitik knü-
pfen sich auch heute noch an die innerasiatischen Probleme, die Siche-
rung Indiens und seiner Grenzländer und der Verbindungwege nach
dem Mittelmeer und Egypten. Schon lange sieht es in dem deutschen
Kaufmann und Industriellen einen Konkurrenten, der zurückgedrängt
werden muß. Unter allen Umständen will es seine Seeherrschaft vor
Gefährdung schützen. Das ist begreiflich. Das durch seine Lage jedem
direkten Angriff entrückte Inselreich dankt seine Suprematie der Kriegs-
flotte und daneben der inneren Geschlossenheit, die alle Sonderwünsche
dem Reichsinteresse unterordnet. Der erworbene Wohlstand muß auch
ans der See vertheidigt werden. Mit mehr als 20 Milliarden Mark
Werth in jährlicher Ein- und Ausfuhr steht Grohbritanien heute un-
bestritten an erster Stelle unter den Seehandelsstaaten. Nicht mehr,
wie einst, zur Befriedigung der Gier nach Reiz- und Gennßmitteln,
fondern, um überhaupt leben zu können, braucht England die See-
straßen, die ihm alle Waaren zuführen und auf denen es seine In-
dustrieerzeugnisse, als Entgelt, hinaussenden kann. Darum gilt noch
heute bei den Briten das Wort Pitts: „Ohne Englands Erlaubnis;
darf auf dem Meer kein Kanonenschuß abgefeuert werden."
Georg Schultze-Bahlke.

Martyrium.

lächelnder Erinnerung an die Zeit, wo alle Blätter vom „Fall <?W^ Traub" voll waren und manche Menschen den Herrn Pfarrer zum Märtyrer stempelten, möchte ich den Lesern der „Zukunft" von einigen Martyrien erzählen, um den Unterschied klar zu machen zwischen Dem, was moderne Protestanten ein Martyrium nennen (die alten thaten nicht so), und Dem, was wir Katholiken mit diesem Titel beehren. Mögen uns Manche auch darum rückständig schelten: Andere werden eine gewisse Anerkennung nicht versagen. Mein erster Bericht stammt aus einem Monatsblatt zur Verbreitung der Kenntniß unserer tzeidenmissionen. Das Blatt heißt „Der Antoniusbote", erscheint bei den Franziskanern zu Wiedenbrück in Westfalen und behandelt hauptsächlich die Missionen der deutschen Franziskaner in China und in Brasilien, Ein Brief, der am ersten Oktober 1912 im Antoniusboten erschien: „Aus dem Vikariat Central-Schensi, das früher vom Bischof Athanasius Götte aus Paderborn verwaltet wurde, kommen sehr traurige Nachrichten. Bischof Maurice berichtet über große Gräuelthaten der Chinesen gegen unsere Mission. Bereits ist ein chinesischer Franziskanerpater ermordet worden. Der Gouverneur von Central-Schensi ist ein Scheusal von Grausamkeit und Tyrannei; auch ist er den Christen sehr feindlich gesinnt. Während der letzten Revolution suchte er von unserem hochwürdigsten Bischof Silber (Geld) zu erlangen und drohte mit Gewalttaten, Sein letzter Akt brutaler Gewalt war die Enthauptung eines erst dreißig Jahre alten chinesischen Paters. Als der Bischof von der Sache erfuhr, sandte er sofort zwei amerikanische Patres. Der Ermordete war schon beerdigt."

Der Leib des Franziskaners war mit Wunden bedeckt und ein Bein gebrochen, der Kopf war langsam abgehackt oder gar abgesägt worden. Das nennt man bei uns: Martyrium. Die Katechisten, die „nur" zweitausend Bambushiebe erhalten hatten und noch leben, ehrt man nicht mit diesem Titel. Sie sind noch: Bekenner, nach katholischer Sprechweise. Erst wenn der Kopf herunter ist und der Bekenner mit dem Blut seinen Glauben besiegelte, wird er ein heiliger Märtyrer.

Andere Berichte entnehme ich einer Sammlung von Bändchen, die in der Paulinusdruckerei in Trier erscheinen, unter dem Titel „Aus allen Zonen, Bilder aus den Missionen der Franziskaner in Vergangenheit und Gegenwart".

Von der Vergangenheit erzähle ich nichts, höchstens aus einer sehr nahen Vergangenheit, nämlich aus dem Jahr 19Ol), wo in der Provinz Nord-Schensi arge Christenverfolgungen wütheten. Da sind viele Menschen, meist Chinesen, für ihren Glauben gestorben. („Ueberzeugung" oder „Weltanschauung" wäre ja gewiß moderner; aber eine Weltanschauung verleiht selten die Kraft, Solches zu erdulden. Dazu gehört ein Glaube. Nnd zwar nicht ein Glaube, den man besitzt, sondern einer, der uns besitzt.) Auch protestantische Christen haben da-

mals ihren Glauben mit ihrem Blut besiegelt. Wie sich!ihre Kirche zu ihnen stellt, weiß ich nicht und habe es nicht zu beurtheilen, Ich will hier nur von den katholischen Missionen erzählen.

„Die Tötung der vierzig Christen von Tae huen fu war auf den vierzehnten Juli festgesetzt. Der Blutbefehl war dahin beschränkt, daß nur die standhaft gebliebenen Männer getötet werden sollten, während mau die Frauen und Mädchen schonen müsse. Bei dieser Nachricht erneuten sich die Schauspiele der ersten christlichen Zeiten, Kaum war das Urtheil über die Männer ausgesprochen, so eilten die Frauen mit ihren Kindern zum Mandarinen und flehten ihn an, sie doch mit den Söhnen und Gatten zugleich zu töten, weil die ganze Familie das todeswürdige Verbrechen des christlichen Glaubens begangen habe. Sie versicherten zugleich, sie würden nie vom Glauben abfallen oder in die Eheschließung mit einem heidnischen Manne willigen. Auf die Aufforderung des Mandarinen, ihren Glauben zu verleugnen, antworteten sie entschieden: Niemals! Nun versammelten sie sich im Haus der Familie Fan und Li, um durch Gebet sich auf den Martertod vorzubereiten. So fanden die bewaffneten Boxer die Christen wie Lämmer, die zur Schlachtbank bereit waren. Die Frauen legten die Säuglinge an die Mutterbrust, damit ein Schwertsrreich sie zugleich durchbohre. Dort standen die Männer, die ihre Söhne festhielten, um im Tode nicht von ihnen getrennt zu werden. Als man den ersten Christen niederschlägt, fragt dessen Sohn die Mutter: ‚Was ist mit dem Vater?' Die Mutter antwortet: ‚Er geht in den Himmel.' Der Sohn: ‚Geht man durchs Schwert in den Himmel?' Die Mutter: ‚Ia, so ist es. Aber sei ruhig, schaue den Vater nicht an, bedecke Dein Angesicht mit den Händen und beuge Dich ein Wenig/ Der Sohn folgt der Weisung und fragt: ‚Gehen wir Alle in den Himmel?' Die Mutter: ‚Die Seligste Jungfrau kommt, Dich abzuholen; sie steht an der Thür.' Der Sohn: ‚Ich habe Durst, ich wünsche süßes Wasser.' Die Mutter: ‚Die Seligste Jungfrau wird es Dir geben.' Dieses Zwiegespräch beendet ein Boxer, indem er mit seinem Schwert den Kopf des Knaben in zwei Hälften spaltet. Dessen kleiner Bruder Michael war erst zwei Monate alt. Das unschuldige Kind griff nach dem Schwert und lachte, weil dessen Glanz ihm gefiel. Während die Mutter die Aermchen des Kindes in ihre Hände nahm, um sie vor Verletzung zu schützen, trennte ein Boxer das Haupt des Kindes vom Rumpf und ließ die arme Mutter in unsäglicher Trauer zurück. Man schonte ihrer, um sie an einen Heiden zu verheirathen."

Das nennt man bei uns Katholiken: Martyrien. Und daß es bei uns immer noch Leute giebt, die solches Martyrium ohne Wimperzucken erleiden, ist erwiesene Thatsache; und nicht eine auf China beschränkte.

Bequemer sind die Martyrien moderner Protestanten allerdings. Die ihrer Vorväter waren anders.

München. Anna Freiin von Krane.

Schloß Paretz.
in die wasserreiche Ebene der wiesigen Havelland»
schaft hinter Potsdam, fern von den alten wichtigen Land-
stratzennnd unberührtvonden neuen Wegen derEisenbahn liegtdie
königliche Gutsherrschaft Paretz, der Sommersitz der Königin Luise,
ein verborgenes Juwel unter den historischen Denkmalen hohen»
zollernscher Privatarchitektur. Schloß. Paretz hat auch heute noch
iganz den Charakter der Stille und Abgeschiedenheit bewahrt, den
nach Fontanes Bericht der königliche Bauherr feinem einsamen
Landsitz einst zu geben wünschte. Dieser bewußten Sehnsucht nach
seelischer Entrücktheit und beschaulicher Weltferne entspricht nicht
nur die Versteckte Lage des Gutes, tief drinnen im Lande nnd abseits
von den großen Verkehrslinien: ihr kommt auch der Stimmungs-
gehalt der Landschaft entgegen, die sanfte, zu Herzen gehende Me-
lancholie des märkischen Flachlands, die weich und herb, traurig
und friedlich «lächelnd zugleich ist. Wie der getragene Rhythmus
eines klagenden Hirtenliedes klingtiesjaus den leiselgeschwungenen,
auf« und absteigenden Linien, in denen die wellige Landschaft gegen
den fernen Horizont hin absetzt. Besonders stark empfindet man
diese unendlich wohlthuenden Stimmungen der märkischen Land«
schaft, diese sozusagen beschwingte Schwermuth, wenn man Paretz
etwa im ersten Frühling besucht. Dann breiten sich die saftigen
Felder, frisch gepflügt und erdhaft schwarz oder schon mit junger
grüner Saat bestanden, vor unseren entzückten Blicken hin, Sinn-
bilder erneuten Lebens und starker, sieghafter Vitalität. Dem ern-
sten, an Van Gogh erinnernden Pathos solcher Feldeinsamkeit
mischt die buntfarbige Pracht blühender Obstbäume ein zartes, lyri-
sches Element unter; zugleich aber sind diesem eindringlichen Bilde
des lebendig Werdenden, das ganz erfüllt erscheint von froher,
heiterer Zuversicht, die melancholischen Linien der Landschaft ein-
gezeichnet, die wie mit gütig streichelnder Hand an die ewig gleiche
Vergänglichkeit alles Seienden erinnern.

Selten, so scheint es, ist in solchem Maße gelungen, eine Bau-
anlage dem Geist und der Stimmung einer Landschaft einzuordnen,
wie es in Paretz geschah. Mit einer sehr differenzirten, auf die
leisesten Schwingungen der Seele noch reagirenden Sinnlichkeit
hat der Architekt, der hier am Werk war, Gilly der Aeltere, die viel-
fachen Reize dieses Stückes Natur begriffen und genießend in
sich aufgenommen; und der elementaren Nrsprünglichkeit solcher
Naturempfindung ist zu danken, daß in der architektonischen Schö-
pfung nun der Genius loci in schöner Freiheit gebannt erscheint

und körperlich wahrnehmbar geworden ist. Aeußerlich präsentirt
sich der bescheidene Schloßbau als ein langgestrecktes, niedriges
Wohnhaus mit hohem Parterregeschoß und gedrücktem Oberstock
und einem flachgeneigten, ungebrochenen Dach. Die glatten Fron-
ten sind ganz schmucklos gehalten und nur durch den wiederkehren-
den Rhythmus der Fensterausschnitte gegliedert. Die Mitten, in
denen die Eingänge liegen, sind architektonisch betont; sie treten,
als flache Vorsprünge, ein Wenig aus der Flucht der Fronten
heraus, Mit dieser Risalitbildung, die sowohl zum Gesammtkörper
des Hauses als auch in Bezug auf die Gliederung im Einzelnen
mit einem höchst sensiblen Gefühl für das Wesen der architektoni-
schen Verhältnisse abgestimmt ist, wird die Querachse der Anlage
nach außen hin gekennzeichnet. In ihr liegt die helle, lichtdurch-
flosssne Eingangshalle und der luftige Gartensaal. Beider Thören
führen über eine oder zwei flache Stufen nur ins Freie hinaus.
Durch solche unmittelbare und innige Verbindung mit dem Garten
erscheint das Haus dann wie verwurzelt und fest verwachsen mit
dem Boden, auf dem es steht. Behäbig und breitgelagert liegt es
da, auf einem Teppich grünen Rasens, umrahmt von den dichten
Baumcoulissen des Parks und, nach der Straße hin, eingefaßt von
niedrigen,demWirthschaftbetrieb dienenden Flügelgebäuden. Eine
echt norddeutsch-märkische Kunstempfindung hat dieses schlichte,
holländisch anmuthende Landhaus geschaffen, aus dessen Architek-
tur eine bis zum Letzten verfeinerte VerhSltnißmusik klingt, die
das Auge mit dem selben Gefühl körperlichen Wohlbehagens auf-
nimmt wie das Ohr die melodische Klangschönheit schwingender
Saiten. And indem man die Werths dieser kubischen Proportionen
mit dem Auge gleichsam abtastet, indem man den langgezogenen
Horizontalen folgt und den facht ansteigenden, den First vorberei-
tenden Gratlinien des Daches nachgeht, fühlt man in sich selbst
neue Energien angespannt und elastisch wachsen. Das eigene Kör-
pergefühl tritt stärker, von dumpfen Empfindungen befreit und
zu geistiger Wachheit gesteigert, in unser Bewußtsein.
Es ist die Wirkung dieser von akademischer Aeberlieferung
gepflegten, gefühlmäßig geübten Verhältnißkunst, die uns heute
an der Architektur des paretzer Schlosses und an fast allen Bauten
aus der Zeit um Achtzehnhundert so stark berührt. In all ihrer
puritanischen Einfachheit und bei aller Enthaltsamkeit im Forma-
len wie im Dekorativen sind diese Bauten erfüllt von einem über-
fließenden Reichthum an selbständigen baukünstlerischen Werthen.
Sie sind, trotz der akademisch begründeten Anlehnung an historisch
überlieferte Stilformen, im besten Sinn geistreich und originell.

Sie sind in den Proportionen neu, weil die Einzelform nicht doktrinär als ein Absolutes gilt, sondern lebendig als ein Werth der Funktionempfundenwird.„EingenialerArchitekt",notirtDelacroix in sein Tagebuch, „darf ein Gebäude kopiren; er wird es durch Veränderungen originell machen." Aus solcherErkenntnißisind die wenigen künstlerischen Erfolge gewonnen worden, die der Architektur in unseren Tagen beschieden gewesen sind. Auch ihre besten, ihre überzeugenden Leistungen beruhen auf der mit schöpferischer Kraft gegebenen Wirkung einer soignirten Verhältnißkunst. Sie scheinen im Innersten der edlen Baugesinnung jener Zeit um 1800 verwandt, mit der uns die starken Fäden einer bodenständigen, nationalen Bauüberlieferung verbinden. Daß diese großgeartete Kunsttradition fruchtbar werde, daß aus ihren Wurzeln wieder frische Schößlinge treiben, ist der Wunsch und Wille aller um die Baukunst der Gegenwart Bemühten. Nnd es klingt wie eine Lehre an die Heutigen, wenn David Gilly, der Erbauer von Paretz und der Lehrer Karl Friedrich Schinkels, eine breit angelegte Abhandlung über landwirthschaftliche Gebäude und Wirthschafthöfe, die 1806, im sechsten Jahrgang der von ihm herausgegebenen „Sammlung nützlicher Aufsätze und Nachrichten, die Baukunst betreffend", erschienen ist, mit folgender Mahnung schließt: „Möchte man doch, statt der nicht nur bei den Wohngebäuden, sondern selbst bei den Stallungen angebrachten, öfters den Werth des Landgutes übersteigenden Steinmetzarbeiten an Säulen, reichen Gesimsen, Frontons und Dergleichen, sich blos mit der Symmetrie und mit gutem Verhältnis? in Absicht der Fenster und der Zwischenpfeiler und einiger mit dem Gedanken von Nutzen und Nothwendigkeit zu vereinbarenden Verzierungen, als eines weit vorspringenden, jedoch ohne viele Verkröpfungen gerade fortlaufenden, gut profilirten tzauptgesimses, Fenster-Verdachungen, da, wo sie scheinbar nöthig sein möchten, Sohlbänke unter den Fenstern, einige gequaderte Partien der Außenseiten der Gebäude und so weiter begnügen und an den Vers des Delille (in seinem bekannten Gedicht über die Gärten) denken: X'älle? p^s sriAsr 1a Aerius en palsis, so würden wir, anstatt nach unreifen Mustern und Kompositionen von griechischen, egyptischen, chinesischen, gothischen Baustücken auszuführender widriger Mißgeburten von Gebäuden, wohlgefällige und zugleich mit dem Charakter der Oekonomie und der Solidität bezeichnete Landhäuser erhalten."

Auch die innere Anlage des paretzer Schlosses weist mancherlei Beziehungen zum Bauwillen der Gegenwart auf. Nicht nur in der achsialen Anordnung des Grundrisses, Hier ist Wohnlichkeit

und alle erdenkliche Rückficht auf die Forderungen behaglichen Daseins zu finden; zugleich aber ist das praktische Bedürfniß, durch klar betonte Achsenbeziehungen zum Repräsentativen gesteigert, so wie es der Landhausarchitekt auch heute in seinen Planen anstrebt. An den central gelegenen Gartensaal schließen sich auf beiden Seiten lange Fluchten einfach ausgestatteter, Heller Wohnräume, abwechselnd große und kleine, bald quadratisch, bald rechteckig in der Grundform, und so jeder einzelne von einer besonderen Interieurstimmung erfüllt. Fehlen im Grundriß auch die ausgedehnten sanitären Nebenanlagen, die Wasch- und Baderäume, ohne die ein modernes Wohnhaus nicht zu denken ist, so erinnert doch der weiße Anstrich der Thüren und das Rahmen« und Sprossenwerk der Fenster, die helle Tönung der Korridorwände und das glattprofilirte Geländer der in breitem, leicht geschwungenem Lauf zum Oberstock führenden Treppe von fern .wenigstens an die primären Forderungen des hygienischen Zeitalters.

Raumauftheilung und Ausstattung des paretzer Gutshauses verleugnen in keinem Punkt, trotz aller bürgerlichen Einfachheit und der bewußt unterstrichenen, zuweilen mit der Sparsamkeit und mit dem Reiz des Entbehrens fast kokettirenden Genügsamkeit, ihre weltstädtische Herkunft. Meublement und innere Einrichtung sind von einer bestimmten gesellschaftlichen Atmosphäre umflossen, in der sich der gesellige Perkehr in den unumstößlichen Formen einer entwickelten Konvention abspielt. Diese Konvention ist im Kulturmittelpunkt gebildet, sie ist großstädtisch. Auch damit wird auf einen ganz modernen Gedanken hingedeutet. Das Landhaus, wie wir es heute ersehnen, mühte in seinem Grundriß ein klarer Ausdruck der herrschenden Gesellschaftform fein, ein Porwerk der Großstadtkultur, wenn man so will. Wäre die Zeit im Besitz einer solchen, so würde sich die typische Form für das moderne Landhaus ohne Weiteres schon von selbst ergeben. Diese ersehnte Aeber« einstimmung von Form und Inhalt findet man in Paretz und sie läßt die Interieurstimmung des Hauses so modern empfinden. Hinzu kommt, daß in der gesammten Maßstabsbildung ein gewisses großbürgerliches Element vorherrscht. Es giebt keine Säle mehr: nur noch Zimmer. Diese Räume sind nicht mehr in erster Linie für die gesellschaftliche Repräsentation geschaffen; sie dienen der stillen, zurückgezogenen Arbeit, der Lecture oder der beschaulichen Konversation. Die langen, niedrigen Sofas, überzogen mit buntfarbigen Leinenstoffen, die kleinen bequemen Stühle, die leichten, beweglichen Möbel auf hochgestelzten Füßen: das Alles gehört zu einer Zeit, die „als ganz neue Mode den Gebrauch eingeführt hatte, an

kleinen Tischen zu essen, Mit, wie bisher, nach Rang und, Stand an
großen, feierlichen Tafeln". Im Einzelnen zeugen diese feinglie-
drigen Möbel dann wieder von so viel reifer und ursprünglicher
Handwerkstradition, daß. vor der klangvoleln Schönheit ihrer Pro-
portionen der blank polirte Glorienschein des zeitgenössischenKunst-
gewerbes ein Wenig verblaßt und seine dünnblütigen Produkte
fast wie künstlich, in schützender Treibhauswärme gezüchtet, er«
scheinen. In den Tischen und Schränken, Kommoden und Spiegeln
lebt eine echte handwerkerliche Liebe für die gewachsene Schönheit
des Materials, für das zitternde Flächenspiel der hell und flam-
mend gemaserten Birke, für die dunklen, tiefwarmen Töne des
Mahagoniholzes und für die satten Farbenharmonien gebräunten
Nußbaums. And noch versteht es der praktisch am Gesellenstück er-
probte Meister, mit sicherem Gefühl solche Werthe zu künstlerischer
Wirkung zu entwickeln. In schlanken, feierlich-eleganten Formen
baut er seine Möbel und aus dem durch Neber lieferung ererbten
Besitz handwerklicher Erfahrung heraus trifft er bei jedem Einzel-
stück dann wieder mit instinktiver Sicherheit die kanonisch fest-
stehenden Ausmaße. And in der That gehört mehr Geist für Ver-
hältnihmathematik dazu, die richtigen Abmessungen für einen ein-
fachen Stuhl zu treffen, als sich die überlegene Schulweisheit rou-
tinirter Möbelzeichner heute träumen läßt. Solche Zahlen kann
man nicht ohne Gefährdung des Resultates jedesmal wieder neu
erfinden wollen; schon die geringste Abweichung wird manchmal
die Seele des Möbels zerstören. Der Lust, zu erfinden, sind darum
nicht geringere Möglichkeiten geboten, sich ungehemmt zu entfal-
ten. Sie thut sich Genüge am Füllornament der Stuhllehnen, das
in ungezählten Mustern immer neu und geistreich aufgetheilt wird,
sie erschöpft sich in der Mannichfaltigkeit der Kombinationen zwi-
schen Rahmenwerk und Bespannung und gelangt gerade hier, durch
den Reichthum des dargebotenen Materials, bald Leinen oder Roß-
haarstoff, bald Lederbezug oder Strohgeflecht in Verbindung mit
den verschiedensten Holzarten, zu sehr pretiösen Lösungen. Sie be-
mächtigt sich auch des Sprossenwerks an den Glasthüren der
Schränke und Vitrinen und zieht schließlich noch die Kunst der In-
tarsie zur Bereicherung des Flächenlebens heran. Die selbe spiele-
rische Grazie, die, ganz im Gegensatz zur heiter und frei improvisi-
renden Rokokodekoration, stets doch von einem tief im Tektonischen
wurzelnden Stilgefühl beherrscht wird, zeigt sich schließlich auch in
den Tapesserien, in den Bezügen der Sofas und Sessel und in
den: leicht gerafften Faltenwurf der Mullstoffgardinen an Betten
und Fenstern. Endlich kommt, um die Gegenwartwerthe dieser

Innenräume noch zu vermehren, auch in der dekorativen BeHand«
lung der Wände ein verwandtes Gefühl für die schön rhythmisirte,
farbig belebte Fläche zum Ausdruck, ein Gefühl, das unserer Zeit
die Arbeiten eines Maurice Denis, eines Vuillard und Bonnard
neu belebt haben. Die Wände der Zimmer, über denen ein glatter,
weißgetünchter Plafond sich spannt, sind bald einfarbig gehalten,
meist in einem satten, himmelblauen Ton und mit einer schmalen
buntfarbigen Borte eingerahmt; bald sind sie ganz von großge-
musterten, mit der Hand gedruckten Papiertapeten bedeckt. In eini-
gen Räumen, so in dem mittleren Gartensaal, sind die Flächen in
schmale rechteckige Felder aufgetheilt und mit allerlei grotesken Chi«
noiserien geschmückt, einem lustigen Arabeskenwerk in der Art jener
Flächendekoration, wie sie etwa die improvisirende Freskenmalersi
von E. R. Weiß und Karl Walser heute darstellt. Diese lebendig
entwickelte Dekorationkunst ist keineswegs nur als eine oberfläch-
liche Ausstrahlung der damals herrschenden Chinamode zu ver-
stehen. Sie wurzelt vielmehr in dem noch ganz ursprünglichen Stil-
gefühl der Zeit, dessen heimlichen Wünschen die aus dem Import
ostasiatischer Kunsterzeugnisse gewonnenen Anregungen eine un-
erwartete Bestätigung brachten und das die exotischen Motive be-
gierig aufnahm und verarbeitete, um sich selbst rascher und inten-
siver zu erfüllen. And eben dieses, dem allgemeinen Formenwillen
der Zeit verwandte Stilgefühl ist es, das der durchsonnten Garten-
hausstimmung, diesen hellen, luftigen, durch hohe, schlanke Fenster
möglichst innig mit der umgebenden Natur verbundenen Gemä-
chern, mit jenem seltsam phantastischen Farbengefleck eine heiter
gobelinhafte Folie gewirkt hat.

In der künstlerischen Gestaltung und formalen Behandlung
dieser „umgebenden Natur" wird der Historiker dann eine Ermat-
tung und Erschlaffung der Raum bildenden Kräfte zu erkennen
meinen, die er in der Durchbildung der Außenarchitektur und der
Innenräume noch mit ungeminderter Gefühlsintensität sich bethä-
tigen sah. Denn die zum Typischen neigende, klassizirende Kunst-
form wird bereits an der Schwelle der Hausthür als eine unzu-
längliche, die Weltanschauung der Zeit nicht restlos mehr erfüllende
Ausdrucksform ganz aufgegeben. In der architektonischen Behand-
lung dieses Landhauses tritt immer wieder als beherrschender
Grundgedanke der Wunsch hervor, dem von der Stadtkultur flie-
henden, zu sich selbst zurückkehrenden Individuum einen Rahmen
und eine Umgebung zu schaffen, die solche subjektiv begrenzten
Zwecke zu erfüllen vermögen. Wie weit hier bereits in der Archi-
tektur persönliche Stimmungen gegeben sind, wie weit es im Ein-

zelnen hier gelungen ist, über das Klassizirende, über das unpersönlich Gesetzmäßige hinaus Individuelles mitzutheilen, ist begrifflich schwer zu formuliren. Immerhin konftatirt das Gefühl solche den Gesammteindruck wesentlich bestimmenden Momente, etwa in der Auffassung der Proportionen und in der originellen Behandlung und Gliederung des Details. Aeberall tritt hier der Kanon hinter eine persönlich gefärbte Ausdrucksweise zurück; überall sind durch die Formbehandlung bestimmte Beziehungen zur Person des Schöpfers und zu seiner geistigen Konsistenz geschaffen. Damit aber wird das Verhältnis von Ausdrucksform und Betrachter zil Gunsten des Betrachters verschoben: die Ausdrucksform prägt ihm nicht mehr ihren unabänderlichen Willen auf, mit jener hemmunglosen Gewalt, vor der es kein Entrinnen giebt, die den eigenen Willen vergessen macht. Die Ausdrucksform beherrscht den Betrachter nicht mehr, ^sie wird jetzt zu einem ^variablen, iindividuell bestimmten Stimmungmoment. (In solchem Bezug wäre auch auf die Architektur der Begriff der Romantik anwendbar.) And in diesem Sinn erscheint die Parkanlage des paretzer Schlosses der künstlerischen Werthung nicht mehr als ein Zeichen erlahmender Gestaltungskraft, sondern als die äußerste Vollendung aller hier nach Ausdruck ringenden Kunstideen. Mit tiefdringendem, menschlichem Versteheil hat der Gartenkünstler von Paretz dem natürlichen Verlangen der Bewohner Erfüllung zu geben versucht. Alles, was das schweifende Auge vom Haus her an Kulturformen erinnern konnte, mußte vermieden und unterdrückt werden. Die künstliche Welt des architektonichen Gartens mit seinen geschnittenen Hecken und Bosketts, mit streng formirtem Rasenparterre und Laubengängen, mit seinen achsialen Bindungen und seinen auf Herrschaft zielenden Beziehungen zum Bewohner hatte Denen nichts zu sagen, die die freie Natur, die Einsamkeit für ihre Seelenstimmung brauchten und suchten. Am diese Sehnsucht im höchsten Maß befriedigen zu können, wird die Natur (oder vielmehr ein künstlich geformtes und vollendet gegebenes Abbild von ihr) in die unmittelbarste Nähe des Hauses gerückt und so innig mit ihm verbunden, daß die Blätter der Bäume noch in die geöffneten Fenster hineinragen. Der Gartensaal wird als Mittelpunkt des Hauses zugleich alsAussichtpunkt angenommen, davor wird eine freie, leicht gewellte Rasenfläche gewonnen und ein von hohen Baumsilhouetten umrahmter Durchblick gebildet, der über ein schmales, von Schilf umringtes Wasser eine wundervolle landschaftliche Fernsicht „über die üppigen Havelwiesen nach den bewaldeten Höhen von Phöben und Töplitz hin" freiläßt. Nicht einmal eine Terrasse darf, als Neberleitung, als

so zu sagen vorbereitende Kunstform, das Haus von diesem Natur«
bilö trennen und selbst die Wege sind vom Haus her so geführt nud
geleitet, daß sie dem Blick vom Gartensaal aus entzogen sind und
„das Zusammenspiel der Naturformen an keiner Stelle den mensch«
lichen Eingriff verrathe und dadurch beeinträchtigt werde". Wie
dieses Naturbild nun im Einzelnen geformt ist, wie die verschie-
densten Baumarten zu geschlossenen Gruppen und diese wieder in
freierWeise zu größerenMasfen zusammengezogen sind: Dasspricht
nicht weniger für die Stärke des lebendigen Naturgefühls als für
die vollendete Sicherheit der künstlerischen Empfindung und Ge-
staltungskraft. Rechnet man noch jenes Maß, von Takt und Bil-
dung hinzu, das der Gartenkünstler von Paretz in allen Einzelhei-
ten, in der Anordnung jener kleinen Baulichkeiten im Park, dem
chinesischen Theehäuschen über der Grotte der Abgeschiedenen, dem
Tempel und dem strohgedeckten (jetzt abgebrochenen) Rohrhäuschen
bewies, so hat man die Eigenschaften genannt, die die glückliche
Wirkung des natürlichen Gartens entscheiden und die, wenn sie stch
wieder einmal beisammenfinden sollten, auch heute diesen sehr zu
Unrecht vernachlässigten, verständnislos gepflegten Zweig der schö-
nen Gartenkunst wieder zur Blüthe bringen könnten. Denn im
Grunde entspricht gerade diese gelockerte Form der Gartengestal-
tung mehr den Wünschen und Stimmungen des modernen Groß-
städters als die strenge Gebundenheit des Architekturgartens, weil
er selbst ja zur Natur zurückkehrt und aufs Land flieht, um sich
von der ewig gleichlautenden Regel des Betriebs zu befreien. Dar-
um sollte von den Theorettkern der Gartenkunst nicht immer wieder
auf die architektonischen Tendenzen unserer Zeit hingewiesen wer-
den, um die Idee des formalen Gartens zu propagiren. Auf die
Tendenz kommt es letzten Endes weniger an als auf die Wirkung.
Sie allein entscheidet; und sie ist abhängig von der künstlerischen
Kraft, die am Werk war. Und die schöne, stimmungreiche Parkan-
lage von Paretz ist als natürliche und nothwendige Fortführung
der architektonischen Gesammtidee des Hauses ein vollendetes Bei-
spiel für die Ausdrucksfähigkeit solcher raumgestaltenden Kraft;
sie ist nichts Anderes als „geprägte Form, die lebend sich entwickelt".
Schloß, Paretz mit seinen Nebengebäuden wurde in den Iah-
ren 1796 Vis 1797 erbaut; zur selben Zeit wurde durch den neu an-
gestellten Hofgärtner David Garmatter, nach Fontane ein Erbpäch-
terssohn der nahen Schweizerkolonie Neu-Töplitz, der Park ange-
legt. Einige Jahre später, 1800 bis 1803, wurde das Dorf, das aus
einer einzigen, doppelseitig angebauten Straße besteht, nach einem
einheitlichen Plan Davids Gilly ausgebaut. Auch hier Tird der

Grundgedanke weitergesponnen, die Gartenlandschaft des Parks wird erweitert und die neu entstehende Siedlung alsGartendorf im modernen Sinne gestaltet. Der Zugang liegt an einer Stragen-biegung, er wird durch zwei symmetrisch angeordnete, mit spitzem Zeltdach gekrönte Thorhäuschen architektonisch betont. Die leicht geschwungene Dorfstraße ist mit kleinen, lose aneinandergereihten Arbeitergehöften besetzt, deren Wohnhäuser eine einfache, gleich« mäßig wiederkehrende Typenform zeigen. Aus der Reihe des Gleichartigen tritt nur der Dorfkrug mit einer auf vier Holzsäulen ruhenden undmit flachem Giebel gezierten Vorhalle heraus, ein klei-nes schlichtes Bauwerk, durchgebildet mitall der hingegebenen Liebe und handwerklichen Freude, die die Zeit um1800 noch auszeichnete, die auch die kleinste Aufgabe bearbeitete, als ob es die größte sei, und jeder, auch der geringsten Sache das ganze Maß, ihrer Teil-nahme widmete. Diese Moral der Qualität aber ist es, die die Werke dieser Epoche so einheitlich, so von lebendigen Traditionen gesättigt erscheinen läßt. In der großgearteten Gesinnung, die sich darin offenbart, in der künstlerischen Gestaltungskraft, die in jeder Einzelheit sichtbar wird, liegen die starken Wurzeln einer entwickel-ten Baukultur, zu deren schönstenBlüthen der Gutshof der Königin Luise zu rechnen ist. Die Gesammtanlage von Paretz erscheint den Heutigen wie ein klares Symbol der Erfüllung ihrer eigenen künst-lerischen Sehnsucht und Wunschgedanken; und darum gehört ihr unsere aufrichtige Liebe und Bewunderung.

Charlottenburg. Walter Kurt Behrendt.

<V4?

Selbstanzeigen.

Hohelieder an den Unbekannten. Verlag Neues Leben.

Dem Sonnengotts möcht' ich in die Zügel fallen,
lenken das Flammenroh mit starken Händen,
der armen Welt, die, ach, in Finsternissen schmachtet,
der möchte ich das goldne Licht heut spenden,
ein Licht so freudig hell, wie sie noch keins erträumt.
Und die Dämonen wollte ich, lichtscheu Gesindel,
mit einem Griffe schleudernd in den Abgrund bannen.
Dah Fried' und Freude Mensch und Götter eine,
mit tausendfarbigem Regenbogen Brücken spannen.
Der Ozean, auf mein Geheiß, braust Brautchoräle
an diesem Tag, da ich mich ihr vermähle.

Selbständigen.
Ich will Dich, Liebste, durch ein Meer von Rosen tragen.
Hörst Du der Zelter Scharren schon am tzochzeitwagen?
Der Sonne Purpurnmntel fegt das Firmament
im letzten Scheiden schon; bald, bald uns nichts mehr trennt.
Ein weicher süßer Klang wie Geigen und wie Flöten
durchzittert dieses Maientages letztes Röthen,
in Weißgluthflammen steht mein heißes Blut!
Die neidische Luna soll vor unserm Glück erbleichen —
dem Weltenrad gern griff' ich hemmend in die Speichen
vor schäumend seligem Glückesübermuth!
Dresden. Gerda von Robertus.
kaiserliche Kämmerer. Adelige Geschichten. Vollständige Aus«
gäbe. Verlag Schuster K Loeffler in Berlin.
Unter allen meinen Büchern das beste. Eine Probe daraus,„Wie
Robida um sein Erbe kam", brachte die „Zukunft" am achten Juni.
München. Roda Roda.
Patriotischer Unfug. Von Hermann Allmann und Wolsgang
Schumann. Dresden, Al. Köhler. 50 Pfennige.
Den Anlaß zur Brochure bildeten „Festspiele", die ein Herr Wer-
ning angeblich zur Erweckung vaterländischer Gesinnung in Dresden
veranstaltete und schon in sechshundert Städten sechstausendmal ver-
anstaltet hat. Aber nicht die ästhetische Barbarei dieser Spiele, so
schaudervoll sie ist, hätte uns veranlaßt, mit so schwerem Geschütz vor-
zugehen. Bielmehr die Frage, die an diesem Beispiel allzu fühlbar
wird: Was thun wir Deutschen überhaupt, um eine echte und vor
Allem eine lebenskräftige patriotische Gesinnung zu wecken und zu
nähren? Wir meinen, daß, was hier offiziell geschieht, meist, ähnlich
wie diese „Festspiele", seinem Zweck entgegenwirkt, nämlich „vater-
ländische" Kunst und damit den vaterländischen Gedanken überhaupt
viel eher und viel mehr lächerlich macht und entehrt als fördert und
hebt. So ist unsere Schrift nicht ästhetischen Bedenken entsprungen,
sondern, unter Anerkennung des Zieles, einem Zweifel an der Wahl
der Mittel. Wir kamen zur Prüfung der offiziellen patriotischen Ge-
sinnung überhaupt und fanden sie im verhängnißvollen Gegensatz zu
dem guten Empfinden und Denken der Gebildeten; darauf glauben
wir eine tiefe Entfremdung zwischen Beiden zurückführen zu können.
Und gerade im Sinn des Patriotismus ist Dies so bedauerlich. Denke
man etwa an 1913. Werden wiederum die offiziellen Feiern der Frei-
heitkämpse die meisten ehrlichen Männer und Frauen durch Phrasen,
Verdunkelung der Thatsachen, Weihrauch und widrigen Lärm ab-
schrecken? In diesem Sinn schon wünschen wir der kleinen Schrift,
die, wie wir hoffen, auch manchen praktischen Wink gibt, Verbreitung.
Dresden. Wolfgang Schumann.

Vater Photius.*)
diensthabende Kammerdiener Melnikow meldete dem Kaiser den Archimandriten Photius. Der Kaiser befahl, ihn vorzulassen.
Ueber die geheime Subow-Stiege, die so finster war, daß man sie auch am Tage nur mit Licht betreten konnte, wurde Photius ins Palais geführt. In alten Zeiten hallten auf dieser Stiege Miaurufe, mit denen die Hofdamen den jungen Kater zur alten Katze herbeiriefen: den Favoriten Platon Subow zur Großmutter Katharina. Ueber die selbe Stiege gelangten später zum Enkel alle die Leute, mit denen er sich über religiöse Dinge unterhielt: die der Chlysty-Sekte zugehörige Staatsräthin Tatarinowa, die Prophetin Krüdener, der Hoflakai Kobeljow, ein Abgesandter des Skopzengottes Sseliwanow, Graf Joseph de Maistre, ein Abgesandter des römischen Papstes, englische Quäker, der geisteskranke Trommler Nikituschka und noch viele Andere.
Während Photius die Stufen hinaufstieg, bekreuzigte er ununterbrochen sich selbst, alle Ecken, Winkel, Thören und Mauern des Schlosses, denn er glaubte, daß „hier Legionen von finsteren Mächten Hausen." Als er das Arbeitzimmer des Kaisers betrat, erhob sich Alexander, um ihn zu begrüßen und seinen priesterlichen Segen zu empfangen. Photius schien ihn aber gar nicht zu bemerken; er suchte mit den Augen in allen Ecken, ließ seine Blicke von der marmornen Pallas über dem Kaminspiegel zu den geflügelten Siegesgöttinnen und den Triumphwagen auf der Decke schweifen und entdeckte endlich hoch oben in einer Ecke ein kleines Heiligenbild. Er bekreuzigte sich langsam und andächtig. Erst dann blickte er den Kaiser an.
Der verstand dieses Benehmen: erst sollstDu Dich vor dem himmlischen König verbeugen, dann vor dem irdischen. Das gefiel ihm. „Ich bitte Sie um Ihren Segen, Vater Photius."
„Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes. Der Herr segne Dich!" Er bekreuzigte ihn mit der selben Geberde, wie ein Dorfgeistlicher die einfachen Bauern bekreuzigt. Auch Das gefiel dem Kaiser.
Er küßte dem Mönch die Hand. Photius zog die Hand nicht fort, sondern schob sie beinahe aufdringlich dem Kaiser vor die Lippen. Nein,

*) Eine Probe aus Mereschkowskijs neuem Roman „Alexander der Erste", der im Dezember (vor der russischen Ausgabe) bei R. Piper 6 Co. in München erscheinen und, wie jedes Werk des heute stärksten Slavendichters, rasch Beachtung finden wird. Die Gestalt des Vaters Photius ist dem Dichter besonders gelungen. Solche Photius haben oft an dem Werden russischer Geschichte mitgewirkt; allzu oft. Das neuste Exemplar der alten Gattung heißt Gregorij Rasputin, hypnotisirt die kranke Kaiserin, läutert Hofdamenseelen in Taufbädern und ist Nikolais intimster Berather im Kampf Wider die Mächte der Finste7niß.

diesem Menschen braucht man nicht beizubringen, daß der Kaiser es nicht gern sieht, wenn man vor ihm kniet; eher wird er selbst den Kaiser vor sich niederknien lassen,

Photius starrte auf den Kaiser mit vor Angst weit aufgerissenen Augen; es war aber keine gewöhnliche menschliche Angst; wie zuvor auf der Stiege bekreuzigte er auch jetzt ununterbrochen sich und die ganze Amgebung: hier in der Nähe des Zaren und vielleicht auch im Zaren selbst Hausen wohl noch größere Legionen von finsteren Mächten,

„Nehmen Sie, bitte, Platz, Ehrwürden. . ."

Der Kaiser stockte: er wußte nicht genau, ob man einen Archimandriten mit Ehrwürden anredet, wie er überhaupt mit den kirchlichen Aemtern und Titeln wenig vertraut war. Auch machte ihm die russische Sprache einige Schwierigkeiten, besonders, wenn es sich um religiöse Dinge handelte; er war gewohnt, solche Gespräche französisch oder englisch zu führen.

Photius setzte sich, doch nicht auf den Stuhl, den ihm der Kaiser an seiner Seite anwies, sondern in einiger Entfernung am Fenster. Er saß ungeschickt auf dem äußersten Stuhlrande.

„Es freut mich, Sie zu sehen", fuhr der Kaiser fort. Er wußte nicht recht, wie er anfangen sollte. „Fürst Golitzin hat mir viel von Ihnen erzählt... Und auch Graf Araktschejew", fügte er hastig hinzu, denn ihm fiel ein, daß Photius und Golitzin verfeindet waren. „Ich wollte mit Ihnen schon längst über die kirchlichen Angelegenheiten sprechen, die zu meinem großen Kummer sich nicht so entwickeln, wie sie es sollten. Ich möchte Sie um Eins bitten: Sagen Sie mir nur die reine Wahrheit. Wenn Sie nur wüßten, Vater, wie selten ich die Wahrheit zu hören bekomme und wie sehr ich der Wahrheit bedarf.." schloß er mit aufrichtiger Bewegung.

„AllergnSdigster Kaiser! Kaiserliche Majestät!" begann Photius feierlich seine wohl vorbereitete Rede. Plötzlich stockte er, als ob er Alles vergessen habe. Er wischte sich mit einem Tuch den Schweiß aus der Stirn, winkte konfus mit der Hand, hob den Saum seiner Soutane und holte aus dem Schaft seines groben Bauernstiefels einen Pack eng beschriebener Zettel hervor. „Hier ist Alles, Alles", stammelte er eilig und scheu um sich blickend. „Wenn Du Alles wissen willst, Kaiser, so höre mich an... Hier ist Alles, ganz genau nach der Heiligen Schrift zusammengestellt."

Er las den Titel:

„Der Plan, Rußland zu Grunde zu richten, und das Mittel, diesen Plan in aller Heimlichkeit und glücklich zu Schanden zu machen."

Der Kaiser war etwas schwerhörig und hörte die Worte des Mönches nur halb. Seine Gedanken waren auch mit anderen Dingen beschäftigt: er besann sich auf Alles, was ihm Golitzin über Photius erzählt hatte. Der wurde als Sohn eines armen Dorfküsters auf Stroh geboren; wie das Knäblein in der Krippe zu Bethlehem. Sein ganzes Leben lang litt er Unglück, Krankheiten, Wunden, Verfolgungen und

Mißgeschick jeder Art. Er war arm und nackt, hungrig und obdachlos; als er nach Petersburg ins Priesterseminar kam, lief er jeden Feiertag zu Fuß vom Kloster zu einer Tante, die auf dem Wassiljewskij Ostrow wohnte, um sich von ihr ein >Stück Fleischkuchen oder einen Groschen für Thee zu erbetteln. Als er Lehrer für Religion am Ersten Kadettencorps wurde, begann er einen erbitterten Kampf gegen die Freimaurer, Illuminaten, Mystiker und sonstige Diener des Antichrists. Von heiligem Eifer erfüllt, erhob er furchtlos wie der Prophet Elias seine Stimme, gleich einerKriegstrompete; wieein wahnsinnigerBettler trieb er sich überall umher, schrie, klagte an und bestürmte die Festung der Feinde. Auf dem Hof des Corpsgebäudes verbrannte er in Gegenwart der Kadetten, unter Anathemarufen, einen ganzen Haufen ketzerischer Bücher, Er bestach die Diener in den Häusern, wo Versammlungen von Mystikern abgehalten wurden; die Diener bohrten Löcher in die Mauern und Zimmerdecken, durch die er Alles, was in den Versammlungen vorging, beobachtete und belauschte, um es später dem Metropoliten und dem Oberpolizeimeister zu melden. Schließlich setzten die Feinde angeblich eine Million für die Ermordung des Photius aus. Mit Hilfe der Kadetten gelang es ihm, zu entkommen. Er sprang nachts, nur mit dem Hemd bekleidet, zum Fenster hinaus und rettete sich über die Gartenmauer auf die Straße. Er kämpfte gegen die Teufel, die ihm in schrecklichen Gestalten erschienen, ihn schlugen und an den Haaren herumzerrten; sie erschienen manchmal auch als lichte Engel verkleidet und versuchten ihn mit teuflischer List: „Ehrwürdiger Vater Photius, verrichte doch irgendein Wunder: versuche doch, die Newa vor dem Schlosse zu Fuß zu überschreiten." Er lebte keusch, peinigte sein Fleisch, trug schwere Eisenketten auf dem bloßen Körper, schlief in einem Sarg und nährte sich ost Wochen lang, wie eine Biene, ausschließlich von Lindenblüthen und Honig; er versagte sich sogar Thee und trank statt dessen eine Abkochung aus Fenchel, Von langem Fasten war er oft, so erschöpft, daß er kaum stehen konnte und wie ein Schatten wankte. Er ztitertc immer, vor Frost und trug selbst im Sommer einen Pelzmantel. In der Karwoche fastete er aber so streng, daß sein Magen zusammenschrumpfte und wie eine Nußschale wurde; um sich später wieder langsam an das Essen zu gewöhnen, >wog er sich die Rationen auf einer Apothekerwage ab.

Während ihm alle diese Erzählungen durch den Kopf gingen, musterte der Kaiser aufmerksam das Gefícht des Archimandriten. Es war hager, trocken und spitzig, gleichsam stachelig; die Augen waren stechend wie Fischgräten, funkelnd, grau und raubgierig wie bei einem Marder; Haar und Bart waren röthlich und weich wie Marderfell. Auf der durchsichtigen, wachsbleichen Gesichtshiut waren hier und da blaue Flecken, wie bei einer Leiche, hervorgetreten. Er konnte keinen.Augenblick ruhig sitzen und rückte immer scheu und unruhig wie ein gefangener Marder hin und her. In all dem Wilden'steckte auch etwas Kindliches und Armsäliges; man hatte unwillkürlich den

Vater Photius.
Wunsch, das Thier zu streicheln und "zu zähmen; wenn es nur nicht beißt!
Photius las keuchend, stammelnd und flüsternd aus seinen Zetteln vor. Die einzelnen Worte, die der Kaiser verstehen konnte, erschienen ihm wie aus einem Delirium kommend.
„Die Zahl des Thieres ist 666. Dies ist das große Geheimniß der kommenden Zeiten. Im Jahre 1836 soll die Herrschaft des Thieres beginnen. Die Parole lautet: Zerstört die Altäre und stürzt die Throne. Unter dem Namen des Tausendjährigen Reiches und einer theokratischen Regirung wird die neue Religion des kommenden Antichrists, verkündigt... eine weltumfassende Revolution..."
„Ich bitte Sie, Vater Photius," unterbrach ihn der Kaiser, „ich höre schlecht mit dem linken Ohr, setzen Sie sich, bitte, etwas näher zu mir."
Photius fuhr zusammen und blickte scheu auf, wechselte aber sofort den Platz. Er las weiter. Der Kaiser hörte zu und traute seinen Ohren nicht: Photius behauptete, daß die Heilige Alliance eine revolutionäre Verschwörung sei.
„Ich verstehe Sie nicht, Vater Photius. Die Kirche erfleht doch' selbst in ihren Gebeten den Anbruch des Tausendjährigen Reiches der Heiligen auf Erden?"
Dies hätte er von Golitzin gehört, der ihm die Bedeutung der Heiligen Alliance in diesem Sinne erklärt hatte; die Stiftung der Alliance wurde auch feierlich von der Kanzel in allen Kirchen des Reiches verkündet.
„Was hat sie da zu erflehen? Alles ist ja schon längst erfüllt", gab Photius mürrisch zur Antwort.
„Wann ist es erfüllt? Und wo?"
„Seit den Tagen des Heiligen Konstantin des Apostelgleichen ist Alles in der orthodoxen weltumfassenden Kirche in Erfüllung gegangan. Ein anderes Reich wird es aber nie geben. Wir glauben nur an Das, was uns die Väter überliefert haben. Alles, was darüber hinausgeht, kommt vom Teufel."
Der Kaiser widersprach nicht mehr, schüttelte aber zweifelnd den Kopf: sollten denn wirklich alle die Kriege, Aufstände, Revolutionen, die Spaltung der Kirchen und die brudermörderischen Kämpfe unter den Völkern das Reich Gottes auf Erden wie im Himmel bedeuten?
„Ich habe Alles genau nach der Heiligen Schrift zusammengestellt. Hör' nur zu..." Er rückte wieder unruhig hin und her und holte aus den Stiefelschäften, Aermelaufschlägen und Taschen immer neue Zettel heraus. Er schien gauz mit Zetteln gespickt zu sein.
Der Kaiser fürchtete, daß diese Vorlesung nie aufhören werde.
„Vater Photius, lassen Sie mir Ihre Zettel hier; ich will sie gelegentlich aufmerksam lesen. Jetzt wollen wir lieber mit einander sprechen. Sagen Sie mir Alles, was Sie auf dem Herzen haben..."
Photius begann wieder, hin und her zu rücken und sich zu be-

kreuzigen. Schließlich legte er doch alle Zettel auf den Tisch, erhob sich, näherte sich dem Kaiser, reckte den Hals und flüsterte ihm ins Shr: „Bald wird ganz Rußland von einer Revolution wie von einer Feuersbrunst ergriffen werden. Das Brennholz ist längst vorbereitet, das Feuer wird eben angelegt. Das Ministerium für geistliche Angelegen» heiten, die Bibelgesellschaft, die Freimaurer, Illuminaten und das übrige Mystikergesindel vereinen sich zu einer großen Verschwörung. Ein entsetzliches Blutbad wird vorbereitet. Schon ist feierlich die Parole ausgegeben worden, die Schwerter zu ergreifen und Alle niederzumachen. Weißt Du aber, wer der Hauptschuldige und der böseste von allen Bösewichten ist?"
„Wer?"'
„Golitzin."
„Vater, was sagen Sie da? Ich kenne den Fürsten Alexander Nikolajewitsch seit dreißig Iahren. Wir sind zusammen aufgewachsen und ich liebe ihn wie einen Bruder. Wenn er der Anstifter ist, bin auch ich . . ."
„Auch Du, auch Du, frommer Kaiser und Gesalbter der Herrn, gräbst Dir aus Unwissenheit selbst die Grube des Verderbens. Wenn Du nicht bereust, so kommst auch Du in das Netz des Teufels!"...
Zitternd wie ein Espenblatt, sprang er auf, richtete auf den Kaiser feine brennenden Augen und schrie ihn wie wahnsinnig an: „Gott ist mit uns! Der Herr der Heerschaaren ist mit uns! Was kann ein Mensch mir anthun? Du bist ein Zar und kannst Alles, kannst mich zertreten wie ein Wanderer die Ameise zertritt, und ich bin vernichtet. Töte mich, strafe mich, nimm meine Seele! Ich fürchte nichts! Ein Anathema allen Feinden des Herrn!..." In seiner erhobenen Rechten blitzte Etwas wie ein Dolch auf. Es war ein Kruzifix.
Auch der Kaiser erhob sich und wich ein Wenig zurück. „Ein Verrückter!" So ging es lihm durch den Kopf.
„Es stehe Gott auf, daß seine Feinde zerstreut werden! Wie das Wachs zerschmilzt vom Feuer, so müssen umkommen die Gottlosen vor Gott!" schrie Photius, sein Kreuz wie einen Dolch schwingend. „Wenn Du, Zar, meine Worte nicht vernimmst, so bleibt mir nur Eins übrig: das Evangelium in die eine und das Kreuz in die andere Hand zu nehmen, auf die Straßen zu gehen und zu rufen: .Rechtgläubige Christen? Steht mir bei!' Ganz Rußland wird es vernehmen und Viele werden sich um mich schaaren! Wenn durchaus eine Revolution kommen muß ... Gott ist mit uns! Der Herr der Heerschaaren ist mit uns! Sende, Gott, Deine Donner und Blitze herab und vernichte die Feinde! Herr, rette uns! Herr, säume nicht!" Händeringend und stöhnend fiel er dem Kaiser zu Füßen. Er zitterte wie in einem Krankheitanfall.
„Stehen Sie auf! Stehen Sie doch auf... Ich bitte Sie, lassen Sie Das..." Der Kaiser suchte ihn zu beruhigen.
Photius wollte aber nicht aufstehen; mit einer Hand hielt er sich krampfhaft wie ein Ertrinkender am Kaiser fest.

„Rette, hilf, beschütze mich, mein Zar, Du Gottgesandter, Vielgeliebter! Ich bin Dein getreuer Knecht, ich bin Dir wie meinem Gott ergeben. Willst Du, daß ich Dir Alles, Alles sage? Wie man den Plan der Revolution heimlich und glücklich zu Schanden machen kann?"

Er flüsterte ihm wieder ins Ohr: „Ich hatte ein Gesicht von Gott: wir wandelten zu Dritt auf dem Wasser wie auf Trockenem, ich, Du und er..."

„Wer?" fragte der Kaiser, von mystischem Grauen erfaßt,

„Graf Araktschejew", erwiderte Photius. „Graf Araktschejew ist eine Stütze des Vaterlandes und der hervorragendste Mann. Er erscheint wie der Heilige Georg der Siegreiche. Er ist treu, aufrichtig und liebt die Kirche Christi. Ihm kannst Du Alles vertrauen; er kann Alles. Ich bin mit ihm. Wir wandeln zu Dritt auf dem Wasser wie auf Trockenem. Väterchen und Zar, Eure kaiserliche Majestät! Im Jahr Zwölf hast Du den leiblichen Napoleon besiegt. Den geistlichen Napoleon, den Antichrist selbst kannst Du innerhalb dreier Minuten mit einem Federstrich besiegen! Du brauchst nur einen Ukas zu unterschreiben: die Bibelgesellschaft wird aufgelöst, Golitzin wird abgesetzt, das Ministerium für geistliche Angelegenheiten wird abgeschafft. In drei Minuten ist dann durch einen Federstrich die ganze Revolution vernichtet!"

Er erhob sich vom Boden, fiel aber sofort erschöpft in einen Sessel; er war beinahe bewußtlos; das röthliche Haar klebte an der mit Schweiß bedeckten Stirn; er starrte unverwandt auf einen Punkt und schien nichts zu sehen und auch nicht zu wissen, wo er sich befand. Auf dem leichenblassen Gesicht waren noch mehr blaue Flecke hervorgetreten; die Nase war spitz wie bei einem Leichnam.

„Ein Verrückter?" dachte Alexander. „Warum ein Verrückter? Doch nicht nur deshalb, weil er kein Rednertalent hat, kein Höfling im Priestergewand, sondern ein einfacher ungelernter Bauer ist, wie einer von jenen galiläischen Fischern, die der Herr ausersehen hat, um die Weisen dieser Zeit zu beschämen. Ist denn nicht Alles, was er gesagt hat, wahr? Hier handelt sichs doch wirklich nicht um Golitzin allein. Es ist ja wahr, daß ich selbst dem Geist der gottlosen Willkür, dem satanischen Geist der Revolution gedient habe und ihm, aus Unwissenheit, vielleicht auch jetzt noch diene. Woher weiß er Alles? Wie konnte er so „klar in meinem Herzen lesen? Vielleicht ist er doch der Mann Gottes, der in Kraft und Herrlichkeit zu mir herabgesandt worden ist, um mich zu retten? Ich habe aber..."

Photius kam zur Besinnung, rührte sich und stand mit großer Anstrengung auf. Er hatte Wohl endlich eingesehen, daß man nicht sitzen darf, wenn der Kaiser steht; zugleich begriff er, daß die Unterredung zu Ende sei. Er holte eilig noch einen vergessenen Zettel hervor und legte ihn auf den Tisch zu den anderen. In dieser Geberde kam wieder etwas Kindliches und Armsäliges zum Durchschein, was den Kaiser in seinem Gefühl, den Mönch beleidigt zu haben, bestärkte. Er

ergriff seine Hand und sagte: »Ich verspreche Ihnen, Vater Photius,
über Alles, was Sie mir gesagt haben, nachzudenken, nnd bitte Sie,
versichert zu sein, daß ich, was nur in meiner Macht liegt, thun werde.
Wenn ich aber etwas Ungehöriges gesagt habe, so vergeben Sie es mir
um Christi willen. Erwähnen Sie mich auch in Ihren Gebeten; ich
bitte Sie darum . . ."
Wie es bei ihm oft vorkam, rührten ihn seine eigenen Worte zu
Thränen.
Ganz langsam, mit vor Schmerz verzerrten Zügen (das Bein
schmerzte dabei heftig; er empfand jetzt aber den Schmerz als einen
Genuß), sank er vor Photius in die Knie; er war sich der Schönheit
dieser majestätisch-demüthigen Pose so bewußt, als sähe er sich im
Spiegel. And Dies rührte ihn noch mehr. In seinem Hals empfand er
das gewohnte würgende und prickelnde Gefühl.
Da ist ein Priester, dem er Alles beichten könnte, vor dem er das
schrecklichste und heiligste Geheimniß seiner Seele wie vor Jesus Christus aufdecken könnte, dem er von seiner ewigen Qual, vom vergossenen
Blnt des Vaters erzählen könnte. Wem Dieser auf Erden Absolution
ertheilt, Dem wird auch im Himmel Alles verziehen werden.
Ohne noch an die Schönheit.der Pose zu denken, fast unbewußt,
berührte er mit seiner Stirn die Füße des Mönches. Der Theergeruch
der Bauernstiefel kam ihm süßer vor als der Moschusgeruch der schwarzen Spitzen der Baronin Krüdener. Er fühlte sich plötzlich erleichtert,
als ob die blutige Last der Krone, die ihn sein ganzes Leben lang bedrückt hatte, für einen Augenblick abgefallen wäre.
In den Augen des Priesters leuchtete Freude auf; er legte beide
Hände auf den Kopf des Kaisers, wie auf seine Beute.
„Der Herr segne Dich!"
Er beugte sich wieder zu ihm und flüsterte ihm ins Ohr:
„Denke daran, denke daran, denke daran: wir Drei, - ich, Du
und er!"
Als Photius das Arbeitzimmer durch die eine Thür verließ, sah
er in der anderen, die etwas offen stand, ein Auge Araktschejews, der
die ganze Szene belauscht und beobachtet hatte.
Als Photius fort war, steckte Araktschejew, ohne einzutreten, den
Kopf ins Zimmer.
„Alexej Andrejitsch, bist Dus?" Der Kaiser rief es so ängstlich
und vorsichtig, wie er nur zu diesem Einen sprach: so spricht man zu
einem schwerkranken, innig geliebten Kind.
Die alte Feindschaft zwischen den beiden Günstlingen, Araktschejew und Golitzin, hatte sich in der letzten Zeit so vertieft, daß, der Kaiser
selbst darunter zu leiden begann. Jetzt Mußte Alexander wählen; einen
dem anderen opfern. Er konnte aber Keinen von Beiden entbehren.
Er brauchte Araktschejew für die irdischen, Golitzin für die himmlischen
Angelegenheiten.
„Alexej Andrejitsch, komm' herein!"
Petersburg, Dmitrij Mcreschkowskij,

Februar 1911 wurden im Reichstag die Verbündeten Regirun-
VWA gen gefragt, was sie zu thun gedächten, „um einer Aeberschwem-
mung des deutschen Geldmarktes mit fremden Werthpapieren und ei-
nem übermäßigen Abfluß deutschen Kapitals nach'dem Ausland vor-
zubeugen". Die Interpellation folgte der aufgebauschten Sache der
Chicago-Milwaukee-Shares. Staatssekretär Delbrück, der die Anfrage
beantwortete, sprach von dem Nutzen, den der Besitz fremdländischer
Effekten im Fall des Krieges gewähre. Die Gemüther beruhigten sich
damals bald. Nun hat der Krieg die Probe aufs Exempel ermöglicht.
In den Tagen, da Jeder nur ans Verkaufen dachte, haben Amerika,
England, Ruhland, Italien, Oesterreich und die Schweiz große Posten
ihrer Werthpapiere aufgenommen und den deutschen Effektenmärkten
Erleichterung verschafft. Wenn die deutschen Kapitalisten nur inlän-
dische Papiere besessen hätten, wären die Kurse, ohne irgendeinen Halt,
ins Bodenlose gestürzt. Die Liquidität des deutschen Geldmarktes war
also zum Theil den verpönten „Exoten" zu danken, für die bares Geld
ins Land kam. Sogar die Türkei bot einzelnen ihrer Papiere Asyl,
Nach solcher Erfahrung wird eine neue Interpellation nicht nöthig
sein, wenn neue Anleihen vom Ausland her winken. Und der Bedarf
der fremden Staaten ist nicht klein. Nach der Liquidation des Balkan-
handels wird ein schwieriges Rechnen wegen alter und neuer Schulden
beginnen. Die Moratorien der vier Königreiche haben keinen guten
Eindruck gemacht und die Finanzwelt wird diese provisorischen Zah-
lunge?nstellungen nicht leicht vergessen. Die Aeltesten der berliner
Kaufmannschaft wollen die aus Balkanschuldner gezogenen Wechsel vor
dem Verlust der Ansprüche gegen die inländischen Wechselpersonen
schützen. Nach den geltenden Bestimmungen ist ein Wechsel, der nicht
rechtzeitig präsentirt und mit Protest versehen wurde, nicht mehr ein-
klagbar. Gegen die deutschen Indossanten und Aussteller können also
keine Regreßansprüche geltend gemacht werden. Die internationale
Wechselkonferenz im Haag hat in diesem Jahr beschlossen, daß im Fall
höherer Gewalt die wichtigen Fristen verlängert oder aber als Voraus-
setzung für die Giltigkeit des Regresses nicht mehr gefordert werden
sollen. Die Balkanmoratorien würden also die deutschen Wechselschuld-
ner ans Tratten, die nach dem Orient lauten, nicht mehr schützen. Die
Aeltesten haben beantragt, der im Haag vereinbarten Bestimmung so-
fort Gesetzeskraft zu geben. Der Reichskanzler kann nicht zögern, die-
sen billigen Wunsch der berliner Kaufmannschaft zu erfüllen.
Der Geldbedarf der Sieger hängt von der Größe der Verpflich-
tungen ab, die sie aus der europäischen Türkei übernehmen. Die tür-
kische Staatsschuldenverwaltung (Ostts?ubliqus Ottomans) hat von der
Gesammtschuld im Betrag von 134 Millionen türkischen Pfund (2500
Millionen Mark) etwa 76 Millionen Pfund unter ihrer Kontrole; der
Rest gilt zwar als durch besondere Pfänder gesichert, ist aber nicht im

Machtbereich der Dstts. Von den Einnahmen, die ihr zufließen, stam°
men zwei Drittel aus den asiatischen Provinzen der Türkei. Der
größere Theil der Erträge aus Zöllen, Steuern und Zehnten bleibt also
von jeder Aenderung der Grenzen unberührt; und wo die Sieger in
die Pflichten der Türkei gegen die Staatsschuldenverwaltung einrücken,
müssen sie natürlich für die Wahrung der Bedingungen sorgen. Die
Iungtürken empfanden die Abhängigkeit von einer europäischen Schul»
denverwaltung als eine nationale Schmach; und so kam, nach dem
Konflikt mit der Osmanenbank, die erste „freie" Anleihe, die Vierpro-
zentige, aus deutschen, österreichischen und schweizerischen Mitteln zu
Stande. 7 Millionen Pfund wurden sofort übernommen; auf einen
kleineren Theil, etwa 4 Millionen, behielt sich das Finanzkonsortium
eine Option vor. Während des Tripoliskrieges wurde ein Vorschuß von
3 Millionen gegeben. Der zweite Anleihsabschnitt ist noch nicht erle-
digt. Da die Zollanleihe auf Einnahmen aus der Provinz Konstantino-
pcl beruht, so fürchtete man, der Krieg könne die Sicherheit der Cou-
pons gefährden; die Banken erklärten aber, diese Sorge sei grundlos.
In Deutschland, Frankreich, England, Oesterreich-Ungarn giebt es be-
sondere Syndikate für die türkischen Staatsgläubiger; für Großbri-
tanien außerdem den Oounoil ok torsi^n bonSKolSsrs. Die Gläubigersyn-
dikate haben von den Regirungen die Zusicherung erlangt, daß die
Rechte des Kapitals nachdrücklich geschützt werden sollen. Die Türkei
bedarf zur Erschließung ihres werthvollen Besitzes in Kleinasien des
internationalen Geldmarktes und muß schon deshalb die alten Gläu-
biger gut behandeln: sonst fände sie keine neuen.
Deutschland ist der größte Eisenbahnunternehmer in der Türkei.
Die Betriebsgesellschaft für Orientalische Eisenbahnen, die Anatolische,
die Bagdadbahn und die Saloniki-Mönastir-Bahn stehen unter deut-
scher Kontrole. Die Gesammtsumme des in diesen Bahnen angelegten
Kapitals beträgt ungefähr SO« Millionen Francs; und die EntWicke-
lung war, wie die Fortschritte der Einnahmen zeigen, bis zum Aus-
bruch des Krieges sehr günstig. 1S11 hatte 3?Vs Millionen Francs ge-
bracht (gegen 33,4 und 26,64 Millionen in den beiden Vorjahren). In
der Kriegszeit trugen die Gleise nicht mehr die Güter, den Segen der
Landwirtschaft und des Kaufmanns, sondern Kanonen und Verwun-
dete, Wie groß der Schade ist, den die Eisenbahnen erleiden, wird man
erst bei der Generalabrechnung erfahren. Auch das Verhältniß der
Staatsgewalt zu den Eisenbahnen muß nun neu geregelt werden. Die
,,Orientbahnen", die berühmte Schöpfung des Barons Hirsch, haben
schon manche Wandlung durchgemacht. Bis 1890 war die Betriebsge-
sellschaft ein unter der Leitung des „Türkenhirsch" stehendes französi-
sches Unternehmen. Da aus dem Plan eines Bündnisses mit der öster-
reichischen Südbahngesellschaft nichts wurde, machte Hirsch das Ge-
schäft auf eigene Faust. Die Mittel wurden durch die Ausgabe einer
Prämienanleihe, der als „Türkenlose" populär gewordenen Emission,
beschafft. Die Eisenbahngescllschaft hatte in den ersten zwanzig Jahren,

oft Streit mit der türkischen Regirung. (Als die Bulgaren 1885 Ostrumelien besetzt hatten und die Türkei ihnen den Krieg erklären wollte, gab Baron Hirsch, durch Vermittelung der Eisenbahngesellschaft, einen Vorschuß von 23 Millionen Francs.) Schließlich kam es zur Einigung (an der auch der bekannte deutsche Rechtslehrer Gneist mitgewirkt hat) und die Folge war die Uebertragung des ganzen Eisenbahngeschäftes an eine österreichisch-deutsche Gruppe. Die Konzession der wichtigsten Linien läuft bis 1958. Ob die neuen Herren des Bahnbereiches die Verträge, die mit der Hohen Pforte geschlossen wurden, respektiren werden? Bulgarien ist an dem Schicksal der „Orientbahnen", die zuerst den Turbanstaat an das internationale Eisenbahnnetz schlössen, besonders interessirt. Einzelne Linien sind schon (1908) in den Besitz der bulgarischen Regirung übergegangen. Der Hauptstrang der Betriebsgesellschaft geht über Adrianopel; es ist die Linie des Orient-Expreßzuges.
Das Kapitel der Eisenbahnen bildet also eine wichtige Vorbedingung für den künftigen Kredit der Balkankönigreiche und der Türkei. Das ist eine Bürgschaft für die in Ungewißheit lebenden Aktionäre und Obligationäre. Ergänzt wird deren Schaar durch die an der türkischen Tabakregiegesellschaft betheiligten Kapitalisten. Die Gründer dieser Gesellschaft sind die Kaiserliche Osmanenbank in Konstantinopel, die Oesterreichische Kreditanstalt in Wien und die Firma S. Bleichröder in Berlin. Das Aktienkapital beträgt 40 Millionen Francs. Das Unternehmen ist Inhaber des türkischen Tabakmonopols! noch aber weiß man nicht, was von dem Osmanenreich und seinem Tabak in Europa für die Dauer übrig bleibt. Wahrscheinlich wird der Ablauf der Konzession (April 1914) das natürliche Ende des Monopols sein. Komplikationen sind denkbar, da die vstts ?ubliqus an den Einnahmen der Tabakregic stark betheiligt ist. Ohne ihre Mitwirkung darf ein neuer Monopolvertrag nicht abgeschlossen werden. Die Türkei hat die Staatskassen bis auf den Grund geleert und braucht neue Anleihen. Das deutsche Kapital wird der alten Türkenliebe nicht untreu werden. Wenn man schon eine Milliarde im Lande Osmans stecken hat, giebt man auch mehr. Bulgarien hatte vor dem Ausbruch des Krieges einen Vertrag mit französischen, englischen, deutschen und österreichischen Banken über eine Anleihe von 180 Millionen Francs abgeschlossen. Der Faden wurde durch den ersten Kanonenschuß zerrissen. Ein Vorschuß von 25 Millionen war schon gegeben; ein zweiter, von 40 Millionen, speiste die Kriegskassen. Die 180 Millionen werden also nicht reichen; eine große Kriegsentschädigung ist von der Türkei nicht zu erlangen und die türkischen Verpflichtungen müssen abgelöst werden.
Die Italiener hat der tripolitanische Krieg, der genau ein Jahr dauerte, rund 460 Millionen Lire gekostet. Diese Summe wurde in der Hauptsache durch Schatzscheine mit fünfjähriger Laufzeit und Vierprozentiger Verzinsung aufgebracht. Obwohl die italienischen Finanzen nicht schlecht stehen (nach dem Krieg, sagte der Finanzminister, verfügte der Staatsschatz noch über 3S6 Millionen Lire), muß eine große An-

leihe aufgenommen werden, um die Finanzkraft zu stärken. Außerdem ist nock> die türkische Staatsschuldenverwaltung für den Wegfall der tripolitanischen Einnahmen zu entschädigen und das „Schmerzensgeld" für die türkische Regirung festzusetzen. Danach kann man ermessen, was die Balkanstaaten brauchen werden. Die neuen Risiken für Europa haben natürlich alle Voraussetzungen künftiger Geldgeschäfte ge» ändert. Italien hat mit dem Bankhaus Rothschild in Paris eine An» leihe von 600 Millionen Francs vereinbart; Oesterreich-Ungarn hatte für den Anfang des nächsten Jahres neue Anleihen geplant, denen sich die deutschen Grenzen weit öffnen sollten. Natürlich nur, Wenns die Politik erlaubt. Droht Krieg, so hält jeder Staat sein Portemon» naie zu, da er vor Allem an sich selbst denken muß. Unter dieser Selbstsucht leiden auch die Chinamänner, die mit ihrem Finanzlatein am Ende sind. Die berühmte Birfh-Crisp-Anleihe, die den Trumpf gegen das „Sechsmächteshndikat" bilden sollte, war ein Fiasko. Am ersten Januar 1913 sind mehr als 500 Millionen Mark zu zahlen. Was wird geschehen, wenn die sechs Nationen kein Geld geben wollen? Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian tzarden in Beilin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß S Garleb G m, b, tz in Berlin.

Berlin, den 14. Dezember 1912.
Srbija.
Petrowitsch-Metternich.
Metternich, Oesterreichs Vertreter in Paris, wird
Wv> am zweiundzwanzigsten Januar 1808 ersucht, noch am sei-
den Tag zum Kaiser zu kommen. Ungestüm, wie aus dem Fels-
stein ein Bach,sprudelts aus Bonapartes Mund. Er habe immer
gehofft, zur Erhaltung derTürkei mitwirken zu können; doch bri-
tischeArglist dränge ihn auf die andere Seite. »Ich muß dieEng-
länder da suchen, wo sie zu finden pnd. Landzuwachs brauche ich
nicht; so nützlich Egypten und ein paar andere Kolonien mir wä-
ren: mit Rußlands Vergrößerung würden sie zu theuer bezahlt.
AuchIhnen kann solche Vergrößerung nicht gleichgiltig sein; und
mir ist ganz klar, daß Frankreich und Oesterreich eng aneinander-
rücken müssen, wenn die Stunde zurTheilung derTürkei schlägt.
Sitzen dieRusfen in Konstantinopel, dann brauchen Sie uns und
wir Sie, um das Gegengewicht zu sichern. Oesterreich hat jedes
Recht,zunächstschondas geographische, auf das Donauthal.Noch
sind wir ja nicht so weit. Aber ich bitte Sie, Ihrem Hof zu melden,
daß ich, wenn die Theilung der Türkei nöthig wird, auf die starke
Vertretung Ihrer Interessen und Wünsche den höchsten Werth
legen werde." Der Gesandte ist von Talleyrand vorbereitet wor-
den; kann aber, weil er aus Wien noch keineInstruktion hat, der
Antwort ausbiegen. Napoleon heischt auch keine. Er weiß, daß
die Türkei den Oesterreichern der bequemste Nachbar ist, viel be-
quemer als ein aufsteigender Slavenstaat, daß sie aber, um sich in
leidlichem Gleichgewicht zu halten, zugreifen müssen, wenn den

ErbenOsmans dieBeuteabermalsgekürzt wird. Er will eintzeer
durch Dalmatien schicken, an der epirifchen Küste sich Stützpunkte
schaffen und fordert von seinem Stab genaue Angaben über die
füreinenFeldzugbrauchbarenWege durchAlbanien. Dem Kaiser
Franz hat er das Patronat über Serbien zugedacht. Wien will
nicht; fürchtet, in eine Falle gelockt zn werden. Lassen wir, heißts
am Ballhausplatz, uns in einen Kampf gegen die Türken ein,
dann benutztBonaparte unsere schwache Stunde, schickt uns seine
oder seiner Genossen Truppen auf den Hals und nimmt sich, was
ihm beliebt; um die Grenzen Italiens, Dalmatiens, Galiziens
schleicht schon das Gerücht, der Korse beschleunige den Abschluß
des spanischentzandels.um seinen Arm für die Züchtigung Oester-
reichs frei zu machen. Graf Stadion, Minister der Auswärtigen
Angelegenheiten, müht sich, den Argwohn der Hohen Pforte zu
schwichtigen, die Türkei von Oesterreichs Freundschaft zu über-
zeugen und sie zn einem Vorstoß in Bosnien und Albanien zu
treiben. Das gelingt nicht. Doch im Centrum des Balkangeländes
scheint derTürkenwunsch sich demInteresse Oesterreichs verloben
zu wollen. Serbiens Volk ist gegen dieTyrannei der Dahis auf-
gestanden und hat, unter Georg Petrowitsch Czerny, den seine
Lente als den Schwarzen Georg (Kara Djordje) in Marschlie-
dern feiern, die Ianitscharen aus dem Land gejagt. Nach dem
Fall von Semendria, einer alten Serbenresidenz, bleibt nurBel-
grad noch den Türken. Und schon langt aus Montenegro, aus
Bosnien die erweckte Sehnsuchtnach nationaler EinnngallerSer-
ben über die Grenze. Freiheit vom Joch der Türkenknechte: ist
überall die Losung. Fraglich nur, bei welcher Großmacht der be-
freite Staat fortan Schutz suchen solle. Den AnwältenRußlands
reckt Georg Petrowitsch sich entgegen (der Ahnherr der Könige
Peter vonSerbienundNikolausvonMontenegro). Er hat unter
HabsburgsFahne gegen dieMondsichelgefochten, alsWaldhüter
österreichischen Stiftsherren gedient und kann nun nicht fassen,
daß just die Wiener, durch einAusfuhrverbot, deuAufstand, der
ihnen willkommen sein müßte, auszuhungern trachten. Napoleon
bietet Geld, Rußland liefert Waffen und Munition; doch Korn
ist nur aus Oesterreich zu haben. Am siebenundzwanzigsten März
I808verhandeltKaraGeorgmitdemFreiherrnIosephvonSimb-
schen, Kommandanten von Peterwardein. Erweisen die Serben

ihren guten Willen durch die Verpfändung Belgrads, dann wird
Wiens Macht sie schirmen. Die Verhandlung wird in Briefen
fortgesetzt, die der RusseRodofinikin abfängt und durch Alexan-
ders Gesandten dem Grafen Stadion vorlegen läßt. Der muß thun,
als habe Simbfchen auf eigene Faust gehandelt, und jede Mit-
wissenschaft leugnen. Als gar bekannt wird, daßKara Georg dem
Russen das Geheimniß der Peterwardeiner Verhandlung ent-
schleiert habe, flackert der Verdacht auf, auch die Auslieferung der
Briefe sei das Werk des Serben: und Stadion läßt den dünnen
Faden abreißen, der die Balkanrebellen den konservativen Wie-
nern verbunden hat. Der Serbenheros geht über die Drina, will
dasVolk des Schwarzen Berges, willBosniaken und tzerzegow»
zen zurGefolgschaft imKampf gegen die Sultanshorde aufrufen;
wird aber durch den Einfall des Paschas Churschid zur Umkehr
gezwungen.NurRußlandsKriegserfolg anderDonau rettet den
Serben einen Rest nationalen Lebens. Doch die Nahrungnolh
weicht nicht; und der kühne Brigantenkopf Georgs merkt allgemach,
daß Alle, die neben ihm um die Volksgunst buhlen, in gieriger
Demuth nach Rußland schielen. Noch einmal setzt er auf Oester-
reichs Karte. Schreibt, im August 1809, an Simbschen; sucht sich
von dem Treubruch zu entschuldigen, betheuert seine loyale Ab-
sicht, stellt sich abernichtmehrselbstzurVerhandlung,sondernläßt
sie durch seinen Sekretär Ieftitsch führen. Der bietet den Oester-»
reichern alle Serbenfestungen an; will Kaiser Franz sie nicht be-
setzen, so soll er mindestens in Konstantinopel einen den Serben
günstigenWaffenstiUstanderwirken. Stadion räth, dieFcstungen
„in Depot" zu nehmen und sich dadurch dieMöglichkcit dcrVer-
sicherung gegen die Einfälle bosnischer Banden ins Nngarland
zuschaffen. Ehe aber dieVerhandlungmitderPforte, derentzüter
nicht aus freundlichem Auge auf die rebellische Rajah blicken, ir-
gendeinen Ertrag gebracht hat, regirt am Ballhausplatz ein neuer
Herr:GrafKlemensMetternich.AuchihmistdieRajah,dieHeerde
derBalkanchristen, deren hitzigerDrangdieLänderderungarischen
Krone bedroht, ein Dorn im Auge. Er sieht vonWest Frankreich
auf demWeg überDalmatien denOsmanenstaat gefährden,sieht
Rußlands vonBonaparte begünstigten Vorstoß ins Donaugebiet,
wittert den »Geist des Umsturzes", der sich in Südslaven und
Griechen regt, fürchtet dasFeuer,das,in der ersten Nacht austro-
Sl,»

türkischer Feindschaft, die Russen in Galizien anzünden könnten: und kündet dem Erdkreis Oesterreichs heilige Pflicht, die Türkei, deren Feinde die tzabsburgs sind, im «status quo« zu erhalten. Serbien? Daß es in die Einflußsphäre gehört, die Oesterreich um keinen Preis schmälern lassen wird, müßte, nach Metternichs Meinung, jede Großmacht längst wissen. Ein selbständiges Fürstenthum böte den franko-russischen Brandstifterplänen den bequemsten Treffpunkt. Bis Serbien österreichisch wird (woran ernstlich erst zu denken ist, wenn die Gewitter aus Ost und West ausgetobt haben oder vorübergezogen sind), mag es türkisch bleiben. RußlandswachsamerAgentRodofinikinist aufUrlaub: diese Zeit muß zufreundschaftlicher VermittlungzwischenStambulund Belgrad,aber auch zurBereitung derMöglichkeitgenütztwerden, die Serben als doppelzüngig zu erweisen. Doch der Vorgänger des Herrn von Hartwig gebietet auch von fern über größerenAnhang als Wiens Mandatare. Deren Eifer kann nicht verbergen, daß Habsburgs Wille unsicher schwankt, ins Banat andere Weisung schickt als nach Slavonienund,imKreuzfeuereinanderwidersprechender, gefärbter oder grundfalscher Berichte,sein Ziel kaum noch klar erkennt. Und Franzens Oesterreich.das im Schönbrunner Frieden drei Millionen Menschen und hunderttausend Quadratkilometer verloren hat, wird selbst in den finstersten Balkanschluchten vom Nimbus des korsischen Siegers überstrahlt. Simbschen erhältdenBefehl.denneuenAntrag des Schwarzen Georgsabzulehnen. Metternich fürchtet, die serbischen Festungen auf Napoleons Wink wieder räumen zu müssen oder den Türken als treulos und feindsälig verdächtigt zu werden. Da ihm abcr gemeldet wird, daß die Serben eine Deputation nach Petersb.u g senden und ein pariser Vigilant ihnen Bonapartcs Beistand vcrhcißt.beschließt derMinister, Kara Georgzurückrufen undmit dem Häcksel der Hoffnung füttern zu lassen. Das Paschalik Serbien, dessen christlichen Bewohnern, nach Metternichs Ueberzeugung, jede Fähigkeit zur Schöpfung und Erhaltung einesStaates fehlt und das nur unter Oesterreichs Hut gedeihen könnte, muß endlich in Ruhe kommen. Herr von Stürmer, der Internuntius inKonstantinopel, soll die Pforte zu gnädigerMilde stimmen. Was erstrebt der serbische Aufruhr? Kara Georg will Oesterreich als Schutzherrn; zunächst Konsuln, die in Wien und Belgrad die austro»

serbische Eintracht Pflegen, und die Anerkennung, daß derKaiser»
liche Internuntius befugt sei, am Goldenen Horn Serbiens In-
teresse zu wahren; für dieDauer türkischer Oberhoheit die Befrei-
ung von jeglicher Dienstpflicht, die feste Begrenzung der Steuern
und das allen Bekenner« des Griechenglaubens zu verbürgende
Recht, ihre Wohnstattnach freiemEntfchlußzuwählen.Dafür will
Metternich sich nicht einsetzen; und das Schreckbild eines Kongres-
ses der Großmächte, der, nach dem Serbenwunsch, die Zukunft des
Paschaliks endgiltig ordnen soll,scheucht den letztenZweifel aus sei-
nem Hirn. Soll er der Pforte zumuthen,was sie nicht leisten darf?
Gnade willfie gewähren; denAufstandsführern, wenn sie in andere
Osmanenprovinzen ausgewandert sind, Leben und Freiheit schen-
ken; auf den Steuerrückstand der letzten fünf Jahre verzichten und
dieAbgaben, nach derbedingunglosenUnterwerfung derRebellen,
von serbischen Behörden einziehen lassen. Mehrist auchvon Wien
aus nicht zu erlangen. Nach Napoleons Vermählung mit Marie
Luise vonOesterreich schießtneues Mißtrauen ausderOsmanen»
erde. Jetzt wird Rußland der Anwalt Serbiens. Dessen Unab-
hängigkeit wird, gleich nach der Hingabe Bessarabiens, der Wa-
lachei und derMoldau, in dem Ultimatum Kamenskois verlangt,
das, nach dem Fall Silistrias, die Bedingungen für denAbschluß
des (seit 1806 währenden) turko-serbischen Krieges zusammen-
faßt. DieRussen find im Wettlauf vornan: imWinter haben ihre
Siege an derDonau den Serbendas Leben gerettet undimFrüh-
ling1810fordernsiedieAbtrennungdesPaschaliksvonderTürkei.
Noch einmal nähert Kara Georg sich dem wiener Hof. Sein Ge-
hilfe Iugowitsch bringt eine vom serbischen Nationalrath beschlos-
sene Adresse, die dessen Glückwunsch zur Heirath der Erzherzogin
Marie Luise ausdrückt, in die Hofburg und wiederholt die Bitte,
die festen Plätze in Serbien mit österreichischen Truppen zu be-
setzen. Diesmal muß Metternich die Stirn entrunzeln; sonst streicht
Rußland rasch den Spielgewinn ein. Dem braven Iugowitsch
werden tausend Gulden (als Ersatz der Reisekosten) in die offene
Hand gelegt; und dem Feldzeugmeister Simbschen wird aufge-
tragen, die Serben in die Gewißheit zu überreden, daß Oesterreich
sie, sobald die günstige Stunde schlage, ans Ziel ihres Sehnens
führen werde. Wann aber schlägt diese Stunde? Unthätig will
Georg sie nicht erwarten. Er wendet sich an den Marschall Mar-

mont und läßt vonWucenitsch den pariserBoden abtasten. Ruß«
land, mit dessenMacht seineGegner, die Widersacher demokrati-
scher EntWickelung, krebsen, ist ihm verdächtig. Doch Metternich hat
nur glatteWorte und Napoleon empfiehlt die Verständigung mit
den Russen. Deren Generalissimus findet am richtigenTag einen
Schleichweg in die Seelenfestung desnochunentbehrlichenMan-
nes: in einerProklamation nennt erKaraGeorg denH berfeldherrn
und mahnt die Serben, ihm in niemals wankendem Gehorsam sich
anzuvertrauen. Russen und Serben vereinen sich, schlagen dieTür-
kentruppe bei Iasika und durch die Donaufürstenthümer schwirrt
dasGerücht, morgen werde dasHeerAlexandersinBelgradcin-
marschiren. Nnsinn, sagt Fürst Franz Metternich (der seinen Sohn
vertritt); der Zar hat keinen Appetit auf Serbien und Georgs
Leute, die russische Waffen und Munition brauchen, würden sich
heftig gegen die Moskowiterherrschaft sträuben. Graf Klemens
ist noch in Paris und hat von Bonapartes Lippe das Gelöbniß
vernommen, SerbiendenRussen zu sperren. „Weshalb gehtIhr
nicht hin? Ein Handstreich macht Euch zu Belgrads Herren?
Klemens (der den status quo will) lächelt artig; und schweigt.
Seines Sehnens Ziel ist: das Vertrauen der Türkei. Ists
erlangt, dann fällt Serbien sicher einst Oesterreich zu. Was bis
dahin geschehen könne,solle,müsse,weiß wederderSohn noch der
Vater. Die Serben einschüchtern? Am dritten August verbietet,
für die Dauer serbisch-russischer Kooperation, einKabinetsschrei-
ben die Ausfuhr nach Serbien; am elften wird, weil die Russen
ergrimmen, die Serben die Möglichkeit derVergeltung besinnen
könnten, das Verbot auf den Kriegsbedarf beschränkt. Keinem die
Zähne zeigen; immer hübsch still sitzen und auf die Gelegenheit
lauern. Der Mann Marie Luisens kann übermorgen wieder un-
ser Feind sein; damit wir auf seine Gnade angewiesen sind, hetzt
er uns wider Russen und Türken. Kostbare Zeit wird unnützlich
verzaudert.Im Hofkriegsrath empfiehltFeldmarschall-Lieutenant
Duka die schnelle Besetzung der serbischen Festungen. KaiserFranz
und Fürst Franz vermissen die «wirklich erwiesene Nothwendig-
keit" und möchten erst eingreifen, wenn die Pforte sie darum er-
sucht hat. Ein Corps an der Grenze aufstellen? Das würde als
unfreundliche Handlung gedeutet. Ein Generalstabsoffizier mag
die Bewegung des russischen Heeres beobachten; Simbschen wie-
der heimlich mit den Serben verhandeln; und Oberstlieutenant

Paulich als Konsul nach Belgrad gehen. Ohne Beglaubigung, versteht sich: denn den von Rebellentrotz geschaffenen Senat darf Oesterreich, als Hort der Legitimität und als Freund des Osmanensultans, nicht anerkennen. Nie aber ward einem Konsul ein dickeres Pflichtenbündel aufgebürdet. Paulich soll den (der Pforte verborgenen)Handel fördern, dieSerbenin denGlauben überreden, daß nurOesterreich ihnen helfen könne undwolle, den russischen Einfluß abdämmen, KaraGeorg (dessenSohn in jeder österreichischen Erziehunganstaltwillkommenwäreund gehätschelt würde) sammtseinenGegnerninsSchmeichelgarneinfangen, den Bissen, den Habsburg vom Türkentisch begehrt, lecker zubereiten und nicht eine Minute lang vergessen, welchen Werth Belgrad, schon weil dortDonau,Theiß,DraveundSave zusammenfließen, für die Strategie und den Levantehandel der Nachbarmonarchie hat. Wenn Paulichs Leistung der Instruktion entsprach, mußte das Paschalik nach kurzer Frist von dem Ruf nach Oesterreichs Herrschaft widerhallen. Der Plan scheint von höchsterSchlauhei besonnen; ist nnr, leider, nicht mehr ausführbar. Der Senat beschließt, dem Kaiserlichen Konsul, den die Nation nicht brauche, jede Art amtlicher Anerkennung zu weigern. And Kara Georg schreibt anSimbschcn: erstens wisse das Serbenvolk nicht, welche Ehre dem Konsul gebühre, undfürchte, durch ungeschickte Haltung dicMajestätdesKaiserszu kränkenzzweitenskönnein demnurvom TricbzumuthigerSelbsterhaltungerfüllten,vomWirbeldesKrie>> gergeistes durchwehten Land jetzt ein Beamter nicht mehr nützen, von dessenWirken in ruhigen Tagen für beide Völker Vortheil zu hoffen war; drittens würde die Zulassung des Konsuls die Russen, die in Waffen an der Grenze stehen und auf deren Hilfe Serbien hofft, mißtrauisch machen und vielleicht zu jäher Umkehr stimmen. „Wir erstreben weder denSturz der Ordnung noch den Untergang der Türkei, sondern nur die Befreiung aus unerträg» lichemIoch. EinReich.das ein gepeinigtes,mitweinendemAuge sich für den Kampf um sein Lebensrecht waffnendes Volk eigen» nützig auszubeuten suchte, wäre dem Blick des Heilands ein Gräuel." Wieder ist Ieftitsch in Peterwardein der Vertreter, der Mund des Oberfeldherrn. Der, spricht er, sei als AnhängerHabs« burgs den Russen verdächtig, werde von einem Offizier und einer vierzig Köpfe zählenden Ehrengarde bewacht und könne drum die Grenze nicht überschreiten. An derwichtigsten Stelle sagt der Brief-

träger Anderes als der Brief. Ieftitsch bietet noch einmal die
Festungen an. Kara Georg aber hat geschrieben, Oesterreichs Ein-
marsch in Serbien würde zwei Kriegserklärungen, au s Peters und
aus Konstantins Stadt, erzwingen; deshalb müsse er der wiener
Regirung rathen, seinem Heimathgebiet fern zubleiben und durch
die Besetzung Bosniens, die auch der Franzosenkaiser billigen
werde, sich von Rußlands im Donauland erkämpftem Machtzu-
wachs schadlos zu halten. Serbien müsse unabhängig sein.
Niemals, schallt von der Pforte die Antwort des Reis Es-
send! zurück; SerbienistundbleibteinTheildesOsmanenreiches,
das stark genug ist, jedem Heer, auch Habsburgs, den Weg nach
Belgrad zu verriegeln. AlsMittler ist unsOesterreich willkommen;
den ersten Schritt zurBesetzung scrbischerFestungen würden wir
mit Waffengewalt abwehren. Noch aber möchten wir in der Do»
naumonarchie unseren Freund sehen undihremWort trauen, daß
sie die ungeschmälerte Erhaltung der Türkei wünscht. In Wien
fehlt die Entschlußfähigkeit. Schon wird gemeldet, daß Rodofinikin
nach Belgrad zurückgekehrt, KaraGeorg durch denArchimandriten
Philippowitsch für dieRussensache gewonnen ist und eineSchaar
russischer Ingenieure in den Festungwerken der Hauptstadt ar°
beitet. In dem Haus, dessen Portalinschrift die Namen Maria
Theresia und Kaunitz vereint, rüstet sich dennoch kein Wille zu
kräftiger That. Des Mühens höchstes Ziel ist der Abschluß eines
Waffenstillstandes zwischen derTürkei und Serbien, derBelgrad
vor der Gefahr rufsischerBesetzung schützt. Im Banat wird Duka
Oberbefehlshaber; in Peterwardein Simbschen durch den Feld-
zeugmeister Hiller ersetzt. Dessen Soldatenauge sieht nur zwei
Möglichkeiten: den Einmarsch in Serbien und den Versuch, durch
eine lückenlose Grenzsperre die Rebellen auszuhungern. Auf so
steilePfade läßt Metternich sich nicht locken; erwillweder die Tür-
ken herausfordern noch denSerbengroll gegen Oesterreich wenden.
Ist denn mit Kara Georg nichts mehr zu machen? Nicht viel; er
schicktBotschaften, sagt seinen Besuch an, verschiebt ihn dann wie-
der und bringt sich beitziller in den Verdacht, von den russophilen
Landsleuten aus der Führerstellung gedrängt worden zu sein.
Noch ists er nicht. Hat aber erkennen gelernt, daß er sein Schick-
sal nicht an die wiener Zauderpolitik knüpfen dürfe, und will pro
tuwro mit der Macht gehen, die sich bereit zeigt, den Serben dich-
teren Schirm als den freundlicherWorte zu bieten. SeinInstinkt

trügt nicht. Auch nach Rußlands Siegen im Türkenkrieg beherr-
schen Metternichs Willensbezirk zwei Wünsche: nicht zu kriege«
rischemtzandeln gezwungen zu werden und denOsmanenbesitz zu
wahren. Die serbischen Aufrührer, schreibt er imIanuar1811 an
tziller, sollen die Waffen strecken und sich in die Gehorsamspflicht
ducken; dann werde die Gnade des Großherrn ihnen, auf Oester-
reichs Rath, manche Freiheit gewähren. DerFeldzeugmeister muß
ihnen miltheilen, die Thatsache, daß er dem Rebellenführer die
Uebernahme des Kommandos in einem amtlichen Schreiben an»
gezeigtundeinerDeputationOesterreichsSchutzinAussichtgestellt
habe, sei der Anlaß zu einer Rüge aus der wiener Staatskanzlei
geworden. Fünf Wochen danach, am zehnten Februar, rückt der
russische Oberst Balla mit achthundert Mann und vier Kanonen
in Belgrad ein. Milan Obrenowitsch hat ihn gerufen. Soll er der
Senatspartei, den Russensreunden, gegen die Demokraten hel-
fen? Nach Rankes Angabe hat er auf Georgs Frage geantwor-
tet: »Ich bin hier, um unter Ihrem Oberbefehl der Sache Ihres
Volkes Beistand zu leisten"; hat, nach diesem schlau bedachten
Wort,KaraGeorg dietzand desRussen, »statt der des Kaisers",
geküßt. Er konnte kaum anders handeln. Oesterreich hat die Grenze
gesperrt und läßt Kriegsbedarf gar nicht, Lebensmittel nur in win-
zigen Mengen durch. Aus Paris ist ein kleiner Geldbeitrag, doch
kein bindendes Versprechen zu haben.Warum,fragtKara Georg
einen österreichischen Hauptmann, hat Ihr Kaiser nicht im vori-
gen Jahr dreißigtausend Mann nach Serbien geschickt? Knir-
schend wiederholen die wiener Generale die Frage; der Verlust
Serbiens dünkt sie schlimmer als der des belgischen Niederlan-
des. Klemens Metternich fühlt, daß er die Gemüther beruhigen
muH; kommt auch in solchem Drang aber nicht über Worte hin-
aus. Niemals, spricht er zu Stackelberg, Alexanders Gesandten,
werden wir dulden, daß Rußland sich am rechtenDonauufer fest-
setzt. (Daß er den Russen nicht eine Fußbreite dieses Bodens lassen
werde, hat Napoleon nach Ballas Einzug den Wienern in un-
zweideutigen Sätzen zugesagt.) Die Stunde fordert Handlung.
In Bukarest erörtern Russen und Türken die Bedingungen eines
Friedensschlusses. Die Serben wollen Gewißheit. Ist Rußland
zur Einlösung seiner Versprechungen entschlossen und kann es un-
ter allenUmständen Serbien schützen? Steht es noch unbeugsam
auf Kamenskois Ultimatum, das Serbiens Unabhängigkeit von

den Türken verlangt? Gesandtschaftsekretär Nedoba, der, als NachfolgerRodofinikins,dieseFragenbeantwortensoll,betheuert, daß derFriedensvertrag schon abgeschlossen wäre, wenn Rußland sich nicht mit seiner ganzen Wucht für Serbien eingesetzt hätte. Verba et voces. In Wien wird zwar eine für das befreite Paschalik taugliche Verfassung ausgearbeitet. Aber Metternich hat sich in die Meinung verschanzt, daß mit des Aufruhrs Mächten nicht zu Paktiren sei. Damit tziller sich nicht zu weit vorwage, wird der Gubernialrath von Giuliani ihm als Civiladjutant an die Seite gesetzt. Der soll auch dafür sorgen, daß die Grenzsperre nicht allzu streng durchgeführt werde. Denn Oesterreich braucht den Import aus, den Export nach Serbien. And die Städter murren schon.
Am zwölften Mai 1812 wird in Bukarest der Friedensvertrag unterzeichnet. Von Serbiens Nnabhängigkeit ist darin nicht die Rede. Die Türkei verpflichtet sich, die Steuererhebung und wichtige Theile der Landesverwaltung den Serben zu überlassen; wahrt sich aber das Recht auf die Besetzung derFestungen. Mehr hat derZar,dem derAngriffNapoleons denArm lähmt.nichtdurchgesetzt. Die Enttäuschung ist furchtbar. In dem langen Kampf ist das Land verarmt und alle Mühe, in Wien, Petersburg, Paris Helfer zu werben, unbelohnt geblieben. Ins Joch zurückkriechen? Niemals,ruftKaraGeorg; ehe er sich denTürken unterwerfe oder einem griechischen Fürsten huldige, werde er aus der tzeimath scheiden undseinLebensbleibselinMontenegrosristen.DieVolksstimme jauchzt ihm zu. Schon aber sattelt die letzte Kosakensotnie diePferde zumAbritt und aus kühleren Köpfen kommt die Frage, wie man aus eigener Kraft sich der Türken erwehren solle. Der Senatspräsident Milowanowitsch fordert den Kriegsherrn Kara Georg auf, noch einmal in Wien Hilfe zu erbitten. Doch Metternich will nicht verhandeln; er fürchtet, daß jeder Versuch, für Serbien mehr herauszudrücken, als in Bukarest erlangt worden ist, die Türkei ärgern und den Russen nähern werde. Napoleons Rückzug, dessenEcho wie ein Wintersende ankündendes Lenzgewitter von den Balkanwänden widerhallt, wirbelt die verschüttete Serbenhoffnung in neue Brunst. Der neue Ernüchterung folgen muß. Europa hat andere Sorge; hat, im Kampf gegen den Korsen, keine Zeit, sich um die Südostecke zu kümmern. Churschid Pascha zertritt diejungen Halme des Freiheitwahnes. Kara Georg, dessen Guerillaplan von den Häuptern des Senates abgelehntwird, muß

der Nebermacht weichen und auf österreichische Erde flüchten. Nach fünfundsechzig Iahren erst, die drei Obrenowitsch und einen Karageorgewitsch auf dem Thron des durch den Hattischerif von 1830 geschaffenen Fürstenthumes sahen, wird, in San Stefano, Serbiens Nnabhängigkeit von der Pforte anerkannt. Metternich hats nicht erlebt. Er (der zu sagen pflegte: „ Hinter Erdberg liegt Asien!«) schien die Opfer, die tzabsburg zwei Jahrhunderte lang für die Ab-Wehrder Osmanengefahr gebracht hatte, völlig vergessen zu haben. Rührte nicht einenFinger.um seinemOesterreich dieRajah derBalkanchristen zu befreunden, wies aus kaltem Hochmuth das serbische Werben immer wieder zurück und erwirkte dadurch das Nebergewicht Rußlands im Südslavenbezirk. Das, denkt er noch nach dem Frieden von Adrianopel, kann nicht dauern; und erwartet den Dank derNachwelt sür seine «weise Zurückhaltung", die das Türkenerbe dem Haus Habsburg sichern werde. Als Nikolai Pawlowitsch ihn inMünchengraetz fragt.obaucher indemTürken einen kranken Mann sehe, kommt aus dem Munde desSechzigjährigen das unhöfisch spitzeWort: »Richtet dieFrageEurerMajestätsich an den Arzt oder an den Erben?" Der Zar durfte über die niedliche Bosheit lächeln.Er hatte denBodenin allerStille bestelltund wußte, daß von derTürkenbrandstatt fürs Erste kein anderer Schnitter ernten werde. Akerman und Adrianopel waren dieEtapenaufseinem Erobererzug; die Generale Paskiewitsch und Diebitsch, aber auchdieDichterPuschkinundGogolseineGehilfen. InjedesSlavenherz wollte er das Bewußtsein unlöslicher Stammesgemeinfchaft pflanzen und es mitjedem Nährstoff, reinem und unreinem, kräftigen.der just irgendwo zu erraffen war.Die von denTürken des Weiderechtes beraubte,mitSchwertundFeuergepeinigteSüdslavenheerde sollte in Rußland den einzigen Hort ihrerHoffnung erkennen. Nie durfte sie, niemals einer ihrerTheile so starkwerden, daß eine Schmälerung russischer Vormacht zu fürchten war; nur eben stark genug, um auf dersüdöstlichenHalbinsel, gegenaustroungarischenundtürkischenEinspruch.demZarenwortGeltungund Gehorsamzusichern. Nikolaikonnte inMünchengraetzlächelnund nach demMahl, in dessen Verlauf ihn MetternichsErbanmeldung kitzelte, kniend demKaiserFranz schwören, daß er auch dem nächsten HabsburgerunbedingteTreue haltenwerde.Der berühmteStaatskanzler, der sich an dem Glauben wärmte, derMenschenWollen mit einemBlick bis andieWurzel durchschauenzu können, ahntenicht,

daß der junge Herr, derneben dem altenFranz am Tisch saß, in dem Panslavismus sich eine Waffe schuf, die Oesterreichs Ruhe noch oft stören sollte. And weilIugend sich immer freut, wenn sie einen alten Fuchs überlistet hat, schrieb Nikolai nach der Heimkehr an Metternich, erhabeerstjetzt erfahren, daß der Fürst seit den Tagen des Wiener Kongresses für die Privatbriefe, die er an den Zaren Alexander richtete, eine Iahresrente von fünfzigtausend Dukaten erhalten habe, bedaure, daß ein so nützliches Verhältniß nach Alexanders Tod nicht erneut worden sei, und bitte, nach der Wiederaufnahme dieser werthvollen Korrespondenz in jedem Jahr fort» an Seiner Durchlaucht fünfundsiebzigtausendDukaten zahlen zu dürfen. Zwei Monate zuvor war, durch den Vertrag von Hunkiar-Iskelessi, der Sultan dem Zaren verbündet und verpflichtet worden, keinem fremden Kriegsschiff je die Dardanellen zu öffnen.

Duschans Schatten.

Piemont hat Oesterreich aus Italien, Preußen hats aus dem Deutschen Bund gedrängt. »Die Lebensinteressen im Westen", mit deren Betonung Metternich die Schwachheit seiner Orient' Politik zu erklären suchte, sind nicht mehr in Gefahr, seit die Einung der deutschen und der italischen Stämme gelungen ist. Der Doppeladler darf und muß den Blick ostwärts wenden; Oesterreich-Ungarn sich wiederderPflicht erinnern,die seine Lage,seine Geschichte, sein Völkergewimmel ihm aufgebürdet hat. Serbien gewaltsam der Monarchie eingliedern? Mit diesem Gedanken konnten kampflustige Generale spielen, die im Morawathal ein Lorberreis zu pflücken hofften; der verantwortliche Staatsmann mußte einsehen, daß die Annexion, wenn sie widerRußlands Willen zu erringen war, das ganze Südslaventhum in wilden Haß gegen tzabsburg peitschen und in den Entschluß drängen würde, um jeden Preis, auch um den zarischer Oberhoheit, den letzten Slavensplitter aus Oesterreichs Leib zu reißen. Beust selbst, der sich bei derAddition des Möglichen so oft verrechnete, dachte nur an «moralische Eroberung", als er rief, die Herren in Belgrad sollten nicht glauben, daß nur aus Petersburg ihnen das Heil kommen könne. Der kranke Mann am Bosporus ist nach dem Krimkrieg noch siecher geworden und jede ihm aufgezwungene Reform, die den Christen ein mit Mohammeds Gebot unvereinbares Recht zuspricht, wird von muslimischer Wuth an der

Rajah grausam gerächt. Als Graf Andrassy den feinen Prunk»
bau am Ballhausplatz bezogen hat, grinst ihm, durch Aktenstaub
und Spinnengewebe, eine große, schwer zu bewältigende Auf-
gabe ins Gesicht. Oesterreich darfdenRussennicht thatlos denNim-
bus des Türkenbändigers gönnen, seinen Einfluß in den West-
balkan nicht versickern, Dalmatien und Istrien nicht ungeschützt
lassen. Radetzky hatnach demPariser, Tegetthoffnach dem Prager
Frieden empfohlen, sich als Schutzwall und Hinterland derKüsten»
provinzen Bosnien und die Herzegowina zu sichern. Den selben
Rath ließ, schonnach dem nikols burger Praeliminarabschluß, Bis-
marcknach Wien gelangen. And General Philippowitsch hört noch
1866 den Befehl, Alles für den Einmarsch in Bosnien Nöthige
vorzubereiten, der beginnen solle, sobald der Schnee geschmolzen
sei. Beust hat sich dem Plan schließlich entgegengestemmt. Auch
Andrassy sagt zu dem Botschafter Nowikow, er wolle weder die
Donaufürstenthümer noch Bosnien der österreichischen Länder»
masse zufügen und finde deshalb, wennRußland nicht etwa nach
neuem Erwerb ausluge, nirgends den kleinsten Anlaß zu einem
KonfliktderKaiserreiche'.InBerlin(1872)undWien(1873)wieder°
holt ers vor dem Ohr Gortschakows, derihm das Zeugniß ausstellt:
„DerFreimuth seinesWesens und dieKlarheit seinerPolitik ge»
ben solchen Versicherungen einen unbestreitbaren Werth." Im
Sommer 1875 bäumen dieBosniakenundtzerzegowzensich gegen
das Türkenjoch auf. ImFrühjahrhateinPetrowitsch.FürstNiko-
laus vonMontenegro,der,denKaiserFranzIoseph zu begrüßen,
nach Cattaro gekommen war, dem GrafenBeck freiwillig dieAb»
ficht enthüllt, die Flanke des österreichischen Corps zu decken, das,
wie er hoffe, bald in die Herzegowina einrücken werde. Diesmal
soll Feldzeugmeister Mollinary, der das Generalkommando in
Agram hat, die Truppe führen. Wenn die Türkei sich als unfähig
zurRuhestiftung erweist und die Gefahr entsteht, daß die Serben
aus den zwei Provinzen sich denen aus den Reichen der Obre»
nowitsch und Petrowitsch vereinen. Ehe die Signatarmächte des
Pariser Vertrages vom Jahr 1836 sich über ein gemeinsames Pro»
gramm verständigt haben, wird aus Konstantinopel der Sieg der
Iungtürken gemeldet. MidhatPascha regirt: nun muß Alles sich
wenden und eineFülle wohlthätiger Reformen endlich die Rajah
erquicken. Kluge Orientalen lächeln freilich über den frommen
Wahn und Nubar Pascha warnt in Paris den Botschafter Hohen»

lohe, die Sieger von gestern, die sich nur mitdenWaffender Glau-
benswuthund des Rassenstolzes behaupten könnten, fürFreunde
europäischer Gesittungzuhalten. In derletztenIuniwoche hat ein
Ultimatum aus Belgrad undCetinjeBosnien für den Serbenstaat,
die Herzegowina für Montenegro gefordert und ein paar Tage da-
nach sind Truppen Milans und Nikitas an die Grenze vormar-
schirt.StehtRußland hinterihnen?Nein;seinVertretererklärt in
Belgrad, derFriedensstörer habe nicht auf russischetzilfe zurech-
nen. Am achten Juli besucht Alexander der Zweite in Reichstadt
denKaiserFranzIoseph. So lange es irgend geht, soll derBesitz-
stand des Sultans nicht geschmälert, nach einem Sieg den An«
greifern nur eine unbeträchtliche Gebietserweiterung gewährt, in
keinem Fall aber an der Donau ein neuer großer Slavenstaat ge-
duldet werden. Lösen Serbien und Montenegro das Band, das sie
an die Pforte knüpft, dann wird auch Bulgarien und Albanien von
türkischer Oberherrschaft frei. Aeber diese Friedensbedingungen
sind Gortschakow und Andrassy schnell einig; auch über Monte-
negros Recht auf einen nördlichenAdriahafen und über die Nm-
stände, die Rußland zur Okkupation Bulgariens, Oesterreich zur
Besetzung der vom Aufruhr ergriffenen Grenzprovinzen zwingen
könnten.DochhindertGortschakowdenGeneralTschernajewnicht,
sich an die Spitze des Serbenheeres zu stellen, dem allerlei Kämpfer
aus Rußland sich einreihen. Und Andrassy hehlt Herrn vonNo-
wikow nicht das besondere Interesse der auf den Orient ange-
wiesenen Monarchie. „Als Nachbarn müssen wir wachsam sein;
was ohne uns an unserer Grenze geschieht, geschieht gegen uns."
Im November 1876, als die Pforte schon die russische Kriegser-
klärungerwartet, möchte AndrassyjedenZweifel an seinemWollen
tilgen. Das reichstädterAbkommcn,sagt erzuNowikow,giebtuns
dasRecht,Bosnien und dietzerzegowinazu besetzen; tauchteines
Tages bei Ihnen der Wunsch auf, Serben und Montenegrinern
Theiledieser Provinzen, altserbischeoderalbanischeLandstrichezu
geben, so ist unsere Zustimmung einzuho! en; und der Sinn unseres
Abkommens gebietet, Serbien, Montenegro und den Sandschak
NowibazarIhren und unseren Truppen zu schließen. Der buda-
pester Vertrag vom fünfzehnten Januar 1877 bestimmt: Oester-
reich-Angarn bleibt neutral, unterstützt Rußland nur mit diplo-
matischen Mitteln, gestattet ihm, wenn dcrKriegszweck es fordert,
die Aeberschreitung der Donau, auch die Kooperation mit serbi-

schen und montenegrischen Truppen (doch nicht im Bereich dieser Fürstenthümer, die, wie Rumänien und Bulgarien, nicht wieder zu Kriegsschauplätzen werden sollen) und darf nach,freier Wahl entscheiden, wann es Bosnien und die Herzegowina besetzen will. Am achtzehntenMärz wird inWien ein Nachtrag vereinbart. Ist die Beantwortung der «Orientfrage" nicht länger aufzuschieben, dann fällt den Russen Bessarabien, den Oesterreichern Bosnien und die Herzegowina, den Griechen der Epirus und Thessalien zu; Bulgarien, Albanien, Rumelien werden unabhängig; Konstantinopel erhält die Rechte und Pflichten einer Freien Stadt; die Verständigung über den Sandschak wird vorbehalten; beide Kaiserreiche werden sich demVersuch widersetzen, auf denTrümmern der Türkei einen starken Slavenstaat zu gründen. Sauber wird jedes Reiches Einflußsphäre abgegrenzt; und Alexanders Botschafter zieht auf der Karte selbst den Strich, der Serbien in Oesterreichs Zone weist. In der vierundzwanzigsten Aprilnacht beginntderrussische Vormarsch, ImSommerwiederholtAndrassy den Entschluß, westlichen Machtzuwachs Serbiens, nördlichen Montenegros nichtzn dulden und,wennssein müsse, mit Waffengewalt zu hindern. Nach dem Friedensschluß von San Stefano erklärt er dem General Ignatiew, er werde dem Vertrag, der Rußlands Valkanmacht ins Angeheure dehne, nur zustimmen, wenn eine selbständige Provinz Makedonien (mit Saloniki als Haupt» und Hafenstadt) geschaffen wirdund eine Zollgemeinschaft die Westbalkanstaaten dem Habsburgerreich verbündet. Auf dem Berliner Kongreß, der das Werk von San Stefano zerfetzt, dekla° mirt, amletztenTag, Gortschakow: „WennMängel dertürkischen Verwaltung Oesterreich-Nngarn zwingen, den SandschakNowibazar für eben so unbegrenzte Zeit zu besetzen wie Bosnien und die Herzegowina, so wird die Russische Regirung nicht wider« sprechen."SiebenzigIahrenach dem erstenHilferufdesSchwarzen Georg hatOesterreich gesiegt. Sein Recht auf die Vormachtstellung imWestbalkanbezirk, aufGarnisonen »bis hinterMitrowitza",ist von Europa anerkannt und Rußland hat feierlich versprochen, ihm auch im Sandschak kein tzinderniß in den Weg zu stellen.

... Wer diese Vorgeschichte nicht kennt, wird den austro-ser« bischen Hader nicht verstehen, der seitWochen nun die Gemüther mitKriegsschrecken ängstet. Daß die Serben sich dem Ziel uralten Sehnens nah wähnen und durch den feuchten Nebel, der sich in

solcher Stunde um das Südslavenhirn schmiegt, den trunkenen BlicknichtindiegemeineWirklicheit,dieihnallzujäh kühlenkönnte, vorschicken, ist begreiflich; noch leichter, daß eingewurzelte Vieh-Handelsgewohnheit sie treibt, auf dem Markt mehrzu fordern, als je gezahltwerden kann. Siewaren geknechtetundwerdenjetztfrei; ihr Land war zerstückt und darf sich jetzt dehnen. Sie bekommen viel (ungefähr vierzigtausend Quadratkilometer) und möchten flink Alles haben, was ihrem Machtgipfel einst unterthan war. Sie sind in Aeskueb eingezogen, in Duschans ehrwürdige, lange verwaiste, lange beweinte Residenz: und ihrRausch sieht die Zeit wiederkehren, da der große SerbenzarStephan, derRomäerkaiser, inAlbanien, Bosnien, Makedonien, Thessalien gebot, der Schutz-Herr des Kaisers vonByzanz und derRepublikRagusa war und in Pherae sich einen eigenen Reichspatriarchen kürte. Die Schlacht auf dem Amselfeld und der Metzgerzug Mohammeds des Zweiten soll vergessen sein und der silberne Doppeladler im Goldpanzer wieder bis an dieAdria blinken. EinBischenBalkanpsychologie, Erzherzog Franz Ferdinand! Ein Bischen Humor, FranzFrei« Herr Conrad vonHötzendorf! Serbien braucht einen Hafen, einen nicht von fremder Willkür verschließbaren Ausgang ins Meer (undkannihn inAntivari, in Saloniki, das Freihafen werden foll, ohneTerritorialrechtinMedua finden); brauchtaber auchOester-reich-Nngarn: als nächstes Absatz- und bequemstes Einfuhrgebiet. DieVerständigungwärenichtschwer,wennnichtneueRodö^inikin undIgnatiewdenSerbengrimmfchürten.NachderÄnnexionBos-niens, nach Aehrenthals rafchem, allzu raschem Verzicht auf den SandschakhatHerrIswolskijsich,leidererstspät,derKonventionen und Geheimverträge erinnert, die denWienern dasRecht zu sol-chemEingriff gaben. Schärft erseinGedächtnißundbedenktnur die BürgschaftenGortschakowsundNowikows,dannmußerdenPlatz-halter inPetersburg vor einemIrrpfad warnen,aufdem ein un-fertigesHeer.ein genesendes Reich inschwarzesVerhängniß tau-meln kann. Oesterreich will sich den Südslaven nicht verfeinden, nicht auf der Ostflanke der Adria von einem gefährlicheren Pie-mont bedrängt werden. Niemals aber darf es, als ostwärts ge-wendete Macht, in stumpfer Ergebung dulden, daß Rußland un-ter serbischerFirmaaufdemBalkansein Nachbarwird undtzabs-burg aus derOsmanenmasse nichts heimbringt als den ehrfurchtlo-sen Haß, der die Rajab über Leichenfelder wider die Türken hetzte.

Das Problem der Armuth.
^5 in Werk von Sidney und Beatrice Webb ist stets Ereigniß.
And stets trägt der Sprößling das Gepräge beider Gatten:
lebendige Ideenfülle, fast einzigartige Materialbeherrschung.
Das Bild der früh dahingerafften Gattin und Mittkämpferin
des Parlamentariers Macdonald (er war vielleicht der markan-
teste Kopf unter den Führern der englischen Arbeiterpartei) hebt
sich vor mir. Margaret Macdonald besaß nicht den leuchtenden
Geist von Beatrice Webb, nicht ihre bannende Macht, die Persön-
lichkeiten der verschiedensten Richtungen, ganze Parteigruppen um
sich zu schaaren weiß. Margaret Macdonald war, als ich sie ken-
nen lernte, ein frisches, rosiges, derb gescheites Bürgerkind. Ein
junges Mädel mit lachenden Augen, jubelnd verliebt in den schö-
nen Macdonald. Sie hat ihm Kinder geboren und sein aufregen-
des politisches Leben getheilt. Sie war Gattin, Mutter, Agitato-
rin, mit der gleichen Hingabe, mit dem gleichen Pflichtbewußtsein.
Als ich ihr wieder begegnete, nach Iahren, kurz vor ihrem Tode,
war aus der strahlenden Braut, die im kleinen Bureau eines Ar«
beiterinnenvereins herumwirbelte und, berauscht von eigenem
Glück, die glückliche Zukunft einer neuen Menschheit ganz nah
glaubte, ein bleiches, hageres, tötlich ermattetes Weib geworden.
Nur in der Gegensätzlichkeit der Persönlichkeiten und Lebens-
gestaltung tritt Margarets und ihrer Ehe Bild mir neben die
Webbs. Die feine, wägende Beatrice, die dreißigjährig dem klüg-
sten und klarsten ihrer Verehrer sich vermählte, einem kleinen, äußer-
lich ungewinnenden Manne, doch ihr gleich an Rnabhängigkeit
und Gesinnungvornehmheit, demokratischer, kenntnißreicher als sie.
Diese Ehe blieb kinderlos. Beatrices einst tiefschwarzes tzaar liegt jetzt
ergraut um die schmale Stirn. Angestrengtes Denken und Schaffen
hat seine Spuren eingezeichnet, die Linien des edlen Gesichtes ver-
schärft und verherbt. Doch der Körper ward nicht durch die Mutter-
schaft erschöpft, die Seele nicht zwischen öffentlichem Wirken und
Mutterpflichten hin- und hergezerrt. Im Weltenfeuer ward sie ge-
stählt. Gemeinsam mit ihrem Gatten schuf Beatrice Webb die be-
sten Merke über das englische Gewerkschaft- und Verwaltungwesen.
Im Jahr 1903 wählte die englische Regirung sie in die Königliche
Kommission zur Reform des Armenwesens: unter achtzehn Mit-
gliedern, hervorragenden Sachkennern, Beamten, Geistlichen, Aerz-
ten die einzige Frau. Drei Jahre arbeitete die Kommission. Das
Ergebniß ist ein umfassendes Blaubuch, das neben der öffentlichen
Armenpflege auch die Wohlthätigkeit einbegreift. Es zerfällt in

eii::ii Mehrheitbericht und einen Minderheitbericht. Der erste giebt gute Anregungen zur Fortbildung des Armenwesens. Die Dominante im Minderheitbericht ist die Anschauung von Sidney und Beatrice Webb: Das Problem der Armuth ward lösbar. Nach beider Forscher an erschöpfenden Studien der Geschichte des Armenwesens gehärteten Ueberzeugung ist dessen Mission er« füllt. Die Zeit ist reif für seine Ersetzung durch die Sozialreform. Wir haben die Macht, wir haben die Kenntnisse, die Armenunter« stützung durch die Armuthverhütung aus der Welt zu schaffen, sofern wir nur den Willen haben. Schon zwingt leise Entartung des Volkskörpers und des Volkscharakters uns in diese Richtung, zwingt der Wettkampf der Nationen auf diesen Weg. Die Vor» schlüge des Minderheitberichtes gipfeln in der Ablösung der ge« sammten Armenpflege durch öffentliche Wohlfahrtämter.

Unter dem Titel: „Der Abbruch der Armenpflege" LrouK Up oi! tks ?o«r I^w") zogen die Vorschläge des Minder« heitberichtes in einem Sonderabdruck weite Kreise. Glühende Propaganda flammte auf, führte zur Bildung eines „National« ausschusses zur Verhütung der Armuth", erreichte, daß im Jahr 1910 dem Unterhaus ein Gesetzentwurf zur Verhütung ,der Armuth (I^revontion Institution Lill) vorgelegt und debattirt ward.

Je mehr die Bewegung sich einwurzelte, um so erregter jagten die Gegner auf den Plan: die Vertheidiger des Bestehenden, die vor der rothen Gefahr Aengstlichen, die Vertreter der öffentlichen Armenpflege und der privaten Wohlthätigkeit, die ihr Lebenswerk bedroht glaubten. Diese Kämpfe trieben die beiden Webbs, ihre Ideen kurz vor einer Reise um die Welt in Buchform zu fassen: der Gesammtheit der gebildeten Staatsbürger einen Plan zur Be« freiung der Nation von der heute unvermeidlichen Massennoth Vorzulegen. Dieses Buch, „Vne I'rovOntionok Oestitnticm", „Das Problem der Armuth", versucht eine Lösung des Problems der Ar« muth im Rahmen der bestehenden Staats- und Familienverfassung. Der beste Kenner des internationalen Armenwesens, Emil Mün« sterberg, erklärte auf der vorletzten Generalversammlung des Deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit, in dem Minderheitbericht stecke der Gedanke der Zukunft; vom Standpunkt des Wißbegierigen, der sich über neue Dinge unterrichten will, sei er viel interessanter, ja, aufregender als der Mehrheitbericht. Münsterberg, damals der Dezernent des berliner Armenwesens, war seiner ganzen Veranlagung nnd Stellung nach gegen die Ideenrichtung der Webbs. Seine Einwände und die Angriffe der englischen Gegner werden in dem neuen Werk abgewehrt.

Die Armuth wird zunächst als Krankheiterscheinung in der Gesellschaft, nicht nur im Sinn körperlicher Noth, sondern auch als eine Art sittlicher Malaria, gezeichnet. Gleich anderen Leiden ist sie durch zeitige Beseitigung ihrer Ursache verhütbar. Alle Ursachen der Armuth lassen sich im Entscheidenden zurückführen auf körperlichen oder geistigen Verfall, Tod des Ernährers, jugendliche Verwahrlosung und schlechte Arbeitorganisation. Die Obsorge für die Kranken und die alten Leute, den gesammten Mnt- , ter-, Säugling- und Kleinkinderschutz müsse die öffentliche Gesundheitbehörde übernehmen; die Verantwortung für das Schulalter bis zur Mündigkeit die Erziehungbehörde; die Organisation der Arbeit, die Verhütung des Sweatingsystems, des ArheitmangelZ und der Arbeitlosigkeit wird Aufgabe öffentlicher Arbeitämter werden. Weiter Spielraum soll der Charitas bleiben. Nur muß sie sich dem Gesetz und der Verwaltung als ehrenamtliches Wirken einordnen und in gewissem Sinn überordnen. Denn Staat und Verwaltung können nur ein nationales Minimum der Lebensführung aufstellen und durchsetzen. Die freie Wohlthat hat seiner steten Erhöhung durch immer erneute Pionierdienste vorzuarbeiten. Alle Glieder öffentlicher Wohlfahrtpflege müssen ineinandergreifenund in kommunalen Fürsorgeämtern mit einer allgemeinen Registratur der öffentlichen yilfe ihre Sammelstelle finden.

Mit graziösem Spott zerfasert das Kapitel „Armuth und Eugenik" die verschiedenen, gegen die Sozialreform gerichteten Glaubensformeln landläufiger Rassenhygiene als modernste Gewandung des I^sisssr faire: die Glaubensformel vom Neberleben deZ Geeignetsten, das, wie jeder Biologe weisz, in einer fortschrittfeindlichen Umwelt das Ueberleben des untersten Parasiten bedeuten mag; die Formel von der Unvererblichkeit erworbener Eigenschaften, der, sollte selbst die körperliche Entartung der Eltern die neue Generation nicht erblich belasten, eine Familientradition zundKlassenatmosphäre von Verelendung, Verlumpung, Gewissenlosigkeit und Schmarotzerthum gegenübersteht. Die überträgt sich unverkennbar. Rachitis erwächst nicht aus einem schlechten Stamm, sondern aus einer schlechten Umwelt. Die Politik der Armuthverhütung ist also oberste Voraussetzung aller Rassensanirung und namentlich des Kampfes gegen ererbten Schwachsinn. Gerade weil der Staat die Armuth nicht verhütet, sondern nur unterstützt, ist die Fortpflanzung jeder körperlichen und geistigen Minderwerthigkeit gestattet und wird sogar durch Geldbewilligungen ermuthigt. Das geltende Armenrecht wirkt fast ausschließlich antieugenisch.

Einer stark kritischen Prüfung wird die Arbeiterversicherung

unterzogen. Die Verfasser sind Gegner der staatlichen Arbeiter-Versicherung als einer unintelligenten und ungerechten Kopfsteuer, die fast mit Naturnothwendigkeit Simulation mit all ihren sitt» lichen und ökonomischen Gefahren züchte. Sie glauben, daß die Schadenverhütung der Schadenversicherung den Rang ablaufen wird. Als Ergänzung empfehlen sie das Genter System, nicht nur für die Arbeitlosenversicherung, sondern auch seine Nebertragung auf die Krankenversicherung. Schwimmen die Webbs hier (bei Durchleuchtung des ganzen Stromgebietes) gegen den Strom, so stehen sie in dem Kapitel: „Das erweiterte Gebiet freier Liebethä-tigkeit bei der Verhütung der Armuth" wieder fest auf dem Boden der gegebenen EntWickelung. Ein geistvoller geschichtlicher Exkurs klärt Motive, Wesenheit und Aufgaben der Charitas.

Schließlich: „der Moralfaktor" in der Armuth. Die Erhal-tung einer bestimmten Kulturhöhe ist eine allgemeine Pflicht; aber ihre Erfüllung geht über die individuelle Kraft und daher über die Einzelmoral; Gesellschaft und Einzelwesen verschmelzen hier zu ei» ner unlöslichen Theilhaberschaft von gleicher Verantwortlichkeit. Die Behauptung, irgendein moralisches Versagen sei aller Armuth Wurzel, ist in einem begrenzten Sinn also richtig. Nur handelt sichs dabei oft um ein moralisches Versagen der Gesellschaft als einer Ganzheit. Die Armuth hat einen finsteren Gefährten: die Schamlosigkeit, die in überfüllten, ungesunden Wohnungen haust. Hier stehen wir vor dem vielleicht ungeheuerlichsten aller morali-schen Bankerote; und als verantwortliche Bürger eines Staates, der bewußt und überlegt die Fortdauer solchen Zustandes gestattet. Ist es nicht unser moralischer Bankerot? Jeder Gesetzgeber, jedes Mitglied einer Ortsbehörde und jeder staatliche oder kommunale Beamte sollte gezwungen sein, täglich Photographien des „Zubett-gehens" taufender Familien zu betrachten. Vater, Mutter, Sohn und Tochter, kleine Kinder und Säuglinge im selben Bett. And nicht selten im selbenRaum männliche und weibliche Miether. Wä° ren diese Thatsachen den besitzenden Klassen und der Beamten-schaft, die heute gemeinsam die Verantwortung für die Landesregi-rung tragen, ständig vor Augen, dann würden sie endlich den wah-ren Sinn des Moralfaktors in der Armuth begreifen.

Das in Neberhast beendete Werk trägt durch die Kraft der Ideen über alle äußeren Unebenheiten in leidenschaftlicher Span-nung fort. Die deutsche Uebersetzung, die, ziemlich frei, nur wie-dergiebt, was für den Kontinent von unbedingter Wichtigkeit ist, möchte dieser kühnen Schöpfung den weitesten Widerhall sichern, möchte auch das Festland zum Kreuzzug wider die Armuth rufen.

Helene Simon

Gen Palästina.*)

ie ein stilles Gebet gleitet unser Schiff ins unheimliche Schwarze Meer hinaus. Wie eine angstvolle Mutter umspannt uns die Nacht, umspannt mit ihren dunklen Flügeln den Himmel, das Meer und das Schiff. Nach dem heiligen Lande geht die Fahrt. Weder Kriegsflagge noch weiße Friedensfahne flattert über uns. Mit der Flagge der Sehnsucht dringt unser Schiff in die schwarze Weite von Nacht und Meer.

Ein Sehnen. Und doch sind zwei verschiedene Menschen auf dem Schiff: der Jude und der Russe. Aus den Schneesteppen Sibiriens treibt das Gewissen den alten Mufhik ins Heilige Land. Dem Staub des großen Verzeihers will er die „Lebenssünde" beichten, die er keinem Menschenohr anvertrauen kann. In seiner Geburtnacht hat Gott an die Fensterläden des kleinen Häuschens geklopft. And die alte Bäuerin legte Groschen auf Groschen, von jedem Ei, von jedem Tropfen Milch, für die Wanderung von Gouvernement zu Gouvernement, für die Fahrt über das weite Meer: dort mit der Stirn an den Felsen des Josef von Arimathia zu schlagen, da, wo eram Freitag Abend, um die Zeit des „Lichtzündens", den gepeinigten Leichnam des Gottmenschen in weiße Linnen hüllte und begrub.

Aus dem armen Litauen kommt der alte Jude. Sitzt im Zwischen« deck, in seinen Augen noch den Abglanz jenes letzten Blickes, den er, vielleicht zum letzten Mal im Leben, seinen an der Küste zurückgebliebenen Kindern zugeworfen hat. Nach Palästina fährt er, um in der heiligen Erde zu ruhen. Am Oelberg wird er sein Grab sich wZhlen und im Bethamidrasch, Davids Psalmen auf den Lippen, den Tod erwarten.

Einen kleinen Jungen führt er mit, sein Enkelkind. Führt mit dem Tode das Leben mit. Mit dem letzten Tage des alten Jahres den ersten Tag des neuen. Eine scheidende Seele, sagt er, und eine erblühende. Der Knabe aber blickt mit seinen kleinen Augen durchs Fensterchen ins Meer hinaus. Ein kleines Meer, das ins große blickt...

Eine Welle kommt und eine Welle geht; und die Wellen schweigen ... Alles, was er bei sich trug, hat er schon durchs Fensterchen ins Meer geworfen. Auch Messer und Gabel des Großvaters sind schon unten. And noch immer schweigt es. Er möchte selbst in die Tiefe. Zu Großvaters Messer und Gabel...

*) „Im Lande der Väter (Bilder und Dichtungen aus Palästina)" nennt Herr Schalom Asch, den das Deutsche Theater bekannt gemacht hat, den (zu der Sammlung „Vom alten Stamm" gehörigen) B^ind, der im Jüdischen Verlag in Berlin erscheint und von Jaffa und Jerusalem, von Eli und Samuel allerlei Mär bringt. Ein paar Bruchstückchen werden zeigen, daß die Kunst des neuen Mannes sich verfeinert, ihr fremdartig starker Reiz sich aber nicht gemindert hat.

Ja, zwei Menschen sind auf dem Schiff: der Jude und der Russe.
Kommen aus dem selben Land, fahren auf dem selben Schiff, der selben
Küste entgegen. Aber zu zwei Göttern pilgern sie. Und der «ine gönnt
nicht dem Anderen seinen Gott und seinen Himmel, der Zweite dem
Ersten nicht die Erde. Jeder hat seine besondere Ecke auf dem Schiff.
Auf Beider Lippen die gleichen Psalmen, einst der selben Harfe ent-
klungen; jetzt spricht sie Jeder in seiner Sprache, Jeder zu seinem Gott.
Und Beide trägt das Schiff dahin. Gleitet, gleitet bei Tag und bei
Nacht, unter aufgehender Sonne und untergehender, bis golden das
„Goldene Horn" erblitzt. Die Sonne ein Jüngling, der der Braut ge-
liebten Leib umfaßt. Meer und Schiff, Boot und Segel, Menschen und
Bretter von Licht und Strahl umschlungen.
Mit dem jungen Tag fährt unser Schiff in die Dardanellen ein.
Vom Nachtthau noch bedeckt. Mit dem jungen Tng, der in den Früh-
sommerstrahlen der Sonne und des Meeres badet, der Meer und Küste
wiegt. Bom Thau überglänzt, stehen die Häuschen da, trocknen sich an
der lieben Sonne. Ganz so die Bäumchen, die Gräslein, vom todschwe-
ren Schlaf zur Blüthe erwacht. Kirschbäume, Myrthenbäume in Thau
gebadet, wie zum Trocknen aufgestellt. Und alle, alle blicken dem frem-
den Schiff nach, wie Chederjungen, die, den Schlaf noch in den Augen
und Wassertropfen noch in den Schläfenlöckchen, mit Butterbrot und
Gebetbuch in den Händen, vom „BeHelfer" in den Cheder geführt wer-
den. Und Baum auf Baum. Und Haus auf Haus. Und die Häuser
rücken an einander, über einander, bis sie Baum und Wald und Blatt
und Gras verdrängen. Und wie ein Jüngling seine Braut, so umarmt
die Sonne die Stadt, wirft ihre Strahlen von Kuppel zu Kuppel, von
Dach zu Dach. Und es brennen die Dächer und es glühen die Kuppeln
in Gold und in Silber. Es strahlen die Himmel und Kuppeln ihr Licht
sich zu. Und Dächer und Fenster tauschen den Glanz. Es küssen sich
die Spitzen der Moscheen im Licht. Und aus den vereinigten Gluthen
wird dem „Goldenen Horn" ein gleißender Morgen geboren.
Wie ein stilles Gebet gleitet das Schiff aus dem schmalen Bos-
porus in die breiten, hellen Gewässer des Mittelländischen Meeres.
Ein Meer? Nein. Himmel, Wolken und Thau zu einem leisen,
lichten Kuß verwoben. Still wölbt sich über dem Wasser der Himmel.
Unter ihm ziehen, weiß wie ein Knabenleib, die Wolken dahin. Weiß,
aber kühl, mädchenhaft zitternd, wie die Brüste meiner Liebsten, kön-
nen sie die schläfrigen Wellen kaum wecken. Doch die Wellen erwachen,
heben sich leicht und geschmeidig und küssen zur Wolke empor. Es
blitzen und glitzern die Tropfen, wandeln sich in Perlen, werden vom
Licht zu Brillanten geschlissen. Und Himmel und Meer nicken ein,
träumen von Licht und Glanz und von dem Schiff, das sie auf die
schimmernden Wogen gelockt haben. Hüllen sich in helle, durchsichtige
Nebelschleier, hüllen Licht und Luft mit sin. Und still und träumend
gleitet das Schiff von Welle zu Welle, von Schleier zu Schleier. Bis
plötzlich Nacht und Sternenlicht auf Meer und Schiff fallen. Aus ge-

heimem Versteck kriecht ein Schattenschiff hervor und schleicht uns nach,
wie im Traum, Die Wellen führen seinen Mast durch die Nacht. Angst
durchschauert uns. Vor dem unheimlichen Schatten, der uns verfolgt,
vor diesem schwarzen Angethüm, aus Meer und Finsternis; empor«
gestiegen...
So irrt unser Schiff über das Mittelländische Meer, an den grie-
chischen Inseln vorbei, die, in Nacht und Sternenlicht getaucht, wie
weltverloren daliegen. Die Götter sind aus ihrem Schlaf erwacht und
haben sich mit ihren Sehern und Seherinnen ins Innere der Inseln
zurückgezogen. Dort baden sie, von Menschenaugen nicht gesehen, ihre
nackten Leiber in Weihrauchduft, der von kleinen weißen Altären auf»
steigt. And tanzen sammt ihren Sehern um die Altäre und sehnen sich
nach den Menschen. And die Menschen nach ihnen. And sie können
einander nicht finden: die Menschen und die Götter. Und ein leiser
Sehnsuchtsang der Götter, vom Winde beflügelt, zieht über das Meer,
bis an alle seine Küsten, zu allen Schiffen, die es befahren, zu allen
Menschen auf den Schiffen, und trägt überall die Sehnsucht hin. Bis
zu den Sternen hinauf, von denen sie auf Nacht und Welt zurück»
strahlt.
Wie ein stilles Gebet gleitet unser Schiff an den griechischen In»
sein vorbei, weicht ihrem Weihrauch und Sehnsuchtsange aus, bahnt
sich wie ein schwarzbeflügelter Vogel den Weg durch die leichten, sehn»
suchterfüllten, liederbehauchten Wellen. Sein Ziel: eine ferne Küste,
ein fernes Land. Sein Sehnen ist Gott; ihn zu suchen und zu finden,
Ein Sehnen, ein Suchen! And doch zwei verschiedene Menschen
auf dem Schiff: der Jude und der Russe!
Das Meer lag in tiefem, geheimnisvollem Schlaf. Wie ein
schwarzes, schreckliches Anthier lag es da, das von irgendwo gekommen
ist und über die weite Unendlichkeit sich hingelagert, mit seinem riesi»
gen Leib sie bedeckt, mit seinen schwarzen, triefenden Flossen sie be»
schattet hat. Jeden Augenblick mußte es sich aufrichten und Alles von
sich abschütteln. Aber es schlief noch, das Thier, das Meer. Nur von
Zeit zu Zeit zitterte ein Lichtstrahl über seine schimmernden Flossen
dahin oder bohrte ihm vom Himmel her ein Stern sein Licht ins dunkle
Fell... And aus der Weite klang das schwere, ernste Rauschen der
Wellen, als athmete das Thier so schwer; klang so schrecklich, so grausig
rSthselhaft.
Aber unser Schiff fuhr rsuhig und sicher, wie auf Gottes Hilfe ver-
trauend, seine Straße zwischen den tiefbestirnten Himmeln und den
dunklen Wassern. Wie ein stiller, geheimnißvoller Bote, der von ei-
nem Ende der Welt nach dem anderen zieht, um eine unbekannte Bot-
schaft auszurichten. Streckte seinen langen Hals vor, den Weg durch
die Anendlichkeit suchend. Niemand auf dem Schiff schlief in dieser
Nacht. Es war die letzte, ehe wir im syrischen Hafen vor Anker gingen.
Hin» und hergehend die Einen, mit ihrer Sehnsucht zurückgezogen die

Die Zukunft.-
Anderen, erwarteten wir den Augenblick, da die Morgensonne hinter dem Libanon hervorkommen mußte. Eine gewaltige Sehnsucht, die Küsten des Heiligen Landes zu sehen, hatte uns Alle erfaßt.

In einer Ecke sitzen die alten Juden, die nach dem Lande Israels fahren, um dem Oelberg einverleibt zu werden, der dem Tcmpelberg gegenüber steht. Beim Scheine kleiner Lichter lesen sie Psalmen. And die alten Frauen flehen ein Wenig abseits. Sind nicht gewürdigt, am Chor Antheil zu nehmen. Reiben die Hände an der vom Meerwasser feuchten Brüstung des Schiffes und lesen und sagen vor sich hin, was sie können: die Eine liest die Tchino,*) die Zweite erinnert sich an einige Sätze aus den Gebeten, eine Dritte sagt Segenssprüche ohne Wahl her... Eine ist da, eine ganz kleine, ganz alte, ganz unwissende Frau, die weiß gar nichts zu sagen; bewegt nur die alten zahnlosen Kiefer, murmelt ein über das andere Mal: „Die heiligen Erzväter", „die heiligen Erzmütter", „die Mutter Rahel", „die Mutter Rahel"; und blickt mit Ernst und Ehrerbietung auf die Psalmen lesenden Männer . . . In einer zweiten Ecke hat der alte Pope alle Bauern und Bäuerinnen um sich versammelt, die zum Heiligen Grabe pilgern, Sie singen Kirchenlieder. Und der Wind trägt die Töne hinüber zu den Juden, die Psalmen sagen. Und die Gebete vereinigen sich und schwimmen zusammen dahin über die dunkle Meeresfläche . ..

Auf dem Deck stehen junge Männer und junge Mädchen. Die jungen Männer kommen von Plonsk, einem polnischen Städtchen, fahren, die Herzen voll Hoffnung und Liebe, um in den Kolonien den Boden des Landes Israels zu bebauen, singen schon hebräische Lieder. Die zarten Mädchenstimmen klingen mit... Auf dem Oberdeck spazirt der „Ge° lehrte" umher (der nicht das erste Mal nach Palästina fährt) und sieht auf uns Alle wie auf liebe Kinder: „Freuen sich des Landes Israels, die lieben Kleinen". Kommt aber schließlich auch heran, drückt sich in einen Winkel (auf daß man ihn nicht bemerke) und hört dem Gesänge zu... Aus dem Zelt, das der Pascha von Damaskus auf dem Ober» deck für seinen Harem hat aufstellen lassen, grüßt ein Lichtschein... Der Kapitän wacht auf seinem Posten, lenkt das Schiff und der hohe schwarze Mastbaum wirft seinen riesigen Schatten über das dunkle Meer ... Und ich und wir Alle fühlen uns wie Kinder, die irgendwo in die Fremde verschlagen, in der Fremde gefangen waren und nun nach vielen, vielen Iahren zur Mutter in die Stube treten... Aber ich kenne meine Mutter noch nicht.

So warten wir Alle, Jeder nach Stamm und Glauben in einer anderen Ecke, auf die Sonne, die für uns das erste Mal die Küste unseres Heimathlandes bestrahlen wird.

Schon sieht man, wie der Tag hinter einem dunklen Riesen, der furchtbar und mächtig seinen Schatten ins Meer wirft, heranbleicht. Und je bleicher es wird, desto klarer treten die scharfen Umrisse des ge»

*) Erbauungbuch für Frauen^

waltigen Gebirges hervor. Schon beleuchtet der Tag graue, in der
Luft hängende Schneeberge. Schon badet er in Schnee. Und ich weiß
nicht, aus wessen Brust zuerst der Ruf kommt: Der Libanon!
Und Alles, Groß und Klein, Jude und Christ, stürzt an die Brü-
stung des Schiffes. Einige heben die Hände, Einige.senken still die
Köpfe. Die Christen bekreuzen sich. Alle schweigen: Der Libanon!
Die Sonne badet in seinem Schnee, ehe sie hinausgeht, die Welt
zu bescheinen. Badet und heiligt sich. Und Schneelicht und Sonnen-
licht schlagen in eine helle Flamme zusammen, die Alles ringsum mit
Gluth übergießt. Wolken jagen über den Himmel, eine nach der an-
deren, kommen an die Spitze des Berges heran, gleiten an ihm hinab,
bleiben auf ihm liegen wie tzimmelsscherben. Und die Sonne schmilzt
Wolken und Schnee zusammen und sie stürzen mit einander als leuch-
tender Schneestrom, Schneewellen im Sonnenglanze, im Strahlen-
tanze den Berg hinab ins weite, lichte Meer.
Frei und licht ruht die See zu den Füßen des Berges. Fort ist
das schwarze Thier, das die ganze Nacht auf ihr lag. Sie ist frei von
den schwarzen Flossen. Freie Sonne und freie Luft lachen über mei-
nem heimathlichen Meer. Und wir stehen auf dem Oberdeck und schen
zu Dir hinüber, o Libanon...
Sei gegrüßt, Sonne über meiner Heimath! Sei gegrüßt und ge-
segnet, o Heimath! Wie bin ich stolz auf Dich, ich, Dein irrendes, un-
ruhiges Kind, auf Dich, Du Libanon!... Meinen Adel suchen, kam
ich zu Dir, meinen Stamm finden. Meinen Ursprung. Mein Ich!
Du Heimathfleck, auf dem meine Eltern lustwandelten, als sie
Bräutigam und Braut waren! Du hörtest die Lieder meiner Mutter,
die sie sang, als sie froh des Segens war, den ihr Leib barg. Komm,
Berg, und stelle mir Dein Zeugniß aus! In Deinen Spalten ruhen
doch noch HieWchwüre meiner Eltern gus öerZeit ihres jungen Schöpf-
ungsglückes. Du hörtest sie, Du hörtest ihre Freudenrufe! Warum
schweigst Du?
Als ein Einsamer komm' ich zu Dir, verschlagen aus einem frem-
den Heimathland, das mir zur Mutter wurde, an deren Brust ich mei-
nen Kopf lehnte, der ich Alles, Alles anvertraute. Aus meinem frem-
den Heimathland komme ich zu Dir, um Dein Zeugniß komme ich zu
Dir. Warum schweigst Du, o Berg? Wen sucht Dein stolzer Blick?
Erkennst Du mich denn nicht? Ich bin ja ein Sproß jenes Paares, das
unter Deinen Cedern ruhte. Du bist ja ihr Zeuge. Sieh, ich beuge
mein Haupt vor Dir. Ich wasche meinen Leib, auf daß er Deinen
Staub berühren darf. Erzähle, o Berg! Lege Dein Zeugniß ab für
mich!
Hinter mir steht eine alte Frau, eine von den Frauen, die nachts
ihre Sprüche sagten. Dem Lande Israels zu Ehren hat sie die neue
Sabbathaube mit den weißen Spitzen und den Sammetbändern umge-
bunden. Mit der Brille auf der Aase und einem dickleibigen Gebet»

buch in der Hand: so steht sie hinter mir. Und fragt: „Seid so gut? Das ist er also, der Berg aus der Bibel?"
„Ja, Das ist er, Mütterchen, der Berg aus der Bibel, der Libanon ..."
„O, Du Berg Libanon, aus der Bibel! Vitt' für uns, bitt' für Deine Magd Iente, Tochter Leas, für ihre Kinder, die sie daheim zurückgelassen hat, und für ganz Israel! Amen! Sselah!"
Ja, bitt' für uns, Du Berg Libanon! Denn groß, groß ist Dein Ansehen vor Gott...
Und die alten Männer, zu Ehren des Libanon in ihren Sabbat-Kaftanen, haben den Tallis*) umgelegt, die Tfillin**) umgeschnürt; und angesichts des Berges, in Land Israels Luft, sprechen sie das Morgengebet.
Die jungen Leute, die Plonsker, einige Zionisten, Handwerker, legen sich ihre Sachen zurecht. Sie landen in Beirut, der größten syrischen Handelsstadt. Von dort wollen sie nach den galiläischen Kolonien.
„Und Ihr wollt nicht vorher Jerusalem sehen, die Tempelmauer, das Grab der Mutter Rahel?" Verwundert fragen es die Alten.
„Wir kommen ja nicht nach Palästina, um da zu sterben. Darum brauchen wir uns auch nicht nach Jerusalem zu schleppen, nm Gräber zu besuchen. Wir kommen, um hier zu leben, in den Kolonien zu arbeiten": ist die stolze Antwort der Jungen,
„Ei, ei," die Alten wundern sich weiter, „ein neues Land Israels, das!"
Die Landungboote kommen herangefahren. Der Hafen ist offen.
„Wenn Ihr in Jerusalem seid, grüßt mir dort den Bezalel, nicht den alten Grabstein, die Westmauer",***) ruft noch ein junger Mann herüber, den Koffer auf den Schultern.
„Wen?"
„Den Bezalel, das Volkshaus, die Kindergärten,"... ruft er, bereits weit entfernt, zurück.
„Wen, sagt er? Wen?" fragt der Alte herum.
„Ach, laß ... Sind Zionisten", ruft ihm ein Zweiter zu.
In einer Ecke hat der Pope seine Bauern versammelt. Auch sie sind zu Ehren des Libanon sonntäglich herausgeputzt. Die Stiefel gefettet. Die rothen Vauernhemden gewechselt. In den zerknüllten Feströcken, die sie aus ihren Bündeln hervorgeholt haben. Der Geistliche zeigt auf den Libanon. Sie beugen demüthig die Köpfe und bekreuzen sich.
So begrüßte unser Schiff den ersehnten Strand.
Schalom Asch.

*) Gebetmantel, **) Gebetriemen.
***) Ein Mauerrest des alten Tempels von Jerusalem,

Verse.
Der Nuserwählte.

AMinen großen weg
Haben Dir die Propheten geschrieben.
Einen großen lveg
List Du gegangen,
Lautlos in Deiner Einsamkeit,
Stolz und scheu.
Aber zwischen den Felsen,
wenn Keiner Dich sah,
wenn die Büsche mit schwerem Duft
Tausend Blüthen über Dich regneten,
hast Du so oft,
Auf den herrlichen Weg gebeugt,
Bitter geweint.
Auf Porzellan.
Auf Stöckeln, roscnroth beschuht
Und im geblümten Röckchen,
Zwei Seidcnschleifei, auf dem Hut
Un) drunter viele Söckchen,
Den Knickeschirm in feiner Hand,
Bijou, den Mops, am rosa Band,
So geht sie ohne Wege
Durch Blumen und Gehege.
Dcn Dreispitz überm lNozartzopf,
Jabot, gestickte Weste,
Die linke Hand am Degenknopf
ZNit mädchenhafter Geste,
Schmal oben, unten breit der Frack,
Die Schnallenschuhe schwarzer Lack,
So geht er ihr entgegen,
Charmant — und sehr verlegen . . .
München.
Eva Bernstein.

Selbstanzeigen.
Louis Gurlitt (ein Künstlerleben im neunzehnten Jahrhundert), dargestellt von seinem Sohn Ludwig Gurlitt. Mit 50 Abbildungen und einem Faksimile. Julius Bard in Berlin. Preis 20 M.
Am achten März 1912 waren hundert Jahre vergangen, seit mein Vater, der Landschaftmaler Louis Gurlitt, ins Leben trat; vor fünfzehn Iahren hat er uns verlassen. Mir wars eine höchst reizvolle Aufgabe, seinem Lebenswege von der Wiege bis zur Bahre nachzugehen, wie der Wanderer einen Fluß von seiner Quelle bis zur Mündung verfolgt, und an diesem Einzelleben die EntWickelung Deutschlands im vorigen Jahrhundert von seiner tiefsten Erniedrigung bis zurHöheseiner Macht, zugleich auch die EntWickelung der deutschen Kunst während dieser höchst bedeutsamen Epoche Schritt vor Schritt zu begleiten. Als mein Vater geboren wurde, herrschten inHamburg französischeTruppen.DieBrandkugeln, die Davout über Altona sandte, waren eine Belustigung des kleinen Knaben. Er trat ein in die engsten Verhältnisse einer kleinbürgerlichen Familie, die bei stets wachsender Kinderzahl (der Großvater hatte von zwei Frauen achtzehn Kinder) sich doch einen hochstrebenden Sinn und einen frohen Lebensmuth bewahrte. Aus der engen Backsteinbehausung in der Kleinen Mühlenstraße sind drei bedeutende Männer herangewachsen, mein Vater und seine Brüder Cornelius (Musiker in Altona) und Emanuel (Bürgermeister in Husum). Beide sind tot. Lohnend schien mir, zu untersuchen, aus welchen Wurzeln so gesunde Kraft entsproß. Der Anblick eines Aufstieges hat stets etwas Erfreuliches. So auch hier: armer Anstreicher, dann Akademieschüler in Kopenhagen, Mitglied der Akademie, willkommener Gast des dänischen Königshauses, Ritter des Dannebrogk. Dann zu sehen, wie seine leidenschaftlich geliebte Kunst aus der engen nordischen Heimath immer weitere Kreise zog und die Reize der Natur aus Dänemark, Norwegen, Schweden, Oberbahern, Tirol, Italien und immer wieder Italien, Ungarn, Dalmatien, Griechenland, Portugal und Spanien in zahllosen, unendlich sorgsam durchgeführten Studien in Blei und Oel einfing. Neben dem Kampf um das ihm stets vorschwebende und ihn immer wieder entzückende Ideal seiner Kunst hatte er den nicht minder schweren Kampf mit dem allgemein menschlichen Schicksal und gegen die Noth seines Vaterlandes zu bestehen. Er mußte zwei schöne, geliebte Frauen nach kurzer Ehe begraben, mußte in Zeiten politischer Wirren für seine Familie mit Nahrungsorgen kämpfen und oft drohte ihm sein zu schwer beladener Lebenswagen im Wogenschwall des Lebens zu versinken. Aber er harrte mit zäher Kraft aus und gab durch seine strenge, selbstlose Lebensführung den nachlebenden Geschlechtern Vorbild, Ziel und Richtung. Ich hoffe aber, daß dieses innerlich und äußerlich reiche Leben, das ich, ohne viel Eigenes hinzuzufügen, in seiner schlichten Größe hinstellen konnte, mehr bedeutet als ein Familiendokument. Das Leben brachte meinen Vater in Beziehung zu

fast allen großen Malern seiner Zeit und so konnten von mir allerlei
Notizen gebracht werden über die Dänen Eckersberg, Marstrand, Land,
über die Deutschen Morgenstern, Dahl, Schwind, Kaulbach, die Brü-
der Achenbach und viele Andere. Das große Erlebnis; aber war ihm
seine Freundschaft mit Hebbel. Auch Ibsen stand ihm nah. Als ich
ihm einen Grabspruch ersinnen mußte, gab ich ihm die kurze Fassung:
„Ein Reicher an Gottes Gunst,
Ein Meister in seiner Kunst,
Im Schaffen ernst und wahr,
Im Leben schlicht und klar."
Zu diesem Motiv giebt jetzt meine Biographie den musikalischen Text,
Steglitz. Professor Dr. Ludwig Gurlitt.

Die newyorker Fondsbörse (Stock Exchange). Ihre Geschichte,
Verfassung und wirthschaftliche Bedeutung. Fischer in Jena.'
In keinem Lande ist das Mißverhältniß zwischen Kapitalbildung
und j?:vitalbedarf so groß wie in den Vereinigten Staaten; in keinem
Lande hat daher die Effektenbörse als kapitalistische Kraftquelle solche
Bedeutung für das gesammte Wirthschaftleben, Die newyorker Fonds«
börse zieht Kapitalien aus allen Ländern, besonders aus England und
Frankreich, aber auch aus Holland und Deutschland als Kaufpreis
heimischer Effekten heran, sammelt die inländischen immer von Neuem
und verbreitet sie durch tausend Kanäle im Land, Sie allein hat die
riesenhafte industrielle Expansion der letzten drei Jahrzehnte in der
Nnion ermöglicht, in denen das in der Industrie angelegte Kapital von
11550 auf 77700 Millionen Mark stieg. Das ist eine Zunahme von
600 Prozent, Sie ist deshalb der Mittelpunkt alles ökonomischen Ge-
schehens und nicht nur die Thatsache, daß heute ungefähr ein Drittel
des auf 520000 Millionen Mark geschätzten Nationalvermögens der
Vereinigten Staaten Effektenform hat, berechtigt uns, von der wach-
senden Verbörsianisirung ihrer Volkswirthschaft zu sprechen. Allein
in der ersten Hälfte des Jahres 1912 sind in der Nnion Effekten im
Nominalbetrag von 9160 Millionen Mark (bei uns in der selben Zeit
1746 Millionen Mark) emittirt worden. Davon wurden 265 Millio-
nen Mark in Paris, 407 in London untergebracht! schon diese Ziffern
zeigen die national- und weltwirthschaftliche Bedeutung der newyorker
Stock Exchange, Der Gesammtbetrag der in den Händen europäischer
Kapitalisten befindlichen amerikanischen Effekten ist freilich schwer zu
schätzen, da der nicht Anlagezwecken dienende Theil im spekulativen
Interesse oder auf dem Weg der internationalen Effektenarbitrage
zwischen den großen europäischen Fondsbörsen und der newyorker
Stock Exchange hin und her geschoben wird. Die Effektenschuld der
Union an Europa wurde von Sachverständigen 1890 auf 2500 Millio-
nen, 1«97 auf 300« Millionen, Anfang 1901 auf 2000 Millionen, An-
fang 1911 auf 3500 Millionen Dollar beziffert.
Washington. Dr. zur. et vkil. Kurt Freiherr von Reibnitz.

«»

Woody.
H^?er neue Präsident der Vereinigten Staaten hat den Spitznamen
Woody. Das klingt so volksthümlich wie Teddy. Und Woodrow
Wilson, früher Gouverneur des Staates New Jersey, Professor der
Geschichte und Rektor der Princeton-Universität, ist kein weltfremder
Theoretiker; er hat ein Standardwerk über den Staat geschrieben und
ein Gesetz gegen die Kinderarbeit eingebracht. Der neue Präsident ist
ein Virginier und seit Buchanan (1857) der erste Südftaatler, der ins
Weiße Haus kommt. Daß sein bartloses, energisches Gesicht dem Jo-
sephs Chamberlain ähnelt, darf als interessantes Spiel des Zufalls
verzeichnet werden. Wilson ist der Mann der Demokratischen Partei,
die nach Cleveland keinen Präsidenten mehr gestellt hat, trotzdem Wil-
liam Iennings Bryan es an Werbermühe nicht fehlen ließ. Doch seit
Roosevelt das Kriegsbeil gegen Taft erhob, war das Schicksal der Re-
publikaner besiegelt. And der Geburtstag des Elchbullen (bullmooss)
tötete den letzten Zweifel an dem nahen Glück der Demokraten.
Die denken über das Schutzzollsystem anders als die Republika-
ner. Wird es fallen? Die Tarife, die nach Dingleh, McKinley, Payne-
Aldrich genannt sind, haben die Union groß gemacht. Wird Wilson sie
einfach aufheben? Als 1892 der Republikaner Harrison durch Cleve-
land abgelöst wurde, gab die Nation ihrem Unwillen gegen den Schutz-
zoll Ausdruck. Ein anderer Wilson, der auch der demokratischen Par-
tei entstammte, war der Vater des ersten Tarifreformgesetzes. Diese
Bill trat während Clevelands Regirung in Kraft, freilich nicht in dein
Umfang des ersten Entwurfes. Die Zahl der auf die Freiliste zu setzen-
den Rohmaterialien und Gebrauchsartikel wurde so verringert, daß
schließlich der Schutzzoll die Majorität behielt. Und seine Geltung um-
faßt bald ein halbes Jahrhundert. Was die Vereinigten Staaten in
dieser Zeit geleistet haben, lehren die Ziffern, die das Censusbureau
in Washington alle zehn Jahre veröffentlicht. Der Gesammtwerth der
industriellen Produktion ist von 1,88 Milliarden Dollars (1860) auf
2l),67 Milliarden (1S10) angewachsen und das in der Industrie ange-
legte Kapital stieg von einer Milliarde auf 18> s Milliarden. Nun soll
die höchste Schicht der Zollmauer abgetragen werden, damit Amerika
nicht länger von den Monopolen abhängig sei. Aber die Union wird
sich nicht zum Freiplatz für den europäischen Wettbewerb hergeben,
selbst wenn sie damit einen größeren Absatz für ihre eigenen Produkte
erreichen könnte. Der Erfolg des amerikanischen Außenhandels beruht
zum großen Theil ja auf dem Besitz natürlicher Monopole (Baum-
wolle, Petroleum, Kupfer). An dieser Ueberlegenheit ändert das han-
delspolitische System nichts. Die Ermäßigung der Tarifsätze wird nur
von den Vortheilen bedingt sein, die sie den amerikanischen Konsu-
menten bringt. In diesem Sinn war die Verminderung der Wollzölle
aufzufassen, die in einer Sondertagung des Kongresses beschlossen, von
^aft aber nicht genehmigt wurde. Wer etwa glaubt, Wilson werde die

Vereinigten Staaten zum Freihandel führen, wird sich bald enttäuscht
sehen. Die Demokraten sind nicht schroffe Gegner des Zolles: sie unter«
scheiden nur zwischen Schutz- und Finanzzoll. Die Einnahmen des
Bundes dürfen durch eine Verkürzung des Zollertrages nicht geschmä-
lert werden. Das heißt: Zölle sind nöthig, so weit sie die Bundeskasse
braucht. Die nothwendigen Gebrauchsartikel sollen frei sein, damit das
Volk sein Hausbudget erleichtern kann. Wilson hat in seinen Pro-
grammreden erklärt, die Zolleinnahmen dürften nicht unter 300 Mil-
lionen Dollars im Jahr sinken. Die Underwoodbill, die Taft ablehnte,
wollte die Zölle auf Textil- und Eisenwaaren, Maschinen, Droguen
und Chemikalien um die Hälfte kürzen. Wird Wilson mehr thun?
Er hat erklärt, sein Grundsatz sei „not w gisturb businsss". Das
Geschäftsleben soll nicht gestört werden. Ueber allen Programmen steht
die Sorge für das Gedeihen der Wirthschaft. Soll diese vernünftige
Weltanschauung im Kampf gegen die Trusts nicht gelten? Wilson ist
ein Gegner von Tammanh; er bekämpft die Korruption ans der gan-
zen Linie und sieht in den Trusts vor Allem die Quellen der Sitten-
verderbnis;. Das Kapitel „Trusts und Politik" gehört nicht zu den Hcl-
denbüchern der amerikanischen Nation. Der neue Präsident will, daß
dieses Kapitel geschlossen werde; er wünscht keine Fortsetzung. Er will
nicht, daß Einzelne dem Lande die Preise vorschreiben und daß der
Reichthum politischen Einfluß sichere. Ob eine Säuberung des Trust-
bezirkes mit dem Shermanbesen möglich ist, darf bezweifelt werdsn.
Das Gesetz gegen unerlaubte Monopole war ein Messer ohne Heft und
Klinge. Man behalf sich mit richterlicher Interpretation und erlangte
so die bekannten Todesurtheile gegen die Standard Oil und den Ta-
baktrust. Aber sind diese Korporationen wirklich tot? Der Oeltrust ist
so mächtig wie je und beherrscht die Oeffentliche Meinung. Beweis: die
amerikanischen Stimmen über den Plan eines deutschen Petroleum-
monopols. Es ist gekommen, wie ichs hier voraussagte: die Feindschaft
gegen die Trusts und die Verurtheilung der Standard Oil sind über-
tönt von der Wuth darüber, daß die deutsche Regirung wagt, gegen die
Alleinherrschaft eines amerikanischen Produkts vorzugehen. Eine offi-
zielle Meldung aus Washington sagte, die AnPopularität der Stand-
ard-Oil sei kein Grund für die Regirung, die Interessen des Oeltrusts
nicht wirksam zu schützen. Und die amerikanische Presse fordert, das
deutsche Petroleummonopol solle als eine Verletzung der „Vertrags-
rechte" angesehen und geahndet werden. Welcher „Vertrag" verletzt
sein soll, bleibt im Dunkel; einen Handelsvertrag der Union mit dem
Deutschen Reich giebt es ja nicht. Die Beziehungen r.<-.-öen durch Ver-
fügungen des Bundesrathes hergestellt. Der wurde d irch ein Gesetz
vom Februar 1911 ermächtigt, den amerikanischen Produkten die in
den Handelsverträgen geltenden Zollsätze „in angemessenem Umfang"
zu gewähren, und hat der Union die Meistbegünstigung bewilligt. Als
Gegenleistung geben die Vereinigten Staaten ihren Minimaltarif. Die
zornigen H>ankees können also nur wünschen, ihre Regirung solle dem
Deutschen Reich den Zollkrieg erklären. Wir sind nicht ängstlich.

Rockefeller und Morgan herrschen über eine Vermögenssumme
von Milliarden Dollars. Mehr als der dritte Theil des National-
besitzes wird von Denen kontrolirt, die Gegenstand der moralischen
Läuterung sein sollen. Roosevelt muhte mit Morgan Paktiren, als die
Noth (1907) groß war. Taft setzte seinen schneidigen Generalanwalt
Wickersham auf die Fährte der Trusts und zog sich bei der Steel Cor«
poration eine Schlappe zu. Man sagt, daß Wilson einen noch schärfe«
ren Großinquisitor mitbringt und nicht die Form der wirtschaftlichen
Unternehmung, sondern Den, der sich ihrer, zum Schaden der Konsu-
menten, bedient, packen will. Vielleicht schafft er ein Aufsichtamt für
Aktiengesellschaften, nach dem Muster der Interstate Commerce Com«
Mission; oder er versucht es mit einem Aktiengesetz nach deutschem Vor«
bild. Man darf nicht vergessen, daß die amerikanische Wirthschaft seit
1907 keine Hochkonjunktur hatte. Zuerst mußte die Krisis verschmerzt
werden; und als man damit fertig war, fing Taft mit den Trusts und
den Eisenbahnen an. Danach kamen die Vorbereitungen zur Präsiden«
tenwahl. Ist denkbar, daß ein neuer Präsident als erste Amtshand«
lung ein Verbrechen gegen die endlich keimende Hochkonjunktur begeht?
Auch auf anderem Gebiet sind ja Reformen möglich. Die Cen«
tralbank steht noch immer auf dem Papier, obwohl ihre Einrichtung
mindestens so wichtig wäre wie die Kürzung der hohen Zölle und die
Bändigung der Trusts. Die Demokraten haben sich bisher für das alte
System der 7300 Notenbanken erklärt; sie wollen die Vorrechte der ein-
zelnen Staaten nicht zu Gunsten des Bundes beschneiden. Die von Se«
nator Aldrich vorgeschlagene „Mtionsl üessrvs ^.ssoeistiou ok t,Ks IIiiit«ä
Swtss" lebt nur in der Welt theoretischer Erwägungen und während
des Wahlkampfes ist die Centralbank nicht mit einem Wort erwähnt
worden. Man sieht daraus, wie unpopulär die Idee ist und wie sehr
sich ein Präsidentschaftkandidat hütet, an eine Sache zu erinnern, die
ihn unbeliebt machen könnte. Die Nationalbanken sind zu fest in der
Geschichte der „Staaten" verankert. Daß die Rockefeller nnd Morgan
an der Dauer des alten ZustKndes interessirt sind, weil er ihnen
die souveraine Gewalt über den amerikanischen Geldmarkt giebt, wird
von den Geldmachtfeinden nicht beachtet. Und dabei wird ein Ermitte-
lungverfahren gegen den „Geldtrust" geführt, das Waffen gegen die
Monopolkönige liefern soll. Logik ist nicht die starke Seite der Gesetze
beschließenden Vankees. Deutschland hätte von einer Beunruhigung
der amerikanischen Wirthschaft nichts zu hoffen; die Ermäßigung der
Zollsätze brächte nicht nur der deutschen, sondern jeder Einfuhr Vor-
theil. Nnd daß uns die amerikanischen Zollbehörden nicht gerade grün
sind, lehrt manche Erfahrung. Erst neulich wurde, trotz dem Protest des
Deutschen Botschafters, ein Iuschlagzoll auf deutsche Mühlenfabrikate
eingeführt; auch der Differentialzoll auf Holzmasse und Holzpapier ist
nicht erniedrigt worden. „Ain>erika den Amerikanern": dabei bleibts,
mag der Präsident William, Theodore oder Woodrow heißen. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Karden in Berlin, —
Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß « Sarleb S m. b, S in Berlin.

Berlin, den 21. Dezember 1912.

Iulfeuer.

Prinz Luitpold.

AlKuitpold von Bayern, der anderthalb Jahre nach der Verkündung der Karlsbader Beschlüsse, in Goethes rüstigen Sammlertagen, geboren wurde, ist unter dem dunklen Iulmond des Türkenjahres gestorben. Sein Großvater, Herzog Maximilian vonPfalz-Zweibrücken, warOberst in einem Franzosenregiment; feines Vaters Taufpathe Ludwig der Sechzehnte von Frankreich, der dem kleinen Ludwig die Gewißheit eines sür Lebenszeit zu zahlenden Iahresgehaltes von zwölftausend Livres in die Wiege spendete, bald danach aber Krone und Kopf verlor; er selbst hat cineDlvision gegenPreußen geführt undistimtzauptquartierdes Preußenkönigs dann der Vertreter Bayerns gewesen, das dem Sieger von Königgraetz die Kaisermacht anbot. Luitpold sah die Lockerung, die Lösung des Deutschen Bundes und die Gründung des Deutschen Reiches; sah den Vater vom Thron stürzen und zwei Neffen in Irrfein gleiten; Revolutionen und Kriege, Verrückung der tzoheitrechte und der Menschenkraftgrenzen. Ruhig sah ers; in freundlich gelassenem Gleichmuth. Er hielt sich an die von allen Wirbeln der Zeitwandlungunbewegte Natur; lebte,als Jäger und Fischer, mit ihr und nahm die Nebergänge vom Oel zum Elektrizitätlicht, von der Postkutsche zum Motorwagen und Luftkahn als angenehmen Modenwechsel hin, der den Betrachter, denGenießernichtausbedächtigerWürdescheuchendürfe. Wuchs undwitterte, wieein stattlicherBaum,dernicht,umhochzuscheinen, denWipfelzureckenbraucht. Wohin denn? Er hätte sich im Schal-
st

ten stillen Prinzenlebens beschieden; und seit er 1886 Reichsver-
weser ward und Prinz» Regent hieß, trug der Bayernforst, der
einzige, dem er sichverwurzelt fühlte, keinen höherinsLichtragen-
den Stamm. Schlinggewächs hattedieRinde umsponnen; taubes
Vorurtheil Ludwigs Sohn in Verruf gebracht. Im Januar 1870
wurde sein Name zuerst laut genannt. Gressers Schulgesetz hatte
die frommen Katholiken geärgert, die Wahl ihrer Fraktion die
Mehrheit gebracht und das Ministerium Hohenlohe glich einem
Leidenden, der nicht lange mehr leben könne. Doch der in Hohen-
schwangau schwärmende König wollte noch kein anderes Gesicht
sehen als(wenn es durchaus sein mutzte) Chlodwigs, schickte drum
nur die verhatztenMinisterfür Kultus und Inneres weg und sprach
in der Thronrede: »Ich weiß, daß manche Gemüther die Sorge
erfüllt, die wohlberechtigte Selbständigkeit Bayerns sei bedroht.
Diese Befürchtung ist unbegründet. Alle Verträge, die ich mit
Preußen und dem Norddeutschen Bund geschlossen habe, sind
dem Lande bekannt. So sehr ich die Wiederherstellung einer
nationalen Verbindung der deutschen Staaten wünsche und
hoffe, so werde ich doch nur in eine solche Gestaltung Deutsch»
lands willigen, welche die Selbständigkeit Bayerns nicht gefähr-
det. Nur wenn die deutschen Stämme sich nicht selbst aufgeben,
sichern sie die Möglichkeit einer gedeihlichen EntWickelung Ge-
sammtdeuschlands auf dem Boden des Rechtes." Die Kammer
der Reichsräthe antwortete in einer Adresse,die von dem »durch
die Parteistellung des Ministeriums noch gesteigerten Mißtrauen
des Volkes" sprach, das in der Wahl zum Ausdruck gekommen
sei, und die Mahnung anfügte: «Ein wirkliches Vertrauen wird
nur zurückkehren, wenn es Eurer Majestät gelingt, als Räthe der
Krone Männer zu finden, die den entsprechendenWillen mit der
Festigkeit des Handelns vereinen und in gleicherWeise das Ver-
trauen Eurer Majestät wie das des Landes besitzen." Dieser
Adresse (deren Annahme der König weigerte) hatten die Prinzen
Luitpold, Otto, Ludwig, Leopold, Adalbert zugestimmt. Seitdem
galtLuitpold als ein »Altramontaner", Preußenhasser, Feind der
Neichsgründung.Robert von Mohl, Badens Vertreter inMün-
chen, schrieb schon 1869: »Gegen den Fürsten von Hohenlohe haben
sich diePrinzen verbunden, ihn zu stürzen. Der König von Würt-
tcmberg hat sich bei seinem Besuch hier besonders an den Prinzen

Luitpold angeschlossen, der als ein Verfechter desAnschlusses an
Oesterreich gilt." War ers je? Während er im versaiUer Haupt-
quartier saß und auf die von Bayern zu der Verhandlung Bevoll»
mächtigten zu wirkenvermochte, schriebGroßherzogPeter vonOl-
denbürg:»Bismarck sagte mir, mit dem BayerischenMinister sei er
persönlich einig geworden; er habe Bayern Post-, und Telegra-
phenverwaltung, Selbständigkeit im Oberkommando der Armee
und eine gewisse Freiheit in der Militärverwaltung zugestanden.
Auch über den Kaisertitel sei er mitBayerneinig. Wichtig sei, daß
Dies von den Fürsten und nicht vom Reichstag ausgehe. Ein
Volkskaiserseigefährlich.Der Königwerde sich jetzt nicht gegendie
Annahme sträuben, sei aber konservativ. Ein alter Graf lasse sich
nicht gernGeneral nennen." Nnd am drittenDezemberabend über«
gab Prinz Luitpold dem König Wilhelm den (vom Grafen Holn»
steinnachVersailles gebrachten)Brief,in demLudwig demPreußen
den Kaisertitel antrug. Dennoch blieb ihm der Ruf des raben-
schwarz Klerikalen, der unwillig auf den Zuwachs preußischer
Macht blicke. Bismarck hielt ihn für den Vater der Forderung,
das deutsche Kaiserthum zwischen den Häufern Hohenzollern und
Wittelsbach alterniren zu lassen. (In Baden-Baden sagte, 1886,
der alte Kaiser zu Hohenlohe, er wisse jetzt, daß Luitpold, dessen
„entgegenkommende Gesinnung" er rühmte, damals nur im Auf-
trag des Königs gehandelt habe; Graf Berchem habe Ludwigs
Brief selbst gelesen.) Die Mehrheit der Norddeutschen sah in dem
Prinzen den Erzfeind. Chlodwig rieth dem Grafen Berchem, «sich
ganz auf dem blau-weißen Standpunkt zu halten, schon wegen de?
Stellung zum Prinzen Luitpold"; und schrieb noch im Februar
1875, aus Paris, an den Reichskanzler: »Die Führer der ultra-
montanen Partei in Bayern sind.soviel ich zu wissen glaube, mehr-
fach der Frage nähergetreten, ob nicht im gegebenen Augenblick
der König durch den Prinzen Luitpold oder Ludwig am Steuer
des Staates zu ersetzen sein würde. Vielleicht hat man dabei an
das Recht des Papstes gedacht, das ihm die Befugniß einräumt,
Fürsten zu entsetzen. DieZurückhaltung,die derKönig, trotzdem ihm
manche Theile des ultramontanen Programmes zusagen mögen,
bisher dieser Partei gegenüber beobachtet hat, könnte den Ge-
danken nahlegen, daß ihm diese Pläne bekannt geworden sind."
Dem Regenten wurde lange zugetraut, daß er die Entthronung
St»

desNeffcn gewünscht und erlistet habe, der demVolk der schöne, einsame, von Priestern und Schranzen bedrängte Idealist, der hehre Verächter desHofgetriebes.derFördererschaubarer Künste geblieben war. Luitpold wurde gehaßt und durfte sich nicht in alle Provinzen Bayerns wagen. Der Oheim Rheinbündler und Partikularist, der Neffe deutscher Patriot ohne Eigennutz: so war die Meinung. And doch hatte Ludwig schon nach Königgraetz an Richard Wagner geschrieben: »Wenn wir unter Preußens Hege» moniezu stehenkommen,dann fort! Ein Schattenkönig ohne Macht will ich nicht sein." Gegen Preußen hatte ihn der Großohm Karl und die Bayerin Elisabeth, FranzIosephsFrau, gestimmt. Von dem Krieg gegen Frankreich, zu dem Pfordtens Wort ihn schon in Nikolsburg verpflichtet hatte,erhoffte er eine beträchtlicheGebietserweiterung und das Recht auf die Kaiserwürde, die, wenn das Alternat angenommen war, den Wittelsbachern, als der «vor», nehmstenDynastie", vor denHohenzollern zufallen mußte. (Welche Mittel den von Zahnschmerz gepeinigten König schließlich bc» stimmten, den von Bismarck entworfenen, von Holnstein nach Hohenschwangau gebrachtenBrief an Wilhelm abzuschreiben und zu unterzeichnen, wird kein deutsches Heldenbuch jemals künden. Am Meisten soll ihm der Nebensatz gefallen haben, der die Freude darüber aussprach.daß er denKönigvonPreußen.derihmbisherein Nachbar gewesen sei, nun Landsmann nennen könne. Die Andeutung Ottokars Lorenz, die Prinzen des königlichen Hauses, Otto, Luitpold,Adal bert,seien gegen die preußisch eReichsspitze gewesen, stützt kein tragfähiger Beweis.) Luitpold hat dasVorurtheil entkräftet. Lange zwar hatte er geglaubt, Oesterreich werde, nur Oesterreich könne die deutschen Stämme einen. Doch der alternde Herr hat sich schnell in den neuenZustand geschickt. DerSohnLudwigs des Ersten, der Preußens Luise besang, ist kein Preußenfeind geworden; auch der Herrschaft des Klerus nicht hörig. Die Priester und die frömmsten Prinzessinnen waren nicht immer mit ihm zufrieden, und als erdem Grafen Podewils einen Nachfolger suchen mußte, fragte er den liberalen Herrn von Auer, der denFreiherrn Georg von tzertling empfahl. Grandseigneur und Großbauer; deuischerFürst und kernbayerischer Oberförster; imäußerentzabitusmanchmal,imabgetragenenLodenrock,mitderbenBergschuhen und verschossenem Iägerhut, so ärmlich, daß münchenerWitz ihn als den Wurzelsepp bespöttelte. Die Legende, die ihn beschränkt

hieß, hat gelogen. Er war nicht nur schlau wie ein mißtrauischer
Bauer, sondern auch klug wie ein anständig gebildeter Herr aus
dem augustischen Alter des Hauses Wittelsbach. Dem Vater im
Grundzug desWesens unähnlich; von schlichterer,freundlicherer
Herzensart, doch ohne denTriebzupolitifcherWirkung ins Weite.
Der Vater sehnte den Tag herbei, der Straßburg, seine Geburt»
stadt, wieder als einen Theil deutschen Besitzes sehen werde;
der Sohn hat, als er den Tag erlebte, vielleicht nur, gut bajuva»
risch.gedacht: «Alles geht seinen g'weisten Gang." VonLudwigs
Worten, deren Blinkfeuer oft mehr Gewicht vortäuschte, als in
ihnen war,schiendemSinnLuitpoldsnur eins sich tief eingeprägt
zu haben; dieses: „Ich will aus München eine Stadt machen, die
Deutschland so zur Ehre gereichen soll, daß Keiner Deutschland
kennt, wenn er nicht München gesehen hat." Was für München
gethan werden konnte, that derPrinz-Regentgern; und freute sich,
wenn ihm der Wille zu ernster Förderung der Wissenschaft und
maccenatischer Kunstverstand nachgesagtwurde. Ein bescheidener
Mann, der sich niemals in denBlickpunkt vordrängte, gern schwieg
und seit Iahren wie ein uralter Vater geliebt wurde. Muß man
ihn aber, dem auf manchem Gutshof, in manchem Waldhaus see-
lisch Ebenbürtige zu finden waren, auf dem Paradebettzum Heros
schminken? Ihn ins Riesenmaß Eines recken, dessen letztes Lager
die Landsmannschaft, in unendlichem Schmerz, schluchzend um-
knien soll? Anser öffentliches Leben erstickt in Nnwahrhaftigkeit;
Jubel und Jammer klingt zu schrill und jeder Gestus dünkt den
kühlen Betrachter für eine Filmwirkung berechnet. In der Ent-
werthung aller auf den Meinungmarkt geschleppten Gefühle ha»
ben wirs herrlich weit gebracht. Aus welcher Brust kommt das
Wort, das noch, in einer Schicksalsstunde, zu zünden vermag?
Luitpold, der völlig vollendet starb, war ein rechtschaffener Herr.
KeinHeld und kein Schöpfer. Nicht von demSchlag.der den letz-
ten Kraftfunken freudig für die Lebensaufgabe versprüht. Seinem
Folger bleibt viel zu thun; für Bayern und für das Reich.

Der Dreibund.

An Ludwig von Bayern schrieb Bismarck, als die Roth der
Stunde einen Bund der Centralmächte heischte: «Ich würde es
für eine, wesentliche Garantie des europäischenFriedens und der
SicherheitDeutschlands halten, wenn das DeutschcReich auf eine

solche Abmachung mit Oesterreich einginge, welche zum Zweck
hätte, denFrieden mitRußland nach wie vor sorgfällig zu pflegen,
aber, wenn eine der beiden Mächte angegriffen würde, einander
beizustehen. Das Deutsche Reich im Bunde mit Oesterreich würde
der Anlehnung Englands nicht entbehren und bei der friedferti-
gen Politik der beiden großen Reichskörper den Frieden Euro-
pas mit zwei Millionen Streitern verbürgen. Unterbleibt jedes
Abkommen der Art, so wird man es Oesterreich nicht verargcn
können, wenn es unter dem Druck russischerDrohungen und ohne
Gewißheit über Deutschland schließlich entweder bei Frankreich
oder bei Rußland selbst nähere Fühlung sucht. Träte dieserFall
ein,so wäreDeutschland,bei seinem Verhältniß zuFrankreich, der
gänzlichen Isolirung auf dem Kontinent ausgesetzt. "Die inGastein
undWien vereinbarte Bundesgenossenschaft verpflichtet die bei-
den Kaiserreiche, gegenjeden russischenAngrisf(nichtnur, wie Herr
von Bethmann zu glauben scheint, gegen einen, der den Ange-
griffenen «in feiner Existenz bedroht")einander beizustehen. Um
auch gegen französischen Angriff assekurirtzu sein, schloß Bismarck
später der Vertrag mit Italien. Ohne Illusion über den Noth-
werth solcher Papiere. Nach den altenBundesverträgen, pflegte
er zu sagen, wäre die Schlacht bei Königgraetz theoretisch unmög-
lich gewesen. Und in seinemBuch steht die Warnung: „Schon im
vorigen Jahrhundert war esgefährlich, auf die zwingende Gewalt
eines Bündnißtextes zu rechnen, wenn die Verhältnisse, unter
denen er geschrieben war, sich geändert hatten; heutzutage aber
ist es für eine große Regirung kaum möglich, die Kraft ihres Lan-
des für ein anderes voll einzusetzen, wenn dieUeberzeugung des
Volks es mißbilligt. Keine große Nation wird je zu bewegen sein,
ihr Bestehen auf dem Altar der Vertragstreue zu opfern, wenn
sie gezwungen ist, zwischen Beiden zu wählen. Die clausula rebuK
sic stantibus wird bei Staatsverträgen, die Leistungen bedingen,
stillschweigend angenommen. Der Dreibund hat die Bedeutung
einer strategischen Stellungnahme in der europäischen Politiknach
Maßgabe ihrer Lage zurZeit desAbschlusses; aber ein für jeden
Wechsel haltbares, ewiges Fundament bildet er für alle Zukunft
eben so wenig wie viele frühere Tripel- und Ouadrupelalliancen
der letzten Jahrhunderte und insbesondere die Heilige Alliance
und der DeutscheBund." Deutlicher durfte der Stifter des Bun-
des nicht werden. Dem ReichFranzIosephs ist die Gefahr rufst»

schen Angriffes heute nicht ferner als 1879: deshalb können wir
noch sicher sein, daßseintzeermitunseremmarschirenwürde, wenn
der erste Vorstoß von Osten Deutschlands Nordflanke träfe. Wer
aber traut den Italienern, die im Handelsfrieden mitFrankreich
in Wohlstand gediehen sind, die blinde Dummheit zu, im Fall
französischenAngrisfes unsere Sache zu ihrer zu machen, dafür zu
bluten und drei Mittelmeerküsten englischer Rache zu blößen?
DerText des von Julius Andrassy und Heinrich Reuß unter-
zeichneten Vertrages ist bekannt; die vonDeutschland und Oester-
reich mit Italien geschlossenen Verträge sind niemals veröffent-
licht worden. Wer ihren Wortlaut kennt, ist dennoch zum Schwei-
gen gezwungen. Anzefahr aber wissen wir, wie die europäische
Politik zur Zeit des Abschlusses aussah, und können «nach Maß-
gabe ihrer Lage" den Werth des Bündnisses schätzen. Als Eng-
land Cypern besetzt hat, fragt, in den letzten Tagen des Berliner
Kongresses, Salisbury den Grafen von Launay, weshalb Italien
nicht eineAusdehnung nachTunis oderTripolitanienvorbereite.
Im Juni 1880 hört Italiens Botschafter in Paris aus Freycinets
Munde die Andeutung, Frankreich werde Tunesien nehmen, den
Italienern aber gernTripolis gönnen. NochimselbenIahrfragt,
in Cairolis, des Ministerpräsidenten, Auftrag, Graf Maffei in
Berlin, ob den Kanzler ein deutsch-italisches Bündniß möglich
dünke. Bismarck antwortet, derWeg vonRomnach Berlin müsse
in diesem Fall über Wien gehen; das mit Oesterreich einige Ita-
lien werde ihnzurFcstigungdesaltenFreundschaftbundes bereit
finden, tzaymerle, der aus der römischen Botschaft zum Nachfolger
Andrassys berufen worden ist, erklärt, Oesterreich könne nicht dul-
den, daß die Adria ein italienisches Binnenmeer werde, wolle
selbst aber weder Albanien noch den Sandschak mit Saloniki und
werde zustimmen, wenn Italien sich nach Nordafrika ausdehne
oder seine Stellung im Mittelmeer durch dieBesetzung derInsel
Kreta stärke. Im Mai 1881 wird Tunesien französisch. Ein Jahr
danach ist das von Frankreich enttäuschte Italien den Central-
mächten verbündet. Noch bleibt das Verhältniß der Kräfte im
Wesentlichen unverändert. Als GrafRobilant, der seit dem tzerbst
1885 im Kabinet Depretis das internationale Geschäft führt, das
Bündniß erneuen will, fordert er Zusätze, die Italiens Mittel-
meermacht und Balkanhoffnung sichern. Solche Bürgschaft, denkt
Bismarck, kann nur England leisten; entschließt sichs dazu, dann

ist es obendrein gehindert, der Französischen Republik zu helfen, deren nächster Premierminister oderPräsident vielleichtBoulan» ger heißt.Er besucht denBotschafterSirEdwardMalet und illuminirt ihm den Vortheil anglo-italischer Bundesgenossenschast. Ein dem Britenstolz schmeichelndes Zugeständnis; soll ihn vertrau» lich machen.Nns,sagtderKanzler,kannItalienstzilfenur nützen, wenn es seineTruppen nicht über die stark befestigten Alpenpässe zu schicken braucht, sondern sie vom Schiff aus an die französische Küste zu werfen vermag. Das ist nur unter britischer Zustimmung möglich. Warum soll England den römischen Herren, die sich doch nie gegen irgendein Lebensinteresse Britaniens auslehnen könnten, solche Versicherungpolice weigern? Will die Regirung Ihrer Majestät gar nichts für die Erhaltung des von West mehr noch als vo.i Ost gefährdeten Friedens thun, dann muß Deutschland sich eben mit anderenMächten verständigen; wer den Russen an den Bosporus, denFranzosen auf die Citadelle von Kairo hülfe, dürfte viel vonihnen fordern.AchtzehnTagedanachsinddieneuc«Dreibundverträge unterzeichnet. Und noch im selben Jahr (1887) einigen Crispi,Kalnoky,Salisbury sich über ein Programm, das der Erbe Robilants, mit dem Wortpomp des Albanesensprößlings, die Akte eines Orientdreibundes nennt. In Friedrichsruh em° pfiehlt er, den Vertrag durch eine Militärkonventionzu ergänzen. InTurin sagt er: «AufdemFestlandsindwirdenCentralmächten verbündet, aufdemMeerim Einverständniß mit England." Beide Voraussetzungendes Bündnisses, die franko-italische Feindschaft und das freundliche Verhältniß Englands zum DeutschenReich, sind längst geschwunden. Italien kann nicht daran denken, durch neuen Handelskrieg gegenFrankreich seine Wirthschaft zu entkräften; da seine libyschen Kolonien von Malta, vom englischen Sudan und von Tunesien aus leicht angreifbar sind, ist es fester als je an die Großmächte des Westens gekettet. Mit Frankreich und England hat es Verträge, mit Rußland, mindestens seit denTagen vonRacconigi, ein Abkommen, dessen Amrisse allmählich sichtbar werden. Wer inItalien heute von Kriegsgefahr spricht, hat nurOesterrcich im Sinn; wie Totfeinde sind die in Welschtirol und an derAdria Benachbarten wider einandergerüstet. I^ebus sic stantibus soll der Dreibund ein Fundament deutscherWehrmöglichkeit sein? Keine italische Regirung würde ihn kündigen oder seine Verlängerung ablehnen. Keine würde, wenn wir in Händel mit Frankreich ge-

-riethen, ihre Truppen, uns zuHi!fe,über die Alpen schicken. Nnd
daß England ihnen den Seeweg nicht sperren würde, glauben
höchstens die abgetakeltenGesandtschaflsekretäre, deren ruchloser
Eifer jetzt ausposaunt, Britanien sei uns in gestern noch unge»
ahnterZärtlichkeit zugethan. Auch ohne Sperre bliebe Italien im
Fall deutsch-französischenKrieges still. Von der Republik wirds
nicht mehr bedroht und Nizza ist verschmerzt. Was bieten wir ihm?
Die Wartehalle, unter derenDach es vor österreichischemUeber-
fall sicher ist und die Stunde heranwachen kann, die ihm erlaubt,
die Adria zu umarmen. Haltbaren Frieden könnten nicht wir,
könnte heute nur England noch zwischen unseren Genossen stiften.
Im zweitgrößten Bundesstaat des Deutschen Reiches regirt ein
Mann, der noch 1896, aus frommer und drum ehrwürdiger Neber-
zeugung, den Glaubensbrüdern zugerufen hat: «Grobstädtischer
Pöbel hat die Römer von ehedem verdrängt. Treubruch, Ver-
schwörung, Verrath und eine beispiellose Kette von Verletzungen
des Völkerrechtes bezeichnen den Ursprung des Königreiches
Italien." Das soll, ohne selbst zuvor irgendwie gefährdet zu sein,
sür unsere Sache fechten? Die Herren Tittoni und Barrere sind
pfiffig und wissen, was im Dunkel aufziehenden Gewitters eine
klug mit modernerTechnikschaltendeRegiekunstzuleistenvermag.
Der Dreibund ist, lange vor dem Ablauf, erneut worden;
ohne Acnderung des Vertragsteztes: also ohne deutscheMittel-
mecrgarantie, doch mit den Nachtragsklauseln, an denensich Hol-
steins Iägernase geärgert hatte. Die Ankündung sollte wie ein
Blitz einschlagen. Europa roch das Kolophonium und bekümmerte
sich nicht um den Lärm. Dieses Bündniß, hieß es draußen, ist so
fest und umknotet so inniges Vertrauen, daß Berlin keine Ster-
benssilbe erfuhr, als Italien mit Frankreich denKolonialvcrtrag
(Marokko-Tripolis) schloß, der es verpflichtete, inAlgesiras stets
mit demFranzmann zu stimmen. Das schrecktkeinenFeind mehr.
Die Kündigung hätte gewirkt: als ein Zeichen des deutschen Ent-
schlusses, alle Schleier endlich fallen zu lassen. Die unveränderte
Fortdauer ist Briten, Franzosen, Russen, durchaus angenehm;
weil sie den (von Frankreich während des libyschen Krieges ein
Bischen gekränkten, doch mit den tiefsten Herzenswünschen der
Triple-Entente zugehörigen) Italienern die Möglichkeit läßt, ins
andere Lager hineinzuschauen. And weil der wichtige Versuch,
Oesterreich mit Hakcnund ?pcckzuködern,ertraglos bleibenmüßte,

wenn die glimmendenFunken alten Hassesschon,überdemKanal
vonOtranto.zurFlammenbrunstaufgeschürtwerdenkönnten.Aus
Paris läuft die Löschmannschaft herbei und Iswolskij selbst hilft
mit weisem Rath. Flink: eine Nothverständigung über Albanien.
Das muß selbständig werden, autonom, neutral; muß den Al»
banesen gehören. Den Wienern bleibt im Drang keine Wahl. Vor
einpaarIahrennochwolltcnsievonderSelbstöndigkeitAlbaniens
nichts hören; witterten hinter dem Plan eineRömerintrigue und-
meinten, die Autonomie, die sich auf so niedriger Kulturstufe alK
unmöglich erweisen werde, solle denItalienern nach Durazzo und
Valona helfen. Freiherr Leopold von Chlumecky schrieb 1906:
»DieFabel von der,Balkanschweiz' glaubt wohlNiemand ernst-
lich. In gleicher Weise ist aber auch das von Italien importirte
Rezept .Albanien den Albanesen' nur mit allergrößter Vorsicht
zu gebrauchen. San Giuliano, einer der besten Kenner Make»
doniens und Albaniens, glaubt an eine mit englisch" französisch er
Hilfe durchzuführende Mission Italiens auf dem westlichen Bal-
kan und ist einerdervielenVicepräsidentendeslondonerBalkan-
komitees, dessen Programm dahin geht, durch Englands, Frank-
reichs und Italiens Zusammenwirken überOesterreichsKopf hin-
weg die Autonomie Albaniens unter der Leitung eines europäi-
schen Gouverneurs durchzuführen." Ietztmarschiren Serben und
Griechen auf die Adria zu. Schnell ins alte Römerprogramm.
And stülpt sogleich dann denDreibund drüber, dernicht mehr im
Mindesten stinkt. Die Deutschen sind gute Menschen und ahnen
nichts Arges... Sind sie noch länger zu narren? Was fremde
Spottsucht reizt, müßte uns ernst stimmen. Mag der Dreibund
fortwähren: wer ihn uns als ein Palladion zeigt, ist getäuscht oder
will täuschen. Daß ein vor dreißig Iahren, unter ganz anderen
Verhältnissen und nur für diefe Verhältnisse geschlossener Pakt
heute noch Lebenskraft, Lebenswerth in sich haben könne, ist un-
wahrscheinlich. Der deutsch-italische Vertrag ist zur papiernen
Hülse geworden (wie ein von der AEG mit Schuckert gegenSie»
mens geschlossener entkernt wäre, seit Siemens und Schuckert
Sozien sind). Wir haben vonIialiennichts zu erwarten; seinHeer
würde, so lange Europas Status bleibt, wie er ist, nicht mit unse-
rem gegen Frankreich marschircn. Solche Hilfe dem Deutschen
Reich imWesten zu sichern, war des Bündnisses einziger Zweck.

Oesterreich ficht im Schatten. Und die felben Leute, denen
Scham nicht wehrte, dem erneuten Dreibund Hymnen zu singen,
schelten die Schwarzgelben: »Die vertrödeln nur Zeit und kom»
men nicht zum Entschluß; warum haben sie den Albanerhandel
mit den Serben nicht längstausgetragen?" Weil sie, erstens, nicht
wissen konnten, ob auf der Balkanhalbinsel Friede geschlossen,
welche Provinzen dann die Türkei abtreten und welche Beutestücke
Serbien einheimsen werde. Weil, zweitens, ein glaubhaftes Ge-
rücht sagt, die vier Balkanstaaten seien verpflichtet, bis zum Frie-
densschluß in jedem Zwist einanderWaffenhilfe zu leisten. Durch
das Morawathal in Peters Land einzumarschiren und Belgrad
zu besetzen, war leicht. Nur mußte der Eindringling daraufgefaßt
sein, auch Bulgaren, Griechen und Montenegriner als Feinde
vor sich zu sehen. Die zu solchem Kampf vielleicht keine Lust hatten,
ihm aber nicht aus biegen durften, bis der Krieg des Vierbundes
beendet war. Vernunft gebot, zu warten und kein friedliches Mittel
unversucht zu lassen. Oesterreich-Angarn herbergt auffeinemBo-
den (neben dreiMillionenRumänen) fast so viele Serben,wie in
den beiden Königreichen zusammen Hausen; hat also Grund, vor
dem Entschluß zu zaudern, der ihm diesen Stamm und dessen ganze
Sippe verfeinden muß. Ob es vor demAusbruchdesKriegesfein
Recht auf die Adria vor Einspruch und Eingriff schützen konnte, ist
heute kaum noch zu ermessen. Nur tzerr vonBethmann (er sagts)
wußte schon im Sommer, was kommen werde; und hat weder den
Freund am Bosporus noch den Bundesgenossen an der Donau,
nicht einmal die in Deutschlands Industrie und Finanz Gewalti-
gen gewarnt, sondern der Europäerbulle zugestimmt, die kündete,
auch dem Sieger werde dcr einige Wille der Großmächte keinen
Landzuwachs gewähren. Daran haben dieWiener wohl noch zu-
versichtlicher geglaubt als an den Sieg der Osmanen; und wenn
Albanien türkisch blieb, brauchten sie den Zündstoff nicht anzu-
rühren. Seitdem konnten sie nichtsRechtes thun. Die Monarchie,
mit den dickenSlavensplittern imLeib,nicht derFährniß des all-
gemeinen Bluffspieles aussetzen. Ferdinand fürchtet, von den
treuenBulgaren gemordet zu werden: nur deshalb erklärt er, nach
viertägigem Zaudern, den Krieg und zwingt die Gefährten, mit
ihm loszuschlagen. Die Türkei thut.als Handlesichs nur um einen

gefahrlosen Strafzug gegen Rebellen, fleht dann um Friedens» vermittlungund wird wieder keck, als Cholera und Hungertyphus, anatolifche Regimenter und britische Drohungen den Eroberern dieStraßenach Konstantinopel verriegeln.WassollOesterreichbe- ginnen? HerrvonTschirschkymeldetinderofencrBurg.dasDeut, sche Reich werde sich derBündnißpflichtnicht entziehen. Den in der Wilhelmstraße Thronenden scheint aber die Erhaltung des Frie- dens wichtiger zu sein als die Wahrung deutscherAnsehensmacht. Fürchten sie, daß England die Entscheidungstunde heranwinken, ans Nord und Süd das Slaventhum, aus West die Franzosen auf dieCentralmächteHetzen und, wenn alleZufuhrvonNahrung und Rohstoffen aus Festlands staaten abgeschnitten ist, sich mit derAbsperrüng der deutschen Häfen begnügen werde? Als Wien grimmige Mienen zeigt, lächeln sie selig: „Bald wird Friede auf Erden!" Betheuern, daß sie mit den Westmächten ganz, wirklich ganz einig seien. Die aber gebieten: «Keine Einzelverhandlung! Bringet das ganze Streitbündel vor Europens Richterstuhl!" Inzwischen wird in drei Kaiserreichen und in einerRepublik mit höchstem Kraftaufwand gerüstet. Pavageno und Monostatos: Einer fürchtet sich vor dem Anderen. Bereitschaft ist Alles. Den Militärschneidern fehlts an Tuch für die Felduniformen; die Schuster sind so mit Arbeit überhäuft, daß sie neue Aufträge ab» lehnen müssen; derFiskus schnappt derIndustrie die Kohle weg; Offizicrvereine heischen schleunigeSchuldentilgung.lteberallAlb- druck. Das Geschäft stockt und das Geld wird unheimlich theuer. Kommt Krieg? Unsinn. Die von den vierBalkankönigenund vom Sultan Bevollmächtigten reisen nach London. Durch den ganzen Erdtheil. NachLondon. Da werden zur sclbenZeit auch dieBot- schafter der Großmächte tagen. Anderswo ginge es ja gewiß nicht. Vor der Kanalfahrt neigenAlle am Quai d'Orsay das Haupt und empfangen fromm aus dem beredten Mund des Herrn Poin- care den weihenden Segen. Konferenz? Nein: Vorbesprechung und i «inion. Das Harmloseste von der Welt. Bei den Balkan- männern ist Sir Edward Grey Ehrenpräsident, bei den Bot- schaftern Alles in Allem. Nnd kann den neunzig MillionenMo- hammedancrn, über die Georg der Fünfte herrscht, kann Weißen und Gelben, Braunen und Schwarzen zurufen: »Gen England wendet das Auge! Von unserer Insel hofft und holt dieses Ge°> wiinmcl den Schiedsspruch. Unsere Hauptstadt ist nicht das Cle»

aringhouse nur, ist auch der Höchste Gerichtshof der Erde/ Ein
hübscher Ertrag ersten Mühens. Britania hat Egypten, das saf-
tigste Bruststück am Osmanenrumpf, verschlungen, Tunesien und
Marokko,Tripolis und dieKyrenaika,als Entgelt geleisteter«!)«
zu leistender Dienste, weggegeben, den Balkankrieg ermöglicht,
dann begrenzt und will jetzt bestimmen, welchen Territorialbesitz
der Sultan, als ein Khalif von Englands Gnaden, in Europa noch
behalten soll. Türken und Slaven müßten Albion hassen. Türken
und Slaven dienern vor ihm. Riesen hats heute auch nicht in
seiner Reichsoffice. Aber furchtlose und behende Männer, in
denen die beste Tradition aus helleren Tagen fortlebt. Sie können
ansehnlichen Gewinn buchen. Wie nach jedem Krieg oder Völker»
zwist der letzten Jahrzehnte. Slaven und Türken schmausen von
ihrem Tisch; und die germanische Festlandsvormacht, der sie den
Türkentrumpf aus der Hand schlugen, rühmt sich laut des intimen
Vertrauens, das ihr seit gestern das Inselreich wieder schenkt.
Was müßte Michel sich unter die Weihtanne wünschen? Daß
unter der Last westöstlicher Gäste der Themsediwan bricht.der Krieg
wieder beginnt.die Bulgaren nachKonstantinopel,die Türken nach
Asien ziehen. Daß zwischen Nord« und Südslaven ein Spalt ent-
steht, durch dengermanischeKulturundWirthschaftbis insAegae-
ische und ins Schwarze Meer sickern kann. Daß die Osmanen den
Khalifat aus den Tatzen des Britenleun retten, aus ihrem ältesten
Kraftborn sich zu neuer, islamischem Wesen erreichbarer, also ost-
wärts gewendeterWillens spannung stärken und.wennsie inNord-
afrika oder am Kaukasus, inIndien oder amPersergolf die Stimme
heben, fortan nicht zu überhören sind.Daß Oesterreich dieGährung-
frist zum Abschluß vonVerträgen nützt, die mehr sind als würdig
gilbendes Pergament. Daß dem Deutschen ReichMänner beschert
werden, die, statt heute mit diesem.morgen mit jenem Freundschaft»
gelöbniß.wie mit Kinderwimpeln, herumzufuchteln,noch im Sturm
zu wollen wagen und vom Grat vorbedachten Möllens nicht um
einesFingersBreite weichenzdie dasVolkzu wecken, nicht einzu-
lullen trachten und an seinerWehr,die auf dem festen Land siegen
oder brechenwird,niemals,umSparmeisterruhmzu erlisten, ängst-
lich knausern; und die sich schämen, aus einer Zeit, die Reichsge-
schäfte höchsten Ertrages verheißt, mit der Kunde heimzukehren:
„Wir hielten uns hinten und kein Haar ward uns gekrümmt."

Die Zukunft,

Goethes Verhältniß zu Spinoza.

n den Straßburger Ephemeriden spricht Goethe von Spinoza noch als von einem bösen Bruder, aber schon 1774 sagt er zu Lavater: Keiner habe sich über die Gottheit dem Heiland so ähnlich ausgedrückt wie Spinoza. In frühen Iahren bereits hatte er in sich „das Dasein und die Denkweise eines außerordentlichen Mannes aufgenommen, zwar nur unvollständig und wie auf den Raub, aber ich empfand davon doch schon bedeutende Wirkungen. Dieser Geist, der so entschieden auf mich wirkte und der auf meine ganze Denkweise so großen Einfluß haben sollte, war Spinoza. Nachdem ich mich nämlich in aller Welt um ein Bildungmittel meines wunderlichen Wesens vergebens umgesehen hatte, gerieth ich endlich an die Ethik dieses Mannes. Was ich mir aus demWerk mag herausgelesen, was ich in das Werk mag hineingelesen haben, davon wüßte ich keine Rechenschaft zu geben; genug: ich fand hier eine Beruhigung meiner Leidenschaften, es schien sich mir eine große und freie Aussicht über die sinnliche und sittliche Welt aufzuthun." Dann, 1783, begann die intimere Beschäftigung mit Spinoza und damit das eben so leidenschaftliche wie klar bedachte Lebensverhältniß zu ihm. Aeberall in seinen Werken treffen wir von nun an Ausdruck höchster Besinnung, der unverkennbar zeigt, wie er mit Spinozas Gedanken die eigenen Gluthen genährt hat, ja, der ohne Spinozas Sätze und Ausdruck unverständlich bleibt; und so eng verbunden erscheint Goethe mit dem Manne Spinoza selber, daß er von Iacobis Angriff auf diesen Mann wie persönlich mit eigenem Schmerz betroffen sich fühlte und wie ein persönlich Betroffener, schwer Gereizter dagegen losbrach. Goethe nennt Spinoza seinen Heiligen, tnsissimnin st onrigtianissiiiinm*); er will

*) Zum ersten Tag nach der Weihnacht, dem Geburtstage der Frau von Stein, schickt Herder an sie (mit der Goethe die Ethik las) ein Exemplar des damals noch ziemlich seltenen Werkes mit der folgenden Widmung:

Deinem und unserm Freund sollt heut den Heilgen Spinoza
als ein Freundesgeschenk bringen der Heilige Christ.
Doch wie kämen der Heilige Ehrist und Spinoza zusammen?
Welche vertrauliche Hand knüpfte die Beiden in Eins?
Schülerin des Spinoza und Schwester des Heiligen Christes,
Dein geweiheter Tag knüpfet am Besten das Band.
Reich ihm seinen Weisen, den Du gefällig ihm machtest,
und Spinoza sei Euch immer der Heilige Christ.

Aach Spinozas Lehre seinem Geist die Ewigkeit verschaffen; er bezeichnet sich als seinen leidenschaftlichen Schüler, seinen entschiedensten Verehrer; er fühlt sich ihm sehr nah, obwohl Spinozas Geist Diel tiefer und reiner sei als der seinige; er nennt ihn den Denksr, dem er zumeist vertraut; er glaubt bei der Lecture, indem er'in sich selbst schaute, die Welt niemals so deutlich erblickt zu haben. Spinoza ist ihm der Denker, den er niemals in Widerspruch mit sich selbst gefunden habe' (Dies ganz gewiß mit Spitze gegen Kant, an dem er ja Einiges von Widersprüchen mit sich selbst, Mauserungen und Verleugnungen des Früheren erlebt hatte, eben so wie wohl gegen Kant seine Verschen gehen: Mein Kind, ich Hab' es klug gemacht, ich habe nie über das Denken gedacht). Friedensluft weht ihm aus den Schriften Spinozas entgegen; er nimmt daher für sein? Sinnes- und Handelnsweise sehr heilsame Einflüsse, schöpft daraus Muth, sein Leben der Betrachtung der Dinge zu widmen, sieht sich in seinen Naturstudien durch Spinoza gefördert (kommt auf ein ««i'ir»v in der Botanik). Gott in der Natur, die Natu? in Gott zu sehen: diese Vorstellungart mache den Grund seiner ganzen Existenz.

Alles in dieser Zusammenstellung ist streng wörtlich angeführt; ich habe Goethe über sein Verhältniß zu Spinoza selber reden lassen; er kann es am Besten. Ich habe ihn deshalb selber reden lassen, weil in jüngster Zeit jvon den lieben Philologen einige die Philologie besessen haben, Goethes Aussagen über sein Verhältnis?, zu Spinoza, besonders in seinen jüngeren Iahren (vor 1783), einfach Lügen zu strafen. Sie können sich ein solches Verhältnis ohne das genaue Studium Spinozas nicht denken; sie wissen nicht, daß von Spinoza als Persönlichkeit und von wenigen seiner Sätze ein ungeheurer sittlicher und praktischer Anstoß auszugehen vermag. Woher sollte Das auch den Philologen kommen, daß sie verstünden, welcher Art und auf welchen Wegen Spinoza auf Goethe wirkte und was zwei Solcher mit einander gemein haben? Die Philologen haben mit diesen Beiden nichts gemein. Drum sollten wir uns aber auch den Teufel nichts bekümmern um die Philologen, wenn Die sich trotzdem um Goethe und Spinoza bekümmern. In Dem, womit sie sich bekümmerten, liegt kein Anlaß, Goethes Worten den Glauben zu versagen, und ich wäre in der Lage, den NichtPhilologen noch von einem anderen Manne zu berichtendem es! ging genau wieGoethe: der früh bereits aus höchst unzulänglicher Kenntniß, Spinozas «einen stärksten und bestimmenden Einfluß erfuhr, wovon Zeugnis; abzulegen er, in der Souverainetät der Jugend, um so weniger sich

gedrungen fühlte, als die Weise Spinozas, zu denken, mit der»
seinen übereinkam und ihm als die Selbstverständlichkeit erschien;
was sie ja auch ist, nämlich die einzige Weise des wirklichen Den-'
kens. Erst in späteren Iahren, als er härter und immer härter dar«
auf gestoßen ward, wie das wirkliche Denken für die Allgemeinheit
so gar nicht selbstverständlich ist, und als er, wie es den späteren
Iahren zukommt, selber in den Kampf gegen das allgemeine Wesen
eintrat: da erst bekannte er sich auch zu Spinoza, nachdem er ein«
sehen gelernt hatte, wie ganz unvergleichlich und wie unentbehrlich
die Waffen dieses stärksten Helden Spinoza sind. Wir wollen das
edle Verhältnis; unseres größten Dichters zum größten Denker un-
angetastet lassen, wodurch übrigens auch auf den Charakter unseres
Dichters ein einzigartiges Licht geworfen wird. Seine sittliche
Selbständigkeit, seine ganze Tiefe und Freiheit offenbart sich auf
größte Weise in der Thatsache, daß er zu einem Manne sich sand>
der damals noch der allerverrufenste war. Daß, Goethe sich fand
und in rückhaltlosem Bekenntnis? stand zu solch Einem, über dessen
Grab seit hundert Iahren der Fluch und das Schweigen gewaltet;
der dalag „wie ein toter Hund"; um dessen Lehre willen man „das
menschliche Geschlecht anpfuien wollte", weil in ihm solch eineLehre
war hervorgebracht worden: Das zeigt uns, wie eisern Goethe ge-
wesen da, wo es um den letzten Ernst auf dem Grunde des Charak-
ters ging — ferreus est, si quis, c^uocl sinit älter, sinat.
Goethe hat bekannt, daß er sich Dessen, was ihn innerlich be-
wegte, durch Darstellung zu «entledigen suchte; und söin ganzes poe-
tisches Schaffen ist nichts Anderes gewesen als Selbstläuterung,
Selbsterhebung: mit Schaffen solcher Art, aus solchem Grunde zum
Gipfel empor, gestaltet man nicht nur ein Werf, sondern das eigene
Leben künstlerisch und bringt es in die Ruhe. Wie ist Goethes Leben
dadurch so wunderbar! Daß man an kein anderes noch denken kann
als an das Leben Spinozas. Die anhaltende Selbstbefreiung und
Erhebung seines Erlebens in das Ewige der Kunstj erweist tiefer als
alles Nebrige die Kongenialität Goethes mit dem Spinozismus
und mit Spinoza; Goethe hat thatsächlich als Dichter so gelebt wie
Spinoza als Denker, er hat praktisch als Spinozist gehandelt, völlig
in der Weise von Spinozas erhabenem Bekenntniß, und Rath-
schlag: „Wenn wir eine Gemüthsbewegung oder einen Affekt von
dem Gedanken der äußerlichen Verursachung trennen und mit an-
deren Gedanken verbinden, so werden Liebe oder Haß gegen die.
äußerliche Verursachung und damit auch die Schwankungen des
Kemüths, die aus diesen Affekten entspringen, vernichtet werden.
Ein Affekt, der ein Leiden ist, hört auf, ein Leiden zu sein, sobald

Ruh«.

wir^ine klareund deutliche Idee von ihm bilden. And es giebt keine
Körpererregung und also auch keinen Affekt, wovon wir nicht einen,
klaren und deutlichen Begriff bilden könnten. Ein Jeder hat die
Macht, sich ,und seine Affekte, wenn auch nicht absolut, so doch zum
TheÜ klar und deutlich zu erkennen und folglich auch zu bewirken,
daß, er weniger von ihnen leide. Darauf hauptsächlich muß daher
unser Bemühen gerichtet sein, daß, wir jeden Affekt, so viel wie
möglich, klar und deutlich erkennen, damit so der Verstand, von
dem Affekt aus, zum Denken Dessen bestimmt werde, was er klar
und deutlich erfaßt und worin er sich vollständig beruhigt, und so
der Affekt selbst von dem Gedanken der äußerlichen Verursachung
losgelöst und mit wahren Gedanken verbunden werde."

im Sterben. Das Sterben wurde ihm schwer: an Gott glaubte
er nicht und der Zweck seines Todes war ihm unklar. So packte ihn
denn wähnsinnige Angst und es war ein schrecklicher Anblick, wie er
sich quälte. Der Mann hatte ein langes, reiches, interessantes Leben
hinter sich, in dem weder Kopf noch Herz zu kurz gekommen waren;,
jetzt aber waren Beide müde und eben so der übrige, langsam erkältende
Körper. Die Augen sahen keine Schönheit mehr; das Reich der Tone
blieb dem Ohr verschlossen und jede Freude war dem müden Herzen
fremd. So längs er noch auf den Beinen war, hatte der Würderträger
mit gewissem Behagen an den Tod gedacht: da würde er ausruhen,-
man würde ihn nicht mehr umschmeicheln und mit Eingaben über»
laufen. Das wäre schön! Als er sich dann aber auf dem Totenbett
wälzte, wurde ihm unerträglich weh zu Muth.

Hätte gar zu gern noch ein Wenig gelebt; wenigstens bis nächsten.
Montag; oder noch lieber bis Mittwoch. Den richtigen Tag, an dem
er starb, erfuhr er doch nicht, obwohl die Woche nur sieben Tage hatte.?
Eben an diesem unbekannten Tage kam zu dem Würdenträger
der Teufel, ein ganz gewöhnlicher Teufel, wie es deren so viele giebt.^
Er betrat das Haus in Gestalt eines Popen, mit Weihrauchbecken und
Lichtern; dem Sterbenden aber erschien er in seiner ganzen heiligen

*) Von innen heraus habe ich Spinozas Leben in der Schrift
„Spinoza gegen Kant" (Karl Schnabel in Berlin) darzustellen versucht.

Tempelhof.

Konstantin Brunner.*)

Wahrheit. Er errieth sofort, das; der Teufel nicht ohne Grund gekom» men sei, und freute sich: wenn es Teufel gab, gab es auch keinen wirk» lichen Tod, sondern so Etwas wie Unsterblichkeit. Im schlimmsten Fall, wenn Unsterblichkeit nicht zu haben war, könnte man seine Seele zu vortheilhaften Bedingungen losschlagen und dieses Leben weiterfüh» ren; höchst einfach!

Der Teufel sah müde und abgespannt aus, begann lange keine Unterhaltung und blickte sauertöpfisch und verdrießlich drein, als sei er an einen verkehrten Ort gerathen. Das beunruhigte den Würden» Präger und er bat schnell den Teufel, Platz zu nehmen. Aber selbst als Das geschehen war, behielt Jener den verdrießlichen Gesichtsausdruck bei und schwieg.

„Also von dieser Art sind die Burschen", dachte der Würdenträ» ger mit einem verstohlenen Blick auf das mehr als sonderbare Gesicht des Gastes. „Hübsch ist er gerade nicht; gilt wahrscheinlich auch im Jenseits nicht als Schönheit!"

Laut sagte er: „So hatte ich Sie mir nicht vorgestellt."

,,s' gefällig?" fragte der Teufel verdrießlich.

„Ich hatte Sie mir nicht so vorgestellt."

„Ach, Unsinn!" Diese Bemerkung machte fast jeder Mensch; er war es müde, stets den selben Unsinn zu hören. Der Würdenträger aber dachte: Soll ich ihm Wein oder Thee anbieten? Sein Schlund sieht freilich nicht nach Thee aus...

„Da wären Sie also glücklich tot...", begann der Teufel lang» weilig und träg.

„Wieso? Was fällt Ihnen ein!" rief der Andere erschreckt und empört. „Ich bin noch lange nicht tot!"

„Das machen Sie Anderen weih", grinste der Teufel und fuhr ruhig fort: „Sie sind tot. Was wollen Sie also jetzt unternehmen? Die Sache ist ernst und verlangt eine Entscheidung."

„Ist denn Das wirklich?... Bin ich denn wirklich... Aber wir unterhalten uns doch noch?"

„Wenn Sie eine Inspizirreise machen: stürmen Sie dann sofort in den Wagen oder sitzen noch ein Weilchen im Stationgebäude?"

„Also ist Das jetzt so eine Art Station?"

„Allerdings. Was glaubten Sie?"

„Ach, ich verstehe! Mit anderen Worten: Das bin ich schon nicht mehr. Wo ist denn aber mein Ich, mein Körper?"

Der Teufel bewegte den Kopf hin und her: „Nebenan; Sie wer» den jetzt gewaschen."

Der Würdenträger schämte sich. Cr dachte an die häßlichen Fett» falten um seine Taille und erinnerte sich, daß Tote stets von Frauen gewaschen werden. „Dumme Sitte", meinte er ärgerlich.

„Ja, Das ist nun einmal so; wir können daran nichts ändern. Ich möchte Sic jetzt aber bitten, aus unser Thema zu kommen. Die Zeit ist knapp; Sie verwesen bald,"

„Verwesen! Wieso? Wie meinen Sie Das?" Eiskalt überlief es
den Würdenträger. „In der gewöhnlichen Bedeutung?"
„Natürlich. Was glaubten Sie denn?" fragte der Teufel ironisch.
„Nehmen Sie es mir nicht übel, aber Ihre Fragen langweilen mich.
Hören Sie lieber aufmerksam zu; wiederholt wird nichts."
Und mit langweiligem Ton und schleppender Stimme trug der
Teufel vor, was ihn selbst augenscheinlich schon längst anwiderte. Der
Würdenträger habe zwei Möglichkeiten: entweder könne er endgiltig
in den Tod eingehen oder aber in ein besonderes, eigenartiges und so»
gar etwas verfängliches Leben. Das bleibe seiner Wahl überlassen.
Wenn er den Tod wähle, so breche ewiges Nichtsein, Schweigen und
Leere an... .!
„Herrgott, Das ist ja das Schlimmste, was ich befürchtete!" dachte
der Würdenträger.
„... Und Ruhe" schloß der Teufel, ein Wenig interessirt die Decke
musternd. „Sie verschwinden; Ihre Existenz hört absolut auf; Sie
werden nie mehr sprechen, denken, nichts mehr wünschen, Schmerz
oder Freude empfinden, kurz, Sie verschwinden, erlöschen, hören auf,
werden zu nichts..."
„Nein! Das will ich nicht!"
„Dafür haben Sie Ruhe", fuhr der Teufel unerschütterlich fort.
„Das ist auch was Werth. Eine Ruhe, wie man sich schöner gar nicht
denken kann..."
„Ich will aber keine Ruhe!" Heftig brachte der Würdenträger
es heraus; und dabei erzeugte die tötliche Müdigkeit in seinem Her»
zen nur einen Wunsch: Ruhe, Ruhe, Ruhe!
Der Teufel hob die haarigen Achseln und fuhr im Ton eines
Commis im Modewaarengeschäft am Abend eines regen Geschäfts»
tages fort: „Dann kann ich Ihnen noch ewiges Leben offeriren."
„Ewiges?"
„Ja. In der Hölle. Vielleicht nicht ganz Das, was Sie wünschen,
aber immerhin Leben. Sie haben da allerlei Zerstreuungen, inter»
essante Bekanntschaften,. Unterhaltung. Und die Hauptsache: Sie be°
halten Ihr,Ich'; leben ewig!
„Muß ich da Qualen leiden?" fragte der Würdenträger schüch»
tern.
„Was heißt Qualen?" erwiderte der Teufel geringschätzig. „G«°
wöhnen sich bald daran. Wenn man sich bei uns überEtwas beschwert,
ist es höchstens das ewige Einerlei."
„Sind denn da Viele?"
Der Teufel blickte seitwärts. „Danke. Es geht. Nur das ewige
Einerlei. Wollen Sie glauben, daß es darüber kürzlich zu ernsten Un°
ruhen gekommen ist? Man verlangte neue Qualen! Woher die neh»
men? Ewige Schablone, hieß es; ödes Einerlei..."
„Schrecklich dumme Gesellschaft", meinte der Würdenträger.
„Ja, bringen Sie den Leuten mal Vernunft bei! Zum Glück
schlug unser.,." Der Teufel erhob sich respektvoll und machte eine

niederträchtige Geberde. Der Würdenträger that für alle Fälle das
Selbe. „... schlug unser Maestro den Sündern vor, sich gefälligst selbst -
zu folternbitte schön!" > .
^ «Eine Art selkAovsrlliusnt also?" -
Der Teufel setzte sich und lachte. „Jetzt überlegt man sich den ,
Fall. Also wie ists, Theuerster? Wir müssen uns entschließen^
Der Würdenträger überlegte, und da er dem Teufel, trotz feiner-
abscheulichen Visage, bereits völlig vertraute, fragte er unschlüssig?
„Wozu würden Sie mir rathen?"
Der Teufel machte ein verdrießliches Gesicht. „Das lassen Sie,
bitte. Ich komme hierbei nicht in Frage."
„Also dann möchte ich nicht in die Hölle." , ^
„Brauchen Sie durchaus nicht. Bitte um Ihre Unterschrift."
Damit legte er dem Würdenträger ein recht schmutziges, mehr einem
Schnupftuch als einem wichtigen Dokument gleichendes Papier vor.
„Hier" (er deutete mit der Kralle); „nein, nicht da; Das ist die Hölle.
Der Tod steht hier." ,
Der Würdenträger nahm die Feder; und legte sie mit einem,
Seufzer wieder hin. „Für Sie ist Das sehr einfach. Aber was soll ich ,
thun? Sagen Sie doch, bitte, worin bestehen denn eigentlich die yua»
len? Im Feuer?"'
„Feuer auch", erwiderte der Andere gleichgiltig. „Aber wir haben
auch Ruhetage." .? ,,. >
i,Ei. Das ist ja nett!"
„Ja... Sonntags und an den gesetzlichen Feiertagen ist Ruhe.
Sonnabends (der Teufel gähnte mächtig) arbeiten wir nur von Zehn
bis Zwölf." ^, ..'
„So. .. so. Und Weihnachten?" , , , ^
„Weihnachten und Ostern je drei freie Tffge und im Sommer:
vier Wochen Hitzferien." ^ ,
„Vi, zum . . . Das nenne ich huMa«^ Das lMtte zch nicht «war»
tet. Und wenn man, so zu sffgen».Sie herftehen, ich mein« nktüxsö
lich nur im äußersten Fall, einärztliches A^
Der Teufel blickte den Würdenträger starr,an und sagt? dafl»<z
nnr: „Kleinigkeit"^, ... ^- x-^:^:, .^^ ^
Der Würdenträger wurde verlegen. Sogar der Teufel geniM;
sich ein Bischen/ Seufzte und, schloß die Augen. UeberhSMt.merkte
man, daß er entweder nicht Ausgeschlafen hatte oder sich H
zedur schrecklich langweile. An seinem zechten Fuß ,hiNg^,in d«r .Wslle,
ein Klumpen trockenen Schmutzes. „Woher hat. er D«s?" deichte der
Beamte. „Der Kerl ist sogar zu faul, sich zu xeiniäenZ" .^^?
>,Mlso Mtweder Nichtsein".,., meinte «r nachdenklich^' .ZzI'^nzK
^„Nichtsein".. .. wiederholte der Teufel mit geschlosseneVÄugeM.
„Oder ewiges Leben^..^ ^..^ .
„Oder ewiges Leben." .'-'..'chZAir^ö K-ii'^iHS«
- Oer Verschiedene dachte lange nach. Drinnen wurde schW die

Totenmesse gelesen; und er überlegte noch immer. Wer sein unge-
wöhnlich ernstes, strenges Gesicht auf dem Kissen sah, konnte unmög-
lich ahnen, Welche sonderbaren Gedanken in diesem-kalten Schädel
'Zreistcn. Auch der Teufel blieb unsichtbar. Die letzten Weihrauch»
wvlkcn verschwebten, sich kräuselnd, in die Luft; es roch nach ausge-
löschten Wachslichten und noch nach etwas Süßlichem...
Der Würdenträger wußte noch immer nicht, wofür er sich ent-
scheiden solle. Bielleicht, weil sein morsches Gehirn mit jeder Sekunde
mehr verfaulte, oder aber aus angeborener Schwäche. Endlich ent-
schied er sich für das ewige Leben. „Was sind denn Qualm?" dachte
er. War nicht sein ganzes Leben eine Qual gewesen? Und dabei hatte
es sich doch recht Nett gelebt. Nicht die Qualen waren schrecklich, son-
dern, daß sein Herz sie nicht ertrug und fortwährend um Ruhe bat...
Inzwischen wurde er schon auf den Kirchhof gebracht. Und ge-
rade vor dem Ministerium, in dem er gearbeitet, wurde der Choral
'angestimmt. Es regnete. Alles hatte Schirme aufgespannt, von denen
der Regen troff und das blanke Pflaster sprenkelte
^? „Selbst Freude erträgt das Herz nicht mehr", dachte der Würden-
träger Müde; schon bereit, für das Nichtsein sich zu entscheiden. „Es
'ist VVM Leben matt und sehnt sich nur nach Ruhe, Ruhe, Ruhe. Habe
'ich allein solch enges Herz oder ist es uns Allen bestimmt? Jedenfalls
bin ich müde, schrecklich müde..."
„Wir müssen uns jetzt aber beeilen", unterbrach der Teufel ihn
verdrießlich. „Es geht zu Ende!" . '^ , ^
"Besser würs gewesen, wenn er dieses Wort nicht gesprochen hätte.
De? Würdenträger hatte sich schou mit dem Tod vertraut gemacht;
b« dem Wort ‚Ende? aber regte sich das Leben wieder und verlangte
gebieterisch Fortsetzung. So wurde denn Alles unklar und die Ent-
'scheidung so schweb, daß der Würdenträger sich auf sein Glück verließ.
„Kann man mit geschlossenen Augen unterzeichnen?" fragte er.
Der Teufel sah ihn von der Seite an und meint« „Kleinigkeit!"
Er hatte das ewige Hin« und Herziehen satt. Seufzte, breitete wiederum
das schnupftuchähnliche Dokument aus; der Würdenträger nahm die
Feder; strich die Tinte einmal und noch einmal ab; schloß die Augen;
'fühlte mit dem Finger die Stelle... Aber als er schon den Schnörkel
unter seinen Namen zog, hielt ers nicht länger aus und blinzelte mit
einem Auge hin. Schrie auf und warf die Feder bei Seite.
„Ach, was habe ich gethan!" .
> 'Wie ein Echo antwortete der Teufel: „A—a—chl"
^ Und mit ihm ächzten die. Wände und die Decke. Und der Teufel
wieherte laut beim, Abgang. Und je weiter er sich entfernte, um so
lauter wurde sein Gelächter; und doch verlor es jeden Klang.. .
In diesem Augenblick wurde der Würdenträger in die Erde ge-
bettet. Nasse Erdklumpen donnerten schwer auf den Sargdeckel. Als
ob der Sargi leer sei: so dumpf klangen die Erdschollen^
.^-Petersburg.,,, ,' L eo n id Andr ej ew.

Winterkönig.*)

^3^ährend der junge Kurfürst von der Pfalz in seine Frau noch im»
mer sehr verliebt war, erregte sie oft den Unwillen seiner Räthe
und Geistlichen durch ihr undeutsches und unbsdachtsames Betragen.
Sie bediente sich nur d.er französischen Sprache, zeigte auch keine Lust,
das Deutsche zu lernen, was Vielen, trotz der Vorliebe für französi»
sches Wesen, einer deutschen Fürstin doch nicht ganz anständig schien.
In der Bibel wollte sie nicht lesen, denn die kenne sie nun, begnügte
sich auch nicht mit Virgil oder Horaz, sondern unterhielt sich mit fran»
zösischen Romanen. Blonderen Anstoß erregte es, dafj sie einmal
während des Gottesdienstes spazirengefahren war, ja, man erzählte
sich, sie habe einmal, als ihr der Finger geblutet habe, einen Wachs»
fing« in eine katholische Kirche geopfert, um zu versuchen, ob es helfe.
Der Kurfürst ermannte sich nicht dazu, ihr deswegen Vorhalte zu
machen; er ließ sich selbst, vorzüglich auf Reisen, mancherlei Muth»
willen und Exzeß entschlüpfen. Als er bei Gelegenheit eines Union»
tages in Nürnberg war, nahm er mit der Kurfürstin an einer Ge»
schlechterhochzeit Theil, und da er beim Dunkelwerden gerade mit der
Braut tanzte, sagte er ihr, sie wollten mit einander um die Kirche tan-
zen (Das sei pfälzische Sitte); und führte sie wirklich tanzend um hie
Lorenzkirche herum, nicht ohne einige Eifersucht des Bräutigams und
der Kurfürstin.

In Nürnberg befand sich damals in einer angesehenen Familie
ein weißer singender Fink, der als eine Rarität in der Stadt berühmt
war, und da Elisabeth neugierig war, ihn zu sehen und ihn zu besitzen
wünschte, erhandelte ihn Friedrich. Sie wurde seiner bald überdrüs»
sig, er hingegen brachte viele Stunden damit zu, ihn zu necken oder
ihn pfeifen zu lassen, trug ihn auf der Hand oder Schulter mit sich
herum und war untröstlich, als er starb. Sein Zimmer sei ihm ohne
den Vogel verödet, sagte er, es sei ihm recht, wenn es nach Prag ginge,
damit er eine andere Welt sähe. Seine Mutter tadelte ihn^ er könne
wohl einen anderen Vogel bekommen, nicht aber ein anderes Fürsten»
thum, wenn er das seine verliehe.

Er bekomme ja im Gegentheil ein neues, meinte Friedrich, und
als verlautete, der Herzog von Savoyen gehe ernstlich damit um, die
böhmische Wahl anzunehmen, kam es ihm vor, als habe er sich etwas
Kostbares aus der Hand gehen lassen. Der Herzog von Savoyen hatte
ein ansehnliches Projekt über die österreichischen Erblande, die nach
erfolgter Abschaffung der Habsburger vertheilt werden sollten, und
zwar so, daß das Elsaß und die österreichischen Vorlande, nämlich der

*) Aus der historischen Dichtung „Der große Krieg in Deutsch»
land", die Frau Dr. Ricarda Huch, die Schöpferin des „Ludolf Urslan"
und der „Triumphgasse", die Verfasserin der starken Bücher über
Plüthe und Verfall der Romantik, im Inselverlag erscheinen läßt.

Breisgau, an Pfalz kämen; aber während die pfälzischen RSthe diesen Zuwachs viel Wünschenswerther fanden als das entlegene Böhmen, verdroß Friedrich das Anerbieten, das doch nur eine Lockspeise sei, um ihn von dem viel wichtigeren Böhmen abzulenken. Er wollte, daß die Böhmen vor dem unzuverlässigen, falschen und aufschneiderischen Sa» voher gewarnt und ihnen hingegen die Vorzüge der pfälzischen Wahl eindringlich vorgestellt würden.

Er und Elisabeth ließen sich oft von Anhalt die Herrlichkeiten Prags schildern, namentlich, was er von der berühmten Kunstkammer Kaiser Rudolfs, seinen Kleinodien und Juwelen gehört und gesehen hatte. Dazu drängen, sagten sie Beide, wollten sie sich nicht; aber wenn die Wahl Friedrich träfe, wollten sie es als einen Fingerzeig Gottes ansehen und ihm folgen.

Die verwandten und verbündeten Fürsten, bei denen unter der Hand angefragt wurde, riethen ab und warnten, sogar Moritz von Hessen, welcher als einziger für die Annahme der böhmischen Krone stimmte, sprach sich nachdrücklich dahin aus, es könne nur geschehen, bevor Ferdinand von Oesterreich Kaiser sei, Friedrich müsse also zu» nächst dazuthun, daß die Kaiferwahl verschoben werde oder, falls Dies nicht möglich sei, daß Ferdinand nicht gewählt werde. Der Augenblick, sich der Habsburger zu entledigen, sei jetzt da; nie werde er vielleicht wiederkehren. Die ihn jetzt nicht benützten, würden die Folgen zu tra» gen haben.

Inzwischen that auch Ferdinand das Seinige, um ans Ziel zu kommen. Als Matthias im März, mitten aus den vergeblichen Ver» söhnungversuchen mit den Böhmen heraus, gestorben war, schickte er einen seiner vertrautesten Diener, den Liechtenstein, nach Bayern und an die geistlichen Höfe, um für ihn zu werben. Der Gesandte führte eine Schrift mit, in der Ferdinands besondere Tauglichkeit zu einem Römischen König und Deutschen Kaiser auseinandergesetzt war, wie er nämlich vor allen anderen Fürsten mit den Tugenden der Sanft» müthigkeit, Aufrichtigkeit, Holdseligkeit, Ehrbarkeit, Arbeitsamkeit, Er» fahrenheit in Sprachen, Dexterität in Rathschlägen, Fazilität in Au» dienzen und vielen anderen ausgestattet sei. Dazu kamen mündliche Versprechungen, welche namentlich auf den Erzbischof von Trier, Lo» thar von Metternich, und seinen Familienanhang großen Eindruck machten, so daß dieser Fürst mit allem Nachdruck für die Habsburgische Wahl eintrat. Viel schwieriger war es für Ferdinand, den Vetter von Bayern auf seine Seite zu bringen, der sogar, wenn er wollte, als ein Nebenbuhler und Mitbewerber auftreten konnte; denn Diesem konnte er nicht, wie dem Metternich, ein halbes hunderttausend Gulden oder ein Gütlein anbieten, sondern mußte viel tiefer in die Tasche greifen, die noch dazu leer war. Mit einem guten Einfall trug sich Ferdinand schon seit längerer Zeit: daß er nämlich das schone, einträgliche Land Oberösterreich an Maximilian, der schon ein Auge daraus geworfen hatte, verpfänden könne, indem er sich damit zugleich, da es wegen der

Religion in vollem Aufruhr war, einer Sorge und Arbeit entledigte.
Wenn er dann später mit Maximilians Hilfe Kaiser geworden Ware
und Böhmen wiche? unterworfen hätte, würde es ihm nicht ÄnMitteln
, fehlen, das Pfand wieder einzulösen, indem die Konfiskationen der Re-
, bellengüter seine Kasse reichlich füllen würden. Dies Projekt mutzte
allerdings in großer Heimlichkeit betrieben werden, denn die «beröster-
reichischen Stände, die nichts von der bayerischen Herrschaft wissen
wollten, hätten es gegen ihn ausnützen können, wenn sie vor der Zeit
davon erführen. Auf einen eigenhändigen Brief Ferdinands, in dem
er Maximilian an ihre alte Freundschaft mahnte und ihn aufforderte,
den Bund der Jugend neuerdings zu gegenseitigem Flor und Prospe-
riren zu bekräftigen, antwortete Dieser, er wolle zunächst Oberöster»
reich als Pfand annehmen, sei auch bereit,, Ferdinand in der böhmi-
schen Sache zu helfen, wenn er sich dadurch auch Feinde im Reich
machte; doch müßten zuvor noch einige Punkte festgesetzt werden, über
die er sich schriftlich nicht auslassen könne. Was die Kaiserwahl an»
belange, so wolle Maximilian sich ihm darin nicht in den Weg stellen.
Den in Heilbronn tagenden Abgeordneten der Union redete Pfalz
zu, daß die Kaiserwahl, wenn denn schon die Habsburger in diesem
Turnier wieder siegen sollten, wenigstens verschoben werden sollte, da-
mit das Vikariat länger dauerte und der böhmische Streit vorher zur
Entscheidung käme. Indessen namentlich die Städte äußerten sich da-
hin, daß sie eine längere Vakanz nicht gern sähen und daßi wenn denn
an einen evangelischen Freier für die Krone nicht zu denken wäre, das
Haus Habsburg sich immerhin durch die lange Gewohnheit empföhle.
Auch eine Unterstützung von Kurpfalz in der böhmischen Sache lehn-
ten die Städte ab, weil sie sich in die Fürstenhändel nicht mischen woll-
ten, bei denen sie doch nur um das Ihrige kämen. Bei diesem üblen
Stande der Dinge wurde durch den Herzog von Zweibrücken, dessen
Bruder im Dienste des schwedischen Königs stand, auf diesen als auf
einen heroischen jungen Fürsten hingewiesen, der, wenn er in den
Bund einträte, Wohl in der Lage wäre, in der evangelischen Sache
tüchtig zu sekundiren. Er habe im Kampf gegen die Moskowiter und
Polen ausnehmenden Kriegsverstand und Tapferkeit gezeigt, dabei
auch jene Mäßigung an den Tag gelegt, die die Größe des wahren
Staatsmannes ausmache. Der Herzog habe kürzlich in einem Flug-
blatt gelesen, wie eine Weissagung des berühmten kaiserlichen Astro-
nomen Thcho de Brahe, die Der beim Erscheinen des Kometen im
im Jahr 1S72 von sich gegeben habe, auf den König Gustav Adolf be-
zogen werde, daß nämlich, um die in jenem Jahr verübten Gräuel der
Bartholomäusnacht zu rächen, ein Held im Norden erscheinen und nach
zweimal dreißig Iahren untergehen werde.
. - Des Weiteren erzählte der Herzog von Zweibrücken, daß ihm so-
eben Bericht von einer wunderbaren Begebenheit aus Schweden ge-
kommen sei: der junge König habe sich mit seinem Kanzler, dem durch
- seine Weisheit und Gelehrsamkeit bekannten Grafen Oxenstierna, in

einem königlichen Schlosse aufgehalten, als amMäten Abend Feuer ausgebrochen sei und nach Art dieses höllischen Elementes rasch um sich gegriffen habe, so daß alsbald das ganze Gebäude lichterloh gebrannt habe. Die beiden Herren hätten mjt einander bei der Arbeit gesessen und der König daneben auf der Laute geklimpertj hätten keinen unzeitigen Schrecken gespürt, sondern sich schnurstracks aus dem Jenster geschwungen, wobei der König seinem Kanzler noch hilfreich bei« gestanden hätte. Nachdem sie so dem Feuer entronnen wären, hätten sie noch durch den Burggraben waten müssen, der voll Schmutz und Wasser gewesen sei, so daß es ihnen fast an den Hals gestiegen wäre, und als sie drüben angekommen wären, hätte der König auf sich selbst gescholten, weil er die Laute, die er bei der Flucht unwillkürlich in der Hand behalten, über sich zu heben vergessen hätte, und sie nun durch die Nässe verdorben sei. Der Kanzler habe einen Schnupfen davongetragen, der König aber sei ganz unversehrt geblieben, worüber die Vre« diger in Schweden viel gepredigt hätten, und auch sein, des Herzogs von Zweibrücken, Hofprediger hätte sich fein auf der Kanzel ausgelassen, wie der protestantische Held nun durch Feuer und Wasser gegangen sei, um erprobt und geläutert, gleichsam als ein Erzengel den abgöttischen katholischen Drachen zu zertreten. >

Trotz dem großen Lindruck, den diese Berichte von dem jungen Schwedenkönig machten, fehlte es nicht an Bedenken gegen ein Bünd» niß: so wollten die Städte gehört haben, daß der König, statt mit gutem gemünztem Geld, mit Kupfer zu zahlen'pflege, weil dies schlechte Metall in den schwedischen Bergen überflüssig zu finden sei; bemerkten auch, daß Bündnisse mit auswärtigen Potentaten nach der Goldenen Bulle verboten seien und also zwiespältig und skrupulös zu unternehmen wären. Die Fürsten wollten sich darauf weniger einlassen, deuteten aber an, daß der König von Schweden zur Zeit noch mit Moskowitern und Polen engagirt sei, auch mit dem König von Dänemark überquer stehen solle, mit dem man es, als mit einem schwerreichen, gewaltthätigen Monarchen, der mit vielen Reichsfürsten verschwägert und selbst Reichsglied sei, nicht verderben dürfe.? Inzwischen wollte man den jungen Herrn von Schweden nicht aus den Augen lassen und empfahl dem Herzog von Zweibrücken wie auch dem Landgrafen Moritz von Hessen, welche Beide zu seiner Verwandtschaft gehörten, ein gutes Pernehmen mit ihm zu erhalten. .< >

Ungehindert wurde nun die Kaiserwahl ausgeschrieben und Ferdinand begab sich, nachdem er mit vieler Mühe und nachdrücklichen Pressuren das nöthige Geld zusammengeborgt hatte, prächtig ausgerüstet nach Frankfurt. Gleichzeitig schleppte sich über die nach Fxankfurtzführende Landstraße ein schwerer, mit vier Pferden bespannter und von vielen Bewaffneten geleiteter Wagen, in welchem sich nebst zwei Offizieren und zwei Rathspersonen eine auf Hundertvierzigtausend Gulden geschätzte Krone befand,, Diesen» bedeutungvollen'vergol° beten Wagen zu sehW, war Überall ein großes Zulsmmenlausen des

Volkes; und in Rotenburg, wo die Kutsche bei einbrechender Dunkel» heit einzog, fiel es mühigen Leuten ein, zu ihrer festlichen Begrüßung Raketen abzubrennen, welche gerade vor den Füßen der Pferde platz- ten und zischend in die Luft fuhren. Die erschrockenen Thiers scheuten und bäumten sich, worüber die Kutsche auf die Seite fiel, der Schlag sich öffnete und die Krone in einen neben der Straße hinlaufenden Graben sprang, ohne daß die selbst übereinandergeworfenen Beisitzer es hindern konnten; freilich konnte dieser Vorgang nicht deutlich wahr» genommen werden, weil die Eskorte sich sofort mit gezogener Waffe zum Schutze um das so elend entblößte und ausgesäte Reichskleinod aufstellte.

Dieser Unfall wurde zwar nach Möglichkeit verschwiegen, wie auch mehrere andere Unzuträglichkeiten, die anläßlich der Kaiserwahl vorfielen, als üble Vorzeichen gedeutet wurden. So verfuhren die Ouartiermeister, welche den Kurfürsten und ihrem Gefolge Herberge anzuweisen hatten, so grob und unbedacht, daß sie eine Wöchnerin, die erst vor wenigen Stunden geboren hatte, aus ihrem Zimmer schafften, worauf sie unaufhaltsam von ihrer wehklagenden Familie hinwegstarb. Dadurch wurde der frankfurter Pöbel noch mehr aufgereizt, der sowieso kein Herz für die Kaisersache hatte, weil bei der letzten Rebellion des Volkes gegen das Patriziat der Kaiser für dieses Partei genommen und die Empörer grausam bestraft hatte. Ferner sollte Moritz von Hessen, der sich vorgenommen hatte, die Wahl des Erzherzogs Ferdi» nand auf irgendeine Art zu hintertreiben, als er zur Stadt hinaus mußte (denn es war Gesetz, daß alle Fremden, mit Ausnahme der Kur» surften und ihres Gefolges, an den Tagen der Kaiserwahl das Gebiet der Stadt Frankfurt verlassen mußten), bitterböse Drohworte ausge» stoßen haben; dieses Fürsten nothgedrungener Abzug erregte aber nicht Theilnahme, sondern.Schadenfreude des Volkes, weil er sich damals gleichfalls der Rebellion nicht angenommen hatte.

Das größte Aufsehen gab es, als am Tage nach erfolgter Wahl der Erzbischof von Trier, Lothar von Metternich, indem er aus seiner Kutsche aussteigen wollte, von einem Hunde ins Bein gebissen wurde und als ein Schwerverletzter in sein Bett getragen werden mußte. Er nahm es sich um so Mehr zu Herzen, als er hauptsächlich die Wahl Fer» dinands betrieben und zum Effekt gebracht hatte und ihm nun dieser unverhoffte Hundebiß wie ein strafendes Gotteszeichen vorkommen wollte, weil er etwa um persönlichen Vortheils willen das Wohl des geliebten Vaterlandes zurückgestellt hätte. Daß es mit dem Hunde eine besondere Bewandtniß hatte, darauf deutete die Natur der Wunde, die nicht zuheilen wollte, wie auch, daß man den Hund mit eingezogenem Schwänze davonlaufen und nachher gar nicht mehr gesehen hatte. Ei» nige Aerzte äußerten die Befürchtung, der Hund Möchte toll gewesen sein, was die Angst und Rathlosigkeit noch vermehrte. Nach allgemei» ner Aussage befand sich ein gelehrter Jude in Frankfürt, der gegen den Biß toller Hunde ein geheimes Mittel kenne, aber der Kurfürst zwei»

felte, ob er sich von einem solchen dürfe behandeln lassen, und bot ihm viel Geld, falls er vorher zum Christenthum übertreten wollte. Der Jude antwortete höhnisch, er sei dazu bereit, wenn der Kurfürst her» nach aus Dankbarkeit den jüdischen Glauben annehmen wollte, so sei auf beiden Seiten nichts gewonnen und nichts verloren; Geld habe er genug, verlange auch keine Bezahlung für die Kur, die er nur vorneh» men würde wegen des Vergnügens, einen so treuen Vasallen des Kaisers gesund zu machen. Singegen gelang es, die Frau des Juden zu be° stechen, daß sie ihrem Mann an dem Tag des Kurversuches ein geweih» tes, mit allerlei Sprüchen und Amuletten fein hergerichtetes Hemd anpraktizirte, in welchem er den Erzbischof ohne Schaden untersuchte, einsalbte, mit heilsamen Tropfen versah und so weit wiederherstellte, das; er nach Haus reisen konnte. Doch wurde der einst so schöne, ma° jestätische und heitere Fürst die schwermüthigen Gedanken nicht wieder los, befürchtete auch immer den Ausbruch der Hundswuth und strafte sich selbst, daß er aus Sorge um sein gemeines irdisches Leben sich von einem Juden hatte kuriren lassen, der den Heiland gekreuzigt hatte.

Großes Aergernih gab ein Mann, der in Tracht und Geberden eines Quaksalbers während der Wahltage allerlei Gegenstände an die Meistbietenden verkaufte, worunter eine aus Blech verfertigte und mit buntem Glas verzierte Krone war; sie war so nett und künstlich ge° macht, auch würzte der Maun den Handel mit so gefälligen Spähen, daß er eins große Summe Geld damit erzielte. Der, welchem sie zugeschlagen wurde, band die Krone einem schäbigen Pudel auf den Kopf, der damit durch die Straßen lief, bis der Rath dem Unfug ein Ende machte, ohne aber der Schuldigen habhaft werden zu können. Der Verdacht fiel aus die in Frankfurt ansässigen Niederländer, die auch die letzte Rebellion angezettelt haben sollten, weil die reichen Bürger und Handelsleute sie wegen des Wettbewerbes und anderer Mißstände nicht leiden wollten.

Kaiser Ferdinand ließ sich alles Dies nicht anfechten, sondern nahm die unter so großen Schwierigkeiten erfolgte Wahl als ein Zei» chen Gottes, daß er wegen anererbter und angeborener Tugenden zum Weltregiment und namentlich zur Wiederherstellung der katholischen Religion auserlesen sei und eben so wunderbar zum Siege über die Böhmen geführt werden müsse. Zunächst reiste er zu besserer Befestigung der Freundschaft und Abmachung gegenseitiger Vertragsleistung nach München, wo der Herzog den hohen Gast ehrenvoll empfing, ihm seine Residenz und Kunstschätze zeigte, sich aber in Bezug auf die Geschäfte kaltherzig zurückhielt. Als Ferdinand ihm vertraulich sagte, wenn er nur wolle, so könnten sie mit einander das Unkraut der Ketzerei ausroden, sie Beide und sein Schwager in Spanien würden gleichsam eine irdische Dreieinigkeit bilden, her,sich Alles unterwerfen müsse, antwortete Maximilian, die Trinität sei ein himmlisches Mysterium, auf Erden habe Jeder seinen eigenen Kopf und wolle seinen eigenen Futternapf. Auch Ferdinands weitere Erinnerungen, sie Zwei hätten

doch von je her nur ein Herz und Haupt gehabt, auch hatten ferne ÄNut»
ter und Maximilians Vater sie oft ermahnt, wie Bruder zusammen»
zuhalten, veranlaßt«« ihn nur zu einer gemessenen Erklärung, er
werde sich allezeit freuttdvetterlich und nachbarlich erWeifen. DieVer»
Pfändung von Oberösterreich betreffend, lieh er sich endlich näher her-
aus, sei ihm wenig mit einem aufständischen Lande gedient, das er erst
mit vielen Kosten zum Gehorsam bringen und wieder abtreten müsse,
wenn es ihm gerade einen Profit abwerfen würde. Wenigstens müsse
er für seinen Aufwand einen gewissen Ersatz bekommen; und den könne
ihm Ferdinand ja in der Weise leisten, wenn Pfalz wirklich die böh»
mische Krone annähme und dadurch die Acht auf sich zöge, daß er ihm
deren Vollzug auftrüge und außerdem die pfälzische Kurwürde von der
Heidelberger Linie auf ihn und seine Nachkommen überträge.
So hoch hatte sich Ferdinand den Preis, den Maximilian for»
dern würde, doch nicht vorgestellt und hielt seinen Schrecken nicht zu«
rück; nicht nur sämmtliche evangelische Reichsfürsten würden sich da»
widersetzen, meinte er, sondern auch alle Kurfürsten und vielleicht soMr
der Papst und Spanien, denn ein sylcher Besitzwechsel würde gemein»
hin von Keinem gerne gesehen. Dagegen sagte Maximilian, wenn der
Kaiser es darauf ankommen lassen wolle, Böhmen zu verlieren, so sei
Das seine Sache, er könne seinem Lande die Lasten eines Feldzuges
nicht aufbürden, wenn er nicht einer reichlichen Entschädigung sicher
sei. Wollten die Reichsfürsten sich seines Vetters von der Pfalz wirk»
lich annehmen, so sei er da, um sie zur Raison zu bringen; er befürchte
es aber nicht. Worte seien heutzutage billig wie Sand, Thaten aber
selten und kostbar wie harte Edelsteine.
Von einer Jagd zurückkehrend, saßen die beiden Vettern in einer
Nische des Schlosses zu Grünwald über der Isar, die ihre milchigen
Wellen stürmisch zwischen den die steilen Ufer lockig krönenden, sanft
hineinrauschenden Eichenwäldern hinführte. Ferdinand lobte die aus»
gedehnten Forste, die reiche Iagdgelegenheit und, zu einem gegenüber»
liegenden Fenster tretend, die weißen Gehöfte eines Kirchdorfs, die
wie Inseln aus einem Meer golden wogender Aecker ragten; das Him»
melsgewölbe stand rund wie eine tönende, kristallene Glocke über dem
ebenen Hochland. „Der Boden ist steinig/ sagte Maximilian, „Obst
und Wein trägt er nicht, aber Brot genug in Friedenszeiten." Das
könnte ihn die Pfalz leicht kosten, bemerkte Ferdinand; ohne Krieg
würde es dabei nicht abgehen. „Der Krieg soll viele Länder der Ande»
ren fressen, ehe er an meins kommt/ sagte Maximilian stolz; „darauf»
'hin wag' ich es." Recht habe er, sagte Ferdinand lachend, während sie
sich zu einem Trunk Bier wieder in die Nische setzten; den Allzubedenk»
lichen gerathe nichts. Es möge immerhin ringsum ein Wenig krachen,
in diesen Fluren würden Rebhühner und Hasen nicht ausgehen, Noch
ihnen die Lust, sie zu jagen. Sie hätten ein gutes Gewissen und wollten
sich den frohen Tag nicht durch Sorgen um die Zukunft vergällen
Nachdem die beiden Fürsten in der Hauptsache einig geworden

waren, setzten die Räthe einen Vertrag auf, in welchem der Handel mit
Oberösterreich, der Pfalz und der Kurwürde einzeln,festgesetzt wurde,'
nicht ohne gegenseitige Verpflichtung, die äußerste Heimlichkeit dar»
über zu bewahren.
Als der Kurfürst von derPfalz zum König von Böhmen erwähltl
war und trotz dem Abrathen seiner iMutter, seiner Räthe und der Ver»
Wandtschaft die Krone angenommen hatte, trat er mit seiner Gemahlin
die Reise nach Prag an und wurde an der böhmischen Grenze von dem
kalvinischen Grafen Wenzel von Budowa und einigen anderen Herren
empfangen, die ihm von da bis zur Hauptstadt das Geleit gaben. Ei»
nes Tages kam die vergoldete Kutsche, in der Elisabeth mit ihrem
Söhnlein und einer Kammerfrau saß, aus einem Wald auf eine weite
Lichtung, die im festlichen Sonnenfeuer der ersten Oktobertage brannte.
Die Kurfürstin, die es in dem feuchten Walde ein Wenig gefröstelt
hotte, lehnte sich fröhlich aus dem Wagenfenster und rief, daß sie an
dieser einladenden Wiesentafel eine Mahlzeit einnehmen möchte, wo»
rauf Budowa, der neben dem Wagen herritt, sie einlud, sein Gast sein
zu wollen; in einer Stunde werde ein ländliches Mahl gerüstet sein.
Auf seinen Befehl hielten die Wagen, die seine Küche führten, und
bald drehte sich fettes Geflügel am Spieß über knisterndem Reisigfeuer,
während anderswo blitzendes Silberzeug auf schwerem Damast gedeckt
Wurde und die kurfürstliche Familie mit ihrem Gefolge sich auf mitge»
brachten Teppichen lagerte. Budowa wies dem fürstlichen Paar einQl
spitzen Kirchthurm, der ein paar Meilen entfernt aus einer Mulde
aufragte, erzählte, daß der Krieg dort gehaust habe, daß das Dorf aus»
gebrannt und noch verödet sei, und zeigte die vertretenen Felder, aus
denen geschwärzte Strünke von Rüben und wüste Halme starrten. Zivi»
'schen diesem Gestrüpp bemerkte man plötzlich ein paar kriechende Ge»
schöpfe, die in der Erde wühlten und in denen bei schärferem Hinsehens
menschliche Wesen zu erkennen waren; gerade in diesem Augenblick
wollte der Mann eine Wurzel oder einen Knollen zum Mund führen,
als das Kind danach griff, worauf er es auf die Hand schlug und es
kreischend zurückwich. Elisabeth fragte erstaunt, was für Wilde Das
seien, sie habe, sie zuerst für Hunde oder Schweine gehalten. Budowa
sägt«, «s würden Bauern sein, die der Krieg von Haus und Hof ver»-
trieben. Hab?,-, dergleichen Gesindel treibe sich jetzt viel umher. Und er
rief, ihnen in Höhmischer Sprache zu, nSherLukommM. Die Leute er»
schraken und wollten davonlaufen, wurden aber von Budowas Dienern
eingKfangen und herbeigeschleppt. Auf Budowas Befehl erzählte der'
Mann zitternd, ihre Hütten seien von Soldaten geplündert und ver»
brannt, fi« Men Kr die Wälder geflohen und nun schon meilenweit von
ZwHaus 'MtseNtt^In der Nähe befänden sich Zigeuner, Denen zögen
sie nach. DÄ sie. ihnen erlaubten, nachts an ihrem Feuer zu liegen,
«NtzM«M «uch Hier und d» Etwas zu essen gäben; doch müßten sie
auch:füksM betteln «d^r ihnen sonst Etwas mitbringen. Friedrich und
EMKM liekeniden L«ltÄd Geld reichen und Budowa schrie ihnen zu,
sie sollten niederknien und ihrem König und ihrer Königin danken.

Graf Solms, der mißtrauischen und düsteren Blickes dabeigestan»
den hatte, sagte: „Gott verhüte, daß unsere Pfälzer Bauern einmal so
den Pflug verließen, um Zigeunern nachzustreunen", und wendete sich
dann gegen Budowa mit der Frage, warum man den Leuten nicht sVieh
und Werkzeug gebe, daß sie das Feld wieder bestellen könnten. Er wisse
nicht, wem Diese gehörten, antwortete Budowa; es gebe Herren, die sich
um ihre Anterthanen nur kümmerten, wenn sie ihnen das Blut aus»
preßten, und die Bauern seien so geartet, daß sie verwilderten wie das
Vieh, wenn man sie nicht streng in Zucht und Ordnung halte.
Das Alles werde sich nun bessern, sagte Elisabeth; sie mochte aber
gar zu gern eine Zigeunerin sehen und sich die Zukunft von ihr aus»
legen lassen. Sie habe viel Wunderliches davon gehört und wolle wis»
sen, was daran sei. Ein paar jüngere Hoffräuleins kicherten und un»
terstützten mit geflüsterten Bitten den Wunsch der Kurfürstin; eine
ältere Frau dagegen sagte, man solle Gott nicht versuchen, solcher Vor»
Witz könne verhängnißvoll werden, wie ihre Mutter selbst erfahren
habe. Diese sei in ihrer Jugend am Hof des Herzogs von Brieg gewesen,
der etwas rasch und dem Trünke ergeben, sonst aber ein guter Herr ge»
Wesen sei, und sie habe einmal an einer Jagd theilgenommen, als man
am Gehölz ein altes Weib angetroffen habe, das im allgemeinen Ge»
schrei gestanden habe, als könne es das Zukünftige weissagen. Der
Herzog habe sie angehalten und ihr befohlen, ihm zu prophezeien, und
w^e er denn grobe Späße geliebt habe, habe er hinzugesetzt, wenn sie
ihm nichts Gutes sage, werde er die Hunde auf sie Hetzen und ihr bei
lebendigem Leibe den Kopf vom Rumpf sägen lassen. Da habe ihn die
Alte fest ins Auge gefaßt, mit einem weißen Stäblein sein Bein be»
rührt (denn er habe zu Pferde gesessen) und langsam mit dünner, beut»
licher Stimme gesagt: „Bruder, das nächste Glas Wein, das Du leerst,
wird Dein letztes sein." Der Herzog sei darauf aschenbleich geworden,
als ob ihm ohnmächtig würde, so daß das Gefolge ihm beigesprungen
sei, und als man sich dann wieder nach der alten Hexe umgeblickt hätte,
sei sie verschwunden gewesen. Bon dem Tage an habe der Fürst meh»
rere Wochen still und eingezogen wie ein Einsiedler gelebt, so daß seine
Gemahlin schon Hoffnung gefaßt hätte, er werde das Trinken ablegen;
aber eines Morgens sei ein froher Muth über ihn gekommen, er habe
sich festlich angekleidet und gerufen: „Möge kommen, was da wolle, es
muß einmal wieder gesoffen sein!" Habe Gesellschaft zu Tisch bestellt
und sich einen großen Humpen voll Wein bringen lassen. Kaum aber
habe er ihn ausgetrunken und niedergesetzt, so sei zum Entsetzen aller
Gäste die Farbe in seinem Gesicht erloschen und er tot umgefallen, ohne
noch ein Wort zu sagen. Ob Dies nun dem Lauf der Natur gemäß oder
Zauberei gewesen sei, habe ihre Mutter dahingestellt sein lassen; das
alte Weib aber habe man endlich aufgegriffen und verbrannt.
Die Kurfürstin sagte lachend, um den Fürsten sei es immerhin
nicht schade gewesen, und des Grafen Solms Tochter Amalie, ein klei»
nes Fräulein mit klugem, blassem Gesicht, meinte, Leichtgläubigen und

AberglSubigen sei leicht prophezeien. Budowa hatte schon Leute aus»
geschickt, um eine Zigeunerin auszuspüren, und sie kamen mit einer an,
als Elisabeth eben ihr jüngstes Kind an der Brust hielt und Friedrich
den Erstgeborenen mit übriggebliebenem Konfekt fütterte; denn in»
zwischen hatten die Herrschaften das Essen eingenommen. Die Zigeune»
rin, ein altes, gelbes schmutziges Weib, kroch, die Augen verdrehend,
gn die Kurfürstin heran, ließ sich ihre gepuderte und mit vielen großen
Ringen besteckte Hand reichen, drehte sie hin und her und betastete sie
und rief plötzlich unter verzückten Geberden aus: „Heil Dir, Mutter
von Königen! Mutter von großen, mächtigen Königen!" Was die Am»
gebung mit Heilrufen und Händeklatschen erwiderte. Elisabeth erröthete
vor Vergnügen und ließ ihre Hand der Alten, indem sie ihr bedeutete,
noch mehr zu sagen. Diese, die nun kecker geworden war, hielt die Weiße
Hand dicht unter ihre Augen und sagte schmunzelnd und sich krüm»
mend, sie sehe den Venusgürtel in dieser Hand, den Venusgürtel, in
dem sich die Mannsleute fingen. Friedrich und Elisabeth lachten dar»
über, Graf Solms hingegen runzelte die Brauen und Budowa suchte
dem Auftritt ein Ende zu machen, indem er der Zigeunerin ein Gold«
stück zuwarf und sie mit sichtlichem Widerwillen hieß, die Hand der
Königin fahren zu lassen und sichgu trollen. Das Weib raffte das Geld
auf und machte Miene, sich zu enhfernen, wobei sie aber einen suchen»
den Blick in die Runde warf, ob etwa noch Jemand ihre Dienste wolle.
Dabei blieb ihr Auge auf Budowa haften und sie sagte, sich aufrich»
tend, mit der Miene des Schreckens auf ihn deutend: „Wer bist Du?
Ich sehe einen blutrothen Streifen rund um Deinen Hals herum!" Der
Graf erblaßte und griff unwillkürlich nach seinem Hals, während die
Anderen ihn erschrocken anstarrten,- nur das kurfürstliche Paar lachte
und Elisabeth meinte, er habe Wohl eine Liebste, die ihn mit einem
rothen Schnürlein angebunden habe, um es zuzuziehen, wenn er ihr
untreu werden wolle. Ja, er sei der Vettel wahrhastig ins Garn ge»
gangen, sagte Budowa ärgerlich, er habe Lust, ihr nachzugehen und ihr
das freche Maul zu schließen. Ei was, sagte Friedrich, eine wahr»
sagende Zigeunerin hat so viel Redefreiheit wie ein Narr; ein Feder
müsse sehen, mit ihrem Spruch fertig zu werden. Unterdessen hatte
Elisabeth einen Zweig von einer wilden Rebe mit rubinrothen Blät»
tern abgebrochen, zusammengeflochten und ihn dem kleinen Prinzen
Heinrich aufgesetzt, um den künftigen König zu krönen; der Kleine je»
doch schien Dies aus irgendeinem Grunde für einen Eingriff und eine
Ehrenkränkung zu halten, riß den Schmuck aus den Locken, streifte die
Blätter ab und schwang den Zweig wie eine Gerte, indem er seine
Mutter herausfordernd mit flammenden Augen ansah. „Das ist ein
rechter König von Böhmen!" rief Budowa aus, „er will das Schwert
führen, bevor er sich krönen läßt", und hob das leichte Kind auf seine
breite Schulter, von wo es, seine Aengstlichkeit bezwingend, stolz
lächelnd herabsah, Ricarda Huch,

. Geldkrisis.

H^V ie Stadt Reichenbach in Schlesien hat durch allerlei Bankbrüche
«W« traurigen Ruhm erlangt. Der Konkurs des Bankhauses Fried»'
rich von Einem brachte seltsame Dinge ans Licht. Das Geschäft war
vor sechsundzwanzig Iahren mit einem Betriebskapital von 152 Mark
gegründet worden. Diese Summe wuchs bis 1911 zu einem Vermögen
von 900000 Mark. Durch Spekulation wurden große Umsätze erzielt;
1911 waren es 200 Millionen. Das Geschäft hat eine breite Kundschaft.
Ein kleiner Schuster schuldete ihm zuletzt noch 200000 Mark aus BSr»
sendrsserenzen^ Für den Kredit der Firma zeugt die Zahl der Gläubi»
gerfast-3000. Auch Aktienbanken haben mit ihr Geschäfte gemacht.
Wenn in Berlin nicht die Kurse so tief gestürzt wären, lebte das Haus
Wohl noch, heute. In der erschreckten Bürgerschaft entstand der Plan,
eine städtische Bank zu errichten, die das Muster einer reinen Depo»
sitenbank sein, allem Börsengetriebe fern bleiben und der Sparkasse
angegliedert werden soll. Ob aus diesem Plan Etwas wird, muß man
abwarten. Mancher Sturm auf öffentliche Sparkassen hat bewiesen,
daß auch die Bürgschaft der Städte und Kreise an dunklen Tagen nicht
genügt. In Reichenbach wurden die Ersparnisse ohne Bedenken kleinen
Bankiers anvertraut, die damit spekuliren wollten; in Magdeburg und
anderswo werden Millionen aus den Sparkassen geholt, weil das
Publikum den Stahltresor und die Garantie der Behörde nicht für
sicher hält. In der Hauptversammlung des deutschen Sparkassenver»
bandes. der etwa 2300 Institute mit rund 16 Milliarden Mark Ver-
mögen umfaßt, nannte der Magdeburger Oberbürgermeister Reimarus
die Angstmeierei, unsinnig, unwürdig, unklug. Sollten die Statistiker,
die für die ersten Angstkündigungen nach der Kriegserklärung eine
Summe von zwei Milliarden annehmen, den Muth des Volkes zu
hoch eingeschätzt haben? Die Banken haben bessere Erfahrungen ge»
macht; und die Verschiedenheit des Schicksals der „Einlagen" lehrt, daß
Sparkassen» von Depositengeldern auch im Urtheil zu trennen sind.
Die acht berliner Großbanken, die Zwischenbilanzen veröffentlichen,
hatten am letzten Oktobertag 2391 Millionen Mark Depositen; 3«
Millionen weniger als Ultimo August. Und 93 deutsche Aktienbanken'
wiesen zusammen 3496 Millionen aus und verzeichneten nur ein Mi»
nus von 4 Millionen. Aus der städtischen Sparkasse in Magdeburg
waren 3 Millionen abgehoben worden; aus einer einzigen Kasse. Da»
bei steht auf der Stadtseite ein Kapital von 16000 Millionen, auf der
Bankseite nur der fünfte Theil, dieses Milliardenbetrages.

? Muß die Entziehungskur der deutschen Wirthschaft iticht auf
lange hinaus schaden? Amerika hat Jahre gebraucht, um sich von der
Zwangshaft der Umläufsmittel im häuslichen Wandschrank zu erho»
len. Als der Knickerbockertrutt zusammenbrach, lief alles Volk an die
BankschSlter und hoye das Geld ins sichere Heim. Da lag es freilich
zinslos, war aber dem Besitzer nah. Die Kreditquellen wurden uner»

Geldkrisis.
giebig und das Geschäft stockte. Deutschland hat die vorsorgende Centralinstanz, die dem Geldmarkt der Vereinigten Staaten fehlt. Was aber soll diese Centrale in solcher Zeit thun? Die Reichsbank kann nicht, wie andere Banken, gleichmüthig erklären: „Wir geben keinen neuen Kredit, so lange die Balkankrisis währt. Die (von den Volksvertretern oft betonte) Pflicht gebeut uns, für volle Kassen zu sorgen." Das Thor derReichsbank müßte allenMühsäligen undBeladenen offen sein. Sie ist der Volkswirthschaft verpflichtet; wie ihrs bekommt, lehrt der Ausweis vom dreißigsten November. ISO Millionen steuerpflichtige Noten (44, Ig, 69 Millionen in den drei Vorjahren), 2010 Millionen Notenumlauf (1754, 1598, 1599), 1559 Millionen Wechsel und Lombardforderungen (1290, 1178, 1074). Wie wird es Ende Dezember aussehen? Im Krisenjahr 1907 galt vom achten November bis zum zwölften Januar ein amtlicher Wechselzinsfuß von ?Vs Prozent. Aber damals war die Hochkonjunktur wie eine schillernde Seifenblase geplatzt, während sie heute, nach den Worten des Reichsschatzsekretärs Kühn, „im wahren Sinn des Wortes vorhanden ist". Im Sommer ist das Geschäft durchaus nicht flauer geworden. (Am achtzehnten Mai 1912 hatte Herr von Gwinner gesagt: „Es sind Anzeichen sichtbar, daß die Woge sich zu überschlagen droht".) Die Reichsbank hat also keinen Grund, den Diskontsatz zu erhöhen, um sich gegen unbegründete Ansprüche von Gewerbe oder Börse zu wehren. Was zu ihr kommt, ist ohne Verschulden in Bedrängniß gerathen, weil die Privatdiskonteure neue Wechsel abweisen. Tratten mit kurzer Laufzeit werden in viel größeren Posten angeboten als Dreimonatwechsel. Der Privatdiskontsätz erscheint deshalb oft in doppelter Notirung, um den Nnterschied von Angebot und Nachfrage bei beiden Wechselarten deutlich zu machen. Schnittwechsel (die sechsundfünfzig Tage laufen) sind, wie immer in Nothstandszeit, in Massen gehäuft. Die Reichsbankleiter können diesmal nicht auf die Effektenspekulation, übertriebene Kreditgewährung und hohe Devisenkurse hinweisen. Geldmangel aus Angst: Das ist neu. In den Depositenkassen raunt man einander die tollsten Geschichten zu. Ein Rentner, der sich zu den Gebildeten rechnet, tritt an den Iahltisch und legt 50 braune Lappen hin; der Kassirer möchte ihm Gold dafür geben. Als ers hat, spricht der würdige Mann: „Das lege ich mir in den Schreibtisch. Wenn Krieg kommt, sind die Reichsbanknoten ja doch nichts mehr Werth". Einer von Vielen. In guten Tagen sicher rasch bereit, sich sür westaustralische Minen zu begeistern. Andere fragen naiv, ob sie nicht besser thun, ihre tzypothekenpfandbriefe, die im Bankdepot liegen, nach Haus zu nehmen.

Schlimmer noch als im deutscheu Geldbereich geht es in Frankreich und beim schwarzgelben Freund zu. Die Oesterreichisch-Ungarische Bank hatte am dreißigsten November einen Notenumlauf, wie sie ihn zuvor nie erlebte: 2618 Millionen Kronen; steuerpflichtige Noten: 471 Millionen. Das gab es noch nicht. Dabei ist die österreichische Finanz reichlich mit Bargeld versehen. Aber sie hält fest, was sie hat,
W

und überläßt der Notenbank die Auseinandersetzung mit dem Geld»
Hunger, der sie belagert. Das Balkangeschäft, drüben das wichtigste, ist
eingeschrumpft. Die Industrie bekommt kein Geld für ihre Waaren
und kann die Posten, die bestellt wurden, nicht abliefern. Die Vor»
räthe stapeln sich und das Kapital kann keine Rente bringen. Die Ban»
ken weigern den Kredit, der über die Tage beklemmender Sorge hin»
weghülfe. So bleibt als letzte Zukunftstätte: die Notenbank. Die thut
ihre Pflicht. In Frankreich hat mans leichter. Da wird einfach erklärt,
daß die Behörden im Inland, die Bank von Frankreich an der Spitze,
nicht mehr in Gold zahlen. In den Kellern der Centralbank häuft sich
das gelbe Metall; und der schimmernde Goldpanzer belebt den Muth.
Die Bank von England müßte, Wenns ihr ginge wie unserer, ihre Ver»
fassung aufheben; ohne dieses äußerste Mittel, dessen Anwendung
mehrmals nöthig war und manchmal nur durch pariser Hilfe verhütet
wurde, könnte sie ihren Notenumlauf nicht den Bedingungen einer
eingeschüchterten Wirthschaft anpassen. Die Russen fühlen sich als
Herren der Situation und ihre kecksten Stimmen fordern, die Staats-
bank solle ihre Guthaben von Mendelssohn und anderen Bankiers
zurückziehen. In den Bankausweisen werden die „Goldvorräthe im
Ausland" auf ungefähr 260 Millionen Rubel geschätzt. Ihr Aufent»
Haltszweck ist die Zinszahlung; der Kredit des Zarenreiches würde arg
leiden, wenn sie heimwärts wanderten. Nebrigens ist so viel deutsches
Geld in russischen Werthen angelegt, daß wir schlechte Behandlung
nicht zu fürchten brauchen. Auch mit Papier läßt sich zurückschießen.
Mancher Aengstliche schickt sein Geld in die großen Aktienbanken
der Schweiz und bedenkt nicht, daß diese Banken ihre Depositengelder
da arbeiten lassen, wo die höchsten Zinsen zu erlangen sind. Der deut»
sche Reichsbankdiskont und die Bedingungen, die für unseren Immo»
biliarkredit gelten, weisen den Weg. Deutsches Geld wird jetzt nicht
ganz selten von baseler oder Züricher Banken in Deutschland angelegt.
Das Ausland weiß eben besser als die Hasenfüße, wie es um die beut»
sche Wirthschaft steht. Daß die Werthpapiere zwei bis drei Milliarden
am Kurswerth verlieren können und die Lebenshaltung sich dennoch
nicht wesentlich ändert, ist kein ungünstiges Zeichen. Vor dem Balkan»
krieg waren, nach Statistikerschätzung, die an der berliner Börse notir»
ten Papiere IIS Milliarden Werth; zwei davon waren nach den schwär»
zesten Tagen verloren. And diesmal ist ein beträchtlicher Theil dieses
Geldes „wirklich" verloren worden. Während sonst Alle, die es irgend
können, bessere Zeit abwarten und die Qual der Kurszetteldurchsicht
Denen überlassen, die mit erborgtem Geld gekauft haben, war die Zahl
der Kaltblütigen im November klein. Dabei ist zu beachten: den Staats»
papieren ging es noch schlechter als den mit Dividendenhoffnung aus»
gestatteten Aktien. Trotzdem wird flott weitergelebt und geschlemmt.
Nicht nur in der hohen Politik scheint Unsicherheit des Nationalge»
fühls unser schlimmster Fehler zu sein. Immerhin ist die Geldkrisis ein
Warnungzeichen, das kein Nüchterner übersehen darf. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Mozimilian Karden in Berlin. —
Perlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß S Garleb S. m. b. K. in Berlin.

7Ke»ler- uvä Vergllliguog8^iiieigell
Mropol-LKeater.
<Ksukksur —
INS ttetrQpoltt
SeispielloLerlLeK'Lrkolg!
Urosse ^adresrsvus mit (Zskung u, 'rann in
Hie Klpenbrücker
1v LNdsrn v. ^ul. ?rsun6,
^nk!>i>g 8 VKr, 5!uu«>,«ll gestattet.
änl°, 8 t7Kr, VorverK 11—2 (IKs»tsrK lsss).
s UKp. « UKp.
OresSenerstr. 72/73. — Isl.: 4rvt ApI. «10.
Lin 1>aum AUS 1001 I^sckt.
2nmI.kt»I vonn«rst!ls,19,II>e^. ?»»I.klsl
^,ll?Ltaiti,ngLsttI«K mit >l„sik in 8 IZilSsrn
von Zass5 Ullstl^v ^IrsoisK.
puppokvn
Xur/ür5ten>l)per.
f>vsssn.?I«v!t!it von ^. llre» u l! «rsstl,
<Zss«ricst^xls von ^Ikr, SeKSal«IS.
>urnderee>- Strasse 70-71.
^ Z(leme5 !Keater. ^
^i^dulluliok 8 vur:
ällubslllllied S I7Kr:
«0UI.I« »ou«k
6z» ^»s«r»8tr»s» 6z».
VoroeKm« c»se llerKesiSeui
I'äglick: IZeunioli!
«««I SallorcKestei-
^itscksuer aus >Vien.
«Sit« un«t »srme KüeKs.

skester» uvS Verg»ög«ngs ^melgs»

I.» ,,IVs^«tirIeu»e".
^Aus t.i«d« ttüknersugenvperstsui'."
SM'
z inte
KKmillliiig
«Uli
UP/ pressen»
«eilerkilge
Stt2
zucku »>»>, Ikri«, »»>
t!>», !»«>, M»>, I,!
>«!>>>. ss«? »r«, kr«i,^
» li!» >, >/„
»,i ».kk^,j„, » I i«.
»llnili'illüilillitt
^» SM SsnnKok frisitslvnslräss«
^„n^n^ log linü «tickt
?r»N,il,iii!ii "«Z^V'
prunkvolle «»men-z«»««««

v. ».
Il»pt. 8p«ulltti>g
Sek ein ocker ^IrlclleKKelt?
^^^^ZgF ««nsktioosll» IlopttsKrt
Iiis gi-os8ö prunkpsntomims
,,Se«,I,»«

kls«lermsu5
Unter öen I.inllen 14 Unter lien l.inl!sn 14
VomMM VWg»-WiMSI!! M Il«il!l!lll
^ran^ö8iscke uncl V^ienei' KücKe .'. 2 wiener Kapellen
I^etropol-Palast
Pavillon?1ssc»tte
pracktrestaurant
Die Zän^e I^IscKt geökkliet:::
Kntsng L UKl'. ^Iscler, IVIonst n«u«s prsg^smm.

Sl. Dezember ISIS. — Zlte ZuKunst.
Ar. IS.
MD
Her neue!pleWn
««er Vocke
.... Ssginn S UKr ....
Premiers
in^eclel'r<uiistli3ricj>ll^

sleuen l^stslos mir fsi'bi^er'
von ri^Zsemsrin l.eisz?iH,g

5ecession
^^^^^^^^ «ntrit« 1 «srk
la8ekengär'rruekt'8ekt! -ch-
^arlce LürFerrneister-LsKt.
u»l«r»eKei<I«n, «d«r »«ek »iekt Ksld »» te«er. I»«ieKt
»edr d«Kömi»IicK. «ur l« Ste«er. Huck i» «lejsute?
p. I^eKmIiuKI. ttamburZ 21.
LucKlorm, «i«K rillt im» iu Verbiuiiung 3u ssd^sa.
Hvllsi'riss Vsrlsgsburssu Lui't liVigAnit
verkuer

Alkilk SAAW. W UM Zllgk-
»VA ki»kl üeuW» SAOiklkli».
Preis geh, M, S,—, in Lwd, geb, M, 7,—, In Halbfranz M. 8,ö«. Bereits S Auslagen!
Nud, «>rcinz schreibt im „Deutschen Litcraturspiegel" 1Sl2! „Der
Tümpel von Fäuluis, der hier aufgedeckt wird, mich n>S eine vncrbörte Knlturichande
bezeichnet werden, Eine Summe vergeblichen Ringens zu den Höhen der Kunst, von
Erniedrigung und Verzweiflung, menscknicher Erbärmlichkeit und Schurkerei tritt uns
enigegc». Rein literarisch genommen, bcsincn wir in dem Tagebuchs einen der wirkuugs»
vollsten vsnchologiichen Entmicklnngsromane, Die Veriasserin versügt über ein be-
deutendes literarisches Talent und eine s,'hr eindringliche Darstcllungsaabe,"
Ii? Weit M AiikliuAZl «e
« ei» WWW Mil klWW!
Amtsgericht Stuttgart-Stadt, Aktenzeihcn C, sse2/I9>,2.
Siehe in Nr. 11 vom 1?t. Dezember die Prospekt-
beilage: „Aus dem Tagebuche einer deutschen
Schauspielerin" und andere Werke der Memoiren-
bibliothek (Robert Lutz. Stuttgart).
polvtecnnisenes Institut ^^^^^^^

2 lZütinst,
«. Sei'Im.
^,bt. kiir
I»«si!klnend»u, ^Iel<.
trvtevnnilc, ttel?ung,
<Z«> u, «ssserI,i:K,
ttsn>Iel»ie,g»,, Nov».
bsu, IlelKütt, I-isen-
u, 6!senbe,0"bsii.
K«r Kllr^, Stuclien,!.
^adressrsqu, I«8S,
IM»
DU ?rivst - Lokale.
übernimmt ckie
Vordereituii>z von ^r^vackselleo (auc:d Osrnsri) fürs
Abitur in 6er Len^vei? unci in OeutSOdlsncj, ferner clis
Vorbereitung turs 2üricKer ?ol^tec:nniknrn. Ssweg»
1-cKe Klassen, rnockerner wissensekaktlicker llntsrricdt

vresöen - Sotel Lellevue
^eltdeksnnte» voi»i>ekms» Usus mit s»«i> »«itgsmss»«» Usuei'tingon,
om !zaupt>
balmkok
Kotel Sermanla
rlleKtriLcKes I_icnt — Zentral neiüunA — I_ikt — I^eu-
erbaute ^ro^e ttalle — Limmer von 3 NsrK an.
SN«
«Kein
Monopol »ttoio>
Lrste» IZsnses. LaKnnok unci Oom. Limmer
von 3,50 ^vlark sn. ^vlit ?rivatbaci von 7 NsrK an.
KocKvornslimss
ttotsl jn freier
Kevo«uZter I.SFe ^eZenüb. Kurpark, Kurnsus, Priester, 2 öacinäuser mit äirekt
eiß. Kocnbrunnen-urtuÜ. IlX> >VonnunL. u. Ammer mit Lact. ^anäer-Institut.

«lnieroelrisd
». >.. «SK>er,
^sKIsncloft-Wsst Ks! Ssr»n
Kurkauz KucKKeiäe
rension tssllld 7—12 «»rk.
I^silSllgsr ^,«t: Or. Kloster.
?rlettnltt-!llliMlW
SSV n, a. ».
Eröffnet I9N. I'ur innere unä Nervenkranke. PKvgiKäl.-ciiät. tteilverkänren.
LKöwit 8anität85at vi-, «uliolt ttatZLksK.
Sattensteät-Nar?
5snst«rium
Kr»nKK«!te», pr»uei>leicke«, pettsuedt, TaeKermdr, K»t»rrKe,
lZdeum», XstKm», klervk»« nnck LrK«IuvkI8de<Iürtt^«.
mit neuerbsutem « » IUU»?»^«B»»»» Seilmetdocke« in
, KScKster VoUeockiivg unck VollitKiiSisIleit. Küder» Sured Prospekte.!
ftt'rnctze
l«0 Lette», ?«, trslke!i?.,»lelitr llekr,r^kr»t>idl.
Stet» ^eövoet. LesueK »u» cke» doste» K^eieei».
»erklled««
»»«».

e,i><?>ls
x SS
fl'S^XQ cUv^rQli gSii^T. Os^llKNIsr^cZ
I^xrist»Ii«i^8t8iAKeK Apparat
Pianos, k^IüSeln un6
ttsrmoniums
^rlst, . ?1ÜASl voll 260« »ll.
I^rlsi'k'jsiios voll Ick. 1«« »ll,
UeIeik«aKeit,>cä>ike stet» am I.»ker.
Se?rlw<1st 1L69. klsoosorte» unck rttiöelkiidrill. Visosr Str. 4S.

»IIsni osr 3» 8«p«»md«^ ISIS.
^I^sOkendisrgesuKiitts-I^ni-lcd-
ISkssKtsn-Koot»
1889S84
2 0139w!
70 »5«!
10«
89 20«!
42 3UV
38^0«,
IS 1«0
48 00«
1107«
2t 020
13» 153
18 «S9
40 000
403 40«
3 700
48 384
539 777
25
0 Iu7 878!U5
KI, ,pk
2 «>«,«»
797 «0»
I. 00« 000
280 000
210 000
95 «00
0 000
31 N
195 —
800 —
2 933 00
23? «22 —
105 714 10
40 27M?
90 000
350 800
0 107 «58,05
Konto.
liebe'.
990 387
024 873
78 00«
3 000
182 00«
35» 800
^29 854
«, ,,1
19 322 I!
ZN98 184! IN
102 580 82
15' M
9309!11
229 d51 47
vorm»>s 8v>ineill«r S ttlllig,
ver ^u ks i c K t,r«t: KIKei't ?nkuss.
Der Vorsts»S:
1^, Stei-iKscK, LllSlliv I«e>,
I>i» für ,1«, g^KSN^adr 1911/12 «,,k
10 pOI, — IM «I, pi°l> AKlis 0 «1ii«°!> I>1vi0,
v«I,«t.
1>»rS« , . . . , . .
I^sseKtvii
Illr 3 iZuartais 1912)^ . . °.
4
444 899
70
210« 895
97
20 182
7»
1304 748
95
45 «00
IS ö«
901 483
90
208 791
59
S>9 ,07
72
10» 14«
01
157 »40

«2
178 709
79
140 043
2!
1S7 347
45
«2 40«
79
50 85S
88
222 1"«
141 527
4S
158 I S2
78
10 «M
1023 029
72
LS 532
52
73S »«
455 «00
1123 83«
«g
1192 433
»1
2« 95«
91
1178« 282 »»
°«
3«^« 000
—
1043 «17
2»
787 88«
50« ««
11 300
00
1859 327
4«
7VU
2001 S88
17
19 121
25
,8««0
45»«,«
4,0 573
383 754
5>
11780 282
vi« vireKtio«: !>I»x ?i,i«Ke,
4>i« »uk ll °/„ ksst^e«e1?ts vivickeocke
^«1«n^t vom b. bei >1«r
Lei Uaarsorgen
5c«0ilm«x"<! ^«K.^llllreSebälll,

Zkvels»le<lerl»»»u»?en d«^v. Ueseniift»»tellen In
^Kens,L.,^uei,L,, Sarbya,rl. LismsrKi,^ltm,, tjllreb,^,,^alde ä.,OKe,nniK, Oesssu, I?^e>n
L,benswcll, LilenburU, Lis-macn, Hisleben, Li kurt, fin?t«valäe 1^,1.., frankenksusen <!<^ttn.>,
QsrclelrLen, (Zentwn, ttsIKer.Kclt, ttalle s, S., ttelmswilt, tterskelck, ttetlsteät, IIversUeKok,«,
^eukslckensleben, dlorclnsusen, Oeäe^sn, Öscner leben, Ost^rburL i. Östervieclc s, II»!
Lebnit!, ^onäersnausen, älenäü>,^ätolwerg i. L , ^sn^ernütte, ^angermünäe, ^Ksle s, II,,
^ ' V/olmirsteclt <ö«, I^SUSdurel, V^ur^en i, S„ Teil?, Kommsnclite i, ^scdersleben.
l>. II, p ?»lsnis »Uer IZulwl'slälltsn ^
vollen, l^gsn „lillssiris". ^ S«k«N>g«s Vadldskincksn
Vorillgl. valt im IZilclisn. kl^lUrl. <Zs«<I«da!l«r, Völlig >
lrvis Atmung «nS Levsguns, LlsA^nte, «cKII^llK« ?jgur,
rur Zocken Sport geeiFliel, ?Ur leiilevde und Korpulente I
IZsinen Spscial»?l>oavs. ^IInstr. vrosckilre uvck /^uskuultl
, Kostenlos v»n ^ial»«lrl«- e. m» d. n., Sonn, ^
<7„1i,iK unck VorKälli»»tellei Sonn ». «nein, rernspreeker «r. SSS.
«»Kmri»-Sveü>»lse'«Kütt: prnnkkurt »,IN,.Urosse Ij«oKenKe,mer»tr,17,rervspi-, k,r.9lZt
l^ulusiris !?vc?,l!i>«e>cll!ikn Serlin W, 62. Kleiststr, 2S. rernsxreoker S^, l» l,^j,
Lsillsiris Lpe-ialtZeseUäkt: Serlin S>V,I9. I.eipii«erstr. 71/72. reruspreener l, »Z^Z.

Äuiomodü-ksbriK veutscklsn^s

Lt»s»vx 4, I»t 2»KI»t«U« für ck!« i»KIK»r?» ^Ii»» »,<I V»»>>>ii»ilt«i1»8cK«I»» »»»I« kör
p, ^10, 19UZ, ee^ilu<I>„>
, ^Kt. <Z«s. k, StieKstokkSiiv^si', Unupg^eK, ^Kt,
^Kk.»<Zss, Idisgsrdsll in Idi«6s, Xlilisn u,
^Ktisng«s«llssd!ikt kllr V«rKedrs«es«n in
Ls^Ii», Aktien u, SoKuIckvsrsllKro^dunüev,
öligem. DlsKtrioitäts-SsssIIsoK,, ^Kt,i«v
u. L«KuI<1v«is<:Krsib.
LaKllgeseUs«Ks,kt^^V»I6K«k,^L,Ktie».
Lisivs^vKKütts, ^Uct. u. öLkuIdversOkreib,
Locdumsr Versiv MrSsrsKsu u Sussst^KI-
SrSllsrsi ^uvtsrstcio, ^Vi"/« ScduIdvsrsoKr,
Lrsuosedvsi^ 4>/,°/, Lüssvd.-k'i'ioritälsr,,
Lut^b^vK.I^ioKer Lb. L-»>?„ Aktien.
vs.pito K Xlsin ^.O., Aktien,
Os^lsKütts 5. LisengieSersi u,
Odivesised« 6°/g liSlltsill.^iiKo^üissnK,»
ürgän^uves ^,v>«ik«.
Odristi»lli» Str«ssud»dv, 4>/, V« TsilscdiUd»
vsrsokr.
<?Ir>b von VsrUn, OruvgsvKuIiZdrlsks.
Öolnsr StNlt^nleiKso.
Orskslüsr Sln,6ts,ii>e1Ks von 1907, ^usg, II..
Oreks^er Strs,<Zsi>b, ^. ^Kt, u. SvKuldv,
vs,riusdÄLter 4°/° Ltg,<Zt.^aI. v. 1909,
OsutsoKs U^svd, ?»br, ^ ><Z., Ouisdurg, ^Kt,
OtsoK. ?k^nc>dri»I»llst«,It i. ?sssn, <5i ?Igdi-.
vortiQuiiasr 4°/o Sts^t-^nl. v. 1908.
vüsseldorksr 4°/° St.-^lll. v. 1899 u. kol«.
Hiseiib-Oe». Lreiks«sIS-l!r!liirn«ll, ^Kt,
l!isenb,.cies. ÄüKIds,usev»I!d«!>»b„ ^,Kt.
LisKtricilÄts.^Kt^Ues. vorrv. ^V. I.admsz'er
MeKti-oo^sm. VerKs S, m. d. L., SvKuIäv.
I?1eKtro.?reuKäii!j.^Kt..Ss«,, 4>/,°o Soduläv.
?Z,rberei (ZIs,ui)K^u, ^Kt.»<Zss., ^Vs^
?slcimüdls, I^^pisr- u. ^«IlstokkvsrK«, Ssrlin,
?elte» u. LuillkÄUvie, OarlsverK, Aktien,
l!'iillll!lligiLuK» 6ts<Zt-IIxvotK,»Xssse, 4>/z»/<,
, ka„gdr, v. >A)ö uv6 ISU
^rsiduiL« 4»/»^8vs^t.^ü.'v, 1S0U.
ZsIsenKIioK. 4°/« St..L,nI. v. 1807, Leris
1 u. 41.
(ZsIsslIKirodsll 4°/, StkSt>^,i>>sld» von 19W,
Ssris I u. II,
6ss. k. elektr. Look. u. vntoi-gniagb,,
L?e8. I. elektr. OntürneKiii. Lsrlw, XKt
lZöttingsr XIeii>bs,Kn ^Kt.-Ues., ^«r.
vot,tKs.r(Zbs.Kn, ^>/?V° vblißstio», v. 189S,
lireikenK^Leiisr Lreisbs,Ki>eii, ^Ictjeil.
driels.
Oüstrowsr 3>/z»/° 8tsuIt.^i>I. von 189S,
«äkkul^i-dskn ^Kt,.stes,, ^Kiisv.
Us.Iberstä6ter 3»/,«/« StQ6t.^Ql. v, IS97,
Hs^Ie.Lstdst. Diseabädn, ^Kt. «. LoKuIclv.
LQllssoK» 3Vs°/» 8tÄÄ<>^iüeiKs von 182^,
„ 4V» Staüt-^nIelKs von 1900 u.
19N,i.
„ 3'/,°/« StsSt ^,vleid« von 1S«1
Hs,iilb>irser 3V° Stssts.^uIeiKs von 1902,
IIkmdui'Ljücd« 8c»»ts»^oI«iKs von 1907,
1W8, 1S09 ur>6 1911.
Hkmbure ^meriksniseds ?»o>ietk»drt-^Kt.»
<Zss,, ^KIisn.4^ ^rinriMts.^olvids ?. 1893
r>r>S 4^2°/, prioritüts-^lllsid« voo 191«.
S»n<!ew??ssIIscdakt k, (ZrunÄbss., Aktien u.
Ingustrieeelilii^« Sodöllsbsre ^.»<Z„ ^.Ktisv.
ItsäienisoKs 3^/,°/» Kovsol, Renre.
II,a>,sn, 3«/,»/, Kovsol. «so« von 190«.
'IlaI, >I>>ric>i«i>sI.Lissiid., XKt. u, LsauLsod,
ttsl >I!UsIii,.-k!is«ad„ 4^ sreusrfr. VdUe.
It^I, 3^/,°/« s^uerkr, LsS,.«r«Ilt,.?ksiiSbr.
üsAverKs LkIrSet^urtK, ^..<!r., Aktien,
ü^oaer, Lisellb-Oes,, Vorlu?ss,llt. IZeiQ« ^.
,, „ LtWvrnävt, IleiKs L.
üisler 3>/z°/° StsSt-^olslKs voi> 1901.
IvIsinbsKn ^.-S, Luvslau-I^euüork, ^Kd.
Kölner 8tsÄt-^.n1eiKeo.
?risS. Rrupp, ^.-O, Vssen, 4V» L,v.IeiKs,
LursK.Xisw, 4°/» üis«obg.Kv-?rior,.()KIj?,
I?>sK^,.^KI> Ss«.vnrii>,V, I>sd«>, ^srKOo >.
I.eip^. SlsiltI^il. v. 19VS, Lmissioil 1912.

2l, Dkjkmbkr INS.
«r. 12.
— gik Zukunft. —
1,iibeoKer L>/>°/„ Slll»tss,nlsids von 1899.
I^iidevKsr 4H Stasts-^ol. v. 190«, 19>« u, 191Z.
1,uxsmdur?iseos ?r1n>>« Henri LissnKsKn.
l/Uierner^'/zV» LtsÄt-^nIeiK«.
HsgSebure. 3>/s°/K oo»v, St,.^«I. v. 187!
n. I88U.
Ils^debur?. Str,.ÜIsellK,.(Zes,, 4°/« Sonuldv,
Ns,roKKs,ill5«Ks SV» St^tssnl, ^vvn^ISKI,
Ueioin^rr SvpolKxKendsvlj!.
^letslldsok «. I^etsllur?, lies., XKtisn.
«exicsn, «»t, «isend,-^,?,!,, 4°/« u. 4>/z°/°-
Zjittelil«nts^deIZ«6eoKregit»^n°I.<Zrsi!,^Kt,,
>litteI6ews>!ve ?riv»tdiknk I,I<sÄsd^ Aktien.
!losks,u » Zroolens« 4»/° Lisends,Kil.?rioi.
Od!iss,r.
UosKs,u. WmS^u - RvbinsK 4V» Lisenbadn-
?riorits,ts()b!iss,t.
^lünodener Ltsclt-^nleinen.
Xs^vKiKinds, ^rgxlsr ^,oKs,I.L!senb. ^,-<Z,,
4«/» krior-^Ql,
Iss,pKts,.?r«all«t,»lZes^ Oebr, IZobel, ^Kt.
!1susts/1t.kk0?o^iner üiseubs,Kn>c»es., ^Kt,
Nürnberger S!s<1t.^.nleine?. ^ ^
LergK. u. Lüttendetr,, ^Ict. ». LoKulcZv.
ObersoKIes. Xo«s->VerKe u, OKein, ?s^drik
^.<Z,, Aktien u. SoKnIöversoKreib.
Oelk^driK (Zroü.<Zers,n, Lrsrnen, Aktien.
OesterreicK. 4°/» elnnsitlicne Rente.
OstäeutsoKs üi»«nb..cre«., ^Zct. u. SenuISv,
ts^ze, ^K^..<.es,, ^,«t!eu.^
K°>» SoKuIöverscdreid.
?UlKs,IIer ^Islnbs.nn L^Kt.!?«»., Aktien.
Julius ?ints«K L,Kt. u. Svnuldv
r"osener^SVz°/° ^StgÄt.^nl.^von 1sL6^
?reulZis«Ks Hvp«tneK«ll»^Ktien»L2.nK, L,Kt.
u. ?ts.n<1brisks.
krinos Lenri.I!is»nbg,Ko.^Kt!«n u» OdUzk,
(». I,nxsind. ?rin«s H«:>ri Lisenb, usv,.),
?rin««i» üsts,ts n. Sold Ainin? Os., ll»
^mited, K ^ vebsntures. ^
NeeenveLder Xleinb^Kn ^Kt.»L>es,, Aktien.
Rei«K«IKrän, in XulmK^en, Aktien
RdeinisoKs WeKtrioitSts» n. ^Islnbslu^sn»
^lrt.»Qes., Aktien. ^ ^
Iid«ns,nl», Vereiniel« I?mk!IIierverK«, ^,Kt.
Ikintslo » S'sdtds^n IZisenbsdn»(Zesellsod.,
»ll«. SüSostb^Kn, 4°/' «dl. v. 1897. 189!
nn6 I90Z.'
LStirersverKs ^lt,-Ses., Aktien und
RvbinsK 4°/o i?issnb.-?rior!t..c)b'iF,
SsoKs. I?IeKtr,-l.iek.c>es., 4>/z°/c> ?rior!t
Anleine,
SiwKsiscK.I'Kürins. ^Kt,.<Zes, kür Vrs,un>
KoKlenververtung, LonuIdversoKreibs
8g,m>i^n6bs.Kv, ^.»<Z„
LoduIdveisoKreid.
Ss^otti OKoKolsxlell»
^,Kt.»<Zs»,, ^Kti^n u.
Aktien n»6 4>/s°/>
S«Kklltu»e»Disei!b,"<?eseIIsod,, Aktien,
L,ueust ScKerl, (Zes, m. d. U., 4>/,V»
leüseKuISvsrscKreiK.
ä,u^ust Loder!, Usutsode L.SressduoK <Ze».
in d. L., ?«»sednl<!v«r««dr«id.
ScdiesiseKs ^KI,-<Zes, k, Lsr^dsu- u. 2inK»
oiNtsndetrisd, St.»^Kt. u. rrior-^^t.
'Sod>e«isods S«Sell«r«6it»^Kliev-LQoK, ^Kt.
u. k>k^ri<!drieks,
^Ktlev u. S«KuI<Ivers«drsiK,
SoKveiWrisvK« Zsor<Z«stds,Ki>, Od!ies>t.
SerbisvKe 2«/« ?rKraiW»^n1siKe (v. 14, ^s»
vuar bis 14. ?edru»r zeöen ^sZirss).
SerdisoKe 4 °/° g^iiortisÄble^rilside v.
SerbisoKe S °/° 8tss,ts->I«iiorx>I»^nIeiK«.
SerdisvKe 4Vz°/° ^rUeiK« von 190S.
Kerb, 8tgs,ts-Lo<!ev-Öre6It.L,llsts,It, S»/>
^ «o1S.?ks,r>Sbr^; ^eeküi«^ psr 1. 7.^1911.
StsdlverK ^uüsvKUtt« S.^b^S, 1"«^
StadlverK« üion. 1,illÄSlld«rg, ^,Kt.»S«s.,
Ztssskurt. OKera. ?abr, vorm. Vorst«
Lrüneber?, ^,»(Z„ ^K^,
Steele Lts<1t.^r,I«iKeri.
Stein- n. rnov.Iv6..«ss.. LroKItds,! ^öl»
Sten6s,Ier 4 V° ^Lt«/!t.^nIsiKs von 1903.
^Kt, u, Lvnulrlvsrsonrsib. ^
Ftr«,uLbers.IIer?keI6er LIeivb,
LüclcltsoK. voQS,Q.OaropkscIlilk..lZes„ LZct,

SiiciostbsKn (Russisone) 4V» 0dll?s,t. v.
1897. 1898 n, 1901.
Ln<Ievbnr«sr NsiLoKinsnts,br. nnS Lis«v>
Sieüsrei ^.»S., Aktion.
IrIepKoQ-?g,briK, L,,»<Z., vorm, ^. S».
liver, ^Zct> n, godnlöv«rsodreib,
?emes Less^?KsI V?s,sserrss»1ierullss.
«esellsok,, 4»/° OKI!«.
?no«>«on»II«u»ton.<Z«s^ /^KUsn u. 0d1iis»t.
Iient»!n ?nKov (»iek. Odin. S<H Ilentsi»
?ukov Lul.).
rürkisoks 4°/° StSÄt«.^n1. v. 1S0S.
von, 'L,srar. v. Rent«nb«,nK, 4°/» V?ein?..
Ob1I«s,tionsll,
voe. ^ersir» Ii. LentellKs.nK, 4>/zV»
RentensoKeins.
I7nßs^. ^«rs,r- u, RentSHbK« 4^/z>^> ?kSbr,
I?ll>vn-Ls,nK in V^jen, Vitien.
Vereinigte OeutsoKß XioKsi^vsrKs ^..<Z.
vorin, V7estk, I^ioKeiwÄ^srK, Fleit-
Wann, Vitte Oo., Aktien.
Vsrsinigte I.»,u»!tüSr LK««SrKs, Aktien
Vereinigte vorm. kongs'svk« Spinoereieii
verein. VV«üt6«utsons Lleinbkdnsn, ^.»L.,
4>/«°/° Oblieationeu.
Versinsbs^ilc in ttsmbnrs, Aktien.
Viotori«, ?g,IIs »od Irs.nsvs^1 ?over
Övrop,, 5°/» Oebenr.
v?s«jzonkg,drik ^«». Rg,tKgeber ^Kt,»<Z«s.,
Aktien u. Sodulgversonreidungen.
^Vcst,Zeuts«Ke L«6enKre6it»^öst«1t, ^Kt.
V?ürttember«i»«K» 4°/°, SV,V° u. 3 V
St«a,ts»^nIeiKsn.
^uckirrsb^ik ?röbeln ^.»S., Aktien,
^uekerr^snaeri« Usnei?, <Z. m. d. S,, Senulckv,
Sei Ssn mit einem ' vsrssdsnsn LllsKten sind vir viout ^»dlstsU» siir cli« verlosten StUcK»'
S«rlio, Im ve,smdsr 1912. H»»«I«I»»<I«»«II»«>»kt,

mit dem Doppclschrauben.Postdampfer
„Clcvcland".
Mfnl,rt von Hamburg Anfang Januar 1913
B„l,nsnl,, I v«> Stew Burk „,,ch «a» IZraueisco, Absniirt von Sn» Francisco
nm «5, ^rl,r„nr IVIS, Beiiutit werden die Hiisrni Huiiotlll», Nokohn,,,^
4 !lllo,mte, ,^o'i,rvreiie von Ä!k, ^L^U,— a» auswärts, einschliebllch der
hauptsächlichsten LnndanSsliige,
SMeS S!i>l,ere enttialten die Prospekte.
öMbW-AmeriIllLil!ie,«er«^^?e,se..
»VKIIossung in Lnglsml, rsokts^iilti? in »I «n St^^tsn, r>ssc,??t
dure»« S»VV«'Sl.t«I., lSS,^k»cz^«»«, «smmersmitk, l.snclsn,«.
rrosvstit I^c>, S>l er^tis. ?«rt« M ?k. VsrsoKIoss«,, 4U k>l.
QleirKterte ZZaKIung
lu reellen kreisen erllkias'ige Muren
»dt. I: üuroelen, Hold: und SildersrKniurK
Vrili sions-lasrkenukien, mod. Lmmerudren,
^"leiueräie, «unsiuemeid iche Seaenstünde
^t. z. kdolo-sioparote, «inos, optische lekr-
mittel. IKeuten und lüesseaMer, «eftzeuge,
Laromeler, «eisekol er und Mensillen aller grl
«dt. Z: Sorerdapoarate und piatlen, Musik-
waren aller Drt"», olostisch. LimmerlctimucK,
LeleuchlunosKSixer sür kos und kelroleum
«el «ngade der «btesluna
Katalog Koltenlv5
Leipzig 215

Berlin, den 28. Dezember 1»12.

Altimo.

V^rotzdem Sie Vater dreier schulpflichtigen Kinder und Inhaber (MS eines nett rentirenden Geschäftes sind, aus dem von früh bis spät jetzt die Laufkundschaft sächsische Stollen, frankfurterBrenten und Bethmännchen (D. R. P.) wegschleppt, istIhnen von Alledem, wasSieüberTürkenundSlaven,BotschasterundBalkanminister, Serbien und Albanien in der Zeitung lasen, so dumm, als ginge einMühlrad im Kopf herum? Je mehr eigene DrahtberichteSie schlucken, desto enger wird der Nebelfchlitz vor dem Auge Ihres redlich nach Klarheit ringenden Geistes? Wenn heute noch, wie in Aesops Tagen, das Bewußtsein, im Leid Gefährten zu haben, Trost gewähren kann, ist er Ihnen gewiß. Millionen empfinden wie Sie; thun aber, um vor demNachbarButterhöndler oder Barbier nicht erröthen zu müssen, als verstünden sie, was ihreLehrer selbst doch nicht verstehen. Der unter Larven fühlenden Brust will ich zu klären trachten, was ist. In aller Kürze; damit Sie in den Laden zurück können: sonst wiegt derLehrlingjedemdickenDienstmädel mehr Bethmännchen zu, als ihrer Geldanlage gebühren.

Die Türken haben die kläglichste Niederlage erlitten, die in unserer Zeit ein Menschenauge sah. Weil aber nicht ein fest abgegrenztes Land, sondern dieReligion ihnenHeimath ist,taucht der Gebietsverlust sie nicht in Gramesmacht. Mergegen Einen, sagen sie, hatten leichtes Spiel; Christenlist hat uns überrumpeltund wir Arglosen haben den Großmächten geglaubt, die uns zuerst riethen, zwölftausend Reservisten nach Haus zu schicken, und uns dann mit dem Versprechen einlullten, dem Sieger jede Beute zu weigern. Das ist gelungen. Doch wenn wir wieder anfangen, zertrampeln

wir die vierFeinde zu einem Balkanbrei; und wir fangen wieder
«n, wenn die Vier unsere Bedingungen ablehnen. Welche Bedin-
gungen? So weit,lieberLandsmann, sind wirnoch nicht. LößtIhr
Geschäft sich auch ferner gut an, so sehen Sie sich vielleicht mal in
Kairo um; Port Said genügt aber auch schon. Da ists imBazar nicht
wie in IhremLaden. Dem nach dem Preis einerWaare fragenden
KundennenntderHändlerungefährdasZehnfachederSumme.die
er einzusäckeln hofft. Die Antwort drückt das Bedauern aus, indem
Hüter so hübscher Sachen einen Irrsinnigen erkanntzu haben; und
bietet dann einen Betrag, dernoch tief unter dem Zehntel des gefor»
derten bleibt.DerHändler schwört.daß er lieber den ganzenKram in
Brand stecken als dieses kostbare' Kleinod für solchen Quark ver-
schleudern würde. Abgethan. Nach zwei Stunden oder, bei Werth'
voller Waare, drei Tagen kommts zur Einigung: inzwischen hat
der Verkäufer viel Kaffee und ganze Cigarettenbündel spendirt.
So betreibt der Orientale auch das Staatsgeschäft. Was Sie über
einzuholende Instruktion und abzuwartende Sonderbotschaft le-
sen: Alles Lug und Trug. Die Türken wollten zunächst wissen, ob
zwischen Oesterreich und Serbien ein Krieg entstehen werde; dann
konnten sie aufathmen, waren der vier Bedränger ledig und bei»
nahe sicher, daß derEingriff anderer Mächte ihnen aus derKlemme
half. Ists damit nichts, so bleibt der Versuch, den lästigen See»
Polizisten vom Hals zu schütteln. Am die Türkenschiffe ärgern und
den Transport aus Asien erschweren zu können, hat Griechenland,
imEinverständnißmitdenGenossen,demWaffenstillstandnichtzu-
gestimmt. Ehe es sich nicht dazu bequemt, verhandelt die Osmanen-
firma nicht. Flausen. DochdieKonjunkturkannnur besserwerden.
Neben anderer Hoffnung lauert die aufneuenZank der glor»
reich Verbündeten. Die sind nicht von gestern, haben schonAller»
lei erstrebt, einander mancher Schandthat geziehen und ihr Herz
ist nicht nur von Christeninbrunst erfüllt. Der König und Sänger
von Montenegro hatte einst nicht höheren Ehrgeiz als den, auf
der Balkanhalbinsel das Schwert und derStatthalter des Sultans
zu werden. Vor ein paar Iahren ließ er ruhigen Gemüthes in
Gerichtssaal, Parlament, Presse sagen, sein Schwiegersohn Peter,
der Serbenherrscher, habe gegen ihn Mörder gedungen; damals
war in Beiden das Gefühl heiliger Slavenbrüderschaft nicht sehr
heiß. Seit die Bulgaren eine vom griechischen Patriarchat unab»
hängige Nationalkirche haben, waren ihre Raufhändel mit den

Griechen noch schlimmer als je zuvor; was da an Mißhandlung,
Schimvf,Raub und Totschlag geleistet wurde, ginge nicht in Ihr
Hauptbuch. Auch Serben und Griechen, Serben und Bulgaren
haben einander gedroschen, daß dieFetzenflogen.Wielange wird
das Kreuz sie einen? Von den vier Königen mag nicht einer den
anderen riechen. Ferdinand hat sich zur Kriegserklärung aufge»
rafft, weil er fürchten mußte, sonst niedergeknallt zu werden. Auch
in den anderen, minder tüchtigen überwogAngst dentzeldenmuth.
Der Türke hofft, daß ihnen das Unterzeug bald wieder feucht wird;
und seine Zuversicht wächst beim Anblick der für das londoner
Spektakel Bevollmächtigten, die jeden Tag denAbbruch der Ver-
handlungen androhen und eine Woche lang doch das Lungern
und Luncheon dem Ruf zu neuer Waffenthat vorzogen. Alles:
Theater.Doch die Völker schlugen sich gut und werden sich tummeln.
Was nun mit den Serben ist? Die möchten zu anständigem
Preis verkaufen, was in ihrem Land wuchs und bereitet ward.
Sie haben kein Meer, nicht den winzigsten Hafen; auf europäi-
scher Erde nur sie (außer den Schweizern, die auch ohne Küste se-
lig werden konnten). Lange waren sie so innig mit Oesterreich-Un-
garn, daß Bismarck (einer der Vorgänger Bethmanns; nicht ohne
Talent) zu sagenpflegte, in Sofia müsse man sich für einenRussen,
in Belgrad für einen Oesterreicher ausgeben. Vor fast siebenIah-
ren wollten sie für die Gewißheit, in neun Monaten vierzigtau-
send Ochsen und achtzigtausend Schweine über die Grenze Oester-
reichs und Ungarns bringen zu können, aus diesen Ländern
Waaren im Werth von zwanzig Millionen Mark beziehen. Die
Viehzüchter stemmten sich gegen die Konkurrenzgefahr, ein Zoll-
krieg brach aus und erst im März 1908 kams zu einem tzandels-
Vertrag;derdemserbischenEzportbedürfnißaber nicht genügt.In
der Kriegszeit war der selbe Herr Pasttsch, von dem Sie jetzt so
viel lesen, Ministerpräsident. Die Serben fordern einenAusgang
ins Adriatische Meer (der Umweg durchs Aegaeische wäre für
Vieh und Pflaumen recht lang) und haben ausgerechnet, daß der
Bau einerNish undSanGiovanni di Medua verbindenden Eisen-
bahn ungefähr vierzig Millionen Mark kosten würde, die leicht
durch Pump aufzubringen wären. Besonders leicht aus Italien;
denn dieser Ausgang wäre der bequemste Eingang für italische
Waaren und böte den Stiefelinsassen die Möglichkeit, nach und
«ach einen Theil des Balkanhandels zu erraffen und auf dem

Elsenstrang der Adria°Donau°Bahn den Güteraustausch zwi->
schen Westeuropa und dem Orient zu vermitteln. Die Aussicht
auf solchen Wettbewerb lockt die Herren in Wien und Budapest
natürlich nicht in seurige Begeisterung für den Hafenplan. Die
Serben mußten also überlaut schreien, um Gehör zu finden. Das
thaten sie redlich; brachten Himmel und Hölle in Bewegung: und
erhalten nun, was sie wollten. Nicht, was sie zu wollen vorgaben.
(Orientbazarsitte; ein Zehntel des Verlangten birgt noch fetten
Gewinn.) Doch mehr, als sie, nach zwei durch ihr Geschrei bewirk»
tenMobilmachungenOesterreichs, erwarten dursten. Eine inte»
nationale, nicht aus ihre Kosten zu bauende Eisenbahn, die alle
Produkte, auch Kriegsgeräth, ohne Zollpflicht in einen neutralen
Freihafen derAdriaküste führt. Das ist, weil es diePlage mitder
Beruhigung und Verwaltung eines schwierigen Landes, ferner
die Kosten und Risiken der Bahn- und Hafenanlage erspart, an»
genehmer als die Erfüllung des ausgetrommelten Wunsches; ist,
sammt dem sehr großen Zuwachs von Land und Menschen, unge-
heuer viel. Der Serbe wird noch eineWeile das dem Erdfrieden
gebrachte Riesenopfer wehmüthig rühmen. Vor Fremden. Im
Kreis der Verwandten jauchzt er; und hat zureichenden Grund.
Das Küstenland, in das die Serbenbahn mündet, heißt Al^
banien und wird, nach dem einigenWillen der Großmächte, selb-
ständig; bleibt aber der Oberhoheit des Sultans unterthan und
wird von Europa in Aufseherobhut genommen. Diese doppelt ein-
gegitterte Selbständigkeit ist ein höchst schlauer Zauber. An der
Themse gewachsen. In Europa hat fürs Erste England eine sichere
Stimmenmehrheit. Mit derkann es, jenach Bedarf, Wienern.Rö-
mern,Nord>oderSüdslavenwinken; und,Wenns nützlich scheint,
die Türkenmondsichel als Sensenstahl vorbinden. Albanien würde
auf Aktien, unter einem Geschäftsvorstand, der Geld aus dem
Boden schlägt, besser gedeihen als unter dem europäischen Auf-
sichtrath, dessen Mitglieder einander keinHäppchen gönnen.Aber
der Khalif, der im Glaubensreich Mohammeds auch als weltlich
schwacher Herr allgewaltig ist und in Egypten, Persien, Indien das
Wetter macht, muß außer dem Bosporus noch Europäisches zu
verlieren haben. Ihn mit greifbarem Vermögensrest unter Eng-
lands Vormundschaft zu stellen, war der wichtigste Zweck des lon-
doner Schachers. Fortsetzung nach dem Inventur-Ausverkauf.

Deutsches Mittelalter.
HK?ie geistigen Führer des rationalistischen achtzehnten Jahr»
Hunderts hielten die drei Scheusale, die sie niedergerungen
hatten, den Hexenaberglauben, die barbarische Justiz und den kon-
fessionellen Fanatismus, für die Mächte, die das Mittelalter be-
herrscht hatten, und dieses selbst für eine Zeit der geistigen Finster-
nis, des Despotismus und wilder, roher Grausamkeit. Die großen
deutschen Geschichtforscher aber, deren Arbeit in der Periode der
Romantik begann, enthüllten einen ganz anderen Wesenskern der
verachteten Zeit. Ehe jedoch die von ihnen gewonnene, richtige Er-
kenntnis durch gute Lehrbücher Gemeinbesitz werden konnte, ver-
ursachten die Aebergriffe der letzten Päpste, die Nltramontanisi-
rung der deutschen Katholiken und der politische Kampf „gegen
Junker und Pfaffen" einen Rückschlag: die Zeitung- und Brochu-
renschreiber, die in vollkommenerem Maße als die Schule das
Volk mit Bildungstoff versorgen, Pflegen wiederum alle unlieb-
samen Erscheinungen der Gegenwart für Reste des Mittelalters
auszugeben, so daß „mittelalterlich" so viel bedeutet wie unfrei, un-
wissend und abergläubig, fanatisch und grausam. Sie wissen nicht
oder beachten nicht, daß, diese Uebel, an denen es allerdings im
Mittelalter nicht ganz gefehlt hat, erst im sechzehnten Jahrhundert
kulminirt haben, daß der fürstliche Absolutismus seine höchste Aus-
bildung sogar erst im Zeitalter der Aufklärung erreicht hat 'und daß
der Bauernknechtschaft dieser Zeit eine Periode bäuerlicher Frei-
heit vorangegangen war. Auch die Ausschließung der Bürger von
höheren Staatsämtern, ihr Katzbuckeln und Kriechen vor Beamten
und Adeligen waren im sechzehnten Jahrhundert noch unbekannt;
in dessenAnsang haben Männer bürgerlicher Herkunft: die kaiser-
lichen Kanzler Held, Seld und Grandella, der kursächsische Kanzler
Brück die Staatsgeschäfte Deutschlands besorgt. Bon den unseren
Liberalen, Demokraten und Fortschrittlern verhaßten Thatsächlich-
keiten gehört nur eine, die Papstherrschaft, dem tzochmittelalter an.
Aber die war bis dahin nothwendig, weil es andere Mittel, alle
Völker Europas zu einer Kulturgemeinschaft zu verbinden, da-
mals noch nicht gab. Schädlich wurde das Papsttthum erst (durch
finanzielle Ausbeutung der Christenheit), als es seine politische
wie seine moralische Macht schon eingebüßt hatte, und ist es, nach
gänzlichem Verlust der ersten und Wiederherstellung der zweiten,
heute Wiedel geworden als letztes Bollwerk eines durch Wissen-
schaft und tzerzenskultur überwundenen Orthodoxismus.
Jetzt belheiligen sich auch noch dieVertreter einer neuenWis-

senschaft, der Neuropathie, an der Schwarzmalerei. Die Nervenärzte haben ihr Augenmerk den Massenhysterien zugewandt und die Kreuzzüge, die Geißlerfahrten, der Veitstanz, der Herenwahn verleiten sie zu dem Glauben, das ganze Mittelalter sei hysterisch und in finsteren, beängstigenden Wahnvorstellungen befangen gewesen. In Wirklichkeit ist das deutsche Volk, nachdem die Schreckenszeit der Einfälle von Räubervölkern (Hunnen, Avaren^ Magyaren, Normannen) vorüber war, frohgemuth, lebenslustig und praktisch verständig gewesen. Die Kreuzfahrer hat mehr Abenteuer« und Beutelust als ein frommer Wahn getrieben und die Massenhysterien ergriffen niemals die gesammte Bevölkerungerst feit dem Schwarzen Tod fing das Gemüthsleben an, sich zu verdüstern; weiterhin dann wirkte die Erschwerung der wirthschaftlichen Existenzbedingungen ungünstig, die um 1500 eintrat, und die rsdien tneo1oAoruin, die Melanchthon den Tod wünschen ließ, der völlige Sieg des römischen Rechts mit seinen grausamen Strafen, zn dessen Einschleppung die Inquisition allerdings schon vom dreizehnten Jahrhundert an nicht wenig beigetragen hatte, endlich dieGräuelthateneiner verthierten,zum großenTheil ausländischen Soldateska vollendeten dann das Nnheil. Ueber das eigentliche Mittelalter muß, wer nicht selbst die Quellen studiren kann, aber urtheilen will, neben den großen neueren Geschichtwerken befragen: Jakob Grimms Deutsche Rechtsalterthümer, die Geschichte der deutschen Städteverfassung von Ludwig von Maurer, Städte und Gilden der germanischen Völker von Karl Hegel, die wirthschaftgeschichtlichen Forschungen von Inama-Sternegg, Lamprecht, Hagelstanze, den beiden Knapp und den Schülern des älteren, die Kulturgeschichte des Mittelalters von Georg Grupp. Aus dem stoff- und farbenreichen Gemälde, das diese Werke ergeben, für ein größeres Publikum einige Züge herauszuheben, erscheint mir aus zwei Gründen als Pflicht. Erstens, weil es dem deutschen Volk zur Unehre gereicht, wenn allgemein geglaubt wird, es habe mehr als tausend Jahre lang in einem Zustand wilder Barbarei und schmachvoller Knechtschaft gelebt; dann, weil gerade das Mittelalter den Geist echter Freiheit athmet, den der moderne Liberalismus für eine Neuschöpfung, und zwar für seine eigene hält. Mittelalterlicher, anders ausgedrückt: altgermanischer Geist ist es, der in den modernen Volksvertretungen, in der durch Steins freie Städteordnung, durch die neuere preußische Gemeinde-, Kreis- und Provinzialordnung garantirten Selbstverwaltung, in der Selbstregirung zahlreicher freiwilliger Körperschaften und Vereine, in dem blühenden Genossenschaftwesen unserer Zeit wieder auflebt, und

auch die Hoffnung, daß eine gründliche Reform unserer Rechts-»
pflege gelingen werde, beruht auf der Wiederbelebung dieses?
Geistes. Im Jahr 1823 veröffentlichte Ludwig von Maurer eine
Preisschrift über das altgermanische öffentliche und mündliche Ge-
richtsverfahren, die von allen „Maßgebenden" abgelehnt wurde.
Denn man hielt damals dieses Verfahren für eine französische Er»
findung und forderte nachdrücklich die baldige Abschaffung dieses
Restes einer verhaßten Fremdherrschaft. Ein Herr von Miller
schrieb: Europa sei beruhigt, das monarchische Prinzip habe über
die Revolution gesiegt; so sollten denn auch alle Freunde dieses
Prinzips den Plan aufgeben, durch die Öffentlichkeit und Münd-
lichkeit des gerichtlichen Verfahrens „die Prinzen des Königs-
hauses und den gesammten Adel wie jeden Gebildeten in die Ge-
sellschaft des niedrigsten Pöbels herabzuziehen und sie dessen Spott
und Gelächter zu überliefern".
Gänzlich unbekannt war dem Mittelalter der fürstliche Abso-
lutismus. Jedes tzerrschaftverhältniß beruhte auf einem ausdrück-
lichen oder stillschweigenden Vertrag; und es galt als selbstver-«
ständlich, daß, wenn der eine Theil den Vertrag brach, auch der
andere nicht mehr gebunden sei. (Nach diesem Grundsatz muß die
Lösung der Nnterthanenpflicht durch den päpstlichen Bann beur-
theilt werden. Es wurde angenommen, daß sich der Monarch den
Bann durch Pflichtverletzung zugezogen habe; in Wirklichkeit war
freilich meistens nicht die Sorge für Recht und Gerechtigkeit, son-
dern hierarchische Herrschsucht der Beweggrund zur Bannung.)
Unbeschränktes Herrscherrecht gab es nicht; vom kleinen Gutsherrn
bis zum König und Kaiser war jeder Machthaber durch Herkommen
und Sitte, durch anerkannte, mitunter beschworene Rechte der
Untergebenen, der Stände gebunden. Die Städte wachten eifer-
süchtig über ihre Freiheit, gestatteten dem weltlichen oder geistlichen
Landesherrn keinen längeren Aufenthalt innerhalb ihrer Mauern,
schrieben ihm vor, wie viel Mann er mitbringen dürfe; vier Pferde
und ein Maulthier, fünf Mann und einen Buben, heißt es einmal;
was er an Verpflegung zu fordern habe; „wolle er bessere Kost, so
möge er sich die mitbringen"; endlich, auf welchem Wege er die-
Stadt zu betreten habe. Die Kölner ließen ihren Bischof nur durch
ein Hinterpförtchen und ein enges Gäßchen einreiten und gestatte-
ten auch dem Kaiser nicht, bei ihnen Hof zu halten. Von der Selb-
ständigkeit des Bürgerthums schon im elften Jahrhundert, wo das
Städtewesen doch eben erst aufzukeimen begonnen hatte, giebt der
folgende Ausspruch eines Kirchenfürsten einen Begriff. Als int
Jahr ZM7 König Heinrich I. von Frankreich zu einem Einfall

rüstete, während der Kaiser, Heinrich III., in Italien weilte, sprach- . >
der Bischof Wazo von Lüttich: der Frankenkönig möge nur kom-
5nen; die Bürger von Mainz, Köln, Lüttich und vielen anderen
Städten würden ihm zu begegnen wissen. Zwei Ceremonien mögen
die Auffassung des Mittelalters von dem Verhältnis der Obrig-
keit zu den Anterthanen veranschaulichen. Wenn in Kärnthen ein
neuer Herzog die Herrschaft antreten sollte, setzte sich ein Bauer aus
der Familie der Edlinger, welcher Herzogbauer oder Herzog von
Masendorf genannt wurde, auf den marmornen Herzogstuhl in
Zollfeld. Ringsum, außerhalb der Schranken, steht das Landvolk.
Der Herzog kommt im grauen Wams und Mantel, in der Jäger-
lasche Brot, Käse und Ackergeräth tragend, in der Hand einen
Stab, ihm zur Seite ein schwarzer Stier und ein mageres Bauern-
Ip serd: hinter ihm der Adel in Gala. Der Bauer: „Wer ists, der so
stolz einherzieht?" Die Menge: „Der Fürst des Landes/ Der
Bauer: „Ist er ein gerechter Richter? Liegt ihm des Landes Wohl
am Herzen? Ist er frei und christlich geboren?" Das Volk: „Er
ists und wirds sein." Der Bauer: „So frage ich: Mit welchem
Recht wird er mich von diesem Stuhl bringen?" Der Graf von
Görz: „Er kauft ihn von Dir um sechzig Pfennig; dazu sollen diese
Zugthiere Dein sein, auch die Kleider des Fürsten; Dein Haus soll
frei sein, Keinem zahlst Du Zins noch Zehnten." Der Bauer giebt
dem Fürsten einen leichten Backenstreich, ermahnt ihn, gerecht zu
regiren, steigt vom Stuhl, nimmt Stier und Pferd mit. Der Herzog
setzt sich auf den Stuhl, schwingt sein Schwert nach allen Seiten
und gelobt dem Volke Recht und Gerechtigkeit. And die Bürger
des westfälischen Städtchens Delbrück gingen, wenn das Jahres-
gericht abgehalten werden sollte, dem Drosten bis an die Südmühle
entgegen und fragten ihn, ob er das Recht bringen oder bei ihnen
finden wolle; nachdem er geantwortet, er wolle es bei ihnen fin-
den, geleiteten sie ihn zur Gerichtsstätte.
Daß, diese Stätte ein Platz unter freiem Himmel war, daß.
dort Gleiche über Gleiche (Pairs) richteten, auch die Hofeknechte.
und Hörigen im Hofgericht unter dem Vorsitze des Vogtes (denn,
schreibt Justus Möser, unsere Altvordern meinten, es würde den
Mäusen übel ergehen, wenn sie von Katzen gerichtet würden), daß
die ganze Markgenossenschaft als Umstand der Gerichtssitzung bei-
wohnte und das Nrtheil schelten durfte, daß der Bauer, auch der
Hörige, bewaffnet zur Gerichtsstätte zog: das Alles ist allgemein
bekannt; aber wer denkt daran, wenn vom finsteren Mittelalter,
von der Feudalzeit die Rede ist? Daß freilich die alte deutsche Ge-
richtsverfassung, auf die hier nicht näher einzugehen ist, unter den

Heutigen verwickelten und verzwickten Rechtsverhältnissen, die studirte Juristen erfordern, nicht wieder hergestellt werden kann, liegt. auf der Hand, aber an dem Geist, der sie beseelte, uns von Zeit zu Zeit zu erfrischen, wäre gut. Die von unserer heutigen vielfach ab« weichende Empfindungweise jener Zeit einigermaßen zu charakterisiren, hebe ich einige Grundsätze des damaligen Rechtes hervor. Anerlaubt war, Getreide auf dem Halm, Trauben am Rebstock, blutiges Gewand zu kaufen und zu verkaufen. Zwischen Totschlag und Mord ward streng unterschieden, doch verstand man unter Mord nur die heimliche Tötung. Einer freien Frau wider ihren Willen auch nur einen Finger anzurühren, konnte schwere Buße kosten; dagegen glaubte man einem Weibe nicht leicht, das behauptete, Nothzucht erlitten zu haben. Wollte sie Glauben finden, dann mußte sie unmittelbar vom Orte der Nnthat mit aufgelöstem Haar und lautem Geschrei zum Richter eilen. Den Indizienbeweis kannte man nicht; fehlten der blinkende Schein und die handhafte That, dann konnten nur glaubwürdige Zeugen (und jeder freie Mann galt als unbedingt glaubwürdig) die Schuld oder Nnschuld beweisen. Freie waren gewöhnlich nur zur Buße, also zur Entschädigung des oder der Geschädigten oder Verletzten, verpflichtet; nur den Zahlungunfähigen traf, wie den Unfreien, die Strafe, die Poen (Pein). Grausamer, barbarischer Strafen wird in Sage und Dichtung wie in Gesetzbüchern gedacht, aber, sagt Grimm, mögen solche, wie Zerstückelung des Schuldners (nach römischem Recht, Shhlock!) in heidnischer Zeit vorgekommen sein, die geschichtliche Zeit kennt kein beglaubigtes Beispiel. Wie Ver» stümmelungen orientalischer Art, Folterung und qualifizirte Todesstrafen später eingedrungen sind, ist schon angedeutet worden. Hat die Kirche vom dreizehnten Jahrhundert an diese Verschlimmerung gefördert, so hat sie anfangs vielfach die Sitten gemildert: die Aussetzung der Kinder, die Tötung der Greise verboten, die Anerkennung der Persönlichkeit des Sklaven, die Vollgiltigkeit seiner Ehe erzwungen (in der Heidenzeit haben auch die Germanen den Sklaven, der gewöhnlich ein Kriegsgefangener war, als Sache behandelt), den Töchtern zum Erbrecht verholfen, überhaupt solchen Rechtsgewohnheiten entgegenwirkt, die einem,Zeitalter natürlich waren, das keine andere Ueberlegenheit als die der Muskelkraft und des physischen Muthes anerkannte. Der mit dieser Schätzungweise gegebenen Gesinnung entsprach es auch, daß noch bis ziemlich tief ins Mittelalter hinein Totschlag und Raub nicht immer der Ehre des Thäters Eintrag thaten, während der Dieb als ein Feigling ehrlos war. Widerrechtlich Holz fällen, galt nicht als Diebstahl, weil der weithin schallende Axthieb die That meldet.

Groß< wirthschaftliche Fortschritte müssen immer mit stärkerer-
Differenzirung der Bevölkerung und vorübergehender Unfreiheit
der unteren Volksschichten erkauft werden; so die großen Wald-
rodungen und die Ersetzung des primitiven Ackerbaues durch den
rationellen der von den Römern übernommenen fränkischen, Groß-
gutswirthschaft in der Karolingerzeit. Aber die Hörigkeit wurde-
im Lauf der nächsten Jahrhunderte gemildert, die Fronpflicht
meistens auf drei Tage im Jahre herabgesetzt, dann ziemlich allge-
mein in Zins umgewandelt und der in Garben, Hühnern, Eiern^
Broten, Semmeln, Geld bestehende Zins schrumpfte vielfach zur
bloßen Rekognitiongebühr, zum Zeichen der Anerkennung gründe
herrlicher Rechte zusammen; so, wenn nur noch ein Ei auf den
Gutshof gebracht, dieses aber auf einem vierspännigen Wagen an-
gefahren werden mußte. Erst die neue große Umwälzung, die das
Mittelalter in die neuere Zeit überleitete, hat in Westdeutschland
den noch übrigen Hörigen und Zinspflichtigen wieder härtere
Lasten aufgebürdet, im ostelbischen Gebiet aber, dessen deutsche Ko-
lonisten von Anfang an freie Bauern gewesen waren, die Hörig-
keit und Gutsunterthänigkeit erst eingeführt und in den Adels-
republiken Mecklenburg, Vorpommern und Kurland-Livland (hier
waren freilich von Alters her unfreie esthnische Ureinwohner die
Opfer der Unterdrückung) zur Sklaverei nach römischem Recht ver->
schärft. In Altdeutschland ist während der ersten, in der Karolin-
gerzeit beginnenden Hörigkeitperiode der Sinn für Selbstregi^
rung und Selbstverwaltung und die Fähigkeit dazu nie geschwun-
den und mit fortschreitender Besserung der Lage des Bauern-
standes wieder erstarkt. Rechte, die an den Zustand vollkommener
Freiheit erinnerten, wie die Theilnahme an der Rechtsprechung,
sind den Hörigen geblieben und namentlich das Hausrecht, der
Hausfriede des deutschen Mannes, wurde auch ihnen gegenüber
heilig gehalten. So hatte der Fronbote, der den Zins der Hörigen
und der Zinsbauern einsammelte, deren Hausrecht zu respektiren.
Er mußte vor der Thür stehen bleiben und seine Botschaft so be-
scheiden ausrichten, daß weder der Hahn auf dem Gatter, noch das
Kind in der Wiege erschreckt wurde. Die Frau reichte ihm dann
heraus, was er zu fordern hatte. Nur in einem Fall durfte er das
Haus ohne ausdrückliche Erlaubniß betreten: wenn ihm gemeldet
wurde, daß die Bäuerin im Kindbett liege. Dann riß er dem Zins-
huhn den Kopf ab, den er als Wahrzeichen mitnahm, und gab es
der Bäuerin zurück. Sogar der Verbrecher durfte nicht aus seinem
Haus herausgeholt werden. Ein Unband, der dem Markgerichte
nicht gehorchte oder sich sonst unmöglich machte, wurde dadurch

vertrieben, daß man ihm den Brunnen zuschüttete, den Backofen einriß, Wasser und Feuer versagte, im äußersten Fall das Dach abdeckte. Solches Dachabdecken wurde in manchen Gegenden zu einem Faschingsulk benutzt. Das allgemeine Waffentragen, den Waffengebrauch (selbst Handwerksgesellen trugen in der Stadt den Degen zur Zier und auf die Wanderschaft gingen sie nicht ohne Wehr und Waffen), die Fehden zwischen Städten und Städten, Rittern und Rittern, der Städte gegen Fürsten und Ritter, der Zünfte, der Gesellenbünde gegen einander wird ja heute Niemand zurückwünschen, aber Unfreiheit und Knechtessinn bekunden doch diese Sitten oder Unsitten wahrhaftig nicht.

Und daß der an Unbändigkeit grenzende Unabhängigkeitsinn mit einem wohlgeordneten Wirthschaftleben vereinbar war, beweisen die landwirtschaftlichen Zustände; sogar in Beziehung auf die Früchte von Baumzweigen, die aufs Nachbargrundstück überhängen, war das Besitzrecht gesetzlich geregelt. Und während heute «och in Ruhland und in den Vereinigten Staaten die frevelhafteste Waldverwüstung getrieben wird, haben sich unsere Altvordern in „barbarischen" Zeiten sorglicher Forstwirthschaft befleißigt, die Ab-Holzung und Neupflanzung geregelt, den Baum- und Forstfrevel streng bestraft. Genau verzeichnet findet sich der „eiserne" Bestand an Vieh und Geräthen, den der abziehende Pächter feinem Nachfolger zu übergeben hat, und von der für jene Zeit reichlichen Ausstattung der Häuser zeugen die Vorschriften über die Theilung des Gerades (des weiblichen Heirathgutes; das männliche heißt Heergeräth.). Darin werden oft Badelaken erwähnt, die mit den auch bei anderen Gelegenheiten oft vorkommenden Badewannen zusammen beweisen, daß die mittelalterlichen Deutschen keine Schmutzfinken gewesen sind. Auch liest man in manchem Inventar: „Ein boich, dar sie teglichs ut leset." Grimm bemerkt dazu: „Bekanntlich konnten im dreizehnten Jahrhundert selbst die feinen gebildeten Ritter nicht lesen, sogar die Dichter nicht (Das war ein Rückschritt; die Ottonen hatten gleich Karl dem Großen auf Schulbildung des Adels gehalten); während unter den Frauen diese Fertigkeit ganz gewöhnlich war."

Wie menschlich unsere mittelalterlichen Vorfahren empfanden» kann man schon aus Dem schließen, was vom Zinshuhn der Wöchnerin angeführt wurde. Ueberhaupt wurde Schwangeren und Wöchnerinnen die zarteste Aufmerksamkeit erwiesen. Die Schwangeren durften sich aus fremden Gärten, auch aus denen der Gutsherrschaft, an Früchten und Gemüse holen, wonach sie gelüstete; der Mann sollte sie mit Wildpret und Fischen versorgen. War die Ent-

bindung vorüber, so mußte ihr der Amtmann Holz schicken, damit
sie das Kindlein fleißig baden könne. Wird demFröner dieNieder-
kunft der Frau gemeldet, während er auf dem Herrenacker Pflügt,
so soll er die Pferde ausspannen, nach Hause gehen und der Kind«
betteriu etwas Gutes anthun, „damit sie ihm seinen jungenBauern
desto besser pflegen und aufziehen könne". In den Höferechten wird
reichliche und gute Kost für das Gesinde und die Fröner vorge-
schrieben, auch, ,daß dem Pflüger zur Stärkung ein Gefäß mit Wein
oder Honig auf den Rain gestellt werde. (Ilms 18, SÄ1—6 steht
«in Mqnn auf dem Rain, der den Pflügenden zu trinken reicht, so
oft sie wenden. Doch wird nicht gesagt, daß, sie Knechte seien;
Sdyssee 18, 371—5 wünscht Odysseus, seine Tüchtigkeit in einem
Wettpflügen mit Eurymachus zu erweisen. Ein ähnlicher Brauch
ist, wie mir ein alterthumskundiger Freund mittheilt, für das alte
Egypten' nachgewiesen.) Fronarbeit darf nur zwischen Aufgang
«ind Untergang der Sonne geleistet werden, auch Regen macht ihr
ein Ende: Wer an Obst-, Wein» und Gemüsegärten vorübergeht,
darf drei, Aepfel, drei Trauben, drei Rüben nehmen und essen.
Auch der Reisende darf sich an Früchten erquicken, die am Weg
wachsen, und sein Pferd die Wiese abgrasen, wohl auch mit den
Vorderfüßen ins Kornfeld steigen und fressen lassen. (Aehnliche
Vorschriften findet man im Deuteronomium 23,24—23.)
Und wie voll Poesie und Humor ist das ganze öffentliche Le-
ben, namentlich das Recht! Welche Fülle alliterirender und asso-
nirender Rechtsformeln, von denen viele in der heutigen Um-
gangssprache erhalten geblieben sind wie Erb und Eigen, Bausch
und Bogen, Bank (wofür man heute Tisch sagt) und Bett! Welcher
Reichthum an sinnreichen Ceremonien! Keine Rechtshandlung, be-
sonders keine Uebergabe, keine Einweisung, kein Vertrag wurde
ohne symbolische Handlungen vollzogen. Jakob Grimm sagt im
Vorwort zu seinen Rechtsalterthümern: „Wer, ohne empört zu
sein, kann Adelungs Schilderungen der ältesten Deutschen lesen?
Aus allen einzelnen Lastern, deren die Geschichtschreiber erwäh-
nen, entwirft er ein Bild des Ganzen, eben als wollte man aus
den Kriminalfällen heutiger Zeitungen auf unsere Verworfen-
heit überhaupt schließen. Nicht besser verfahren gelehrte Beurthei-
ler deS Mittelalters; was hilft es, daß nun die Gedichte herausge-
geben worden sind, die uns das beseelte, frohe Leben jener Zeit in
hundert sinnigen und rührenden Schilderungen darstellen? Des
Geredes über Faustrecht und Feudalismus wird doch kein Ende;
es ist, als ob die Gegenwart gar kein Elend und Anrecht zu dulden
hätte oder neben den Leiden der damaligen Menschen gar keine

Freuden möglich gewesen wären. Hier blos das Rechtsverhältniß berührend, glaube ich, die Hörigkeit und Knechtschaft der Vergangenheit war'in Vielem leichter und liebreicher als das gedrückteDasein unserer Bauern und Fabriktagelöhner*); die heutige Erschwerung der Ehe für die angestellten Diener ^Beamten und Offiziere^ «grenzt an Leibeigenschaft; unsere schmachvollen Gefängnisse sind ärgere Qual als die verstümmelnden Leibesstrafen der Vorzeit. Bis zu? Abschaffung der Todesstrafe hat sich all unsere Bildung noch nicht erheben können; fast nur für Feigheit und Diebstahl, weil diese Verbrechen öffentlich verabscheut waren, kannte sie das rohe Alterthum. Statt seiner persönlichen Bußen haben wir unbarmherzige Strafen, statt seiner farbigen Symbole Stöße von Akten, statt seines Gerichtes unter blauem Himmel qualmende Schreibstuben; statt der Zinshühner und Fastnachteier den Pfänder, namenlose Abgaben in jeder Jahreszeit zu erpressen. Eintöniger Mattigkeit gewichen ist die individuelle Persönlichkeit, die kräftige Hausgewalt des alten Rechtes." Langjähriges Zuchthaus ist für einen kräftigen, energischen Wann, gar für den zukunftreichen Jüngling, in der That eine viel grausamere Strafe als Schläge, Verstümmelung und Hinrichtung. Die ältere Zeit kannte Einsperrung nur als Sicherunghaft. And den Humor ließ, man auch bei Gerichts- und sonstigen Amtshandlungen walten, sogar (man denke!) beim Steuerzahlen. War doch der Zins für den Grundherrn so ziemlich die einzige Steuer des Bauern. Von den vielen lustigen Bräuchen, die geübt wurden, mochte der Fronbote den Zins einsammeln !oder der Pflichtige SHn Mf dentzerrenhof bringen oder schicken, sollen nur drei erwähnt werden. In Walmersheim hatte jede Viertelhufe außer einem Weißbrötchen, dessen Maß mit ergötzlicher Ausführlichkeit beschrieben wird, ?Vs Eier zu liefern. Die Bauersfrau reicht 7 Eier heraus und ein achtes legt sie auf die Schwelle. Der Schulze hackt es mitten durch; was nach außen fällt (oder fließt? Daß dieses Ei gesotten sein mußte, wird nicht gesagt), gehört dem Grundherrn, was nach innen fällt oder läuft, bleibt der Frau. Die Ablieferung auf dem Hof war gewöhnlich ein Fest für die Hofeleute und den Abliefernden, der bewirthet und beschenkt wurde und oft mehr bekam, als er brachte. An einem Ort wurde er nach der Mahlzeit in Schlaf gegeigt. Der Bote (man nannte ihn das Walpertsmännchen), der dem Freiherrn von

*) Grimm hat Das im Jahr 1828 geschrieben; von gedrücktem Dasein der Bauern und Fabriktagelöhner kann man heute nicht mehr sprechen; eben so wenig von eintöniger Mattigkeit,

Buchenau die 36 Heller der Gemeinde Salzberg zu überbringen hatte, wurde drei. Tage lang mit Speise und Trank gelabt; brachte , er es fertig, drei Tage und Nachte lang zu schmausen und zu pokuliren, ohne einzuschlafen, dann mußte ihm der Zinsherr bis an sein seliges Ende freie Wohnung, Kost und Kleidung gewähren.

Daß, sich der Humor vielfach mit der Derbheit äußerte, die einem von Ueberbildung und Ueberfeinerung sehr weit entfernten kräftigen Geschlecht nun einmal eigen ist, versteht sich von selbst; weder die Liebeslieder vagirender Kleriker, die unter de!m Titel Osrinilin Lurank, herausgegeben worden sind, noch die Schwanke, die der Freiherr von Lahberg in seinen Liedersaal aufgenommen hat (er preist unsere Vorfahren glücklich, die sich den Lebensgenuß, durch keine Gewissensskrupel, durch keine Konvention verkümmern ließen), eignet sich zur Lecture für die heutige Jugend; sie würden, wenn sie ein Verleger dem größeren Publikum zugänglich machte, als „Schmutz" verpönt werden. Doch schreibt Karl Adolf Menzel in Beziehung auf diese Seite des Volkslebens, die bei dem kräftigen Stadtbürgerthum des ausgehenden Mittelalters sehr stark hervortrat: „Große Sittenreinheit, schöne AnVerdorbenheit wird kein Kundiger der Zeit nachrühmen, die in gewissem Sinn für das Blüthenalter der echten bürgerlichen Deutschheit erklärt werden mutz. Das aber kann nicht verkannt werden, daß gegen das deutsche Leben des fünfzehnten Jahrhunderts, besonders in der städtischen Form, in seiner inneren und äußeren Gediegenheit, in seiner Kraft, Selbständigkeit, Freudigkeit und Zuversichtlichkeit, der Zustand der Armsäligkeil, Perfallenheit, Abhängigkeit und Erniedrigung, in welchem nach dem Westfälischen Frieden besonders deutsches Bürgerwesen erschien, im betrübenden Absticke stand."

Wie zart mittelalterliche Menschen empfinden konnten, lehren die Dichter, von denen der heutige gebildete Deutsche doch wenig» stens einen kennt: Walther von der Vogelweide. Zwar sind sie Vertreter der höheren Stände, die sich im dreizehnten Jahrhundert der aus Frankreich stammenden feinen Sitte und höfischen Zucht, namentlich auch strengster Mäßigkeit befleißigten^(das Saufritterthum und sein bekanntester Repräsentant, Hans von Schweinichen, gehören dem sechzehnten Jahrhundert an, in dem auch die Grobianuszeit beginnt), und Herr Walther betont Das, indem er in seinem lieblichen Mailiede mahnt: zu „tanzen, lachen unde singen ane dörperheit". Doch entbehrte auch die derbe und ausgelassene Lust der Dorfjugend nicht aller Anmuth, wie manches Tanzlied und die Tracht der bäuerlichen Stutzer, Stickereien, flatternde Seidenbänder, gebrannte Locken, Täschchen mit Wohlgerüchen, beweist.

Neisse. Karl Ientsch.

Manets Olympia.*)

begreifen nicht mehr, warum die Verwaltung des Salons von 186S zwei Diener neben die „Olympia" stellen mußte, um sie vor den Stöcken der Besucher zu schützen; noch weniger, daß man das Bild mit der selben Kritik abzuthun versuchte, die sich gegen den Realismus Courbets empört hatte. Uns überrascht heute kaum noch die "Naturwahrheit in dem Bilde. An Natur hat man uns seitdem unendlich viel mehr geboten; und wir sind nicht sonderlich reicher dadurch geworden. Wir bewundern den Stil trotz den hundert Arten von Sti-Zisirungen, die uns seitdem geboten worden sind. Wir diskutiren nicht mehr, ob es erlaubt ist, eine schwarze Katze neben eine nackte Frau zu setzen (ein Detail, das damals Ströme von Tinte fließen ließ), sondern über die Mittel und Wege, die einen Menschen von dreißig Iahren dahin brachten, Das, was er zu sagen hatte, so vollendet zu sagen. Die Olympia ist kurz nach dem „Oszsuvsr sur I'Ksrbs", noch in dem selben Jahr, entstanden; und in der winzigen Zeit ist aus dem kühnen Neuling, der den Reichthum nicht bergen konnte, der in der Roth, den rechten Ausdruck zu finden, zu primitiven Mitteln griff und hart neben dem unangreifbaren Monument den kecken, unreifen Einfall, eine jenem Monumente nicht adäquate Umgebung stehen ließ, ein Weiser geworden. Gerade Das, was dem Oszsuusr fehlt, zeichnet die Olympia im höchsten Maße aus. Sie ist vor Allem eine in allen Theilen vollkommene Harmonie. Zeichnung und Farbe oder, sagen wir besser, Komposition und Ambiante, das Konstruktive und das Malerische tragen wie zwei gleich kräftige Säulen die Wirkung. Nicht ein Hauch des koloristischen Gepränges, das alles vorher von Manet Geschaffene übertrifft, ist zu viel, wird nicht von der Form gebändigt. Es giebt keine Reste wie im Dszsmisr sur I'Ksrbs. Ist dieses die Rhapsodie, deren gewaltiger Schwung über alle nicht aufgeräumten Schlacken des Werdeprozesses fortreißt, so möchte man die Olympia der geordneten Symphonie ver» gleichen, in der das Thema nach den Regeln der Kunst vollendet, erschöpft wird. Und trotzdem ein verwandtes Werk, verwandt in dem Besten, das Beide haben, in der Freiheit. Auch die Olympia bindet kein Kompromiß mit illegitimen Gewalten. Das Abgeschlossene kommt nicht dnrch willkürliches Ausscheiden von Mitteln, die zu der Sache gehören, zu Stande; kein Zagen fesselt die Empfindung, kein nutzloses Gesetz. Die Improvisation würde vor der Aufgabe versagen; haltloser Impressionismus hätte sie nie gelöst. Aber eben so wenig wäre einem unfreien Instinkt diese Erfüllung gelungen.

Die Aufgabe bot nicht die selben Schwierigkeiten. Manet war hier besser zu Haus. Das Interieur ließ sich auf einfacherem Weg ver-

*) Aus dem (mit 197 Abbildungen geschmückten) Band „Edouard Manet", der bei R. Piper S Co« in München erscheint und dessen, Autor bei den Lesern der „Zukunft" keiner Einführung bedarf.

allgemeinern und das Motiv erlaubte wieder klassische Hilfmittel.
Manet erinnerte sich an die Venus der Tribun«, deren kleine Kopie-
seit der florenzer Reise in seinem Atelier hing, und baute das Bild
nach dem selben Schema auf. Die Disposition der Gestalt auf dem La-
ger, die Stellung der Beine, des Hinteren Armes und der vorn liegen«,
den Hand, die Drapirung des Leinens, das unten vom Rahmen abge-
schnitten wird und links einen schräg ansteigenden Ausschnitt des Pol-»
sters läßtAlles weist sofort auf das Gemälde Tizians. Die Benutzung
des Vorbildes ist eben so deutlich wie im „Oszsunsr zur I'Ksrbs"; und
ebln so deutlich ist die Zuthat. Die Haltung des Oberkörpers der Olym-
pia unterscheidet sich durchaus von dem Vorbild,- und diese an sich be-
langlose Aenderung unterstreicht die sehr große Verschiedenheit der
Menschen, die dargestellt wurden, und die Auffassungen der Darsteller.
Tizian malt in der weich und lässig hingegossenen Frau die passive
Sinnlichkeit der schönen Träumerin, malt sie mit weichen Aebergän-
gen auf träumerische Art, und das wunderbare Zusammentreffen von.
Form und Gegenstand macht die Schönheit des Werkes. Die Subjek-
tivität des Meisters gleicht dem warmen Hauch, der den göttlichen Kör-
per umgiebt. So konnte kein Pariser aus der Zeit des Zweiten Kaiser-
reiches eine Frau malen, ohne ein Wenig sentimental, ein Wenig,
schal, ein Wenig unwahr zu werden, ohne ein mattes Abbild zu geben
und gerade das Kostbarste Tizians herabzuziehen, das Natürliche sei-
nes Stils. Die „Olympia" ist im Vergleich dazu kahl und ein Wenig
starr. In der kahlen Starrheit ersah das Auge des Malers den Nerv
des modernen Grofzstadtgeschöpfes, eines vollkommen neuen Wesens.
Es ist nicht keuscher oder weniger keusch. Davon weiß der Maler, der
sich eine höhere Warte als die Sittenschilderung gewählt hat, nichts,
will nichts davon wissen; und man kann wirklich auf nichts Dergleichen
aus seiner Darstellung schließen. Er ersieht Dinge, die sich nicht weni-
ger monumental verewigen lassen als die Traumwelt der Venus von
Arbino. And daß sie dieser Welt fremd, eher entgegengesetzt sind, stei-
gerte noch die Lust des Künstlers, es zu versuchen. Der Versuch ist um,
so giltiger, als er in dem selben Rahmen gewagt wird, der die andere
Welt beherbergt.

Das Neue ist das Aktive einer viel weniger unbewußten Weib-
lichkeit. Es kommt merkwürdig prägnant in dieser Gestalt zum Vor-
schein, und zwar nicht nur in der strengeren Haltung, in diesem wach-
samen Kopf, der aufrecht den Dingen entgegensieht, in der Spannung
des winzigen, absichtlich winzigen Körpers; auch in der Art der Dar-
stellung, in dem energischen Auftrag, in den unverhohlenen Farben-
kontrasten, in der Straffheit aller Mittel der Form. And diese Aeber-
einstimmung wirkt hier so überzeugend wie in dem Tizian, wo sie aus
ganz anderen Empfindungen hervorgeht und ganz andere Empfindun-
gen wachruft. Man kann in beiden Fällen aus der Form auf das Ver-
hältniß des Mannes zum Weiblichen schließen, nicht etwa auf das des
Malers der Olympia zu der Dargestellten, nicht einmal auf das Ver»

Manets Olympia.
HSltniß Manets zu den Frauen überhaupt, das (notabene) wenig in«
teressant war und uns nicht interessirt; vielmehr auf eine ganz verall»
gemeinerte Beziehung, an der uns Eins vor Allem wichtig ist: daß sie
sich mit dieser bei aller Verallgemeinerung packenden Gewalt einer
Olympia ausdrücken läßt; eben so sicher, eben so überzeugend wie Ti-
zian das lose Netz von Beziehungen seiner Venus zu ihrer Welt mit-»
malte. Die EntWickelung der Kunst scheint mit der EntWickelung des
Frauenthpus, für die diese beiden Bilder Stationen sind, zusammen-
zugehen: und daher kommt es wohl, daß sich uns alles Persönliche der
Gestaltung zu einem allgemeinen Symbol erweitert. Es steckt noch
Kindliches in der Olympia, in diesem kaum dem Kindesalter entwach-
senen Geschöpf. Die wunderbar charakterisirten Hände können noch
spielen, so gut wie die artverwandten Hände der Venus, die nichts An-
deres thaten. Und in dem starr gerichteten Kopf spuken noch tausend
rein weibliche Phantasien. Aber in diesen Händchen stecken daneben die
Möglichkeiten ganz anderer Energien. In dem Kopf rumort ein neues
Phantasieleben: vielleicht nicht reicher, vielleicht in den elementaren
Instinkten nicht viel anders, aber bewegter und deshalb bunter als die
Traumwelt der Frauen Tizians. Ein anderes Tempo des Daseins,
das der Kunst ein anderes Tempo diktirt.
Die Gestalt liegt, wie die Venus, so, daß der ganze vordere Zheil
des Körpers sichtbar wird und doch eine einzige schattenlose Fläche vom
Kopf bis zu den Fußspitzen die ganze Form enthält. Die modellirende
Hülle, die in dem Körper der Venus langsam vom Dunkel bis zu >mäßi°
ger Helle steigt, ist zu schmalen Grenzlinien geworden, die das Helle
nicht hindern, sondern hervorheben. Ob sich Manet sofort zu der Stel-
lung entschloß, ist nicht sicher. Die beiden Sepiazeichnungen nach ei-
nem auf der Seite liegenden Mädchen, das mit der einen Hand den
Kopf aufstützt, mit der anderen mit einer Katze spielt, gehören jeden-
falls annähernd in die Zeit der Olympia. Manet könnte das Bild so
begonnen und sich bald überzeugt haben, daß mit einer so losen Kom-
position die Aufgabe, die ihm vorschwebte, nicht zu lösen war. Die Rö-
thelzeichnung der ehemaligen Sammlung Henri Rouart kommt der
Olympia etwas näher. Vielleicht hängt auch die Ridirung einer Oda-
liske lose mit dem Gemälde zusammen. Die Stellung des Oberkörpers
der Olympia zeigt die schöne Tuschzeichnung der Sammlung Viau.
Das Mädchen ist bekleidet. Ein reiches Dscoletts läßt Brust und Arme
frei. Mit der Erfindung dieser Stellung hatte Manet ein wesentliches
Element des Bildes. Doch war es damals noch d'e Vorstellung einer
Grisette des Zweiten Kaiserreichs s Is Guys. Es galt, den Typus über
das Zeitliche zu erheben und das Fleisch von allem Pikanten zu reini-
gen. Manet hatte Mühe, weil das Modell seinen sündigen Freuden
nachging und nur posirte, wenn die Liebhaber eZ im Stich ließen.
Manche Veränderungen unwesentlicher Art wurden noch auf der Lein-
wand vorgenommen. Ursprünglich kam hinter dem Gesicht der Haar-
schopf hervor. Auf dem wundervollen Aquarell, auf den beiden Radi-

rungen und dem Holzschnitt ist der Schopf stehen gebli:ben und auf dem Gemälde sind noch Spuren unter der rothen Uebermalung bemerkbar. Die Verbesserung, die in dem geschmeidigen, mehr die Farbe als die Linie betonenden Aquarell belanglos gewesen wäre, fördert im Gemälde die monumentale Einfachheit des UmrisseZ und unterdrückt ein d>.n Kopf schmälerndes Detail. In den Radirungen tritt übrigens wieder die UNgeübtheit des Graveurs bei der Nebertragung der eigenen Sachen des Malers hervor. Aus der stolzen Olympia wird ein ba° nales Dutzendgeschöpf. Nach Differenzen zwischen den beiden Radi» rungen läßt sich annehmen, daß der Hintergrund des BildeZ ursprünglich summarischer behandelt war und nur hinter der Negerin die auch später beibehaltene Oeffnung zeigte. Die Modifikation bringt wieder eine Annäherung an das Gemälde Tizians, in dem auch der Hinter» grund an fast der selben Stelle getheilt wird. Manet verzichtet auf den Blick in das Interieur und damit auf eine Wirkung, die nicht wenig zur Bestimmung der Situation der träumenden Venus beiträgt. Solche Intimität hätte die Herbheit geschmälert. Aber er behielt auch in die» fem Theil eine merkwürdige Beziehung zu dem Vorbild. Er eint gleichsam das Linienspiel der beiden Hintergrundgestalten des Tizian. In dem Volumen der Negerin stett die Summe der beiden Dienerinnen und man möchte sogar ihren Umriß, der so wundervoll die Komposition bereichert, auf die beiden Gestalten Tizians zurückführen. Die Negerin rückt als handelnder Partner unmittelbar hinter die Hauptperson, erweitert die Differenz zwischen Hell und Dunkel zu einem großartigen Farbenspiel und erhöht das Wirksame des Symbols. Aus dem schlummernden Bologneser Hündchen zu Füßen der Venus von Urbino wird die aufrechtstehende Katze mit dem gebäumten Rücken und dem hochschießenden Schwanz, phantastisch wie der ganze Gefühls» gchalt der Szene.

Also war die Benutzung der Komposition eines großen Vorgängers, die im „Osz'sunsr sur I'Kerbe" spontaner Einfall scheint, kein vereinzelter Zufall, Wesentliche Momente beider Hauptwerke stützen sich auf Aeberliefertes. Es sind die Momente, bei denen die Ueberlieferung Stützen zu geben vermochte und bei denen der Moderne ihrer bedurfte. Manet war ein einsichtiger Baumeister, dem es nicht darauf ankam, mit billigen Fassadenkunststücken seine Originalität zu erweisen. Wo kein Grund vorlag, die Alten hintenanzusetzen, da verzichtete er auf die groben Mittel, sich zu unterscheiden, Er brauchte nicht das Haus auf den Kopf zu stellen, um darin als eigener Herr zu wirken. Ihm lag an der Organisation: eine Sache, ob sie ganz allein aus der Natur kam oder schon auf ihrem Wege den Genius eines Anderen getroffen hatte, so durchzudenken, durchzufühlen, daß sie sein Eigen wurde nnd dadurch neues Leben gewann. Diese Organisation bringt es mit sich, daß selbst, wenn man die Olympia neben die Venus in der Tribuna hinge, keine Wesensähnlichkeit bemerkt würde. Die Verschiedenheit der wirksamen Energien würde das Resultat unserer Analyse der Kompo»

sition als Das, was es ist und bleibt, als Theil unter anderen, viel we°
seitlicheren, erscheinen lassen.
Aehnlich wie im „Oszsrmsr sur I'Ksrbs" ist der Schwarz-Weih-
Kontrast der starke Rahmen für die Koloristik und sorgt für die Prä-
gung der Erscheinung. Aber die Organisation innerhalb des Rahmens
geht viel weiter. Es giebt kein Stilleben, das einseitige Bedeutung be-
ansprucht, obwohl sich der Stillebenmaler noch glänzender ausspricht.
Es giebt kein Zuwenig, kein Zuviel. Zu der starken Wirkung des „Os-
Germer sur I'Ksrbs" trägt immerhin auch ein etwas übertriebener Effekt
bei: die rücksichtlose Helligkeit des Nackten neben den dunklen Män-
nern, deren vermittelnde Nuancen das Unvorhergesehene der Domi-
nante nicht zu überwinden vermögen. In der Olympia befindet sich
das Farbige innerhalb der Gruppe vollkommen im Gleichgewicht; und
sie monumentale Wirkung ist deshalb nicht geringer. Das Elphenbein
des Körpers (wieder von Rosa gewärmt, das namentlich im Gesicht
und in den Extremitäten deutlicher hervortritt) liegt, wie die Perle auf
der Muschel, auf einem Piedestal aus tonverwandten Stoffen, so daß
die ganze Helligkeit von Weitem wie eine große lichte, das Bild durch-
strömende Woge erscheint. Links das Armband, rechts der Schuh kon-
zentrircn die gelben Nuancen des sehr pastosen Fleisches; das Arm-
band goldgelb, der Schuh, ein kostbares Bibelot, das Delacroix ent-
zücken konnte, in dem Flachsgelb Manets, mit himmelblauer Borte,
Das Haar, in ganz breit gestrichenem Braun, giebt die einzige Verbin-
dung mit der rothbraunen Wand hinter dem Oberkörper. In dem Roth
der Wand wird das warme Bordeaux des Stückchens Sofas (im Vor-
dergrund) gedämpft. In den verblichenen Ornamenten der dunklen
Tapete kommt ein sehr gemilderter Reflex des Elphenbeins wieder,
der sich in dem vertikalen Grenzstrich zu einem diskreten goldigen Ton
erhöht. Sonst wird der Hintergrund im Wesentlichen mit dunklen grü-
nen Tönen bestritten; mit einem tief leuchtenden Smaragd in dem
Vorhang zur Linken, rechts mit noch dunklerem Grün, das ein Wenig
zu indifferent wirkt. Die Oeffnung hinter der Negerin braun, das
kleine viereckige Stückchen oben in einem grünlichen Grau. Manet hat
an dem Hintergrund viel herumgedoktort. Die Negerin verhütet, daß
die dunklen Grün das Fleisch zu kalt machen. Wiederum brauchte er
die Dunkelheit eben der Negerin wegen, um ihre räumliche Stellung
zu sichern. Das ist gelungen. Doch wird das an modernen Bildern ge-
schulte Auge das Mittel diskutabel finden und in der Dunkelheit hin-
ter der Gruppe trotz Manets Bemühungen, sie zu beleben, immer noch
zu sehr den Hintergrund, die sS Ko« geschaffene Kontrastfläche sehen und
namentlich in der rechten Hälfte einen Reflex der Vorgänge vermis-
sen, die sich vor der nahen Wand abspielen. Dafür steigern sich gerade
hier diese Vorgänge zu einem Gipfel des Farbigen.'Das schöne Braun
der Negerin, eine Vertiefung des Brauns der linken Wand, steht
prachtvoll zu dem Elphenbein. Das Roth, das darin mitwirkt, scheint
aus dem blutrothen Ohrring herauszufließen und kommt, mit Grau-

weiß vermischt, in dem Kopfputz wieder. Das Fleisch der Negerin wird von dem Fleisch der Nackten durch das wunderbar Stoffliche des rosa Kleides getrennt, eine Wiederholung der Schleife im Haar der Olhm-Pia, aber milchiger, von unerblickter Pracht. Nm den Hals wächst das grau beschattete weiße Hemd heraus, im Gleichklang mit den Laken des Bettes. Und vor dem Rosa breitet sich in weißer Hülle das Bouquet aus. Die Blumen, das lebhafteste Roth und Grün zwischen Weiß und Grau, sind so schnell gemalt, wie sie in der Natur gebrochen wurden.
In ihren Tonwerthen steckt Etwas von dem späteren Cszanne. Dieses Ensemble, der Schuh auf dem spanischen Tuch, das pastose Elphenbein des Fleisches, das lose Bouquet mit der tiefbraunen Hand, das rosa Aewand mit den reichen Falten über dem grauweißen Hemd und der braune Kopf darüber, diese Häufung von rein farbigen Reizen, verbunden mit schönsten Materien, von denen jede einzelne streng geson» dert ihre Art behauptet, ist einzig. Man kennt Neger und Negerinnen auf vielen Bildern, wo sie die Pracht der Situation vermehren. Es will uns scheinen, als habe noch nie ein Künstler eine Negerin von der Art dieser Gefährtin der Olympia gemalt. Seit den Venezianern verbindet sich mit diesen Dienerinnen schöner Wollust die Illusion des juwelen- und düftereichen Orients. Es gehört zu Manet, daß nicht ein Hauch dieser Welt die eigenen Reize der Blumen tragenden Schwcrrzcn bestimmt. Wenn es nicht ein Nonsens wäre, könnte man sich einbilden, die Negerin habe ihre Herkunft mit den Blumen und dem nackten Mädchen gemein: so eng gehört sie zu Manets Geschöpfen.
In dem Piedestal feiert Manets Tonkunst Triumphe. Der Körper ist von dem Laken durch das spanische Tuch getrennt. Man fühlt das zarte schmiegsame Gewebe besonders deutlich neben dem sehr festen Fleisch; und die Verschiedenheit der Materien wird von der Verwandtschaft der Farben nicht im Geringsten beeinträchtigt. Das Tuch ist das leicht vergraute Gelb des Fleisches, aber ohne das Rosa, mit leichten rothen, blaugrünen und dunkelvioletten Blumen durchwirkt und mit goldgelben Fransen. Kräftige Striche von bläulichem Grau auf schneeigem Weiß malen die Laken. Die entscheidende Gesammtwirkung giebt einen hellen, bläulichen Ton wie das Bouquet, das in der Struktur ähnlich gemalt ist. Das Gelb des Körpers liegt wie eine starre, unlösbare Masse dazwischen. Die Derbheit in der Behandlung der schönen Farben würzt das Phantastische der Szene.
Diese Derbheit entfernt die Olympia weit von Tizian und fast eben so weit von den spanischen Einflüssen und scheidet zumal die Beziehung zu den Bildern aus, die man der Motive wegen mit ihr in Verbindung gebracht hat: die vielumstrittene „Venus"" von Velasquez in der National Gallerh und Goyas „Maja" im madrider Prado. Die fragile Grazie des londoner Bildes, bei dem es sich weniger um die Darstellung eines Weibes als um eine weibliche Darstellung handelt, hält vor der Männlichkeit des Manet nicht Stand; und die „Maja" wird seicht, beinahe obszön. Beiden fehlt der unnahbare Stolz

der Anschauung, der das pariser Proletariermädchen der fürstlichen Ahnin in Florenz, die ihm Pathe stand, würdig macht.
Manet ließ die Olympia ein paar Jahr im Atelier hängen und entschloß sich erst auf Zureden Baudelaires, sie im Salon von 18SS auszustellen. Zwanzig Jahre später, kurz nach dem Tode des Meisters, brachte eine Subskription von Freunden die zwanzigtausend Francs zusammen, um der Witwe das Werk für den Luxembourg abzukaufen, und die Freunde, Claude Monet an der Spitze, setzten, was viel schwieriger zu erreichen war, die Annahme des Bildes durch. Nach zwei weiteren Dezennien rückte es eine Stufe höher. 1907 ließ es Clemenceau in den Louvre hängen. In der „Salls äss Ltsts", die das neunzehnte Jahrhundert beherbergt, hat es einen Ehrenplatz an einer der vier Eckwände. In den drei anderen hängen die Dantebarke, die „k'sinivss ä'^Igsr" und Ingres' liegende Odaliske. Die Olympia hängt sehr gut hier. Man erkennt, was sie mit den Anderen gemein hat und was sie von ihnen trennt. Sonderbarer Weise erscheint der Zusammenhang mit dem großen Führer der neueren französischen Malerei viel loser (man könnte ihn nur auf Grund technischer Dinge construiren) als der mit dem Gegenpol Delacroix', auf den man bei Manet am Wenigsten gefaßt ist, mit Ingres. Gleich daneben hängt der Trohon, etwas weiter der Musentanz Corots. Wir spüren nicht die leiseste Beziehung zu der Olympia, auch wenn wir uns viele andere Bilder ähnlicher Art hinzudenken. Aber zwischen dem Trohon und dem Corot hängt die wunderbare „Madame Riviöre" von Ingres mit dem wallenden Schleier auf dem blauen Pfühl; und da bleibt der Blick, der von der Olympia voll ist, wie magnetisch angezogen hängen. Man wird zu keinem Vergleich getrieben. Jede Einzelheit scheint jede Möglichkeit dcs Vergleiches auszuschließen. Wenn man näher an den Ingres herantritt, wird Manets Vorstellungwelt von dem wie blechern wirkenden schwarzen Haar, von dem aufs Aeußerste detaillirten türkischen Tuch, von der ganzen Perfektion dieser wie Kleinkunst wirkenden Bild« nihmalerei abgestoßen. Tritt man aber nicht näher heran, bleibt man so weit stehen, daß der Blick gemächlich von dem einen Bild zum anderen wandern kann, so ist es, als zögen sich alle haargenau gezeichneten Einzelheiten des Ingres, alle seine Härten, eben so zu einer Massenwirkung zusammen, wie sich die Pinselstriche auf der Olympia zu wirksamen Massen einen. Die Härten des Bildnisses führen zu dem unvergeßlichen Ausdruck weicher Anmuth, zu dem unlösbaren Zusammenhang aller Theile, der uns hier vielleicht noch inniger als in dcr Olympia erscheint. Man meint dann auch hier, trotz der Häufung von Details, eine Vereinfachung zu erkennen, die, wenn schon verschwiegener, nicht weniger wirksam ist und mit ganz anderen Mitteln zu, einem dem Gehalt der Olympia verwandten Resultat führt. Wie bescheiden wird der Forscher vor solchen unanalysirbaren Beziehungen! Der Ingres soll modellirt sein, der Manet nicht; und dabei ist Einem, als sei die Olympia in der Modellirung viel weiter getrieben

als die „Madame Rivwre", als sei hier das Flächige nicht weniger ge°
wahrt, obwohl die Schatten'(freilich, wie zart!) das Fleisch umspielen.
Die seltene Sachlichkeit, die nicht der Wärme entbehrt, aber die warme
Gefühlsregung des Darstellers ungreifbar macht, ist das Gemeinsame;
und es führt geradezu zu einer Instinktgemeinschaft. In dem Bildnis;
der Dame stecken die Möglichkeiten der Olympia. Vielleicht wäre es
nur nöthig, das Bildnifz zu entkleiden. Dagegen enthält die Olympia
Möglichkeiten, die Ingres' Anschauungen weit hinter sich lassen. Zo°
las Behauptung, sie enthalte den ganzen Manet, war für das Stück
des Oenvre, das in den sechziger Iahren vollendet war, zutreffend!
aber auch nur für dieses Stück. Wie viel Anderes, fast Entgegengesetz-
tes sollte dazu kommen! And Zola irrte, wenn er damals schrieb, die
Olympia enthalte nicht nur den ganzen Manet, sondern nur Manet.
Man fühlt gerade in dem Saal des Louvre das Traditionelle des Wer-
kes. Daher sagt uns Iolas Behauptung, die Nackte sei nur ein Modell
von der Straße gewesen, an dem Manet nur das Malerische gereizt
habe, nicht viel. Weder die Olympia noch das Oszeuusr sur I'Ksrbs, von
dem Zola das Selbe sagte, verdanken einem neuen Begriff des Male-
rischen ihre Wirkung. Dieser Begriff ist zu allgemein geworden. Unser
Auge hat sich mit Dingen, die malerisch genannt werden, übersättigt.
Merke, die in der LsUs äss Hwts ihren Rang behaupten, sind seltener
geworden. Neber die Tradition, die das Oszsiinsr sur I'Ksrbs und die
Olympia trägt, sollte Manet hinausgehen; und wir sind mitgegangen,
froh des Gewinnes. Es ist zuweilen gut, in den Louvre zu gehen, um
zu merken, wie viel wir dabei verloren haben.

Paris. Julius Meier-Graes e.

Juristen und Laien.

ie Gerichtsgewalt hat seit den ältesten Zeiten für einen Haupt»
besiandtheil der königlichen Gewalt, der Staatsgewalt gegolten.
Ja, es giebt gar keinen wichtigeren und wesentlicheren Inhalt beider
Gewalten. Ohne sie wäre das Königthum nicht souverain, also kein
Königthum, die Staatsgewalt nicht die Macht im Staat. Das Recht
mufz im Namen des Königs, der Staatsgewalt gesprochen werden und
muß dem Willen der Staatsgewalt entsprechen. Im modernen Staat
hat dieser Wille seine Verkörperung im Gesetz gefunden. Deshalb dür-
fen nur Gerichte bestehen, welche die Gewähr bieten, daß ihre Recht-
sprcchung Gesetzesanwendung ist. Wo Dies nicht verbürgt ist, haben
wir in Wirklichkeit keine Staatsgerichte, hat der Staat in Wahrheit
nicht mehr die Gerichtsgewalt; sie ist dann dort, wo die Quelle des

Rechtes ist, das solche Gerichte anwenden, also nicht bei der Staats« gewalt. Und dieser Zustand besteht bei uns schon auf breiterem Gebiet, als die Meisten glauben. In der Strafrechtspflege droht die Gerichts- gewalt ganz den Händen der Staatsgewalt zu entgleiten; und ihre be- rufensten Vertreter helfen dabei zum Theil frisch mit.
Nach dem jüngsten Entwurf der StPO und des GVG sollten bei allen Strafgerichten Erster Instanz (und sie sind die wichtigsten) nach dem Willen der Mehrheit der Volksvertreter und sogar einzel- ner Regirungen selbst in der Berufunginstanz die Volksrichter den Ausschlag geben. Dienen aber Gerichte, in denen diese Männer die Entscheidung haben, noch dem Vollzug des Gesetzes, des Willens der Staatsgewalt? Wer die Frage gutgläubig bejaht, kennt die Verhält- nisse nicht genügend. Leider stehen gerade auch an maßgebenden Stel- len nicht selten Männer, die persönlich nicht genug mit Laienrichtern zusammen gearbeitet oder es doch nur zu einer Zeit gethan haben, wo die Verhältnisse noch wesentlich anders lagen als jetzt. Denn die Ach- tung vor dem Gesetz ist bei den Laienrichtern in stetem Schwinden. Es scheint, daß die Laien an den Schöffengerichten bald nach deren Ein- führung im Allgemeinen mit einer gewissen bescheidenen Zurückhal- tung an die ihnen ungewohnte Aufgabe herantraten, so daß der Vor- sitzende in der Regel in allen Rechtsfragen und auch darüber hinaus in weitem Umfang durch seine überlegene Erfahrung in der Rechts- pflege den Ausschlag gab. Daher glauben Viele heute noch, die Schöf- fen seien im Ganzen auf die Rechtsprechung nur von geringem Ein- fluß, also unschädlich, aber dadurch werthvoll, daß sie der Rechtspflege einen volksthümlichen Anstrich geben, und empfehlen deshalb diese Einrichtung auch für die Landgerichte. Dieses Bild ist für die Verhält- nisse unserer Tage durchaus unzutreffend und wird es immer mehr. Die sehr stark zunehmende Demokratisirung und die sich häufenden Angriffe auf die Berufsrichter und unsere gesetzlichen Einrichtungen haben hier erheblichen Wandel geschaffen. Der Einfluß des Vorsitzen- den wird immer geringer, selbst bei der Beurtheilung von Rechtsfra- gen, weniger deshalb, weil die Schöffen selbst wähnen, auch diese Fra- gen besser zn verstehen, als vielmehr, weil sie sehr oft von einer grund- verschiedenen Auffassung ihres Richteramtes ausgehen. Sie betrach- ten sich sehr gern bei der Rechtsprechung als souveraine Richter, die das Recht in der eigenen Brust tragen, und neigen dazu, nur ihrem „Gefühl", nicht dem Gesetz zu folgen, das sie ja nicht'kennen und nicht verstehen, daher auch nicht achten. Denn was man nicht kennt und nicht versteht, pflegt man auch nicht richtig zu achten. Je mehr die Laien- richter sich daran gewöhnen, es mit dem Gesetz nicht genau zu nehmen, um so mehr schwindet auch dadurch wieder die Achtung vor ihm, der Glaube an seine Nothwendigkeit und Unverbrüchlichkeit. Wo das Ge- setz ihm nicht paßt, setzt sich der Laie als Richter darüber hinweg. Die- ses „Gefühl", das so in Wahrheit die Rechtsquelle der Volksgerichte wird, ist im besten Fall ein Billigkeitgefühl, das der Rücksicht auf den

einzelnen Fall die im Interesse des Ganzen nothwendige Ordnung, das Wesen des Rechts, opfert; sehr oft aber verstecken sich hinter die« fem sehr unbestimmten Gefühl Willkür, rohe oder unreine Leidenschaften, Instinkte, Vorurtheile und Unwissenheit aller Art. Statt des Gesetzes, des Staatswillens, ist die Willkür des einzelnen Richters die „Rechts"»Quelle geworden. Wie auf diese Weise die sittliche und geistige Kulturarbeit von Jahrtausenden, die in der Gesetzgebung aufgespeichert ist, geopfert wird, wie eine solche Rechtsprechung der strengen und heilsamen Zucht, die das Gesetz für den Richter mit sich bringt, völlig entfremdet wird, brauche ich nicht zu erweisen. Diese Anarchie im Staatswillen gelangt in den ohne Angabe der Gründe verkündeten Wahrsprüchen dm Geschworenen sehr schlecht verhüllt, in den schöffengerichtlichen Nrtheilen dagegen oft genug in unverhüllter Schroffheit zum Ausdruck. Durchaus zu wünschen ist auch, daß sie von dem Vor» sitzenden nicht (was oft geschieht) künstlich verschleiert wird. Nicht selten wird mit nackten Worten gesagt, der Thatbestand des Strafgesetzes sei festgestellt, aber das Gericht habe auf Freisprechung erkannt. Man regt sich darüber an den berufenen Stellen kaum noch auf; man igno» rirt diese Gesetzlosigkeiten und Rechtsbeugungen. Gegen die Nrtheile der Schöffengerichte wenigstens hilft jetzt noch die Berufung des Amtsanwalts. Aber wenn einmal auch in der Berufunginstanz Laien den Ausschlag geben, dann erst wird die Gesetzlosigkeit üppig und voll ins Kraut schießen. Wir wissen, wie oft schon jetzt die Schöffen nur dadurch zur Beobachtung des Gesetzes bestimmt werden können, daß der Vorsitzende sie darauf hinweist, das ungesetzliche Nrtheil müsse auf die sicher zu erwartende Berufung des Amtsanwalts aufgehoben werden und der ungesetzlich Begünstigte habe dann nur noch höhere Kosten zu bezahlen. Auch dieses Mittel wird nicht mehr fruchten, wenn einmal die Laien auch in der Zweiten Instanz entscheiden. Denn die Schöffen der Ersten Instanz rechnen dann darauf, daß dort das Gesetz eben so wenig beachtet werden wird wie von ihnen.

Wie kann man an diesem Zustand der Gesetzlosigkeit Gefallen finden? Doch nur dann, wenn man nicht so will wie die Staatsgewalt, deren Wille im Gesetz verkörpert ist, wenn man ihrem Willen den Vollzug versagen, sie schwächen will. Sehr verschiedenartige Ginflüsse tieften in dieser Richtung zusammen. Der erste kommt aus der Plutokratie: ihr Gott ist Geld, ihre Losung „Wirtschaft", auch das öffentliche und Staatsleben ist für sie nur ein Stück Wirthschaftleben. Sie strebt, mit Geld Alles zu erreichen und zu beherrschen, auch im Staat das Heft an sich zu reißen, und sucht ihren Einfluß an die Stelle der Macht der Krone und der herrschenden Gewalten im Staat zu setzen und Alles, was ihrem Einfluß widerstrebt, zu beseitigen oder zu schwächen. Gewohnt, daß selbst Minister ihren Wünschen sich fügen, sieht sie in einem völlig unabhängigen, nur dem Gesetz dienenden und auch ihren feinsten Künsten unzugänglichen Richterstand eine ihr eben so ungewohnte wie unerträgliche Schranke ihrer sonst kaum eine Grenze

kennenden Macht. In der Phrasenfabrik ihrer Presse ist das Schlag-
wort vom „weltfremden Richter" geprägt worden. In der That ist der
Richter ihrer Welt, in der nur Geld gilt, fremd, so genau er sie auch
kennt. In ihrem Ziel begegnet sie der anderen treibenden Macht unse-
res öffentlichen Lebens: der Demokratie. Die ist zwar von ganz ande-
rer Art. Trotzdem ist der Einfluß der Plutokratie auf die Massen sehr
groß. Das Mittel hierzu haben sie vor Allem in der Presse. In unse-
rer Zeit der Maschinen und Massenerzeugung werden selbst die Ideen
auf solche Weise erzeugt. Die das Geld haben, beherrschen dadurch ei-
nen Theil der Presse und bringen ihre Ideen wie Massenerzeugnisse
unter die Menge; sie schaffen selbst die „Oeffentliche Meinung", die
sie wünschen. Sie wenden sich dabei, um die Masse zu beeinflussen, an
deren rohe Begierden. Sie wissen, daß dieser schlimmste aller Despoten,
dem unser Wahlrecht so große Macht einräumt, umschmeichelt sein
will; sie schmeicheln ihm darum vor, daß er durchaus das Zeug zur
Herrschaft habe, daß er viel besser zu regiren und zu richten verstehe
als die Organe der Staatsgewalt, daß seine angeborene Fähigkeit und
Klugheit die Berufsvorbildung und Schulung der Staatsrichter weit
übertreffe und sein Rechtsgefühl viel mehr Werth sei als Kenntniß des
Rechts. Ihr Mittel zur Ueberredung ist die Phrase und das Schlag-
wort. Denn je leerer das schillernde Wort ist, um so sicherer wirkt es
t auf die gedankenlose Oberflächlichkeit der Masse. So reichen sich Pluto-
kratie und Demokratie die Hand. Beide streben ja nach Freiheit und
Gleichheit; unter „Freiheit" verstehen sie die Freimachung von allen
strengen Pflichten, die Jeder gegen sein Volk hat, und von allen ernsten
Opfern für dieses Volk; unter „Gleichheit" die Beseitigung aller natür-
lichen und geschichtlich gewordenen Unterscheidungen, damit der dann
allein noch einen Unterschied unter den Menschen begründende Geld-
sack nun um so sicherer herrsche. Wer diesem in Nordamerika schon er-
reichten herrlichen Ziel nicht zustrebt, heißt reaktionär.
Im Lichte dieses Ideals glänzt der Volksrichter. Gr ist ganz die
Molluske, die der Mammon und die Demagogie an die Stelle des
Staatsrichters, jenes ungefügigen, harten Ecksteins der bestehenden
Staatsordnung, wünschen. Der Volksrichter tritt mitten aus dem Er-
werbsleben an den Richtertisch, ist mitten in dieses Lebens Abhängig-
keiten grober und feiner Art gestellt und hat nie die Unabhängigkeit
als seine besondere Berufs- und Standesehre betrachtet; sie nützt ihm
ja beim Erwerb, auf den für ihn Alles ankommt, nichts. Er ist nicht
gewohnt und befähigt, nach festen Grundsätzen zu richten, und daher
allen Parteiphrasen einer schaumschlägerischen Demagogie, mit denen
sie in Presse, Versammlungen und Parlamenten um sich wirft und
auch anhängige Strafverfahren zu beeinflussen sucht, preisgegeben.
Man lobt dieses treffliche Werkzeug des Volksrichters über den Schel-
lenkönig und die „Oeffentliche Meinung" über den Staats- und den
Volksrichter ist fertig.
Wie stellen sich aber die berufenen Vertreter der Staatsgewalt

dazu ? Sie stoßen allzu oft ins selbe Horn. Man möchte meinen, auch sie wollen nicht so wie die Staatsgewalt oder seien in ihrem eigenen Wollen gespalten. Man giebt»gerade dem Strafrichter eben so strenge wie genaue Befehle und sorgt zugleich dafür, daß sie nicht befolgt werden. Man fordert vom Richter immer gründlichere Kenntniß und Schulung in Haupt- und Nebenfächern, Noch viel besser aber, sagt man, sei es, wenn die Richter gar nichts von Alledem wüßten und verstünden, und sorgt dafür, daß in allen Fragen, über die ein Richter Be° scheid wissen müsse, solche Richter entscheiden müssen, die hiervon gar nichts verstehen.

Der Widerstand der Regirungen gegen den Phrasenstrom der Oeffentlichen Meinung ist in Deutschland seit Bismarcks Rücktritt seltener und schwächer geworden. Man hält es vielfach für opportun, mit ihm zu schwimmen. Die Geschichte der jüngsten (jetzt zum Glück begrabenen) Strafprozeßnovelle ist hierfür lehrreich. Um über parlamentarische Unebenheiten, über Verlegenheiten der „Blockpolitik" hinweg« zukommen und die Regirung auch in solchen Kreisen, die bisher schlecht auf sie zu sprechen waren, „populär" zu machen, versprach man ihnen diese „Reform". Bon dieser Popularität meinte Bismarck einmal, er erschreae über sie, wenn sie seinen Maßnahmen unvermuthet zu Theil werde, und fürchte, einen Fehler gemacht zu haben. Um lästige An» griffe auf die Strafrechtspflege zum Schweigen zu bringen, war man entschlossen, sie den Angreifern selbst auszuliefern. Um eine belagerte wichtige Festung von den Angreifern zu befreien, ist allerdings das einfachste und sicherste Mittel die Uebergabe an die Angreifer. Auch macht man sich dadurch bei ihnen beliebt. Aber Achtung gewinnt man dadurch weder bei Freund noch bei Feind. Und das Bollwerk ist dann verloren. Der Angreifer ist damit nicht abgefertigt, sondern sein Appetit wächst mit dem Essen, er benützt die willkommene Stärkung seiner Macht, um den Angegriffenen, der sich selbst seines Schutzes beraubte, nun erst recht zu bedrängen und leichter zu überwältigen. Die Staatsgewalt wollte ihren Schutz gerade Denen übertragen, gegen die sie vielfach geschützt werden soll. Ihre Autorität lief dadurch Gefahr, der Lächerlichkeit zu verfallen. Hoffentlich ist nach dem Begräbnis; der Novelle auf dieser schiefen Ebene für immer Halt gemacht und hoffentlich werden in Zukunft die Warnungen Derer, die aus ihrer täglichen Erfahrung die Gefahr am Besten kennen, nicht wieder überhört.

Man befreie endlich den Strafrichter von den unwürdigen, engen Fesseln, welche die Freiheit seines richterlichen Ermessens einschnüren, statt sie zu begrenzen, gebe ihm insbesondere größere Freiheit in der Wahl der Strafarten und größeren Spielraum durch Herabsetzung der Mindeststrafen, auch lasse man es an gesetzlichen Sicherheitventilen zu Gunsten des Angeklagten nicht fehlen. Doch man verlange unbedingte Achtung des Gesetzes und dulde keine Gerichte, die nicht sichere Gewähr hierfür bieten. . !. ,

Deggendorf. Landgerichtsrath Gustav Beck.

n schlimmen Tagen, wenn alle Bande frommer Scheu gelöst sind,
KW sucht man die Börsenkurse zu stützen. Die natürliche Voraussetzung der Preisgestaltung, das Verhältnis; von Angebot und Nachfrage, wird mit äußerstem Mißtrauen angesehen; und ängstliche Sorge hascht nach dem Heilmittel, das man „Intervention" nennt. Die Emissionhäuser Pflegen sich um den Kurs ihrer Papiere zu kümmern; und Niemand fragt, ob sich dieser Gebrauch mit den Grundsätzen der Bolkswirthschaft verträgt. Er wird gefordert; und wer sich ihm nicht fügt, wird getadelt. Wie läßt sich der Gingriff begründen? Durch die Fiktion, daß jedes Papier einen bestimmten inneren Werth habe, der gegen Herabsetzung geschützt werden muß; freilich erst, wenn das Mißverhältniß zwischen Werth und Kurs zu arg wird. In der Praxis
aber heißt es einfach: „Wir halten nur die Papiere über Wasser, die uns selbst besonders wichtig sind. Das Uebrige mag schwimmen". Das Publikum ist zufrieden, wenn ihm ein hilfreicher Geist den Kurs vor Gefahren schützt. Als die Furcht vor dem Krieg endemisch geworden war, beschlossen die Banken, der Börse durch Käufe zu helfen. Biel thaten sie nicht; nur gerade genug, um den Schein zu wahren: denn sie mußten auf Liquidität halten. Und man kann ja nie wissen, ob die Papiere später nicht noch billiger zu haben sind. Bei den festverzinslichen Papieren haben die Interventionen „das Nationalvermögen zu schützen". Das klingt nach Staatsaktion und wirkt überzeugend. In der Theorie. Die Praxis ist: dreiprozentigeReichsanleih«77 (1893: fast Pari); vierprozentige preußische Konsols 99,10 (Emissionpreis 102,7« bis 101,50)'. Die Seehandlung, die preußische Staatsbank, hatte Mühe, eine De» route der Stadtanleihen zu verhüten. Seit einiger Zeit wird ein Theil der Kommunalobligationen nur zweimal wöchentlich auf den Kurszettel gesetzt; dabei handelt es sich um Stücke, in denen selten Umsätze vorkommen. Gegen die Reform war, mit gutem Grund, Ginspruch erhoben worden. Wollte man Notirungen dieser Art vermeiden, so mußten sehr viele Kursangaben wegfallen; nicht nur die Stadtanleihen. Die Folge der Kur war ein jäher Kurssturz, als die Kriegsfurcht einen kleinen Posten solcher Ausnahmepapiere auf den Markt trieb. Eine offizielle Kursnotiz fehlte; durch das Angebot von 2 bis 3000 Mark war also der „Preisbewegung" jede Möglichkeit gegeben. Der Abnehmer konnte den Kurs bestimmen. Um ärgeren Folgen vorzubeugen, warf die Seehandlung einen Rettungring. Solche Interventionen sind für die Staatskassen nicht angenehm. Aber sie sind Ehrensache. Weil Angebot und Nachfrage sich nicht um die Ehre kümmern. Auch den Besitzern von Hhpothekenpfandbriefen geht es nicht gut, Bierprozentige Stücke bester Qualität sind zu 952/4 Prozent zu haben. Am Zeichnungpreis hat der Besitzer fast 5 Prozent verloren; und wer gar, vor sechs Jahren, 103 Prozent gab, ist noch mehr geschädigt. Man ist gewöhnt, die Hypothekenbank als sicher wirkende Nachhilfe der

Pfandbriefkurse zu sehen. Wer solche Papiere kauft, hält die Inte»
vention für eine ihrer Lebensbedingungen. Aber das Exempel ist nicht
richtig. Die Banken interessiren sich nur für die jüngsten Serien ihrer
Pfandbriefe, die sie unterbringen und zu guten Preisen verkaufen müs-
sen, um Verluste zu meiden. Die älteren Papiere bleiben sich selbst
überlassen. Daher die Preisunterschiede bei Papieren einer Gattung.
Wenn die Bank Schuldverschreibungen zu höherem Kurs als dem Til-
gungpreis verkauft, so erzielt sie einen Agiogewinn; kauft sie zu nie-
drigerem Kurs zurück, so bleibt ihr ein Disagiogewinn. Ein Disagio-
verlust entsteht, wenn sie schlechter verkaufen must, als sie zu amor-
tisiren hat. Ueber die Verwendung dieser Gewinne und die Verrech-
nung der Einbußen giebt es besondere Vorschriften. Im Mittelpunkt
dieser Zusammenhänge steht die Tilgung, die durch Auslosung erfolgt.
Der Parikurs ist also jedem Pfandbriefbesitzer, der den Tag des Heils
erlebt, sicher. Man darf deshalb sagen: „Wer eine SVsProzentige Hh-
pothekenobligation erwirbt, hat die Chance des niedrigen Preises (87)
und den Amortisationgewinn von 13 Prozent, der auf die restliche
Frist für die Tilgung (im Durchschnitt sechzig Jahre vom Ausgabetag
an) vertheilt werden muß". Das Pfandbriefinstitut kann den Tilgung-
gewinn selbst schlucken, wenn es Stücks die niedrig im Kurs stehen,
aus dem Verkehr zieht. Die brauchen nicht mehr ausgelost zu werden,
sind also erledigt. Eine Schranke aber hemmt die üppige Entfaltung
solcher gewinnbringenden Thätigkeit: die Bestimmung, daß sämmt-
liche Pfandbriefe aufgeboten und ausgelost werden müssen. Die Vor-
schrift gilt nicht für alle Banken. Wo sie aber gilt, sind dem Inter-
venten Grenzen gezogen. Deshalb stimmt oft die Größe des Pfand«
briefbetrages einer Bank nicht zu der Summe der im Portefeuille lie-
genden eigenen Stücke. Das größte preußische tzhpothekeninstitut, die
Preußische Central-Bodenkredit-Attiengesellschaft, hatte Ende 1911 in
Pfandbriefen und Kommunalobligationen einen Umlauf von 962 Mil-
lionen, während die Summe der eigenen Schuldverschreibungen im
Effettenbestand nur 12,58 Millionen betrug. Die Größe des Pfand-
briefumlaufs wirkt auch auf die Möglichkeiten des Eingreifens zurück.
Bei einerMilliardeObligationen ist dem Kurs nicht leicht beizukommen.
Jede Intervention hat den Zweck, Abgaben zu verhindern und zu
Käufen zu reizen. Hat das Objekt, dem geholfen werden soll, gute Eigen-
schaften, die nur durch ungünstige äußere Umstände verschleiert werden,
so schadet die Kursfrisur nicht. Der Egoismus des Emissionhauses ist
zu entschuldigen, wenn er dem Wunsch entspringt, falschen und das
Ansehen der verantwortlichen Firma bedrohenden Kursbewerthungen
vorzubeugen. Nur ist es schwer, die richtige Grenze zu finden. Die ber-
liner Bankfirma Samuel Zielenziger, die seit 1852 besteht, ist in Schwie-
rigkeiten gerathen und hat ihre Gläubiger um ein Moratorium bis
zum ersten Juli 1913 ersucht. Zu den Gründungen dieses Hauses ge-
hört die Terrain-Aktiengesellschaft Müllerstraße in Berlin. Die Aktie
war im September 1909 zu 115 Prozent eingeführt worden, nachdem

der Prospekt zunächst von Zulassungstelle und Handelskammer abge»
lehnt worden war. Dividenden sind nie vertheilt worden; das letzte Ge»
schäftsjahr (1911/12) schloß mit einem Verlust von 315««« Mark. Trotz
der fehlenden Rentabilität hielt sich der Aktienkurs fast immer über der
Parigrenze und zeigte eine auffallende Widerstandsfähigkeit gegen die
ungünstigen Strömungen, die sich vom Grundstücksmarkt in den Be-
reich der Terrainaktien ergossen. Noch Ende November wurden 93
Prozent für „Müllerstraße" notirt. Wenige Tage später wurde ei^
nicht sehr großer Aktienposten zum Verkauf gestellt: und man bot noch
nicht einmal 45 Prozent dafür. Nicht lange nachher kam das Stun-
dungsgesuch der Firma Zielenziger. Zwischen ihm und dem Ende der
Kursherrlichkeit gab es einen inneren Zusammenhang: das Bankhaus
Zielenziger hatte vom ersten Tag an den Aktienkurs gehalten. Was
zum Verkauf kam, wurde zu guten Preisen aufgenommen; und dem
Kurs war die Möglichkeit verlegt, ins Gleiten zu kommen. Da die
Firma nicht die Möglichkeit hatte, der Aktie ein breites Absatzgebiet
zu schaffen, so müssen andere Gründe die Stützung des Kurses gefordert
haben. Sie wurden in einer Erklärung der Bankfirma an ihre Gläu»
biger dargelegt. Sie hat von fast allen berliner Großbanken ein Lom»
barddarlehen in der Höhe von 2 Millionen Mark gegen Hinterlegung
von Sicherheiten imGesammtwerth vonSMillionen erhalten. Fn diesen
3 Millionen sind 2,1« Millionen Aktien der Müllerstraße enthalten.
Das geschah vor einem halben Jahr; aber es scheint, daß schon früher
Achnliches zur Beschaffung liquider Mittel geschehen war. Das Bank»
Haus hat also den Aktienkurs gestützt, um den eigenen Kredit zu för»
dern. Viel Freude hat es dadurch nicht erreicht; denn die Gründung
brachte große Verluste. Und es fragt sich, wie das Bankenkonsortium
mit seiner Deckung fahren wird. Der letzte Kurs der Müllerstraßen-
aktic war 43. Die Banken haben das Papier aber zu einem besseren
Preis (6«2/g) beliehen, weil die Börsennotiz zur Zeit des Abschlusses
des Lombardgeschäftes wesentlich höher war. Die Aktiengesellschaft
Müllerstraße hat mit der berliner Grundstücksfirma Mosler S Wersche,
die im Frühjahr 1912 insolvent wurde, in Geschäftsverbindung gestan»
den. Aus dieser Verbindung stammt eine Hypothek, die mehreren Groß-
banken geschuldet wird; darunter sind auch Banken, die später die Ak°
tien lombardirten. So ergiebt sich ein Zusammenhang, von dem ein
Streiflicht auf die Kredite der Bankwelt im Grundstückbezirk fällt.
Der Werth einer Grundstückaktie hängt von den Preisen ab, die
beim Verkauf der Parzellen erzielt werden. Di« Käufer, die bereit sind,
jeden Preis zu bewilligen, müssen ihn auch zahlen können. Sonst bleibt
die Gesellschaft auf ihren Grundstücken sitzen und hat dazu noch Ver-
luste. Die Krisis, die in Groß-Berlin herrscht, ist eine Folge unzurei-
chender Käuferqualitäten. Auf hohe Preise wird eine kaum nennens-
Werths Anzahlung geleistet. Das Baugeld giebt die Gesellschaft aus den
Mitteln der ihr verbundenen Bank; und das Ende vom Lied ist, daß
subhastirt werden muß, weil der „Bauunternehmer", der von vorn her»

ein insolvent war, nicht weiter kann. Die Terraingesellschaft ist dann
mit ihren eigenen Objekten belastet, wenn sie nicht Einen fjndet, der die
Hypothek ausbietet. Große Gesellschaften, wie die Neue Boden (die Er-
bin der Deutschen Grundschuldbank), machen keine anderen Erfahrun-
gen als die kleinste G. m. b. tz. Der Absatz ist sehr schwierig und hohe
Dividende kaum noch zu erschwingen. Die Neue Voden-Aktiengesell-
schaft hat in den letzten drei Iahren je 10 Prozent bezahlt, wird aber
für 1912 nur eine „jedenfalls nicht erhebliche" Dividende geben. Dem
Aktienkurs sieht man die veränderte Lebenslage natürlich an. And oft
führt der Kurs, wi,e einst der von Zielenzigers Gnaden, nur ein Schein-
dasein. Solche Erfahrung lehrt selbst Gläubige den Werth manches
„gedeckten Debitors" in den Bankbilanzen erkennen. Ladon.

Der Große König.

er Staatenkörper Europas ist in einer überaus schwierigen Lage:
MVS er ist wie aus seinem Gleichgewicht gekommen und befindet sich
in einem Zustand, wo er nicht lange bleiben kann, ohne in große Ge-
fahr zu gerathen. Es ist um ihn wie um den menschlichen Körper be-
stellt, der nur durch die Mischung gleicher Theile Säuren und Alka-
lien existiren kann; sobald einer dieser beiden Stoffe vorwiegt, bekommt
der Körper es zu spüren und die Gesundheit wird davon merklich be-
droht. And wenn dieser Stoff noch zunimmt, kann er die Maschine
zu völliger Zerstörung bringen. So muh es die Konstitution dieses
großen politischen Körpers auch zu spüren bekommen, wenn die Politik
und Voraussicht der Fürsten Europas die Aufrechterhaltung des rech-
ten Gleichgewichtes zwischen den Großmächten aus dem Auge verliert:
es entsteht auf der einen Seite Gewaltthätigkeit, auf der anderen
Schwäche; bei dem Einen die Lust, Alles zu überfallen, bei dem An-
deren die AnMöglichkeit, ihn daran zu verhindern; der Mächtigere dik-
tirt Gesetze, der Schwächere ist genöthigt, sich ihnen zu fügen; kurz,
Alles kommt zusammen, um Anordnung und Verwirrung immer
größer zu machen; der Stärkste tritt wie ein angeschwollener Strom
über seine Afer, reißt Alles mit fort und bringt über diese unglückliche
Körperschaft die Gefahr der unheilvollsten Umwälzungen.

Das sind in kurzen Worten die Betrachtungen, zu denen mich der
gegenwärtige Zustand Europas gebracht hat. Wenn eine Macht fin-
det, ich hätte mich mit zu viel Freiheit ausgesprochen, muß sie beden-
ken, daß die Frucht immer etwas nach dem Boden schmeckt und daß ich
in einem freien Lande geboren bin*) und mir also gestattet ist, mich mit

*) Der Verfasser harte die Absicht, diese Schrift anonym in Eng-
land herausgegeben. Das Geburtland, von dem er hier spricht, ist also
England, nicht Preußen.

einer edlen Kühnheit und mit einer Aufrichtigkeit auszusprechen, der
jegliche Verstellung unmöglich ist, mit einer Aufrichtigkeit, welche die
Mehrzahl der Menschen, nicht kennt und die vielleichtDenjenigen straf»
würdig erscheinen muß, die in Knechtschaft geboren und in Sklaverei
aufgewachsen sind.
Ich habe das Gebühren der Politiker Europas betrachtet, ich habe
das System der Höfe aufgezeigt, wie es meiner Einsicht erscheint, und
habe auf die gefährlichen Folgen des Ehrgeizes einiger Fürsten auf»
merksam gemacht, und nun wage ich es, die Sonde noch tiefer in die
Wunde dieses Staatenkörpers einzuführen; ich werde das Uebel bis
zu seinen Wurzeln verfolgen und mich bemühen, seine verborgensten
Ursachen aufzudecken. Wenn meine Bemerkungen das Glück haben,
zu den Ohren einiger Fürsten zu dringen, werden Diese darin Wahr»
Helten finden, die sie aus dem Mund ihrer Höflinge und Schmeichler
nie hätten erfahren können; vielleicht werden sie sogar erstaunt sein,
zu gewahren, wie diese Wahrheiten neben ihnen sich auf den Thron
setzen. Sie sollen also erfahren, daß ihre falschen Prinzipien die gif»
tigste Quelle für alles Unheil in Europa sind. Folgendes ist der Irr»
thum der meisten Fürsten. Sie glauben, Gott habe ausdrücklich und
aus ganz besonderer Aufmerksamkeit für ihre Größe, ihr Glück und
ihren Stolz diese Masse Menschen geschaffen, deren Heil ihnen anver»
traut ist, und ihre Unterthanen seien nur dazu bestimmt, die Werk»
zeuge und Diener ihrer zügellosen Leidenschaften zu sein. Wenn das
Prinzip, von dem man ausgeht, falsch ist, müssen die Konsequenzen bis
ins Unendliche verderblich sein; und daher rührt diese zügellose Liebe
zum falschen Ruhm, daher das glühende Verlangen, Alles zu erobern,
daher die Härte der Steuern, die auf dem Volke lasten, daher die Träg»
heit der Fürsten, ihr Stolz, ihre Ungerechtigkeit, ihre Unmenschlichkeit,
ihre Tyrannei und all die Laster, welche die Menschennatur herab»
würdigen. Wenn die Fürsten diese irrigen Ideen ablegten und wenn
sie bis zur Bestimmung ihrer Würde vordringen wollten, würden sie
sehen, daß der Rang, auf den sie so eifersüchtig sind, daß ihre Erhebung
nur das Werk der Völker ist, daß diese Tausende von Menschen, die
ihnen anvertraut sind, sich keineswegs zu Sklaven eines einzigen
Menschen gemacht haben, nur um ihn schrecklicher und mächtiger zu
machen, daß sie sich keineswegs einem Bürger unterworfen haben, um
Märtyrer seiner Launen und Spielball seiner Willkür zu werden, son»
<dern, daß sie Denjenigen unter sich erwählt haben, den sie für den Ge»
rechtesten hielten/um sie zu regiren, für den Besten, um ihnen ein Va»
ter zu sein, für den Menschlichsten, um sich ihres Unglückes zu erbar»
men und es zu lindern, für den Tapfersten, um sie gegen ihre Feinde
zu schützen, für den Weisesten, um sie nicht zu ihrem Unglück in der»
derbliche Kriege zu verwickeln, für den geeignetsten Mann, die Körper»
schaft des Staates zu repräsentiren, für einen Mann, mittels dessen
die souveraine Gewalt den Gesetzen und der Gerechtigkeit als Beistand
dienen konnte, aber nicht als Mittel, ungestraft Verbrechen zu begehen
und Tyrannei zu üben.

Wenn dieses Prinzip anerkannt wäre, so würden die Fürsten dauernd die beiden Klippen vermeiden, die zu allen Zeiten schuld am Untergang der Reiche gewesen sind und die Welt drüber und drunter gebracht haben, nämlich den zügellosen Ehrgeiz und die erbärmliche Vernachlässigung der Pflichten. Statt unaufhörlich auf Eroberungen zu sinnen, würden diese Götter der Erde nur daran arbeiten, ihrem Volke das Glück zu sichern; sie würden all ihren Eifer darauf verwenden, das Los der Unglücklichen zu erleichtern und ihre Herrschaft mild und wohlthätig zu machen; es müßte dahin kommen, daß ihre Wohl» thaten den Wunsch erregten, als ihr Unterthan geboren zu sein, daß ein edelmüthiger Wettstreit zwischen ihnen entstünde, wer die anderen an Güte und Milde überträfe, daß sie merkten, der wahre Ruhm der Fürsten bestehe nicht darin, ihre Nachbarn zu unterdrücken, nicht darin, die Zahl ihrer Sklaven zu vermehren, sondern darin, die Pflichten ih° res Amtes zu erfüllen und in Allem der Absicht Derer zu entsprechen, die sie mit ihrem Amt bekleidet und von denen sie die höchste Würde anvertraut erhalten haben.

Diese Monarchen sollten bedenken, daß Ehrgeiz und eitle Ruhm» begier Laster sind, die man bei Privatpersonen streng bestraft und die man bei einem Fürsten stets verabscheut.

Wenn die Fürsten sich ihre Pflicht unablässig vor Augen hielten, so würde es nicht dahin kommen, daß sie ihre Obliegenheiten als Etwas behandeln und vernachlässigen, das unter ihrer hohen Würde ist; sie würden das Wohl ihres Volkes nicht blind der Sorge eines Mi» nisters anvertrauen, der pflichtvergessen sein, dem die Begabung fehlen kann und der fast immer weniger am gemeinen Wohl interessirt ist als der Herr. Die Fürsten würden in eigener Person über die Schritte ihrer Nachbarn wachen; sie würden sich mit großem Ernst darauf verlegen, ihre Pläne zu erforschen und ihren Unternehmungen zuvorzukommen; sie würden sich durch gute Bündnisse im Voraus gegen die Politik der unruhigen Köpfe schützen, die nicht vom Erobern lassen können und die wie der Krebs Alles, womit sie in Berührung kommen, zerfressen und verzehren. Die Fürsorge würde die Bande der Freundschaft und die Bündnisse befestigen, die solche Fürsten abschlös» sen; die Weisheit wäre ihr Rath und würde die Anschläge ihrer Feinde zu Schanden machen; sie würden fleißige Arbeit, die sich stets den öffentlichen Nutzen zum Ziel setzte, dem nichtsnutzigen und wollüstigen Leben der Höfe vorziehen.

(Aus den „Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand des europäischen Staatenkörpers", die der sechsundzwanzigjährige Krön« Prinz Friedrich von Preußen niederschrieb. Sie sind zuerst in den Wuvrss ?ostkums8, jetzt, in dem hübschen Bändchen „Drei politische Schriften Friedrichs des Großen", vom Insel-Verlag in Leipzig veröffentlicht worden. Der Preuße, der Deutsche müßte sie kennen.)

ßerausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Karden in Berlin, — Verlag der Zutunst in Berlin, - Druck von Pag S Karleb S m. b, g, in Berlin.